2 268 b

54. Jahrgang 1927/28

Deutscher Hausschatz Sonntag ists

Familienzeitschrift mit Bildern

Herausgeber
Dr. Alfons Heilmann, München

Verlag: Josef Kösel & Friedrich Pustet, München

Buchdruckerei des Verlags Josef Kösel & Friedrich Pustet, Kempten
Made in Germany

Inhaltsverzeichnis

Weltbilderschau des „Deutschen Hausschatz"

Jedes Heft enthält vier Seiten neueste Bilder über Begebenheiten und Persönlichkeiten, von denen man spricht.

Hauptromane

	Seite
Im Zauberbann der Todesstrahlen. Zukunftsroman von Otfrid von Hanstein 1—7, 33—38, 65—71, 97—103, 148—151, 185—189, 221—224, 256 bis 260, 293 — 297, 327 — 331, 363 — 367 .	399—402
Der Pfarrer vom blühenden Weinberg. Roman von Felix Timmermans 133—139, 169—175, 205 bis 210, 241—244, 277—280, 313—316, 349 bis 352	385—388

Sonntagsgedanken / Vom Herausgeber

Die rechte Hausmutter	8
Der gute Hausvater	39
Friede den Menschen	72
Jeder esse sein eigenes Brot	104
Der Jüngling	140
Die Jungfrau	176
Auferstehung	212
Du sollst nicht begehren deines Nächsten Glück .	246
Vom Kleid und Schmuck der Frau	282
Es ist der Herr	318
Im Alltagsleben	354
Zwischen Hoffen und Fürchten	390

Erzählungen

Die letzte Kerze. Von Hans Stiftegger	13—14
Der Goldadler. Aus dem Leben eines Wilderers. Von Franz Friedrich Oberhauser 25—26, 48 bis 50, 83—84	113—114
Der Wahnsinnige in der Kirche. Ein lustiges Trauerspiel. Von Heinr. E. Kromer	28
Vater. Von Carl Marilaun	42—43
Ein Blick ins Dunkle. Von F. Kappler	46
Flocki. Eine Hundegeschichte. Von Hermann Franz 56—58	92
Wie St. Joseph Feuer suchte	74—76
Christnacht in der Werkstatt	76
Ein Weihnachtsgast. Von Selma Lagerlöf . . .	77—80
Hans Huckebein. Von Fritz Lischka	89
Sheridan. Die Geschichte einer Heimat. Von O. Hauser	110—111
Purvo der Rächer. Von Heinz Steguweit . . .	114—116
Mein Freund sehnt sich nach Armut. Von W. Hacker	118—119
Großvater und Enkelin. Von Bernhard Reutlin .	119
Der stille Teilhaber. Von Karl Ettlinger . . .	122—123
Mit flammender Schrift. Von Gustav Halm . .	145
Bis zum letzten Ende. Von Albert Rust	154—156
Der Schächer. Von M. Herodek	158
Schnurren des schwäbischen Eulenspiegels Munding	160
Der Schlauberger. Von Toscho Belja	161
Misericordia. Von Albert Leitich	180—181
Pilatus. Von Heinz Steguweit	192—193
Meine erste Sackuhr. Von Joh. Wunsch . . .	196
Das Licht vom Berge. Von O. Berneder . . .	216—219
Die Glücksgeige. Von Edward Stilgebauer . . .	227—228
Rigoletto. Von F. Frd. Oberhauser	232—233
Todgeweiht. Erlebnis aus meiner Fahrenszeit. Von W. Gr. Schmidt	249—250
Des Talhofbauers Pfingsten. Von O. Berneder 266 bis 268	288—290
Höhere Gewalt. Von Ludwig Schuster	269
Heimkehr. Eine Pfingstgeschichte von Fr. C. Meyer	284
Ein Baum wächst in den Himmel. Von H. Stiftegger	300—301
Die tiefbewegte Braut. Eine ernst-komische Szene. Von Hedwig Fischer	303
Sieg der Mundart. Von Michael Kohlhaas . . .	305
Die Begegnung im Himmel. Von Botju Savoff .	322—324
Der Karawanenführer. Von Frz. Friedr. Oberhauser	336—338
Der Selbstmörder. Von Hans Kahof	340—341
Der Weber. Von Albert Leitich	358—359
Auch ein Mensch. Von A. O. Rust	370—372
Vom alten Veitel Schmuhl. Von K. L. Bauer . .	376
Der unbekannte Tote. Von K. Michaelis . . .	396—397
Der Bürgermeister. Von F. Frd. Oberhauser . .	411—412

Aufsätze mit Bildern

Parzival. Mit farbigen Bildern. Von A. Heilmann	9—12
Mit Raketenmotoren den Sternen zu. Von Max Valier	15—17
Ernstes und Frohes aus dem Kinderland. Von Franz Predeek	18—19
San Marco. Von Carl Marilaun	21—24
Schönheit geht über Zweckmäßigkeit	27
In der Libyschen Wüste. Von Anton Lübke . . .	40—42
Grabdenkmäler berühmter Männer und Frauen .	44—45
Schwarzwald-Frauen	47
Herbsttage im Engadin. Von C. Merlin . . .	51—52
Märchen von der Landstraße. Von Franz Salis . .	54—55
Totenbretter im Bayerischen Wald. Von Ph. Kester	58—59
„Und vom Kindlein gehet ein Glänzen aus . . ."	73
Rauhreifbilder	79
Die Welt vom Fenster aus	81—82
Denkmäler des Glaubens. Von Dr. A. Heilmann	86—87
Album der Erinnerungen. Vom Herausgeber . .	90—91
Das Neueste von der Hausmusik. Von H. Mann .	93
Vom Mädchen- und Frauentum der Japaner . .	105—106
Von alten Schlittenfesten und Prunkschlitten. Von A. Heilmann	108—109
Die neue St. Augustinuskirche in Heilbronn. Von Fritz Schober	112
Seltsame Kakteen und ihre Blüten	117
Bilder der Mutterliebe aus dem Reiche der Tiere	120—121
Von Quallen und Blumentieren. Von Prof. Merkl	141—143
Von indischen Wallfahrern	144
Die Natur im Winter. Von M. Müllner . . .	146—147
Geschichte und Dichtung im modernen Film . . .	152—153
Aus Schnee geformte Kunstwerke	157
Vollendeter Radio-Empfang. Von Dr. A. Mandel	159
Kinder in Volkstracht. Von A. Heilmann . . .	177—179
Pariser Kirchen. Von G. Venzmer	182—183
Das Tal der Zehntausend Dämpfe	190—192
Der österreichische Bildnismaler Amerling. Vom Herausgeber	194—196
Ostergratulanten	211
Vom Osterei. Von Alb. Schweitzer	213
Ostern in Jerusalem. Mit farbigen Bildern. Von Karl Gröber	214—215
Die Fastenzeit der Mohammedaner	220
Exotische Blütenwunder. Von H. Ilm	226—228
Das Geheimnis berühmter Meistergeigen. Von H. Mann	228—229
Zur Rettung gesunkener U-Boots-Besatzungen . .	231
„Der Mai ist gekommen . . ." Von A. Heilmann	247—248
Das Geheimnis von Benin. Von Herbert Kühn . .	251—253

Seite

Riesenhühner 255
Kameradschaft zwischen Kindern und Tieren . . 264—265
Bilder vom Pfingstkirchgang 283
Die Nil- und Wüstenstadt Kairo. Von A. Heilmann 285—287
Der pfingstliche Garten. Von Georg Kaven . . . 291—292
Vererbte Begabungen 298
Die amerikanische Riviera 299
Die Vögel im Volksmund 302
Sicherung des Nachtflugverkehrs 304
Erinnerungen an das gläubige Moskau. Von Dr. B. Poertner . . . . . 319—321
Erntebilder 323
Wie Meister Albrecht Dürer seiner Eltern gedenkt 325—326
Gipsmasken Lebender 332
Die heißesten Gegenden. Von Aug. Knobel . . . 334—335
Internationale Presseausstellung „Pressa" zu Köln 339
Vom Kaffee. Von Marcel Gollé . . . . . 355—358
Alte Hochzeitsverordnungen. Von Dora Zantner . 360—362
Wikinger-Fahrten. Von A. Heilmann . . . . 368—370
Die Silbermöve 373
Einsamkeit und Sportbetrieb am Totenkirchl . . 374
Sevilla . . . . . 391—392
Aus tibetanischen Klöstern . . . . . 394—395
Passionsspiele in Waal 398
Seerosen . . . . . 403—404
Hotel-Paläste in aller Welt . . . . . 406—407
Die Landshuter Hochzeit 1928 409
Dichtung aus dem Glauben 410

Unterhaltendes und Belehrendes

Es will Abend werden. Von O. Klein 14
Segen der Strahlen. Von Th. Blank 17
Warum wir müde werden. Von Franz Tormann . 20
Die Einzige 24
Neues von der Technik. Von Karl Meitner . . . 53
Die Unglückliche von Guatemala 80
Von indischer Fürstenpracht 88
Der geheimnisvolle Schweiger 107
Der Dom. Von K. Schreiber 143
Dies und das 184
Osterbräuche. Von Aug. Knobel 225
Eine nächtliche Feier im Kaisertempel zu Peking . 230
Eine Frühlingsfahrt in Japan. Von Alb. Schweitzer 254
Der Fasan. Von Hedwig Hartmann 261
Das Herz Englands. Von August Weber . . . 262—263
Der letzte Tag. Von Frank Crane 316
Der wandernde Schrecken. Von O. Schönhoff . . 333
Die Hinrichtung zum Vergnügen 338
Hand in Hand 362
Die Weizenblüte 372
Versunkene Städte. Von A. Strukat . . . . . 375—376
Wessen die Welt voll ist. Von Frank Crane . . 388
Jugend. Von Gust. Halm 393
Bettlertricks im Mittelalter . . . . . 404—405
Vogelkonzerte in den Tropen. Von M. Müllner . 408
Tanzwut im Mittelalter 412

Gedichte

Wandersegen. Von Martha Grosse 139
Mein Glaube. Von M. Buchgraber 156
Der himmlische Gast. Von Jakob Kneip 175
Vorfrühling. Von Hermann Berg 210
Mittag. Von Fritz Lischka 268
Sonntag. Von Martha Grosse 290
Kamillen. Von Jakob Kneip 294
Gott überall. Von Frd. Rückert 405

Vollbilder

Seite

Prof. C. L. Jessen: Alte schöne Stube auf Föhr in Nordfriesland. Farbige Kunstbeilage zu Heft 1.
Jos. Führich: Vision der Einwohner Jerusalems vor der Eroberung 5
C. v. Piloty: Der Rat der Drei in Venedig . . . 23
Carlo Dolci: Die heilige Cäcilia. Kunstbeilage zu Heft 2.
C. Fracassini: Die hl. Märtyrer von Gorkum v. J. 1572 37
Schafhirte im Oberengadin 49
F. Perlberg: Stern von Bethlehem. Farbige Kunstbeilage zu Heft 3.
Botticelli: Maria mit dem Kinde und Johannes . 69
Margaret Isabel Dickfee: Der junge Händel . . 85
Prinzeßchen. Kunstbeilage zu Heft 4.
Victor Arlin: Auf der Flucht nach Ägypten . . . 101
Jos. Danhäuser: Die Testamentseröffnung . . . 115
G. Sammartino: Die Bescheidenheit. Kunstbeilage zu Heft 5.
Peter Fendi: Die arme Offizierswitwe 137
Richard Scholz: Genoveva 155
Führich: Der Gang zum Ölberg. Kunstbeilage zu Heft 6.
Quinten Massys: Die hl. Magdalena 173
Frühling in den Bergen 187
Osterblumen um die Bergkirche. Kunstbeilage zu Heft 7.
Die ersten Frühlingsblumen 217
Erste Frühlingsarbeit auf der Bergwiese im Oberengadin 223
Die blaue Grotte von Capri. Kunstbeilage zu Heft 8
John E. Millais: Aus dem Gefängnis entlassen . 256
Karl Philipp Fohr: Romantische Berglandschaft in Italien. Farbige Kunstbeilage zu Heft 9.
Bennewitz v. Loefen: Fronleichnamsprozession . . 280
D. Pauluzzi: Genesen 295
F. Leeke: Der Herrgottsbläser. Kunstbeilage zu Heft 10.
Da sprach Ruth zu Noemi: „Wo du hingehst, gehe auch ich hin!" 317
Schloß Hohenschwangau und Neuschwanstein mit Alpsee und Schwansee 329
Gabriel v. Max: Abendglocken. Kunstbeilage zu Heft 11.
John E. Millais: Tod der Ophelia 353
Denkmal des unglücklichen letzten Hohenstaufers, König Konradin, zu Neapel 364
„An der Quelle saß der Knabe . . ." Kunstbeilage zu Heft 12.
J. Bilivert: Christus und die Samariterin . . . 389
Jung-Schweden in der Tracht von Dalekarlien . . 401

Humor in Wort und Bild

S. 29, 61, 123, 161, 197, 233, 269, 305, 341, 377 413
Anekdoten-Ecke 60

Bücherschau

S. 30, 62, 94, 124, 162, 198, 234, 270, 306, 342, 378 414

Das Reich der Frau

Jedem Heft ist diese vierseitige Frauenbeilage mit neuester Modeschau und Ratschlägen für Küche und Haus beigegeben.

Kinderland

Zweiseitige Beilage für die kleinen Leute in jeder Nummer.

Kunstbeilage zu „Deutscher Hausschatz / Sonntag ist's"

Druck von Josef Kösel & Friedrich Pustet, K.-G., Kempten

Alte schöne Stube auf Föhr in Nordfriesland

Nach einem Gemälde von Prof. C. L. Jessen

Moritz von Schwind — Der deutsche Sagenstrom

Im Zauberbann der Todesstrahlen

Zukunfts-Roman von Otfrid v. Hanstein

Erstes Kapitel.

Es gibt viele Menschen, die abergläubisch sind und sich einbilden, der Freitag bringe Unglück. Weiß Gott, ich muß mich zusammennehmen, um nicht auch abergläubisch zu werden!

Gott sei Dank, viel kann mir heute nicht mehr geschehen; denn es ist schon acht Uhr abends. Es langt aber auch für diesen Tag. Lächerlich: ich habe eine Post wie ein gut gehendes Büro! Ich sehe es meiner Zimmerwirtin, der braven Frau Müllensiefen, an, daß ich durch diese Post in ihrer Achtung erheblich gestiegen bin. Gute Frau Müllensiefen! Wenn sie wüßte! Zwar die Umschläge aller dieser Briefe zeigen die wertvollsten Adressen. Ich bekomme Briefe nur von ersten Firmen. Da sind solche von Borsig, von Krupp, von Siemens und wie sie alle heißen. Schade ist nur eines: daß der Inhalt dieser Briefe immer derselbe ist.

„Geehrter Herr! Zu unserem Bedauern können wir von Ihrem Angebot keinen Gebrauch machen, da in absehbarer Zeit bei uns niemand eingestellt werden kann. Ihre Zeugnisabschriften folgen anbei zurück. Hochachtungsvoll!"

Wahrhaftig, als hätten alle diese Firmen geradezu einen Einheitsvordruck für Antwortbriefe.

Heute früh habe ich drei erhalten. Das waren so ziemlich die letzten. Heute während des Tages habe ich noch fünf Besuche gemacht — keine Aussicht! Und heute abend war ich bei meinem Vormund.

„Mein lieber Junge, du bist jetzt einundzwanzig Jahre alt. Ich will dir gern zugeben, du bist fleißig gewesen. Du hast gute Zeugnisse, du hast dein Examen in der Fachschule sogar mit Auszeichnung bestanden. Aber nun — du bist mündig, und ich habe also die Vormundschaft niedergelegt. Ich habe dir nun noch dein Erbe zu übergeben. Es ist nicht viel, deine Ausbildung hat Geld gekostet, dein Leben auch. Es sind noch dreihundert Mark Rest geblieben, die ich dir hiermit aushändige. Du hast etwas gelernt, bist gesund und kräftig, jetzt mußt du auf eigenen Füßen stehen. Du wirst einsehen, ich habe selbst eine große Familie —"

„Natürlich — ich habe auch nie daran gedacht —"

Er war mir immer ein Fremder geblieben, mein Vormund. Als meine Mutter starb, hatte ich eben mein Einjähriges gemacht. Ich mußte einsehen, daß der Vormund recht hatte, wenn er mir riet, nicht weiter das Gymnasium zu besuchen und lieber schnell Geld zu verdienen. Ich habe drei Jahre praktisch gearbeitet. Bei den Junkerswerken — bei Borsig und bei einem großen Elektrizitätswerk. Dann habe ich zwei Jahre die Beuthschule besucht — jetzt bin ich ohne Stellung!

Ich ging in recht gedrückter Stimmung in meine Wohnung. Was nun? Dreihundert Mark — für zwei Monate würde es reichen, aber — nein — ich mußte arbeiten! Traurig beschloß ich, das Letzte zu tun. — Als junger Ingenieur hatte ich keine Aussicht — ob man mich vielleicht als Monteur oder als Arbeiter einstellte? Oh, meine schönen Pläne!

Ich betrat mein Zimmer. Frau Müllensiefen rief mir nach: „Es ist auch wieder ein Brief da!"

Ich zuckte die Achseln. Von wem? Ich führte doch Buch und strich immer die Namen ab, wenn die Antwort da war — natürlich die abschlägige. Es war nichts mehr zu erwarten.

Ich drehte das Licht an und trat an den Schreibtisch. Wirklich, da lag ein Brief. Grauer Geschäftsumschlag ohne Absender — aus Berlin. Ich riß auf:

„Sie haben sich um eine Stellung bei mir beworben. Ich erwarte Sie heute Montag abend neun Uhr Hotel Adlon. Frank Allister."

Ich las den Brief dreimal, ich schüttelte den Kopf. Ich lief im Zimmer auf und nieder, nahm den Brief und las wieder.

„Frank Allister?" Das war höchst sonderbar — Frank Allister? Das war — je mehr ich darüber nachdachte, um so erregter wurde ich. Frank Allister — das war ja — das — das war auch heut gewesen. Heut nachmittag im Café Bauer. Ich war einen Augenblick eingetreten, um Zeitungen zu lesen. Natürlich nur hinten, die Stellungsangebote. Da war mein Auge auf eine Anzeige gefallen:

„Suche sofort jungen, tatkräftigen deutschen Ingenieur für Ausland. Muß ganzer Kerl sein, muß Genie sein. Bezahlung den Leistungen entsprechend. Nur solche, die wissen, daß sie das sind, was ich brauche, wollen sich melden.

Frank Allister, Hotel Adlon."

Diese Anzeige hatte ich gelesen — mehreremale. Sollte ich auch dorthin schreiben? Das war ja ein Schwindler — oder ein Verrückter — solch eine Anzeige! Ich hatte nicht geschrieben, wenigstens bisher nicht. Ich war doch auch kein Genie. Und nun?

Ich dachte nach. Nein wirklich — ich hatte bestimmt nicht geschrieben. Ich hatte auch mit niemand darüber gesprochen. Gewiß nicht, und jetzt —

„Frau Müllensiefen!"

Sie kam herein.

„Ich bin auf neun Uhr ins Hotel Adlon bestellt!"

„So? Da müssen Sie aber rasch machen."

„Ja, ich geh' sofort."

„Übrigens, es ist heute nachmittag einer da gewesen."

„Wer denn?"

„Das weiß ich nicht. Er sah so aus wie von der Polizei und hat sich nach Ihnen erkundigt. Aber genau."

„Ich habe durchaus keine Furcht vor der Polizei."

„Ich meine ja auch bloß!"

Schon stürmte ich die Treppe hinab, erfaßte gerade den Omnibus. Es war eine Minute vor neun Uhr, als ich bei Adlon anlangte.

Ich verstand natürlich jetzt immer noch nicht und hatte auch durchaus keine Hoffnung. Im Gegenteil. Ich war überzeugt, daß sich einer meiner Freunde einen schlechten Scherz gemacht hatte. Während ich hier in der Hoteltür stand, war mir das ganz klar. Das Kuvert trug keine gedruckte Firma, der Briefbogen auch nicht. Irgendeiner meiner Bekannten hatte das Inserat auch gelesen, hatte den Brief geschrieben, stand wahrscheinlich schon irgendwo in der Nähe und lachte über mein Gesicht, wenn ich wieder aus dem Hotel kam.

Sollte ich gar nicht hineingehen? Unsinn, jetzt war ich hier. Ich hatte ja den Brief.

Ich trat an das Büro und fragte ziemlich schüchtern:

„Ist Herr Allister zu sprechen?"

„Wie ist Ihr Name?"

Ich gab meine Karte, und der Portier las.

„Sie werden erwartet. Boy, den Herrn zu Mister Allister, Zimmer 273!"

Ich erschrak unwillkürlich. Ich mußte mich einen Augenblick an der Tür festhalten. Mir war, als verlöre ich den Boden unter den Füßen. Herr Allister erwartete mich! Wie war das möglich? Dieser einzige Mann, bei dem ich mich nicht beworben hatte?

Wir standen jetzt vor der Zimmertür. Der Boy öffnete; ich trat ein und sah einen hageren Mann von stark amerikanischem Aussehen an einem Schreibtisch sitzen und arbeiten, und während ich eintrat, schlug gerade eine große Uhr im Zimmer mit starkem Schlage die neunte Stunde.

Herr Allister sah auf, warf einen flüchtigen Blick auf mich, auf die große Uhr und auf seinen Taschenchronometer, nickte und sagte:

„Well, setzen Sie sich!"

Ich setzte mich auf den Stuhl neben dem Schreibtisch, den er mir bezeichnete. Dieser Mann hatte in seiner Stimme etwas Seltsames, etwas Trockenes, Tonloses, Unpersönliches.

Er sah nicht auf, während er jetzt sprach:

„Sie haben sich um die Stellung bei mir beworben."

Ich überlegte. Ich hatte mich nicht beworben, es mußte ein Irrtum sein. Sollte ich ihn darauf aufmerksam machen? Sollte ich gewissermaßen mit einer Unwahrheit mir die Stellung erschwindeln? Ich hatte das Gefühl, als ob es gar nicht möglich sei, diesen Mann zu belügen.

„Herr Allister, ich würde natürlich glücklich sein, wenn Sie mich gebrauchen könnten, aber — ich habe mich nicht beworben."

Für einen Augenblick schien es, als husche ein Lächeln über die lederartigen Züge des Amerikaners.

„Sie haben sich doch bei mir selbst beworben, haben es mir gesagt."

„Herr Allister — Sie verwechseln mich!"

„Sie haben es mir heute nachmittag um vier Uhr im Café Bauer mit Ihren Augen gesagt. Ich stand neben Ihnen, als Sie das Inserat lasen. Sie haben sich mit Ihren Augen um die Stelle beworben."

Mir wurde unheimlich.

„Aber wie wußten Sie meinen Namen?"

„Wenn Sie Briefe, die an Sie adressiert sind, herumliegen lassen —"

„Herr Allister —"

„Zeit ist Geld. Ich kann Ihnen nicht alles jetzt sagen. Es ist auch nebensächlich. Ich bin bereit, Sie zu verpflichten. Von heut an. Gehalt monatlich fünfzig Pfund bei völlig freier Station. Verpflichtung Ihrerseits auf drei Jahre. Gehalt steigt alle drei Monat um die Hälfte. Ich bin berechtigt, Sie jederzeit zu entlassen, wenn Sie meinen Erwartungen nicht entsprechen, habe Ihnen aber dann drei Monatsgehalte und die Rückreise zu zahlen. Sind Sie einverstanden?"

Ich war wie vom Donner getroffen. Das war ja eine fürstliche Stellung. Tausend Mark Monatsgehalt? Noch dazu steigend? Und freie Station? Das mußte einen Haken haben. Ich zögerte unwillkürlich.

„Nun? Mehr kann ich nicht bieten —"

„Herr Allister, ich — was ist das für eine Stellung, was wird meine Aufgabe sein?"

„Darüber kann ich Ihnen jetzt nichts sagen. Übrigens, ich bin nur der Bevollmächtigte unseres gemeinsamen Chefs."

„Wer ist dieser Chef?"

„Herr Schmidt."

Ich starrte ihn an und er sah mir ernst in die Augen.

„Ich verstehe. Sie wissen nicht. Sie — junger Mann, ich habe Vertrauen zu Ihnen. Sehen Sie hier. Hier liegen die Angebote, die ich bekommen habe. Es sind heute nachmittag siebenhundertachtundvierzig gewesen. Ich habe sie gelesen und in den Papierkorb geworfen. Sie haben mir gefallen, ich bin bereit, Sie zu engagieren. Ich habe Vertrauen zu Ihnen, Sie müssen es auch zu mir haben. Ich kann Ihnen jetzt nicht mehr sagen. Sie können überzeugt sein, daß es nichts Unehrenhaftes ist, zu dem Sie Ihre Arbeit hergeben sollen, sondern eine Tat von größter und schönster Bedeutung für die Welt. Und nun — ich habe leider keine Zeit. Da ist der Vertrag. Wenn Sie unterschreiben, werde ich Ihnen fünfhundert Mark Vorschuß geben und Sie haben heute um Mitternacht Ihre

Stellung anzutreten. Wenn nicht — nein, ich will Sie nicht drängen. Hier ist der Vertrag. Das eine Exemplar habe ich unterschrieben. Hier sind fünfhundert Mark. Entweder sind Sie heute um Mitternacht auf dem Flugplatz auf dem Tempelhofer Feld an der Maschine, die für Frank Allister bereit ist, oder Sie sind um elf Uhr wieder hier im Hotel und bringen mir das Geld zurück."

„Herr Allister — Sie kennen mich nicht. Sie wollen mir das Geld geben — wenn ich nun weder in das Hotel noch auf den Flugplatz käme?"

„Dann würde ich mit dem Gefühl abreisen, daß ein Deutscher einen Amerikaner betrogen hat. Das wird nicht sein. Und nun — Ich habe zu tun. Good-bye!"*

Ich stand wieder vor dem Hotel. Es war zwanzig Minuten nach neun Uhr. Ich blickte mich unwillkürlich um. Ich suchte meine Freunde, die mir diesen Streich gespielt hatten. Morgen war ja — — der erste April. Natürlich! Da hatte die Bande mich tüchtig hineingelegt. Das war selbstverständlich gar nicht der richtige Mister Allister gewesen, der die Anzeige in der Zeitung hatte. Das war irgend ein Amerikaner, den meine Freunde in das Vertrauen gezogen hatten. Auch der Portier im Adlon war natürlich bestochen! Wo hatten sie nur diese Noten her? Die Geldscheine waren selbstverständlich falsch — irgend ein Karnevalsgeld. — Richtig, da kam ja auch schon Rudolf Sperber! Ich lachte ihm entgegen.

„Herr Frank Allister läßt grüßen. Wo sind denn die andern?"

Er sah mich sonderbar an.

„Du scheinst jetzt besserer Laune zu sein als mittags. Hast du bei deinem Vormund guten Wein bekommen?"

„Das nicht, aber von euch starken Tobak."

„Du bist komisch."

„Was heißt komisch? Ich bin doch auf drei Jahre bei Herrn Frank Allister angestellt. Mit tausend Mark monatlich, freie Reise und was alles. Alter Junge, das weißt du doch viel besser als ich. Hoffentlich merkt der richtige Frank Allister nichts von euerer Frechheit."

Rudolf faßte meinen Arm.

„Aber Fritz, was ist mit dir los? Komm mal mit. Wir sind alle im Patzenhofer in der Friedrichstraße —"

„Natürlich."

Wir sprachen nicht mehr und gingen schnell. Im Hinterzimmer saßen die Freunde. Es war unser kleiner Klub, den wir von der Beuthschule her hatten.

„Da bin ich, das habt ihr großartig gemacht, ihr Halunken."

Sie sahen mich mit verblüfften Gesichtern an. Es erging uns ja allen ziemlich gleich, nur daß die anderen wenigstens noch ihre Eltern hatten. Ich bemerkte, daß Rudolf mit Walter Gerhard flüsterte; dann sahen sich beide prüfend an. Über mich war eine Art Galgenhumor gekommen; ich hob das Glas Bier, das der Kellner mir brachte, und rief: „Es lebe Herr Allister."

Walter trat auf mich zu.

„Was soll denn das mit dem Allister? Rudolf hat mir eben auch schon gesagt."

Ich war etwas ärgerlich.

„Verstellt euch doch nicht. Euer verfrühter Aprilscherz war ja recht nett."

Walter war ernst geworden.

„Ich weiß von keinem Aprilscherz."

„Himmel, tut nicht so! Ihr habt mir doch einen Brief geschrieben und mit Frank Allister unterzeichnet. Ihr habt mich ins Hotel Adlon bestellt. Wo habt ihr denn den Amerikaner herbekommen und die famosen falschen Geldscheine?"

„Von alledem wissen wir gar nichts", wirbelte es durcheinander; „jetzt sage doch mal, was ist los?"

Nun wurde ich selbst stutzig; sie machten so ehrliche Gesichter! Ich zeigte den Brief, den ich bekommen, ich erzählte von der Unterredung im Hotel und endlich legte ich die fünf Hundertmarkscheine auf den Tisch.

Walter Gerhard, der älter war als wir andern, las Brief und Vertrag und sagte dann ernst:

„Wahrhaftig, wir haben keinen Scherz gemacht, wir —"

Ich unterbrach und fühlte, daß meine Lippen zu beben begannen.

„Dann — dann meinst du — das war wirklich Frank Allister — und der Vertrag —"

Walter hatte das Geld noch in der Hand.

„Die Scheine sind echt."

Ich hielt mich an der Tischkante fest.

„Ja, aber dann — aber dann!"

Walter schüttelte den Kopf.

„Sehr merkwürdig. Wohin sollst du denn eigentlich?"

„Keine Ahnung, das soll ich heute abend auf dem Flugplatz erfahren."

„Eine höchst merkwürdige Sache."

Walter griff nach Hut und Mantel.

„Weißt du was, wir gehen noch einmal in das Hotel Adlon, ich komme mit, ich bin dein älterer Freund. Wenn dieser Frank Allister ein ehrlicher Mann ist, wird er verstehen."

Ich drückte ihm dankbar die Hand.

„Wir andern warten, bis ihr zurückkommt."

Es war halb elf Uhr, als wir wieder im Hotel standen. Inzwischen war der Portier, mit dem ich gesprochen hatte, abgelöst und ein anderer da.

„Ist Herr Frank Allister zu sprechen?"

„Wer?"

„Mister Frank Allister?"

Der Portier sah im Buch nach.

„Ist mir nicht bekannt, wohnt hier nicht."

Er wandte sich an andere Gäste, und wir gingen wieder hinaus. Walter faßte besorgt meine Hand.

„Hätte ich den Vertrag nicht gesehen — ich glaubte — du hättest geträumt."

Ich sah ihn entsetzt an.

„Aber was nun, ich habe doch die fünfhundert Mark."

„Wir müssen unter allen Umständen vor zwölf Uhr auf dem Flugplatz sein, da werden wir ja sehen. Wenn man auch da nichts von diesem Allister weiß, dann müssen wir das Geld morgen auf die Polizei bringen."

„Und wenn es doch wahr ist?"

Er sah mich ungewiß an.

„Die Sache ist mehr als merkwürdig."

Ich packte seine Hand.

„Alles gleichgültig. Hier habe ich nichts, mein früherer Vormund hat mir den Stuhl vor die Türe gesetzt. Wenn es stimmt — ich fahre mit, gleichviel wohin."

Walter sah mich ernst an.

„Ich wollte dir nicht raten, aber ich täte es auch."

Es war elf Uhr, wir hatten keine Zeit mehr zu verlieren, wir konnten den anderen Freunden nicht mehr Bescheid sagen. Ich wollte es auch gar nicht; ich wollte sie nicht alle mit auf dem Flugplatz haben, um Zeuge meiner Blamage zu sein.

Wir standen noch immer vor dem Hotel.

„Wir müssen ein Auto nehmen, ich muß doch auf alle Fälle noch einmal in meine Wohnung, wenn ich wirklich reise."

* Adieu!

In diesem Augenblick fuhr ein leeres Auto ganz dicht an uns vorüber.

„Elsasserstraße 26!“

„Ich weiß.“

Wir saßen im Auto.

„Hat der Mann nicht eben gesagt: ‚Ich weiß‘? Wie kann er wissen, wo ich wohne?“

„Unsinn, er meint, er weiß, wo die Elsasserstraße ist.“

Ich sah ihm an, daß er auch nicht recht glaubte, was er sagte.

Es war nur wenige Minuten bis zu meiner Wohnung. Ich warf ganz schnell meine paar Sachen in den Koffer, und wir stürmten wieder die Treppe hinab. Fünfzehn Minuten nach elf waren wir wieder unterwegs.

„Wenn es wirklich sein sollte, mußt du morgen meine Wirtin bezahlen und meinem Vormund Bescheid sagen!“

„Vorläufig abwarten!“

Punkt drei Viertel zwölf waren wir auf dem Flugplatz. Man hatte uns ohne weiteres hindurchgelassen, und als wir jetzt ausstiegen, sahen wir vor uns eine startbereite Maschine.

Ich fragte einen Herrn, der daneben stand:

„Verzeihen Sie, wissen Sie vielleicht, ob hier irgendwo ein Flugzeug für Herrn Frank Allister bereitsteht?“

„Jawohl, diese Maschine.“

Ich hatte das Gefühl, als ob mir eine eiskalte Hand über den ganzen Rücken glitt, und ich sah bei dem Schein der hellen Lampen, daß mein Freund blaß geworden war.

Jetzt kam auch ein Herr hinter dem Flugzeug hervor, in dem ich Frank Allister erkannte.

Er hob flüchtig den Finger an die Mütze.

„Well, ich wußte, daß Sie kommen, wir haben noch zehn Minuten; Sie starten eine Minute nach Mitternacht.“

Ich faßte mir ein Herz.

„Wo soll ich denn eigentlich hinfahren?“

„Um Mitternacht beginnt der erste April. Sie werden am sechsten April vormittags neun Uhr Ihre Stellung antreten. Sie wissen ja, daß Ihr Gehalt bereits um Mitternacht beginnt.“

„Und wo werde ich meine Stellung antreten?“

„In Desert City.“

„Und wo liegt Desert City?“

Frank Allister antwortete, als ob dies die natürlichste Sache von der Welt sei:

„Mitten in der Wüste Australiens.“

Jetzt fuhr mein Freund Walter auf, dem die Sache zu bunt war.

„Mein Herr, ich bin der ältere Freund dieses jungen Mannes. Was haben Sie mit ihm vor? Was ist das für ein Vertrag? Was sind das für seltsame Dinge?“

Herr Allister machte ein verwundertes Gesicht.

„Ich denke doch, das ist ein sehr günstiger Vertrag für einen so jungen Herrn.“

„Sie wollen mir doch nicht einreden, daß mein Freund heut in sechs Tagen eine Stellung mitten in der Wüste von Australien antreten kann?“

Herr Allister sah nach der Uhr.

„Wir haben noch sechs Minuten, also kann ich Ihnen erklären.“

Er nahm ein Notizbuch aus seiner Tasche.

„Von hier bis Australien sind rund dreizehntausend Kilometer. Wir wissen, daß hundertzwanzig Kilometer in der Stunde für ein gutes Flugzeug nicht viel sind. Es läge also gar kein Grund vor, daß diese Strecke nicht in hundertsiebzehn Stunden durchflogen werden könnte. Danach wären Sie also bereits am fünften April abends um neun Uhr an Ort und Stelle. Wir müssen mit dem Zeitunterschied rechnen; denn Sie fliegen nach Osten. Das macht bis Australien neun Stunden. Außerdem werden Sie fünfmal das Flugzeug tauschen, und das kostet wieder jedesmal eine halbe Stunde.

Sie fliegen um Mitternacht hier ab und sind am ersten April um 8 Uhr abends nach dortiger Zeit in Trapezunt am Schwarzen Meer.

Das sind zweitausend Kilometer. Sie fahren um halb neun Uhr ab und sind morgens um sieben Uhr nach dortiger Zeit in Teheran, nur eine kurze Strecke von zwölfhundert Kilometern.

Am dritten April zwei Uhr nachts sind Sie in Heiderabad, das sind zweitausend Kilometer, und erreichen an demselben Tage um Mitternacht Kolombo. Diesmal haben Sie zweitausendsiebenhundert Kilometer durchfahren. Am fünften April sind Sie um dreieinhalb Uhr morgens in Kroe auf Sumatra, und am sechsten April sieben Uhr morgens überfahren Sie den Cambridge-Golf in Australien und landen punkt acht Uhr in Desert City. An den letzten beiden Tagen haben Sie allerdings jedesmal dreitausend Kilometer zu durchmessen. Wenn Sie um acht Uhr in Desert City landen, haben Sie eine volle Stunde Zeit, um sich Ihre Wohnung anzusehen, und es liegt durchaus kein Grund vor, daß Sie nicht um neun Uhr Ihre Stellung antreten können.“

Walter hatte den Arm um mich gelegt; wir konnten kein Wort reden; wir starrten wortlos diesen Mann an, der von einer Reise über dreizehntausend Kilometern quer durch die Luft mit einer solchen Genauigkeit und mit solcher gleichgültigen Selbstverständlichkeit sprach, als hätte er uns einen Fahrplan von Berlin bis Breslau vorgelesen.

„Time, Sir!“*

Vom Führersitz des Flugzeuges her wandte sich uns das Gesicht eines Mannes zu. Ein dunkelbraunes Gesicht mit sehr scharfgeschnittenen Zügen, ein etwas unheimliches Gesicht eigentlich, und auch seine Sprache hatte einen durchaus fremdländischen, orientalischen Klang.

Herr Allister sah nach der Uhr.

„In einer Minute, Sie müssen einsteigen.“

Ich war wie in einem Traum befangen; ich glaube, es ging auch Walter nicht anders. Ich riß einen Hundertmarkschein aus der Tasche.

„Bezahle meine Wirtin!“

Ich konnte nicht weitersprechen, ich fühlte mich in die Kabine des Flugzeuges gehoben; in demselben Augenblick ratterte der Motor los, die Gleiträder streiften Sekunden über den Erdboden, und ehe ich noch an das Fenster treten, meinem Freunde noch einmal zuwinken konnte, erhob sich der Riesenvogel bereits in die Luft, schraubte sich in großen Schleifen in die Höhe und schoß durch die Nacht, das Strahlenmeer der Weltstadt zu meinen Füßen, dahin.

Mein Kopf war wie benommen. Ich empfand keine Freude. Ich hatte das Gefühl, in der Gewalt fremder Menschen zu sein, eine grenzenlose Dummheit begangen zu haben. Es wurde draußen dunkel um uns herum. Das Lichtermeer Berlins verblaßte, und die Nacht nahm uns auf.

Jetzt erst fiel mir ein: Ich war ja allein! Herr Allister war nicht mitgekommen. Ich war ganz allein in der Kabine des Flugzeuges. Ich sah mich um.

Es war für mich durchaus nichts Neues, in einem Flugzeuge zu sitzen, da ich ja ein ganzes Jahr als Volontär bei den Junkerswerken gearbeitet hatte, aber eine so wundervolle Kabine hatte ich niemals gesehen. Innen war alles

* „Gute Zeit, mein Herr!“

Jos. Führich: Vision der Einwohner Jerusalems vor der Eroberung

getäfeltes Holz. Ein großer Klubsessel, der sich durch einige Griffe in einen sehr bequemen Liegestuhl umwandeln ließ, lud zur Ruhe.

Durch die elektrische Beleuchtung war es hell und freundlich in der Kabine. Neben dem Sessel war ein Klapptisch und in der Wand waren eine Anzahl kleiner Schränkchen mit Aufschrift:

„Kalte Speisen" — „Kochendes Wasser" — „Kaffeemaschine" — „Teekanne" — „Wein" — „Eisgekühlte Limonade" — „Bücher und Karten" — „Zeitungen".

Ich war ruhig geworden. Ich war ganz allein in dieser Kabine und nach den Worten des Herrn Allister war für die nächsten zweitausend Kilometer eine Landung nicht vorgesehen.

Jetzt fiel mir ein, daß ich den ganzen Tag über bei allen diesen unangenehmen Überraschungen so gut wie nichts gegessen hatte.

Da man mir diese Kabine anscheinend allein zur Verfügung gestellt hatte, waren also sicher auch die Vorräte in den Schränken, wenn solche vorhanden waren, zu meiner Verfügung.

Ich öffnete den einen Schrank mit der Aufschrift „Kalte Speisen". Hallo! Mister Allister oder sein Herr, der geheimnisvolle „Herr Schmidt" in der australischen Wüste, schien keine schlechte Küche zu haben. Da stand ein höchst appetitlicher kalter Gänsebraten, da hingen Würste, da war saftiger Schinken und Butter und Brot, und aus dem Schrank kam ein kalter Luftzug. Ein Kühlschrank, um alles frisch zu erhalten.

Was sollte ich bescheiden sein? Warum sollte der Gänsebraten nutzlos sein knusperig gebratenes Dasein vertrauern?

Mir fing das Abenteuer an, Spaß zu machen. Was konnte mir geschehen? Ich hatte siebenhundert Mark in der Tasche. Den Rest meines Erbes und den Vorschuß. Im schlimmsten Fall kam ich schon weiter.

Wenn ich bedachte — ich glaubte einen höchst trübseligen Abend in meiner Bude zu verbringen, nur von Sorgen umgeben — und jetzt?

Gänsebraten war nicht häufig in meinem Leben, und es war sonderbar, welche Menge von ihm und — um die guten Dinge nicht zu beleidigen — auch von der Wurst, dem Schinken und dem Käse hinter dem „Gehege meiner Zähne", wie Vater Homer sagt, verschwand. Aber auch der Wein war nicht schlecht, und als ich die Reste wieder sorgsam in den Kühlschrank verstaut, das benutzte Geschirr in dem mit der betreffenden Aufschrift versehenen Spülkasten untergebracht, mir die Weinflasche neben den Ruhestuhl gestellt und eine — dem Zigarrenschränkchen entnommene — gute Zigarre entzündet hatte, außerdem aus dem Bücherschrank die Karten und Reisebücher von Asien gewählt hatte, fand ich mein Dasein nicht nur romantisch, sondern auch recht komfortabel.

Trotzdem dachte ich nach. War ich denn wirklich trotz meiner Jugend solch ein Genie? Daß man aus achthundert Bewerbern ausgerechnet mich aussuchte? Nun, „Herr Schmidt" hatte wohl zu der Menschenkenntnis des Herrn Allister Vertrauen, und wenn Herr Allister mich für ein Genie hielt, warum sollte ich ihm widersprechen?

Immerhin, *ein* Wunder hatte sich ja geklärt. Herr Allister hatte einfließen lassen, daß er mir das Auto vor das Hotel geschickt hatte. Er *war* Menschenkenner, er wußte, daß ich noch einmal in das Hotel zurückkehren würde. Er hatte wohl auch den Portier angewiesen, ihn zu verleugnen.

Warum? Ich merkte, daß meine Gedanken langsamer wurden. Der Tag mit seinen Aufregungen, der starke Wein — das reichliche Essen — was der Stuhl doch bequem war! Das Flugzeug fuhr glänzend, der Motor arbeitete prachtvoll. Das sanfte Schwingen der Kabine war angenehm. Ich war oft geflogen, aber stets draußen im Führersitz — wie weich doch der Sessel war, wie mollig die Decke! Ich gähnte, trank den letzten Schluck, warf den Rest der Zigarre in die Schale und lehnte mich zurück. Von selbst wandelte sich der Sessel in ein Ruhebett und — mir sanken die Augen zu.

„Frau Müllensiefen — Frau Müllensiefen!"

Ich wachte auf. Im Halbschlaf war es mir, als hätte es an die Tür gepocht und als weckte der Wecker. Ich richtete mich auf und sah schlaftrunken umher. Ich hatte keine Ahnung, wo ich war; dann endlich kam mir Erinnerung. Die Kabine — das Luftschiff! Herrgott im Himmel, ich war ja gar nicht in meinem Zimmer; die gute Frau Müllensiefen gehörte der Vergangenheit an — ich war im Flugzeug — ich war — weiß der Himmel, wo!

Ich trat an die Fenster. Ehe ich mich zum Schlafen zurechtmachte, hatte ich die Rolläden geschlossen. Ich drückte einen Knopf, und diese surrten empor, während zugleich das Licht erlosch. Ich sah nach der Uhr. „Acht Uhr morgens."

Ich sah aus dem Fenster. Wir mußten hoch fliegen. Unter mir war eine gewaltige Gebirgslandschaft. Herrliche Wälder ganz in der Tiefe, aus denen wildzackige Felskegel emporstarrten. Berge mit ewigem Schnee, deren Häupter zum Teil von Nebelschleiern verhüllt waren.

Vergessen waren alle Bedenken. Wo war ich? An der Wand hing eine Landkarte. Eine Landkarte des Weges von Berlin bis Trapezunt.

Auf dieser Karte war ein schwarzer Stern, und wie ich genau hinsah, merkte ich, daß dieser Stern ganz langsam vorwärtsglitt. Dieser Stern war das Flugzeug, in dem ich saß, und durch eine automatische Vorrichtung glitt der Stern über die Karte und gab in jedem Augenblick die Stelle der Karte an, die wir überflogen.

Ich hatte die Tschechoslowakei, Polen und Ungarn verschlafen, und unter mir, unter meinen von der bizarren Schönheit dieser Berge trunkenen Augen lagen die Gipfel der Karpathen.

Poesie und Prosa. Ich ging in den kleinen Toilettenraum, wusch mich mit köstlich kühlem Wasser, dann entnahm ich einem Schränkchen eine Thermophorflasche mit trefflichem Kaffee, holte mir eine Büchse mit Milch, Brot, Butter und guten Schinken.

War das ein Leben! Und dabei glitten wir über die Berge, und allmählich öffneten sich diese zu waldigen Hängen.

Wieder ein paar Stunden später. Wir waren tiefer gegangen. Jetzt lag zu meinen Füßen eine große, herrliche Stadt. Leuchtende Kuppeln und Türme, breite Straßen, in denen wie Ameisen Menschen wimmelten, und diese Stadt lag an einem wild bewegten Wasser, auf dem große Schiffe ihre Bahn zogen. Ich sah auf die Karte: Odessa!

Odessa am Schwarzen Meer. Ich flog über Odessa, anstatt in meinem düsteren Stübchen zu sitzen und Bewerbungen zu schreiben, die doch abgelehnt wurden. Ich dachte an Berlin. Was würde Frau Müllensiefen sagen? Jetzt war Walter wahrscheinlich bei meinem Vormund.

Ich saß am Fenster. Das Flugzeug wurde heftig geschaukelt; unter uns war jetzt das Schwarze Meer. Seine Wogen gingen hoch — ich kam mir vor wie im Kino.

Stunde um Stunde. Es wurde langsam Abend. Ich sah einen Uferstreifen.

In meiner Kabine ertönte ein Pfiff — den Rest der Gans hatte ich verzehrt. Vor uns war Land, und das

Flugzeug schraubte sich tiefer. Ich sah eine Küste, die in viele Buchten geteilt war. Vor mir eine Stadt; eine orientalische Stadt mit schlank aufragenden Minaretts. Dahinter in Terrassen ansteigendes Land. Große Kamelkarawanen, die heranzogen, und jetzt flammte in der Kabine ein Transparent auf:

„In fünf Minuten umsteigen in Trapezunt!"

Natürlich in englischer Sprache.

Ich stellte den Koffer zurecht; ich war in großer Erregung. Trapezunt! Fast die äußerste Station der Türkei. Erinnerungen wurden wach. Heimliches Sehnen. Erzählungen phantastischer Reisen.

Die Laufräder knirschten über weichen Sand; der Motor war verstummt; wüstes Schreien war um mich her. Das Flugzeug stand; die Kabine wurde aufgerissen. Ein dunkelhäutiger Kerl stand vor mir. Ein langer weißer Mantel hüllte ihn ein, ein seidener Turban war um seinen Kopf geschlungen. Seine nackten, schwärzlichen Beine schauten unter dem weißen Mantel hervor, und die Fußzehen trugen Ringe.

„Good evening, Mister."*

Er nahm den Koffer; ich stieg aus. Ich stand auf einem großen Platz. Hunderte schreiender, gestikulierender Menschen um mich herum. Alle in orientalisch bunten Gewändern, alle geschäftig und doch niemand etwas tuend.

„Please, Mister!"**

Der dunkle Kerl nahm meine Hand. Ich sah, daß seine Fingernägel mit Hennah gefärbt waren. Vor mir stand ein anderes Flugzeug, ganz dem ersten gleichend.

„Schnell, Mister! Sie hatten eine halbe Stunde Verspätung."

Man schob mich hinein; die Tür wurde geschlossen. Der Lärm schreiender Menschen wurde leiser, die Räder glitten über den Sand, das Flugzeug stieg in die Luft, wie ein Traum aus Tausendundeiner Nacht verschwand das bunte Bild unter mir. Es war der heilige Monat Ramasan; um die schlanken Säulen der Minaretts legten sich Kränze bunter Lichter. —

Alles verschwand, verschwand wie ein Märchen aus Tausendundeiner Nacht. Unter mir lag wüstes Land; im sinkenden Abendnebel sah ich noch eine Karawane langsam in die Wüste hinausziehen. — —

Ich habe wieder geschlafen. Geschlafen, während mein Flugzeug über die Steppen von Kurdistan hinglitt. Es ist morgens. Ich habe wieder Kaffee getrunken, nur daß diesmal das Brot anders schmeckte und statt des Schinkens ein in Öl gebratenes Huhn daran glauben mußte. Ich denke nicht mehr nach; ich habe den Führer meiner Luftdroschke nicht einmal gesehen.

Das Flugzeug selbst glich völlig dem ersten.

Es ist sieben Uhr morgens. Es muß sehr heiß draußen sein. Unter mir tauchen kleine Häuser auf. Mohammedanische Moscheen, schlanke Minaretts, leuchtende Paläste.

Die Karte leuchtet wieder auf: Teheran, die Hauptstadt von Persien. Wieder der Halt. Wieder Menschen in Menge, nur daß es diesmal ernste Perser sind mit feierlichen Gesichtern.

Wieder der rasche Umstieg. Ich hätte weinen mögen. Teheran! Die Stadt des Pfauenthrones, und kein Aufenthalt, sie zu genießen!

Wieder die Wüste. Ewige, einsame Wüste, über der unbarmherzige Sonne brennt. Die Fahrt ist ermüdend. Durch die Wände der Kabine dringt die Glut der Sonne. Der Motor arbeitet im gleichmäßigen Takt. Das Schiff gleicht dem andern, nur daß diesmal Hammelfleisch in scharfer Currysauce und Reis das Mittagsmahl bilden, das in dem Thermophortopf für mich bereit steht, daß köstliche fremde Früchte mich locken, und daß ich nicht nach Wein, sondern nach eisgekühlter Limonade greife.

Die Wüste verschwindet; unter mir sind wieder wilde Berge mit furchtbaren Schrofen und Gipfeln. Reiter auf kühnen Pferden in phantastischen Gewändern reiten den Pässen zu: Afghanistan, das Land der Geheimnisse. Ich kann keine Einzelheiten erkennen, wir sind zu hoch.

Es wird später Abend. Der zweite Abend, den ich auf meinem Weltflug erlebe. Ein großer Fluß unter mir, Städte mit herrlichen Palästen, weiß leuchtende Marmortempel an schimmernden Gewässern und umgeben von Palmenhainen. Ich vergesse das Essen; das Flugzeug senkt sich tiefer — zu meinen Füßen liegt Indien.

Um Mitternacht wieder der Wechsel. Diesmal sanfte Hindus mit bräunlichen Körpern und guten Rehaugen.

Wieder die Eile, wieder die Sehnsucht in meiner Brust; aber schon knirschen die Räder, schon schweben wir über dem schimmernden Märchentraum von Haiderabad. — —

Es war früher Morgen, als wir über dem Häusermeer von Bombay dahinglitten. Es war ein Tag herrlicher Wunder, und mitleidslos jagte das Flugzeug dahin. Es wurde wieder Abend, als wir die Küste erreichten; dann glitten wir hinaus auf das Meer, das sich mit majestätischen Wellen zu unseren Füßen wälzte.

Mitternacht! Ich fahre aus sanftem Schlummer. Unter mir noch immer das Meer. Kein Schiff, nur darüber der volle Mond und die Sterne. Wenn jetzt der Motor versagte!

Zwei Uhr morgens. Die Küste taucht vor uns auf. Wir fahren an ihr entlang. Dichte Urwälder, schroffe, zerrissene Felsenküsten. Wir sind wieder sehr niedrig. Bisweilen taucht eine Siedlung auf. Ein Farmerhaus, ein Dorf nackter Eingeborener. Die Karte belehrt mich: Das herrliche Eiland zu meinen Füßen ist Ceylon und die Stadt, die ich jetzt erblicke, Colombo, das Paradies der Erde.

Noch ein Tag, ein ganzer Tag, über das Meer dahinfliegend, dann eine letzte Landung. Ein Dorf, wenige, nackte Eingeborene um uns herum. Kroe auf Sumatra.

Letzter Tag, letzte Nacht. Am ersten April bin ich bei Tagesbeginn aus Berlin abgeflogen, heut ist der Abend des fünften — morgen —!

Auch der Morgen beginnt. Ganz früher Morgen. Sieben Uhr. Genau, wie es Herr Allister vorausjagte. Unter mir wilde Küste, eine Bucht ohne Stadt. Die Cambridgebay, und das Land ist Australien.

Trostloses Land. Trostlose Wüste, bisweilen von wildem, dichtem Busch überwuchert.

Das Flugzeug senkt sich zur Erde. Ein Mann öffnet die Tür. Ich steige aus. Ich schwanke. Ich bin landkrank, denn mein Körper hat sich an die Bewegungen des Flugzeuges gewöhnt. Ich sehe mich um. Ein heißer Wüstenhauch kommt mir trotz der Frühe des Morgens entgegen.

Ein paar armselige Eingeborenenhütten stehen da — ein paar ebenso elende Wellblechhütten.

Der Mann lächelt: „Please, Desert City."*

Mir sinkt unwillkürlich der Mut. Das ist Desert City?

Der Mann redet englisch weiter.

„Acht Uhr. Mister Schmidt erwartet Sie um neun Uhr in seinem Büro."

Müde und mutlos folge ich dem Mann, der mich einem der trostlosen Wellblechhäuser zuführt.

(Fortsetzung folgt.)

---

* „Guten Abend, Herr!" — ** „Bitte, mein Herr!"

* Bitte, die Wüstenstadt.

Die rechte Hausmutter / Vom Herausgeber

Das Wunderbarste, was Gott über seine große Schöpfung ausgegossen hat, ist die Mütterlichkeit: der Geist der unermüdlichen, alles opfernden, alles duldenden, alles verzeihenden Liebe. Während sonst jedes Lebende den unausrottbaren Trieb und Drang nach Selbsterhaltung, Selbstbefriedigung und Selbstbeglückung hat, scheinen die von dem erhabenen Gefühl der Mütterlichkeit ergriffenen Wesen sich selber ganz zu vergessen und ihre einzige Lust darin zu finden, für ihre Kinder zu sorgen, zu arbeiten, zu entbehren, zu leiden. Schau einer Vogelmutter zu! Sie lebte das Jahr über nach Lust und Laune auf Baum und Strauch, in Feld und Wald, nur an sich und ihre Wünsche denkend, nur sich ernährend und ergötzend. Aber nun kommt die Mütterlichkeit über sie. Da kehrt sie heim zu ihrem Nest und beginnt mit unendlicher Sorgfalt, Umsicht und Liebe eine weiche und warme Wohnung für die erwartete Brut zu rüsten. Dann sitzt sie wochenlang über den Eiern, aller fröhlichen Vogellust entsagend, oft durch Entbehrungen bis zum Skelett abmagernd. Und dann müht und plagt sie sich abermals wochenlang mit der Atzung und Aufzucht der hilflosen Jungen, die ihr die hungrigen Schnäbel entgegenstrecken, und lehrt sie zuletzt fliegen und weist ihnen den Weg in die weite Welt.

Du kleines Vogelherz, wer gab dir diese wunderbare, heilige Liebe? — Du empfingest sie von demselben Schöpfer; der sie in das Herz meiner Mutter legte, daß sie mich unter Leid und Beschwerden, doch in selig-süßer Hoffnung trug und gebar, hegte und pflegte, an meiner Wiege wachte und betete, all die hundert Bedürfnisse meines Körperleins stillte, mich mit dem Wärmsten und Schönsten kleidete und mit dem Bekömmlichsten ernährte, das ihre Liebe ersinnen und ihre Geldmittel erschwingen konnten. Und es war nicht die rasch verfliegende Liebe einer Vogelmutter: seit mehr als vierzig Jahren umsorgt und umhegt mich diese Liebe. Sie hat das Kind, den Jüngling und den Mann auf Händen getragen, hat mit ihm gehofft und gebangt, hat ihn Tag für Tag und Jahr für Jahr mit tausend Zärtlichkeiten und Beweisen der Anhänglichkeit überschüttet und ist jetzt noch mit ihren allgegenwärtigen, die kleinsten Wünsche erspähenden Augen in seiner Nähe. Und ich weiß: noch ihr letzter Gedanke in diesem Leben wird ihrem Kinde gelten.

Verzeihet dem, der soviel Liebe und Güte aus seiner Mutter Herz und Hand empfing, daß er so begeistert von dem Besten und Schönsten redet, was die Erde kennt: von der Mutterliebe!

Ach, und nun sehe ich um mich ein Geschlecht von Mädchen und jungen Frauen, die dieses Herrlichste als altmodisch verlachen; denen das stille, sorgenvolle Walten der Mutter im Haushalt der Familie langweilig und abstumpfend erscheint; die vor allem für ihr eigenes Leben etwas haben, alles mitmachen und das Leben genießen wollen. Das Sinnen und Trachten solcher Mädchen ist nicht auf die Vorbereitung für den Hausfrauenberuf gerichtet, sondern auf die Erlernung von überflüssigen Kunstfertigkeiten, mit denen man vor fremden Menschen glänzen, an Gesellschaften und Festlichkeiten außerhalb des eigenen Heimes teilnehmen und sich in jeder Weise amüsieren kann. Sie können musizieren und tanzen, turnen und schwimmen und verstehen jegliche Art von Sport und Spiel der Männer; aber viele von ihnen sind nicht imstande, ein schmackhaftes Mittagsmahl zu bereiten, die Wäsche ordentlich zu waschen und auszubessern und die sonstigen alltäglichen Hausfrauenpflichten zu erfüllen. Braucht man sich da zu wundern, daß soviele heutige Ehen schlecht ausfallen und unglücklich enden? Ein Engel von Mann mag ein so verkehrt erzogenes Mädchen heiraten: es kann nicht gut gehen; denn auch der beste Mann kann eine schlechte Hausfrau nicht ersetzen.

Nur wenn die Mutter gern und still in der Familie bleibt und darin arbeitsam ihren Verpflichtungen nachgeht, ist häuslicher Wohlstand und Friede möglich. Umsonst ist aller Fleiß des Mannes, wenn die Frau vergnügungssüchtig, eitel, prunkliebend und verschwenderisch ist. Die Mutter muß häuslich sein: sie soll die größte Behaglichkeit im Hause mit den billigsten Mitteln zu erreichen suchen, soll mit dem geringsten Aufwand nahrhaft und schmackhaft kochen, für schöne Wäsche und Bekleidung sorgen. Gedankenlose Frauen, welche die Hauswirtschaft nicht richtig erlernt haben, können in einer Stunde mehr Geld zum Fenster hinauswerfen, als der Mann in sechs arbeitsreichen Tagen zu verdienen vermag. Und eine wahre Schande für ein Hauswesen ist eine Frau ohne Ordnungsliebe und Sinn für Reinlichkeit. Der Besucher erkennt beim ersten Blick in die Stube, was er von der Frau zu halten hat, die in diesen Räumen waltet.

Daß das häusliche Glück von der unbedingten Treue und Herzensreinheit der Gattin abhängt, brauche ich einer christlichen Mutter nicht zu sagen. Kein leiser Hauch eines spielerischen Gedankens oder Gefühles darf den Spiegel ihrer Seele trüben, sonst ist es um den volltönenden Einklang der elterlichen Herzen geschehen. Das Feinste und Zarteste im Frauenherzen aber ist die Religion. Aus inniger Frömmigkeit allein erwachsen die Wunder der Frauen- und Mutterliebe, die ja stets mehr Freude schenken muß, als sie selbst empfangen kann. Nur eine tiefgläubige Frau vermag die schweren Pflichten ihres mütterlichen Berufes, das aufreibende Einerlei der Hausarbeiten und die Stunden der Heimsuchung, die über jede Familie kommen, geduldig und freudig zu ertragen. Nur aus dem täglichen Gebet gewinnt die Mutter jene rührende Güte, die allen alles zu sein bemüht ist: dem Gatten eine Freundin und Gehilfin in Freud und Leid des Lebens, eine teilnehmende Beraterin auch in seinen männlichen Berufsangelegenheiten und eine wahre Priesterin in den Fragen seiner Seele; den Kindern eine unermüdlich besorgte Wärterin bei Tag und Nacht, eine liebreiche Helferin in all den kleinen Anliegen des Leibes und des Herzens, eine Erzieherin zu gesundem, tüchtigem und frohem Leben und noch in späten Tagen, wenn das Haar ihres Hauptes schon vom Schimmer der Ewigkeit umleuchtet ist, eine trostspendende und beglückende Zufluchtsstätte. Glücklich, wem Gott für dieses Erdenleben eine solche Gattin oder Mutter gab!

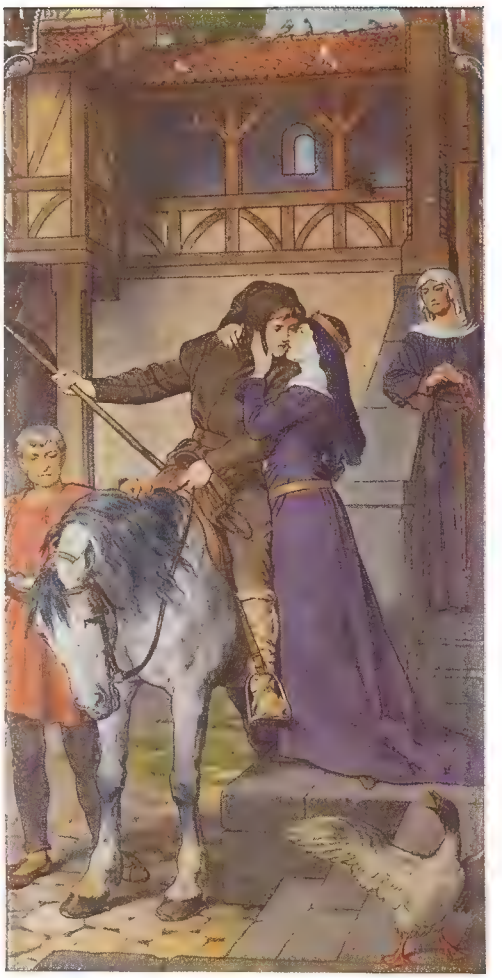
Parzival

Von Alfons Heilmann

1. Parzival begegnet den Rittern

Die Parzival-Dichtung Wolframs von Eschenbach ist der älteste und schönste deutsche Lebensroman. Über sieben Jahrhunderte herüber klingt dieses wundersame Lied der deutschen Seele in unsere lärmende Zeit, wie Glockenklang aus weihevoller Waldesstille.

Die Königin Herzeleide hat sich nach dem Tode ihres Gemahls, des Königs Gamuret, der als ritterlicher Helfer vor Bagdad durch Verrat gefallen ist, mit ihrem Kinde Parzival in die Waldeinsamkeit von Soltane zurückgezogen. Sie will den Sohn vor dem gefährlichen Rittergeiste seines Vaters bewahren; niemand soll ihm ein Wort von der glänzenden, trügerischen Welt und ihrem Leide sagen! So wächst der Knabe einsiedlerisch heran und wird nur des stillen Waldlebens inne und seines Getiers. Doch sein Herz wird übervoll von deutscher Fühlsamkeit: er bricht in Tränen aus, als er, der tödlichen Wirkung unbewußt, mit seinem Bogen ein Vöglein erlegt hat und merkt, daß es nun nicht mehr singen kann.

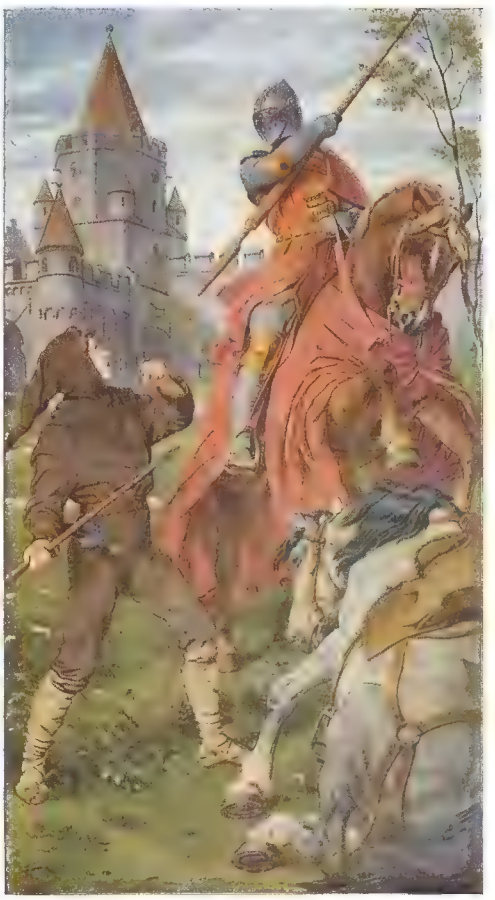


2. Parzivals Abschied von der Mutter

Seitdem lauscht der zum Jüngling heranwachsende Parzival, am liebsten unter den Bäumen liegend, dem Gesang der Vögel. Und bald packen ihn die Wehen jugendlicher Sehnsucht, daß er im Überschwang seiner Gefühle manchmal weinend zur Mutter eilt, um ihr sein Leid zu klagen. Welches Leid? Er weiß selber nicht, was sein Herz so traumhaft-sehnsuchtsvoll umfängt!

Da öffnet sich ihm eines Tages unerwartet die große Welt. Auf schmalem Waldespfad begegnen ihm drei Ritter in glänzender Rüstung auf feurigen Rossen. Parzival fällt ins Knie; denn er hält sie in seiner Einfalt für himmlische Erscheinungen (Bild 1). Aus ihrem Munde erfährt er nun von dem Berufe und der Herrlichkeit des ritterlichen Lebens.

Eine mächtige Wander- und Abenteuerlust erwacht von dieser Stunde an in der Seele Parzivals, daß ihn die Mutter nicht mehr halten kann. Sie läßt ihn schweren Herzens ziehen. Doch sie gibt ihm als Reisegewand ein Narrenkleid, hoffend, daß er in diesem Aufzug bald verlacht und enttäuscht nach Hause heimkehren werde. Tränenüberströmt küßt Herzeleide den Scheidenden (Bild 2) und läuft ihm nach, da er von dannen reitet. Und wie er ihren Blicken entschwindet, sinkt sie ohnmächtig zusammen und stirbt vor Weh.



3. Parzival besiegt den roten Ritter

Parzival aber stürmt ahnungslos voll Tatendrang in die Welt hinaus. Nach verschiedenen Abenteuern gelangt er an den Hof des Königs Artus, wo ein glänzendes Ritterleben herrscht. Mit seiner seltsamen Kleidung und seiner Einfalt erregt er die Neugier der Ritter und Damen. Durch seinen Zweikampf mit dem roten Ritter (Bild 3), der einen Becher aus des Königs Artus Tafelrunde geraubt hatte, gewinnt er dessen Roß und Rüstung. Von dem weltweisen Gurnemanz wird er nun auch im ritterlichen Gebrauch der Waffen und in höfischer Zucht unterwiesen. Stolz reitet Parzival jetzt von dannen, um sich durch kühne Taten der Aufnahme in die Ritterschaft des Königs Artus würdig zu machen.

Bald gelangt er zu einer Stadt am Meere, wo die Fürstin Kondwiramur von einem Ritter, der sie zur Gemahlin begehrt, belagert wird. Parzival befreit Kondwiramur und

5. Parzival sieht zum erstenmal den heiligen Gral

gewinnt ihre Hand. Doch er vergißt auch in seinem jungen Eheglücke nicht der großen Taten, die er zu vollbringen sich vorgenommen hat. Auch packt ihn zu dieser Zeit das Heimweh nach seiner Mutter, von deren Tod er noch nichts weiß. So reitet er an dem Tage so weit, wie kaum ein Vogel fliegen kann. Des Abends gelangt er zu einem See, wo er in einem Kahne einen reichgekleideten Mann gewahrt, der traurigen Gemütes scheint (Bild 4). Von ihm wird Parzival auf seine Burg geladen, wo ihm niegesehene Herrlichkeit und Pracht entgegenstrahlt. In einem weiten Saale, von hundert festlichen Leuchtern wundersam erhellt, sitzen auf kostbaren Ruhebetten vierhundert Ritter. Auf drei Marmorherden brennt Aloeholz in wohlriechenden Flammen. An dem einen derselben hat der sieche König Amfortas — er ist es, den Parzival am See getroffen — Platz genommen. Und jetzt geschieht das Wunderbare! Es öffnet sich eine stahlblanke Türe, und vier in dunklen Scharlach gekleidete Fürstinnen treten ein mit goldenen Leuchtern, gefolgt von acht Jungfrauen in grünem Sammet, die eine funkelnde Tischplatte von edlem Granit hereintragen, und andere mit silbernen Gefäßen. Weitere sechs Jungfrauen geleiten die Königin in den Saal, deren Antlitz von einem zauberhaften Glanze strahlt: Repanse, die jungfräuliche Herrin, trägt auf grünseidenem Kissen ein Gefäß von funkelndem Stein mit dem heiligen Gral, „der irdischen Wünsche höchstem Ziel". Sie stellt das kostbare Gefäß vor dem König nieder und zieht sich zurück (Bild 5).

4. Parzival trifft den traurigen Fischer

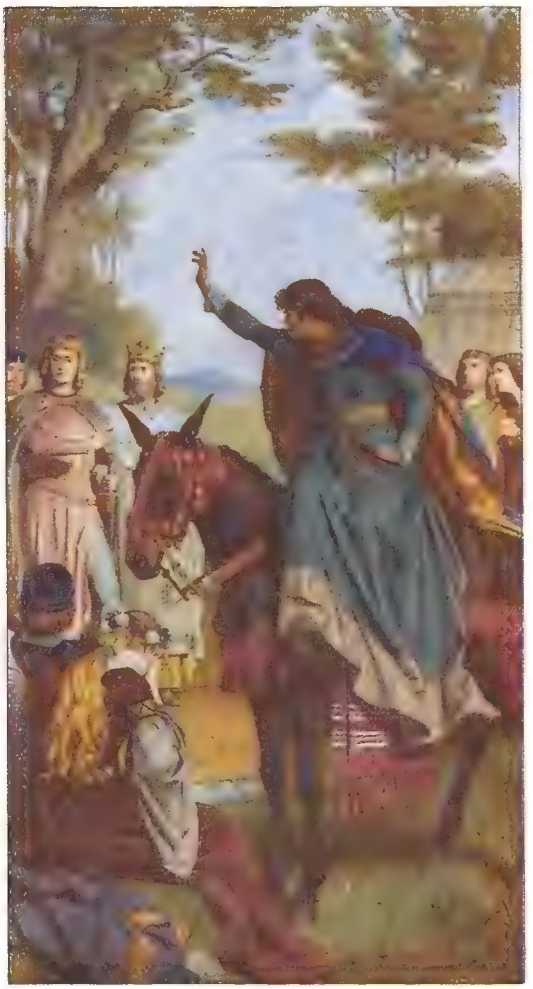
Inmitten dieser Herrlichkeit liegt der kranke König wie ein Sinnbild tiefsten Erdenleides. Und als eine bluttriefende Lanze von einem Knappen

6. König Amfortas bleibt unerlöst

durch den Saal getragen wird, brechen alle Ritter in Wehklagen aus. Man erwartet nun von Parzival, dem durch merkwürdige Schicksalsfügung auf die Gralsburg Gekommenen, daß er durch eine mitleidige Frage nach dem Leiden des Amfortas den König von Schuld und Krankheit erlöse, wie es eine Weissagung verheißt. Doch Parzival bleibt stumm. Sein ritterlicher Lehrmeister Gurnemanz hat ihn gelehrt, daß man alles vorwitzige Fragen lassen soll. Wehmütige Trauer befällt die Anwesenden, und schweigend trägt die Königin das leuchtende Gefäß mit dem heiligen Gral wiederum aus dem Saale (Bild 6).

Am andern Morgen findet Parzival, dem für die Nacht eine Ruhestätte von köstlicher Pracht bereitet worden war, die Burg wie ausgestorben. Nur ein Knappe öffnet ihm das Tor und verhöhnt ihn ob seines törichten Benehmens. In tiefen Gedanken verläßt Parzival den Bereich der

Gralsburg. An einer Stelle des Weges, den er dahinreitet, sieht er im Schnee drei Blutstropfen von einer angeschossenen Taube; diese erinnern ihn an den Abschied von seiner Gattin Kondwiramur, „als zwei Tränen standen in ihren Augen und eine auf ihrem Kinn". Und er kommt von diesem schwermütigen Grübeln nicht mehr los, bis ihn Ritter von der Tafelrunde an der Stelle der drei Blutstropfen treffen und wieder mit an den Hof des Königs Artus nehmen. Doch auch hier verfolgt ihn das Unheil: während eines festlichen Gelages im Grünen vor der Burg reitet plötzlich



7. Kundrys Fluch über Parzival

Kundry, die Gralsbotin, herbei und schilt den König, daß er den Toren Parzival, der den kranken Gralskönig nicht von seinem Leid erlöste, unter seine Ritter aufgenommen habe. Dann reitet sie hin vor Parzival und klagt ihn an, daß er dem siechen König, der ihm seines ganzen Jammers Bild gezeigt, kein Erbarmen erwiesen und ihn nicht durch sein Fragen erlöst habe (Bild 7).

„Verworfner Ihr, Herr Parzival,
Ihr saht doch, wie man trug den Gral,
saht schneidend Silber, blut'gen Speer.
Ach, das verwind' ich nimmermehr,
daß er, den Herzeleid geboren,
an Schmach und Schande ging verloren!"

Im Innersten erschüttert, verläßt Parzival den Hof des Königs Artus. Gott und der Heimat feind, trotzig und verzagt, von Zweifeln durchwühlt, wandert er nun ruhelos vier

8. „Weißt du nicht, daß heut der heilige Karfreitag ist?"

Jahre lang umher. Da trifft er eines Tages unterwegs eine Ritterfamilie in Bußgewändern (Bild 8): der greise Ritter bedeutet ihm, daß heute der heilige Karfreitag ist, an dem es sich nicht geziemt, in Waffenschmuck einherzureiten. Ergriffen legt Parzival Schild und Speer von sich und lauscht. Und der alte Ritter, der Parzivals Seelennot durchschaut, verweist ihn zu dem Klausner Trevrizent. So reitet Parzival nachdenklich mit hängendem Zügel zur Klause bei dem wilden Quell, wo Trevrizent, der Weise, haust, der sich von schlechter Speise nährt, auf Wein und Brot verzichtet und, was Blut hat, nicht berührt.

9. Beim Klausner Trevrizent

„Sobald der Klausner ihn ersah,
‚Weh, Herr,' begann er, ‚was geschah
Euch Schlimmes in der heil'gen Zeit?'"

Parzival schüttet sein Herz dem Einsiedler aus und erzählt von seinem Kämpfen, Leiden und Suchen nach dem heiligen Gral. Und durch den Zuspruch des Klausners wird er zum demütigen Büßer, zum neuen Menschen, der wieder auf Gott vertraut. Er erfährt von Trevrizent auch das Geheimnis des heiligen Gral und wie er den kranken Amfortas erlösen kann (Bild 9).

Ernst und gesammelten Sinnes zieht Parzival nach dieser Einkehr weiter. Er läßt sich nun nicht mehr vom Ruhme weltlicher Ritterschaft beirren und reitet gleichmütig an den um das Wunderschloß des Zauberers Klingsor kämpfenden

Rittern vorüber. Nach Höherem geht jetzt die Sehnsucht seines Herzens.

Abermals besteht er mannigfache Kämpfe und gelangt hierauf wieder an den Hof des Königs Artus, wo er mit Jubel empfangen wird. Hier tritt ihm noch einmal die Gralsbotin Kundry gegenüber: Vor versammelter Ritterschaft fällt sie ihm zu Füßen (Bild 10) und verkündet, es sei eine Wunderschrift am Stein des heiligen Gral erschienen, daß Parzival des Grales König sein solle. Und sie berichtet weiterhin, daß seine Gattin Kondwiramur nach seinem Weggang ihm ein Zwillingspaar geboren habe: Lohengrin, der zu seinem Nachfolger im Gralskönigtum bestimmt sei, und Kardeiß als Erben seiner irdischen Reiche. Welch unerwartete Wendung der Dinge!

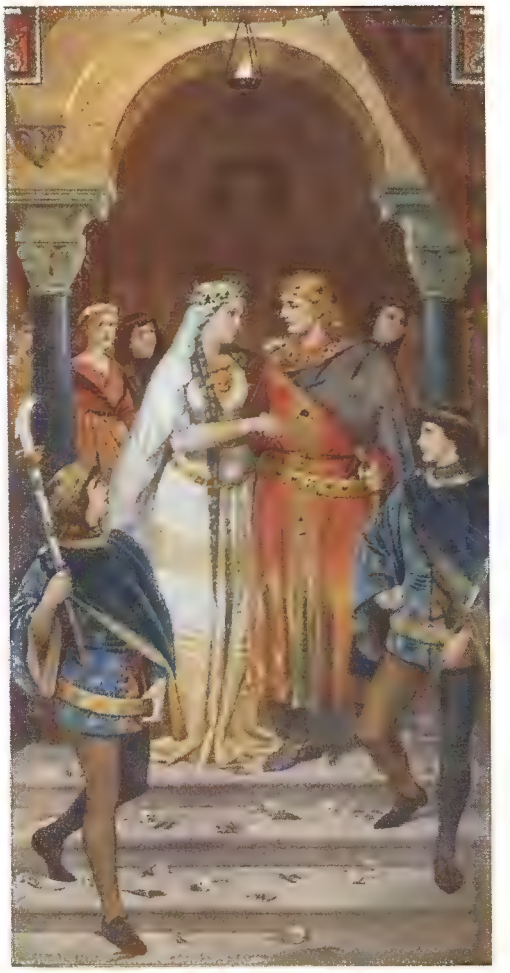
„Den Augen Parzivals entquollen
Da Tränen, die vom Herzen schwollen:
Hält Gott mich sünd'gen Menschen wert,
Daß er so Großes mir gewährt.
Und meine Gattin, ist auch sie,
Und hab' ich Kinder, sind auch die
Zu gleichem Glück mit mir geladen,
So will Gott herrlich mich begnaden!"

Eilends bricht Parzival auf, zieht zum zweiten Male in die Gralsburg ein und erlöst durch die Frage nach seinem Leiden den König Amfortas. Dann nimmt Parzival selber von dem Königtum des heiligen Gral Besitz.

10. Kundrys Freudenbotschaft

Zur höchsten Krönung der Freude wird Kondwiramur mit ihren beiden Söhnen gerufen (Bild 11). Parzival reitet ihnen entgegen. An derselben Stelle, wo er einst beim Anblick der drei Blutstropfen in brennendem Schmerze seines verlassenen Weibes gedacht, trifft er nun mit Gattin und Kindern zusammen. Nachdem er in einer festlichen Messe Gott gedankt und den Sohn Kardeiß zum König seiner weltlichen Besitzungen eingesetzt hat, zieht er mit Kondwiramur und seinem Sohne Lohengrin auf die Gralsburg Monsalvatsch.

Sie reiten lange durch dunklen, nächtigen Tann. Plötzlich funkeln ihnen so viele flammende Kerzen entgegen, als stünde der Wald in Brand. Sie sind in die Nähe der Gralsburg gelangt. Droben im Burghof stehen Scharen von Rittern und edlen Frauen zum Empfang bereit. Kondwiramur steigt vom Pferde, und mit ihr kehrt die hier so lang entbehrte Freude wieder ein. Alles rüstet jetzt zum großen Freudenfeste, daß man, nachdem die Tage der Trauer vorüber sind, im Pallas der Burg den Gral vor den Augen der Ritterschaft enthülle.



11. Parzival und Kondwiramur

Wieder lodern da die duftenden Feuer auf den Marmorherden im lichtstrahlenden Raume. Sitz an Sitz reiht sich die Ritterschaft als festliche Umrahmung um das neue Gralskönigspaar: Parzival und Kondwiramur. Und nun folgt wieder die wundersame Szene, die Parzival einst als junger Tor auf Monsalvatsch erleben durfte. Heute aber wird sie ihm selbst zur herrlichsten Erfüllung. „Einzogen feierlich gereiht die Jungfrauen von des Grals Geleit."

In ihrer Mitte schreitet wiederum Repanse, die jungfräuliche Herrin. Sie blüht heute wie ein Maientag. Und in ihren Händen strahlt das kostbare Gefäß mit dem heiligen Gral. Vor Parzival und seiner Gemahlin stellt sie es nieder. Und so feiert Parzival mit seiner Ritterschaft zum ersten Male das Geheimnis des heiligen Gral, den zu hüten von diesem Tage an seine ernste Lebensaufgabe ist.

Auch Amfortas, der bisherige Gralskönig, durch Parzivals mitleidsvolle Frage von seinem Siechtum geheilt, hat dieses Fest mitgefeiert. Von jetzt an weiht er sich als einfacher Ritter dem Dienste Gottes zum Schutze des heiligen Gral. Nachdem er durch Hoffart des Königtums auf Monsalvatsch verlustig gegangen ist, will er in Demut dienen, dem Reichtum und der Frauenminne entsagend.

Das ist Parzivals Leben: Leid und Glück. Wolfram von Eschenbach schließt seine Dichtung mit den Worten:

„Wes Leben so sich endet, daß er Gott nicht entwendet
Die Seele durch des Leibes Schuld und er daneben doch die Huld
Der Welt mit Ehren sich erhält: der hat sein Leben wohl bestellt!"

Die letzte Kerze / Von Hans Stiftegger

Schätze? Nein, was die fremde Welt Schätze nennt, das kommt eigentlich nicht zutage, wenn eine alte Frau ihre Schubladen zusammenräumt. Für sie selber freilich sind sie Schätze, alle diese Dinge, die sie da mit den welken Händen herausnimmt, zärtlich abstaubt und betrachtet, um sie behutsam und versonnen wieder ordentlich in die Fächer des alten Schubladenkastens hineinzulegen. Schätze ihrer Erinnerung, die einzigen Schätze, die sie sich in ihrem armen Leben ersparen konnte.

Der kleine Florian stand dabei und sah der Großmutter zu. Wenn er sich auf die Zehenspitzen hob, so reichte sein Näschen gerade über den Rand der halb herausgezogenen Schublade, so daß er die Herrlichkeiten, die sie enthielt, nicht bloß sehen, sondern auch ihren altertümlichen, geheimnisvoll süßen Duft spüren konnte.

„Großmutter, was ist denn das?"

„Das ist ein Schleier. Weißt, den hab' ich getragen, wie ich gefirmt worden bin. So alt ist der schon."

„Und das, Großmutter?"

„Das silberne Kreuzerl da? Das ist ein Andenken von meiner seligen Mutter."

„Großmutter, wer sind denn die zwei?"

„Aber Florl," sagt sie mit sanftem Vorwurf, „weißt es schon wieder nicht!"

Sie reicht ihm das Bild hin, das ein Brautpaar in aller Jugendblüte darstellt. Er hält es ganz nahe an sein Näschen und betrachtet es.

„Das war doch deine Mutter und dein Vater, Florl! Nicht?"

Er nickt, sieht das Bild noch ein wenig an und legt es in die Lade zurück.

„Und das da, Großmutter?"

„Das ist eine geweihte Kerze."

„Wann zünden wir denn die an?"

Die Großmutter antwortet nicht. Sie ist jetzt mit dem Zusammenräumen fertig und schließt die Lade.

Wann zünden wir denn die an? Der Florl ist noch zu klein, als daß sie ihm hätte antworten können: „In meiner Sterbestund'."

Diese Kerze war einmal mit zwei Schwestern in der Schublade gelegen. Jetzt war sie allein übrig, die zwei Schwestern waren verbrannt, verbraucht. Sie waren alle drei vor vielen, vielen Jahren in einer der Buden gekauft worden, die sich in den Gnadenschatten rund um die heilige Wohnung der Mutter Gottes von Mariazell ducken, sie waren unter Weihrauchdüften und Orgelklang im Dome von Priesterhand geweiht, in Seidenpapier gewickelt und heimgetragen worden als teuerstes Andenken an die Wallfahrt. An manchem stillen Abend sprach Herr Brandinger mit seiner Frau von dieser Wallfahrt, die in ihrem schlichten Leben ein Ereignis gewesen war; sie erinnerten sich an das feierliche Hochamt in der Zeller Kirche, an die hohen steirischen Berge, dergleichen sie niemals früher gesehen hatten, und an das harzduftende Tannenwäldchen bei Annaberg, in dem sie gerastet und Schinkensemmeln gegessen hatten. Die dicken, gelben, geweihten Kerzen aus steirischem Bienenwachs lagen dieweilen in der Schublade, und weder Herr Brandinger noch seine Frau machten sich Gedanken darüber, wann diese Kerzen wohl angezündet werden sollten. Bis eines Abends eine zitternde Frauenhand hastig in die Lade griff, eine der Kerzen hervorholte, sie anzündete und auf ein Nachtkästchen stellte, so daß ihr weicher Schimmer eben noch zurecht kam, dem sterbenden Herrn Brandinger in die brechenden Augen zu scheinen und dem sanften Engel zu leuchten, der eben alle Sorgenfalten auf der Stirne des braven Mannes für ewig glättete. Die Kerze brannte nieder, ihr Duft wogte schwelend durch das Zimmer, eine Frau und ein Mädchen lagen weinend auf den Knien und küßten die erkaltenden Hände.

Über die nächste Kerze machte sich die verwitwete Frau Brandinger nun schon ihre Gedanken. Sie legte sie handsam zurecht, ganz vorne hin, daß man nicht lange darnach zu suchen brauchte. Es geht ja so geschwind bei alten Leuten!

Ach, es geht ja so geschwind bei jungen Leuten!... Die gleiche zitternde Frauenhand, welche die erste Kerze aus der Schublade genommen hatte, griff eines Tages nach der zweiten, nahm sich keine Zeit, die Lade zu schließen, trug die Kerze heiß umkrampft über Stiege, Gasse, Stiege in ein anderes Haus, in ein Zimmer, in dem eben eine junge Mutter ihr Kind mit einem Blick umfing, der strahlender war als alle Sonnen zusammen; denn die Mutter schied, als das Kind kam, und alle Mutterliebe mußte sich in diesen einzigen Blick ergießen, der ihr gegönnt war. Als die Kerze zu leuchten begann, waren die Augen der Mutter, ohne Maßen beglückt durch diesen ersten Blick und ohne Maßen traurig über diesen letzten, schon geschlossen. Die Kerze brannte und brannte, das Wachs, für welches die Bienen in den steirischen Wäldern und Blumenhalden den Blütenseim gesammelt hatten, duftete süß.

Wann zünden wir die letzte Kerze an? Gnadenmutter von Zell, vor deren Altar wir damals knieten, bitte für mich, daß mir Gott noch ein paar Jahre schenke! Wie gern ich müdes, altes Weiblein auch schon schlafen möchte — das Kindlein braucht mich ja, der Florl, der arme Waisenbub, dem der Krieg auch den Vater genommen hat. Was tät' denn das Hascherl ganz allein auf der Welt? Liebste Mutter von Zell, nur noch wenige Jahre, ja? Dann zünden wir die letzte Kerze an.

*

Der Florl schläft schon in seinem Gitterbett. Auf dem Tisch steht ein armes Talglicht. Ein anderes Licht kann sich die Großmutter jetzt nicht leisten.

Wie wäre es, wenn die alte Frau Brandinger noch geschwind einen Sprung zur Frau Hornhäusl machte, um ihr die frisch angestrickten Socken zu bringen? Ist doch heute mittag schon ein Mädl herübergeschickt worden und hat gefragt, wann die Socken fertig würden, sie würden schon so notwendig gebraucht. Beim letzten Tageslicht sind sie fertig geworden, und man könnte sie noch vor dem Schlafengehen abliefern. Es stürmt zwar arg genug draußen, aber den kleinen Weg kann man schon wagen. Der Florl schläft fest und wacht bestimmt nicht auf. Die Großmutter wickelt sich ein dickes Wolltuch um die Schultern, steckt die Socken zu sich, sperrt die Wohnung gut ab und trippelt auf die Gasse hinaus. Welch ein Sturm und Schneetreiben! Man muß ja förmlich um jeden Schritt mit dem Wind kämpfen. Die Großmutter hält sich eng an die Hausmauern, da ist man doch ein wenig geschützt. Sie begegnet niemandem, die Gasse ist menschenleer auf und ab. So, da wohnt schon die Frau Hornhäusl. Die Klingel gezogen, das Päckchen mit einer schönen Empfehlung abgegeben. Das Geld? Aber das hat ja Zeit. Morgen oder gelegentlich. Gute Nacht. Sie ist schon wieder auf der Gasse und trippelt heimwärts.

Wie sie um die Ecke biegt, wo die Laterne steht, an deren Gläsern der Schnee in dicken Klumpen klebt, sieht sie dort einen Menschen. Einen Mann, der gerade einen Brief in den Postkasten wirft. Sie geht an ihm vorbei. So spät gibt da noch jemand einen Brief zur Post! Sie

wendet sich und blickt zurück. Da fährt ihr der Schreck in die alten Glieder, und sie bleibt starr stehen. Der Mann lehnt an der Laterne und hebt eine Pistole an die Stirne. Herr des Himmels, hilf mir, hilf!... Jetzt, jetzt... nein, noch nicht!... Die Großmutter läuft die wenigen Schritte zurück.

Es ist ein ganz blutjunger Mensch, kaum erst ein Jüngling. Er sieht sie nicht. Sein Auge ist starr in irgendeine Ferne gerichtet. Kann sie wagen, ihn anzusprechen? Was soll sie ihm sagen? Diese jungen Leute haben Gott vergessen. Was soll sie sagen?... Alles Blut schießt ihr in den Kopf, und ein Schwindel droht sie zu erfassen. Nur jetzt ein Wort, das rechte Wort!... Heilige Maria, gib mir das rechte Wort!... Und sie greift zitternd in den erhobenen Arm und sagt zwei Worte: „Ihre Mutter..." und wieder: „Ihre Mutter..." Der Arm sinkt, der starre Blick kehrt aus der Ferne zurück und sieht die Frau an, eine alte, fremde Frau mit schneeweißem Haar. „Ihre Mutter..." sagt sie immer wieder. Sie klammert sich an diese beiden Worte. Plötzlich erfaßt sie eine fürchterliche Angst, daß alles vergeblich sein könne. Wie, wenn dieser Unglückselige keine Mutter mehr hätte? — Da fällt die Pistole unhörbar in den weichen Schnee. Ein armes Kind steht da und beginnt zu schluchzen. Eine alte Frau nimmt das Kind an der Hand und führt es weg. „Kommen Sie," sagte sie, „kommen Sie mit mir!"

Sie sperrt die Wohnungstüre auf, sie nimmt dem Fremden Hut und Mantel ab. Sie setzt ihn auf den Sessel zum Tisch. So, und jetzt wird sie ihm geschwind einen Tee bereiten.

Sie denkt nicht darüber nach, was sie tut, sie weiß nur, daß sie ihn jetzt nicht allein lassen, nicht wieder auf die Gasse schicken darf.

Der junge Mensch sitzt in dem fremden, ärmlichen Zimmer da und schaut die alte Frau an. Der Florl schläft mit schönen, ruhigen Atemzügen in seinem Gitterbettchen. Jetzt ist der Tee warm. Frau Brandinger stellt ihn in einer alten Porzellanschale auf den Tisch. Der junge Mensch trinkt die Tasse leer. Die Großmutter setzt sich zu ihm hin und betrachtet ihn beim schwachen Schein des Talglichtleins.

„Ich danke Ihnen schön," sagt sie, „daß Sie mit mir gegangen sind. Ich danke Ihnen tausendmal. Ich hätte keine ruhige Stunde mehr gehabt, wenn ich das hätte mit ansehen müssen... Nein, Sie dürfen jetzt nicht reden! Sie brauchen mir überhaupt nichts zu erzählen! Ich weiß schon: Schulden oder so etwas Ähnliches. Das ist ja gleich. Nur eines möchte ich wissen: Was für einen Brief Sie in den Postkasten geworfen haben. An wen?"

Da fängt der junge Mensch wieder zu zittern an.

„An... an Ihre Mutter?" frägt die Frau leise.

Er nickt.

„Sie wohnt nicht hier? So, gar in Salzburg?... Da bleibt nichts übrig, als daß wir ihr gleich einen zweiten Brief schreiben und auf die Post geben. Dann bekommt sie beide zugleich. Wollen Sie? Schreiben Sie ihr nur alles! Sie soll alles wissen. Schreiben Sie ihr viel, recht viel, ja? Schütten Sie ihr nur Ihr Herz aus! Warten Sie, da haben Sie Papier und Tinte, eine Feder ist auch da. So... ich bin ganz still und störe Sie nicht."

Nun fällt ihr ein, daß man bei dem Talglicht nicht schreiben kann.

Und jetzt geht sie zum Schubladkasten, zieht eine Lade heraus, nimmt die Kerze, stellt sie auf den Tisch und zündet sie an. Dann setzt sie sich wieder auf den Sessel und wartet.

Gottlob, er beginnt zu schreiben! Zögernd anfangs, dann immer eifriger und rascher. Das Kind redet zur Mutter. Weil nur das Kind zu seiner Mutter redet!

Die alte Frau sieht ihm zu. So jung! Kaum erst einen leisen Flaum auf der Lippe.

Und sie sieht die geweihte Kerze aus Mariazell langsam niederbrennen, und ihr ist nicht leid darum. Sie wird auch ohne diese Kerze dereinst eine ruhige Sterbestunde haben.

Nein, es ist ganz gewiß keine Sünde, daß sie die Kerze in dieser Nacht verbrennen läßt! Die erste von den drei Kerzen hat gebrannt, wie ein braver Mann gestorben ist, die dritte brennt, wie ein braver Mensch geboren wird. Die zweite Kerze hat geleuchtet, wie ein Kind seine liebe Mutter verloren hat, die dritte leuchtet, wie einer Mutter ihr liebes Kind neu geschenkt wird.

Die Kerze brennt langsam immer tiefer. Das Wachs duftet.

Müde von dem Schrecken der letzten Stunde, beginnt die Großmutter ein wenig zu schlummern. Da sieht sie eine junge, glückliche Frau, die mit ihrem Manne in Mariazell am Hochaltar kniet; die Orgel rauscht, der Priester weiht die Kerzen. Dann sind die grünen, steirischen Berge da, das Tannenwäldchen bei Annaberg, wo man sich ins Moos setzt und Schinkensemmeln ißt, überall Blumen und Bienen, Wallfahrer mit Fahnen, viel Glockengeläute, weidende Rinder auf den Wiesen. Wie schön doch die Welt ist!

Es will Abend werden / Von O. Klein

Siehe, es will Abend werden. So laß deine Hände ruhen, die lieben, fleißigen, die nur Segen streuten, die so tapfer Not und Sorgen von der Schwelle bannten, die nur immer gaben, aber nie nehmen wollten. Laß sie ruhen, lege dein Haupt an das meine; denn es will Abend werden!

Und gib den Augen Ruhe, den klaren, lieben, die rastlos geöffnet waren, dein ganzes Leben hindurch, die stets mit Liebe auf mir ruhten, immer besorgt, daß es mir an nichts fehlen möge. Klar und unentwegt waren sie auf das Ziel gerichtet; nicht rechts und links hast du geblickt, es sei denn, daß mir von einer Seite Unheil gedroht hätte.

Und ruhen laß auch deine Füße, die Jahre hindurch neben mir hergeschritten sind ohne Ermüden, ohne Zögern, die sich selbst stets den steinigsten Pfad wählten, um mir den besseren zu überlassen. Lehne deinen Kopf an den meinen, laß mich deine Hand fassen und sie halten; denn es will Abend werden da draußen! Und siehe, auch mein Abend ist gekommen! Darum laß mich dir danken für alles Liebe, das ich im Leben erfahren, denn es kam von dir; für jede Freude, die mir geworden, denn du hast sie mir bereitet. Wenn Leid und Kummer mich bewältigen wollten, hast du mir geholfen, sie zu tragen, und es war sicher der schwerste Teil, den du dir auf deine Schultern ludest. Nicht Feste hat man dir zu Ehren gefeiert, aber du hast sie nicht vermißt. Karger Dank ist dir oft nur geworden, aber du hast nie welchen verlangt; schlicht und selbstgetreu bist du durch das Leben gegangen, immer an meiner Seite, immer Hand in Hand mit mir.

Blumen stelle ich um dich her, daß ihr Duft dich erfreue, und ich sitze bei dir und halte deine Hand und streichle deinen lieben grauen Kopf. Freundlich war mir die Erde; denn ich habe dich darauf gefunden; freundlich das Haus, denn du hast darin gewaltet; freundlich jeder Tag, denn du botest mir den Morgengruß.

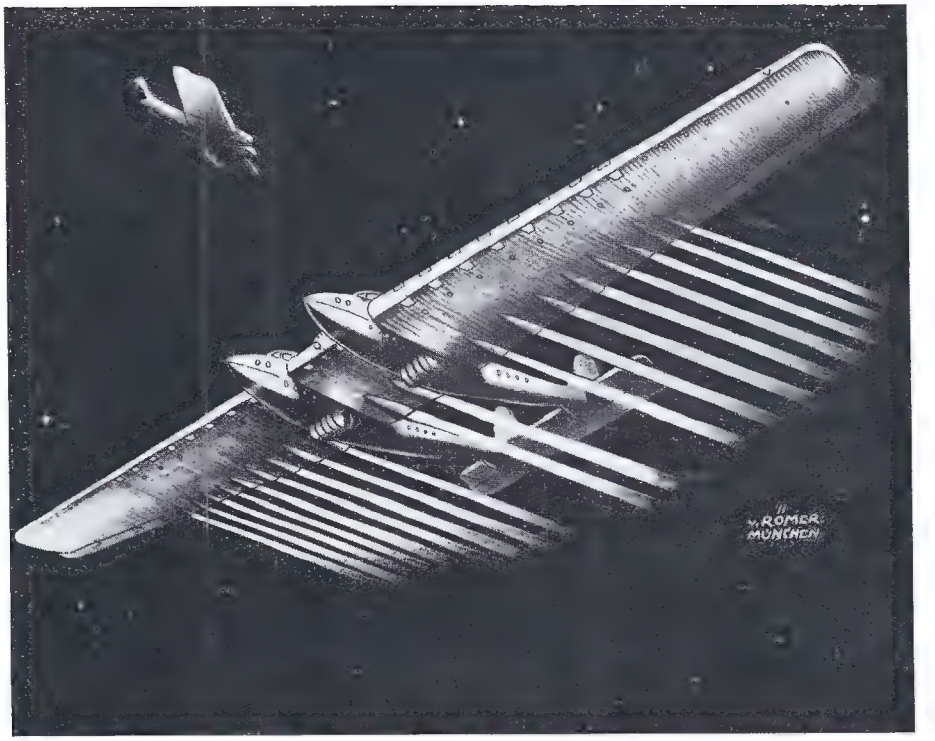
Laß deine lieben Hände ruhen, die von so viel Liebe und Treue erzählen, von so viel Fleiß und Arbeit! Laß sie ruhen; denn sieh', es will Abend werden!

Mit Raketen-Motoren den Sternen zu

Von Max Valier

Die heutige Technik arbeitet fieberhaft daran, den Flug über große Strecken, wie von Berlin nach Neuyork, in wenigen Stunden zu ermöglichen. Und schon erhebt sich der kühnere Wunsch, dem Bannkreis der Erde ganz zu entfliehen und zu den Gestirnen emporzufliegen.

Die Techniker wissen aber genau, daß mit unseren bisherigen Motoren die Erfüllung dieser Anforderungen nicht möglich ist. Denn unten am Erdboden oder auch in den seither befahrenen Luftschichten bis zu 8000 Meter Höhe sind wesentlich größere Geschwindigkeiten wegen der enorm wachsenden Widerstände mit unseren bisherigen Motorleistungen nicht zu erzeugen; oben aber, wo die Luft ganz dünn wird und schließlich aufhört, versagen wieder unsere jetzigen Vortriebsmittel, weil sie alle auf das umgebende Medium als Stützpunkt angewiesen sind. So bewegen sich unsere Fahrzeuge am Erdboden insgesamt nur mit Hilfe der Reibung zwischen ihren Rädern und der Fahrbahn, indem sie sich durch diese gleichsam vom festen Boden abstützen. Aber schon unsere Dampfschiffe und Flugzeuge fahren etwas anders. Denn nur dadurch, daß die Schiffsschraube sekundlich eine entsprechende Menge des vorher ruhenden Wassers erfaßt und nach rückwärts wirft, entsteht jene Kraft, die das Schiff nach vorwärts drückt; ebenso auch beim Flugzeug, wobei dazukommt, daß außer dem Vortrieb durch das Zurückwerfen der Luft im Propellerstrahl auch noch ein Auftrieb durch die Tragflächen dadurch erzeugt wird, daß die gegen sie anströmende Luft eine Ablenkung nach unten erfährt.



1. Raketenflugzeug für den Transozean-Verkehr

2. Abflug des Raketenschiffes in den Weltenraum

Das startende Wasserflugzeug beweist ferner, daß man auch mit einer in die Luft greifenden Schraube einen Bootskörper durch das Wasser ziehen kann. Nicht darauf, in welches Medium das Treibsystem greift, sondern nur auf die Tatsache, daß eine Masse in der Fahrtrichtung nach rückwärts geworfen wird, kommt es an, wenn ein Vortrieb erzeugt werden soll. Auf Grund dieser Einsicht ist es begreiflich, daß ein in luftleerer Kammer abgefeuertes Gewehr, eine in dieser abbrennende Rakete denselben Rückstoß bzw. Vortrieb ergeben, den sie in freier Luft zeigen. Denn die Kanone stößt ihr Geschoß nicht mit Hilfe der Luft ab, und die Rakete steigt nicht, weil sich ihr Feuerschweif auf die Luft stützt, sondern weil in beiden Fällen eine vorher in der Gesamtmaschine enthalten gewesene Masse ausgestoßen wird. Daraus folgt aber, daß die Rakete ein Motor ist, der, unabhängig von der äußeren Umgebung, also auch im luftleeren Raume zu arbeiten und einen Vortrieb zu geben vermag.

Schon diese Erkenntnis allein läßt theoretisch die Rakete als den geeigneten Motor für die Befahrung der großen Höhen des Luftreichs und des leeren Weltenraums erscheinen. Für die praktische Ausführung kommen aber noch zwei weitere Vorzüge mit hinzu. Bei näherer Vertiefung in die Formeln, welche die Wirksamkeit der Rakete mathematisch erfassen, zeigt sich nämlich, daß die Rakete als Motor nur entweder für rasche Be-

schleunigungen oder für die Einhaltung sehr hoher, gleichmäßiger Geschwindigkeiten in Frage kommt, wie sie unsere bisherigen Motoren auch nicht annähernd zu geben vermöchten.

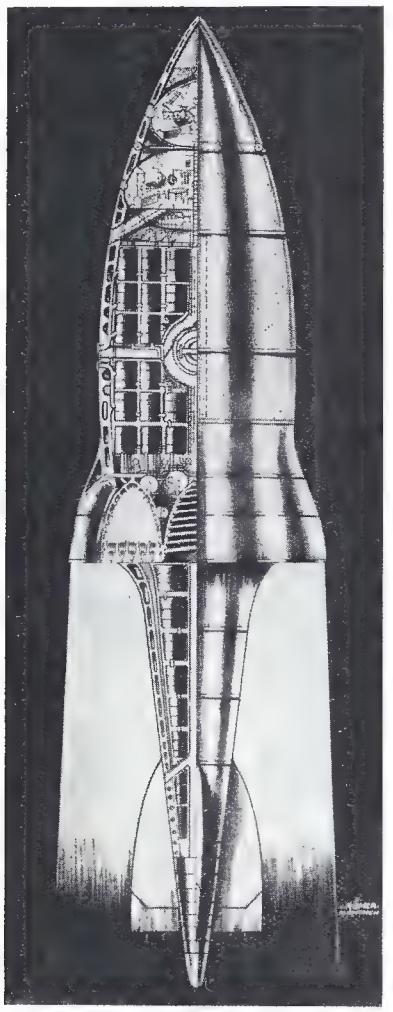
Niemals könnte ein Raketenschiff in der Höhe von 1000—6000 Meter in einer Geschwindigkeit von 180—360 Kilometer-Stunden dahinfahren; denn bei solch geringen Geschwindigkeiten von 50—100 Meter-Sekunden würde der Wirkungsgrad des Raketenmotors ein überaus schlechter sein und kaum $1^1/_2$ bis 2 Prozent der chemischen Energie der aufgewendeten Treibstoffe ausmachen. Hat das Raketenschiff dagegen durch die fortwährende Beschleunigung des Aufstiegs bereits jene Fahrtgeschwindigkeit erreicht, welche gleich ist der Auspuffgeschwindigkeit der Gase, das heißt der Geschwindigkeit, mit welcher der Feuerschweif aus der Düsenöffnung faucht, dann ist der Wirkungsgrad im Moment sogar 100 Prozent gleich und kann noch darüber anwachsen. Die genaue Durchrechnung zeigt, daß beim Start aus der Ruhelage bis zu höchster Endgeschwindigkeit als günstigster Wirkungsgrad 52 Prozent erzielt werden können, wenn diese Endgeschwindigkeit das 1,52fache der Auspuffgeschwindigkeit beträgt. Das ist aber ein günstigerer Wirkungsgrad als bei unseren besten bisherigen Motoren, ganz abgesehen von der Möglichkeit, mit Raketenmotoren Fahrtgeschwindigkeiten von 4000 bis 10 000 Kilometer pro Stunde zu entwickeln, welch letzte genügt, ein Schiff dem Bannkreis der Erde zu entreißen und bis zum Monde hinaufzutragen.

3. Raketenflugzeug mit sechs Raketenmotoren

Theoretisch ist also alles heute so gut wie geklärt. Bloß praktisch gilt es erst noch, den Raketenmotor zu schaffen. Daß die gewöhnlichen Pulverraketen hierfür nicht in Frage kommen, ist klar. Sie können nur die Verbrennungskraft, nicht die Detonationsenergie ihrer Treibstoffe ausnützen, weil bei ihnen sofort die ganze Ladung explodieren würde, wenn ein Körnchen detoniert. Auch würde bei ihnen die Verbrennung nicht in gewünschtem Maße regulierbar sein, und schließlich sind auch die besten Nitrozelluloſepulver noch zu schwach, um sehr hohe Auspuffsgeschwindigkeiten von über 2500 Meter-Sekunden zu ergeben; denn sie enthalten im Kilogramm nur 1000 bis 1200 Kalorien chemisches Gefälle.

Dagegen bieten schon die heute bekannten flüssigen Treibstoffe viele Vorzüge. Sie sind erstens grundsätzlich stärker; sie besitzen bis zu 3870 Kalorien Energie im Kilogramm Betriebsmischung, was einer theoretisch maximal möglichen Auspuffgeschwindigkeit von 5600 Meter-Sekunden entspricht. Zweitens aber bieten sie die Möglichkeit, sie unschwer in winzigen Mengen, ja tropfenweise in den Explosionsraum einzubringen, wo dann die Ausnützung ihrer vollen Detonationskraft ermöglicht wird, ähnlich wie auch in den bisherigen Benzinmotoren die volle Explosionskraft des Benzindampfluftgemisches ausgenutzt werden kann, ohne daß die Flamme in den Tank zurückschlägt.

In einem wesentlichen Punkte freilich wird sich der Raketenmotor vom bisherigen Kolbenmotor unterscheiden. Bei ihm muß nämlich auf eine möglichst kontinuierliche Explosion hingearbeitet werden, während im Kolbenmotor nur während weniger Bogengrad Kurbelumdrehung die Explosion im Gang ist. Daher muß an Stelle des auf den


4. Weltraumschiff im Querschnitt

5. Querschnitt des Raketenofens

Ansaughub reagierenden Vergasers der unter Überdruck arbeitende Zerstäuber des flüssig durch Pumpenkraft zugebrachten Treibstoffes treten.

Die Temperaturen und Drucke von 2500—3000 Grad und 25—30 Atmosphären, welche bisher nur Sekundenbruchteile lang auftraten und in den verhältnismäßig langen Zwischenräumen durch den Kolbengang und die Kühlungsanlage ausgeglichen wurden, werden hier nicht mehr als spitzenhafte Höchstwerte, sondern als Dauerwerte erscheinen, deren technische Bändigung erst noch zu meistern ist. Dafür leistet dann aber auch der Raketenmotor ohne Frage, auf die Gewichtseinheit bezogen, wesentlich mehr als ein sonst gleichdimensionierter Kolbenmotor, und es dürfte vermutlich nicht schwer fallen, pro 1 Kilogramm Maschinengewicht 25—50 P. S. herauszuholen. Daß dies keine utopischen Zahlen sind, haben schon unsere Geschütze und Gewehre bewiesen, welche im Abschußmoment sogar 150—1000 P. S.-Kilogr. Rohrgewicht hergegeben haben.

Die Rakete motorentechnisch durchzuentwickeln, wird eine Frage der Treibstoffe sein, welche die gewünschten Energien enthalten, der Baustoffe, die den auftretenden Beanspruchungen gewachsen sind und der ganzen Formgebung der Maschine, die darauf hinzielen muß, möglichst viele Prozente des chemischen Gefälles im Treibmittel in Auspuffgeschwindigkeit umzusetzen. Ist diese Vorarbeit im Laboratorium erst geleistet, dann wird das Raketenschiff ganz von selber kommen. Die Zukunft wird dann lehren, ob und inwieweit es sich zum Fernhochflugschiff mit Tragflächen eignet, welches Europa mit Amerika in wenigen Stunden verbindet und in 50—100 km Höhe Fahrtgeschwindigkeiten von 5000—20 000 km pro Stunde entwickelt. Dann wird sich auch zeigen, ob und inwieweit es seine Leistungen als reines Weltraumschiff zu steigern vermag, von dessen idealem Antriebsvermögen es letzten Endes abhängt, wieviel tausend, hunderttausend oder Millionen Kilometer wir uns von unserer Erde entfernen, den leeren Weltraum befahren und schließlich auch andere Himmelskörper besuchen können.

Zu den Abbildungen.

1. Raketenflugzeug für den Transozean-Verkehr. Ein solches Schiff könnte in 50 Kilometer Höhe eine Stundengeschwindigkeit von 7200 km entwickeln und die Entfernung Berlin—Neuyork in 93 Minuten Fahrzeit bewältigen. — 2. Abflug des Raketenschiffes in den Weltenraum. Ein solcher Abflug wird in Zukunft zu den großartigsten Sehenswürdigkeiten der Menschen gehören. — 3. Einfaches Raketenflugzeug aus Ganzmetall mit sechs Raketenmotoren und künstlicher Innenheizung und Lüftung. — 4. Querschnitt durch das Weltraumschiff. Die Raketenöfen sind sternförmig um die Hauptachse angeordnet. Ein solches Schiff vermag eine Endgeschwindigkeit von 10—13 000 Meter-Sekunden zu erreichen. — 5. Querschnitt durch den Raketenofen. Man sieht das Röhrensystem der Triebstoffzuleitung, die Zerstäuber, den Explosionsraum und die Auspuffdüse.

Segen der Strahlen / Von Th. Blank

Es ist eine jedem geläufige Tatsache, daß die günstige, heilende Wirkung der Höhensonne den unsichtbaren ultravioletten Strahlen zuzuschreiben ist, die ihr Licht enthält, und diese Erkenntnis hat außer zu einer allgemeineren Anwendung des Sonnenlichtes in hoch gelegenen Orten zu Heilzwecken auch zur künstlichen Erzeugung der wirksamen Strahlen geführt, um überall ihre heilende Kraft zur Verfügung zu haben.

Wie man sich jedoch ihre Wirkung auf den Körper physiologisch erklären sollte, darüber wußte man bis vor kurzer Zeit recht wenig und war im großen und ganzen auf Vermutungen angewiesen.

Die Forschungen der letzten Zeit aber haben zu interessanten Feststellungen geführt, die, wenn sie auch den Mechanismus dieser Strahlenwirkung nicht gänzlich aufklären konnten, so doch überraschende neue, wichtige Zusammenhänge aufgedeckt und den Weg gewiesen haben, auf dem man der Lösung des Problems näherkommt.

Versuche an Tieren (Ratten) haben gezeigt, daß junge Tiere, welche mit ultravioletten Strahlen beleuchtet wurden, bedeutend schneller wuchsen als solche, die nicht bestrahlt wurden. Dies ist bei unserem Wissen von der heilenden Kraft des ultravioletten Lichtes nicht erstaunlich. Merkwürdig mußte es aber erscheinen, daß so bestrahlte Ratten die Strahlenwirkung — Wachstumsbeschleunigung — auch auf unbestrahlte Tiere übertrugen, wenn sie mit ihnen zusammengebracht wurden, und ferner, daß nicht nur die Tiere dazu imstande waren, die Wirkung zu vermitteln, sondern auch leblose Körper, z. B. Nahrungsmittel, wenn sie nach einer kurzen Bestrahlung mit ultravioletten Lichte den Tieren eingegeben wurden.

Es erhob sich nun die Frage: Welche Veränderungen physikalischer oder chemischer Art waren in den bestrahlten Körpern vor sich gegangen, daß sie nachher eine so bedeutende Wirkung auf den tierischen Organismus ausübten?

Lange, mühevolle Versuche haben nun das überraschende Resultat gebracht, daß in so bestrahlter Nahrung einer jener für uns unfaßbaren, nur an ihrer Wirkung erkennbaren Stoffe entstanden war, die für die Aufnahme und Verwertung der Nahrung im tierischen Körper von so großer Bedeutung sind: ein Vitamin.

Die Vitamine sind bekanntlich Stoffe, die dem tierischen Organismus unbedingt zugeführt werden müssen, wenn er nicht eine Schädigung erleiden oder, bei längerer Dauer, zugrunde gehen soll. Sie sind — wir kennen ihrer drei verschiedene — in vielen unserer Nahrungsmittel, wie Butter, Milch, frischem Gemüse, enthalten, doch ist es bis jetzt nicht gelungen, sie daraus zu isolieren. Ihre Gegenwart ist nur dadurch zu beweisen, daß man ein Tier durch Entziehung vitaminhaltiger Nahrung krank macht und nun beobachtet, ob es nach der Fütterung mit dem auf Vitamin zu untersuchenden Präparat wieder gesund wird.

Und so ist es tatsächlich geglückt, Tiere, denen jede das Wachstum fördernde, Vitamin enthaltende Nahrung entzogen war, durch Fütterung mit bestrahlter Nahrung von den schweren eingetretenen Krankheitserscheinungen zu heilen.

Die ungeheure Bedeutung dieser Erkenntnis liegt auf der Hand. Praktisch ist nun die Möglichkeit gegeben, Nahrung vitaminreich zu machen und mit diesen Produkten heilend auf Organismen einzuwirken, die an Wachstumsstörungen und ähnlichen Krankheiten (z. B. Rachitis) leiden. Und wirklich ist es gelungen, rachitiskranke Kinder durch Verabreichung ultraviolett bestrahlter Milch zu heilen.

Theoretisch verschafft uns diese Entdeckung wichtige Einblicke in die Wirkungsweise der Strahlen auf den Tierkörper, und vieles, was man sich bisher nicht recht erklären konnte, hat nun neues Licht erhalten.

Ferner eröffnen sich für die Erforschung der Vitamine, von denen wir noch so wenig wissen, neue Wege, und es ist denkbar, daß einst das Rätsel, das sie noch umschließt, von dieser Seite her seine Lösung finden wird.

„Was soll ich von der Welt halten?"

„Ich werde schon mit ihnen fertig!"

Ernstes und Frohes aus dem Kinderland / Von Franz Predeek

Das zerbrochene Täubchen.

Ein Täubchen liegt da mit abgebrochenen Füßen. Ein kleines, herziges Täubchen mit rotem Schnäbelchen, strohgelbem Gefieder und himmelwolkenweißem Brüstchen. Es liegt da auf der Seite, ganz regungslos. Die starren, abgebrochenen Füßchen haften noch an dem grünbemalten Sitzbrettchen. Entsetzlich!

So finde ich dies Häufchen Elend und Jammer spätabends auf meinem Schreibtische liegen. Das arme Tierchen mit den abgebrochenen Füßen ist natürlich längst tot. Es hat überhaupt nie richtig gelebt. Denn es stammt aus der Spielschachtel meiner zweijährigen Gisela.

Sofort errate ich den Zusammenhang des blutigen Geschehens. Deutlich höre ich das kleine, schmerzliche Weinen, sehe die rinnenden Tränen und die ringenden Händchen, von denen eines das Täubchen hält mit dem roten Schnäbelchen, dem strohgelben Gefieder und dem himmelwolkenweißen Brüstchen, das andere das grünbemalte Sitzbrettchen mit den haftengebliebenen abgebrochenen Füßchen. Dann ein tröstendes Wort meiner großen, vierjährigen Ursula, und das arme Täubchen wird sacht auf Vatis Schreib- und Operationstisch gelegt.

„Schlau sein ist besser als gescheit."

Da finde ich es nun, spät am Abend. Die ganze Operation besteht darin, daß ich mit einem Tropfen Leim dem Täubchen die Beine wieder unter den Leib klebe. Deutlich sehe ich schon die Freudenausbrüche, wenn anderen Tages, während die goldenen Morgensonnenstrahlen in lustigen Kringeln von der tanzenden Milch im Kinderbecher an die Decke hüpfen, das liebe Täubchen wieder als geheilt Vatis Schreib- und Operationstisch verlassen wird.

Was steckt nicht alles hinter diesen zarten Regungen der Kinderseele? Ein ganzes

Erleben um dies Täubchen mit den abgebrochenen Füßchen! Ein Himmelreich ist zerstört, ein Glück zerbrochen! Aber aus der Trauer wird, noch ehe die Tränen recht trocken geworden, neuer Jubel. Weshalb müssen die Tränen der Großen so lange fließen?

Scherzo.

Sonntag Morgen. Ich sitze am Harmonium und spiele Mozart: De profundis. Ich weiß nicht, wie ich zu diesem Requiem komme. Ich bin kein Musikante, aber ich bin wie ein solcher ohne Rock und ohne Schuhe, nur in Hemd, Hose und Strümpfen. Die farbvollen Harmonien Mozarts nehmen mich ganz in ihren Bann. Ich schwelge darin und mache aus Viertelnoten ganze, nur um den Harmonienfluß länger genießen zu können. Ich denke an nichts, auch nicht an ein Leichenbegängnis. Wohl aber muß in meinem Unterbewußtsein irgend etwas Dumpfes, Schweres lasten, das mich trüb stimmt.

Mir zu Füßen lagert mein vierjähriges Töchterchen Ursula und hört zu. Vielleicht aber auch beobachtet sie, wie ich die Pedale trete. Das ist interessanter als Mozarts Harmonienfolge. Ein unvermitteltes Mitklingen der höchsten Flötentöne setze ich auf das Konto ihrer lustigen Fingerchen.

Wie schwer sind doch die Weisen! So richtig De profundis! Da zucke ich mit einem Male zusammen: statt einer schweren Lage in B-Moll erscheint durch Vergreifen E-Dur. Und da ich im gleichen Augenblick zu treten aufhöre, flattert der E-Dur-Akkord abgerissen in den hellen Sonntagmorgen hinaus. Wie ein Lerchengesang über reifen Kornfeldern. Wie ein jubelndes Kinderlachen.

Aber dieses Kinderlachen ist wirklich da; es kauert zu meinen Füßen und stammt aus dem Seelchen meiner Ursula. Diese tollt sich vor Freude, daß ihr der Streich gelungen, mich ausgerechnet vor jener schweren B-Moll-Lage unter die Fußsohle zu kitzeln.

Warte! Was wird Mozart dazu sagen? Lachen wird er!

Wieder drücke ich die Tasten und trete die Pedale. Aber diesmal ist es kein De profundis in B-Moll, aber ein jubelndes De vivendis in E-Dur. Kein Leichenbegängnis, aber ein Kinderreigen auf blumiger Aue. Kein Trauermarsch, aber ein blühendes, sonniges Kinderlachen.

Wenn es wieder mal in meiner Seele schwer ist wie im De profundis von Mozart, dann rufe ich wieder meine kleine Ursula.

Aus jedem De profundis wird unter ihren Kinderhändchen ein lebensfrohes Scherzo.

„Am besten: man ist fidel."

Die Spuren der Gisela.

Glühende Sonne! Ich arbeite im Garten und harke mein Beet. Es liegt nahe bei den Erdbeeren. Pralle rote Früchte leuchten unter dem dunklen Laub hervor. Da läuft meine kleine Gisela über das frisch geharkte Land stracks auf die roten Beeren zu. Zarte, zierliche Eindrücke im weichen, frischen Erdreich verraten die kindliche Laufbahn. Ich werde unwillig und verweise das zweijährige Wesen, das da über mein schönes, frisch geharktes Beet tapst, auf den Beetweg. Nun kann Gisela Erdbeeren pflücken.

Längst ist die kleine Gisela fort. Schon zu Hause. Mein Garten liegt weit vom Hause in lieblicher Flur. Mit Blick auf Waldberge und ein reizendes Bergstädtchen. Ein Fluß schlendert durch das anmutige Tal. Beglückender Friede ist hier. In der satten Abendsonne ruht es sich so schön. Ich sitze zur Abendrast auf meiner Bank unter dem Birnbaum. Friede, Ruhe, sonst nichts. Nun Glockenläuten vom Städtchen her, während die Sonne mählich hinter dem Berge versinkt. In der — satten Abendsonne rastet — rastet — es — sich — so — schön —

Ein frisches, sauber geharktes Beet breitet sich unter glühender Sonne. Spuren im Erdreich: eine liebliche, kleine Spur wie von Kindertrittchen; fünf, sieben, neun, elf kleine Eindrücke, zart, wie Kinderfüßchen sind. Die Tapfen hüpfen über das geharkte Land zum Erdbeerbeete hin. Da finde ich auf einmal ein steckengebliebenes Kinderschühchen ganz aus Gold. Nun noch eins. Wie das lustig über meine feingestriegelte Erde hüpft! Nun stecken sogar zwei Beinchen in dem reizenden Schuhwerk, Beinchen mit Leibchen und Armchen und einem allerliebsten Kinderköpfchen oben darauf. Die Züge der Gisela! Das hüpft und juchhet, als es die roten Beeren sieht. Und jedesmal, wenn ein zartes Füßchen seine Spur in das weiche Erdreich drückt, ist es, als sprängen Blumen daraus hervor. Eine märchenfeine, schöne Staude mit lauter kleinen, purpurnen Pantöffelchen wächst heraus. Die hellen Juchhes und Juchheis sind daran hangen geblieben wie silberblaue Glöckchen, die nun im Winde schaukeln und leise, leise im Abendfrieden klingen. — Da faucht ein garstiges Ungeheuer mitten in das kleine Blumenwunder hinein, wie Sturmhauch vom nahen Bergrand. Da verdunkelt sich das Zauberreich, und der allerliebste Spuk ist aus. — Ich erwache.

Nie werde ich wieder ein zweijähriges Kindchen von einem geharkten Beete weisen; immer blüht es unter Kindertrittchen wie von Sonne und leuchtenden Blumen.

Warum wir müde werden / Von Franz Tormann

Die Abnützung unserer körperlichen und geistigen Spannkraft durch die täglich stattfindenden Lebens- und Arbeitsvorgänge und die darauffolgende Erholung während des Schlafes oder der Mußestunden stellt dem Physiologen wie dem Hygieniker interessante Fragen. — Was ist Ermüdung? Kurz gesagt: eine Vergiftungserscheinung! Es ist schon eine ganze Weile her, seit Ranke die ersten Versuche über Ermüdung angestellt hat. „Ermüdung eines Muskels, durch angestrengte Tätigkeit hervorgerufen, findet ihren sichtbaren Ausdruck darin, daß die Energie, mit der die Muskelfasern sich zusammenziehen, allmählich abnimmt und daß der Arbeitsbefehl oder Reiz länger braucht, um zu wirken." Die Übertragung der Erregungswelle auf den Muskel mußte in ermüdetem Zustand durch irgendeinen Einfluß unterbunden sein. Ranke war es, der auf den Gedanken kam, daß das „Hindurchfließen der Erregungswelle" durch Stoffe gehindert würde, die sich allmählich in den Muskeln ablagern. Das hat nun Ranke auch experimentell einwandfrei nachgewiesen. Wenn sein Gedanke richtig war, dann mußte durch Auswaschung eines ermüdeten Muskels der Hemmungsstoff beseitigt und der Muskel wieder arbeitsfähig werden. Er wusch also einen ermüdeten Muskel mit schwacher Kochsalzlösung aus, und siehe da — der Muskel bekam seine alte Frische wieder. Da die Kochsalzlösung eine durchaus indifferente Flüssigkeit ist, die dem Gewebe keinerlei verwertbare Nährstoffe zuführt, konnte diese Erscheinung nur verstanden werden, wenn man den Gedanken annahm, der Ranke zu diesem Versuche anleitete.

Ranke überlegte weiter: Wenn eine Kochsalzlösung die Ermüdungsstoffe der Muskeln beseitigt, also wegschwemmt, dann müssen dieselben nach erfolgter Abwaschung in der Lösung enthalten sein. Er dickte die Abwaschbrühe ein und spritzte sie einem ausgeruhten Artgenossen des ermüdeten Tieres auf dem Blutgefäßweg in eine bestimmte Gliedmaßenpartie ein. Wiederum fand er seine Überlegung bestätigt. Der geimpfte Muskel zeigte, wenn er arbeiten sollte, alle Anzeichen der Ermüdung. Der Gegenversuch, also Einspritzung der Abwaschbrühe eines nicht ermüdeten Muskels in ein anderes Tier, zeigte keinerlei Ermüdungserscheinungen. Dadurch war bewiesen, daß gewisse Stoffe, die nur durch die Tätigkeit der Organe entstehen, die Ursache der Ermüdung sind.

Rankes hochbedeutsame Versuche fielen der Vergessenheit anheim, bis Mosso das Ermüdungsproblem wieder aufgriff. Er übertrug statt der Abwaschbrühe das Blut eines nicht ermüdeten bzw. eines ermüdeten Tieres auf einen nicht ermüdeten Artgenossen. Im ersten Falle zeigte sich keinerlei Wirkung, im zweiten Falle stellten sich alsbald die charakteristischen Ermüdungserscheinungen bei dem Impfling, einem Hunde, ein, und „zwar so heftig, daß wie nach langem, heftigem Laufe die Lungentätigkeit des Tieres bis zur Atemnot beschleunigt und der Herzschlag unmäßig gesteigert war".

Dreierlei war damit bewiesen: einmal, daß die Ermüdungsstoffe durch den Blutstrom in alle Organe getragen werden, weiter, daß sich die Ermüdung übertragen läßt und drittens, daß auch die Organe befallen werden, in die die Ermüdungsstoffe mit dem Blute gelangen. Ermüdung ist also eine Selbstvergiftung des Körpers.

Jeder Organismus verlangt, soll er sich betätigen können, Betriebsstoffe, die ihm in Form der Nahrung zugeführt werden, und die im Verlauf der Organtätigkeit aufgebraucht werden. Jedoch nicht restlos. Es bilden sich Schlacken, Abfallstoffe, die in einer Weise sich häufen, daß sie vom Blutstrom nicht schnell genug fortgeschwemmt werden können und sich in den Muskeln ablagern. Diese Abfallstoffe sind die Erreger der Ermüdung.

Welches sind diese Stoffe, und kann man ihnen etwa zu Leibe rücken, falls sie in einem Körper in tödlicher Menge entstehen? Der Erlanger Physiologieprofessor Weichardt hat auf Grund sehr mühevoller Studien den Nachweis erbringen können, daß die Ermüdungserreger ausnahmslos Abkömmlinge des Eiweißes sind. Er prägte dafür den Namen Kenotoxin (Bewegungsgift). Weichardt ist es auch gelungen, die Ermüdungsgifte auf künstlichem Wege im Laboratorium durch Abbau von Fleisch zu gewinnen. Demselben Forscher ist es sogar gelungen, Tiere gegen die Ermüdungsgifte widerstandsfähig, unempfänglich, immun zu machen. Nachdem er die Gifte als Eiweißabkömmlinge erkannt hatte, stützte er sich bei seinen Experimenten auf die biologische Tatsache, daß der lebende Organismus die Einspritzung artfremden Eiweißes dadurch beantwortet, daß er Abwehrstoffe erzeugt, die das eingeimpfte Eiweiß zerstören. Diese Abwehrstoffe kreisen lange Zeit in der Blutflüssigkeit.

Spritzt man Tieren eine geringe Menge Kenotoxin ein, so bildet der Organismus ein Gegengift, das Weichardt Antikenotoxin nennt. Wird nun das Tier zur Arbeit gezwungen, so entsteht natürlich Kenotoxin, Ermüdungsgift. Durch das Gegengift, das sich nach der Einspritzung der kleinen Menge Kenotoxin in der Blutbahn gebildet hat, wird aber das durch die Arbeit entstandene Gift unschädlich gemacht, und ein so behandeltes Tier leistet mehr als ein gesundes normales Tier ohne Kenotoxineinspritzung. Man redet dann von einer „aktiven Immunisierung" des Tieres.

Die günstige Wirkung der kleinen Giftmenge ist eine analoge Erscheinung, wie die bei der Schutzpockenimpfung, bei der auch durch Einimpfung einer geringen Giftmenge der Geimpfte gegen bösartige Wirkungen desselben Giftes, gegen „Ansteckung", geschützt, immunisiert wird.

Noch drastischer wird die immunisierende Wirkung, wenn man das Tier statt mit Kenotoxin mit dem Antikenotoxin, dem Gegengift, impft, das Weichardt ebenfalls künstlich herstellen konnte. In diesem Falle redet man von einer passiven Immunisierung.

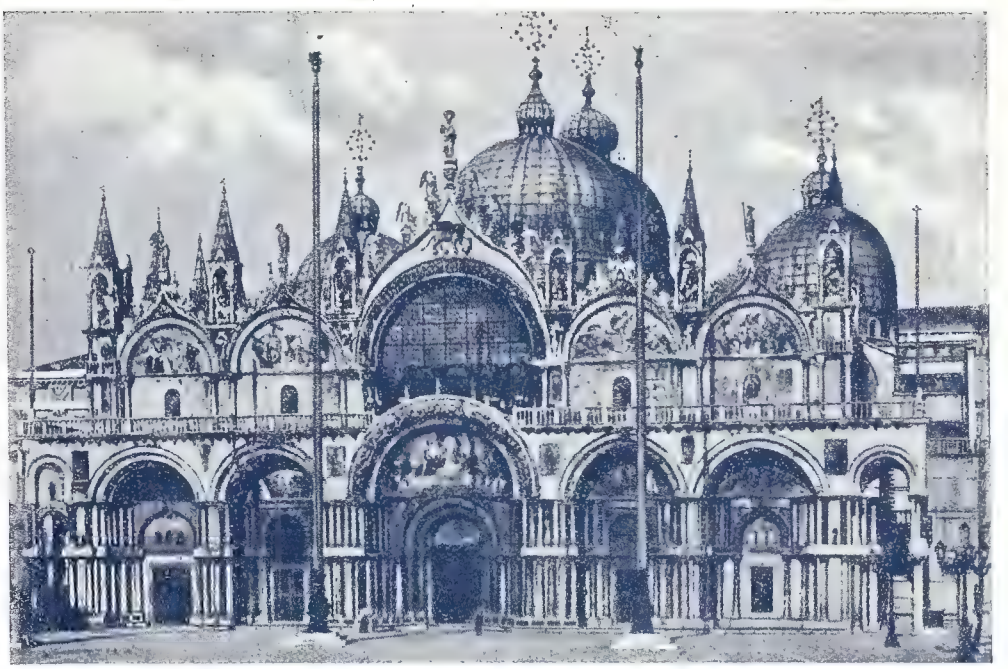
Hier eröffnet sich nun ein verführerischer Ausblick in die Zukunft der Arbeitshygiene des Menschen. Sollte es nicht möglich sein, durch Einimpfung von Antikenotoxin der Kenotoxinbildung bei der menschlichen Arbeit entgegenzuwirken, dadurch die Ermüdung ganz zu beseitigen und den Menschen auf eine ungeahnte Höhe seiner Leistungsfähigkeit zu heben? So abenteuerlich der Gedanke anmutet, so sind doch Versuche in dieser Richtung bereits angestellt worden.

Man kann bei solchen Versuchen das Antikenotoxin unter die Haut einspritzen oder eine Antikenotoxinlösung mit Hilfe einer kleinen Handspritze in der Zimmerluft zerstäuben. Die Lösung wird dann durch die Schleimhäute beim Atmen aufgenommen. Weichardt und Lobsien stellten Versuche an sich selbst an. Weichardt prüfte seine Leistungsfähigkeit durch Turnübungen, Lobsien durch Rechnen von einfachen Rechenaufgaben. Beide Autoren berichten über den günstigen Ausfall der Antikenotoxinversuche. Es wurde also sowohl die körperliche als auch die geistige Leistung durch das Antikenotoxin gesteigert.

Man darf sich dennoch keinen übertriebenen Hoffnungen hingeben. Der sicherste Weg der Erholung wird immer die Ruhe nach der Tätigkeit sein, der gesunde, tiefe und ergiebige Schlaf.

San Marco

Von Carl Marilaun



Venedig: Die Kirche San Marco vom Markusplatz gesehen

Nach Sonnenaufgang werden auf der Piazza die drei ungeheuren Fahnen aufgezogen, in deren wehenden Schatten sich die hasenzähnigen Britinnen und die deutschen Hochzeitsreisenden so gern photographieren lassen. Die beiden grün-weiß-roten mit dem Wappen und der Krone Italiens entfalten sich zuerst. Und im Augenblick, in dem der nachtgekühlte Morgenwind von der Lagune knatternd in die Riesentücher schlägt, steigt am mittleren, roten Mast die Flagge Venedigs, Beherrscherin der Meere, in die rosenfarben durchwirkte Himmelsbläue hinauf.

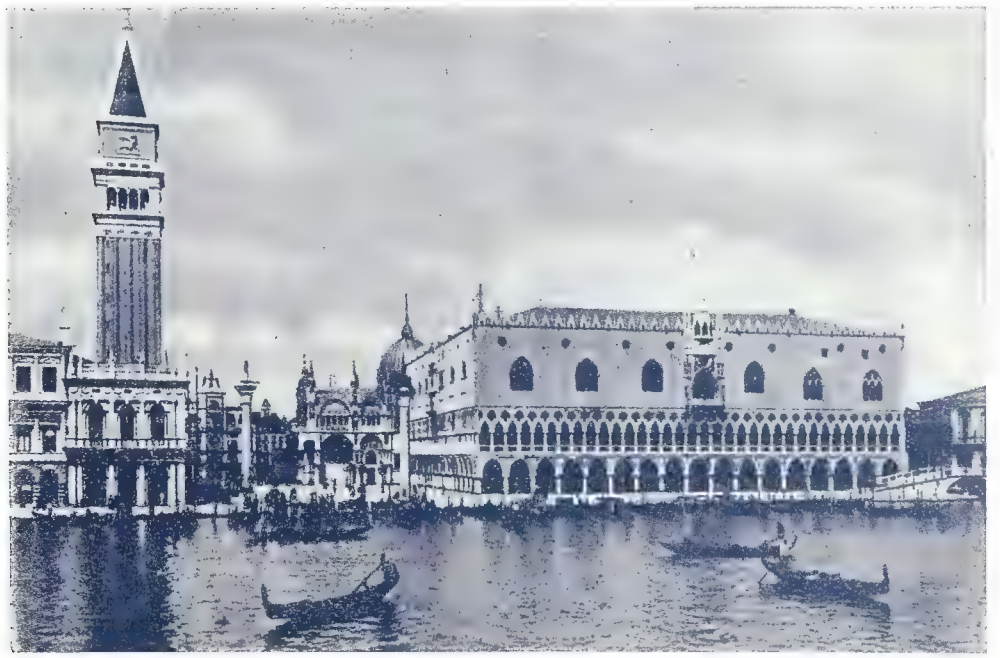
Weich wogend breitet sich das königliche Tuch aus. In verblichenem Purpur und Gold zeigt es den Löwen von San Marco, der geflügelt wie ein Cherub ist und dessen Haupt herrisch, kühn und grausam blickt wie die vom Alter verdunkelten Gesichter der zweiundsiebzig venezianischen Dogen, die Tintoretto und seine Schüler für die Sala del Maggior Consiglio gemalt haben.

Es ist der Morgen jenes Tages, an dem einst der Doge unter den entfalteten Segeln seiner Prunkbarke Bucintoro auf die Adria hinausfuhr und jedes Jahr einen vom Papst verliehenen Ring in die Fluten warf: „Dir, Meer, vermählen wir uns zum Zeichen unserer unerschütterlichen und ewigen Herrschaft . . .“

Heute wirft kein Doge mehr den Ring ins Meer. Im Saal des Großen Rates dunkeln die Bildnisse der Beherrscher des Meeres. Und Touristen, die fünf Lire für ihr Eintrittsbillett bezahlt haben, stehen und staunen sie an. Die vergoldeten Bretter der Dogenbarke sind längst verfault. Und Bucintoro heißt heute ein Hotel, nicht einmal ein allererstklassiges.

Die Dogen sind tot. Aber der Patriarch und Kardinal von Venedig lebt. Und auf seinem von Gold und byzantinischen Mosaiken schimmernden, fünffach gekuppelten Tempelpalast steigen jetzt auch die Fahnen mit dem goldenen Löwen im scharlachfarbenen Feld empor. Am Altar mit den Reliquien des Evangelisten Markus wird der Patriarch die Messe lesen.

Ungeheuer schlagen die Glocken des Campanile an. Wie ein Rauschen und Donnern von Bronzeflügeln ist dies. Unter den ersten Schlägen, die das Ohr fast nicht erträgt, scheint die ganze marmorne Piazza zu erzittern. Und immer noch mehr schwillt dieser Glockensturm an. So rief, läutete, donnerte die Meerbeherrscherin ihre Macht übers erbebende Meer. Jeder der zweiundsiebzig Dogen, vor denen jetzt in der Sala del Maggior Consiglio die angelsächsischen Damen mit dem Baedeker und die preußischen Assessoren mit Griebens Reiseführer defilieren, hat diese Glocken tönen gehört.



Blick auf Glockenturm, Piazzetta und Dogenpalast am Canal Grande

Und immer noch, wenn sie läuten, strömt das Volk von Venedig über die hundert Lagunenbrücken und aus der schwarzen Schlucht der Merceria zum Dom. Weit offen steht die achthundert Jahre alte Tür von San Marco, deren byzantinische Heiligenfiguren silberne Köpfe, Hände und Füße haben. Und mystisch schimmernd wie ein goldglühendes Muschelgehäuse tut sich der Palastraum dieser Kirche auf. Ohne eigentlich groß zu sein, ist sie den-

noch unübersehbar mit ihren fünf Altarkapellen, über denen sich die Mosaikenhimmel der fünf goldenen Kuppeln mit bunt durch den Weihrauchdunst flimmernden Sonnenlichtern wölben.

Venedig ist fromm. Man merkt es nicht, wenn San Marco ein Museum ist, durch das tagsüber ein Marktgedränge von Touristen ruhelos auf und ab flutet. Man merkt es, wenn auf der rechten Kanzel, von der aus die neuerwählten Dogen einst dem Volke vorgestellt wurden, die Scharlachtücher aus venezianischem Brokat ausgehängt werden, die verkünden, daß der Patriarch nach dem von ihm pontifizierten Hochamt dem Volke predigen wird.

Ein schwarzes, heute nicht gaffend herumwandelndes, sondern zwei Stunden reglos ausharrendes Menschengedränge erfüllt den Dom. In ungeheuren, vom Alter geschwärzten Silberkandelabern brennen buntbemalte Kerzen. Sie sind hoch wie die Maste der Schifferbarken aus Chioggia, deren Segel sich gelb und rot draußen auf dem Kanal wiegen.

Erhöht über allen Altären, hinter den Porphyrsäulen, die das silberne Riesenkruzifix und die zwölf Jünger des Herrn tragen, steht der Altartisch. Magisch gleist um ihn die berühmte Pala d'Oro. Das ist jener mit zweitausend Edelsteinen besetzte Teppich von Gold und Silber, den der Doge Pietro Orseolo vor neunhundert Jahren in Konstantinopel als Altarvorsatz anfertigen ließ.

Der Patriarch, der jetzt im purpurn nachschleppenden Mantel die Stufen zum Thron emporsteigt, ist alt. Schön und mild ist sein römisch geschnittenes Antlitz, ungebeugt seine Gestalt; ruhig und klar blicken seine Augen. Ein Hirt und ein Herr. Und man denkt an jene finster verschlossenen Gesichter der Dogen im Saal des Maggior Consiglio, die zum Zeichen ihrer Herrschaft goldene Ringe in die besiegten Fluten warfen. Sie haben diese schwimmende Märchenstadt erbaut, bauten sie auf hunderttausend Pfählen aus dem Holz ausgerotteter Wälder. Und mit Blut und Kriegen, Gold und Dolch, mit Eroberungsfahrten und Triumphzügen befestigten sie ihr die Meere beherrschendes Imperium, das ewig und immerdar währen sollte.

Es blieb davon — ein Saal mit zweiundsiebzig Bildnissen, der einen Stern oder zwei im Baedeker hat und in dessen erlauchtem Raum die Touristen in Zweierreihen traben. Es blieb die schönste Stadt der Erde, zu schön, um mehr sein zu können als der Traum einer Stadt. Ihre alten Herren, deren Mäntel die Farbe des Blutes hatten, das sie vergossen, sind tot. Und auf ihren Marmorgräbern liest der venezianische Patriarch die Messe.

Seufzerbrücke: Weg der Verurteilten zu den Bleikammern

Neben seinem unerschütterten Thron steht der junge Alumne und trägt in seinen Händen das Zeichen einer anderen Herrschaft: das uralte, goldene Kreuz des Bischofs von Venedig.

Hoch wie Bäume brennen rings unter den goldenen Kuppeln die vom Alter vergilbten, mit Votivgeschenken behängten Riesenkerzen. Und der greise Priester, den schwer über seine Arme fallenden Purpurmantel mit einer höchst königlichen Gebärde zurückschiebend, spricht zu den Venezianern. Nicht von einer Macht, deren Symbol der vom Dogen ins Meer geworfene Ring war. Nicht von jener, deren düsteres Zeichen das schwarz und stumm draußen auf der Lagune verankerte Kriegsschiff ist, dessen eisengraue Kanonenrohre matt in der glühenden Sonne glänzen. Sondern von der stärkeren Herrschaft, deren Zeichen der hinter dem Patriarchen auf der alten Dogenkanzel stehende Alumne in seinen Händen hält. Durch Weihrauchwolken strahlen von den goldenen Kuppeln die Sonnenpfeile um das hohe, goldene, mit Edelsteinen aus Byzanz geschmückte Kreuz, das der junge Alumne wie ein Zepter trägt . . .

Und draußen auf der Piazza San Marco lärmt nun die Mittagsmusik. Im Schatten der Prokurazien stehen die Kaffeehaustische: jene von Quadri und die von Florian. Es sind die berühmtesten „bothege da Café" nicht nur Venedigs, sondern der Welt. Erschütternd, die Jahrhunderte zurückreichende Liste ihrer Stammgäste zu lesen, von der ein Auszug jedem Gast vom Kellner auf den Tisch gelegt wird. Es gibt wenig erlauchte Namen Europas, die in dieser Liste fehlen. Und jener venezianische Kaffeesieder Florian hatte recht, als er seine 1720 begründete Lokalität „Das triumphierende Venedig" nannte. Lord Byron, Goethe, Casanova und Canova, Silvio Pellico, die Brüder Gozzi, Madame Staël, Alfred de Musset, Paul Heyse, Gerhart Hauptmann saßen hier.

Aber wozu ein Dutzend Namen nennen, wo hunderte aufgezählt werden könnten und seit zweihundert Jahren die Menschen, wenn es ihnen vergönnt ist, sehr glücklich zu sein, sagen: „Andemo da Florian — gehen wir zu Florian!"

Über der Musik und dem Brausen des Menschengewühles schlägt da ein Ton an — ein völlig neuer Ton in der Musik der Märchenstadt. Drüben über der Lagune knattern die ungeheuren Luftomnibusse der Hydroplane.

Und seltsam, wie sich diese donnernden Vögel in das Bild Venedigs fügen! Schon gehören sie zu dieser Stadt

C. v. Piloty: Der Rat der Drei in Venedig

Canal Grande in Venedig. Im Hintergrund die Chiesa della Salute

der Campanile und Paläste wie die schwarze Gondel mit dem hochgeschnäbelten Kiel, die weiß über grüne Wasser sich schmiegenden Brücken und die roten Segel, auf die das Fischervolk von Chioggia den Heiland und die Madonna gemalt hat.

Nicht nur Orient und Gotik, Renaissance und Abendland begegnen sich eben in der „Serenissima" Venedig. Neben Dogen und Waffen, Blut und Liebe, Seufzer und Mondnacht liegt das Heute. Motorgondeln legen beim Grandhotel an, jenem großartigsten Gasthof Europas, dessen Halle, dessen Säle ein Paolo Veronese mit den unverblaßten Farben unsterblicher Bilder ausgeschmückt hat. Und drüben, in den Jasmingärten der Lidoinsel, ragt jene maurisch phantastische Riesenkuppel des „Excelsior", unter der die reichen Amerikaner und die mondänen Schönen zweier oder dreier Kontinente die luxuriösesten Feste feiern, die Europa zu bieten hat.

Der Portier des Grandhotels fragt in aller Unschuld, ob ich denn nicht ein bißchen spazieren fliegen will! Er hat noch eine Karte für den großen Luftomnibus, der in einer halben Stunde zum Ringelspiel um diese wunderreiche Stadt auffliegen wird. Ich soll Venedig, la Serenissima, sehen — unter mir, wie eine von Gott mit Märchenfarben bemalte Muschel, geschaukelt auf der morgenblauen Flut mit den Palästen ihrer Dogen, den Madonnen ihrer Kirchen, mit Florian, dem herrlichsten Kaffeehaus des Erdballs, und dem honigfarbenen Marmorpfeil des Campanile, um den die Tauben flattern.

„Nein," sagte ich, „danke, nein!" Man muß ja nicht alle Wunder begehren. Mit tiefer Scham vor dem Portier, der mich gewiß für ein bißchen feig hielt, verzichtete ich auf sein Flugbillett. Und alle Götter und Genien, mit denen Paolo Veronese die Kuppel dieses Grandhotels ausgemalt hat, mögen über mich lachen.

Ich danke für die Wolkenfahrt; ich gehe dieses Mal noch zu Fuß zu Florian hinüber.

Die Einzige

Wenn über Venedig wolkenlos der Himmel blaut und das goldene Sonnenlicht Stadt und Meer zu farbenschillerndem Bild zusammenwebt, wenn die glitzernden Wellen in sanftem Anschlag mit den alten Marmorpaläften plaudern, wenn die Gondel Wiege, Karosse, Plauderstübchen und Leichenwagen — alles zugleich ist, wenn der Markusplatz und die Riva degli Schiavoni von Jubel und Musik widerhallt, so daß selbst die Armut lächelt und das Auge des Elends freudig glänzt, dann vergißt man den Kontrast zwischen einst und jetzt. Und ein Bild des Friedens und scheinbar unerschütterlicher Ruhe ist es, wenn an schönem Tage die Sonne zur Rüste geht und zum Abschied die Stadt verschwenderisch mit Gold und Geschmeide, mit den Rosen der Abendröte schmückt und mit violetten Duftschleiern sie umwebt, wenn dann die Weihe der Nacht sich über sie herabsenkt und das Meer sie wie ein schlummerndes Kind auf linden Wellen wiegt, wenn der Mond sein geisterhaftes Licht über Meer und Stadt zittern läßt und Silberbrücken baut aus dem Reich der Wirklichkeit in das der Vergangenheit und der Träume.

Bischof Keppler.

Canal Grande. Rechts Cà d'Oro (Das goldene Haus)

Der Goldadler

Aus dem Leben eines Wilderers / Von Franz Friedrich Oberhauser

Aus dem gläsernen Blau des Sommerhimmels schwang sich plötzlich ein Goldadler mit unbeschreiblicher Schnelligkeit zur Erde nieder.

Die Mutter Maria erhob sich in diesem Augenblick aus den harfenden, goldenen Ähren, von einem dunklen, quälenden Ahnen bedrängt, und sah nach ihrem Kinde, das einen Ruf weit im Schatten eines Brombeerstrauches lag.

Sie öffnete ihren von der Nachmittagshitze trockenen Mund, aber der Schrei des Entsetzens löste sich nicht von den roten, bewegungslosen Lippen, die nach einer kurzen Starrheit leise zu beben begannen, ohne die Kraft zu besitzen, ein Wort zu formen und einen Laut in diese sommerliche Stille zu schicken, weithin über die hohen Felder und Matten, in die Täler, den Menschen entgegen, einen flehenden, wilden Ruf um Beistand und Hilfe.

Dann stürzte die Mutter, die Sichel fest in der Rechten haltend, über die Garben hinweg ihrem Kinde zu, das unter den Fängen des Adlers lag. Als sie bedenkenlos in die Nähe gekommen war, entfaltete der Vogel seine mächtigen Flügel, schwang sich auf und trug das wimmernde Kind in den starken, räuberischen Krallen über das blondhaarige Haupt der jungen Mutter davon.

Nun brach der Schrei des Entsetzens von den bebenden Lippen des Weibes. Die Sichel entfiel den zuckenden Händen; in den schwach gewordenen Knien hängend, sah Maria mit brennenden, tränenlosen Augen dem emporsteigenden Adler nach, sah das weiße Tuch, das ihr Kind umhüllte, in der gleißenden Höhe des Sommertages wie eine schimmernde Flagge.

„Toni!" schrie das junge Weib, und als hätte sich alle Kraft des schwankenden Körpers in der Kehle gesammelt, füllte sich jetzt dieses eine Wort mit einer Stärke, die weithin drang, wie ein Sturmruf, wie ein Notsignal, über die Wiesen hinweg, über die dunkelblauen Täler fort, bis zu den Häusern der Bergler.

Immer kleiner wurde der Adler, und die flirrende Luft des hohen Tages verhüllte ihn schließlich, als er sich den rotleuchtenden Flühen näherte, in deren fast unzugänglicher Wildnis er seinen Horst hatte.

Noch hatte die junge Mutter das süße Lallen des Kindes in den Ohren, das innige Spiel des kleinen Mundes, die Laute zu formen, die Worte. Und diese beglückende Sprache begann nun das Herz der Mutter zu peinigen.

„Toni!" flüsterte Maria noch einmal und sah mit grenzenlosem Schmerz in diesen blauen, unbeschreiblich schönen Sommerhimmel hinein. Dann rannte sie, der Ähren nicht achthabend, den dornigen Gebüschen nicht ausweichend, die Hänge hinab, über die von der Sonne gedörrten und würzig duftenden Gräser, immer schneller und mit lauter Stimme rufend.

Unten, wo das weiße Haus eines Bauern stand, vor der arbeitenden Mühle, zögerte Maria einen Augenblick; sie sah in einer blau geschilderten Mauerrunde eine bäuerliche, aus dunkelbraunem Eichenholz geschnitzte Muttergottes stehen mit einem seltsamen, wunderbar geklärten Lächeln, mit leeren Händen, die verlangend hochgehoben waren, und mit Schwertern in der Brust. Mutter Maria wollte, nur um ein Kreuz zu schlagen, in die Knie sinken, die Hände emporwerfen, — aber sie rannte weiter.

Tränen drangen jetzt aus ihren Augen, ohne daß sie weinte; sie liefen rasch und haltlos über die bleichen Wangen; eine Welle glühenden Blutes flog hoch hinauf, bis unter die Wurzeln der Haare. Als hätte die Hitze ihre Gedanken verwirrt, so drang Maria unter die Menschen und erzählte den rasch zusammengelaufenen Männern das furchtbare Geschehnis in fliegenden Worten.

Die Männer sahen sich ratlos an, die Weiber nestelten an den blauhänfenen Schürzen, die Kinder rissen die Mäuler auf und machten große Augen.

Da gab es nur zwei Männer, die helfen konnten; das wußten alle. Der eine war der alte Forstmeister Konrad und der andere der Gamsteufel, der Mann der Maria. Der Gamsteufel! Er war seit Tagen wieder vom Hause fort, seinen Abenteuern nach und nirgends zu finden. Ihr eigener Mann! Ihre Lippen bebten, und das Schluchzen klomm aus der Brust empor wie eine Quelle.

Man telephonierte also in das Forsthaus. Gottlob, der Förster war zu Hause und kam bald mit drei seiner jüngeren Försterbuben und Jägerburschen des Freiherrn Amadeus, mit Gewehr und Hirschfängern bewaffnet, aus dem Walde herab. Konrad ließ sich den Vorfall noch einmal berichten, dann brachen sie, von weiteren drei Mannsleuten begleitet, auf, um in das Revier des Adlers zu dringen und das geraubte Kind, so Gott es wollte, heil wiederzubringen.

„Wenn wir den Horst erreichen können, weiß wohl, wo er ist, dann bringen wir dir dein Kind wieder, Maria. Niemals hätte ein Adler ein Lebewesen, das er geraubt, sofort zerfleischt, außer es wehrte sich."

„Wenn Euch mein Leben etwas wert ist, Konrad, dann bringt mir den kleinen Toni, bringt ihn mir, Konrad!" sagte die junge Mutter und schritt mit dem Trupp ein Stück Weges bergauf. Aber bald verließen sie die Kräfte; das entsetzliche Erlebnis hinter den reifen Ähren, der unerwartete Raub, der noch immer ihre Glieder lähmte, drängte sie immer weiter zurück, und schließlich sah sie die kleine Gruppe der emsig steigenden Männer ganz ferne, am Niederholz vorbei, zwei hohe Kuppen hinter sich lassend, den Felsen zu steigen.

Maria sank schluchzend nieder, und all das verschlagene Weinen, das marternd hinter ihren Augen, tiefer noch, in ihrem Herzen steckte, es löste sich langsam.

Rastlos stiegen die Jäger empor.

Mit einem gleichmäßigen und brav durchgehaltenen Schritt erreichten sie bald die Paßhöhe. Die Sonne brannte erbarmungslos auf die Berge. Unten dämmerten kühle Täler, und Bäche funkelten wie Edelsteine in der Ferne auf. Die Luft war würzig und scharf. Bald würden die harzenden Tannen zurückbleiben; einzelne Föhren standen wie phantastische Wächter mit ausgebreiteten Armen an den Rändern der Abgründe. Manchmal rollte ein Stein zur Tiefe und polterte lang hörbar den Abhang hinunter.

Wortlos schritten die Männer aus. Konrad, der alte Förster, mit einem richtigen Alplerschritt. Seine scharfen Augen forschten die schimmernden Felswände ab, suchten über das Knieholz hinweg nach den dürren Matten, Graten und Flühen. Ein scharfer Wind sauste wie ein Peitschenhieb von Norden her über die Paßhöhe, daß es hoch tönte wie eine Orgelpfeife. Die Einsamkeit hing über dieser Landschaft; dann kam noch einmal ein letzter kleiner Waldbestand mit kleinen Nadelbäumen; jenseits gab es duftendes Niederholz, Almrausch blühte noch an den Gehängen, dann einige dunkle Wälderinseln, dann war die Erde nackt.

Nach drei Stunden hatten die Jäger einen schmalen Felsensteig erreicht, der in das Gebiet der Gemsen führte. Auf der andern Seite öffnete sich ein ungeheurer Rachen, in dessen Tiefe es violett dunkelte. Ein blauer Teppich

von hohem Enzian leuchtete in der späten Sonne am drüberen Hang, und eine dünne, armselige Wiese mit niederen Bäumen klammerte sich an diese trostlose Erde und erklomm einen Rücken.

Konrad trat, das Seil in den Händen, bis knapp an den Abgrund vor; von hier aus konnte er das Gebiet übersehen; er konnte die Felswände überblicken, das rötliche Gestein der Flühen. Ganz unten, noch im letzten roten Schlepp des Abends, war die Erde mit drei kleinen Waldseen geschmückt, an deren Ufern der Förster des öfteren das Adlerpärchen in der goldenen sommerlichen Sonne badend sah. Oft schon hatte es ihn verlockt, den Adlern nachzusteigen.

Hinter niederen Föhren erscholl ein dünner, weithin hallender Pfiff, und im selben Augenblick schoß ein Rudel Gemsen mit unerhörter Sicherheit über die Steilen und Platten hinweg, einen Hang empor, sorgsam geführt, und verschwand in den kantigen, zerklüfteten Zinken.

Dann war es wieder still.

„Er kann nur an der Halling zu finden sein," beginnt der Förster nach einer genauen Ausschau zu reden, „haben ihn dort einmal gesehen, Andreas, erinnerst du dich? Wir steigen also höher, um uns besser zurechtzufinden."

Und wieder schritten die Männer weiter, in diese steinerne Stille hinein, indessen die Sonne immer dunkler wurde und die Steintürme kupferrot aufschäumten.

Plötzlich löste sich ein Schuß und rollte mit vielfachem Echo an den Wänden entlang in die fernen Täler.

„Ein Wilddieb!" knurrte der Förster, und es riß ihn hinter die Latschen zurück; er lauschte nach irgendeinem Ton, um den Ort zu finden, an dem einer frevelte. Die dichten, buschigen Brauen schlossen sich wie dorniges Gestrüpp, und die Schrift des Zornes leuchtete an der hohen Stirne. Die Hand klammerte sich fester an den Büchsenschaft, entschlossen, den Frevler zu strafen.

Aber nur einen Augenblick lang überlegte der Förster. War jetzt Wichtigeres zu tun, als sündigen Wilddieben nachzurennen und aufzulauern; galt einen anderen Dieb zu fassen, der Wertvolleres gestohlen hat, und ihm die Beute zu entreißen.

„Weiter!" befahl der alte Förster mit zorndurchbebter Stimme. „Wir finden den Frevler schon."

Und wieder eine halbe Stunde; der Stein splitterte unter den Eisennägeln der Stiefel. Die Männer kamen auf eine Lichtung mit dürrem Gesträuch, in der die Steinnattern heimisch waren; einzelne Föhren standen dunkel da und hohes Nadelholz, das sich hier an der Südseite entfalten konnte. Auf einer weit vorspringenden Kanzel blieb der Förster suchend stehen. Das dünne Geschrei von Jungtieren flog von unten herauf, und da entdeckte Konrad den Horst, einige hundert Meter weit links, und er sah den Goldadler in einem Felsloch sitzen, und er sah das weiße Tuch des Kindes. Das Adlerweibchen konnte er nicht entdecken.

„Dort ist es!" rief er lauter, als er wollte. „Das Kind! Es lebt noch! Wir sind zur rechten Zeit gekommen. Wer von euch?"

Die Männer starrten dem Horst entgegen, und während Konrad langsam emporstieg, um sich über dem Horst einen festen Standplatz zu suchen, zögerten die anderen; denn ein Kampf mit einem Adler war noch selten gut ausgegangen.

Ehe sie sich darüber schlüssig wurden, tauchte plötzlich am Grat ein Mann auf, der, ohne der Jäger achtzuhaben, als hätte er sie nicht gesehen, nach einem Abstieg suchte.

„Der Gamsteufel!" rief einer der Jagdburschen, und da sahen sie schon, wie der Förster Konrad das Gewehr an die Wange riß und niederkniete, hörten aber nichts mehr und warteten vergeblich auf den warnenden Anruf.

„Hat also gewildert," schimpfte der Andreas; „hab'n ihn jetzt ertappt. Wird eine Freud' haben, der Meister und auch der Herr; ist der beste Fang, den wir machen."

Der Förster kam den Weg zurück. „Still sein!" rief er den Knechten und Jägerburschen zu. „Vielleicht hat er uns nicht gesehen."

Man schlich sich näher dem Grat zu, und jetzt konnte Konrad das ganze Feld überblicken.

Sie sahen, wie der Wilderer, der das Heimkommen des Adlers zweifellos gesehen hatte, von einem verbotenen Pirschgang abbiegend, die Höhe vor ihnen erklommen haben mußte und an der Stelle, die die Jäger gesucht hatten und erreichen wollten, zuerst ankam. Sie sahen, wie der Wilderer die Situation sofort erfaßt hatte, nach einem Abstieg suchte, dann zurückrannte, dem Knieholz entgegen, dort verschwand und bald darauf mit einem Seil wiederkehrte, einen scharfen, sichelförmig gebogenen Dolch mit den Zähnen festhielt, das Seil um die dicken Wurzeln der Knieföhren wand und sich dann, ohne zu zögern, in die Tiefe ließ. So vorsichtig und langsam, daß Konrad lächeln mußte über die geschmeidige Art dieses gestählten Körpers.

„Gott steh' ihm bei!" flüsterte der Förster. „Ist doch ein wildes Blut, dürfen ihn nicht stören."

Konrad drängte mit seinen Getreuen höher hinauf, dem Abgrund entgegen, löste das Seil, befestigte es und beobachtete den Vorgang an der Felswand, um nach Möglichkeit Hilfe zu geben. Er hatte sein Gewehr schußbereit in der Hand und seilte einen seiner Jagdgehilfen an, der sich entschlossen hatte, sollte der „Gamsteufel" mit dem Goldadler nicht fertig werden, ihm nachzuklettern und zur Seite zu stehen.

Unterdessen aber waren zwei andere Jäger zur Stelle gegangen, von der sich der Wilderer seinen Strick geholt hatte, fanden bald das Versteck und kamen mit einem halb ausgeweideten Gamsbock zurück, den der Wilderer eben zuvor geschossen haben mußte.

Der alte Förster löste einen leichten Pfiff.

„Der Strick hat ihn verraten! Wart nur, du Wilder, Waghalsiger, der Lohn für das bleibt dir nicht erspart!" murmelte der Förster und drückte sich den kleinen, grünen Hut fester in die Stirne, die flammend rot vor Zorn war.

Das Holen des Seiles hatte den Wilderer Bertl Mayerhofer den unerwartet auftauchenden und lauernden Jägern verraten. Lange hatte der Wilderer, unter den gefällten dichten Lärchen versteckt, gewartet, ob die Jäger ihn gesichtet hatten. Bald nachdem er den Bock geschossen und ihn auf die Höhe hinter das Holz gebracht hatte, bemerkte er das Kind in dem breiten, fast unzugänglichen Nest. Er hatte im verbotenen Weidwerk eingehalten und überlegte nicht lange, was in diesem Augenblick wichtiger war. Allerdings konnten ihn die Jäger erwischen; aber würden sie ihn, ohne Gewehr, ohne Rucksack und ohne Beweis, gefangennehmen? Solange sie ihn nicht auf frischer Tat ertappten? Und wenn, dann waren ihm einige Jahre in der grauen Zelle des Kreisgerichtes sicher; seine Freiheit stand auf dem Spiel und sein Ruf als Wilderer, auf den er stolz war. Denn niemand hatte es bisher vermocht, ihn festzunehmen; dennoch wußte man überall, daß man beim Gamsteufel die schönsten Geißen, Böcke, das schönste Wild und die wundervollsten Gamsbärte bekam. Und ringsum gab es keinen schmuckeren, lustigeren und flinkeren Bergler als den Bertl Mayerhofer, der bisher noch alle Bauernburschen und Jagdknechte beim Hackelziehen und Tanzen besiegt hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Schönheit geht über Zweckmäßigkeit

Mit bewundernswürdiger Zähigkeit hält Japan, das doch als nüchtern-praktisch gilt, an seiner unzeitgemäßen alten Frauenkleidung fest, weil ihm Schönheit mehr gilt als Zweckmäßigkeit. Die schlanken Japanerinnen mit ihren schmalen, abfallenden Schultern würden in europäischen Modekostümen eine schlechte Figur machen; deshalb unterwerfen sie sich der unaufhörlichen Qual ihres Kimonogewandes, dessen Schnitt und Farbe allerdings auch genau nach Lebensalter, Stand und Jahreszeit geregelt ist. Und so muß die Japanerin heute noch im engen, langen Gewand mittelalterlicher Rittersfrauen kochen, waschen und den Boden aufputzen, im Teehaus die Gäste bedienen und den Reis auf den Feldern schneiden. Übrigens ist der Kimono nicht nur eine schöne, sondern auch höchst wohlanständige Frauenkleidung.

Zur Teestunde

Zwei vornehme Japanerinnen

Im Besuchskleid

Japanische Schauspielerin

Musizierende Geisha

Japanischer Filmstar

Der Wahnsinnige in der Kirche

Ein lustiges Trauerspiel / Von Heinrich E. Kromer

In einem westfälischen Dorf setzte sich eines Morgens nach der Frühmesse der Mesner hin, scheuerte das Weihrauchfaß, und als es ihm blank genug schien, sagte er sich: „Jetzt ist es so glänzend wie die Goldstücke des reichen Baumeisters, dem du's heute nachmittag über seinem letzten Bett schwingen sollst; und mag sein Geld auch prunken und funkeln, so gibt's jetzt doch ein anderer aus!" Aber wenn der Mesner dabei ein wenig auch an das letzte Trinkgeld dachte, das er von dem toten Baumeister noch bekommen konnte, so ahnte er nicht, daß dieses einem andern zufallen könnte, und daß er das Weihrauchfaß zwar glänzend gescheuert hatte, aber diesmal umsonst.

In jenem westfälischen Dorf nun, wie auch an anderen Orten Deutschlands, warten die Verstorbenen nicht in dem Hause selber, wo sie abgeschieden sind, ihren letzten Gang ab, auch nicht im Leichenhaus, weil keines da ist; sondern sie lassen sich im Sarg in die Kirche bringen und erhalten dort, wo sie mit der Taufe ihren ersten Segen bekommen haben, auch ihren letzten: man hebt dazu nur den Sargdeckel noch einmal ab. So ist's dort auch mit der Leiche des Baumeisters geschehen; zwei Männer haben sie in die Kirche getragen, dort niedergestellt, den Deckel nur leicht auf den Sarg gefügt und nichts Böses gedacht, indem sie meinten, an einem heiligen Ort wie der Kirche sei sie sicher aufgehoben, worauf sie um dies oder jenes noch einmal weggingen.

Anders dachte freilich ein anderer, und benahm sich auch darnach; aber der wußte nicht, was er tat und welcher böse Geist ihn gerade in diese Kirche führte an solch schönem Sommertag. Er hätte es sonst vielleicht lohnender gefunden, spazieren zu gehen, auf die Vögel zu horchen und den Schmetterlingen nachzugaukeln. Denn er war wahnsinnig und vor einigen Tagen erst einem Irrenhaus entlaufen und so herumgeirrt. Der tritt in die Kirche, sieht den Sarg inmitten derselben stehen, geht auf das schwarze Ding zu, und wie er damit nichts anzufangen weiß, aber doch neugierig den Deckel abhebt und den unbekannten Baumeister daliegen sieht, fällt ihm nichts Besseres ein, als den Toten heraus und auf die Achsel zu nehmen, und fort mit ihm in die Sakristei, wo er ihn, der mag wollen oder nicht, aufrecht in einen Schrank stellt und hinter ihm abriegelt. Dann läuft er zurück, legt sich in das Totenbehältnis, holt auch zum Spaß den Deckel wie eine Bettdecke über sich her, daß einer, der's nicht weiß, meinen könnte, es sei mit dem Toten nichts geschehen, seit ihn die beiden Männer dort abgestellt haben.

So auch, als wäre wirklich nichts damit geschehen, nehmen bald darnach die beiden Träger den Sarg wieder auf, um ihm erst den rechten Platz in der Kirche anzuweisen. Aber kaum haben sie ihn hochgenommen, da wird's innen lebendig, der Deckel poltert hinab, und die beiden Männer denken: was will da werden?, als schon der vermeinte Tote draußen auf dem Boden ist. Und wenn die Stille der Kirche nie den Schall von Ohrfeigen gehört hat, so klatscht es jetzt laut und häßlich davon, und der, dem sie gelten, nämlich der vordere Träger, besinnt sich nimmer lang darüber, sondern fällt tot hin; denn es mag wohl ein Schrecken sein, wenn man von einem, den man schon in der ewigen Ruhe vermeint hat, auf einmal ohne Schuld so bös angefaßt wird. Der andere Leichenträger ist unterweilen aus der Kirche geeilt, draußen wie ein gehetztes Reh über die Gräber weg und über die Friedhofsmauer hinaus, nichts Besserem gewärtig, als es sei ihm der vom Tode Auferstandene auf den Fersen und wolle ihm den Hals abdrehen. Der aber geht gemach weg vom Ort seines Treibens und vom Sarg und dem Deckel, die ja nicht für ihn bestimmt sind. Seinen Spaß hat er sich gemacht und denkt vielleicht auch, es sei damit Unheils genug für so ein kleines Dorf und für das halbe Viertelstündchen, wo er's angerichtet hat.

So hätte gewiß auch der Mesner gedacht; aber was wußte er von dem Geschehenen? Er will das Letzte zum Begräbnis tun, seinem Pfarrer das Gewand bereitlegen, den Weihrauch anzünden, auch die Gemeinde mit dem Totenglöcklein rufen, wenn es Zeit ist — wie hätte er aber das Unheil ahnen sollen, als er in die Kirche kam? Wohl findet er alle Türen offen, doch drinnen mehr Rätsel, als sein armer Kopf aufs erste fassen kann: den leeren Sarg, davon der Deckel weg, und am Fußende einen Toten, doch nicht den seligen reichen Baumeister, dem er heut überm Grab das Weihrauchfaß hat schwingen wollen — nein, einen Fremden auf den ersten Blick, aber doch einen Bekannten, als er ihn jetzt mit Schaudern ein wenig näher ansieht! Der hat noch eben den Verstorbenen dahingetragen; wo aber bleibt der Tote, dem's heute gilt? Ist er gestohlen? Oder hat ihn von geweihter Stätte weg der Böse geholt und auch seinem armen Bringer noch zum Lohn das Genick abgedreht? Soll er um Bescheid zum Pfarrer laufen? Soll er durchs Dorf fragen, ob einer den Abgestorbenen auferstanden hat herumwandeln sehen wie einst die Jünger den Heiland? Nein, in die Sakristei, eine Decke geholt und den neuen Verstorbenen, dem keiner die Augen geschlossen hat, geziemend zugedeckt! Dann, meinetwegen, durchs Dorf hinauf und umgefragt! Wer weiß, es wird wohl hell werden um das Rätsel da; sonst ginge es nicht mit rechten Dingen zu.

Aber das Unheil hat nun einmal Wasser auf der Mühle, nur ahnt's der Mesner nicht; er wäre sonst lieber zu Weib und Kind gelaufen, statt in die Sakristei an den Schrank, wo ihm, kaum schließt er die Tür auf, ein Toter entgegenfällt und ihn umarmt, wie zum Dank, daß ihn der gute Mann aus dem dunklen Gelaß befreit hat. Und so fest ist der Verstand des armen Mesners nicht, nach allem, was ihm heut schon Grausiges in den Weg gekommen ist, daß er sich nicht drüber hätte verdrehen sollen, also daß er dann irr durchs Dorf läuft, und wer ihn sieht, sich an den Kopf greift und fragt: Fehlt dem Mesner ein Sparren oder hat er einen zuviel?

Einem Irren traut man sonst nicht mehr viel zu; im Guten nicht, schon eher im Bösen; und hier hat so ein Armer, der für sich wie für seinen Nächsten nichts mehr wert war, noch zwiefach Unglück in einer Gemeinde geschaffen. Wo es für selbigen Tag an dem einen Toten genug gewesen wäre, hat man zweien nebeneinander das Grab bereiten und einen neuen Mesner das Weihrauchfaß schwingen lassen müssen, das der alte so fein für den reichen Baumeister gescheuert hatte. Aber auch der Wahnsinnige, als man ihn schließlich einfing, ist selbander ins Irrenhaus zurückgewandert; er hat an dem Mesner, den er durch den eingesperrten Toten um den Verstand brachte, einen Gesellen gefunden, ohne zu ahnen, wie. Hat ihn auch unterwegs öfters freundlich angelacht und wußte nicht warum. Vielleicht, weil er in ihm einen Fahrtgenossen sah, der auch nimmer mehr wert war als er selber.

Humor in Wort und Bild

Der Menschenkenner

Der berühmte Physiognomist Lavater traf einmal in der Postkutsche mit einem Mitreisenden zusammen, dessen wohlwollende und sympathische Gesichtszüge ihm besonders angenehm aufgefallen waren. Um seinem Reisegefährten nun eine Probe seiner Menschenkenntnis zu geben, fragte er ihn plötzlich nach seiner Herde und erhielt von seinem verblüfften Gegenüber die Antwort, er sei kein Hirt.

„Kein Hirt im gewöhnlichen Sinne," fuhr Lavater mit selbstbewußtem Lächeln fort, „sondern ein Hirt im Dienste des Herrn wie ich selbst. Das fromme Geschäft, Seelen zu gewinnen und für das künftige Leben vorzubereiten, hat Ihrer Stirn das göttliche Siegel aufgedrückt. Sie sind ein Priester."

Er soll ein äußerst verblüfftes Gesicht gemacht haben, als er auf diese Rede hin jetzt aber erfuhr, daß sein Reisegefährte — Scharfrichter war.

Ein Wüsten-Abenteuer

1. Professor: „Sapristi, sapristi! Da liegt ja ein Riesenexemplar von einem Helmkasuar-Ei im Sande! — — Wie bring' ich das jetzt unter — hier — —

2. — in meinem Rucksack, er ist zwar etwas schadhaft, aber es wird gehen! — —"

Die Vergeltung.

Als Viktor von Scheffel noch in Heidelberg studierte, war das Sticheln und Necken unter Freunden in Mode.

Ein Mitglied des „Engeren" hatte eine Reise nach Italien unternommen. Scheffel bedauerte es lebhaft, nicht mit dem Freunde in den Süden fahren zu können. Aber anstatt ihn deshalb zu bedauern, sandte ihm dieser von der ersten Station seiner Reise aus folgendes unfrankierte Telegramm:

„Es geht mir immer noch vorzüglich."

So hatte Scheffel außer dem Spott auch noch den Schaden. Er bezahlte die Kosten und sandte eine Stunde später ein schweres Paket, ebenfalls nicht frankiert, an die römische Adresse des Freundes ab.

Dieser war sehr erstaunt, als er wenige Tage nach seiner Ankunft in Rom ein umfangreiches und gewichtiges Paket erhielt, das in Heidelberg aufgegeben worden war.

Die Beförderungskosten waren — bei den damaligen Verhältnissen — nicht unbedeutend; aber es blieb ihm nichts anderes übrig, als sie zu erstatten. Dann schlug er gespannt das Papier auseinander.

In dem Paket fand er aber nichts als einen großen Stein und einen Zettel. Auf dem Zettel stand geschrieben:

„Dieser Stein ist mir vom Herzen gefallen, als ich Dein Telegramm erhielt. Mit Gruß Dein J. V. Scheffel."

Das Erbsengericht.

Der Dichter Honoré de Racan war ein zerstreuter Mensch.

Es gab bei ihm einmal Erbsen zu Mittag. Er aß und aß, ohne zu merken, wie die Schüssel allmählich leer wurde. Aber zuletzt fühlte er sich so unwohl, daß er innehielt. Da sah er, welche Riesenmenge er verschlungen.

3. „Merkwürdig! Wie einem der Rucksack bei der tropischen Hitze schwer wird — — — jetzt muß ich nur trachten, daß ich schleunigst mein Ziel erreiche!"

„Diese verfluchten Lakaien!" brummte er. „Sie ließen einen ruhig weiteressen, und wenn man dabei platzen würde!"

4. „ — — Um Gotteswillen! — Was ist denn das?"

Abgefertigt.

Ein Bauer ging über die Wechselbrücke zu Paris und sah alle Kramladen voll Waren, nur in einer Wechselstube sah er nichts. Er war neugierig und fragte den Wechsler: „Was hat der Herr zu verkaufen?"

„Eselsköpfe, mein Freund", versetzte der Wechsler, der den Bauer für einen einfältigen Tropf hielt.

„Da müßt Ihr einen guten Absatz haben," sagte der Bauer, „denn ich sehe, Ihr habt nur noch einen einzigen."

Bücherschau / Vom Herausgeber

Tausendundein Schweizer Bild. Von S. A. Schnegg. Einführung von Bundesrat G. Motta. In Leinen Mk. 62.—, Halbleder Mk. 67.—. Verlag Natur und Kunst, E. Bez & Co., Stuttgart 1926.

Nun hat dieses zauberhaft schöne Werk, dessen erste Lieferungsserie ich früher angezeigt habe, seinen Abschluß gefunden. Ich weiß kein gleichartiges Werk auf dem Büchermarkt von so wunderbarer Einheitlichkeit, solchem Bilderreichtum und so fabelhaft feiner Bildwiedergabe. Man fragt sich, wie es möglich war, von der kleinen Schweiz diese riesige Zahl herrlicher Landschafts- und Architekturaufnahmen zusammenzubringen. Und es sind ja nicht beliebige Bilder, sondern geradezu photographische Meisterwerke. Gemälde, deren Zauber entzückt. Hat man diesen Band durchblättert, so begreift man, warum die Schweiz das Sehnsuchtsziel aller schönheitsliebenden Menschen der ganzen Welt ist. Man kann wahrhaftig nichts Schöneres träumen. Und mir scheint auch, daß hier der Schweiz durch überlegene photographische Kunst ein Königinnenmantel umgelegt worden ist, den sie nicht alle Tage trägt, sondern nur in den Feststunden der Natur, und in dem sie sich nicht allen zeigt, sondern nur Dichtern und Künstlern. Die Photographen haben durch geschickte Wahl der Standorte, durch bewußt ästhetische Umgrenzung der Bildausschnitte und eine raffinierte Ausnützung der Licht- und Schattenwirkungen die Natur ins Künstlerische gesteigert. — So wandern wir wie durch Märchenland vom Genfersee bis zum Appenzellerland, vom Tessin bis nach Basel, über Berge und Täler, in malerisch hingebreitete Städte und Dörfer und zu schimmernden Seen. Das ist ein Buch, um einen ganzen Winter lang Schönes zu schauen und zu lesen; denn das Werk enthält auch ausgezeichnete Schilderungen von ersten Schweizer Dichtern und Naturfreunden über die Schweizer Landschaften. Ich beglückwünsche alle, denen dieses Buch zu eigen wird.

Geschichte der Päpste seit dem Ausgang des Mittelalters. Von Ludwig Frhr. v. Pastor. Band XII: Geschichte der Päpste im Zeitalter der katholischen Restauration und des Dreißigjährigen Krieges. Leo XI. und Paul V. (1605 bis 1621). Brosch. Mk. 20.—, Leinen Mk. 24.—, Halbleder Mk. 27.—. Verlag Herder, Freiburg 1927.

Jeder Bezieher der Pastorschen Papstgeschichte wird sich über den raschen Fortgang des Werkes freuen und nur wünschen, daß dem greisen Verfasser die Vollendung seines Riesenwerkes vergönnt sein möge. Denn wer außer ihm hätte heute das enorme Wissen, die Sprachkenntnisse und die persönlichen Beziehungen, um seine Geschichte der Päpste fortzusetzen? Der vorliegende XII. Band umschließt das kurze Pontifikat Leos XI. und die Regierungszeit des großen Borghese-Papstes Paul V., über den Pastor eigentlich die erste umfassende Monographie auf Grund neuester Archivalien schaffen mußte. Paul V. pflegte vor allem die kirchliche Reform und die Ausbreitung des Christentums in den Missionsländern. Unter seinem Pontifikat erblühte insbesondere das religiöse Leben in Frankreich: es ist die Zeit Berulles und seines Oratoriums, des Hl. Franz von Sales, der Ursulinen und Karmelitinen. Auch die religiöse Kunst nahm unter Rubens und van Dyck damals in den spanischen Niederlanden und von dort aus bald auch im katholischen Süddeutschland einen glänzenden Aufschwung: auch darüber gibt Pastor eine ausgezeichnete Darstellung. In großartiger Weise führte Paul V. den alten Kunstmäzenat der Päpste weiter: er ist der Vollender der gewaltigen Peterskirche und hat in Rom Straßen, Plätze, einen Volksgarten, die für die ewige Stadt unschätzbare große Wasserleitung und viele bedeutende Bauten errichten lassen. Die schlimmen damaligen Verhältnisse in Deutschland lagen dauernd als schwere Sorgen auf diesem Papste. — Mit bewunderungswürdiger Meisterschaft hat Pastor die verworrene Geschichte dieser 17 Jahre gestaltet.

Handbuch der Philosophie. Herausgegeben von A. Bäumler und M. Schroeter. Abt. II: Natur, Geist, Gott. In Leinen Mk. 35.—. Verlag R. Oldenbourg, München 1927.

Wahrhaftig kein billiges Bildungsfutter, wie es in den letzten Jahren vielfach unter blendenden Buchtiteln geboten worden ist! Hier wird schwere, wissenschaftliche Arbeit geleistet: Aufräumungsarbeit im großen Trümmerfeld der heutigen Philosophie, wo Unverantwortliche soviel untergraben und in Scherben geschlagen haben. Die Verfasser suchen vor allem wieder die Ordnung der Begriffe und Werte im gegenwärtigen Chaos der Meinungen herzustellen, und von dieser gesicherten Grundlage aus auf dem Wege über die geschichtliche Entwicklung zu festen, richtungweisenden Positionen zu kommen. Im einzelnen behandelt Prof. Hermann Weyl „Die Philosophie der Mathematik und Naturwissenschaft", Prof. Hans Driesch die „Metaphysik der Natur", Prof. Erich Rothacker die „Logik und Systematik der Geisteswissenschaften", Prof. Erich Wolff das Thema „Der Geist in der Geschichte", Jesuitenpater Erich Przywara die „Religionsphilosophie katholischer Theologie" und Prof. Emil Brunner die „Religionsphilosophie evangelischer Theologie". Ich greife die unseren Leserkreis in besonderer Weise interessierende Arbeit P. Przywaras heraus: es ist eine ganz hervorragende, in alle Tiefen und Höhen führende katholische Glaubensbegründung von weltumspannender Weite. Er behandelt die allgemeine Problematik des Religiösen und gibt dann eine allgemeine katholische Religionsbegründung und deren Geschichte. Ich halte es für einen erfreulichen Fortschritt, daß die Theologen nach der Zeit ängstlicher Absonderung sich wieder in eine Front mit ihren weltlichen Wissenschaftskollegen stellen; denn nur durch den großen Zusammenklang von Weltlichem und Geistlichem rundet sich unser erweitertes modernes Weltbild zur volltönenden Harmonie. Einen bedeutungsvollen Schritt dazu stellt das vorliegende stattliche Sammelwerk mit seiner vornehm-sachlichen Geisteshaltung und seiner ebenso vornehmen und gediegenen Ausstattung dar. Es sei noch angemerkt, daß die einzelnen Abhandlungen des Werkes auch separat zu haben sind.

Lebensbemeisterung. Ein Führerbuch für junge Menschen. Von Else Hasse. In Leinen Mk. 7.50. Verlag Hermann Rauch, Wiesbaden 1927.

„Was ist die Seele? — Die kristallne Schale, die leere, die sich füllen soll. O sänken doch hinein die Ideale — dann wäre sie auch übervoll!" Das ist das Wertvolle an diesem Buche, daß es die Seelen junger, ringender Menschen mit neuen Gedanken, Begeisterungen und Willensantrieben erfüllt. Denn nicht am Warnen und Wehren liegt's, sondern am neuen Glauben. Die Jugend will ein großes Ziel vor sich sehen, für das zu leben und zu sterben sich lohnt. Else Hasse spricht mit Kraft und Feuer vom Alltäglichen und Hohen, von Arbeit und Entsagung, vom Frohen und Schönen, das uns die Tage dieses Erdenlebens durchwärmen kann. Und sie redet nicht in verbrauchten, entwerteten Worten, sondern in der Sprache unseres jüngsten Geschlechtes. Gebt das Buch den jungen Menschen, deren gute Entwicklung euch am Herzen liegt!

Die Hl. Katharina von Genua. „Geistliches Zwiegespräch über die göttliche Liebe." Ins Deutsche übertragen von Doris Zacherl. Geb. M. 2.—. Theatiner-Verlag, München 1927.

Seit Urzeit der Schöpfung bebaut die göttliche Liebe ohne Unterlaß die Seelen der Menschen. Wie Regen ins lechzende Erdreich, so fällt die Gnade Gottes aus den Himmeln seiner Herrlichkeit in dürstende Herzen. Die davon durchtränkt sind, können sich vor Seligkeit nicht fassen, und alles Edelmenschliche in ihnen beginnt mächtig zu wachsen. Eine dieser wundervoll Begnadeten war die erlauchte Genuesin Katharina, die Gattin des leichtlebigen Giuliano Adorno, der später selbst, von ihrem Gottesgeist entflammt, gemeinsam mit ihr im großen Krankenhaus Pammatone, demütig entsagend, den armen Kranken dient. Oft hat die Heilige in den späteren Jahren ihres beschaulichen Alleinseins das Geheimnis der göttlichen Liebe überdacht, das sie und ihren Gemahl aus stolzen, eitlen Weltkindern zu freiwilligen, begeisterten Kreuzträgern machte. Und was sich ihr in solchen Betrachtungen offenbarte, hat sie in diesem Zwiegespräche zwischen Gott und der Seele darzustellen versucht. Es ist der glühende Erguß einer schon auf Erden ganz ins Ewige entrückten Seele, der Gesang einer von Gott mit unbeschreiblichen Wonnen Ergriffnen. Diese mystische Perle hat Doris Zacherl in edles Deutsch gefaßt.

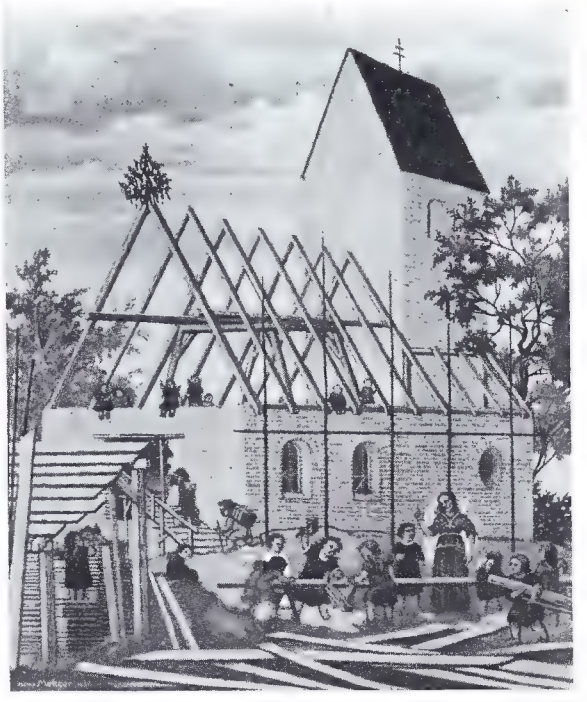
Meyers Lexikon in 12 Bänden. 7., völlig neubearbeitete Auflage mit über 160 000 Artikeln auf zirka 21 000 Spalten mit etwa 5000 Abbildungen, Karten und Plänen im Text und über 600 besonderen Bildertafeln und 140 Karten. Band 6: Hornberg — Korrektiv. In Halbleder Mk. 30.—. Verlag des Bibliographischen Instituts, Leipzig 1927.

Auf diesen neuesten Band treffen die wichtigsten Länder: Japan, Indien, Italien, Irland, Kanada, Kalifornien u. a., deren geographische, wirtschaftliche und politische Verhältnisse mit allseitiger Gründlichkeit dargestellt werden. Ferner enthält der Band hochinteressante naturwissenschaftliche, wirtschaftliche, technische und soziale Themata: Hühner und Hühnerhaltung, Hunde und Hunderassen, Insekten und Insektenfresser, Käfer, Kamele; Kartoffel und Kartoffelkrankheiten, Korallen, Industriepflanzen, Klima, Kometen; Kälteerzeugungsmaschinen, Kochherde und Kochmaschinen, Kampfgase und Kampfwagen, Kompressen, Kinotechnik, Keramik, Kanäle, Industriestätten usw. Dann geschichtliche Fragen von allgemeiner Bedeutung: Islam, Israel, Juden, Jerusalem, Kalender, Kirchengeschichte, Kolonien und Hunderte von anderen kleineren oder größeren Artikeln. In reicher Anzahl enthält der Band wieder schöne Bilderbeilagen über die Entwicklung der Kunst, z. B. über japanische, indische, islamische, italienische Kunst, über Klassizismus und Impressionismus. Ferner ausgezeichnete Landkarten und Stadtpläne. Das Meyer-Lexikon ist wirklich das kondensierte Wissen unserer Zeit!

Der geheimnisvolle Kirchenbau / Legende von Cäcilie Allmendinger

Da war einmal vor vielen Jahren eine recht arme Gemeinde. Die hatte wohl ein Kirchlein, aber das war schon so ewigalt, daß die Mauern nicht mehr halten wollten und jeden Augenblick einzustürzen drohten. Der Turm war so zerfallen, daß man die einzige Glocke aufs Schulhaus hängen und von dort zur Kirche läuten mußte. Jedesmal, wenn der Pfarrherr den Gottesdienst abhielt, bangte ihm, die Decke werde doch um's Himmelswillen noch halten und keines seiner Pfarrkinder erschlagen. Schließlich mußte er sie von der Kanzel herunter bitten, daß jeder um Gotteslohn etwas bringen möge — einen Baumstamm, ein Säcklein Zement, ein paar Ziegelsteine, dann wolle man gemeinsam die Schäden so gut wie möglich auszubessern suchen. Denn eine neue Kirche, das wüßten sie ja selber, könne man nicht bauen, dafür seien sie alle viel zu arm.

Die verlangten Gaben flossen langsam und spärlich; wenn einer selber nichts hat, kann er auch nicht viel hergeben. Aber das war doch das Seltsamste dabei: als ein Haufen Steine und Holz zusammengetragen und vor der Kirche aufgeschichtet war, um nächsten Tages mit der Arbeit zu beginnen — war am andern Morgen alles verschwunden. Der gute Pfarrherr und die Spender gerieten in nicht geringe Bestürzung. Gab es denn wirklich so schlechte Leute, die armes Kirchengut stahlen? Mit kummervollem Herzen gebot der Pfarrherr, daß man die weiter einlaufenden Gaben ins Innere der Kirche bringen und dieselbe über Nacht gut verschließen solle. Aber am andern Morgen waren die neuen Balken und Ziegelsteine wieder fort. Ganz mutlos darüber, ordnete der hochw. Herr an, das Wenige, was noch gebracht wurde, im Pfarrhaus selbst unterzubringen. Und am Abend zog er eigenhändig den Schlüssel ab, befahl seinem schwarzen Spitz, dem Kläffer, ja recht wachsam zu sein und es dem Herrle sofort zu melden, wenn sich ein Dieb heranwage. Der Spitz setzte sich vor den paar Zementpäckchen und Sandsäckchen auf die Hinterpfoten, spitzte die Ohren scharf wie zwei Lanzen und paßte mächtig auf... Aber des nächsten Tages in aller Herrgottsfrühe, als der Pfarrherr gleich Nachschau hielt, war nichts mehr, reinweg nichts mehr da, und der Spitz hockte mit eingezogenem Schwanz und hängendem Kopf hinter einer leeren Kiste.



H. Metzger: Englein als Kirchenbauer

Verzweifelt über so viel Unglück, stürmte der gute Pfarrer aus dem Hause, eilte schon vor der Frühmesse durchs Dorf dem Walde zu. Die Leute sahen es seinem Gesicht an, daß da wieder alles Gebrachte gestohlen worden war. Am Brunnen stellten sich die Frauen zusammen und rieten hin und her, wie da zu helfen wäre. Und die Männer schielten scheu aneinander vorbei, weil sie am liebsten den andern gefragt hätten: „Bist am Ende gar d u der unverschämte Dieb gewesen?..."

Indes hatte der Pfarrherr das Wäldchen erreicht. Er lehnte sich verschnaufend an eine Tanne und wischte sich die heiße Stirn. Weinen hätte er mögen über das Mißgeschick, das ihm mit den gespendeten Gaben widerfuhr. Und nicht die geringste Spur konnte der Gendarm finden, keinen Fußeindruck, kein verwettertes Türschloß, kein verstreutes Sandkörnlein. Es war zum Verrücktwerden.

Wie nun der Pfarrherr in seiner Verzweiflung die Augen zum Himmel heben wollte, um von dort die letzte Rettung zu erbitten, da fiel sein Blick durch die Baumreihen auf eine freie Waldlichtung hinaus. Und was sah er da? Du lieber Gott, gibt es denn so etwas Schönes überhaupt auf Erden? Oder ist da nur ein Traum vom Himmel herabgefallen, der gleich wieder verschwinden wird? Aber nein, auch als der Hochwürdige sich die Augen rieb und nocheinmal hinschaute, sah er's wahrhaftig: eine ganze Schar Engelein mit silberschimmernden Flügeln tummelte sich lautlos auf dem Platz, schleppte Balken, Mörtel und Steine — — und aus dem Boden wuchs bereits ein großer, langgestreckter Bau, ganz klar und deutlich das Schiff einer Kirche! Auf dem Dachstuhl prangte schon der Richtbaum mit flatternden Bändern, und die beflügelten Gesellen hämmerten und zimmerten so emsig, daß das Zuschauen eine helle Freude war. „O du Allmächtiger!" staunte der geistliche Herr und sank auf die Knie, so sehr überwältigte es ihn. Und nun wußte er auch, wohin seine gesammelten Bausteine und die gezimmerten Balken verschwunden waren: dort lagen auf dem Bauplatz, und so oft die Engelein etwas davon wegholten, lag doch immer noch genau so viel auf der Stelle. Welch ein großes göttliches Wunder!

Aber noch nicht genug des Staunenswerten. Der Pfarrherr hörte sich plötzlich angerufen, sah aber weit und breit keinen Menschen. Er meinte schließlich, es komme von dem großen Nußbaum herunter, unter dem er stand, und schaute scheu daran in die Höhe. Da rief wieder die wunderfeine, milde Stimme seinen Namen: „Antonius!" Und nun gewahrte er in seligem Schrecken ein Marienbildnis hoch oben im Baumstamm, das bis jetzt noch niemand gesehen hatte, und die Mutter Gottes winkte ihm und sprach: „Antonius, wenn die Kirche, die du hier entstehen siehst, zu Ende gebaut ist, dann weihe sie mit großer Feierlichkeit und trage mein Gnadenbild aus diesem Baum hinüber auf den Hochaltar. Dort soll es stehen für alle Zeiten, und wer gläubig zu ihm wallet in großer Not und Bedrängnis, dem soll geholfen werden. — Sage aber keinem Menschen von dem, was du heute hörtest und sehen durftest. Und nun gehe heim, Antonius, und komme erst wieder, wenn der erste Schnee auf diese Wipfel fällt; dann ist die Kirche fertig!"

Mit einem Satze machte der Pfarrer kehrt, rannte mit flatternden Gürtelbinden dem Dorf zu und rief die Leute aus den Häusern. Als sie sein über und über strahlendes Gesicht sahen, wußten sie gleich, daß er ihnen freudige Nachricht brachte, und wie sie nun von ihm hörten, daß er alles Gestohlene wiedergefunden habe, da jubelten sie mit ihm. Gottlob verriet er ihnen aber noch nichts von dem himmlischen Kirchenbau und den fleißigen Engelein, denn sonst wäre gleich die ganze Gemeinde, voraus die naseweisen Kinder, hingerannt und hätten die Gesandten Gottes für immer verjagt und die Himmelsmutter erzürnt.

Erst als dann eines Tages die neue Kirche fix und fertig dastand und die Engelein in den Himmel zurückgekehrt waren, klärte der Pfarrer das Geheimnis auf. War das ein Rennen und Laufen zur heiligen Stätte, ein freudiges Bestaunen und nicht endendes Lobpreisen der himmlischen Wohltäter. Mit Kreuz und Fahnen, unter großem Gepränge und Beteiligung der vollzähligen Gemeinde wurde das Gnadenbild aus dem Baumstamm abgeholt. Und von Stund an pilgerten Kranke und Bedrängte zu ihm, und „Maria im Nußbaum" spendete Hilfe und Trost. Zum Zeichen der Erhörung häuften sich die Opferkerzen und Votivgeschenke. So ist die neue Kirche ein hochverehrter, gnadenvoller Wallfahrtsort geworden.

Jungmädchen mit bunten Blumenbogen

Der Einzug König Konradins

Das Tänzelfest zu Kaufbeuren

Schon seit Jahrhunderten wird in der ehemaligen Reichsstadt Kaufbeuren alljährlich das „Tänzelfest" gefeiert, auf das sich die Jugend schon monatelang im voraus freut und probt und lernt, damit ja alles schön klappt. Denn es ist ein großes Volksfest der Kinder, das drei volle Tage dauert, wobei die Kleinen prächtige Schaustücke zum besten geben. Da sind vor allem die Knaben, die sich als Soldaten, Offiziere, Landsknechte, Edelleute und Knappen kleiden; die zeigen vor aller Öffentlichkeit ihre Kunst im Trommeln und Musizieren, im Waffenhandwerk und Fahnenschwingen. Und die Mädchen tanzen als Feen, Marketenderinnen, Biedermeierdämchen ihre schönsten Reigen droben im „Tänzelhölzchen" nahe der Stadt, wo auch Karussells und Buden aufgeschlagen sind und die Kinder festlich bewirtet werden. Gelt, so schön möchtet ihr es auch haben?

Das berühmte Fahnenschwingen

Reizende Kindergruppe

Jugend-Musikkapelle des Festzuges

Blumenstreuende Edelfräulein

Das Reich der Frau

Die Nadel / Von Frank Crane

Wer schuf die erste Nadel? Vielleicht war es eine kluge Frau, die den Strahl einer Fischgräte durchbohrte, um den Faden einer Pflanzenfaser oder Darmsaite durchzuführen. — Heute ist die Nadel das Symbol der Zivilisation. Denn wo immer du diesseits der Barbarei menschlichen Wesen begegnest, begegnest du auch Kleidern, und wo es Kleider gibt, gibt es auch Nadeln.

Der Mensch ist ein werkzeugbenützendes Wesen, und die Nadel ist das gebräuchlichste aller Werkzeuge. Die Spinne spinnt ihr Netz, die Raupe ihre Puppe. Der Mensch, nackt von Natur aus, webt seine äußerste Haut mit diesem scharfen, glänzenden Stahlschaft.

Ich habe niemals Nadelfabriken gesehen, doch erscheinen sie dem Auge meines Geistes als riesenhafte, vielfenstrige Baracken. Und aus diesen Baracken marschieren Tag für Tag in silberglänzender Rüstung und mit goldenen Helmen die kleinen Soldaten der Zivilisation heraus. In Kompagnien und Regimentern ziehen sie bis nach Alaska und Kapstadt, nach Tokio und Neuyork. Sie kommen in die Hände von Mutter und Schwester, in die Saffiankassette auf dem Mahagoni-Toilettetisch eines Lieblings des Wohlstandes, in die Arbeitsschachtel einer Frau aus dem Volke, in die finsteren Räume der Sklaven eines Arbeitshauses, in das Nadelkissen des Junggesellen, in den Tornister des Soldaten, in das Bündel der Schanzengräber, in den Pack des Matrosen. Wo immer die Menschen hinwandern, dort tanzt die Nadel im Gefolge mit. Das Schwert ist das Werkzeug des Ruhmes. Der erfinderische Geist hat es vervielfacht, er hat es in Kugel und Bombe verwandelt und bewirkt, daß es als donnernder Hagel niederfällt, um das scheußliche Geschäft des Mordens zu verherrlichen. Die Feder ist das Werkzeug des Gedankens. Sie ist zur Type geworden, und ihre gedruckten Worte regnen dicht aus den Pressen in die Zeitungen, Zeitschriften und Bücher. Messer und Löffel sind zu den mannigfachsten Werkzeugen ausgearbeitet worden, die der Küchenchef benötigt, um erlesene Leckerbissen für den Feinschmecker herzustellen. Der rohe Feuerstein des Urmenschen ist zum Meißel eines Rodin geworden, der grobe Haarklumpen des Höhlenbewohners zum Pinsel eines Böcklin.

Und so hat sich auch die Nadel entwickelt. Elias Howe träumte einst, daß er von Wilden verfolgt würde, deren Speere nahe der Spitze Löcher hatten. Er erwachte und ersann die Nadel mit dem Öhr am stechenden Ende. Es entstand die Nähmaschine, die die Arbeit von zwanzig Näherinnen verrichtet und deren Werk mit der Schnelligkeit des elektrischen Funkens dahinjagt.

Unser Zeitalter ist das Zeitalter des Automaten, der Maschine und des Kraftantriebs — die summende Nadel ist immer dabei.

Als die Näherin Mimi Pinson Gustave Charpentier, dem Musiker und Komponisten der „Louise", im Namen der arbeitenden Mädchen von Paris das Schwert der Akademie überreichte, sagte Charpentier:

„Das Schwert, die Feder und der Pinsel haben auf der Welt schon großen Ruhm gewonnen. Aber hat die Nadel nicht auch ihren Teil daran? Eine Statue, eine Partitur, eine politische Rede — sie können die Zierde eines Landes sein, — aber ist das Kleid der Dame nicht auch ein Werk der Kunst, einer wunderbaren Kunst sogar, einer um so kostbareren Kunst, als sie bloß von kurzer Dauer ist?"

Übertragen von Max Hayek.

Bali-Mädchen im Festschmuck

Zum Nachdenken

„Sag', welchen Strahlenschein", sprach einst ein Cherubim, „soll wohl die Frau, der Schöpfung Krone, tragen?"

Erwartend stand das Weib. Und sieh'! Der Herr gab ihm die Kraft zum stillen Dulden und Entsagen.

Gertrud Triepel.

*

Links: Nachmittags-Kleid aus lichtgrauer Seide mit cerise Einfassung und Kragen.

*

(Phot. Sandau)

*

Rechts: Modernes Herbstkostüm aus braunem Velours-Duvetine mit Bolerojacke, abgerundeten Ecken u. reicher Tressenverzierung.

Unten Links: Blaugraukarrierter Herbstmantel mit Slingskragen.

*

(Phot. Sandau)

*

Rechts: Lavendelfarbenes Velourine-Kleid in neuestem Schnitt mit schmalem Bortenbesatz.

Moderner Brautschmuck

Tüllschleier mit Perlen eingefaßt
und einer Ranke von Orangenblüten

Gestickter Schleier mit Spitzenkappe,
verziert mit Banddurchzug und Orangenblüten

Modernes Schleiergesteck mit Perlentuff
und perlenbesetztem Rand

Schleier mit Orangeblütenschmuck
in Hufeisenform als Glückszeichen

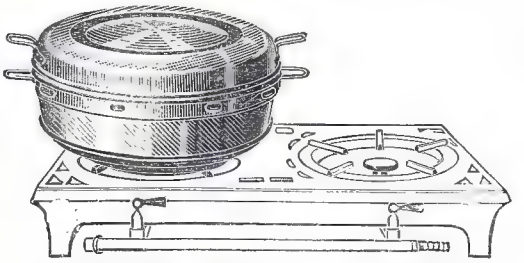
Küche und Haus

Moderne Koch-, Brat- und Back-Geschirre / Von R. Kappes

Zwischen-Einsatz, Form und Deckel

Ständig ist der moderne Erfindergeist am Werk, den Haushaltsbetrieb zu vereinfachen und besonders für die Küche alle Errungenschaften der Technik und der wissenschaftlichen Forschung zu verwerten. Nun, Kochen, Braten und Backen ist ein Geschäft, das alle Tage getan sein will, und da ist doch jede Hausfrau froh darum, wenn es ihr möglichst leicht gemacht wird und sie dabei noch recht viel Zeit sparen kann. Das geschieht durch ein neuartiges, praktisch als ausgezeichnet erwiesenes Kochverfahren: entweder mit „Küchenwunder" oder mit „Tewu". Das sind moderne Kochgeschirre, die stufenweise aufeinandergesetzt werden und alles in einem Apparat vereinigen: Suppentopf, Fleisch- und Gemüsedünster, Brat-Abteil und Backraum, alles durch eine einzige Flamme zu bedienen. Für das „Küchenwunder" z. B. braucht man nicht einmal ein Backrohr; die Form wird mit dem Teig auf den Gasherd gestellt und mit kleiner oder mittelgroßer Flamme gebacken. Durch Ventilationslöcher ist für die Hitzeregulierung gesorgt. Anbrennen ist ausgeschlossen, da die Backform durch ein Luftpolster (Hohlraum) gegen das direkte Feuer geschützt ist. Es gibt auch kein Überkochen, und Umrühren ist ebenfalls nicht notwendig, so daß man also die ganze Kocherei unbewacht lassen und inzwischen andere Arbeiten verrichten kann. Dabei sind die Anschaffungskosten für solch einen Apparat nicht einmal hoch; die kleine Form kostet M. 6.80, die große M. 7.80, die flache Tortenform M. 8.50.

Der Dünsteinsatz zum „Küchenwunder"



Der geschlossene Apparat auf der Gasflamme

„Küchenwunder"

„Tewu"-Apparat

Beim „Tewu"-Apparat ist das Hauptaugenmerk darauf gerichtet, nichts mehr im Wasser zu kochen, wodurch das Beste verlorengeht, sondern nur noch durch Dampf oder Wasserbad. Den Speisen bleiben bei dieser Kochweise sämtliche Vitamine, Nährsalze, Eisen- und Eiweißstoffe erhalten, und diese Stoffe sind doch gerade die Medizin gegen Blutarmut, Bleichsucht, Darm- und Magenbeschwerden. Auch der „Tewu"-Apparat kocht, bratet und bäckt alles unbeaufsichtigt, ohne anzubrennen. Mit Hilfe von Zwischenringen kann immer ein weiterer Topf aufgesetzt werden. Zirka drei viertel Liter Wasser erzeugt den Dampf, der Fleisch, Gemüse, Hülsenfrüchte, Kartoffel, also alles in einem weich kocht. Das bedeutet eine große Brennstoff-Ersparnis. Zum Backen wird der Wasserkocher weggenommen. Die Geschirre sind aus Reinaluminium hergestellt und lassen sich außerdem noch als Passiersieb, Salat- oder Fleischbrühseier, Speisenwarmhalter, Tellerwärmer, Schüssel, Speiseglocke und Servierplatte verwenden. Den „Tewu"-Dampfkocher gibt es schon in fünf Teilen zum Preise von M. 10.— an.

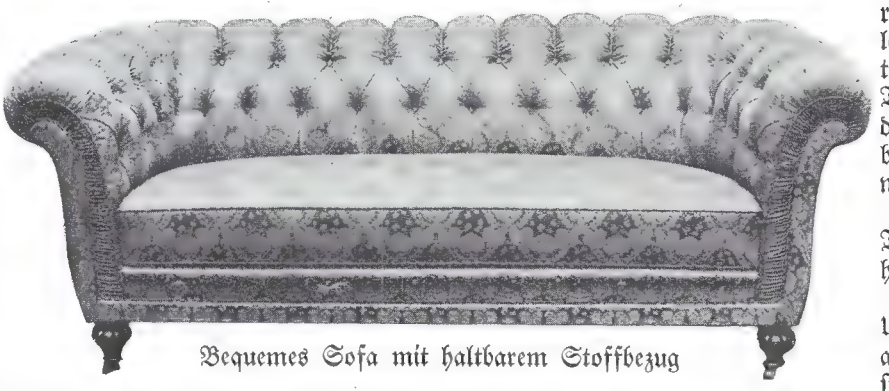
Und jetzt möchte ich die Leserinnen noch auf das Allerneueste aufmerksam machen: Backgeschirr — aus Glas! Dieses „Jenaer Duraxglas" ist außerordentlich stark und eigens für die Heißbenutzung präpariert. Die auch in der Form sehr schönen Glasplatten und Schüsseln eignen sich zum Backen aller Arten Puddings, Pasteten, Aufläufe, Torten, Eierspeisen, Makkaronis usw. Man kann die Speisen direkt vom Ofen im gleichen Gefäß, da sehr appetitlich wirkend, auf den Tisch bringen, wodurch man schon weniger Geschirr abzuwaschen braucht. Ein großer Vorteil ist die gänzliche Durchsichtigkeit der Glasformen; von allen Seiten kann man das Gebackene besehen und genau feststellen, ob die richtige Farbe schon erreicht ist. Die Haltbarkeit ist bei strahlender Wärme im Backofen unbegrenzt. Bei Verwendung auf der Gasflamme oder auf der Herdplatte braucht nur eine Asbestplatte untergelegt zu werden. Leichtes Reinigen und größte Sauberkeit, da kein Rosten oder Glasurabspringen möglich, sind weitere Vorzüge des „Jenaer Duraxglases", die es der Hausfrau empfehlen.

Die Abbildungen dieser neuesten Koch-, Brat- und Backgeschirre verdanken wir dem großen Münchner Haushaltungsgeschäft Albert & Lindner, das uns freundlicherweise auch deren Prüfung im Interesse unserer Hausschatz-Leserinnen ermöglichte.

Back-Geschirre aus dem dauerhaften „Jenaer Duraxglas".

Herausgeber und verantwortlicher Hauptschriftleiter: Dr. Alfons Heilmann, München, Lachnerstraße 10, Tel. 61406.
Druck und Verlag von Josef Kösel & Friedrich Pustet, München, Kaiser-Ludwigsplatz 6.
In Österreich für Schriftleitung verantwortlich: Paul Siebertz, Wien VI, Capistrangasse 4
Manuskripte und Besprechungsexemplare an: Schriftleitung „Deutscher Hausschatz" München, Lachnerstr. 10
Nachdruck aller Beiträge verboten. — Alle Rechte vorbehalten.

Von behaglicher Winterraſt / Vom Herausgeber



Bequemes Sofa mit haltbarem Stoffbezug

Bald wird es einwintern. Dann kehren wir eigentlich erſt wieder recht in unſere Behauſungen zurück. Und wenn es draußen kalt wird, beginnt es drinnen warm und gemütlich zu werden. Mancher während des Frühlings, Sommers und Herbſtes müdgerackerte Leib ſehnt ſich nun nach behaglichem Ausruhen und ſorgenloſem Ausſtrecken der Glieder. So iſt es Naturgeſetz, daß der Winter die ſtille Schon- und Pflegezeit unſeres Körpers ſei.

Die früheren Geſchlechter hielten viel auf ihre Winterruhe. Sie, die dem lebendigen Wachstum in Pflanze und Tier ſo nahe ſtanden, wußten mit unbeirrbarer Klarheit, was der Menſch in ſeinem leiblichen Teile braucht. Deshalb pflegten ſie eine Art Winterſchlaf. Und ſie zogen daraus auch einen geiſtigen Gewinn. Waren ſie in den Arbeitsmonaten wortkarg und ganz dem Tun ihrer Hände hingegeben auf den Feldern geſtanden, ſo ſetzten ſie ſich jetzt gern in ihren wohlig geheizten Stuben zuſammen, tauſchten ihr Wiſſen und ihre Erfahrungen aus und machten ſich luſtige Kurzweil. Unſer heutiges Geſchlecht vermeint geſcheiter zu ſein und der großväterlichen Winterruhe nicht zu bedürfen. Aber dafür füllen ſich rieſige Kranken- und Irrenhäuſer mit Verbrauchten und Entnervten.

Vornehm-gediegener Lederſeſſel

Schöner und behaglicher Klubſeſſel

Darum nützet die lichtarmen, geruhſameren Monate zur Erneuerung eurer Leibeskräfte! Richtet vor allem in eurer Stube bequeme Liege- und Sitzgelegenheiten zum Ausraſten in den freien Stunden! Oder glaubt ihr, ſolche Bequemlichkeiten ſeien nur für reiche Nichtstuer da? Nein, gerade jene, die ſich von März bis Oktober auf den Äckern, in Werkſtätten oder auf einem harten Bureauſtuhl plagten, haben das erſte Anrecht auf eine behagliche Winterraſt. Ich habe früher in vielen alten Bauernſtuben breite Lederſofas und wunderbar behagliche Großvaterſtühle geſehen, auf denen Eltern und Ahnen neben dem warmen Ofen ihre winterlichen Raſt- und Plauderſtunden verbrachten.

Das Gediegenſte ſind gute Ledermöbel. Sie koſten auch nicht mehr als gediegene Stoffmöbel, halten aber bedeutend länger. Doch iſt gerade bei Anſchaffung von lederbezogenen Sofas, Seſſeln und Stühlen — wie übrigens ja auch bei Stoffmöbeln und Roßhaarmatratzen — größte Vorſicht am Platze, weil viel minderwertige, nur auf äußeren Glanz hergerichtete Ware feilgeboten wird. Man kaufe nur von einer Werkſtätte, zu der man das Vertrauen haben kann, daß ſie ausſchließlich nur beſtes Material verarbeitet.

Beim gedankenloſen Publikum reißt immer mehr der Brauch ein, auch an Möbeln nur vermeintlich billige Maſſenware zu kaufen und dieſe in einigen Jahren wieder durch neue Stücke zu erſetzen. Solche Käufer bedenken nicht, daß ſie drei- und viermal die hohen Macherlöhne und die noch höheren allgemeinen Handelsſpeſen bezahlen müſſen und, was noch mehr bedeutet, nie mit ihrem Hausrat verwachſen, nie ſich recht daheim fühlen. Denn zur rechten Behaglichkeit gehört, daß unſere Wohnungseinrichtung durch die Länge der Zeit von Erinnerungen und Gefühlswerten unſeres Lebens umſponnen und ſo gewiſſermaßen ein Stück von uns ſelber wird.

Moderner Stoff-Polſterſeſſel

Die nebenſtehenden Abbildungen zeigen ſchöne Stücke der altrenommierten Münchener Polſtermöbelwerkſtätten Sattelberg & Co. (Reichenbachſtr. 29), die als eines der älteſten bayeriſchen Geſchäfte dieſer Art mit handwerklicher Gediegenheit Sofas und Seſſel mit Stoff- und Lederbezug in geſchmackvollen modernen Formen ſchaffen.

Kunstbeilage zu „Deutscher Hausschatz / Sonntag ist's"

Druck von Josef Kösel & Friedrich Pustet Kempten

Carlo Dolci: Die heilige Cäcilia

Albanischer Schafhirt — Auf herbstlicher Flur

Im Zauberbann der Todesstrahlen

Zukunfts-Roman von Otfrid v. Hanstein

Fortsetzung

Zweites Kapitel.

Mir war recht jämmerlich zumute. Die Wellblechhütte, in die man mich führte, war ein völlig kahler Raum, der eigentlich nur eine Badegelegenheit enthielt und in einem Vorzimmerchen ein einfaches Bett mit Tisch und Stuhl. Als wir eintraten, war ein altes Weib damit beschäftigt, das Bad zu richten, zu dem andere Weiber das Wasser in Kübeln auf ihren Köpfen herantrugen.

Sonst war recht wenig Leben in „Desert City". Auch vor den Eingeborenenhütten spielten nur ein paar nackte Kinder. Es war im ganzen ein geradezu trostloser Anblick.

Der Mann, der mich führte, blieb stehen.

„Sie werden baden wollen, Mister, Sie haben Zeit. Der Chef erwartet Sie in dreiviertel Stunden."

Ich mußte diesen Mann fragen, obgleich mir wirklich schlecht war. Wahrscheinlich die lange Fahrt, dann die hochgespannte Erwartung, jetzt dieser geradezu trostlose Anblick.

„Wohnt Mister Schmidt hier in der Nähe?"

„Der Chef wohnt zehn Minuten von hier. Mit der elektrischen Bahn kaum zwei Minuten." —

Ich konnte nichts von einer elektrischen Bahn erblicken.

„Ist Mister Schmidt schon lange hier?"

„Der Chef hat dieses Terrain vor einem Jahr von der australischen Regierung gekauft."

„Gekauft?"

Der Gedanke, daß jemand dieses elende Wüstengebiet kaufen könne, war mir unfaßbar; aber der andere sagte mit vollkommen unbewegtem Gesicht:

„Ungefähr eine halbe Million Quadratkilometer."

„Eine halbe Million Quadratkilometer? Und das Land ist alles so, wie hier?"

Der Mann, wahrscheinlich ein Mischling, aber jedenfalls ein gebildeter Mensch, lächelte.

„O nein, es ist leider auch recht viel schlechtes Land darunter."

Ich starrte ihn an. Viel schlechtes darunter? Bezeichnete dieser Mensch die elende Wüste, in der wir standen, etwa als gutes Land?

Der Australier zog sich zurück:

„Der Chef liebt es nicht, wenn viel gesprochen wird. Ich habe mich für verpflichtet gefühlt, Ihnen einige Aufklärungen zu geben. Sie haben noch eine halbe Stunde Zeit. Wünschen Sie ein Frühstück?"

„Danke, ich habe im Flugzeug gefrühstückt."

„Dann würde ich Ihnen raten, zu baden und die Kleidung anzulegen, die für Sie bereit liegt. Wir haben hier alle so eine Art Uniform, und zudem wäre Ihr Anzug für dieses Klima nicht geeignet. Punkt neun Uhr oder vielmehr drei Minuten vor neun wird die elektrische Bahn kommen und Sie abholen. Bitte, halten Sie sich bereit, denn die Bahn wartet nur eine halbe Minute. Good morning, Sir!"

Ich stand allein; ich war vollkommen benommen. Ich blickte noch einmal hinaus und sah nichts als eben diese schreckliche, zum Teil völlig kahle, zum Teil von niederem, von Staub graugefärbtem Busch überzogene Wüste.

Ich ging einmal um das Haus; um neun Uhr sollte mich die elektrische Bahn abholen. Hier waren doch gar keine Schienen.

Recht mißgestimmt ging ich in den Baderaum. Ich war glühend heiß; jetzt fiel mir auf, daß auch das Wellblechhaus ziemlich kühl war. Das Bad war herrlich. Schade, daß ich nicht länger darin verbleiben durfte — aber in sieben Minuten sollte die rätselhafte Bahn kommen.

Auf dem Stuhl vor dem Bade lagen ein Anzug und Wäsche. Merkwürdig, sogar die Wäsche gehörte zur Uniform. Es war ein feines Netzhemd, ein anderes, neues Leinenhemd und ein Tropenanzug, zu dem ein großer

Panamahut gehörte, ohne jedes Abzeichen. Also eigentlich auch keine Uniform; aber nach der Hitze, die schon jetzt am frühen Morgen draußen herrschte, sah ich ein, daß meine europäische Kleidung eine Qual gewesen wäre, und ich hatte durchaus keine Zeit gehabt, mir irgend etwas zu besorgen. Nach dem Bade und in der leichten Kleidung fühlte ich mich in der Tat sehr viel wohler. Ich packte meinen Anzug und meine Wäsche in den Koffer und trat vor die Tür. Es mußte jetzt zwei Minuten vor neun sein. Kein Mensch war in der Nähe, von irgendeinem Verkehrsmittel nicht das geringste zu sehen. Da ertönte dicht vor mir ein langgezogener, schriller Pfiff; eine große Falltür, die ich vorher für einen Bretterboden gehalten hatte, öffnete sich nach beiden Seiten, und aus der Erde stieg ein kleiner Wagen, halb wie ein Fahrstuhl, halb wie eine elektrische Bahn. Sofort öffnete sich von selbst eine Tür, und gleichzeitig rief eine laute Stimme, obgleich kein Mensch zu sehen war, in englischer Sprache: „Einsteigen, schnell, schnell!"

Ich folgte dem Ruf, betrat den Wagen, suchte vergebens nach irgendeinem Menschen, und genau nach einer halben Minute klappte die Tür zu, Licht flammte auf, der Wagen schien zunächst gerade herunterzusinken und dann seitwärts zu rollen.

Ich hatte die Uhr in der Hand. Punkt neun Uhr blieb der Wagen stehen, die Tür sprang auf, und dieselbe unsichtbare Stimme rief:

„Aussteigen, bitte schnell, schnell!"

Ich stand entschieden in einer Höhle. Ein großer, nicht allzu hoher Raum, wie ein Vorplatz, und im Kreise verschiedene Türen.

Es war hell, aber die Lichtquelle nicht zu sehen. Es war vollkommen still und kein Mensch außer mir in der Grotte.

Kaum stand ich, den Koffer in der Hand, in diesem Raum, sah mich verwundert um, als wieder die Stimme ertönte.

„Der Chef bittet."

Gleichzeitig flammte über einer der Türen ein helles Licht auf und ließ mir keinen Zweifel, daß ich dort eintreten sollte. — Es war wirklich alles höchst sonderbar.

Ich ging auf die Tür zu, und als ich den Finger erheben wollte, um anzuklopfen, sprang die Tür von selbst auf, ließ mich eintreten und schloß sich hinter mir wieder geräuschlos.

Ich stand in einem großen Gemach. Auch dieses hatte kein Fenster, aber war vollständig hell, ohne jede sichtbare Lichtquelle. Es stand dort ein großer Schreibtisch, vor dem ein Mann saß, der mir den Rücken zudrehte, und die Wände des Zimmers waren von großen Schränken umstellt. Den Boden bedeckte kein Teppich, und trotzdem erschien er weich und elastisch. Einige Sessel standen vor den Schränken an den Wänden, und auf der Platte des Schreibtisches war eine sehr große Anzahl von Druckknöpfen, während in der Wand, dem Schreibtisch gegenüber, eine große, matte Glasscheibe eingelassen war.

Kaum war ich einen Schritt vorgetreten, als wieder dieselbe Stimme laut sagte: „Bitte."

Der Herr am Schreibtisch sah auf, sah sich nicht nach mir um, sondern blickte in die Mattscheibe an der Wand.

Jetzt sah ich in dieser Scheibe deutlich mein Bild; es war also ein Spiegel. Allerdings höchst merkwürdigerweise ein Spiegel aus Mattglas. Der Mann stand auf und drehte sich um.

„Guten Morgen, mein lieber Junge!"

Ich sah in ein hageres, sehr energisches Gesicht. Ein scharfgeschnittener Kopf mit stoppelartigem, starr in die Höhe stehendem blondgrauen Haar. Buschige Augenbrauen, sehr lebhafte Augen, von vielen Furchen durchzogenes Gesicht, ein kleiner Schnurrbart und zwei seltsame, rechts und links vom Kinn nach unten stehende Bartspitzen. Das Alter dieses Mannes war schwer zu bestimmen, aber der Körper jugendlich und elastisch.

Auf alles war ich vorbereitet, aber nicht auf diese Anrede: „Guten Morgen, mein lieber Junge!"

Jedenfalls eine merkwürdige Anrede für einen Chef einem fremden, jungen Mann gegenüber.

Herr Schmidt sah mich an. Um seine Augen und um seinen Mund zwinkerte ein leichtes Lächeln; dann sagte er:

„Also, nimm Platz!"

Dieses Du, das er wie selbstverständlich gebrauchte, kränkte mich eigentlich; aber ich sah mich nach einem der Sessel um. Herr Schmidt drückte auf einen Knopf, und der Sessel rollte von selbst heran und stellte sich neben den Schreibtisch. Ich setzte mich nieder. Ein bequemer Sessel, und wie ich saß, schob sich wieder von selbst die Rückenlehne ein wenig vor, so daß sie fest an meinem Körper lag. Herr Schmidt sah mich ruhig an und ließ mir Zeit, ihn zu betrachten. Ich muß gestehen, mir war etwas unheimlich zumute, und trotzdem fühlte ich mich auch wieder zu diesem Gesicht hingezogen. Mir war, als hätte ich es schon einmal gesehen, aber das war ja unmöglich. Das heißt: unmöglich war eigentlich alles. Unmöglich war die Art, wie ich verpflichtet wurde, meine Reise, die Ankunft, dieser Mann hier.

Ich hatte wieder einmal das Gefühl, daß dies alles nichts als ein Traum sei, und wußte nur nicht, ob ich mir wünschen sollte, aufzuwachen oder weiterzuträumen.

Plötzlich sagte Herr Schmidt:

„Nein, Fritz, du träumst nicht."

Ich zuckte zusammen. Nicht nur, daß er meinen Vornamen wußte, wie kam der Mann darauf, daß ich zu träumen glaubte?

Er fuhr fort:

„Also du kennst mich wirklich nicht? Es ist doch eigentlich recht traurig, wenn ein junger Mensch den einzigen Bruder seines verstorbenen Vaters nicht kennt!"

Ich starrte ihn an und sprang auf. Ganz richtig, jetzt wußte ich, wo ich dieses Gesicht gesehen hatte. Ich war noch ein Kind, da hatte dieser Mann einmal eine Stunde in unserer Wohnung verbracht und war dann wieder gegangen.

Wie ich aufstand, gab es unter mir ein kleines Geräusch — und der Stuhl, auf dem ich gesessen, rollte wieder auf seinen Platz am Schrank. Der Mann, der sich meinen Onkel nannte, drückte wieder auf den Knopf, und der Stuhl kam wieder zurück.

Er sagte lächelnd:

„Bei mir darf man nicht aufstehen, ehe die Unterredung beendet ist. Meine elektrischen Dienstboten sind zwar sehr tüchtig und zuverlässig, aber die Kunst des Gedankenlesens verstehen sie doch noch nicht —"

Er lächelte etwas vielsagend.

„Wenn sie auch dabei sehr wichtige und unentbehrliche Helfer sind!"

Ich nahm wieder Platz, und er fuhr fort:

„Allerdings, mein Junge, ich bin dein Onkel Heinrich, ich bin deines Vaters einziger Bruder, wenn auch niemand von mir etwas hat wissen wollen! Sie haben recht gehabt. Ich bin in meiner Jugend ein zerfahrener Geselle gewesen; ich habe nicht gut getan, und ich kann es ihnen nicht verdenken, daß sie mich nach Übersee abgeschoben haben. Aber Übersee ist eine gute Schule, ist gewissermaßen eine Zuchtwahl. Wer nichts taugt, kommt erbarmungslos unter die Räder, und wer sich durchringt, wird ein Kerl. Ich bin einer geworden. Habe auch eine schwere Schule durch-

gemacht. Bin wer. Aber nun war ich zu stolz, um wieder nach drüben zu kommen. Bin auch anders. Dein Vater war ein trefflicher Mann; aber wie das so ist, ein Mann, der den ebenen Weg ging.

Dein Vater ist tot, deine Mutter auch. Mußt nicht denken, weil ich nichts von mir hören ließ, daß ich nichts von euch gewußt hätte! Hat mir manchmal am Herzen gerissen, daß ich so allein stand!

Nun stehst du allein, und da dachte ich mir: Wenn er ein tüchtiger Bengel ist, warum soll ich mein Geld fremden Menschen in den Rachen stoßen? Darum ließ ich dich holen."

Ich wollte antworten, aber er unterbrach mich wieder.

„Weiß schon, was du sagen willst! Warum habe ich nicht einen Brief geschrieben, wie andere Menschen; warum habe ich mich nicht als deinen Onkel entdeckt?

Sehr einfach. Hätte ich das getan, wärst du zu deinem Vormund gelaufen natürlich, und derselbe Mann, der dir jetzt den Stuhl vor die Türe gesetzt hat — — wir wollen nicht darüber reden. Ich muß ihm dankbar sein, denn wäre er nicht so hart gewesen, dann gehörte mir heute nicht der siebente Teil von Australien." —

Ich wollte einwerfen: „Eine Wüste", aber er winkte ab.

„Davon später, laß mich ausreden! Brauchst dir nicht einzubilden, daß ich dich für ein Genie halte! Hast eigentlich auch sehr wenig mit dem Inserat zu tun; ich hoffe, daß Herr Allister recht viele Genies auftreibt, denn ich brauche noch tüchtige Männer! Daneben hatte er die Aufgabe, sich ganz einfach nach dir zu erkundigen, deine Lehrer zu fragen und die Fabriken, wo du gearbeitet hast und dann —"

Er lachte; sein Gesicht bekam ein gemütliches Aussehen.

„Ich wollte doch einmal sehen, ob du Mut hast und Unternehmungsgeist. Zu seinem Onkel reisen kann jeder, aber so in das Graue hinein mit Flugzeugen quer über die Welt gondeln, einer ungewissen Zukunft entgegen und schließlich sich selbst und der eigenen Kraft vertrauen, das kann nicht jeder. Darin wenigstens scheinst du Blut von meinem Blute zu sein, hoffentlich in anderem auch.

Du hast den Vertrag bekommen; zeigst du dich brauchbar, wird der Vertrag gelten. Ich habe nur Gutes von dir gehört. Kannst meine rechte Hand werden!"

„Aber —"

„Nein, Junge, ich heiße nicht Schmidt. Wie könnte ich Schmidt heißen, wenn ich der Bruder deines Vaters bin. Ich habe den Namen nur angenommen, als ich untertauchen wollte. Schmidt ist eigentlich gar kein Name, ist nur ein Gattungsbegriff. Ich habe mal jemand gekannt, der hat sich Nobody genannt. Nobody heißt Niemand, und hat dann der Welt bewiesen, daß dieser Niemand ein recht tüchtiger Jemand sein konnte. Ich denke, ich werde der Welt beweisen, daß dieser Schmidt ein Schmied ist, der was Ordentliches zusammenschmiedet."

Dabei war er aufgestanden, und sein Gesicht hatte wieder einen seltsam fanatischen und energischen Ausdruck.

Unwillkürlich war auch ich wieder aufgesprungen, und der Stuhl rutschte fort; mein Onkel aber sagte:

„Es ist gut. Laß den Stuhl, mit dem hat es auch seine Bewandtnis, die ich dir noch erklären werde. Bei dir brauche ich ihn nicht mehr. Wirst überhaupt manches hier sonderbar finden; aber sei überzeugt: ich bin kein Zauberkünstler, und übernatürliche Dinge gibt es auf diesem Gebiete nicht; aber ich habe gelernt, mir manches dienstbar zu machen, und bin vielleicht in allerhand technischen Dingen der Welt um ein paar Jahrzehnte voraus. Hast du mal von Professor Wenzel Aporius gehört?"

„Nein."

„Der war mein Lehrer."

Er trat vor mich hin und legte mir beide Hände auf die Schultern; er hatte wieder sein gutmütiges Lächeln.

„Jetzt weißt du nicht, Junge, ob ich ein Zauberkünstler bin oder ein Verrückter. Jetzt zerbrichst du dir den Kopf, was ich hier will. Man hat dir gesagt, daß ich eine halbe Million Quadratkilometer Wüste gekauft habe. Sehr richtig. Und das verstehst du nicht?"

„Allerdings nicht, Onkel."

„Ich will dir sagen, wir beide, hörst du, wir beide, wenn wir auch sonst keine Mitarbeiter finden, werden in zehn Jahren oder noch schneller aus dieser Wüste das fruchtbarste Land der Erde schaffen."

In seinen Augen war wieder dieser fanatische Glanz, und ich sagte:

„Können das Menschenhände?"

„Nein, Junge, Menschen können das nicht, ganz gewiß nicht, aber das können meine drei Diener."

Wieder sah ich ihn an. War der Mann trotz allem im Geiste verwirrt?

„Deine drei Diener?"

„Weißt du, wie meine drei Diener heißen?

Der erste heißt Technik, der zweite Elektrizität und der dritte ist ein gar phantastischer Zaubergeselle und führt den Namen Radium. Mit diesen drei und wenn dazu eine solche Sonne am Himmel steht und wenn dieser vermürbte, verrottete, ausgedörrte Wüstenboden so ist, wie dieser — wirst sehen, was wir da erreichen.

Hast den einen Diener ja schon kennen gelernt oder eigentlich zwei. Hast gesehen, wie pünktlich meine automatische Bahn arbeitet, hast gehört, wie brav das Grammophon den anmeldenden Diener ersetzt. Weißt vielleicht gar nicht, daß du die letzten dreitausend Meter von Kroe bis hierher ohne Flugzeugführer gefahren bist, weil ich den Apparat von hier aus mit Hilfe der Rindell-Matthewsschen Strahlen gelenkt habe.

Den ganzen Weg bis Deutschland ging es noch nicht; so weit reicht meine Kraftstation nicht, obgleich ich glaube, daß ich jetzt schon so ziemlich das größte Kraftwerk der Erde besitze."

„Und Onkel — diese Höhle?"

„Die habe ich nicht gemacht, die hat mir zum Glück die Natur zur Verfügung gestellt, denn vorläufig ist's oben zu heiß und in einer Wellblechbude kann es höchstens ein Australneger aushalten."

Er faßte meinen Arm, und wir gingen auf die Türe zu; etwa zwei Schritte vor ihr sprang diese von selbst auf. Ich hatte gesehen, daß sie gar keine Klinke hatte.

„Sehr einfach, sowie man sich auf zwei Schritte der Türe nähert, schaltet man mit dem Fuß einen Kontakt ein; kommt einer von außen, dann meldet das Grammophon ihn, und ich kann sein Bild in jener Mattscheibe, die sich durch einen Druck in einen Spiegel verwandelt, sehen."

„Und wenn ein Fremder kommt —"

„Junge, ich bin noch am Anfang. Natürlich sind oben Wachen, wenn ich auch dafür sorge, daß ich wenig von ihnen gestört werde. Es wird eine Zeit kommen, in der wir sie ganz ausschalten. An sich wäre das alles nicht nötig.

Du weißt, daß es möglich ist, mit Hilfe von Selenzellen gesprochenes Wort in Schrift umzusetzen. Also einen Apparat zu bauen, in den du hineinsprichst und der deine Rede etwa in Schreibmaschinenschrift umsetzt.

Warum nicht umgekehrt? Warum nicht ein Arm, der sich dem Fremden entgegenreckt, eine Grammophonstimme, die um die Besuchskarte bittet? Dann verschwindet die Hand, bringt die Karte in die Vorrichtung mit den Selenzellen, setzt Schrift in Sprache um, und wenn der Wagen unten anrollt, ruft mir das Grammophon bereits den Namen entgegen."

„Das ist möglich?"

„Möglich ist alles, nur — das meiste ist Geldfrage, und vorläufig sind die australischen Boys billiger."

Wir wollten eben die Türschwelle überschreiten, als ein lauter Pfiff ertönte, derselbe, den ich oben gehört hatte, als der Wagen mich in die Unterwelt abholte.

Mein Onkel — ich war überzeugt, daß er es war, zumal trotz all seiner Verschiedenheit recht vieles an meinen Vater erinnerte — sah nach der Uhr.

„Teufel, da denkt man, man ist völlig Maschine, und so ein Junge wirft einen aus der Bahn. Es steckt doch noch mehr deutsche Sentimentalität in mir, als ich dachte. Da habe ich um deinetwillen den Besuch des Lord Albernoon vergessen."

„Ich will —"

„Du kannst ruhig dabeibleiben. Sollst ja doch mein Mitarbeiter werden. Schadet also nichts. Setz' dich dorthin —"

Auf einen Druck, der irgendeinen Hebel schob, kam aus dem einen der Wandschränke ein Klapptisch, der als Tür gedient hatte, stellte sich an der Wand auf, im Deckel des Tisches sprang eine Platte empor, legte ein Schreibzeug frei, und die Platte stand jetzt wie ein Pult aufrecht und war auf der Innenseite in praktischer Weise mit Briefbogen und Umschlägen besteckt.

„Das sind alles Spielereien, Dinge, die ich mir ausgedacht habe, als ich noch in den großen Ateliers des Meisters Aporius arbeitete, aber damit habe ich mein Geld gemacht. Stenographierst du?"

„Ja, Onkel."

„Dann wird es gut sein, wenn du das Gespräch mitstenographierst! Mein Aufnahmeapparat für Gespräche ist noch nicht ganz fertig."

„Lord Albernoon bittet."

Diesmal war es eine menschliche Stimme, ein australischer Diener in einer Art Tropenuniform. Sicher wußte „Mister Schmidt", daß der englische Lord an gewisse Dinge gewöhnt war. Auch rollte der Diener den Sessel herbei, brachte Zigarren und Zigaretten und stellte Whisky mit Soda und Eis auf den Tisch, dann verschwand er.

„Willkommen, Euer Lordschaft, Sie kommen von Canberra; war die Reise erträglich?"

„Ihr Flugzeug war vortrefflich, Mister Schmidt."

„Sie bringen mir den Vertrag?"

„Die Regierung hat ihn genehmigt, wenn auch die Stimmen geteilt waren."

Er gab meinem Onkel ein Aktenstück, und dieser las laut einige Stellen und nickte.

„Vorläufig eine halbe Million Quadratkilometer, so wie gemeinsam vermessen. Preis für den Quadratkilometer hundert Pfund, also fünfzig Millionen Pfund Sterling. Zahlbar in fünfzig Raten von je einer Million Pfund Sterling innerhalb fünfzig Jahren. Also jährlich am 1. April eine Million Pfund."

Mein Onkel las diese ungeheuren Summen — fünfzig Millionen Pfund Sterling waren ja tausend Millionen Mark — mit einer gleichgültigen Stimme vor, als sei das eine geringfügige Zahl.

„Sollte Käufer Lust haben, rascher zu bezahlen, ermäßigt sich die Summe je nach den dadurch ersparten Zinsen, bleibt Käufer mit einer Zahlung zurück, fällt das Land mit allen Einrichtungen ohne Entschädigung an die Regierung von Australien."

Der Onkel sah den Lord an.

„Eine schwere Bedingung, nicht wahr?"

„Der australische Staat wird gerecht sein —"

„Der Vertrag ist unterzeichnet?"

„Er ist rechtsgültig in dem Augenblick, in dem ich die erste Rate von einer Million in meiner Hand habe."

Der Onkel nahm aus der Tasche ein Scheckbuch. Hatte ich noch einen Zweifel gehegt, war er mir noch ein wenig als Phantast erschienen — meine Achtung wuchs in das Gigantische, als ich ihn jetzt in voller Ruhe einen Scheck schreiben und den Vertrag unterzeichnen sah und als der Lord dann diesen prüfte und las:

„Eine Million — Australische Staatsbank in Canberra — All right, der Vertrag ist perfekt."

Der Lord mußte also wissen, daß mein Onkel für die Summe gut war, und dieser stand auf und streckte Albernoon seine Hand hin. Jetzt war doch etwas wie freudige Erregung in seiner Stimme.

„Ich bin also Herr dieses Landes. Es ist mein Eigentum, Lord, mein unbeschränktes Eigentum. Ich kann damit schalten, wie ich will —"

„Wenn es nicht zum Schaden des australischen Kontinentes ist."

„Herr Lord, lassen Sie uns shake hands (Händeschütteln) machen. Ich denke, es werden keine zehn Jahre vergehen, bis ich den Rest gezahlt habe."

Ich sah dem Lord an, daß ihn schwindelte, daß er ein Lächeln verbarg, daß er augenscheinlich meinen Onkel für geisteskrank hielt; aber er sagte in geschäftsmäßigem Ton:

„Sie haben diesen Vertrag selbst vorgeschlagen. Ich halte es für meine Pflicht, Sie darauf aufmerksam zu machen, daß Sie durch nichts gedrängt wurden und daß die australische Regierung Ihnen keinerlei Versprechungen gemacht hat —"

„Daß ich etwas anderes kaufe als eine Wüste. Ganz richtig und nun — Herr Lord — es tut mir leid, daß ich nicht in der Lage bin, Ihnen ein komfortables Hotel —"

„Wenn Sie gestatten, fliege ich sofort nach Canberra zurück."

„Ganz, wie Euer Lordschaft befehlen."

Der Lord faltete den Scheck sorgsam zusammen.

„Ich hoffe, Sie werden es nicht bereuen —"

Wieder lächelte mein Onkel:

„Ich hoffe, Sie und Ihre Regierung auch nicht!"

Er begleitete den Lord, der übrigens von mir gar keine Notiz genommen hatte, selbst bis an den Wagen. Ich sah, daß er nicht leer war, sondern daß zwei australische Soldaten in voller Bewaffnung in ihm harrten; der Diener öffnete die Tür, der Lord stieg ein — ein Pfiff und der Wagen rollte auf der schrägen Bahn wieder nach oben.

Mein Onkel sah ihm nach, lachte kurz auf und rieb sich die Hände. Er war augenscheinlich äußerst befriedigt. Dann wandte er sich an mich.

„Weißt du, was ich jetzt bin?"

Ich antwortete nicht.

„Jetzt könnte ich mich den Kaiser von Australien nennen. In zehn Jahren wird man diese Regierung verfluchen."

Er lachte wieder.

„Trotzdem ist es schade, daß der gute Lord nicht meine Uniform trug wie du — es wäre jedenfalls aus dieser Unterredung ein hübsches Lustspiel geworden, und du hättest herzlich gelacht."

Das verstand ich nun wieder nicht, aber ich wollte nicht fragen. Da trat mein Onkel auf mich zu und sah mir in das Auge.

„Glaubst du an mich?"

Das war eine schwere Frage; ich sah einen Zweifel über sein Gesicht huschen, dann stand er auf: „Komm!"

Wir gingen jetzt über die Schwelle. Der Onkel blieb stehen und drückte wieder einmal auf einen Knopf.

„Man soll sich nicht mehr anstrengen als nötig."

C. Fracassini: Die hl. Martyrer von Gorkum v. J. 1572

Er legte den Arm um meine Schulter, und wir glitten vorwärts. In den Gang, der jetzt von der schrägen Laufbahn des elektrischen Wagens abzweigte, war eine Laufbahn eingelassen, ein endloses Band, das nach Art der Gleitbahnen, die ich daheim in Warenhäusern gesehen, uns mit sich forttrug.

Alles dies war wieder so unwirklich. Der Gang war dunkel, aber während wir vorwärts glitten, wurde es um uns hell.

„Vorsicht, wir treten jetzt von dem Bande herunter!"

Wir traten zur Seite; gleichzeitig sprang eine Tür auf, und ein ohrenbetäubender Lärm umgab uns. Wir standen in einer sehr hohen Grotte. Es mußte ein ausgedehntes Höhlensystem sein, was hier ausgenützt war. Wir sahen in eine elektrische Kraftstation größten Umfanges. Riesenhafte Schwungräder sausten, gewaltige Turbinen ließen ihre Triebräder wirbeln, die eine Wand war mit Marmorplatten belegt, auf der ein System von Hebeln eingebaut war. Ich hatte während meiner praktischen Ausbildung mit dem Personal der Siemenswerke ein halbes Jahr auf dem großen Kraftwerk Rummelsburg bei Berlin gearbeitet — ich sah es hier, aber in noch größerem Ausmaß, wiederholt. Nur eines war wieder seltsam:

Ein einziger Mann, anscheinend ein Amerikaner, saß in einem Sessel und blickte mit scharfen Augen umher. Er hatte durchaus keine schmutzigen Arbeiterhände, vielmehr war auch vor ihm nur eine Tischplatte mit vielen Knöpfen und Hebeln.

„Alles well, Mister Hollborn?"

„All right!"

— — — — — — — — — —

Wir fuhren auf dem Gleitbande weiter. Diesmal mußte der Onkel ein System von Uhrzeigern stellen, ehe eine Tür aufsprang. Wir kamen in einen kleinen Raum, dessen Wände mit einer mir unbekannten Masse belegt waren. Ein großer Geldschrank stand hier, und auch dieser mußte umständlich geöffnet werden, ehe ich eine Anzahl kleiner Kästchen sah.

„Weißt du, was diese Kästen enthalten? Das ist meine Armee."

Wenn ich nur den Eindruck hätte überwinden können, daß dies alles ein Traum war — oder — nein, wenn der Onkel ein Wahnsinniger war —

Er schloß den Schrank und sagte ruhig:

„Jedes dieser Kästchen enthält ein Viertelkilogramm Radium. Ich besitze zweihundert solcher Kästchen." —

— — — — — — — —

Wir sitzen wieder in dem Zimmer meines Onkels. Wir sitzen schon seit geraumer Zeit uns stumm gegenüber. Es war ein seltsamer Gegensatz in diesem Manne. Aufflackernde Energie, fast fanatische Lebhaftigkeit, ein eiserner Wille, als er dem Lord gegenüberstand, und dann wieder Augenblicke der Erschlaffung, Augenblicke, in denen sich Müdigkeit über dieses Gesicht senkte, in denen er mir fast leid tat; ich hätte aufspringen und ihn umfassen mögen, wie ich es bei meinem Vater tat, als er krank war.

Wir saßen einander gegenüber und waren stumm. Der Onkel hielt den Kopf gesenkt und sah vor sich hin. Ich blickte ihn an, und mir war, als ob wir sprächen, als ob dieser seltsame Mann, von dem man bei uns nur wie von einem Abenteurer sprach, mir verwandt würde — als ob ich anfinge, ihn lieb zu haben.

Es mochte über dieser — fast möchte ich sagen — stummen Aussprache eine Stunde vergangen sein, da hob er den Kopf und sagte, als setze er eine lange Rede fort:

„Also, hast du Lust, mein Mitarbeiter zu werden?"

Mir war, als wäre er mir vertraut geworden; ich hatte seltsamerweise jeden Zweifel verloren.

„Wenn du mich brauchen kannst."

Er sah mich nicht an, streckte mir aber seine Hand hin.

„Ich bin nicht mehr jung. Ich bin heut schon älter als dein Vater geworden. Ich bin sechzig gewesen. Bin einsam durch viele Jahrzehnte gegangen. Es wäre mir manchmal gleichgültig gewesen, wenn es weniger wurden, — jetzt — ich habe Verantwortung — ich habe ein Werk, das mein Kind ist — ich brauche Hilfe, aber — gut — wenn du mein Mitarbeiter, wenn du vielleicht einmal mein Nachfolger werden willst, muß ich erzählen. Ich habe heute schon mehr gesprochen als sonst in Wochen — es muß sein. Du mußt es kennen lernen, erst das Werk, das ich schaffen will — dann mein Leben.

Ich weiß, du hast mich für einen Irren gehalten — das tun alle — und ich bin es nicht. Du siehst hier eine Wüste. Unbrauchbares Land. Stiefkind der Mutter Erde. Was ist Wüste? Warum ist dieses Land Wüste? Weil ihm das Leben fehlt — Leben der Wüste ist Wasser. Warum bleibt mancher Mensch innerlich eine Wüste? Weil ihm das Wasser fehlt, um darin zu schwimmen, weil — ich wollte von meinem Werk sprechen.

Die Erde ist groß und ist dennoch klein. Millionen drängen sich dort zusammen, wo ihnen die Natur das Leben leicht macht, und streiten sich miteinander um mühsames Brot, anstatt zu erobern, was zu erobern ist.

Bringe Wasser in die Wüste, durchziehe sie mit Kanälen, und das Erdreich wird fruchtbar. Löse die köstlichen Chemikalien hier in seit Jahrzehntausenden jungfräulich liegendem zerrottetem Gestein auf, und sie werden zu köstlichem Humus. Nutze die Fruchtbarkeit der tropischen Sonne, und hier, wo jetzt nichts ist als trostlose Öde, werden blühende Gärten und Felder entstehen.

Du kannst es nicht? Menschenhände können es nicht? Du hast recht. Die Tropenglut lähmt die Muskeln, die nicht von Eisen sind. Nimm Muskeln von Eisen! Das war die große Lehre meines Meisters Aporius.

Nimm Maschinen, wo Menschen versagen! Siehst du dort unten das Kraftwerk? Ich habe es vor einem halben Jahre erbaut. Ein einziger Mann kann es leiten, und es schenkt mir die Kraft, um selbst das Flugzeug, mit dem du gekommen, über das Meer zu mir zu ziehen.

Wer speist das Kraftwerk? Ein unterirdischer Strom. Auch dieses Land war nicht immer Wüste. Weißt du nicht, daß man jetzt erkannt hat, daß sogar unter der großen Sahara ein unterirdisches Wasser besteht? Ein ganzes System von Flüssen und Seen. Weißt du nicht, daß man Brunnen erbohrt hat, in denen Tiere gefunden wurden, kleine Wassertiere, die von weither stammen, die von diesen unterirdischen Strömen mitgerissen wurden?

Auch hier ist ein solcher Strom. Du weist vielleicht, daß im Osten des Wüstengebietes, das ich kaufte, Berge sind. Hohe Berge mit saftigen Wäldern. Aus diesen Bergen kommt der Strom; er hat, als ich ihn fand, fast diese ganze Höhle erfüllt. Jetzt ist er gebändigt, jetzt stürzt er sich in meine Turbinen und speist sie und muß seine ungestüme Kraft hergeben, um mir den elektrischen Starkstrom zu liefern, der das Herz meines Werkes ist.

Nun der Plan. Selbst wenn es mir gelänge, hier die Wüste in fruchtbaren Boden zu wandeln, — wo sollen die Menschen herkommen, ihn zu bearbeiten?

Wir sind hier in den Tropen, in denen der weiße Mensch nicht zu arbeiten vermag."

Mein Onkel unterbrach sich und stand auf.

„Komm mit!"

(Fortsetzung folgt.)

Der gute Hausvater / Vom Herausgeber

Das Wort Hausvater klingt heute vielen Männern altmodisch, unmodern. Es erinnert sie an vergangene Zeiten, da die Väter mit einer gewissen Behäbigkeit und Gemütlichkeit jede freie Stunde im Kreise ihrer Familie verbrachten, oft mit dem Schlafrock um den Leib und ein von Frauenhand gesticktes Käppchen auf dem Kopfe, weil sie ja selten die Absicht hatten, aus dem Haus zu gehen. Die heutigen Männer lächeln über dieses spießbürgerliche Behagen der Hausväter in der guten alten Zeit. Sie selbst wollen nicht mehr Hausväter heißen, weil sie ihre wichtigste Lebensaufgabe nicht mehr in der guten Leitung des Haushalts, sondern außerhalb der Familie in ihrem Berufe und Geschäft, im öffentlichen Leben und Gelderwerb, in Politik, Vereinsleben, Sport und Vergnügungen sehen, die sich alle außerhalb des Hauses abzuspielen pflegen. So sind sie in ihrer Familie nur noch Kost- und Schlafgänger und verbringen die übrige Zeit fern von ihren Lieben.

Die jungen Männer gewöhnen sich heute schon vor ihrer Heirat das Leben außer dem Hause an. Immer ist irgendwo etwas los, wo sie dabei sein wollen: eine Fortbildungsmöglichkeit, ein interessanter Vortrag, eine Vereinszusammenkunft, eine Festlichkeit, eine Sportsveranstaltung, ein Ausflug mit Freunden oder Berufsgenossen. Und so sind die jungen Männer unserer Städte und leider auch schon unserer Dörfer nur noch selten des Abends daheim. Diese üble Gewohnheit wollen die meisten auch in der Ehe beibehalten. Hundert Gründe und Ausreden stehen ihnen dafür zu Gebote, und um des lieben Friedens willen wird die enttäuschte Frau sich schließlich ins Unvermeidliche fügen, bis sie eines Tages merkt, daß sie durch ihre Nachgiebigkeit nicht den Frieden erkauft, sondern das Unglück herbeigerufen hat. Denn es ist klar, daß solch häufiges Ausdemhausesein des Familienvaters nicht ohne schlimme Folgen für ihn selbst und für die Familie bleiben kann. Manches Laster wächst da heimlich in ihm heran: Vergnügungssucht, Hang zum Trinken, Spielen, Politisieren und Kritisieren, Verschwendung des Arbeitslohnes und im Gefolge davon keine Freude an der Häuslichkeit, Arbeitsunlust, Verdrießlichkeit, kein Sparsinn und kein Opfersinn für seine Angehörigen, Entfremdung gegenüber der Gattin und den Kindern. Wie manche Frau, die diese Zeilen liest, wird sie mit Tränen bestätigen. Es ist geradezu das Unglück der heutigen Welt, daß die Männer keine Hausväter mehr sind!

Mann, wenn ich dir um deines irdischen Glückes und deiner ewigen Seligkeit willen einen Rat geben darf: Bleibe zu Hause, soviel du irgendwie vermagst! Wenn du eine Familie gegründet hast, gehörst du nicht mehr dir allein und kannst nicht mehr tun, was dir beliebt. Du hast nicht eine Gattin heimgeführt, um sie ein trauriges, einsames Dasein fern von dir führen zu lassen. Du hast Kindern das Leben gegeben, für die du in alle Ewigkeit die Verantwortung tragen wirst: sie sehnen sich nach deiner Liebe, nach Spiel und Kurzweil mit dir. Sie sollen aus deinem Munde die Lehren des Lebens, die Ermahnungen zum rechten Tun empfangen. Du hast nicht das Recht, zu sagen: Was geht das mich an! Dich allein geht ihr Geschick an; denn du bist ihr Gatte und Vater. Aus deinen Händen wird Gott sie einst zurückfordern. Du darfst dein Vergnügen und Glück nicht mehr für dich allein außerhalb des Hauses suchen; deine Freude soll immer auch ihre Freude, dein Glück auch ihr Glück sein. So hast du es am Traualtar gelobt. Und sei überzeugt: jede Freude, die du ihnen bereitest, wird auch deine Freude sein, ihr Lebensglück auch dein Lebensglück! Das ist der wunderbare innere Zusammenhang aller göttlichen Fügungen und Bindungen. Wer seine Ehe nach Gottes Willen lebt, dem wird auch dieses Joch süß und diese Bürde leicht.

Nur wenn der Familienvater daheim bleibt und das ganze Hauswesen und Familienleben leitet, fördert und überwacht, wird die Häuslichkeit in schöner Ordnung bleiben. Es gibt in den freien Stunden nach der Geschäftszeit oder Berufsarbeit so manches zwischen den Eltern zu besprechen, zu beraten und zu besorgen. Es ist so manches an kleinen Dingen zu richten und zu verbessern. Und die Kinder wollen beobachtet, unterrichtet, erzogen sein. So gibt es für einen umsichtigen Vater täglich zu Hause zu tun. Er soll jedem einzelnen im Haushalt seine Verrichtungen zuweisen und deren gute Ausführung prüfen. Er soll alle aufmuntern, belehren und zurechtweisen. Sein kluges Wort und ernstes Benehmen soll von selbst die häusliche Ordnung aufrechterhalten. Wenn er mit dem guten Beispiel vorangeht, werden ihm die andern willig folgen. Er soll die Einkünfte und Ausgaben regeln, soll zur Sparsamkeit auch im kleinsten ermahnen, soll auf richtige Ernährung und Kleidung bedacht und durch Fleiß und freudige Berufserfüllung den Kindern für ihr ganzes Leben vorbildlich sein. Sein bescheidenes, genügsames, hilfreiches Wesen wird sich von selbst auf die Kinder übertragen. Und wenn Tage der Trübsal und des Unglücks hereinbrechen, muß die ganze Familie am Vater Trost und Kraft finden: er muß durch sein mutiges Gottvertrauen die Zagenden und Weinenden aufrichten, durch sein frisches Zugreifen die Not so rasch wie möglich wieder abzuwenden suchen.

All dies kann nur ein Vater, der ganz in und mit seiner Familie lebt, ganz für sie denkt und sorgt und arbeitet, also wirklich das Haupt der Familie ist, Gottes Stellvertreter in diesem kleinen Reiche. Gibt es einen edleren Lebenszweck für einen Mann und ein größeres Lebensglück?

Das allermeiste von dem, was man außerhalb der Familie Freude heißt, ist falscher Schein, erheuchelte, unaufrichtige Liebenswürdigkeit, künstliche Fröhlichkeit. Daheim aber freut man sich von Herzen, weil man keinen Grund hat, sich etwas vorzutäuschen. Und ein verständiger Vater wird immer auf neue Mittel und Wege sinnen, den Seinigen eine Freude zu machen: indem er ihnen von seiner Berufsarbeit und ihrem Gelingen berichtet oder Erinnerungen aus seinem Leben erzählt, an der häuslichen Einrichtung etwas verschönert, Früchte oder einen Strauß Blumen nach Hause bringt oder den Kindern ein Spielzeug bastelt, ihnen schöne Bilder zeigt oder aus einem Buche vorliest. So gibt es unzählige Möglichkeiten häuslicher Unterhaltung und Freude.

Abenddämmerung

Bei den Pyramiden

In der Libyschen Wüste / Von Anton Lübke

Dort, wo sich Kairo, die Hauptstadt des Pharaonenlandes, der Diamantenknopf am Griffe des Deltafächers, wie sie auch in der orientalischen Sprache heißt, mit seiner Sonnenarchitektur herrlicher Minaretts erhebt, beginnt eine seltsame Welt. Wenn man vom Mittelpunkte der Stadt, dem Atabet aus, wo sich die Straßenbahnen der Stadt kreuzen, seinen Weg westlich über die große Nilbrücke nimmt, treten einem bald hinter Gize, einstmals die Residenz alter Kalifen, die riesenhaften Silhouetten der Pyramiden in den Gesichtskreis. Wie uralte gelbgraue Wächter stehen sie am Rande der Wüste, erbaut von mächtigen Pharaonen zur Verherrlichung ihrer Macht. Jahrtausende trotzen sie nun schon dem Zahne der Zeit, raunen Geschichten von Mamelucken, Kalifen und Pharaonen, die Völker zum Schemel ihrer Füße zwangen; die alten Mauern sind heute Herbergen für Fledermäuse und die alten, leeren Grabkammern von Moderluft gefüllt. Räuberhände zerstörten Körper und Kostbarkeiten schon seit langen Jahrhunderten; was aber ein mächtiger Wille schuf, blieb und ragt heute als Ehrfurcht gebietende Dokumente

Die Zitadelle von Kairo

in die Wüstenlandschaft, die hier nach Westen zu ihren Anfang nimmt.

Überkommt einem schon beim Besuche des Inneren der Pyramiden — der nicht ohne geringe Mühe möglich ist — ein Schauer der Ergriffenheit, dann erst auf der Spitze der großen Cheopspyramide, die man mit Hilfe der Beduinen ersteigen kann. Nirgendwo tritt einem so sehr der Gegensatz von Leben und Tod, immenser Fruchtbarkeit und Dürre entgegen wie hier. Im Westen und Süden die Unendlichkeit der weiten Libyschen Wüste mit ihren graubraunen Gebirgsrücken, im Osten und Norden die fruchtbare Ebene des Nildeltas. In rätselhafter Majestät ruht die Sphinx unten im Wüstensande, ihr zerschundenes Gesicht nach Gize zugewandt. Erst im letzten Jahre wurde ihr Fundament wieder aus dem Sande gegraben, wo es Jahrhunderte eingebettet war. Es ist dieses das dritte Mal, solange die Sphinx besteht. Inmitten des weiten Totenfeldes, wo deutsche, englische, amerikanische und österreichische Ägyptologen im Laufe der letzten Jahre wertvolle Ausgrabungen vornahmen, erkennt man jetzt deutlich die Anlagen der

Gräberstraßen mit den regelmäßig angelegten Mastabas. In weiter Ferne schimmert Kairo mit seinen markanten Zinnen und Türmen, der hochgelegenen weißen Zitadelle und den prächtigen Moscheen; im Osten am Rande der Arabischen Wüste liegt der Farbenträger der Landschaft und die Mutter des Pyramiden-Gesteins, das Mokattamgebirge, das morgens in gelblicher Farbe und abends in Purpurtönen leuchtet.

Rast im Sandmeer der Wüste

Grauen überkommt den Besucher der Gegend von Sakkara. Der alte Herrscher Menes gründete einst am Rande der Wüste, nachdem er dem Nillande Sümpfe abgewonnen hatte, die alte Stadt Memphis. Heute hat der Chamasin ungeheure Sandmengen auf einstmals belebtes Land, wo sich die volkreichste Metropole der Antike, Memphis, befand, geworfen. Unerbittlich riß die Wüste im Laufe der Jahrtausende am fruchtbaren Lande und bedeckte Tempel, Sphinxalleen, Gräberstraßen und Mastabas mit gelbem Sande. Auf kilometerweiter Strecke sieht das Auge Mumienfetzen, von der Sonne gebleichte Beinknochen, braune Tonscherben, Reste von Steinsarkophagen. Aus Sandhügeln ragen Reste von Säulen oder Sphinxköpfen hervor; irgendeine Vertiefung zeigt den Eingang zu den unterirdischen Mastabas, wo man die Kultur der Ägypter vor sechstausend Jahren im Reliefbilde sehen kann.

Denjenigen, der die Wüste zum ersten Male betritt, überkommt ein Zauber von eigenartigem Reize. Wechselvoll ist ihr Anblick; bald im goldenen Lichte, wenn in frühen Morgenstunden die Sonne sich über dem Mokattamgebirge erhebt, oder am Tage, wenn die Lichtfülle von einer Gewalt ist, daß es unmöglich ist, sie dem Auge zu geben, oder am Abend, wenn sich Purpur um die Spitzen der Pyramiden legt und dann langsam wie Blut im Wüstensande verrinnt. Nie sah ich einen Himmel in so

Einsamer Ritt in der Libyschen Wüste

wechselvollen Farben wie nach einem Ritte durch die Libysche Wüste. Unendlich gewaltig wird das Himmelszelt, wenn die große feierliche Wüstennacht kommt, wenn sich die funkelnden Sterne aus der samtblauen Domkuppel herauskristallisieren. Dann erst überkommt den Menschen eine Andacht und Feierlichkeit, die an die tiefsten Saiten der Seele rühren. Der Lärm der ägyptischen Hauptstadt liegt so fern. Nur hin und wieder wird die Stille der Nacht zerrissen durch den heißen Schrei eines Schakals. Sonst ist diese Stille so abgrundtief bei Tag wie bei Nacht, daß man wähnt, tiefer und tiefer in das unermeßliche Meer der Unendlichkeit zu sinken. —

Auf Ritten und Autofahrten durch Sand und steiniges Gebirge begegnet man den Menschen, denen die Wüste Element ihres Daseins ist. Andere Menschen sind diese Bewohner, wie die Kopten, Fellachen, Berberiner, Sudanneger, Türken und Levantiner, denen man in Dorf und Stadt begegnet. Wie prachtvoll und edel ist der Wuchs dieser Wüstensöhne, wenn sie auf ihren feurigen, buntgeschirrten Araberhengsten reiten! Wohl ist auch der eigentliche Beduine, der von Arabien und Syrien nach Ägypten einwanderte, ein bewundernswerter Menschentyp der Wüste. Aber noch mehr die „Begas", Nachkommen afrikanisch-hamitischer Völker, die wiederum in die Bischarinen und Ababden zerfallen. Sie sind eigentlich die echten Wüstenbewohner, die nicht nur an den Rändern der Wüste wie die Beduinen leben, sondern auch in den Wüstentälern ihr Leben fristen. Die Ababden haben die lange Kleidung der Fellachen angenommen, während die Bischarinen nur mit Lederschurz und Umschlagtuch bedeckt sind. Die prachtvolle Urwüchsigkeit dieser Menschen ist erst dann zu sehen, wenn man sie in Begleitung ihrer Herden sieht. Ihre schwarzen Ziegen, die sich kümmerlich von dürrem Wüstengras ernähren, sind von einer ganz anderen Beschaffenheit wie die Ziegen in Europa. Sie zeichnen sich aus durch sehr langes Haar, das sie gegen die Hitze schützt, und durch merkwürdig lange Ohren, die fast bis zur Erde reichen. Der Schwanz der Schafe ist ein fast 40 Zentimeter breiter und ebenso langer Fettlappen, der fast die ganze hintere Beinpartie bedeckt. Auf einer Fahrt durch die Wüste kann man auch die prachtvollen Kamelherden sehen, welche der Besitz der Wüstensöhne sind. Weiße, gelbe, rotbraune, schwarze Kamele sind oft zu Hunderten zusammen. Die Wüstenbewohner bedürfen dieser Tiere, um den Verkehr mit den Oasen in der Wüste aufrechtzuerhalten und andererseits, um damit Handel zu treiben und andere Lebensbedürfnisse dagegen einzutauschen. Anspruchslos sind sie in ihrer Lebensweise. Unter Zelten, deren Stoff aus Kamel- und Ziegenhaar gefertigt ist, verbringen sie den heißen Tag. Durst ist ihnen ein fast unbekannter Begriff. In der Jugend ist der Mann von tadellosem Teint, im Alter zermürbt die Sonne ihre Haut zu häßlichen Runzeln.

Die westliche Nilseite am Rande der Libyschen Wüste ist der Sammelplatz der afrikanischen Beduinenstämme; dort vermitteln sie ihre Geschäfte der verschiedensten Art und geben dort auch der Wüste den lebendigen Zauber, an dem sich der Reisende ergötzen kann. Es sind Eindrücke von bleibender Art, die man hier in einer Welt erhält, die nichts mit Zivilisation und Luxus unserer Zeit zu tun hat.

Vater / Von Carl Marilaun

Der Wärter Daguet suchte mit frostverklammten Fingern den Schlüssel aus dem Bund. Herr Aristide Vonlander, der in den schwarzen Kleidern bleich und ermüdet aussah, trat aus dem Gittertürchen des kleinen Friedhofes von Clarens hinaus auf die Straße.

Der Chauffeur kurbelte den Motor an. Und Herr Vonlander stand erschauernd, mit schmerzenden Augen im Lichtkegel der Lampen. Er glich heute weniger als je den Bildern, die seine Konzertagentur seit fünfzehn Jahren in allen Blättern der Welt veröffentlichte. Der berühmte Geiger Aristide Vonlander, dessen Namen die Welt kannte, hatte heute vormittag seinen Vater begraben.

Er besann sich, schickte den Wagen voraus und war entschlossen, auf der Straße am See zwischen den Pappeln und herbstlich abgeräumten Weingärten nach Hause zu gehen. Vom Wasser wehte der Nachtsturm herüber. Zuweilen glitt neben dem einsam schreitenden Mann die hellerleuchtete Tram, die nach Schloß Chillon am Genfer See fährt, mit gellendem Läuten vorüber. Wenn der Wind sich auf Sekunden legte, hörte man das glasfeine, klagende und erboste Schreien der frierenden Möwen.

Auf halbem Weg trat Herr Vonlander, irgendwie vom friedlichen Schein seidenumhüllter Lampen über gedeckten Tischchen verführt, in eine kleine Konditorei. Ohne seinen Überrock abzulegen, bestellte er eine Tasse heißen Tee.

Sich niedersetzend, bekam er von dem bedienenden Mädchen einige der Blätter, die vorhin mit der Post gekommen waren. Es waren Zeitungen aus Paris, Berlin, aus Genf. Und eine dieser letzteren schlug er, halb gedankenlos, auf. Es war Aristide Vonlander, dem berühmten Geiger, eingefallen, daß er vor wenigen Tagen im Theater von Genf eines seiner kontraktlichen Konzerte gegeben hatte.

Er strich mit der schmalen Hand durch sein an den Schläfen noch volles und lockig gewelltes, aber schon deutlich ergrautes Haar, trank in kleinen Schlücken seinen Tee, und was er halb erwartet hatte, traf ein. Herr Vonlander fand zwischen Rubriken über Radio und lokale Gerichtsfälle den Bericht über sein Konzert.

Er überflog diese für ihn wahrhaftig belanglosen Zeilen ohne stärkere Aufmerksamkeit. Der Künstler Vonlander hatte in seinem Leben gewiß mehr als tausend begeisterte, überschwengliche und schmeichelhafte Referate über sein Spiel gelesen. Aber dieser Bericht eines kleinen Genfer Blattes fesselte ihn. Er begann noch einmal von vorne zu lesen, griff dann mit etwas bewölkter Stirn in die Brusttasche seines Rockes und setzte seine horngeränderte Brille auf, da ihm das Entziffern der mit kleinen Lettern gedruckten Notiz Schwierigkeiten bereitete.

Es waren übrigens nur wenige Zeilen. Und siehe da: der Kritiker in Genf schien mit dem Spiel des berühmten Aristide Vonlander, diesem Spiel, dem Kaiser und Könige gelauscht hatten, nicht völlig zufrieden zu sein!

„Es ist einige Zeit her," stand hier, „daß Meister Vonlander uns nicht mehr die Ehre erwies, in unserer Stadt zu konzertieren. Irren wir nicht, so ist diese Zeit und sind die Jahre, die Herr Vonlander auf Kunstfahrten in Amerika zugebracht hat, an seinem Spiel nicht spurlos vorbeigegangen. Er ist mit seinen vierzig oder fünfundvierzig Jahren gewiß nicht alt, und seine Meisterschaft kennt noch keine Müdigkeit. Aber hinter dem Meister stand gestern, der Menge unsichtbar, nur von wenigen gefühlt — der strahlende, gottgeliebte, innige und zarte Jüngling, der Aristide Vonlander, weltberühmter Virtuose, nicht mehr ist . . ."

„Poetisch!" dachte Herr Vonlander, das Zeitungsblatt faltend. „Poetisch und impertinent. Aber warum sollte ein Zeitungsschreiber auch taktvoll sein!" Er bezahlte seine Tasse Tee, stand auf, und im Gehen fiel ihm ein, was

heute für ein Tag war. Aristide Vonlander erinnerte sich, daß er vor einer halben Stunde auf dem Friedhof von Clarens von dem neuen Grab seines Vaters Abschied genommen hatte. Ach, es gab wichtigere und, wahrhaftig, schmerzlichere Dinge als eine schlechte — eine beinahe schlechte Zeitungskritik. Zum finstern Wolkentreiben des Himmels aufsehend, dachte Vonlander mit plötzlicher, fast inständiger Sehnsucht an sein verdunkeltes, einsames Arbeitszimmer, in dem er nun sitzen würde, um still zu sein, ganz still . . . und den Kopf in beide Hände oder an das kalte Glas des Fensters zu legen.

War er, Aristide, wirklich und im Ernst vierzig oder fünfundvierzig Jahre alt, ein Mann mit grau werdendem Haar, wie jener Genfer Zeitungsmensch taktlos angedeutet hatte? Ach, Herr Vonlander, an dessen Sohlen sich seit fünfzehn Jahren der einst ersehnte und heute fast verachtete Ruhm heftete, empfand in diesem Augenblick nichts, als daß er ein Knabe war, der ins Vaterhaus zurück wollte! Wo stand dieses Vaterhaus? Der Mann mit dem grauen Haar stand einen Herzschlag lang auf der Straße still. Er dachte, von einem schwermütigen Grauen geschüttelt, an eine Gestalt, die stumm im räuchernden Kerzenlicht dagelegen hatte und einst sein Vater war. Der Sohn kehrte in das Haus zurück, dessen Tür der Vater unversehens, fast unbemerkt mit zitternden Händen hinter sich zugeschlossen hatte, um zu gehen und nie wieder zu kommen.

Nicht mehr zu kommen, wie — nun, wie „der strahlende, gottgeliebte Jüngling, der Aristide Vonlander nicht mehr ist". So oder ähnlich hatte es ja wohl in jenem Blatt aus Genf gestanden.

Die Möwen schrien im Sturm. Herr Vonlander fröstelte in seinem Pelz und ging auf der nachtverhüllten Straße, als ob es nicht Martha, seine Frau, nicht sein kleiner Sohn Eugen, seine siebenjährige Tochter Renée wären, zu denen er nun heimkam.

Der Sturm warf nasse Blätter auf seinen Mantel, seinen Hut. Und niemand würde es dem schwer und einsam Schreitenden in dieser Stunde angemerkt haben, daß dies der berühmte, ehrfurchtsvoll gefeierte Meister Aristide Vonlander war, dessen Namen die Welt kannte, der Frau, Kinder, Geschäfte, Feinde und Freunde in der Welt hatte, einen hohen Ruhm zu verwalten wußte und nicht der Mann war, sich von Ungemach klein kriegen zu lassen. Aristide Vonlander fühlte zum erstenmal in seinem Leben, das so lange voll Glanz und Helligkeit gewesen war, dies tiefe, mit Worten nicht wiederzugebende und überhaupt keinem Menschen verständlich zu machende Allein- und Einsamsein, das keinem in der ersten dunklen Stunde seines Altwerdens erspart bleibt. Er dachte, und es tröstete ihn kaum, daß nun Martha, seine Frau, auf ihn wartete. Und die siebenjährige Renée, deren Haar wie gesponnene Seide war. Und sein Knabe Eugen, der ihn mit seiner dünnen, klagenden, fragenden Vogelstimme beim Kommen begrüßen würde: „Wo ist Großpapa? Und warum ist er fort? Und wann kommt er wieder?"

Wann kommt er wieder . . .

Aristide ging schneller auf der Straße. Er stöhnte leise. Jener alte, achtzigjährige Mann, der die erste Nacht auf dem Friedhof von Clarens schlief, hatte die Jugend des andern, der sein Sohn war, unerbittlich mit sich hinuntergenommen in sein schweigendes Grabgewölbe. Alles, was Erinnerung, Jungsein, Kindsein hieß, hatte der Alte mit sich genommen. Herrn Aristide Vonlanders, des Vierzigjährigen, nie wiederkommende Jugend war es gewesen, die sie unter den Kränzen und Schleifen heute hinausgetragen hatten auf den Friedhof, über dessen Pforte geschrieben stand: „Sie ruhen hier von ihrer Arbeit aus, und ihre Werke folgen ihnen nach!"

Herr Vonlander stieg langsam die Treppe seines Hauses hinan. Auf dem teppichbelegten, halberleuchteten Flur drängten sich zwei Kinderköpfe an seine Hände. Ohne Acht zu haben, ohne ein Wort sagen zu können, strich er über die lockigen Scheitel. Gleich darauf zog Aristide Vonlander die Tür des Arbeitszimmers hinter sich zu.

Im Mantel saß er vor dem Schreibtisch, auf dessen Platte eine alte japanische Lackkassette stand. Herr Aristide Vonlander drehte gedankenlos den Schlüssel in dem kleinen Schloß um.

Briefe fielen heraus, einzelne und in kleine Bündel zusammengebundene. Welke Blätter, trockene Blumen. Winzige Lackfiguren eines exotischen Spiels lagen in einem Fach der Kassette. Vonlander strich mit leisen Fingern über einen kleinen goldenen Buddha, den sein Vater einst von einer Ostasienreise mitgebracht und wie ein Amulett hier verwahrt hatte.

Aus einem verblichenen Seidenband fielen gelbe, stockfleckig gewordene Papierblättchen. Es waren Briefe. Verse, mit verblaßter Tinte zärtlich gemalt, und auf abgerissenen Zetteln in Eile und abgestohlenen Minuten hingeschriebene Zeilen an eine geliebte Frau. Es war die Handschrift von Aristides Vater, den man heute an der Seite derjenigen begraben hatte, deren Namen alle diese kleinen, längst verglühten und ausgeblaßten Sätzchen trugen.

Aristide Vonlander hielt die Liebesbriefe von zwei Toten in seinen Händen, die sein Vater und seine Mutter gewesen waren.

„Ewig . . ." Mit lichtgewordener Tinte stand das Wort auf dem Papier eines liebenden, geliebten Jünglings. „Immer, immerdar . . ." klang es ihm zurück von einem Billett, dessen Goldschnitt braun geworden war. Und zwischen den schwärmenden Zeilen, den Versen, den trockenen Blumen und Seidenbändchen, dem Flitter eines gespenstischen Glücks stand ein Name. Herr Aristide Vonlander strich das Papier mit zitternden Händen glatt und legte es sorgfältig in den runden, hellen Lichtkreis der Lampe.

„Und wenn," schrieb da ein junger Ehemann auf einem abgerissenen Zettel seiner geliebten Frau in die Wochenstube hinüber, „wenn es ein Knabe sein soll, so möchten wir ihn, so Gott will, Aristide heißen!"

Herr Aristide Vonlander, dessen Haar an den Schläfen grau zu werden anfing, dessen Name die Welt kannte, und dessen Künstlerruhm so hoch gestiegen war, daß er sich nun bald, vielleicht, abwärts zu neigen begann — — Aristide hielt das zerbrochene und gelb gewordene Papier stumm in seinen Händen und sah lange in den reglos glimmenden Glühfaden der Lampe. Er merkte nicht, daß die Tür aufging und zwei kindliche, stumm ineinander verschlungene Schatten über den Teppich zu ihm hinüberhuschten. Er sah die siebenjährige Renée nicht, deren Haar so licht wie gesponnene Seide und deren Augen so klug und ernst wie die seiner mütterlichen Frau waren. Und er sah nicht den dunklen, kindhaft grübelnden Blick der schwarzen Augen seines Knaben Eugen.

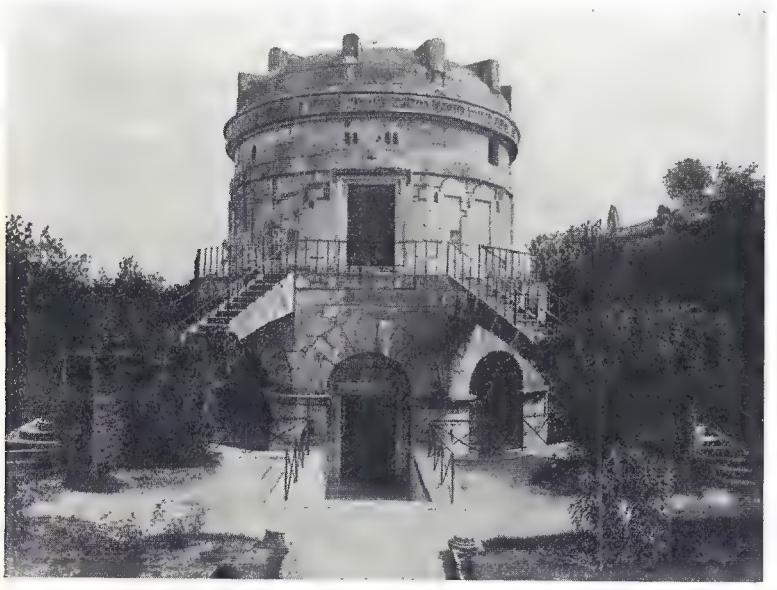
Sie hielten den Atem an und standen lange, Hand in Hand, ohne sich zu regen, bei dem Vater. Er sah sie nicht, und hörte es nicht, als die Tür hinter den beiden wieder zugefallen war. „So Gott will, soll er Aristide heißen ..." stand auf dem gelben Blättchen.

Eugen und Renée aber standen wie zwei betrübte Schildwachen vor der Tür ihres Vaters. Sie sahen sich an, beide, und langsam füllten sich ihre blanken, unschuldigen Kinderaugen mit Tränen.

„Papa weint", sagten sie leise.

Abrahams Grab in Bethlehem

Die Ruheſtätte des chineſiſchen Religionslehrers und Philoſophen Konfucius



Grabmal Theodorichs des Großen zu Ravenna, das er ſich ſelbſt errichten ließ

Das Dante-Mauſoleum in Ravenna

Grabdenkmäler berühmter

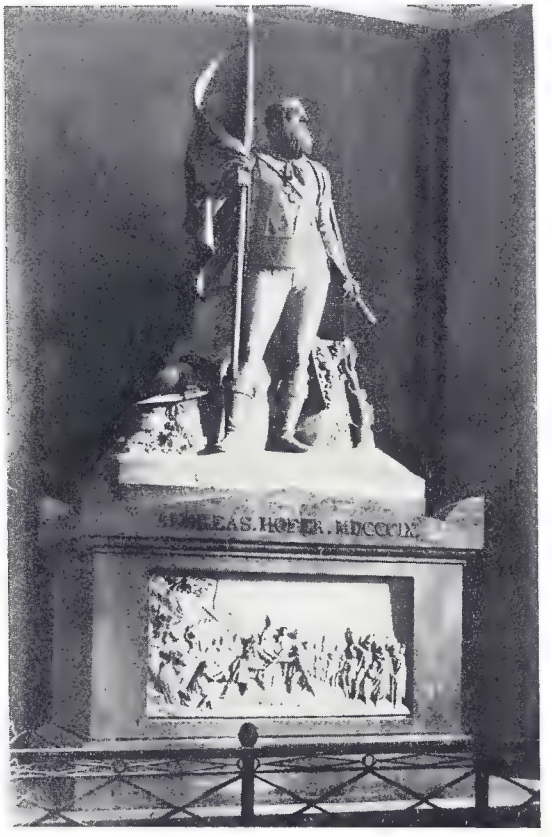
Rudolf v. Habsburgs Grabdenkmal im Dom zu Speyer

Grabmal des Columbus zu Sevilla

Der Grabpalast des Kaisers Akbar II., des größten Herrschers von Indien, in Sikandra

Männer und Frauen

Das Grab der Julia in Verona



Andreas Hofers Grabstätte in der Hofkirche zu Innsbruck

Der Tadsch-Mahal, die Grabanlage der indischen Kaiserin Mumtaz Mahal bei Agra

Ein Blick ins Dunkle / Von F. Kappler

Beklemmend legte sich uns die eintönige Untätigkeit der Winternachmittage und -abende auf Nerven und Gemüt. Schweigen hing über unserer Kammstellung in den Karpathen. Auch der Muschik hatte sich zutiefst in den Erdenschoß vergraben; reihenweise kamen Tage, schwanden Tage, an denen hüben und drüben kein Schuß aus einem Gewehr sprang. In unserem Stabsunterstand war die Stimmung unfroh geworden. Bis unser Verbindungsoffizier, ein lebensprühender Wiener, mit dem Vorschlag hervortrat, die Abende nach dem Vorbild Scheherezadens durch Erzählung eigener Erlebnisse zu kürzen. So kam es in der Folge zu einem wahren Wettbewerb im Erzählen, wobei der einzelne nicht selten auf das unerforschliche Gebiet des Geheimnisvollen hinüberwechselte.

An einem eisigen Abend verströmte unser Wärmespender seine behagliche Gabe besonders freigebig in alle Winkel, und Rauchschwaden aus sechs kurzen Pfeifen legten bläuliche Nebel um die mattglimmende Glühbirne über unserem rohgezimmerten Tisch. Eine Liebesgabenkiste hatte die Bereitung würzigen Glühweins gestattet. Mit knurrigem Prost eröffnete der Kommandeur, sonst eine Moltkenatur, die Sitzung und nahm als erster das Wort.

„Es ist lange her, was ich heute zum besten geben will. Als fröhlicher Leutnant hatte ich einmal den Vorzug, die Manöverquartiere des Bataillons bereiten zu dürfen, das einen Rasttag lang in einem wohlhabenden Dorfe mit Marktgepräge unterkommen sollte. Ich hatte eben meine Aufgabe beim Einrücken der Truppe erledigt und dann meine Stube aufgesucht; da klopfte der mir beigegebene Gefreite bei mir an.

‚Nun weiß ich nicht, woran ich bin', hub er erregt an. ‚Ich habe den Herrn Stabsarzt auftragsgemäß in sein Quartier geführt, aber beim Betreten des ihm bestimmten Zimmers fing er an, mir einen Krach zu schlagen. Er behauptet nicht weniger, als daß in dem für ihn vorgesehenen Bett eine Tote liege. Überflüssig, zu sagen, daß das Bett leer war!'

Der praktische Arzt Dr. Martius, für die Herbstübungen bei uns einberufen, hatte sich bislang als ein zwar reichlich nervöser, aber doch angenehmer Mann und fürsorglicher Truppenarzt erwiesen. Ich hatte ihm ein hübsches Zimmer im alten Schlosse am Ortsausgang ausgesucht. In dem sonst unbewohnten Bau war dem Forstmeister eine Dienstwohnung angewiesen, in der unser Stabsarzt Herberge finden sollte. Der umgängliche Weidmann war mir abends vorher beim Bier rasch näher gekommen; ich durfte bestimmt mit sofortiger Verständigung rechnen, wenn über Nacht ein Todesfall in seiner Familie eingetreten wäre.

Nach einigen begütigenden Worten an meinen Gefreiten nahm ich die Mütze zur Hand, um den Doktor ungesäumt aufzusuchen. Da trat er auch schon bei mir ein. Ich kann nicht sagen, daß er mir besonders aufgeregt erschienen wäre; aber eine gründliche Verärgerung stand auf seinen Zügen. ‚Was sind das für Geschichten,' stieß er barsch heraus, ‚mich in ein Quartier zu schicken, wo eine Verstorbene liegt? Wenn das etwa ein guter Witz sein soll, so muß ich mir dergleichen energisch verbitten!'

Ich zwang mich zur Beherrschung. ‚Verehrter Herr Stabsarzt, ich stehe vor einem Rätsel. Gestern war die Ihnen zugedachte Stube unbelegt; davon habe ich mich persönlich überzeugt, und wenn seitdem unerwartet jemand verstorben sein sollte, so erscheint es mir unwahrscheinlich, daß der Forstmeister die Tote gerade in das dem Bataillon überlassene Zimmer gebracht hat.'

‚Und doch ist es nicht anders', brauste er auf. ‚Im Bett liegt ein junges Frauenzimmer, und vor der Türe zum Nebengelaß ist bereits der Sarg bereitgestellt. Eine gelbe Truhe mit weißem Beschläge.'

Was sollte ich dazu sagen?

‚Ihre Entrüstung ist mir verständlich,' war ich ihn zu beruhigen bemüht, ‚und Sie werden mir glauben, daß ich von all dem keine Ahnung hatte. Indessen ist da leicht abzuhelfen, denn ich habe noch eine gute Unterkunft zur Verfügung, ein behagliches Zimmer beim Kaufmann gleich neben dem Gasthause. Dort wird es Ihnen gefallen. Kommen Sie mit, ich geleite Sie selbst dahin.'"

Im Graben vorne schrie ein Gewehrschuß durch die mitternächtige Stille. Für einige Minuten nahm dieser Zwischenfall unsere Aufmerksamkeit in Anspruch. Dann fuhr der Major fort:

„Um für eine Zurredestellung durch den Kommandeur gewappnet zu sein, lief ich, nachdem Martius zufriedengestellt war, eiligst zum Schlosse hinaus. Der Forstmeister war von seiner Frau, einer Zeugin des Auftritts zwischen dem Doktor und dem Gefreiten, bereits über den eigenartigen Fall unterrichtet. Mit fliegenden Worten wiederholte ich, was ich von dem Arzt selbst gehört hatte.

‚Das ist eine ganz seltsame Sache, Herr Leutnant', kam es etwas verlegen von seinen Lippen, während er mich in sein Arbeitszimmer drängte. ‚Daß heute da droben keine Tote liegt, versteht sich natürlich von selbst. Und doch hat die Sache etwas Sonderbares. In jenem Zimmer ist vor rund sechs Monaten meine Nichte Grete, ein bildhübsches Mädchen von nur zweiundzwanzig Jahren, das zur Erholung von einer überstandenen Lungenentzündung auf Besuch bei uns weilte, ganz plötzlich verstorben.'

‚So hätte der Doktor einen Blick hinter den dunklen Vorhang der Vergangenheit getan?' erstaunte ich.

‚Was kann man sagen?' Der knorrige Grünrock strich nachdenklich seinen angrauenden Vollbart. ‚Immerhin will es mich bedünken, daß dieser Mann mit einer ungewöhnlichen Gabe ausgestattet ist. Denn auch mit seinen Angaben über den Sarg des Kindes hat er ins Schwarze getroffen. Wir stellten das traurige Möbel bis zur Umbettung Gretes einstweilen vor die Türe zum Nebengemach, weil es dort am wenigsten störte.'"

Der Erzähler tat seinen Zuhörern mit einem langen Zug aus dem frisch gefüllten Glase Bescheid.

„Nach dem gemeinsamen Mittagessen der Offiziere machte ich mich an Martius heran, um ihm zu berichten, daß im Schlosse alles am Leben und gesund und munter sei. Den Todesfall von diesem Frühjahr behielt ich zunächst für mich.

‚Lassen Sie es gut sein', wehrte er ab. ‚Der Fall ist ja erledigt; aber was meine eigenen Augen gesehen haben, das kann kein Mensch wegdisputieren.' Und mit der Rechten über die Stirne streichend, setzte er mit gesenkter Stimme hinzu: ‚Es ist das nicht das erstemal, daß ich Dinge gesehen habe, von denen andere nichts wahrgenommen haben wollen.'

Ich brannte darauf, etwas Näheres über seine geheimnisvollen Gesichte zu erfahren, allein er unterband weitere Fragen, indem er mir die Hand reichte und sich eilig entfernte. Der Kommandeur und die Kameraden hatten von dem Zwischenfall nichts erfahren. Meinen Gefreiten Hieronymus hatte ich zu strengstem Stillschweigen verpflichtet.

Der hellsichtige Arzt hat meinen Weg nie wieder gekreuzt. Viele Jahre nach diesem mysteriösen Erlebnis las ich seinen Namen im Offiziersblatt. Er war in einer Irrenanstalt verstorben."

Schwarzwald-Frauen

1. Junge Elztälerin im Sonntagsstaat

Bis zum heutigen Tage blieb der Schwarzwald eines der wenigen deutschen Gebiete, darin noch an alter Volkstracht festgehalten wird. Zu Festeszeiten kann man die Dorf- und Waldbewohner von den entlegensten Einödshöfen im schönsten Trachtenputz zur Kirche herniedersteigen sehen und dabei entzückend malerische Bilder bunter Volkstümlichkeit bewundern.

Da kommt noch die Männertracht zum Vorschein mit der roten Weste und dem langen Rock, unter dessen flatternden Schößen farbiges Futter aufleuchtet; da wandeln Frauen und Mädchen vom Schapbachtal (Abb. 2) in ihrem heiteren Gewand mit dem schimmernden Brusttuch, aus dessen gleißendem Flimmer die Sonne Strahlen lockt, als wäre es von Diamant; recht eigenartig nehmen sich die dottergelben Zylinderhüte der Elztälerinnen (Abb. 1) aus, die mit breitem Band unter dem Kinn festgebunden sind. Zwei glatte Zöpfe, noch um ein Beträchtliches verlängert durch eingeflochtene Bänder, fallen über das Mieder und den bauschigen Faltenrock.

2. Frau aus Schapbach im Kinzigtal

Am lieblichsten aber wirken die Gutacherinnen (Abb. 3) in ihrer stillen, dunklen Kleidung und den großen Schwinghüten mit den „Bollen" aus Wolle darauf, die bei den Mädchen rot, bei den Frauen schwarz sind. Unter dem Hut wird die „Gutacher Haube" getragen. Zu buntgesticktem Mieder mit karminrotem Goller kommt ein schwarzer Beiderwandrock, und über die sorgfältig fein genähten Hemdärmel eine kurze schwarze Jacke. Eine ganz besondere Anmut liegt über dieser Tracht, und man könnte sich nicht denken, daß eine solche Schwarzwaldfrau in hohen Stöckelschuhen dahertrippelte oder sich einem der modernen „kniefreien" Tänze hingeben würde, wie das heutigentags leider schon von so vielen Landbewohnerinnen getan wird. Nein, mit der alten Tracht hat sich im Schwarzwald auch alte gute Sitte erhalten, und seine Frauen sind die Hüterinnen ehrbarer Zucht und Wohlanständigkeit.

3. Die malerische Tracht der Gutacherin

Würde doch überall in deutschen Landen noch so treu am Alten festgehalten! Vor allem auch das junge Landvolk soll seine Ehre dareinsetzen, die bodenständige Tracht weiterhin zu tragen und zu pflegen; denn sie ist ihr ausschließliches Gemeingut. Städter haben von jeher ihre Stadtmode gehabt, und wenn in den letzten Jahren unter ihnen die Marotte aufkam, daß junge Dämchen und Herren sich als „Dirndl" und „Geißbub" kleiden, so kann sich daraus nie etwas Gescheites entwickeln, weil das nichts Angestammtes, Ererbtes ist wie die schöne alte Bauerntracht, sondern nur Maskerade.

Der Goldadler

Aus dem Leben eines Wilderers / Von Franz Friedrich Oberhauser

Fortsetzung

Der Wilderer hatte sich nicht lange besonnen; bis die Jäger kamen, konnte der scharfe Hackenschnabel des Adlers dem Kind ein Leid getan haben. Der geschossene Bock war sicher versteckt. Von den Jagdburschen wagte es bald nicht einer, zum Horst hinabzuklettern. Konrad, der Alte, hatte wohl einen sicheren Schuß, aber keine geschmeidigen Glieder mehr. Gehört ein starker, flinker Fuß dazu und wenig verbrauchte Kräfte und geschulte Muskeln, ein flinkes Auge und ein tapferes Herz. Hat er alles und noch mehr: einen bewunderten Ruf.

Und er sprang auf und rannte der Stelle zu. Er schätzte die Jäger noch viel weiter unten; bis die heraufgekommen waren, konnte er das Kind gerettet haben.

Der Gamsteufel hatte sich das erstemal in seinem Leben verrechnet. Er hatte die Distanz unterschätzt; er hatte die Füße des alten Försters unterschätzt; sie waren heute flinker, als er angenommen. Und er hatte übersehen, daß ihm das Holen des Seiles zum Verräter werden konnte. Zwei Leben standen auf dem Spiel: seine Freiheit, die gleich war mit seinem ganzen Leben, und das bedrohte junge Leben des Kindes. Welches war das wertvollere? Seine Freiheit konnte er — wenn es schon verdammt zugehen sollte — wieder erlangen, aber das Kind? Das Kind!

Und in seinen Händen bebte das Verlangen, einen Kampf auszufechten und den Jägern zu zeigen, daß er sich nicht vor den Teufeln fürchtete. Wird gut sein, die Lehre; wird ihm neuen Respekt verschaffen! Das Kind, das Kind!!

Niemals erhob sich in ihm mit einer solchen Wucht das Bewußtsein der Kraft als diesmal, als es um das Leben eines Kindes ging. Vielleicht war es das Gefühl eines Kampfes, der um ein unvergleichlich reines Ziel ging, der mit seinen sonstigen Freveleien nichts zu schaffen hatte, ein Kampf um etwas von Gott Geschenktes. Oder war es das Bewußtsein des sicheren Sieges? Denn immer hatte der Bertl den Sieg davongetragen, wenn auch wegen eines verbotenen und strafbaren Zweckes, wegen sträflicher Begierden, wegen Diebstahl, wegen Wildraub, wegen sündhaften Hochmutes; aber er war doch jung, und eine Beute des Lebens sieghaft zu erringen, schien ihm groß.

Der Bertl denkt darüber nicht nach; er wirft alle Bedenken rasch von sich ab, wie ein Bär die Wassertropfen nach einem Bad. Er hat auch keine Zeit, darüber nachzudenken; er streift die weißwollenen Ärmel der Joppe hinab bis zu den Fingern: könnte ein Schutz sein. Er reißt den scharfen, gebogenen Dolch von der Erde auf und hält ihn mit den blinkenden Zähnen fest, die wie Kieselsteine die Nüsse aufbeißen. Er zieht den Leibriemen um einige Löcher fester und setzt sich den kleinen Filzhut tiefer in die dunkelbraune Stirne, daß die Spielhahnfedern im Winde lärmen. Er prüft die Kraft seines starken Armes an einem Ast, der ihm im Wege ist — der liebe Gott wird ihm beistehen. Wenn er die Schnabelschere des Vogels so zerbricht wie diesen harzenen Ast, dann wird das Schauspiel bald zu Ende sein.

Und er beißt die Zähne fester zusammen, und seine tapferen Hände erfangen das Seil, und seine flinken, sehnigen Füße halten sich an den Felsen fest, und rasch und ruckweise dringt er in die Tiefe, dem Feind entgegen, der ihn schon entdeckt hat und zürnend erwartet.

Wie eine Natter schwang sich der Bertl über die steinernen Stufen und Runzeln und jagt auf den Adler los. Vorne lauert der Abgrund.

Der Vogel schlägt die Flügel meterweit auseinander, daß es wie Sturmwind rauscht. Seine Krallen fahren blitzschnell wie Harpunen in den Horstrand. Der wundervolle Kopf mit dem goldgelben Gefieder springt steil in die Höhe und dringt abwehrend weit vor; aus den goldbraunen Augen flattert ein wütender Blick. Die Schnabelscheren öffnen sich, und im nächsten Augenblick saust dieser Kopf wie ein Hammer mit Wucht auf den Feind los, und der spitze Schnabel sitzt in der linken Schulter des Mannes, daß sich das weißwollene Hemd zinnoberrot färbt. Mit einem sicheren Griff hat Bertl diesen stählernen Hals gefaßt. Er muß seine ganze Kraft zusammennehmen, damit er ihm nicht entkommt. Ein grellstimmiger Choral erschüttert die Luft. Der Adler führt mit der linken Kralle einen bösen Hieb auf das Gesicht des Angreifers, so sehr, daß Bertl den Hals wieder freigeben muß.

Es ist ein furchtbarer Kampf. Die Haut hängt dem Bertl in Fetzen vom Körper, und nur durch einen Zufall gelingt es ihm, einem Schnabelhieb auszuweichen, der nach seinen Augen zielte, er gleitet aus und fährt krachend in das Wangenbein. Mit zusammengebissenen Zähnen, den Schmerz nicht fühlend und immer wieder aufs neue ansetzend, dringt der Bertl auf den Adler ein.

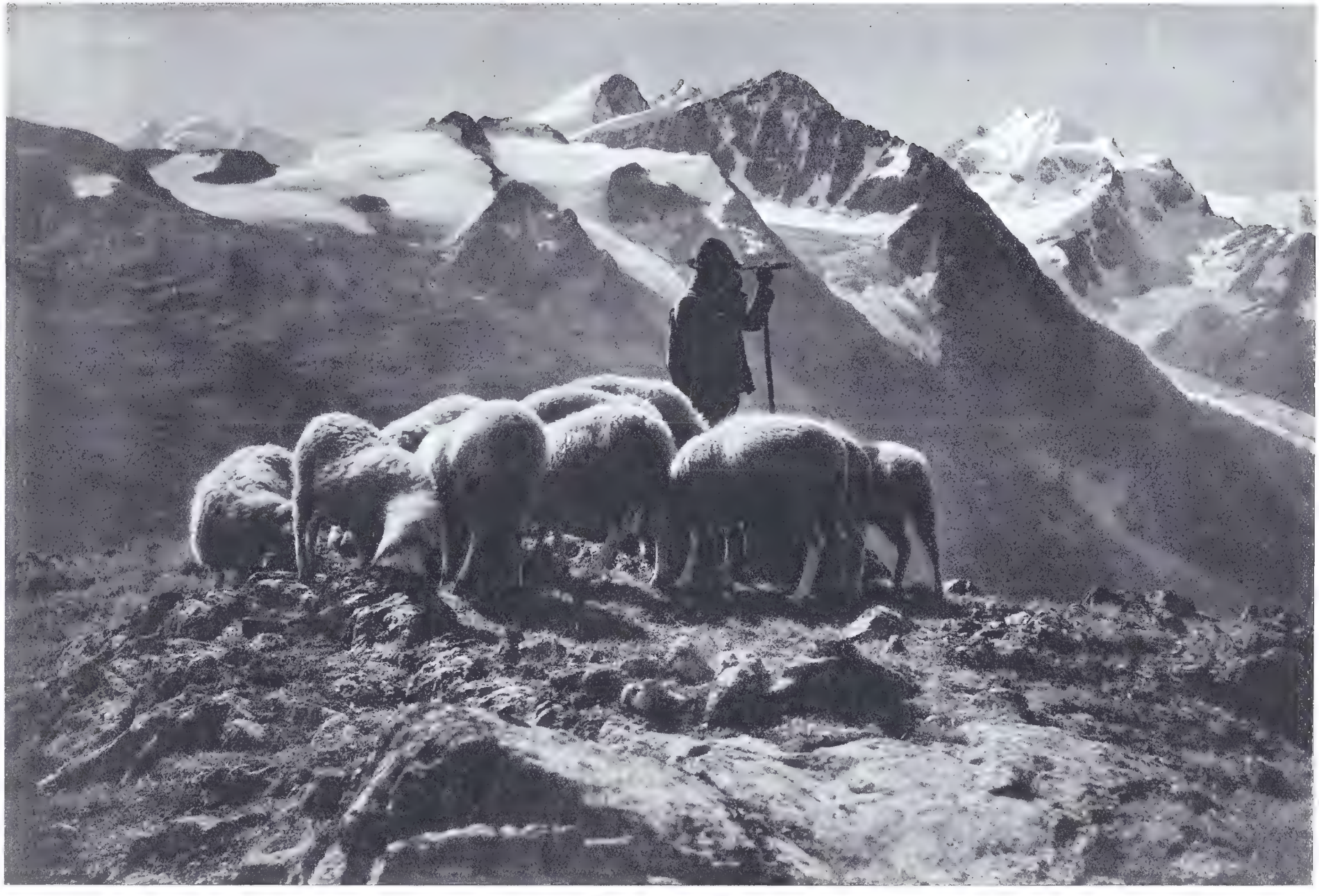
Mit einem blitzschnellen Dolchhieb hat er die linke Kralle des Räubers lahmgelegt; sie hängt kraftlos nieder, aber die Kräfte verdoppeln sich in der rechten, und nun helfen die breiten, mächtigen Flügel mit, deren Schlag schmerzhaft ist wie der Hieb eines Degens.

Immer wieder springt Bertl, am Seil hängend, von der Wand zurück, kommt im Schwung an dem Vogel vorbei; sie fechten beide mit unerbittlicher Wildheit; es hat den Anschein, als ginge es planlos in die Luft, aber Angriff und Abwehr sind wohldurchdacht; es gibt selten einen klügeren Kämpfer als den Adler. Wenn jetzt der Mann schwach wird, verspielt er seinen schönsten Kampf. Nun beginnen auch die Wunden zu brennen. Dazwischen sieht er immer wieder auf das Kind, das vor den jungen, aufgesperrten Schnäbeln liegt mit einem leisen Wimmern.

Bevor er nicht den Adler in den Händen hat, wird es ihm niemals gelingen, das Kind aus dem Horst zu holen. Sollte der zweite Adler heimkehren, ist er verloren, rettungslos. So wild und alle Gefahren mißachtend, so heldenhaft kann kaum eine Mutter ein Kind verteidigen. Das reizt den Bertl nur noch mehr; er muß ganz klar bei Gedanken bleiben, er darf an nichts anderes denken. Unter ihm ist der Abgrund, der schon voll Dunkelheit liegt. Vor ihm und zu beiden Seiten und über ihm schäumt die Abendsonne und fließt wie blendendes Kupfer über die Welt. Die Wurzeln halten fest, aber die Kräfte können nachlassen.

Wie der Räuber nach seinem Herzen schielt! Mit unheimlicher Gewißheit weiß er es in der Brust versteckt. Wie er nach seinen Augen zielt! Es muß ihm gelingen, den Hals zu packen oder die Fänge zu verderben — auch den rechten Fuß noch. Als wäre der Vogel mit dem Felsennest, mit dem Gestein, mit der Erde eins geworden, als müßte Bertl jede Faser seines Fleisches mit übermenschlicher Gewalt loshauen.

Eine Handvoll von dem prachtvollen Gefieder schneit über den beiden Kämpfern auf. Stumm, ohne Laut verteidigt sich der Adler und schützt seine Beute. Es ist nichts Gemeines, nichts Falsches, Hinterlistiges, Heim-



Schafhirte im Oberengadin

Phot. Albert Steiner

tückisches dabei. Eine große Ehrlichkeit, ein freier, zu bewundernder Blick. Mit fast menschlicher Klugheit führt der Adler seine Pläne durch.

Aber die starken Arme des Mannes mit den stählernen Muskeln, die scharfen Augen mit dem wasserhellen Blick halten aus.

Eine halbe Stunde ist vorbei, und Bertl hängt schon ein wenig ermattet am Seil, mit den Füßen einen Halt findend, und er beobachtet den Adler, dessen linke Kralle zuckt und dessen Gefieder sich sträubt und dessen Flügel sich heben und senken und fast das kleine Kind erdrücken, das vor den lärmenden Schnäbeln der Jungen liegt.

Die Wunden am Körper Bertls schmerzen jetzt wie toll; ein Zittern fliegt über den Leib des Kämpfers, aber noch ist sein Auge klar, und noch fließt die Kraft durch die Adern und füllt die Muskeln.

Nichts sieht er mehr ringsum als den Feind; er muß ihn erobern, ehe es Nacht wird. Die Schatten steigen schon aus den Tälern.

Jetzt lärmen die jungen Vögel mit wildem Gepfiff und Geschrei los, und das Kind erhebt seine Stimme, daß man es weithin hören kann. Da wendet sich der Adler besorgt für eine Sekunde um, und in dieser einen Sekunde schwingt sich Bertl wie ein Pfeil auf das Tier los, und sein scharfer Dolch greift nach dem Hals des Vogels, aber das Messer gleitet an dem Gefieder aus und fährt den Körper entlang und bleibt an der zweiten Kralle hängen und schneidet sie durch, daß sie umfällt wie eine Ähre, die der Schnitter getroffen hat. Und der Schnabel des Vogels hämmert jetzt wild in der Luft umher, und ein einzelner, ganz seltsamer Laut dringt aus der Kehle, und die Flügel arbeiten ohne Unterlaß; denn der Adler hat den Boden verloren. Er schwingt sich auf und weiß, er darf den Boden nicht mehr erreichen; seine Kräfte scheinen zu wachsen; der Schnabel trifft mit solch jäher Wucht das Gestein, daß es den ganzen starken Körper zurückwirft. Bertl hat den Weg frei; er greift nach dem Kinde, und von einem neuen Schnabelhieb getroffen, reißt er es wild an sich und hebt die Rechte mit dem Messer, mühsam sich verteidigend, und den Sieg aufzugeben gewillt, führt er einen Fächer von Abwehrhieben nach dem rastlos vorspringenden Hals mit dem hämmernden Kopf.

Der Adler weiß, man hat ihm die Beute genommen. Blind geworden in Wut, verläßt er den planvollen Angriff und fährt auf den Angreifer los. Abermals trifft Bertl ein seltsamer, unvergeßlicher Schrei, dann hebt sich der königliche Körper höher über den Rand und schwingt sich weit hinaus und kehrt zurück, und wenn er so den Feind trifft, ist er durch den Anprall verloren.

Bertl duckt sich, seine freie Hand fährt nach vorne; in rasender Schnelligkeit reißt er das Messer durch die Luft. Da fühlt er sich gehoben; der Boden schwankt unter den Füßen, die Felswand entgleitet ihm, das Seil wird emporgezogen, und in der Luft hängend, das Kind fest unter dem linken Arm, wehrt er sich vor dem Verfolger, der unablässig immer wieder hinausfliegt und zurückkehrt.

Flammendes rotes Licht stürzt blutrot über die Felsen, mengt sich mit den Schleiern der Dämmerung; die Schatten füllen die Abgründe und schwellen über die Grate. Im letzten Lichtstrom, schon auf der Kanzel stehend, indessen man ihm das Kind aus den Armen gerissen hatte, kehrt der Adler noch einmal zurück, aber nun hat der Bertl beide Hände frei, und ehe man es fassen konnte, liegt der flügelschlagende Vogel am Boden; ein scharfer, lauter, dünner Krach, und mit gebrochenem Hals und zuckenden Flügeln neigt sich zusammenfallend der Goldadler vor dem Sieger. Ganz nahe sind beide Antlitze, und Bertl sieht noch in diese königliche Art der brechenden Augen, die sich vom Feinde nicht wenden, groß noch im Tode.

Das Blut rinnt in dünnen Bächlein über die Arme und die Hände, über die Wangen, unter das Kinn, den Hals entlang, auf die heftig bewegte Brust. Das weiße Tuch des Kindes ist rot von der edelsten Farbe, und das Gesichtlein des Kindes brennt wie eine Mohnblume.

Jetzt sieht er die Jäger in der Dämmerung stehen, und der alte Förster tritt auf ihn zu.

„Bertl," sagt er und faßt nach den vom Blut klebrigen Händen des Wilderers und drückt sie fest wie in einem heimlichen Bündnis, „hab dich bewundert. Hätt alles gegeben, das zu sehen, und trotzdem — wär' es mir lieber gewesen, ich hätt' es nicht gesehen."

Bertl hat sich rasch erholt, und er lacht, daß die weißen Zähne aufblinken. Er wischt sich die Stirne rein. Noch nie haben seine Augen so geleuchtet, noch nie hat sein Herz so hoch geschlagen als nach diesem Siege.

„Was meinst?" fordert er den Förster auf. „Red', Förster!" Und er fängt an, das Gesichtlein des Kindes reinzuwischen, sorgsam, aber mit etwas bebenden Fingern.

Der Förster schweigt und blickt zur Seite. Und jetzt sieht Bertl den Gamsbock auf dem Boden liegen. Er wird blaß, und die Schmerzen, die der Adler in seinen Körper geschlagen, vergißt er.

„Haben dich beobachtet, Bertl."

Der Wilderer lacht spöttisch auf.

„Verspielt!" sagt er mit einer wundgeschreckten Stimme. „Gewonnen und verspielt!" murmelt er und sucht nach einem Ausweg; er wird den Förster mit den drei schäbigen Buben über den Haufen rennen; aber da sieht er die anderen Männer dahinter stehen; eine ganze Legion scheint es ihm, und er sieht Büchsenläufe, die ihn androhen und nur auf eine Bewegung zur Flucht warten. Das Kind, das Kind ist schuld daran. Aber er ist weit davon entfernt, um Nachsicht zu bitten.

„Sieht euch ähnlich!" knurrt er, und wieder steht das spöttische Lachen im Gesicht. „Angsthasen, mir nach einem Kampf mit dem Adler aufzulauern! Gerechtigkeit, han? Hättet gerade so weit hinunter gehabt als ich! Aber solche Leut'!" Und verächtlich wendet er sich ab. Er hatte verspielt. Sie hatten ihn erwischt: nicht beim Wildern; nur die Beute haben sie gefunden und seinen Rucksack.

„Es tut mir leid, Bertl; weiß Gott, steh' näher an deiner Seite als an irgendeiner anderen! Verdammt auch, so ein braver Bursch wie du, Bertl!"

„Red' net soviel, Förster; ist deine Pflicht! Wird schon alles andere der grüne Janker am Gericht b'sorgen. Der Bankert ist schuld daran, daß ihr mich erwischt habt. Ah was, nicht das Kind, bin selber schuld! Könnt' leicht protzen, Förster, he?"

„Werd' nicht protzen, Bertl, werd' für dich einstehen. Aber nun komm!"

Wortlos schritten die Männer mit dem Gefangenen dem Tale zu. So oft auch der Förster zu reden begonnen hatte, bekam er nie eine Antwort vom Bertl. Der ging mürrisch und mit finsteren Augen neben den Jägern her. Der tote Adler hing über seinen Rucksack gebunden, und es war ihm, als wäre er jetzt selber der tote Adler, dem man die Schwingen lahmgelegt, dem man die Freiheit genommen hatte, nur mit dem einen Unterschied, daß man es ohne Kampf zustande gebracht hatte.

Wie ein Lauffeuer wird sich diese Nachricht bald verbreitet haben, und ringsum wird man es wissen: der Bertl ist erwischt worden und sitzt im Gefängnis. Dann ist es aus mit der Freiheit. Er hatte alles verloren. Alles.

(Fortsetzung folgt.)

Herbsttage im Engadin

Von C. Merlin

An der Tränke hoch oben in den Bergen

Die Herbsttage sind zwar die allerschönsten im Hochgebirge; aber sie liegen in der Mitte zwischen der großen Reise- und der mondänen Wintersaison des Engadins. Und so habe ich auf der Wanderung über die Fuorcla Surlej richtig nicht einen einzigen Menschen getroffen. Nicht die Rucksack- und Coocktouristen, die nach ihren Vierwochenferien nun längst wieder von den Städten verschlungen sind. Keine Wandervögel mit der Laute und keine britischen Lords mit Golfstöcken oder Tennisschläger in der Hand. Sie alle sind inzwischen wieder fort.

Allein! Einsamkeit und solche Stille, zweitausendsiebenhundert Meter über den Hotelpalästen von St. Moritz und Pontresina, daß man es wie den Atem der Gottheit zu fühlen vermeint, wenn der Morgenwind und Abendwind leise rauschend durch die zum schwarzgrünen Silser See hinuntersteigenden Lärchenwälder geht.

Und die ewigen Berge glühen und prangen im Mittagslicht, im Abendrot. Die späten wilden Bienen summen wie fernes Glockenläuten aus den Taldörfern, um die letzten noch blühenden Alpenrosensträucher, die hellrot brennen hoch oben an den Rändern des Firns. Von der Fuorcla sieht man hinüber zum Schafberg ob Pontresina. Und so klar ist die mild durchsonnte Luft, daß man in den Matten drüben, zwischen weidenden Schafen, die aus Steinblöcken gefügte Hütte sehen kann, in der genau vor achtundzwanzig Jahren ein Großer dieser Erde starb: Giovanni Segantini, der Maler des Engadins. Das unvollendete Bild, auf dem sein brechendes Auge in der Todesstunde haftete, hängt heute unten im Segantinimuseum von St. Moritz. Es ist sein Tryptichon vom „Werden, Sein, Vergehen" — die Berge, die Wolken, die Menschen, die ungeheure, herzerschütternde Einsamkeit des Engadins. Nicht des heutigen, in dem es Golfwiesen, Tennisplätze, Palasthotels, die Riesenautobusse und die

Schafherde am Fuße des Piz Bernina

Fünfuhrtänze im Angesicht der zum Himmel aufgetürmten Eisberge gibt. Das Engadin, das der unsterbliche Giovanni malte, war damals noch, was es heute vielleicht nur mehr in den paar Wochen der „toten Saison" ist: Landschaft aus Gottes Schöpferhänden, aufgebaut am Rand der Ewigkeit. Wortkarge, dem Fels ihr armes Leben abringende Bergbauern wohnten hier, der Senne, der Schafjunge. Und nicht allzu oft geschah es, daß übers Meer ein spleeniger Amerikaner oder Engländer kam, um sich von den Pontresiner Bergführern den Monte Bianco, die La Margna, den Piz Palü hinauferpedieren zu lassen.

Heute probieren das schon die britischen Damen. Nicht gerade in Stöckelschuhen, aber überall in den Gletschern gibt es schon Schutzhütten, wenn nicht Hotels. Ins Eis des Morteratschfirns ist ein richtiger Promenadeweg geschlagen. Und wo es einst dem einsam seine Berge malenden Giovanni Segantini den Atem verschlug, klimmen in der Saison die von Coock zusammengestellten Reisegesellschaften mit dem Führer empor, um zum silbernen Traum der Bernina „charming!" zu sagen . . .

Eingang zum Friedhof in Maloja, wo der Maler des Engadins, Giovanni Segantini, begraben liegt

Jetzt, in diesen still besonnten, wehmutklaren Herbsttagen atmet wieder die wäldergrüne, schneegleißende und abendrote Einsamkeit in Gottes Bergen. Die Alpendohlen kreisen, der Bergfink ruft in den Fichten. Die Herdenglocken läuten fern. Und grau wie die Steine, die seit Millionen Jahren um die Gletscher sich türmen, sind die Herden der grauen Schafe, die der Hund und der Schäfer bewachen . . .

Von der Fuorcla Surlej stieg ich hinunter ins schönste, nein, erhabenste Tal dieser Erde. Zweitausend Meter liegt es hoch zwischen dreitausend Meter ragenden Bergriesen. Ein schwarzgrünes Gewirr von Wacholder- und Almrosensträuchern gibt einen schmalen Weg frei. Wieder Schafe. Wollig grau aneinandergedrängt, weiden sie stumm im Heidelbeergestrüpp, im Almrasen, in dem sogar jetzt im September noch da und dort das frühlingsblaue Wunder des Enzians blüht. Phantastisch zacken sich die vom Neuschnee gebänderten Felsbastionen um das nach Süden jäh abstürzende Hochtal. Im sonnengewärmten Abendwind hört man wieder die Herdenglocken und, wie das Rauschen der Ewigkeit, den Wasserfall des aus den Felsen herunterstürzenden Inns. Weiß stäubt er oben in den Steinen. Tag und Nacht hast du sein dunkles Brausen, sanften Donner aus Gottes Himmeln, im Ohr!

Steine liegen, vor Jahrtausenden herabgestürzt, im harzduftenden Wacholdergebüsch. Und vom Hügel mit den sonnbeglitzerten Föhren steigt man in eine Wiesenmulde, die ein schneebeladener spitzer Felskegel beschützt. Die Schafherde weicht zur Seite, der Schäfer grüßt den Wanderer mit den weichklingenden Lauten seines Romantsch. Und nun eine niedrige graue Mauer aus Bruchsteinen: der Friedhof von Maloja.

Das Eisentürchen steht offen. Man sucht das Grab des unsterblichen Giovanni, aber man findet es zunächst nicht. Ein mit wilden Rosenbüschen, Alpenrosen und Föhrengeäst umwuchertes Geviert an der Mauer ist, kaum sichtbar, mit einer grob geschmiedeten, rostigen Kette umfaßt. Regellos blüht nie gejätetes Unkraut, mittendrin eine hohe, edelpatinierte Amphora mit einem täglich erneuerten Strauß blauer Bergglockenblumen.

Und in den Dornhecken der Wildrosen, die jetzt so spät im Jahr noch blühen, eine Tafel. Kein Marmor, nicht einmal Stein. Ein kunstloses, handgroßes Viereck aus Mörtel zwischen den Blöcken der Friedhofswand. Darauf mit blauer Farbe hingeschrieben: „Giovanni Segantini, 1858—1899."

Nachbarn des großen Toten sind Bartholmé Florin, Postkutscher aus Klosters. Und Mister Charles Turner, welcher achtundachtzigjährig starb, „at the Maloja, Palace-Hotel", wie ausdrücklich hinzugefügt ist.

Es muß schön sein, auf dem kleinen Bergfriedhof begraben zu liegen, auch wenn man nicht direkt vom Palace-Hotel hierhergekommen sein sollte. Hier ist die Welt noch, wie sie am Anbeginn der Zeiten gewesen sein mag und wie sie sein wird, wenn die Posaunen des letzten Tages von den Firnen herunter in Giovannis stilles Alpenrosental tönen und die Palasthotels dieser Erde donnernd zusammenstürzen werden. Rot und violett der Felsenkranz der Berge. Der silbern stürzende und donnernde Wasserfall. Starker, schwerer Harzduft der Wacholdersträucher; die Schafe weiden, der Schäfer träumt. Und unendlich strahlt Bläue des über die Schneefelder gebreiteten Himmels eines zweitausend Meter über der Welt erhabenen, von Gott und den Berghirten behüteten Alpentals.

Neues von der Technik / Von Karl Meitner

Alles, was die Technik in den letzten Jahrzehnten erzwungen und vollbracht hat, ist eine stete und unaufhörlich gesteigerte Entdeckung der Welt. Als Kolumbus mit der Fahne des Königs von Spanien in der Hand amerikanischen Boden betrat, rief er: „Ich habe gefunden!" Die Eisenbahnen, die Elektrizität, die gebändigten Flußläufe, die Kraft, Wärme und Bewegung über die Ebenen und Berge zu senden, — alles dies ist ein tausendmal wiederholtes Rufen der Technik: Ich habe gefunden!, das nicht minder wichtig und nicht minder umwälzend ist als der erste Schritt auf dem Boden einer neuen Welt. Wir fliegen, wir fahren unter Wasser, wir hören Radio: — in den letzten Jahren hat die Technik ganz außerordentliche Erfolge errungen. Besonders auf dem Gebiete der Industrie.

Die wichtigste Grundlage der industriellen Technik ist die billige Kraft. In allen Ländern ist man bestrebt, sie durch zentrale Großanlagen der Welt möglichst billig zur Verfügung zu stellen. Die immerhin bedeutende Ausbeutung der Wasserkräfte für elektrische Energie in Europa, z. B. das Walchenseewerk für die Elektrifizierung Bayerns, wird bei weitem von der Amerikas übertroffen, wo drei neue Turbinen am Niagara zur Aufstellung gelangten, die unter nur teilweiser Ausnützung des Niagarafalles der Industrie 560 000 Pferdekräfte zur Verfügung stellen. Ein solcher Maschinenriese wiegt 630 Tonnen. Im Gebiete des Tennessees wird gegenwärtig der Wilsondamm gebaut, der 612 000 Pferdekräfte liefern wird. Am Koloradofluß errichtet man beim Bau eines Wasserkraftwerkes eine Staumauer von 217 Meter Höhe. Ein einziges der vielen Elektrizitätswerke Neuyorks verfügt über fast eine Million Pferdekräfte. (Die deutsche Goldenbergzentrale verfügt über 400 000 Pferdekräfte.) Deutsche Ingenieure haben nachgewiesen, daß die Verfrachtung minderwertiger Kohle (Braunkohle) mit der Eisenbahn auf Strecken von mehr als 300 Kilometer unrentabel ist. Man nimmt deshalb die Verfrachtung „per Draht" vor, d. h. man baut am Fundort der Kohle Elektrizitätswerke.

Der Siegeszug der modernen Technik erstreckt sich nicht nur auf die Elektrizität. Auch bei der mit Dampf betriebenen Eisenbahn sind wichtige Neuerungen zu verzeichnen. Lomonosow hat in Deutschland eine elektrische Dieselmaschine herstellen lassen, bei der die aus Erdöl im Dieselmotor gewonnene Kraft in elektrische Energie verwandelt wird, die die Räder antreibt. Diese Neuerung hat den Vorteil, daß diese Lokomotiven Tausende von Kilometern durchlaufen können, ohne Wasser oder Betriebsstoff aufnehmen zu müssen. Die sog. Höchstdrucklokomotiven (60 bis 100 Atmosphären, während Normallokomotiven mit rund 15 Atmosphären betrieben werden!) ersparen bis 50 Prozent des Betriebsstoffes.

Gigantische Eisenbahnprojekte liegen der Technik vor. England will Kairo mit dem Kap verbinden und die Bahn Haifa—Jerusalem—Bagdad ausbauen, wodurch die Grenzen Indiens gewissermaßen an das Mittelmeer verlegt werden. In der Schiffahrt verdrängt der mit Schweröl betriebene Dieselmotor immer mehr die Dampfmaschine. Oft werden die Schiffskessel mit Erdöl geheizt. Die schwierige Beschickung der Schiffe mit Kohle, das Kohlentrimmen, wird in neuester Zeit maschinell durch Hineinschleudern der Kohlenmassen in den Schiffsrumpf bewirkt.

Großartiges leistet die moderne Technik im Brückenbau. Über den Delawarefluß bei Philadelphia entsteht die größte Hängebrücke der Welt mit 540 Meter Stützweite. Die deutsche Brückenindustrie hat einen neuen Stahl für Brückenbauten (St. 48) eingeführt, der 20—25 Prozent Materialersparnis gewährleistet. Er wird noch übertroffen vom deutschen F-Stahl, der noch weitere 10 Prozent Materialersparnis erwirkt. Mächtig ist die deutsche und englische Eisenindustrie bestrebt, nicht rostendes Eisen zu erzeugen. Der V-2 A-Stahl, eine Chromnickellegierung der Kruppwerke, ist nicht nur rostfrei, sondern wird auch von Säuren und Laugen nicht angegriffen. Diese technische Erfindung verspricht vollkommenen Ersatz für das heute sechsmal teurer als Gold verkaufte Platin.

Die Flugzeugtechnik setzt ihren Siegeslauf fort. London—Moskau ist im Luftschiff bereits in dreißig Stunden erreichbar. Diese Verbindung wird nach Peking und Tokio ausgebaut, so daß man von London nach dem fernsten Osten in vier Tagen fliegen wird. Gegenwärtig dauert eine solche Reise vierzig Tage. Flugzeuge künden den Fischern Kaliforniens an, ob Fischzüge heranziehen. Das amerikanische Bureau für Agrikulturstatistik läßt die Felder durch Flugzeuge auf ihren Stand beobachten. Flugzeuge bringen Kranke von Ozeandampfern direkt auf die Dächer der Krankenhäuser Neuyorks. Radio ist heute Trumpf.

Trotzdem ist auch der technische Ausbau der Telephon- und Telegraphenlinien notwendig. An Stelle der verhältnismäßig wenigen Drähte auf den bekannten Telegraphenstangen werden von der modernen Technik Telephonkabel mit Hunderten von Drähten verlegt. Zwischen den wichtigsten Städten Europas liegen bereits mehr als 8000 Kilometer solcher Kabel. Auch in die Tiefe des Meeres dringt die moderne Technik unaufhaltsam ein. Mit einem in Deutschland erfundenen Apparat kann sich der Taucher bereits 160 Meter unter Wasser begeben, während man bisher nur unter großen Gefahren 30—40 Meter tief vordringen konnte.

Gewaltig sind die technischen Nachrichten über Kanalbauten. Während der im Bau begriffene Rhein-Main-Donau-Kanal nur 1200tonnige Schiffe wird aufnehmen können, ist die Schiffbarmachung des St.-Lorenzo-Stroms für Meerschiffe projektiert, d. h. man will Chicago an den Atlantischen Ozean verlegen. Im europäischen Maßstabe gesprochen: Köln soll gewissermaßen am Schwarzen Meer liegen. In ähnlicher Weise soll Birmingham mit dem Meere verbunden werden. Über lang oder kurz wird auch England aus seiner bisherigen streng gehüteten insularen Abgeschlossenheit heraustreten müssen: Das im Jahre 1802 erstmalig vom Ingenieur Matthieu entworfene Projekt eines Unterseetunnels zwischen Frankreich und England, das bis zum Jahre 1924 in zehn durchgearbeiteten Vorschlägen planmäßig vorlag, nimmt immer mehr greifbare Formen an. Was ist es für die moderne Technik, einen „nur" 58 Kilometer langen Damm über den Armelkanal zu schütten, eine Festlandbrücke von Frankreich nach England zu bauen?

Zum Nachdenken

Das Gastmahl ist schon lange bereit, und schon lange sind alle dazu berufen; aber der eine hat Land gekauft, der andere will heiraten, der dritte versucht Stiere, der vierte baut eine Eisenbahn oder eine Fabrik, verteidigt die Home-Rule-Bill oder die Militärvorlage oder verwirft sie, macht ein Examen, schreibt ein gelehrtes Werk, ein Gedicht, einen Roman. Alle haben keine Zeit zu erwachen, in sich zu gehen, sich umzublicken, in sich selber und die Welt zu schauen und sich zu fragen: Was tue ich? Warum? — — Leo Tolstoi.

Märchen von der Landstraße / Von Franz Salis

Ihr meint, es gäbe Autos, Flugzeuge, Expreßzüge, und der Mensch existiert nicht, der uns mit durchgelaufenen Sohlen noch das Märchen von der Landstraße erzählen dürfte? —

Existiert er aber, sagen Sie, so wollen wir ihn vom Gendarm in einen gut versperrten Kotter sperren lassen, geschwind auch noch! Denn was tippelt heute noch auf Landstraßen? Gesindel, Stromer, Fechtbrüder, Zigeuner, Gaukler und allerbestenfalls — da wollen wir ein Auge zudrücken — eine romantische Horde von Wandervögeln, unbestrumpft, ungeschoren, staubschluckend, lautenschlagend. Haarbuschige Greuel, deren Männergesang dem Bürger verkündet: hier kommen Vagabunden, die für einen ganzen Tag nichts tun und jetzt bestimmt auch noch ein Nachtlager umsonst haben wollen . . .

J. Madlener: Gemütliche Fahrt

Vagabunden, ja. Unlängst, so etwas kommt im Leben vor, scheine ich selbst einer gewesen zu sein. Ich und der Knabe Flori, mein Freund. Und sein Freund, der Lehmke hieß, demzufolge aus Sachsen war und mit uns erheblich an dem Geburtsfehler litt, daß das Geld, das man braucht, im unrichtigsten Moment meistens ausgegangen zu sein pflegt!

*

In dem Dorf am Inn trafen wir uns. Flori war mit Lehmke von einem Bergpaß heruntergestromert. Natürlich nicht kommun zweiter Klasse Expreß, sondern zu Fuß, mit Rucksack und den Strümpfen im Rucksack.

J. Madlener: In die Stadt

Flori ist um die neunzehn und praktiziert irgendwo auf Bankdirektor, Export oder Wirkwaren en gros. Dies eröffnet für die Zukunft sympathische Perspektiven, ist im Präsens aber zumeist mit viel zu wenig Urlaubsgeld verbunden. Lehmke aber hält so dicke Freundschaft mit Flori, daß er es schon rein seinetwegen ablehnt, für einen Kapitalisten gehalten zu werden.

Auch ich bin keiner, nicht jemandem zuliebe, sondern von Natur aus.

„Ausgezeichnet!" sprach Flori. „Wozu gibt es Landstraßen? Wir haben zusammengerechnet vierzig Mark in der Tasche! Ich sage euch, das reicht herrlich für acht Tage. Wir werden wie Gott in Frankreich leben und es endlich einmal erreichen, vom Gendarm für etwas gehalten zu werden.

„Nämlich", sagte der Jüngling Flori, „für Vagabunden!"

Wir kauften schwarzes Brot, Speckwurst ohne Speck, und die Äpfel dazu stiehlt man natürlich nicht geradewegs von den Bäumen, sondern man bringt es bloß nicht übers Herz, sie dort hängen zu lassen.

Damit reichte es zunächst für eine Nachtwanderung unterm Sommervollmond über den Paß. Vier Stunden schliefen wir dann irgendwo. Parkhotel ist es keines gewesen. Aber dazu wird es immer noch langen, wenn Herr Flori erst einmal Direktorstellvertreter der Darmstädter Nationalbank ist.

Jetzt waren wir Stromer drei. Eine Postkutsche begegnete uns, angepackt wie ein Heringsfaß. Wir wünschten den Herrschaften gute Fahrt. Wir ließen sie fahren; wir hatten zum Weiterkommen Besseres: drei Paar noch ziemlich gesunde Füße und einen ausgezeichneten Humor.

An sonstigen Begebnissen gab es einen grünen Gaucklerwagen, ein Mastschwein, das in die Stadt zu Markt fuhr, einen rumpelnden Fiaker, dessen Mähre ihre guten Tage schon hinter sich hatte und mit ihren vier Beinen Zusammenlegespiel spielte. Ein unternehmungslustiger hübscher Junge versuchte etwas, was man nie versuchen soll: er hatte sich eine Geiß in die Kalesche gespannt, und die Geiß kutschierte selbstverständlich nicht, sondern bockte unschuldige Passanten, die einen ebenso harten Kopf wie sie hatten und nicht links auswichen, in den Straßengraben.

Damit kamen wir auf den Berg und oben in einen Bergstadel. Strohschütten waren auch vorhanden zum Übernachten. Überm löcherigen Dach schwamm um Mitternacht, mit Sternen umwunden, auf mondblauem Himmel die Kassiopeia herauf. Wir schoben mit der Hand zwei Schindeln beiseite, griffen durchs Dach und holten uns die Kassiopeia ins Heu.

Solche Wunder, solche Schlafgenossen für den heranwehenden, drei Schläfer umarmenden Traum einer Bergsommernacht gibt es. Man muß bloß sein Reisegeld verloren, verjuxt oder nie besessen haben.

*

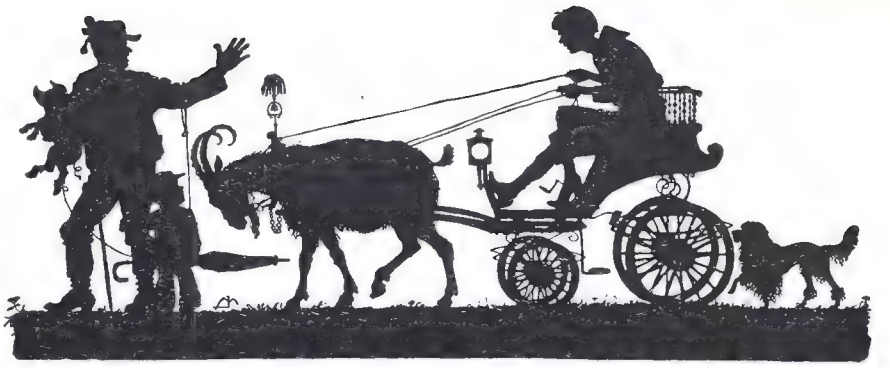
Acht Tage lang lief die Landstraße vor uns her; sie hatte einen noch längeren Atem als wir.

Sie lief durch kühlsilberne Morgen, brennende Mittage und dunkelblaue Abende. Durch Gras und Moos und Blumen lief sie, die kein Mäher mähte. Berge stieg sie hinauf; wir stiegen mit. Und auf der andern Seite kletterte sie in hübsch in den Wald gebundenen Schleifen hinunter zu einem See, vom See ins Dorf, vom Dorf zu

einem sechsstöckig zwischen den Tannen stehenden Hotel, auf dessen Dach in vergoldeten Buchstaben „Grandhotel“ stand.

Was tut man mit Grandhotels? Man geht weiter.

Aber diesmal ging Flori, unser Reisemarschall, nicht weiter. Er setzte uns auseinander, daß acht Tage ununterbrochen Vagabund nichts weiter als sehr gewöhnliche Hochstapelei sei. Nun gehen wir zur Abwechslung ins Grandhotel und bestellen einen Kaffee.



J. Madlener: Starrköpfe

Kaffee ist wunderbar, erstklassiges Hotel vorausgesetzt. Dieses war eines. Wir brauchten nur die Augen zu heben. Und schon war der Kellner da, lächelte berückend und hatte eine chinasilberne Platte, von der wir die Himbeertörtchen nur so in uns hineinstopfen durften.

Skrupel wegen zu großen, also möglicherweise wenig nobel erscheinenden Appetits waren unangebracht. In Grandhotels kommt niemand in den Verdacht, ordinären Hunger zu haben. Schlimmstenfalls denkt sich der Kellner, daß es dein Spleen ist, Himbeertörtchen zu stopfen!

Als keine mehr da waren, bekamen wir die Rechnung diskret unter die Serviette. Flori bezahlte sechs Mark mit einem Gesicht, das auf Besitz bayerischer Schloßgüter schließen ließ.

Und es ereignete sich nur ein ganz winziges, durchaus scherzhaftes Malheur. Der Kellner kassierte ein. Und da er sich für fünfzig Pfennig Trinkgeld zu Extrahöflichkeiten verpflichtet fühlte, sagte er mit gewinnendem Lächeln: „Verzeihen der Herr!“ und entfernte vom Armel unseres Freundes eine nicht hierhergehörige Kleinigkeit von Strohhalm.

Es war nichts weiter als ein nettes Hälmchen vom Nachtlager im Bergstadel.

*

Weitere Palasthotels wurden von uns ignoriert.

Und was die Landstraße anlangt, so stellte sich nun heraus, daß sie sehr viel länger als unsere von vierzig auf zwanzig Mark zusammengeschmolzene Reisekasse sein würde. Die zwanzig aber reichten für Lokalzug dritter Klasse in die Stadt, in der Flori von seinem Chef ohnehin schon dringend erwartet wurde.

Denn sein Urlaub war um, und er begab sich schleunig ins Bureau, lieh sich für seinen Freund Lehmke aus der Portokasse die Kleinigkeit aus, die Lehmke fürs Heimfahren nach Sachsen schon dringend benötigte. Und unser Märchen von der Landstraße war gerade so aus wie meine Stiefel, die ich sehr schnell zum Schuster tragen mußte.

Vorher aber ging ich aufs Postamt, setzte ein nettes Telegramm auf, saß dann drei Stunden im Amtslokal und bekam hernach vom Beamten für ein bißchen Unterschrift und Paßherzeigen das Geld, das über meinen telegraphischen Hilferuf inzwischen eingelaufen war.

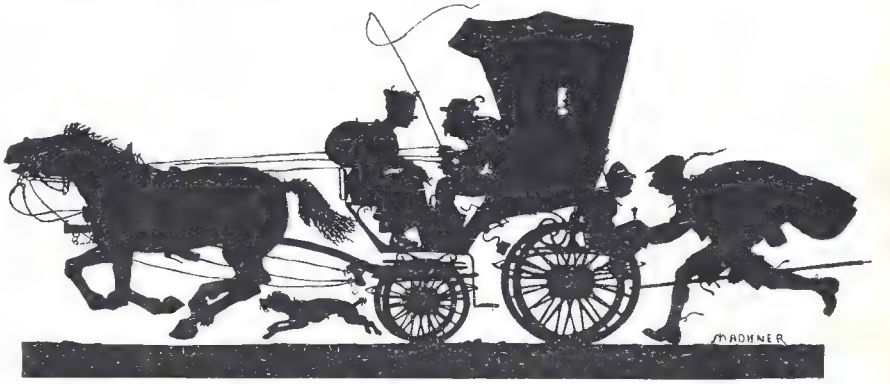
Nun bestand absolut kein Hindernis, mit dem Vagabundieren noch einmal von vorne anzufangen.

J. Madlener: Fahrendes Volk

Aber mit Geld in der Tasche vagabundiert niemand. Mit Geld erlebt man keine Landstraßenmärchen, sondern setzt sich ins Kaffeehaus. Dann geht man im Gasthof um elf zu Bett, erreicht morgens pünktlich den Frühzug und sieht auf dem Bahnhof mit Genugtuung zu, wie der Gendarm grimmig bleckend einen bloßfüßigen Vagabunden arretiert. Einen Kerl mit offenem Hemd und durchgetretenen Schuhen. Strohhalme vom Nachtlager in Heustadeln hat er an den Kleidern. Ein ganz unangenehmer Mensch. Und man sieht zur Vorsicht nach, ob die Brieftasche noch hübsch ordentlich im Rock steckt. Und hernach geht man hinüber in den Speisewagen, um sich Kalbsbraten mit Karotten servieren zu lassen.

So enden nämlich alle Märchen auf Erden . . .

Eichendorff aber sagt: „Das ist das Schönste, wenn wir so frühmorgens heraustreten und die Zugvögel hoch über uns fortziehen, daß wir gar nicht wissen, welcher Schornstein heut' für uns raucht, und gar nicht voraussehen, was uns bis zum Abend noch für ein besonderes Glück begegnen kann.“



J. Madlener: Eilige Fahrt

Flocki

Eine Hundegeschichte / Von Hermann Franz

Nikolaus Brathuhn saß mit Klothilde, seiner jungen Frau, und deren Mutter, der Witwe Güldenmeister, beim Nachmittagskaffee. Seit jenem noch nicht sehr weit zurückliegenden Tage, da Frau Klothilde ihren hübschen Mädchennamen mit dem so viel nüchternen einer Frau Brathuhn vertauscht hatte, ward der Kaffee nach dem Mittagessen mit einer angenehmen Beschaulichkeit eingenommen. Nikolaus rauchte dabei seine Zigarre und las die Zeitung, nicht ohne das Wesentlichste daraus zur Kenntnis der beiden Frauen zu bringen. Dies war auch heute der Fall. Plötzlich sagte Herr Brathuhn: „Hm, das wäre nicht übel!"

„Was wäre nicht übel?" fragte Frau Klothilde halb geistesabwesend, denn sie sah aufmerksam den Zwiebackschiffchen zu, die sie in ihrer Tasse schwimmen ließ, voll Spannung, welches zuerst Kaffee schlucken und untergehen würde.

„Was meint ihr dazu," sagte Nikolaus, „wenn wir uns einen Hund anschaffen würden?"

„Einen Hu . . . .?" rief Frau Güldenmeister und ließ vor Überraschung den Deckel der Zuckerdose in die Kaffeetasse fallen.

„Beste Schwiegermama," sagte Nikolaus, während seine junge Frau voll Entzücken in die Hände patschte, „beste Schwiegermama, was wäre da allenfalls so Arges dabei?" Und er las mit erhobener Stimme die soeben in der Zeitung entdeckte Anzeige:

„Hunde!
Alle Arten! Reine Rassen!
Preiswert zu verkaufen.
Müller. Krautstraße 9."

„Einen Hund," wiederholte die alte Dame; „was für ein Einfall! Hunde verderben alles. Sie zerkratzen polierte Möbel, zernagen Polsterstühle, zerscharren Parkettböden, zerreißen Hosen, bringen Schmutz in die Wohnung, bellen mitten in der Nacht und machen tausend andere Scherereien."

„Gewiß," sagte Nikolaus Brathuhn, „ich gebe gern zu, daß es übelerzogene Hunde dieser Art gibt. Aber es gibt doch auch andere, wohlgesittete, die so etwas nicht machen. Unser Hund würde dergleichen sicher nicht tun. Wir würden ihn schon dementsprechend erziehen, nicht wahr, Klothilde? Wir würden ihm z. B. nicht gestatten . . ."

„. . . . daß er uns ins Rokokozimmer käme", ergänzte die junge Frau. „Weißt du, Nini, wenn er mir etwas an den großen Perserteppich brächte, es wäre schauderhaft! Aber sonst könnte er nach Herzenslust überall herumspringen", setzte sie hinzu, förmlich begeistert von der Aussicht, daß sie einen Hund haben würde.

„Nun," sagte Frau Güldenmeister, „ihr seid gewarnt. Wenn ihr es nicht anders haben wollt, meinetwegen, dann macht euere Erfahrungen selber. Aber wenn ich euch gut für einen Rat bin, so nehmt wenigstens Onkel Kasimir mit; der versteht etwas von Hunden."

Allein die jungen Leute erwiesen sich in diesem Punkte als unbelehrbar. Sie beschlossen, auf eigene Faust zu gehen, und machten sich auch wirklich sogleich nach dem Kaffee auf den Weg in die Krautstraße.

Die Krautstraße lag am andern Ende der Welt. Nikolaus und Klothilde kamen gleichwohl in bester Laune dort an. Nummer 9 war ein altes, niederes Vorstadthaus; es bestand nur aus einem Erdgeschoß und war von einem kleinen Rasenplatz umgeben, den ein Staketenzaun von der Straße trennte. Herr Brathuhn setzte den Glockenzug in Bewegung, ein vom Zaun nach dem Hause gespannter rostiger Draht begann kreischend hin und her zu tanzen, und aus dem Inneren des Hauses wurde ein wildes, vielstimmiges Hundegebell hörbar. Ein rothaariger Mann erschien und sperrte die Türe auf, und es entspann sich an der Pforte des Staketenzaums die folgende Unterhaltung:

„Wir möchten einen Hund!"

„Am liebsten einen Foxl!"

„Jawohl. Aber einen gutmütigen. Einen, der nicht beißt und keine Hosen und Möbel kaput macht!"

„Und der bei der Nacht nicht bellt."

„Hätten Sie so einen?"

„Aber selbstverständlich, aufs Haar so einen", sagte der Hundemann und lud Herrn und Frau Brathuhn ein, hereinzukommen. Augenblicklich sei die Auswahl zwar nicht gerade groß, bemerkte er, während sie über den Rasenplatz auf das Haus zugingen, d. h., er habe zur Zeit nur einen einzigen Foxl; der entspreche aber den alleranspruchsvollsten Wünschen. Frau Klothilde kniff hinter dem Rücken Herrn Müllers, gegen ihren Mann gewendet, ein Auge zu; beim Einkaufen ließ sie sich nicht leicht etwas weismachen.

Hinter den sämtlichen Fensterscheiben des kleinen Hauses kamen Hundeköpfe zum Vorschein, auf den Simsbrettern hockten Pintscher, Schnauze und Dackel, und zwei riesige Doggen glotzten über die Lehne eines Kanapees, auf dem sie saßen, zum Fenster heraus. Als Herr Müller mit seinen Gästen eintrat, kam ihnen die ganze Gesellschaft an der Türe entgegen und nahm sie bellend, schnuppernd und schweifwedelnd in die Mitte.

„Kscht!" machte der Hundemann und patschte in seine großen Hände, daß der Knäuel nach allen Richtungen auseinanderstob. Die Doggen sprangen wieder aufs Kanapee, die Dackel, Schnauze und Pintscher auf ihre Fensterbretter. Einen kleinen, weißen Köter aber kriegte Herr Müller am Halsband zu fassen und zog ihn heran. „Das ist er."

Es war ein junger Hund mit einem weißen, kurzhaarigen Fell. Auf dem Rücken und am rechten Hinterlauf hatte er schwarze Flecken. Sein gleichfalls schwarzer Kopf glänzte seidig, und ein weißer Scheitel lief genau in der Mitte herunter bis zur langen und spitzen Schnauze. Das Merkwürdigste an ihm aber waren die Ohren. Sie waren schwarz, groß und lang und standen kerzengerade in die Höhe. Den Kopf ein wenig schiefgestellt, schaute er mit klugen, braunen Augen treuherzig und lustig von Nikolaus zu Klothilde und von Klothilde zu Nikolaus, und sein Stummelschwanz, der in eine scharfe Pinselspitze auslief, bewegte sich ein klein wenig und ganz langsam hin und her.

So stand er da, und schon hatte er es ihnen angetan.

„Ein lieber Bursch!" sagte Herr Brathuhn.

„Ein goldiger Kerl", bemerkte seine Frau. „Beißt er nicht?"

„I wo," erklärte Herr Müller, „der ist so fromm wie ein Lamperl."

Die junge Frau bückte sich und streichelte den Hund, der sich diese Liebkosung mit sichtlicher Freude gefallen ließ.

„Klo," flüsterte Nikolaus, „den nehmen wir!"

„Er bellt doch nicht?" erkundigte sich die junge Frau.

„Kaum hörbar," sagte der Hundemann, „er hat eine sehr feine und sanfte Stimme."

„So klein sollte er bleiben," äußerte sich Herr Brathuhn; „meinen Sie wohl, er wird noch viel größer werden?"

„Der? Keinen Zentimeter", versicherte Herr Müller.

„Aber er hat so sonderbare Ohren", sagte Klothilde; „findest du nicht auch, Nini? Am Ende ist er doch nicht ganz rasserein?"

Der Hundemann machte eine schwergekränkte Miene und erklärte, so etwas hätte ihm in seinem ganzen Leben noch niemand gesagt.

„Klo," raunte Nikolaus seiner Frau zu, denn er hatte eine Riesenangst, daß sich der ganze Handel wieder zerschlagen könnte, „Klo, was heißt rasserein? Könnte er liebenswürdiger sein? Hörst du denn nicht, er beißt weder, noch bellt er."

„Was soll er denn kosten," fragte Klothilde; „aber nennen Sie nur gleich das äußerste!"

„Fünfundzwanzig", sagte der Hundemann.

„Ho!" entsetzte sich Klothilde, „das ist aber entschieden viel zu viel."

Nikolaus trat seiner Frau ein wenig auf den Fuß. „Du wirst sehen," sagte er leise, „einen solchen Hund kriegen wir so leicht nicht wieder."

Aber Klothilde machte Miene, fortzugehen, bemerkte, sie wollten wiederkommen, wenn die Auswahl größer wäre; man müsse doch Onkel Kasimirs Ansicht hören, und dergleichen mehr. Herr Müller ging nach und nach bis auf Zwanzig herunter. Allein Frau Brathuhn sagte „Fünfzehn, und keinen Pfennig mehr", nahm Nikolausens Arm, und wirklich gingen sie ohne den kleinen Weißen.

„Klo," sagte Herr Brathuhn, als sie auf der Straße waren, „du bist mir unverständlich."

„Zwanzig", sagte sie; „glaubst du, ich lasse mich für einfältig halten? Du wirst sehen, Onkel Kasimir kriegt ihn morgen für einen Pappenstiel."

„Laß mich aus mit deinem Onkel Kasimir", grollte Nikolaus. Beinahe wären sie hintereinander gekommen.

Nikolaus Brathuhn ging in sein Bureau. Aber es wollte nicht viel heißen mit der Arbeit. Er zeichnete lauter kleine Hündchen mit langen Ohren aufs Löschblatt und konnte den quälenden Gedanken nicht loswerden, während er hier im Bureau sitze, könne ihm jemand seinen Liebling wegnehmen, noch bevor morgen Onkel Kasimir in der Krautstraße erschien.

Am Abend traf Klo und ihre Mutter das Theater. Deshalb beabsichtigte Nikolaus einen langen Spaziergang zu machen. Er kam an einem Säcklerladen vorüber. Plötzlich hatte er eine Hundeleine und ein Halsband in der Rocktasche und befand sich auf dem Weg in die Krautstraße.

Sein kleiner, weißer Freund war noch da. Aber der Hundemann erzählte allen Ernstes, er hätte ihn während des Nachmittags nicht weniger als dreimal teuer verkaufen können. Nikolaus zählte stillschweigend zwanzig Mark auf den Tisch, legte dem kleinen Weißen das schöne, neue Halsband um, nahm ihn an die Leine und machte sich glückstrahlend auf den Heimweg.

Einen neuerworbenen Hund im Triumph nach Hause zu führen, hatte sich Nikolaus Brathuhn schon immer als etwas besonders Reizvolles ausgemalt. Er stellte sich vor, wie er selbst mit gemessenen, fast feierlichen Schritten einhergehen, das Hündlein sittsam und bescheiden an seiner Seite trippeln würde, von Zeit zu Zeit zu ihm aufblickend, dankbar, einen solch netten Herrn gefunden zu haben. Alle Vorübergehenden, so dachte er weiter, würde er daraufhin mustern, ob sie auch wohl seinen Hund sehen würden, und er würde Bewunderung und harmlosen Neid in ihren Mienen lesen.

Nun war der Augenblick da. Er schritt, den Hund an der Leine, durch die Türe des Staketenzaunes und betrat die Straße. Es ging alles, wie er sich's vorgestellt hatte. Der Hund lief willig neben ihm her. Bis dahin, wo der Staketenzaun aufhörte; hier stemmte er mit einem Male alle vier Beine ein und zeigte sich durchaus abgeneigt, weiter mitzugehen.

Nikolaus stand mit einem Gefühl peinlicher Verwunderung ziemlich ratlos ihm gegenüber, schmalzte mit der Zunge, schnipste mit den Fingern und suchte in jeder Form der Güte den Widerstrebenden zu überreden. „Lieber Freund," sagte er, „siehst du, ich habe 20 Mark für dich bezahlt. Jetzt sei so gut und bringe mich nicht auf öffentlicher Straße in Verlegenheit!" Allein seine Worte hatten nicht im mindesten die gewünschte Wirkung.

„Aha," lachte ein alter Herr, der mit seinem Spitz vorüberging, „kennen wir. Das ist der Eigensinn. Der muß bei Zeiten ausgetrieben werden. Wenn ich Ihnen einen Rat geben darf: ziehen Sie nur immer feste an; nach 50 Schritten ist's überstanden."

Nikolaus dankte höflich und zog an. Die kleine Bestie setzte sich auf ihr Hinterteil und schliff auf allen Vieren hinter ihm her, schnaubte, pustete und schluckte, streckte die Zunge heraus, lief wieder ein paar Schritte und ließ sich von neuem schleifen.

Zwei Damen gingen vorüber. „Das arme Tier!" sagten sie; „aber so sind die Männer. Herzlos und roh."

„Hättet ihr ihn nur an der Leine!" dachte Herr Brathuhn und zog wiederum an. Da kam ein dickes Marktweib des Wegs, das einen mit Salatköpfen gefüllten Kinderwagen vor sich herschob. Als es des Hündchens und seines Führers ansichtig wurde, hielt es den Wagen an, stemmte die Arme in die Hüften und schrie: „Sie Schinderhannes, Sie! Hat einer schon einen solchen Schinderhannes gesehen?" Die Leute wurden aufmerksam, mehrere blieben stehen. Da faßte Nikolaus Brathuhn einen raschen Entschluß; er nahm den Hund auf den Arm und war mit wenigen schnellen Schritten um die nächste Straßenecke verschwunden.

Es war wirklich ein ausgezeichneter Einfall. So ging es bei weitem rascher. Freilich war auch diese Art der Beförderung nicht ohne unangenehme Seiten. Der Hund war keine geringe Last, dazu war ein lauer Vorfrühlingsabend, und Nikolaus begann es unter seinem schwarzen Überzieher allmählich warm zu werden. Zu allem Überfluß wehrte sich der Hund wie vorher gegen das Laufen, so jetzt gegen das Tragen mit aller Heftigkeit seiner vierbeinigen Jugend, und da die Straße sehr staubig war, hatte Herrn Brathuhns schöner Überzieher binnen kurzem ein Aussehen, als wenn er gerade aus einer Mühle käme.

Es dauerte nicht lange, und die Aufmerksamkeit der Vorübergehenden beschäftigte sich von neuem mit dem Brathuhnschen Hundetransport. „Drolliger Kauz," sagte einer, „trägt seinen Hund spazieren, der doch zweimal so viele Beine hat wie er selber." Andere lachten bloß, wieder andere schauten um und schüttelten den Kopf. Ein älterer, streng aussehender Herr war Nikolaus schon seit längerem aufgefallen. Er ging drüben auf dem anderen Bürgersteig, und Nikolaus fühlte, wie jener ihn andauernd beobachtete. Endlich kam er über die Straße herüber, geradewegs auf Herrn Brathuhn zu.

„Mein Herr," sprach er traurig und vorwurfsvoll, „was haben Sie mit diesem unglücklichen Tiere vor? Regt sich in Ihrem Inneren kein Funke des Mitgefühls? Junger Mann, ich durchschaue Ihre Absichten. Ich bin erster Schriftführer des Vereins gegen Vivisektion und wissenschaftliche Tierfolter."

Das war zu viel. Nikolaus beschleunigte seine Schritte, der Hund verdoppelte seine Anstrengungen zur Flucht, der erste Schriftführer fiel in einen schlanken Trab und blieb

Nikolaus auf den Fersen. Diesem begannen unter dem bestaubten Überzieher die heißen Brünnlein zu rieseln. Da sah er von weitem seines Schwagers Haus; das Tor stand offen, Nikolaus rannte hinein und sprang die Treppe hinauf.

„Je," rief Mariedl, Klothildens Schwester, „wohin mit dem Opferlamm?"

„Laß' die schlechten Witze," keuchte Nikolaus, „gib mir lieber einen vernünftigen Schnaps und schick' um eine Droschke."

Während er, den ungebärdigen Hund immer noch auf den Armen, dastand (denn auch Mariedl war zimperlich in bezug auf Teppiche und Fußböden), goß ihm seine Schwägerin einen Schnaps ein, sein Neffe bearbeitete seine bestaubte Oberfläche mit der Bürste und Minchen lief um einen Wagen.

Mariedl und ihre Sprößlinge waren vom Fenster aus Zeugen der Abfahrt. Der Hund saß, als hätte er niemals an Widerstand gedacht, an der Leine neben seinem Herrn. Er war mit dem Fahren ganz ohne Zweifel einverstanden und machte ein sehr vornehmes Gesicht. Nikolaus atmete erleichtert auf. Er winkte mit stolzem Lächeln zu Mariedl zurück und schaute mit wohlwollender Überlegenheit auf die Vorübergehenden. So hatte der letzte Teil der Heimbeförderung doch noch etwas von einem feierlichen Einzug.

Als der Wagen vor der Brathuhnschen Wohnung hielt, tat der Hund nicht im mindesten dergleichen, auszusteigen. Wartete er, es werde sich das Haustor öffnen und die Einwohnerschaft sämtlicher Stockwerke mit Blumenkränzen heraustreten, um ihn zu begrüßen? Nikolaus hatte das Empfinden, daß es tatsächlich zu formlos war, als er den Hund wieder auf seine Arme nahm und die Stiege hinauftrug. „Hab' nur ein bißchen Geduld," sagte er deshalb; „das große und das kleine Fraule werden bald vom Theater heimkommen, dann wird auch der feierliche Empfang stattfinden."

(Schluß folgt.)

Totenbretter im Bayerischen Wald / Von Ph. Kester

Der „Bayerische Wald" — jenes von prächtigem Hochwald bestandene Hügelland im östlichen Winkel Bayerns — ist wie kaum ein zweites Gebiet noch reich an volkstümlichen Bräuchen und Sitten. Seine Bewohner — die „Waldler" — sind ein ganz besonderer Menschenschlag; allem Wechsel der Zeiten zum Trotz halten sie an den ererbten Gewohnheiten fest, und nichts beweist dies besser als die seltsame Sitte der „Totenbretter", die sich in der ganzen Gegend bis zum heutigen Tage erhalten hat. Nicht nur an Kapellen und Feldkreuzen, sondern allenthalben an der Landstraße, an Gartenzäunen, an Getreidefeldern, an Häusern, Scheunen und Felswänden erheben sich diese oft von Gras und Unkraut überwucherten und von Regen und Sturm mitgenommenen Bretter, die so beredt für den kindlichen Sinn der Waldler sprechen.

Totenbretter an der Wand einer Feldscheune

Es muß betont werden, daß die Totenbretter durchaus keine Begräbnisstätten bezeichnen; denn diese befinden sich, wie anderswo, auf den Gemeindefriedhöfen. Es sind dies vielmehr die Bretter, auf denen die Verstorbenen nach alter Sitte bis zu ihrer Beerdigung aufgebahrt lagen. Diese Bretter werden dann, manchmal in ihrem natürlichen Zustande, meist aber entsprechend zugerichtet und bemalt, als Gedenktafel an die Verstorbenen irgendwo im Freien aufgestellt. Neben dem Namen des Verstorbenen, seinem Alter und seinem Todestag tragen diese Bretter gewöhnlich auch die Aufschrift „Denkmal" oder „Andenken" nebst einer poetischen Widmung — Erzeugnisse einer ländlichen Dichtkunst, die in ihrer Urwüchsigkeit oft geradezu rührend wirken. Mitunter sind die Totenbretter auch mit einfachen Malereien oder dem Bildnis des Namensheiligen geschmückt. Auch finden sich Totenbretter, die, ohne irgendwelche Inschrift, nur mit drei Kreuzen versehen, in rohem Zustand in der Nähe eines Feldkreuzes oder einer Kapelle niedergelegt sind. An solchen Stellen häuft sich dann mit der Zeit ein Stapel von Brettern an, die, von keines Menschen Hand mehr berührt, für immer bleiben, bis sie zerfallen und vermodern.

Von der Poesie, die sich auf diesen Totenbrettern findet, seien im folgenden einige Proben gegeben, wobei in allen Fällen die urwüchsige Schreibweise beibehalten ist.

Häufig findet sich der folgende kurze Vers, der sehr pathetisch anhebt und fast vergnüglich endet:

Nun hab' ich's überwunden,
Nun bin ich sorgenfrei.

Diese langen Leidens-
stunden
Sind Gott sei Dank vorbei.
Oder:
Verborgen ist die Stunde,
Da Gottes Stimme ruft.
Doch jede bringt die Kunde,
Daß näher sei die Gruft.

*

Einen gewissen Vorwurf enthalten diese folgenden Verse auf dem Totenbrett eines „ehrengeachteten" Familienvaters:

Du rufst mich, ich folge gern
Der Stimme meines Herrn.
Schau aber die Waisen an,
Ob ich sie schon verlassen kann?
Du übernimmst nun meine Seele,
So auch die Vaterstelle.
Liebe Gattin, tu dich bemühen,
Die Kinder christlich aufzuziehen.
Lebe wohl und vergeßt nicht mein;
Ich will auch dort noch Vater sein.

Totenbretter an einer Kapelle bei Viechtach

Denkt an Gott in jedem Ort,
Das ist an euch mein letztes Wort.

Auf dem Totenbrett eines „tugendreichen Jünglings" ist folgende poetische Klage zu lesen:

Noch lachte mir des Lebens schönster Morgen,
Denn reiche Tugend hielt mein Herz geborgen.
Aber meine blühend Jugendjahr
Führten mich hin zur Totenbahr.
Liebe Freunde, das hab' ich nicht gedacht,
Bei mir hat's der liebe Gott gemacht.
Liebe Eltern und Geschwister, weint nicht zu sehr,
Auf dieser Welt hilft jetzt nichts mehr.
Bittet für mich bei Gottes Sohn,
Meine Freude ist im Himmel droben.
Lieber Leser, steh hier still
Und hör, was ich dir sagen will:
Bet mir ein Vaterunser mit heller Stimm,
Weil ich so jung und schnell gestorben bin.

Totenbretter an einem Feldweg

*

Auf dem Totenbrett eines Knaben steht geschrieben:

Im Frühling meines Lebens
Rief mich der Herr zu sich.
O weinet nicht vergebens,
Als sein Kind nahm er mich.

Die Zahl dieser Inschriften ist Legion. Es sei hier nur noch die folgende angeführt:

Ich lieg im Grab und muß verwesen;
Was ihr seid, bin ich auch gewesen.
Was ich jetzt bin, das werd' auch ihr.
Geht nicht vorbei und betet mir.

Anekdoten-Ecke

Das Testament eines Rechenmeisters

Fortunatus Dreinull, ein Rechenmeister zu Straßburg, hinterließ bei seinem im Jahre 1713 erfolgten Tode ein Testament, das folgenden Wortlaut hatte:

„Mein vielgeehrter Großvater, Prosperus Dreinull, unterrichtete mich im Schreiben und Rechnen. Als ich kaum acht Jahre alt war, bewies er mir einst, daß, wenn man die Interessen jährlich zum Kapital schlage, sich dasselbe in hundert Jahren um hundertunddreißigmal vermehrt habe. Die Aufmerksamkeit, mit welcher ich ihm zuhörte, schien dem alten Mann zu gefallen; er zog plötzlich 24 Livres aus seiner Tasche und sagte mir: ‚Mein Kind, erinnere dich, solange du lebst, daß mit Ökonomie und Rechenkunst dem Menschen nichts unmöglich ist. Hier schenke ich dir 24 Livres; trage sie zum Kaufmanne, meinem Freunde, der aus Gefälligkeit für mich sie in seinen Handel nehmen wird. Jährlich sollst du die Interessen dazuschlagen und dann einst bei deinem Tode für die Ruhe deiner und meiner Seele eine fromme Stiftung davon gründen.‘ — Ich habe seinem Befehle gehorcht. Aus den 24 Livres sind seit jener Zeit (in 62 Jahren) 600 geworden, die ich, kraft dieses, in fünf gleiche Teile dividiere und verordne, daß sie, gleich der Stammsumme seines Großvaters, immerfort multipliziert werden sollen, jedoch also, daß alle hundert Jahre ein Fünftel gehoben und angewendet werde. Der erste Teil wird in hundert Jahren betragen 13 000 Livres, für welche ein Morast urbar gemacht werden soll, der neben meinem Geburtsort liegt. — Hundert Jahre später wird das zweite Fünftel 1 700 000 Livres betragen; von dieser Summe sollen 80 Preise gestiftet werden zur Aufmunterung der Wissenschaft. Hundert Jahre später ist das dritte Fünftteil bis zu 220 Millionen angewachsen. Hievon sollen im ganzen Reich 100 Leihhäuser angelegt werden; ferner soll man 12 Museen und 12 Bibliotheken gründen. Jede derselben soll 10 000 Livres jährliche Rente haben. — Hundert Jahre später wird das vierte Fünftteil 30 Milliarden betragen. Hievon sollen 100 neue Städte gebaut werden und jede mit 150 000 Menschen bevölkert werden. — Endlich das letzte Fünftteil wird nach Ablauf von fünfhundert Jahren bis auf 3900 Milliarden gestiegen sein. Hievon soll man endlich die Schulden der gesamten Welt bezahlen!“

Man sieht, welche Wunderdinge ein Rechenmeister mit 24 Livres anfangen kann!

Auffallendes Trinkgeld

Seit einigen Tagen — es war in den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts — kam jeden Vormittag ein hübscher junger Mann in die Konditorei Kranzler, Unter den Linden, trank stillschweigend eine Tasse Kaffee und bezahlte dafür regelmäßig einen Dukaten, ohne von dem bedienenden Mädchen sich etwas herausgeben zu lassen. Dieses war beim erstenmal sehr erfreut, zumal sich der Dukaten als echt erwies.

Beim dritten und vierten Male wurde sie ängstlich und sprach mit ihrem Prinzipal. Dieser erzählte die „dunkle Geschichte“ dem Polizeirat Dunker, der sich eben incognito am folgenden Vormittag einfand.

Bald darauf erschien der junge Mann, und Dunker verwickelte ihn in ein Gespräch, konnte aber trotz alles kniffigen Aushorchens nichts Näheres über die Lebensumstände des anderen erfahren.

Bald darauf wollte der junge Mann zahlen und zog seine Börse, die von Dukaten geschwellt war.

„Sie haben da aber einen schönen Vorrat!“ staunte Dunker.

„Nicht mehr, als ich so im Laufe des Tages ungefähr brauche“, erwiderte der Fremde.

„Dürfte ich Sie um ein kleines Geschenk bitten,“ fuhr der Polizeirat fort, „ich sammle eben für ein Asyl für Obdachlose und bitte Sie freundlichst . . .“ —

„Aber ja!“ erwiderte generös der Gast. „Aber da müssen Sie schon in meine Wohnung kommen. — Die Kleinigkeit hier im Beutel möchte ich nicht wagen, Ihnen anzubieten.“

Das war es gerade, was Dunker wollte.

„Ich gehe aber durch den Schloßhof“, sagte der junge Mann.

„Schön,“ dachte Dunker, „da gibt es viele Wachen“ —

Im gleichen Augenblick trat der Prinz von Preußen durch das Portal.

„Na, Esterhazy! — Wieder zurück?“ lautete die Anrede des Prinzen.

Dunker war wie vom Blitz getroffen: Der „auffallend freigebige“ junge Mann war also nicht ein Hochstapler, sondern der reiche Fürst Esterhazy, der seit einigen Tagen in Berlin weilte. — Dunker suchte sich heimlich zu empfehlen. Der Fürst aber rief gebefreudig: „Warten Sie doch! Ich will Ihnen ja etwas für Ihre Obdachlosen schenken.“

Und in seiner Wohnung angelangt, gab er Dunker hundert Dukaten — — —.

Hofzeremoniell

König Philipp III. von Spanien saß einmal zu beschaulicher Ruh vor dem Kamin, in dem mächtig große Holzscheiter erst eine behagliche Wärme verbreiteten, dann aber in allzu beschwerliche Hitze übergingen, so daß der König einem Lakaien befahl, den Stuhl fortzurücken. Dieser entschuldigte sich jedoch, daß, solange Seine Majestät darauf säßen, er ihn nicht anrühren dürfe, sondern die Hofetikette solches dem diensttuenden Kämmerer vorschreibe. Dieser wurde lange gesucht, aber nicht gefunden — und wenn der König nicht selbst den Stuhl zurückgeschoben hätte, so hätte er zeremoniellgemäß verbrennen können. — Bisweilen siegt der Menschenverstand über das strengste Hofzeremoniell!

Humor in Wort und Bild

Die allzu harten Eier

Vater und Sohn waren eines Tages genötigt, sich das Essen selbst zuzubereiten, da die Mutter verreist war. Sie waren einig darüber, daß es das einfachste wäre, ein paar Eier zu kochen. Wie gesagt, so getan. Sie vergaßen aber, rechtzeitig nach den Eiern zu sehen, und als der Junge daran dachte, da war es zu spät; da waren sie hartgekocht bis zur Ungenießbarkeit. „Wenn's weiter nichts ist!" sagte der Vater. „Nimm sie heraus, laß sie eine Weile liegen und gieße kaltes Wasser darüber." Das tat der Junge. „Sind sie nun ganz kalt?" fragte der Vater. „Ja." „So gehe mit ihnen zum Eierhändler und sage, dein Vater wollte lieber Enteneier haben."

Mißtrauisch

Professor X., ein berühmter Statistiker, sagt in ernstem und lehrhaftem Tone zu seiner Gattin: „Ein großer Rhythmus beherrscht Werden und Vergehen dieser Welt. Stelle dir beispielsweise vor, daß jedesmal, wenn du einen Atemzug tust, ein Mensch in der Welt stirbt." Worauf die Gattin mehr pikiert als erstaunt antwortet: „Du verlangst doch wohl nicht, daß ich deshalb aufhören soll zu atmen?"

1. — „Bader, mei hohler Zahn tut mir sakrisch weh; — kunnst d' mir da net den Nerv töten?"

Dünne Stiefelsohlen

Landstreicher: „Madame, können Sie mir nicht ein Paar alte Stiefel geben? Meine Stiefelsohlen sind so dünn, daß ich, wenn ich auf ein Markstück trete, sagen kann, ob der Adler oder die andere Seite oben liegt."

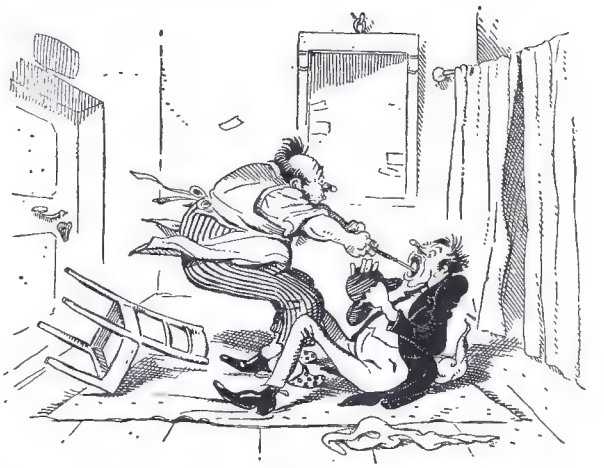
Ein guter Sohn

„So," sagte der Lehrer streng, „du gibst also zu, Karl, das Fenster eingeworfen zu haben! Kannst du etwas zu deiner Entschuldigung vorbringen?" — „Ja, Herr Lehrer," stotterte Karl, „meine Mutter hat gestern wieder geheiratet, und da hab' ich meinem neuen Vater, der ein Glaser ist, eine kleine Hochzeitsfreude machen wollen!"

Steigerung

Buchhändler zu einem Kunden: „Sie wollen Schillers sämtliche Werke kaufen?" — „Ja, aber wirklich sämtliche Werke!"

Buchhändler: „Schillers sämtliche Werke haben wir in zwei, in vier und in sechs Bänden." — „Zu welcher Ausgabe raten Sie mir?" — „. . . Die in sechs Bänden sind natürlich die sämtlichsten!"



2. „Nerv töten? — Nix da, des is a schlechter Zahn, — den werden wir gleich heraußen hamm."

Ein moderner Bettler

Hausfrau: „Heute ist Freitag; für Katholiken bekanntlich ein Abstinenztag. Hoffentlich nehmen Sie auch mit der einfachen Wassersuppe vorlieb?" — Bettler: „Oh, ich habe stets meine Bouillonwürfel bei mir!"

Das höchste Glück

Herr: „Sie gönnen Ihrer Freundin wohl nicht ihr Glück, mein Fräulein?" — „O gewiß! Denn das wäre schließlich zuviel Glück für sie, wenn ich sie darum auch noch beneiden würde!"

Nobel

Schwiegervater (zum Schwiegersohn, der nach einer langen Einleitung auf den Kern der Sache kommt und ihm seine Schulden gesteht): „Ich hab' jetzt keine Zeit mehr — — den Rest erzählen Sie meinem Prokuristen!"

Von der Artillerie

Unteroffizier: „Sie patagonisches Heupferd! Wie oft habe ick Ihnen nu schon gesagt, daß das Innere eines Geschützrohrs ‚Seele' heißt — ein Ding, was doch in 'nem Hering, in 'nem Menschen vorkommt. Ick würde mir schon bis in die Seele rin geschämt haben, wenn ick en solcher Olgötze wäre wie Sie! Also, wenn ick nun von hier hinten durch das Rohr brülle: ‚Sie sind 'n Ochse!', aus was spreche ich dann zu Ihnen?"

Rekrut: „Aus der Seele."

3. „Oder is dir doch lieber, wenn ich dir den Nerv töt?"

Bücherschau / Vom Herausgeber

Die Orchideen. Ihre Beschreibung, Kultur und Züchtung. Handbuch für Orchideenliebhaber, Züchter und Botaniker. Herausgegeben von Dr. Rudolf Schlechter. Zweite, neubearbeitete Auflage. Von E. Miethe. Mit 16 farbigen Tafeln und 250 Textabbildungen. In Leinen M. 50.—. Verlagsbuchhandlung Paul Parey, Berlin 1927.

Zu dieser schönen Neuauflage mag der Verlag durch außergewöhnliche Wertschätzung bestimmt worden sein, die seit einem Jahrzehnt den exotischen Blumen entgegengebracht wird. Dennoch haben Verlag und Herausgeber es nicht darauf angelegt, ein oberflächliches Modebuch zu schaffen; sie haben dem Werk auch in dieser Neubearbeitung die ganze Schwere und Breite deutscher Wissenschaftlichkeit gewahrt. Und das gibt dem Buche seinen Dauerwert und seine einzigartige Stellung in der botanischen Literatur. Es enthält nach dem einleitenden Kapitel Dr. Schlechters und einer Übersicht über die geographische Verbreitung der Orchideen eine 500 Seiten umfassende Aufzählung und Beschreibung der Gattungen und hauptsächlichsten Orchideenarten. Eine Riesenarbeit steckt allein hinter diesem Teile. Auch für botanisch ungeschulte Leser sind die Gattungs- und Artmerkmale der unzähligen Orchideen klar und faßlich dargelegt. Auch die Abhandlung über das Klima der wichtigsten Heimatländer der Orchideen zeugt von gründlicher Sachkenntnis. Emil Miethe bearbeitete das Kapitel „Die Einfuhr und Kultur der Orchideen", „Die Orchideen als Schnittblumen", „Die Orchideen-Hybriden", „Die Befruchtung, Samenzucht und ungeschlechtliche Vermehrung". O. Beyrodt und Paul Wolter beschreiben die einfache und praktische Herstellung von Orchideenkulturhäusern; Dr. Wilke die Schädlinge und Krankheiten der Orchideen. — Die Ausstattung des Werkes ist trotz Wahrung des schlichten wissenschaftlichen Charakters von bester Qualität. Die Illustration zeigt alles, was an Orchideenbildern beizubringen war. Besonders schön sind die 16 farbigen Tafeln, die nach farbigen Naturaufnahmen hergestellt worden sind.

Das Rheinbuch. Eine Festgabe rheinischer Dichter. Herausgegeben von Josef Ponten und Josef Winckler. Mit 54 Abb. In Leinen M. 15.—. Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart 1925.

Es hat einen besonderen Reiz, einmal der lebenden Dichtung einer ganzen Landschaft im Zusammenklang zu lauschen. Und das Rheinland ist heute nicht bloß ein Stück deutschen Landes, sondern jener uralte, christlich deutsche Kulturboden, wo zur Zeit in heißer Wallung neues glühendes Leben aus verhärteten Schichten brechen will. Auch in der rheinischen Dichtung sind starke Kräfte am Werk, die durch die Verkrustung alter Kulturformen und Anschauungsweisen schöpferisch in neuen Geistbildungen auszuströmen suchen. In dem vorliegenden Sammelbande ist viel Schönes davon zusammengefaßt: von Walzel, Unruh, Mombert, Edschmid, Brües, Schäfer, Sternberg, Kneipp, Thrasolt, Ponten, Paquet, Winckler, Lersch, Wieprecht und vielen andern. Die Herausgeber verstanden wohl zu wählen. Das Gesamtbild ist natürlich vielgesichtig wie unsere ganze gärende Zeit; aber man freut sich der sprossenden Saat. Und der letzte abschließende Eindruck des stattlichen Bandes ist doch eine frohe Befriedigung, daß inmitten unserer geistarmen und poesielosen Lebenshaltung eine so stattliche Schar zum Ideal der deutschen Dichtung steht. Dem Werk hat der Verlag eine festliche Aufmachung und interessante Illustrationen gegeben.

Erinnerungen an Samoa. Von Dr. Erich Schultz-Ewerth, Gouverneur von Samoa a. D. Mit 59 Abb. In Leinen M. 6.50. Verlag Aug. Scherl, Berlin 1926.

Die flotte Darstellung dieses Buches verrät den Verwaltungsbeamten nicht; es kommt in jeder Zeile die rein menschliche Teilnahme am Leben des samoanischen Naturvolkes zum Vorschein. Und sein langjähriger Aufenthalt in einer Stellung, die ihm jeden gewünschten Einblick gewährte, ermöglichte dem Verfasser, uns eine sachgetreue, vielseitige und interessante Schilderung der fernen Südsee-Kolonie zu geben, die uns durch den Weltkrieg verloren ging: über die wirtschaftliche und politische Bedeutung Samoas, über den tropischen Naturmenschen und seine Kultur, über Rasse und Politik, über die bisherigen Ergebnisse der Zivilisations- und Missionsarbeit auf Samoa, über Häuptlingswesen und Kannibalismus, über Ehe und Sittlichkeit, Sippe und Staat u. a. Mit Geschick sind aus der Fülle persönlicher Erlebnisse die wesentlichen Ziele herausgehoben. Und der Verfasser sucht in warmer Teilnahme davon zu überzeugen, daß die Menschenrasse der Samoaner mit ihrer hohen Begabung und ihren sympathischen Eigenschaften die ihr durch die europäische Fremdherrschaft drohende Ausrottung nicht verdient hat. Auch grundsätzliche Fragen der Welt- und Kolonialpolitik, des Rassenproblems, der Soziologie und Ethik berührt das Buch mit vornehmer Zurückhaltung. Die Illustration des Buches ist vielseitig und schön.

Aegyptische Kunst. Probleme ihrer Wertung. Von Worringer. Mit 31 Abb. In Leinen M. 12.—. Verlag R. Piper & Co. München 1927.

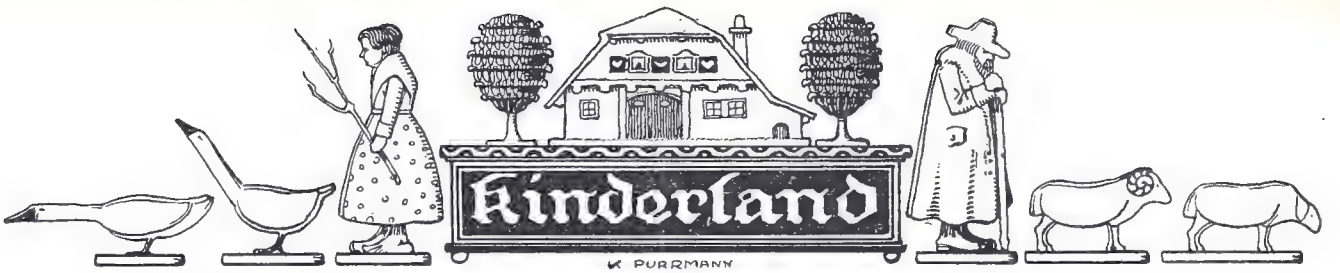
Nach der modischen Überschätzung der altägyptischen Kultur, besonders seit Aufdeckung des Tut-ench-Amun-Grabes, mußte natürlicherweise eine rückläufige Bewertung einsetzen, die dem Aegyptischen wieder seine wahre Stellung im Ganzen der Völkerentwicklung zuweist und es namentlich gegenüber der klassischen Antike richtig abwiegt. Worringer hat das Problem in seiner ganzen Tiefe aufgewühlt und ist zu Ergebnissen gekommen, die Aufsehen erregt haben und in der schroffen Formulierung zunächst als übertrieben erscheinen. Er spricht der ägyptischen Kultur, vor allem ihrer Kunst und Religion, die Herkunft aus weltentrückten Seelengründen ab und leitet sie von nüchterner Verständigkeit und religiöser Phantastik her. Er sucht nachzuweisen, daß dieses Volk, das Katzen, Hunde und Paviane anbetete und seinen Toten Hausrat, Spielzeug, Lebensmittel und Amulette ins Grab legte, keine Philosophie und keine wahrhafte Religion besaß. Und Worringer kann seine Auffassung durch viele, gerade in dieser Zusammenstellung verblüffende Urteile der hervorragendsten Aegyptologen belegen. Der Streit über dieses Problem wird noch lange hin und her gehen; aber sicher ist Worringers Buch eine der geistvollsten, aufrüttelndsten Publikationen der letzten Jahre, hochinteressant für alle, die sich über die geistige Entwicklung der Menschheit klar zu werden suchen. Die prächtige Illustration und Ausstattung des Werkes verdienen besonders erwähnt zu werden.

Illustriertes Kochbuch. Von Lina Morgenstern. 10. Auflage. Völlig neu bearbeitet von M. Richter. Mit 549 Abb. und 12 farb. Tafeln. In Leinen M. 14.—. Verlagsbuchhandlung Heinrich Killinger, Nordhausen 1926.

Noch zu Lebzeiten der Verfasserin sind von diesem ausgezeichneten Kochbuch acht Auflagen erschienen. Bei der vorliegenden völlig neu bearbeiteten 10. Auflage sind vor allem die während der Kriegs- und Inflationszeit eingetretenen Veränderungen in den Ernährungsverhältnissen berücksichtigt worden. Denn jene schlimme Zeit hat ja auch gute Erkenntnisse bei unseren Hausfrauen zur Reife gebracht. Vielen schmeckt seitdem manches Gericht, das sie zuvor verlacht und verachtet hätten. Im übrigen hat der Fortschritt der Zeit auch mit vielem aufgeräumt, was zuvor auf dem Gebiete der Kochkunst für gut und fein gegolten hat. Der Bearbeiter dieser Neuauflage hat sich nicht gescheut, dieses Veraltete auszumerzen. Auch die chemische Nahrungsmittelprüfung der jüngsten Zeit hat den Nähr- und Aufbauwert vieler Speisen in neues Licht gerückt. Endlich ist an Küchengeräten Neues aller Art erfunden und als brauchbar erprobt worden, was ein zeitgemäßes Kochbuch berücksichtigen und seinen Leserinnen vorführen mußte. Alle diese Gesichtspunkte sind in dieser Neubearbeitung ausgiebig verwertet worden. So handelt das reichillustrierte Werk über Küche und Kücheneinrichtung, über Ernährung und Kochkunst, über die Maß- und Gewichtsbestimmungen bei der Speisenzubereitung. Dann folgt eine eingehende Nahrungsmittellehre, ein Abschnitt „Das ABC der Kochkunst", sodann Anweisungen über die Bereitung der Suppen und Soßen, der verschiedenen Fleischarten, der Fische, der Eier-, Milch- und Mehlspeisen, der Gemüse, Salate, Kompotte, der Gebäcke, über die Konservierung von Früchten, über warme und kalte Getränke, über die Ernährung der Kranken. Endlich folgt ein Anhang über das Tranchieren, Anrichten und Servieren, über die Speisenfolge, und zuletzt Speisezettel für alle Monate. Alle Ausführungen des Buches sind reichlich durch Bilder veranschaulicht. Für Hausfrauen ein Entzücken!

Der Bamberger Dom und seine Bildwerke. Aufgenommen durch Walter Hege. Beschrieben von Wilhelm Pinder. Mit 94 Tafelbildern und 56 Abb. im Text. In Leinen M. 28.—. Deutscher Kunstverlag, Berlin 1927.

Nach seiner ausgezeichneten und glänzend illustrierten Kunst-Monographie über den Naumburger Dom hat der Deutsche Kunstverlag seine Aufmerksamkeit auf den mit dem Naumburger eng verwandten Bamberger Dom gerichtet und dafür den gleichen Photographen und denselben Kunsthistoriker gewonnen. Und beide haben wieder restlos gute Arbeit geleistet. Die Aufnahmen Heges sind von wundervoller Schönheit — und wie unendlich mühselig und schwer ist es, an hohen Bauwerken und in dunklem Kircheninnern zu photographieren! All die herrlichen Figuren des Doms werden einzeln und außerdem noch in ihren schönsten Details in großer Wiedergabe gezeigt. Ganz hervorragend ist auch die kunstgeschichtliche Darstellung Pinders, der die Entstehung des Gesamtbauwerkes unter den drei Bauhütten und die späteren Veränderungen schildert; dann die Entstehung der Bauplastik in den Werkstätten der drei Bauhütten. In souveräner Beherrschung des ausgedehnten kunstgeschichtlichen Materials weiß Pinder die feinsten Fäden aufzudecken, durch die der Bamberger Dom mit dem Gewebe seiner Zeitgeschichte verflochten ist. Und Pinders Urteile wiegen heute als die eines der ersten europäischen Kunstkenner. Ich wünsche diesem Wunderwerk mittelalterlich katholischen Geistes die gebührende Würdigung.



Das Trostenglein / Von Pankraz Schuk

Als der liebe Gott die Welt erschaffen und jedem Englein seine Arbeit zugeteilt hatte, da hielt er Heerschau über seinen Stab im Himmelreich oben. Und wie sein Blick über alle hinglitt, die ihm helfen sollten, sein schönes Reich zu regieren, da sah er auf einmal, abseits von den andern, ein Englein sitzen, das gar bitterlich schluchzte und weinte.

Der liebe Gott trat auf das weinende Englein zu, fragte es, warum ihm die hellen Tränen über die Wänglein rollen und es so traurig sei. Da erzählte es ihm, daß es bei der Verteilung der Arbeiten übergangen worden sei, obwohl es sich schon recht sehr auf eine Stelle gefreut habe. Und es bat den lieben Gott mit bewegten Worten, daß er ihm doch auch eine Stelle geben möge, und wäre es die bescheidenste, denn es wolle ja auch dem Herrn des Himmels und der Erde dienen.

Den lieben Gott rührte des Engleins Bitte. Er sann eine gute Weile nach, welche Stelle er wohl noch frei hätte und dem Englein zuweisen könnte, aber wie er auch sinnen mochte, er hatte alle Stellen schon besetzt und keine mehr übrig. Er sagte dies dem Englein und vertröstete es auf eine spätere Zeit. Da schlich das Englein traurig von dannen.

Einmal, als eben Nacht wurde und die dazu bestimmten Englein herumflogen und die Lichter am Himmel anbrannten — seht ihr wie es da oben flammt!, — da blickte der liebe Gott zur Erde nieder, um zu sehen, was die Menschen unten machten. Dabei blickte sein gütiges Auge auch in eine Hütte, in der eine Frau schon lange krank lag und nicht leben und nicht sterben konnte. Sie jammerte und bat inständig den lieben Gott, ihrem Leiden ein Ende zu machen und sie von dieser Erde hinwegzunehmen.

Der liebe Gott blickte auf den Mann — den Gatten der Kranken, der traurig beim Tische saß — und auf die drei Kinder, die scheu nach der Mutter im Bette schauten und in deren Augen Tränen standen. Er wußte nicht gleich, was er tun sollte; aber da die Kranke immerfort bat, er möge sie doch von ihrem Leiden erlösen, so rief er dem Todesenglein und befahl ihm, zur Erde zu steigen, die Bitte der Kranken zu erfüllen und ihre Seele in das Himmelreich zu geleiten.

Das Todesenglein warf sich ein schwarzes Kleid um, brannte eine schwarze Kerze an und stieg auf der Himmelsleiter zur Erde nieder. Eine Weile schwebte es um die Hütte, dann klinkte es ganz leise die Tür auf, ging in die Stube hinein, trat an das Bett der kranken Frau und griff mit seiner eiskalten Hand an ihr Herz, daß es alsogleich stillestand. Dann nahm es ihre Seele zu sich, schlich sich unbemerkt aus dem Hause, schwang sich draußen in der Nacht auf die Himmelsleiter und stieg mit der Seele empor zur Himmelshöh'.

Der liebe Gott hatte allem, was das Todesenglein getan, zugesehen, und so sah er auch, wie eine Weile nachher, nachdem es sich aus der Hütte wieder fortgeschlichen, der traurige Mann beim Tische sich erhob und an das Bett der Kranken trat. Und als er merkte, daß sie sich nicht mehr rührte, die Augen geschlossen waren und das Herz stille stand, da ergriff ihn ein gar wilder Schmerz. Er warf sich auf die Leiche, weinte herzzerbrechend, und als die Kinder ihren Vater weinen sahen, da weinten sie auch.

Das alles sah der liebe Gott, und darüber wurde er so ergriffen, daß er sich abwandte und zwei Tränen aus den Augen wischte. Die Armen taten ihm bitter leid, und sofort entschloß er sich, das Weh, das er ihnen antun mußte, zu lindern. Er rief das Englein, das er bei Vergebung der Stellen im Himmelreich übersehen hatte, zu sich und sagte zu ihm:

„Weil ich dir keine Stelle gegeben habe und du mir auch dienen willst, so sollst du neben dem Schutzenglein die schönste Stelle erhalten, die ich nunmehr zu vergeben habe. Du sollst fortan das Trostenglein heißen, und deine Aufgabe soll darin bestehen, diejenigen zu trösten und ihren Schmerz zu lindern, denen ich ein Liebes nehme, das reif für den Himmel ist."

Wie das Englein sich darüber freute!

Der liebe Gott trug nun dem Trostenglein auf, gleich zur Erde zu steigen und in der Hütte, in der ein Mann und drei Kinder in ihrem Schmerz um die tote Mutter weinten, seines Amtes zu walten.

Das brave Engelein

Da warf sich das Englein ein himmelblaues Kleid um, stieg auf derselben Leiter wie eine Weile vorher das Todesenglein zur Erde nieder und schwebte in die Hütte, wo so viel Leid war. Dort legte es seine sanften Händchen auf die Stirn des Mannes und dann auf die Augen der Kinder, trocknete ihre Tränen, träufelte Balsam auf ihre Seelen und senkte Trost in ihre Herzen. Und siehe, es wurde ihnen darüber leicht, und sie fügten sich in den Ratschluß des Ewigen.

Und dann flog das Trostenglein wieder zur Himmelshöh'.

Der liebe Gott, der zugesehen, wie gut das Englein seines Amtes gewaltet, hob es empor und küßte es und freute sich über alle Maßen.

Und seit jener Zeit gibt es Todesenglein und Trostenglein, die der liebe Gott in seiner Güte und Weisheit erschaffen hat.

Der Klaubauf

Es hatten einmal zwei blutarme Leute ein recht böses Kind, das ihnen viel Verdruß machte. Die Mutter sagte wohl oft zu ihm: „Wenn du nicht folgen willst, so geb' ich dich dem Klaubauf." Aber das fruchtete wenig bei dem bösen Knaben, der seine Wege ging.

So trieb er es lange Zeit. Da nahte denn wieder der St. Nikolaustag, und am Vorabende desselben kam wirklich ein Klaubauf in die arme Hütte. Der Klaubauf hatte gar lange Hörner und große feuersprühende Augen. Schellend und polternd trat er in die Stube, wo sich das unfolgsame Kind befand, und frug die Eltern mit hohler Stimme: „Darf ich den Fratzen mitnehmen?" Die Eltern bejahten seine Frage. Er wiederholte sie zum zweiten und zum dritten Male, und als die Eltern immer ja antworteten, nahm er das Kind und trug es zur Tür hinaus. Draußen fuhr er mit dem Kinde, das laut aufschrie und um Hilfe rief, durch die Luft von dannen. Die armen bekümmerten Eltern mochten sich wohl abhärmen: sie konnten keine Spur mehr von ihm entdecken.

Von den Pantoffeln, die auf Wanderschaft gingen / Von Jutta Wilfing

Die Pantoffel wurden morgens stets von der Bauersfrau getragen, wenn sie den Stall ausmistete oder die Hühner mit Futter versorgte oder den alten Eimer im Gewinde des Ziehbrunnens hochdrehte, daß der ächzte und grunzte wie der alte Großknecht, wenn's Zeit zum Aufstehen war. — Sie waren beileibe nicht mehr die jüngsten, die beiden Pantoffel; allein da Alter nicht vor Torheit schützt, beschlossen sie, sich selbständig auf die Wanderschaft zu machen, um sich die Welt zu besehen. Der eine von beiden hatte oben an der Kappe mit der Zeit zwei schadhafte Stellen bekommen, und so behauptete er, er sei in das sogenannte Schwabenalter gekommen, wo auch der Dunkelste im Oberstübchen helle wird. Der andere dagegen hatte vorne einen mächtigen Riß gekriegt, so daß er nun immerzu das Maul auftat und den lieben langen Tag das große Wort führte. „Weißt du was," sagte er zu seinem Kollegen, „wir haben nun lange genug den Stall gemistet und die Hühner versorgt, laß uns doch in die Welt wandern und zusehen, wie es draußen aussieht." — Und so machten sie sich eines Tages vor Hahnenkraht auf die Wanderschaft. Das Hoftor war freilich um diese Zeit noch verschlossen, und wäre nicht dem mit dem hellen Kopf ein guter Einfall gekommen, hätten sie wohl oder übel von ihrem Vorhaben abstehen müssen. Im Winkel des Bauernhofes türmte sich ein mächtiger Dunghaufen bis an die Mauerbrüstung, und drüben lehnte eine Hühnerleiter, über die der Gockel seine Hennen auf freies Feld zu führen pflegte. Die beiden Ausreißer erklommen also die Höhe dieses duftenden Hügels und langten auf seinem Scheitel gerade an, als Frau Sonne verschlafen aus ihrem Himmelbett hervorzublinzeln begann. Klapp, klapp ging's die Hühnerleiter hinunter — ein Sprung — und drunten war man, wo die weite Welt ihren Anfang nahm. Da war zunächst ein ausgetretener Feldrain, und den wanderten sie rüstig fürbaß. Als sie einige Stunden gegangen waren, sahen sie einen Mann an einem Schleifstein sitzen, den die Sohlen vom vielen Treten nicht übel brennen mochten, denn er war barfüßig.

Der gutmütige Bauer.

„Ja, Buben, warum weint ihr denn gar so arg?"
— „Wir haben für die Mutter Milch geholt, jetzt ist der Steg über'n Bach weg, und wir können nicht heim!"

„Ei, wohin?" rief er die beiden wandernden Pantoffel an. Der Wortführer tat seinen Mund noch weiter auf und erwiderte gewichtig: „Wir wandern in die weite Welt; wer mithalten will, muß sich sputen!"

„Von dort komm ich ja eben," sagte der Scherenschleifer, „dahin gelüstet's mich nicht; aber ihr Tagediebe könnt zu was Besserem nützlich sein und meinen bloßen Füßen noch gute Dienste tun." Und damit bückte er sich, um sie zu greifen. Aber die Weltwanderer wollten sich so bald nicht wieder einfangen lassen; sie liefen, was sie konnten, und da der Scherenschleifer seinen Schleifstein nicht im Stich lassen konnte, hatten sie bald einen großen Vorsprung.

Bauer: „Seid nur stad, das werden wir gleich haben, da — — schenk ich euch meine Holzschuh, fahrt's nüber!"

Als sie etliche Meilen gegangen waren und die Sonne unbarmherzig auf sie niederbrannte, verspürten sie jämmerlichen Durst. — „Ach herrje," seufzte der mit dem großen Mundwerk kleinlaut, „wie war es doch daheim beim Stallausmisten so schön kühl, und wenn der Frau die Milcheimer überschwabberten, bekam man einen Mund voll von dem köstlichen Naß. Wär' nur nicht der Straßenstaub, möchte die Wanderei noch geh'n."

Sein Geselle, der sich so klug gedünkt hatte, sagte nichts, aber er merkte wohl, daß es mit der Helligkeit im Oberstübchen nicht weit her sein konnte, begann ihm doch allmählich zu dämmern, daß es klüger gewesen wäre, nicht mitzuhalten. Er legte sich in den Straßengraben zu allerlei zerlöcherten Pfannen, verbeulten Kochtöpfen und beschloß, hier sein nahes Ende abzuwarten. Freund Großmaul ging also allein weiter — und das um so rascher, denn nicht allzu fern sah er das silberne Band eines Flüßchens blinken. Richtig kam er todmüde und atemlos bei sinkender Sonne dort an. Er beschloß, alsbald sein Nachtlager aufzuschlagen; doch zuvor wollte er noch einen ausgiebigen Nachttrunk tun. Er bückte sich ganz weit vor, bekam das Übergewicht und plumpste kopfüber ins Wasser. Da er aber sein großes Maul auch jetzt ums Leben nicht zumachen wollte, schluckte er bis zum Überdruß und mußte jämmerlich ersaufen.

Das ist die Geschichte von den Pantoffeln, die auf Wanderschaft gingen. Wären sie hübsch daheim geblieben, würden sie sicher noch heute leben und bekämen obendrein in irgendeinem friedlichen Stallwinkel das Gnadenbrot.

Die Krönleinnatter

Es lebte vor langer Zeit eine kreuzbrave Dirne, die bei einem Bauern im Dienste war. Sie tat treu und redlich ihre Pflicht, sah auf die Sache und das Vieh ihres Dienstherrn und arbeitete von früh morgens bis spät abends. Im Hause, in dem sie Magd war, lebte auch eine Krönlnatter. Das scheckige Schlänglein, das ein hellglänzendes Krönlein auf dem Kopfe trug, hielt sich in einer Mauerritze des Stalles auf und ließ sich selten sehen. Die meisten Hausbewohner wußten nur deshalb, daß eine Krönlnatter im Hause sei, weil sie ihr wunderschönes Singen oft hörten. So oft aber die brave Dirne in den Stall kam, um die Kühe zu melken, fand sich auch die Krönlnatter ein. Es war ein herziges Tier und hatte glänzend schwarze Äuglein, mit denen es die Magd gar bittend und klug ansah. Da dachte sich dann die Dirne, ich weiß schon, was du möchtest, und goß ein wenig Milch in ein irdenes Schüsselchen und gab sie dem Tierlein zu trinken. Da hättest du die Natter sehen sollen, wie sie ihr Zünglein spielen ließ und die weiße, warme Milch gierig einschlürfte. Wenn sie dabei ihr Köpfchen wendete, schimmerte das Krönlein wie eitel Gold, daß einem hätte das Sehen vergehen mögen. War das Schüsselein geleert, nickte die Natter mit ihrem Köpfchen, daß das Krönlein hellauf funkelte wie der Tau im Sonnenschein, und schlüpfte in die Ritze der Mauer.

Die Dirne hatte ihre Freude an dem Tierlein und gab ihm morgens und abends Milch, und dieses geschah um so lieber, als sie sah, daß die Natter Glück und Segen brachte. Denn seitdem waren die Kühe immer gesund und gaben viel mehr Milch als früher. Als eines Abends die Natter wieder im Stalle war und ihr Schlücklein Milch trank, kam der Bauer, der ein rechter Geizhals war, dazu und sah dieses. Alsogleich fing er an zu schelten und schrie: „Ich kann eine Magd, die die Milch den Würmern gibt, nicht brauchen. Packe dich aus meinem Hause!" Da ging die Dirne weinend in ihre Kammer und schnürte ihr Bündel. Bevor sie aber auf immer Abschied vom Hofe nahm, ging sie in den Stall, um noch einmal die Kühe zu sehen. Da kroch plötzlich die Krönlnatter daher, schüttete das funkelnde Krönlein vor die Magd und verschwand. Das Mädchen nahm die funkelnde Krone, wodurch sie steinreich wurde, und kehrte zu ihrer Mutter zurück. Der geizige Bauer aber hatte seitdem kein Glück mehr.

Ina Berchtold — Heilige Nacht

Im Zauberbann der Todesstrahlen

Zukunfts-Roman von Otfrid v. Hanstein

Fortsetzung

Wir gingen in einen Nebenraum. Sobald wir eintraten, flammte auch hier das Licht auf. In der Mitte dieses Raumes stand ein kreisrunder Tisch, auf ihm eine Glasplatte, und — unter dieser Glasplatte schien ein merkwürdiges Spielzeug zu sein. Etwa zehn Zentimeter unter der Platte war eine andere Platte, nicht aus Glas. Sie war gelb wie Sand, und war mit einem ganzen Netz von Schienen umspannt. Alle diese Schienen vereinigten sich in der Mitte in einem Punkt, und auf diesen Schienen waren ganz kleine Pflüge und Sämaschinen. Merkwürdige Maschinen mit weitausladenden Messern und wieder andere mit großen Kästen. Es sah aus, als hätte man hier alle landwirtschaftlichen Apparate in Miniaturform für ein Kind nachgebildet.

Mein Onkel drückte auf einen Schalter. Das Bild erhielt Leben. Die winzigen Pflüge glitten über die Schienen, es war, als ob sie den Boden auflockerten, die Fangmesser schnitten an der Erde entlang. Hinter den Pflügen kamen selbsttätig die Säer und streuten den Samen, und hinter den Säern kamen die dunklen Kästen und ließen nach allen Seiten Wasser versprühen. Dann aber kehrten alle die Apparate zur Zentrale zurück; mein Onkel drückte einen anderen Hebel, und jetzt verschoben sich die Schienen um eine Kleinigkeit, und derselbe Kreislauf begann.

„Das ist das Erbe des Erfinders Wenzel Aporius. Das ist, was ich will. Warum soll nicht auf eine große ebene Fläche übertragen werden, was hier im kleinen geschieht? Denke dir ein Netz solcher Schienen und darauf die Maschinen, und denke weiter. Du hast Kunstuhren gesehen, und du weißt Bescheid mit dem elektrischen Strom. Denke dir ein Uhrwerk, das nicht nur die Stunden, sondern auch die Monate und Tage anzeigt. Und nun — wenn zum Beispiel der erste Februar kommt, — löst sich von selbst ein Kontakt aus, und der Bagger, der als erster den Boden aufwühlt, setzt sich in Bewegung.

Am zweiten folgt ihm der Säer, am dritten der Sprenger. Ein einziges Kraftwerk, das gewissermaßen wie eine große Spinne im Netz sitzt, sendet automatisch alle Maschinen aus, und der Mensch ist nicht mehr der Arbeiter, er ist bloß der Aufsichtsbeamte, der alle diese eisernen Arbeiter betreut und bewacht.

Denke dir über das ganze Land, das ich erwarb, solche Spinnennester verbreitet; denke dir Kanäle, die die Wüste in fruchtbares Land verwandeln; denke dir den Boden mit Bergwerken unterwühlt, die seine Schätze heben, und denke dir Industriestädte — gleichfalls Städte, in denen Maschinen für Menschen arbeiten, — und von dieser Wüste wird Wohlstand ausgehen; die Luft wird mit gewaltigen Luftschiffen bevölkert sein, die in gekühlten Räumen, was wir erzeugen an köstlichen Früchten und Gemüsen, der alten Welt zutragen, Luftschiffe, die auch von uns aus gelenkt werden. Und denke dir später in gleicher Weise all die Teile der Erde, die als Wüsten oder unter dem Mantel undurchdringlichen Urwalds nutzlos daliegen, in dieser Weise fruchtbar gemacht — es wird eine neue Zeit anbrechen auf dieser Erde. Der Mangel wird schwinden, der Kampf um das Dasein. Der Krieg wird von der Erde verschwinden; denn was sind Kriege anders als der Kampf der Völker um ihre Nahrung. Ein Zeitalter der Freude, des Friedens —“

Er schwieg und starrte begeistert in eine Ferne hinaus, die sich seinen Augen erschloß; ich aber sah auf dieses kleine Uhrwerk, sah, wie in einem Planetarium der Kreislauf der Sterne, sich das Jahr vor mir abspielen.

Sah immer wechselnde Maschinen, sah kleine Erntewagen mit Früchten und Korn beladen.

Mir schwindelte bei der großen Macht dieses Gedankens.

„Und das willst du ausführen?“

„Ich will den Anfang machen. Ich weiß, daß es geht. Wer es vollendet? Nur der, der wie ich daran glaubt.“

„Es kostet Millionen.“

Er schüttelte den Kopf.

„Milliarden, mein Sohn.“

„Und“ — verfügte er etwa über Milliarden?

„Vielleicht habe ich sie."

„Du?"

„Vielleicht sind sie in den Tiefen des Mount Russel verborgen."

„Des Mount Russel?"

„Es ist selbstverständlich, daß du ihn nicht kennst; es ist ein Berg in der australischen Wüste. Dort fand ich das Radium."

„Das Radium?"

„Alles ist Zufall auf dieser Welt. Weißt du, wie in Südafrika die Diamanten entdeckt wurden? Da war ein armer, mühseliger Farmer, ein Trecker, der mit dem Ochsenwagen hinauszog, um irgendwo fruchtbares Land zu finden. Die Regenzeit überraschte ihn, und er baute eine armselige Hütte.

Der Boden wurde zu weichem Schlamm; seine Tiere starben; er selbst war am Verhungern. Da sah er eines Tages seltsam glitzernde, kleine Kiesel, die wohl im Schlamm gesteckt hatten und die jetzt die in der Sonne trocknende Kruste seines Wagens und die Schlammwände seiner Hütte durchsetzten.

Das waren die ersten Diamanten, damals, als noch niemand die Erde nach ihnen durchwühlte, und der Farmer wurde zum reichen Mann."

Wieder schwieg der Onkel und war in Gedanken verloren.

„Ich war jung, wie du es jetzt bist. Ich war voller phantastischer Gedanken; in mir war Kraft, aber ich hatte keinen Platz, mich auszuleben, hatte kein Ziel — und schlug über die Stränge.

Es war ein trüber Tag, als ich zu dem großen Aporius kam. Er ist tot; er ist im Irrsinn gestorben — er ist ein Opfer seines Genies geworden. Ich erzähle dir später davon.

Mit gierigen Lippen habe ich seine Gedanken getrunken, dann verlor ich ihn aus den Augen. Ich habe mich in der ganzen Welt herumgetrieben. Ich war Goldgräber in Alaska; ich habe in den Diamantminen in Kimberley gearbeitet; dann war ich wieder Ingenieur und habe in harter Fron mein Dasein gefristet.

Vor zehn Jahren kam ich nach Australien. Leben im Busch! Du wirst es kennen lernen. Leben des Elends und dennoch —. Ich war Paradiesvogeljäger. Ich bin wochenlang in den wilden Bergen umhergezogen, habe mit wilden Indianern gelebt. So kam ich auch zu den Bergen um den Mount Russel."

Ein Signal ertönte — ein Glockenzeichen — mein Onkel nickte.

„Wieder einmal sind die Maschinen klüger als wir. Das heißt, diesmal hat doch ein menschliches Hirn diese Maschinen belebt und regiert. Es ist Mittag geworden, und du hast wahrscheinlich nichts genossen, seit du hier bist. Komm, wir wollen die gute Maschine nicht warten lassen!"

Er stand auf. Jetzt hatte ich die Erklärung dafür, daß ich mich schwach fühlte. Der Onkel sah mir in das Auge.

„Du hast dein Examen bestanden. Du bist von meinem Blut. Ich habe mich nicht geirrt oder vielmehr: Frank Allister hatte wieder einmal recht.

Wir wollen essen, dann gebe ich dir allerhand, was du lesen magst, und morgen soll deine Arbeit beginnen."

„Ein Examen? Ich habe doch gar nicht gesprochen!"

„Auch das wirst du verstehen, wenn du das Geheimnis des Stuhles kennst. Ich will dich nicht allzusehr verwirren."

Wieder ein Klingelzeichen. Jetzt leuchtete die Mattscheibe über dem Schreibtisch auf, und eine englische Schrift erschien:

„Bin mit zwölf deutschen Ingenieuren auf dem Rückweg. Sendet Flugzeuge! Frank Allister."

Der Onkel ließ seine Finger über die Tasten eines Morsealphabets gleiten, dann schien er sehr zufrieden.

„Jetzt wird es werden. Allister weiß, wen er wählt. Deutsche mußte ich haben. Nun aber zum Essen!"

Wieder ein Nebenraum, eine kleinere Höhle und in ihr ein gedeckter Tisch. Er goß Wein in die Gläser, Rheinwein, köstlich gekühlt, und lächelte.

„Du weißt, ich bin die große Spinne. Jetzt habe ich dich in mein Netz gezogen, auf daß du es niemals bereust. Und jetzt nichts von der Arbeit! Der große Arzt Hufeland sagt, daß das Essen am besten bekommt, das man fröhlich genießt.

Auf Deutschland! Auf unsere liebe Heimat! Wirst sehen, ich bin kein so schlechter Deutscher, als manche denken."

Er trank, dann aßen wir gute und kräftige Speisen, und ich wunderte mich schon nicht mehr darüber, daß uns kein lebender Diener bediente, sondern die Speisen auf einen Hebeldruck auf kleinen Tischen automatisch aus einer Wandöffnung heranrollten und wieder verschwanden.

Dann aber führte mich der Onkel in einen weiteren Raum, der als Zimmer wohnlich zurechtgemacht war, die Wände mit Decken verhüllt, ein Ruhebett, ein Tisch mit Büchern.

„Ich lasse dich rufen, wenn ich dich brauche — jetzt denke nach!" Er ging aus dem Zimmer und — ich war allein.

Drittes Kapitel.

„Achtung! Berlin! Auf Welle 330! Herr Professor Windmüller wird jetzt über Australien, das Land der Zukunft sprechen. — Bitte, Herr Professor!"

„Meine Damen und Herren! Australien —"

Ich fuhr auf; es war dunkel um mich her. Ich lauschte den Worten, die an mein Ohr drangen. Ich lauschte ihnen mit traurigen Gefühlen. Also — ich hatte geträumt. Geträumt die Reise im Flugzeug — geträumt die Gestalt meines Onkels — geträumt das seltsame Werk des Wenzel Aporius! Ich lag in Berlin, hatte geschlafen — hatte anscheinend einen ganzen Tag verschlafen.

Ich suchte nachzudenken. Gestern abend? War das gestern? Das war doch so lange her — dazwischen lag meine Reise — nein — die hatte ich ja geträumt. Aber dann — war das eine so schwere Sitzung gewesen mit meinen Freunden? Wo war ich? — Da war doch ein Lautsprecher!

„Wenn wir zunächst die australische Wüste betrachten, die sich in ihrer unwirtlichen Strenge etwa vom Mount Russel nach Westen —"

„Mount Russel" — was wußte ich vom Mount Russel — da waren doch die Radiumfunde gemacht.

Ich sprang auf. In demselben Augenblick wurde es hell. Nicht mit einem Male; langsam glühte in der halben Höhe ein Lichtschein auf, wurde stärker und stärker, dann war es vollkommen hell.

Ich war nicht in Berlin. Ich war in dem Gemach, in das mich der Onkel gebracht hatte, in dieser verkleideten Höhle, lag auf dem Diwan, war sorgsam in eine Decke gehüllt, und über mir hing an der Decke ein Lautsprecher.

Ein runder Holzkasten, wie ich ihn auf Bildern bei amerikanischen Anlagen gesehen hatte; aber jetzt war er verstummt.

Wunderbar! Ich freute mich, daß ich hier war. Freute mich und hatte doch zugleich auch ein wenig Heimweh nach Berlin.

Ich ließ meine Blicke suchend über die Wand gleiten. Das war wieder merkwürdig. Vorher hatte ich die Empfindung gehabt, als könne mein Onkel meine Gedanken erraten — jetzt waren es schon die Wände, die dieses taten.

Eine Stelle war jetzt durch einen tastenden Schein hell erleuchtet. Es waren ja überhaupt keine Glühbirnen, wie ich sie kannte, die der Höhle ihre Helligkeit gaben, sondern es war ein mir fremdartiges Glimmen, kein Licht, sondern eine wohltuende, dem Tage gleiche Helligkeit.

Jetzt aber lag — ich möchte sagen ein Sonnenstrahl auf einer Stelle der Wand, und wie meine Augen sich dorthin richteten, wie ich hinzutrat, etwa zwei Schritte davon entfernt war, sprang eine kleine Tür auf, ein Waschbecken klappte herunter, und kaltes Wasser rauschte aus einem Hahn in das Becken.

Ich war nach dem Waschen herrlich erfrischt. Ich suchte nachzudenken. Unruhe war in mir, der Wunsch, meinen Onkel zu sehen, mehr zu hören von seinen Wundern. Und Angst, daß diese Wunder wieder zerrinnen würden.

Der Lautsprecher begann wieder. Diesmal aber war es nicht Berlin, sondern er vermittelte mir nur die Stimme meines Oheims.

„Wenn du wach bist, komme zu mir."

Ich streifte die Jacke über, trat auf die Türe zu, diese öffnete sich mir, und an der Wand des langen Ganges war ein Lichtschein, der jetzt an der Wand entlang lief und mir als Führer diente. Dann kam ich auf den Platz, bis zu dem mich der Wagen gebracht hatte, und dieser stand bereit.

Die Tür zu meines Oheims Zimmer sprang auf, und dieser schien mich bereits zu erwarten; aber er war nicht allein. Der Amerikaner, der vorhin die großen Kraftmaschinen beaufsichtigt hatte, war bei ihm, und mitten im Zimmer stand für drei Personen ein Kaffeetisch gedeckt.

„Du hast gut geschlafen."

„Verzeih, Onkel, ich —"

„Ganz natürlich und dazu ein gutes Zeichen für deine Nerven; zumal du jetzt ein zufriedenes Gesicht machst. Es waren ja immerhin allerhand neue Eindrücke —"

„Ich habe Radio gehört und bin dadurch aufgewacht —"

„Mister Hollborn — du kennst ihn ja von heute vormittag — hat auf meinen Wunsch dir Berlin gegeben —"

„Ich war so erschrocken — ich fürchtete schon, daß ich geträumt hätte."

„Fürchtetest wirklich?"

„Onkel —"

„In fünf Minuten geht ein Flugzeug nach Deutschland. Willst du wieder mit?"

„Darf ich nicht bleiben?"

Er sah mich an und nickte mir zu.

„Ist gar nicht für dich; geht auch nicht nach Deutschland. Geht nur nach San Franzisko. Ich muß hinüber. Ist nicht schlimm. Etwa ebenso weit als Berlin. Ich fahre schnell und hoffe in acht Tagen zurück zu sein.

Ich denke, wenn du ernstlich entschlossen bist, hier zu bleiben, wird Mister Hollborn, bisher mein einziger Vertreter, die Freundlichkeit haben, dich einzuweihen, dir noch manches zu erzählen und zu zeigen, was dir fremd ist und was du wissen mußt.

Wenn ich zurückkomme, denke ich, daß auch Mister Allister mit den zwölf Herren hier ist, und dann soll die eigentliche Arbeit beginnen. Ist auch Zeit, denn das Wichtigste muß geschehen, ehe die klugen Herren in Canberra eingesehen haben, wie dumm sie waren, als sie meinen Vertrag unterschrieben. Nun schnell eine Tasse Kaffee!"

Mein Onkel setzte sich gemütlich hin. Nichts verriet in seinem Wesen, daß er im Begriff stand, in acht Tagen sechsundzwanzigtausend Kilometer im Flugzeug zu reisen. Wir tranken den vortrefflichen Kaffee.

„Ich denke, das nächste Mal wird es schon eigene Ernte sein."

Dann stand er auf.

„Good bye, Mister Hollborn! Fritz, du begleitest mich wohl zum Wagen." Wir standen eine Minute allein.

„Also — du willst?"

„Ich will."

„Gut so, dann wirst du mir bei meiner Rückkehr sagen, in welchem Abschnitt du arbeiten willst. Junge, wenn du den guten Eindruck, den ich heute von dir habe, wahr machen würdest —"

Ein Pfiff ertönte, und der Oheim lachte.

„Siehst du, jetzt ist wieder einmal die Maschine sogar mein eigener Herr, wenn ich nicht schnell mache —"

Er sprang in den Wagen; augenblicklich schnappte die automatische Tür zu, und er sauste davon, verschwand in der Steigung; einen Augenblick später klappte oben bereits die Falltür. Ich trat in den Raum zurück. Mister Hollborn saß breitbeinig da, hatte eine große Zigarre im Munde und schob mir auch eine hin.

„Mister Schmidt ist der genialste Mann auf der Welt."

„Ich glaube es."

„Ich aber weiß es. Old boy, Sie müssen ein Glückpilz sein. Solchen Onkel, und solchem Onkel so gut zu gefallen!"

„Gefalle ich ihm wirklich?"

„Ist kein Mann von Redensarten, und Desert City keine Kinderbewahranstalt. War schon mancher hier und ist nach drei Stunden wieder geflogen. Buchstäblich sogar, und Sie —"

„Wie lange sind Sie bei meinem Onkel?"

„Seit wir zusammen in Sidney Stiefel geputzt haben."

„Stiefel geputzt?"

„Yes, Sir, ist ein durchaus ehrenwerter Beruf. Will auch verstanden sein; aber hier ist mir's lieber. Sind Sie munter?"

„Natürlich!"

„Wollen wir auch einen kleinen Abendflug machen?"

Ich lachte.

„Etwa auch nach Frisko? Oder haben Sie doch den Auftrag, mich über die Grenze zu bringen?"

Hollborn war plötzlich ernst.

„Mister Schmidt sagt nie etwas, was er nicht denkt. Hat mir gesagt, daß Ihr Vertrag perfekt ist."

„Wo also wollen wir hin?"

„Zum Mount Russel, wenn's Ihnen recht ist."

„Das wäre mein größter Wunsch."

„Old boy, darauf können Sie stolz sein. Den Mount Russel, den richtigen Mount Russel kennen auf dieser Welt bisher nur zwei Menschen. Der andere ist Ihr Onkel, und wenn er befiehlt, daß Sie — Sie gleich am ersten Tage —"

Der Pfiff, den ich jetzt schon kannte, ertönte.

„Da ist schon der Wagen."

Wir fuhren wieder hinauf. Ich wunderte mich. Es war nacht. Ich mußte also lange Stunden geschlafen haben. Es war jetzt auch nicht mehr so heiß. Vor uns stand ein Flugzeug. Nicht ein solches wie das, mit dem ich gekommen. Ohne Kabine, ein einfaches Flugzeug für einen Führer und seinen Begleiter.

„Sie verstehen zu lenken?"

„Jawohl."

„Hin werde ich fahren, dann brauche ich den Weg nicht zu erklären." Außer uns beiden war kein Mensch zu sehen.

Wir stiegen ein, und das Flugzeug erhob sich vom Boden, um ziemlich niedrig dahinzugleiten.

„Ist der Weg weit?"

„In drei Stunden, also etwas nach Mitternacht, sind wir dort. Der Mount Russel gehört auch noch zu unserem Gebiet. Der erst recht."

Unter uns war zuerst Wüste, dann dichter Busch. Bisweilen, allerdings nur recht selten, eine Siedlung in diesem Busch. Ein Dorf, ein helles Feuer auf einem Platz, darum tanzende Männer und Weiber.

„Eingeborene?"

„Menschenfresser!"

„Angenehme Nachbarn!"

„Wenigstens intelligent. Kommt übrigens nicht vor, daß sie Weiße fressen. Sind ihnen zu salzig und schmecken nach Alkohol."

Ich mußte lachen, so trocken kam es aus seinem Munde.

„Hoffentlich wissen Sie es nur aus dem Mund der Leute."

„Weiß es von ihnen. Ihr Häuptling ist unser Freund. Sie werden ihn kennen lernen."

Langsam stieg das Gelände an und wurde bergig. Jetzt kamen manchmal dichte Waldungen, und der Mond fiel auf blühende Täler mit herrlichen Blumen.

„Viel wilde Tiere?"

„Gar keine. Känguruhs und ähnliches Zeug. Schmeckt auf die Dauer langweilig. Dafür klettern bei uns die Fische auf die Bäume, und die Frösche bellen wie Hunde. Tolles Land, dies Australien. Ist noch so ein Stück auf den modernen Menschen überkommene Urwelt."

Das Flugzeug senkte sich zur Erde. Wir hatten uns einer Gruppe höchst merkwürdiger Felsgebilde genähert. Berge, die aussahen wie gleichmäßige Kegel aus geschmolzenem Glasfluß, die aussahen wie in das Ungeheure vergrößerte Zuckerhüte oder etwa wie riesenhafte Donnerkeile.

„Die Glashausberge. Unbesteigbar. Sind jedenfalls zu gleicher Zeit —"

Er brach ab und ließ die Laufräder über den Boden gleiten.

„Bitte!"

Wir standen jetzt wieder auf unseren Füßen. Es war um uns herum dichtes Gebüsch. Wir schritten einen Pfad aufwärts, einen richtigen Pfad, den Menschen in diese Tropenwildnis geschnitten, der aber schon wieder zuwachsen wollte.

„Ist erst gestern gehauen. Wenn der Urwald kämpft, ist der Mensch fast machtlos."

Es war vielleicht eine Stunde vergangen; da öffnete sich der enge Bergweg in eine kleine Talmulde.

„Ein erloschener Krater."

Es war ein Garten von paradiesischer Schönheit. Nie hatte ich solche Blütenpracht nur geahnt. Nur daß kein Duft daraus emporstieg.

„Kommen Sie, ich habe Besseres!"

Wir stiegen weiter, und jetzt standen wir neben einem dieser steil aufsteigenden Kegel.

„Hier ist das Bergwerk."

„Ein Bergwerk?"

„Ein Bergwerk, das Mister Schmidt entdeckt hat. Durch Zufall entdeckt hat, wie er noch als Paradiesvogeljäger die Insel durchstreifte. Jedenfalls ein Bergwerk, wie Sie noch keines gesehen haben. Ich denke, es ist etwa zehntausend Jahre alt."

Ich sah ihn an; aber er war vollkommen ernst.

„Zehntausend Jahre. Mister Schmidt meint es auch. Was wissen wir? Wir Eintagsfliegen, die wir stolz sind auf unser Wissen. Was ahnen wir von dem, was gewesen? Was wissen wir von der goldenen, sagenhaften Atlantis? Nur, was uns Plato aus dem Mund der alten Ägypter erzählte. Was wissen wir von den gewaltigen Standbildern der Osterinsel? Nichts, als daß sie eben vorhanden sind, und daß es Menschen waren von einer großen Kultur, die sie erschufen. Menschen, die sicher nicht auf einer kleinen Insel im Weltmeer wohnten, sondern in einem großen, versunkenen Lande. Was wissen wir, wer den Palast von Palenque geschaffen, der oben in Mexiko an den Ufern des Usumacinta noch heute steht und die Jahrtausende überdauert? Was wissen wir von den Menschen, die lebten, ehe die Sintflut die Erde überschüttete und sie hinwegraffte? Was werden die Menschen, die nach zehntausend Jahren die Erde bevölkern, von uns wissen?"

Der Amerikaner war ernst und nachdenklich geworden, während wir uns jetzt einem schwarzen Loch näherten, das sich in der Bergwand öffnete.

„Herr Schmidt hat Zuflucht darin gesucht, als ein Regenguß ihn überraschte. Fast wäre es sein Tod geworden; nun ist es der Beginn seiner Größe."

Wir traten in ein viereckiges Gemach. Mister Hollborn hatte während der ganzen Wanderung einen viereckigen Kasten in seiner Hand getragen. Jetzt erfuhr ich, daß es ein großer Akkumulator war, und er verband ihn mit einer Leitung aus Kupferdraht. Eine Hebeldrehung, und eine Glühbirne flammte auf.

„Nun haben wir Licht für zwei Stunden. Länger reicht dieser Akkumulator nicht."

Ich sah mich um. Das Gemach war in den Stein gemeißelt; seine Wände waren verziert. Es waren große, übermenschliche Gesichter, die hier gebildet waren, aber keine Gesichter, die etwa an die australische Rasse erinnerten. Bisweilen zeugten sogar einige Farbreste von Malereien, und dann wieder waren seltsame Sterne und Sonnenbilder aus wundervoll fein in den Stein eingelegtem Gold und Silber wie Kronen über den Steingesichtern.

Mir war unwillkürlich, als sei ich in einem Tempel.

„Kommen Sie, Mister!"

Er hatte einen Schrank geöffnet, der in der Ecke stand. Allerdings einen neuen Schrank, der roh aus Brettern gezimmert war. Nun entnahm er ihm zwei Anzüge aus einem mir unbekannten Stoff.

„Ziehen Sie über."

„Weshalb? Das sind ja fast Taucheranzüge."

„Sie werden begreifen."

Ich stieg in den Anzug, der aus einem Stück war und sogar über Füße und Hände ging. Hände mit zu Fingern ausgearbeiteten Handschuhen, und vor dem Gesicht war eine steife Maske mit Augenteilen, die mir aus Kristall geschliffen schienen. Es war ein recht unbequemer Anzug, aber auch Hollborn trug einen solchen.

„Nehmen Sie die Laterne!"

Er gab mir eine elektrische Taschenlampe und begann eine Leiter hinunterzusteigen.

„Die Leitern sind neu, der Schacht ist uralt. Sie sehen, er ist aus dem lebendigen Gestein gehauen."

Er war vollkommen viereckig, und seine Wände schienen geschliffen zu sein. Es war ein wunderbar ausgearbeiteter Schacht, und er hatte in bestimmten Abständen, immer gerade in der Länge einer Leiter, einen Vorsprung, breit genug, um die Leiter zu wechseln.

Wir stiegen fünf solcher langer Leitern hinunter, dann standen wir wieder in einem größeren Raum.

„Gleich sind wir dort."

Wir schritten jetzt einen Stollen entlang. Auch er war trefflich erhalten, weil er in festem Felsen war. Dann

sah ich, daß der Boden unter mir schmutzig wurde. Die Wände waren nicht mehr Stein; auch sie wurden jetzt von einer schmutzigen, blauschwarzen Masse gebildet, die sich anfühlte wie klebriger Lehm.

Es war Uranpechblende; ich hatte oft kleine Proben davon gesehen, als ich noch bei meinem Studium war. Uranpechblende! Der Stoff, aus dem das kostbare Radium gewonnen wird. Sonst wird sie selten gefunden und nur in kleinen Mengen — hier stand sie mit einer Mächtigkeit an, daß ein ganzer Bergwerkstollen in das Erz hineingearbeitet worden war. Nicht von uns — schon vor Jahrtausenden von rätselhaften Vorfahren.

Der Stollen endete hier.

Botticelli: Maria mit dem Kinde und Johannes

Nachdem wir uns umgesehen und ich auf Mr. Hollborns Veranlassung eine Probe genommen, gingen wir wieder zurück. Ich fühlte heftigen Kopfschmerz und ein mir unerklärliches Übelsein.

Mister Hollborn nahm das Stück Uranpecherz aus meiner Hand und wickelte es in ein Stück ähnlichen Zeuges ein, wie das war, aus dem unsere Mäntel bestanden, dann erst legten wir diese ab und stiegen durch den Schacht wieder zur Oberwelt empor.

Ich atmete auf, als ich die kühle Nachtluft um meine Schläfen fühlte; Hollborn reichte mir ein Medikament, nahm selbst auch eine Tablette, und dann zeigte er mir einen köstlichen Quell, aus dem wir tranken.

„Jetzt kennen Sie den Reichtum des Herrn Schmidt. Es ist Radium, Uranpecherz, aus dem Radium in unglaublicher Menge gewonnen werden kann, was Sie dort sahen. Nicht Gramme oder Pfunde — vielleicht Zentner. Schon diese Radiummenge könnte die ganze Welt in Umwälzung bringen. Es ist gut, daß kein anderer als Mister Schmidt diese Entdeckung gemacht hat."

„Wie war es möglich, daß sie solange verborgen blieb?"

„Es ist sehr selten ein weißer Mann in diese Berge gekommen. Außerdem — Sie haben an sich selbst gefühlt, man nähert sich ihm nicht ungestraft. Die Wirkungen einer solchen Menge Radium und der davon ausgehenden Strahlen ist unbedingt tödlich. Der Berg und seine Höhlen, die den Buschmännern von heute natürlich Höhlen der Götter und Dämonen sind, waren als „Höhlen des Todes" bekannt. Nie hat sich ein Eingeborener hineingewagt, und wenn es vielleicht doch ein Vorwitziger tat, war es sein sicherer Tod.

Allerdings ist es gerade diese Sage gewesen, die unseren Chef hineingetrieben hat. Auch er wäre fast den Dämonen des Zauberberges erlegen; er hatte erkannt, was der Berg barg, und eine Probe mit sich genommen. Sie hat ihm schwere Wunden und eiternde Geschwüre an seiner Hand verursacht, aber sie war die Quelle seines Reichtums."

„Merkwürdig aber, daß die australische Regierung trotzdem —"

„Sie kennt natürlich das Bergwerk so wenig wie ein anderer. Darum ist nichts geändert. Nur daß wir diese

Hecke von Stachelbirnen gepflanzt haben, die sicherer ist als eine eiserne Tür, weil sie keinen Menschen hindurchläßt. Wer sollte hier auch hindurch wollen? Aber Sie haben hier den herrlich prangenden Garten gesehen. Hier oben zwischen den wilden Felsen und dem sprossenden Urwald. Auch dies ist wahrscheinlich noch Wirkung des Radiums in der Tiefe des Berges."

„Trotzdem — diese Menge — es ist unglaublich —"

„Auch diese Berge mit ihrer bizarren Form sind ein Rätsel. Sie sind sicher nicht echte Kinder der Erde. Wahrscheinlich sind diese Gebilde vor Zeiten als Teile eines anderen Weltkörpers, vielleicht eines Kometen, auf die Erde gestürzt, und in diesem äußeren Körper, der wohl eine Art Glasfluß ist, war als Kern dieses Uranpecherz verborgen. Gewissermaßen durch diese Hülle isoliert. So blieb es nicht nur verborgen, sondern auch seiner Wirkung auf die Umgebung beraubt, bis unsere klugen Vorfahren zum erstenmal zu ihm drangen, vielleicht großen Nutzen aus ihm zogen, vielleicht auch an ihm zugrunde gingen wie die Indianer. Freilich, ich glaube es nicht. Sonst hätten sie den Schacht und oben den Vorraum nicht so gut geschmückt und den Göttern geweiht.

Schwer war die Entdeckung — schwer der Gewinn. Ich war der erste, den Ihr Onkel in sein Vertrauen zog. Damals lagerte noch ein Stamm wilder Menschen in diesen Bergen. Er hat sich inzwischen verzogen. Wir sind hinuntergestiegen; wir haben heimlich in der Stille der Nacht uns einen Weg mit dem Messer durch die Stachelbirnen gehauen. Immer vor den Wilden auf unserer Hut; denn es geht unter ihnen die Sage, daß derjenige, der sich in die Höhle der Dämonen begibt, nicht nur sich, sondern auch den ganzen Stamm vernichtet. Wir haben eine Glasflasche mitgenommen, die wir in Asbest genäht hatten. Darein haben wir mit Schaufeln aus Holz eine kleine Menge Uranpechblende getan und sind wieder geflohen. Haben uns hier an dem Quell mit dem köstlichen radiumhaltigen Wasser gewaschen und sind nach Sidney gewandert.

Dort haben wir unsere Gewehre verkauft, unsere kleine Habe, alles, was wir besaßen, und haben uns in dem Keller eines Hauses ein ganz kleines Laboratorium gemietet. In ihm hat Herr Schmidt — ich verstehe das ja nicht — aus der Pechblende das Radium entwickelt.

Wir waren arme Teufel, sehr arme. Ich wenigstens hatte allen Glauben an ein Glück, das mir noch blühen sollte, verloren. Sie können sich denken, wie mir zumute war, als Herr Schmidt zu mir sagte, während er mir ein Kästchen hinhielt:

‚Das ist fünftausend Pfund wert, und dir gehört davon die Hälfte!' Und dann kam nicht etwa eine Zeit des Schwelgens. Dann sind wir beide nach San Franzisko hinübergegangen. In Australien wollten wir unseren Reichtum nicht zeigen. Lieber noch eine Weile darben und hungern. Warum anderen unseren Fund in den Rachen stoßen? Zuerst sind wir noch einmal in das Bergwerk gestiegen. Dann hatten wir so viel, daß es etwa eine halbe Million sein mußte. Wir nähten die kleinen Kästen in unsere Kleider und ließen uns als Heizer anwerben. So arbeiteten wir uns nach San Franzisko. Dort erst suchten wir das Radium zu verkaufen. Natürlich auch das sehr vorsichtig. Hier lag wieder die Gefahr vor, daß man uns für Diebe oder Hochstapler hielt. Es war durchaus nicht angenehm. Wir mußten die Dienste von Männern benutzen, die uns gewiß nicht vertrauenswürdig erschienen. Wir mußten sie natürlich auch viel Geld verdienen lassen.

Mit einer Viertelmillion kehrten wir nach Australien zurück. Herr Schmidt hatte inzwischen seinen Plan gefaßt und ihn mir entwickelt. Ich bin auch einmal Ingenieur gewesen. Bin auch einer von denen, die das Leben unter die Zähne genommen hat, bin aber kein Genie wie Ihr Onkel."

Wir saßen noch immer neben dem Radiumquell und aßen ein Frühstück, das Hollborn im Flugzeuge mitgenommen hatte.

„Sie sind also Mitbesitzer, Mister Hollborn?"

Er sah mich verwundert an.

„Durchaus nicht. Was kann ich dafür, daß Ihr Oheim das Bergwerk gefunden hat? Ich hab' ihm geholfen — er hat mich bezahlt — bezahlt mich auch heute sehr gut, und mit Freuden helfe ich ihm weiter, so gut ich es kann."

Ich drückte ihm warm die Hand.

„Welches Glück, daß der Onkel gerade Sie gefunden hat!"

„Ich habe ihn lieb und hatte ihn auch schon liebgewonnen als guten Kameraden, wie wir beide halb verhungert nach Sidney kamen, als das Schiff, auf dem er erster Ingenieur und ich Heizer war, scheiterte und niemand in Sidney von uns etwas wissen wollte. Von dem Deutschen schon gar nichts, aber auch von dem Amerikaner nichts.

War, weiß Gott, eine tolle Zeit, als wir beide Stiefel putzten, bis wir so viel Geld zusammen hatten, um uns zwei Gewehre zu kaufen und in den Busch zu gehen, und dann —

Zwei Jahre später haben wir die Radiummine gefunden."

„Und was geschah weiter? Oder ist es neugierig, wenn ich Sie bitte?"

„Herr Schmidt hat mich beauftragt — er selbst spricht nicht gern viel; habe mich gestern gewundert, ich glaube, so viel hat er in einem Jahr sonst nicht gesprochen."

Herr Hollborn lachte laut auf.

„Köstlich war's. Wir kamen wieder nach Australien zurück. Diesmal wohnten wir im Viktoriahotel. Das war damals das erste Hotel. Wir nahmen uns ein Auto und fuhren direkt zur Regierung. Damals gab es noch keine Hauptstadt Canberra. Ich sehe noch das Gesicht des Regierungskommissars, als ihm Mister Schmidt gegenübertrat. Er hatte sich sehr fein gemacht, und das paßte durchaus nicht zu seinem wetterharten Gesicht. Er sah richtig aus wie ein spleeniger Amerikaner aus den Witzblättern. Er begann:

‚Entschuldigen Sie, ich möchte etwas Land kaufen.'

‚Wo?'

‚Einen Glashausberg mitten in der Wüste.'

‚Was wollen Sie damit?'

‚Mir ein Landhaus darauf bauen.'

‚Auch in der Wüste?'

‚Yes, auf dem Glashausberg.'

‚Und welcher soll es denn sein? Es gibt ja eine ganze Menge.'

‚Ich will den Mount Russel kaufen.'

Der Kommissar lachte andauernd.

‚Ausgerechnet den? Wissen Sie, was da für Wilde wohnen?'

Herr Schmidt nickte.

‚Yes, Menschenfresser.'

‚Und was wollen Sie für den Mount Russel bezahlen?'

‚Ich biete Ihnen hunderttausend Dollar.'

Es dauerte ein paar Tage, da war der Vertrag fertig. Die australische Regierung lachte tüchtig über den dummen Amerikaner, von dem sie nicht einmal wußte, daß er ein Deutscher war. Sie strichen die hunderttausend Dollar

ein, und nun gehörte der Berg Ihrem Onkel. Gut war der Vertrag gemacht, und die Beamten hatten spöttisch gelacht, als Ihr Onkel hineinschrieb, daß ihm der Berg mit allem darauf und darin und hundert Kilometer in seinem Umkreis gehöre und ebenso die Luft über dem Berge und alle Erde unter ihm.

Wir holten uns wieder von dem kostbaren Stoff, brauchten wieder in Amerika fast ein Jahr, um ihn zu verkaufen; denn auch jetzt wollte Ihr Onkel das Geheimnis gewahrt wissen. Dann kehrten wir nach Australien zurück. Diesmal durchstreiften wir sehr sorgsam die Wüste. Das war so gewissermaßen der erste Anfang, den Ihr Onkel machte, um seine Gedanken in Tat umzusetzen. Wir haben zwei Jahre zu dieser Untersuchung gebraucht. Da haben wir die große Höhle entdeckt, in der wir jetzt wohnen, und haben den unterirdischen Fluß festgestellt, von dem wir glauben, daß er der Oberlauf des De Gray River ist. Jetzt hat Ihr Onkel dieses Wüstengebiet mit der Höhle von der Regierung gekauft. Sie haben ihn schön ausgelacht, als er kam, aber sein Geld haben sie genommen. Jetzt konnten wir arbeiten.

Ein halbes Jahr später war ein ganzes Schiff mit den Turbinen, den Riesendynamos und allem anderen in der Cambridge-Bai.

Während der beiden Jahre, die wir uns im Busch herumgetrieben, hatten wir mit den Wilden Freundschaft geschlossen. Ist ja so einfach. Sind ja meist alle wie harmlose Kinder. Freilich, mit der Peitsche darf man sie nicht schlagen, ihre Weiber und ihre Kinder ermorden und sie aus ihren Dörfern jagen, wie es die Weißen taten, als sie nach Australien kamen. Nun, es waren ja weiße Verbrecher, die die englische Regierung nach Australien schickte, und wer schon in der Heimat ein Räuber und Mörder ist, der eignet sich schlecht dazu, Wilde den Weißen zu Freunden zu machen.

Wir haben es trotzdem erreicht. Das heißt nicht wir, sondern immer Ihr Onkel. Ich war nie etwas anderes als sein Gehilfe.

Dann wurden die schweren Eisenteile in die Wüste geschleift. Es wäre gar nicht möglich gewesen, wenn wir nicht erst Schienen gelegt hätten für eine Eisenbahn, die wir nachher wieder fortnahmen.

Ja, ja, Master, wir haben schon zehn Jahre Arbeit in Australien hinter uns, bis wir dieses Kraftwerk errichten konnten, bis der Chef seinen großen Plan ausarbeitete, bis wir langsam und vorsichtig so viel Radium verkauften, daß Millionen bereitliegen, und bis die australische Regierung in Canberra so weit war, dieses Riesengebiet zu verkaufen. Natürlich sind sie jetzt noch davon überzeugt, daß es nur eine Spielerei ist, aber die Million in jedem Jahr ist ein sicherer Erwerb aus dieser trostlosen Wüste."

Ich sah den Amerikaner an.

„Sie glauben, daß es gelingt?"

Mister Hollborn nickte und sagte ganz ruhig:

„Wenn Mister Schmidt mir heute sagt, daß er in vier Wochen den Mond auf die Erde herunterholt, bin ich überzeugt, daß er es tut. Der Chef sagt nichts, was er nicht kann."

Er stand auf.

„All right. Ich denke, wir fahren heim. Die Sonne wird gleich aufgehen, und ich muß nach dem Kraftwerk sehen."

„Wieviel Menschen leben denn jetzt in Desert City?"

„Augenblicklich vier Weiße, das heißt, wenn ich Mister Schmidt mitrechne, fünf, aber er ist ja jetzt nicht da, also Sie, ich und zwei Diener."

Ich lachte.

„Das ist die ganze Bevölkerung der Stadt?"

Er sagte mit ernstem Gesicht:

„Das ist die herrschende Klasse, das ist die Intelligenz. Außerdem sind noch die Arbeiter da. Nicht so zahlreich, aber sehr stark."

„Weiße Arbeiter?"

„Meist sind sie schwarz, manche auch rot, aber stark sind sie alle. Stark, zuverlässig, unbedingt gehorsam, wenn man sie gut behandelt, und werden nie müde. Diese Arbeiter sind unsere Maschinen, sind die Turbinen, sind die Dynamos, die großen Schwungräder und Transmissionen. Der beste von ihnen ist der unterirdische Fluß, der seine Kraft hergibt, um das alles zu treiben."

„Und zur Bedienung dieser Maschinen sind nur Sie vier Menschen?"

„Nein, die Maschinen bediene nur ich, und wenn ich Hilfe brauche, Herr Schmidt, die beiden anderen sind nichts als Diener. Wären kaum nötig, wenn nicht manchmal Besuch käme, wie gestern der Lord, der Wert darauf legt, daß ein menschlicher Diener da ist. Ehe wir die zweihundert amerikanischen Monteure, die das Kraftwerk erbaut haben, natürlich unter der Leitung Ihres Onkels, in ihre Heimat zurückschickten, haben wir sie auch die Wohnhöhle einrichten und mit alledem versehen lassen, was jetzt unsere Bequemlichkeit ausmacht."

„Warum schickten Sie die Arbeiter fort, wenn mein Onkel die Pläne verwirklichen will?"

„Es ist nicht gut, viele Mitwisser zu haben. Wir hatten jene Arbeiter, immer fünf Mann aus einer Stadt, aus ganz Amerika zusammengesucht. Sie haben nicht viel darauf geachtet. Sie haben, ebenso wie die Regierung in Canberra, alles für eine tolle Laune gehalten und wahrscheinlich jetzt schon vergessen. Jetzt braucht niemand zu wissen, wie das alles entstanden ist, und jetzt kann ich das Kraftwerk allein bedienen." — —

Wir waren wieder in das Flugzeug gestiegen. Die Sonne ging auf. Ein ganz seltsamer Anblick.

Zuerst weit hinten über der Steppe ein dunkelroter Punkt, und dann stieg eine hellsilbern leuchtende Scheibe in die Höhe, während bunte Farben nach allen Seiten über den Himmel huschten. In Australien ist alles anders. Hier geht die Sonne nicht golden, sondern silbern auf und unter. Das kommt von dem Nebel.

Hollborn drehte die Kurbel an, und während die ersten Morgenstrahlen über dem Paradiesgarten und über dem Wald glitzerten, der den Fuß des Glashausberges umgab, schraubte sich unser künstlicher Vogel in die Luft empor und glitt über die Wüste unserer Höhle entgegen.

* *

Wir waren durch das ganze Höhlensystem gegangen. Ich habe diese gewaltige Kraftstation in all ihren Teilen bewundert. Eine Kraftstation ähnelt schließlich der anderen, nur diese war anders, denn sie war vollkommen auf automatischen Betrieb eingestellt. Sogar eine kleine Erdölquelle war ihr dienstbar gemacht und ließ durch sinnreiche Tropfer unaufhörlich ihre Öltropfen auf die Räder und Büchsen des Getriebes gleiten. Mister Hollborn hatte mich auch in eine ganz tief gelegene Kammer geführt, in der ein gigantisches Rauschen war. Da stürzte der bis dahin gebändigte Strom mit tosender Urgewalt aus seinem steinernen Rohre und verschwand in einem anscheinend endlosen Abgrund.

Wir standen auch in der Küche. Hier war der eine der Diener; er hatte nichts zu tun, als Aufsicht zu führen.

Mister Hollborn nickte lächelnd:

„Hier ist der erste Versuch gemacht, jenes Uhrwerk zu erproben, das dereinst gewissermaßen das Herz des ganzen Landes werden soll." (Fortsetzung folgt.)

Friede den Menschen / Vom Herausgeber

Das häusliche Heim kann ein Paradies oder eine Hölle sein. Und ach, wie viele Familienheime sind keine Paradiese! Manchem Manne ist es leid, wenn er am Feierabend nach Hause gehen soll, weil ihn keine friedliche, beglückende Häuslichkeit erwartet. Manche Frau fürchtet sich vor der Heimkehr des Gatten, weil dann aufs neue Streit und Zank beginnen. Und die liebehungrigen Kinder stehen mit ihren verwaisten Herzen hilflos zwischen so entzweiten Eltern und haben ein freudloses, trauriges Leben. Tausende von Ehen gehen in unserer Zeit an Friedlosigkeit und Freudlosigkeit zugrunde; denn kein Mensch erträgt auf die Dauer eine häusliche Hölle, es sei denn, daß er in tiefer Frömmigkeit entsagungsvoll das Martyrium eines solchen Lebens auf sich nimmt.

Wenn zwei Menschen sich zu häuslicher Gemeinschaft vereinigen, muß es ihr Erstes sein, den Frieden des Hauses zu begründen. Die meisten meinen, dieser Frieden sei von selber da; denn sie haben sich doch nur geheiratet, weil sie einander lieben. Aber sie vergessen, daß auch Menschen, die sich lieben, noch lange keine Engel sind, sondern Wesen von Fleisch und Blut, mit ganz verschiedenen Veranlagungen und Neigungen, die sie in der Regel erst kennenlernen, wenn sie dauernd beisammen leben. Jetzt entdeckt allmählich das eine die ganze Denkungsart, die Eigenheiten und Fehler des andern, und das ist für den künftigen Familienfrieden der entscheidende Augenblick. Sind die beiden Gatten zwei vernünftige und von ernster Christlichkeit erfüllte Menschen, so beginnen sie jetzt in aller Geduld und Ruhe sich gegenseitig zu verstehen und zu ertragen. Keines hat ein Recht, von dem andern zu verlangen, daß es seine persönliche Eigenart aufgebe. Gott hat keine zwei Menschen auf der ganzen Welt völlig gleich geschaffen, und der größte Unterschied liegt ja schon in der Verschiedenheit der Geschlechter. Der Mann kann nicht Frau und die Frau nicht Mann werden: immer bleibt dem Wesen nach eine tiefe Kluft zwischen beiden.

Darum sollen Mann und Frau sich in ihrer Eigenart achten und schätzen, sollen einander darin ermuntern und unterstützen, damit jedes auf seine Art das Höchste vollbringen kann. Der Mann soll seinem Beruf und Geschäft nachgehen, um der Familie den Unterhalt zu verdienen; er soll ein ganzer Mann sein, etwas Tüchtiges leisten und die Achtung seiner Mitbürger erringen. Die Frau soll unterdessen daheim mit Fleiß und Umsicht den Haushalt besorgen, damit der Mann sich darauf freuen kann, am Abend heimzukehren. Er soll ein freundliches Gesicht, einen wohlgedeckten Tisch, ein gemütliches Heim antreffen. Wenn eines von diesen drei Dingen fehlt, wird sich auf die Dauer bei dem müde und abgearbeitet heimkehrenden Gatten Enttäuschung und Verdruß einstellen. Hat aber die Frau ihre Pflichten erfüllt, dann hat sie auch ein Recht auf die Freundlichkeit und Anerkennung des Mannes. Der Mann darf nicht so tun, als ob seine Arbeit, weil sie Geld einträgt, allein Achtung und Anerkennung verdiene, nicht aber das emsige, umsichtige Walten der Hausfrau, die freilich nicht verdienen, sondern nur ausgeben kann. Das müßte die Gattin nur kränken, und wenn sie auch ihre Verstimmung nicht gleich merken läßt, wird ihre Arbeitsfreude doch darunter leiden.

Nur bei gegenseitiger Rücksichtnahme und Unterstützung entsteht jene häusliche Harmonie, die allen das Leben angenehm macht. Die einzelnen Familienangehörigen werden immer gewisse Eigenheiten und Fehler behalten, die den andern lästig fallen; diese müssen in Geduld und Milde ertragen werden. Durch Vorwürfe, grobe Worte oder Vergeltungen schafft man derartige Fehler nicht aus der Welt, sondern man vergrößert sie nur dadurch; aber Güte und Freundlichkeit vollbringen oft wahre Wunder. Durch ein mildes Wort zur guten Zeit vermag eine Frau ihren Mann tausendmal leichter zur Ablegung einer üblen Gewohnheit zu bewegen als durch Widersprechen und Tadeln im Augenblick ihrer Erregung. Alles aber, was nicht unrecht ist und nicht zu Schlimmem führen kann, wollen wir dulden, auch wenn es uns nicht gerade angenehm ist. Engherzigkeit und Eigensinn untergraben oft den häuslichen Frieden. Jedes mag seine Liebhaberei haben, wenn sie nicht zum Schaden der andern ausschlägt oder zu kostspielig ist oder die häusliche Eintracht gefährdet.

In der häuslichen Gemeinschaft muß jedes bereit sein, dem andern zu verzeihen. Bald wird das eine, bald das andere durch ein unüberlegtes Wort, eine schlechte Laune, eine Ungeschicklichkeit fehlen; das läßt sich nicht vermeiden, solange wir schwache, allen Einflüssen unseres leiblichen Befindens und der Witterung ausgesetzte Menschen sind. Wenn da der andere Teil sogleich aufbraust und harte Widerreden tut oder sich zu heftigem Tadel hinreißen läßt, so entsteht zwischen den Herzen, die sich verstehen und lieben sollten, ein unheilvoller Riß. Wir können uns im häuslichen Zusammenleben nicht genug der Milde und Sanftmut befleißigen. Wir wissen doch aus vielen Wochen und Jahren zuvor, daß wir alle einander gut gesinnt sind, daß keines dem andern absichtlich und mit Überlegung etwas Leides zufügen will. Es kann also nur eine übereilte, unüberlegte Rede oder Tat gewesen sein. Haben wir uns doch einmal zu einem Zank oder Streit hinreißen lassen, so soll die Sonne nicht untergehen über unserem Hader.

Leonardo da Vinci: Die heilige Jungfrau

Louis de Morales: Das göttliche Kind

„Und vom Kindlein gehet ein Glänzen aus . . ."

In der gnadenreichen Geburt und Kindheit unseres Herrn ist alle Mütterlichkeit und alles Kindertum dieser Welt gesegnet und verherrlicht worden. Und so ist es auch gekommen, daß die innigsten Mutter- und Kind-Gestalten, welche die Kunst des letzten Jahrtausends malte, Madonnen sind mit ihrem Gotteskinde. Seit in der Kirche St. Maria Novella zu Florenz Cimabue seine königlich hoheitsvolle und doch so gütige Frau mit dem Christuskinde malte, das groß und feierlich den Segen spendet, seit Fra Angelico zu San Marco seine wundersam lieblichen Madonnenbilder mit zartestem Pinsel schuf, ist dieses Thema durch Jahrhunderte hindurch für alle Künstler der Prüfstein ihres Könnens gewesen. Die edelsten Menschheitsideale haben in diesen Bildern ihre Darstellung gefunden: Jungfräulichkeit und Mutterschaft, der strahlende Glanz irdischer Leibesschönheit und der Zauber seelischer Verklärtheit, süßeste Mutterfreude und die schmerzliche Ahnung schweren Lebensschicksals, himmlische Hoheit und innigste Frauenzärtlichkeit. Und auch in das Bild des Erlöserkindes ist aus der demütigen Gläubigkeit des Volkes und dem Schönheitssuchen der Künstlerschaft das Lieblichste zusammengeströmt, was die Menschheit ersinnen konnte: lachende Gesundheit und der köstliche Reiz kindlicher Gebärden, das Kosespiel mutterseliger Kindlichkeit und auch der hohe Ernst wissender Gotterfülltheit und früher Leidensbereitschaft. Solch irdisch-himmlische Zwiegestaltigkeit haben alle guten Madonnenbilder der christlichen Kunst. In der Weihnachtszeit eines jeden Jahres erlebt die Welt das Wunder dieses himmlisch verklärten Mutter- und Kindertums im Sinnbild der heiligen Nacht. Wahrhaftig: „Vom Kindlein gehet ein Glänzen aus" (Eichendorff). Möge in kommender Weihnacht etwas von diesem Glanze auch in deine Seele strahlen!

Bastiano Mainardi: Der Besuch

Das Reich der Frau

Die Farbe der Trauer / Von Ferd. Silbereisen

Schwarz war schon die Trauerfarbe der alten Ägypter, die indes auch gelbe Gewänder angelegt haben, gelb wie die fallenden Blätter, wenn der Herbst stirbt.

Die Araber trugen anfänglich gleichfalls schwarze, später aber auch himmelblaue Gewänder während der üblichen Trauerzeit, wohl um anzudeuten, daß der Abgeschiedene ihnen nun für ewig so weit entrückt sei wie das blaue Gewölbe des Himmels.

Aus Juvenal, Ovid, Properz und andern Dichtern und Schriftstellern des alten Roms wissen wir, daß man damals in schwarzen Kleidern die Verstorbenen beklagte, und die Dramen des Euripides melden uns das gleiche von den Griechen. In den Gesängen Homers wird allerdings die schwarze Trauerkleidung noch nicht erwähnt.

Mancher Forscher nahm an, daß für die alten germanischen Stämme die weiße Farbe einst das Abzeichen der Trauer gewesen sein muß, weil sie im Aberglauben des Volkes fast immer auf den Tod hindeute. Wir schmücken ja auch heute noch mit weißen Blumen, mit Rosen und Chrysanthemen die Särge unserer Toten und bepflanzen ihre Gräber mit weißen Astern.

In stillen, vom Verkehr der großen Welt unberührten Wald- und Gebirgstälern der Schweiz und Tirols, wo uralte Gebräuche wie heilig erhalten geblieben sind, ist die weiße Trauertracht bis auf den heutigen Tag noch allgemein üblich, und auf der Rügenschen Halbinsel Mönchsgut gehört zur Trauer unbedingt ein weißes Kopftuch.

Der bekannte Natur- und Kulturforscher Demarque weist darauf hin, daß noch jetzt die kassubischen und serbischen Weiber während der Trauerzeit ihre bunten Kleider durch ein weißes Tuch ganz verdecken.

Auch legen wir Deutsche heute noch, obwohl wir selbst schwarzgekleidet den Toten zu seiner letzten Ruhestätte begleiten, die Leichen in weiße Linnen.

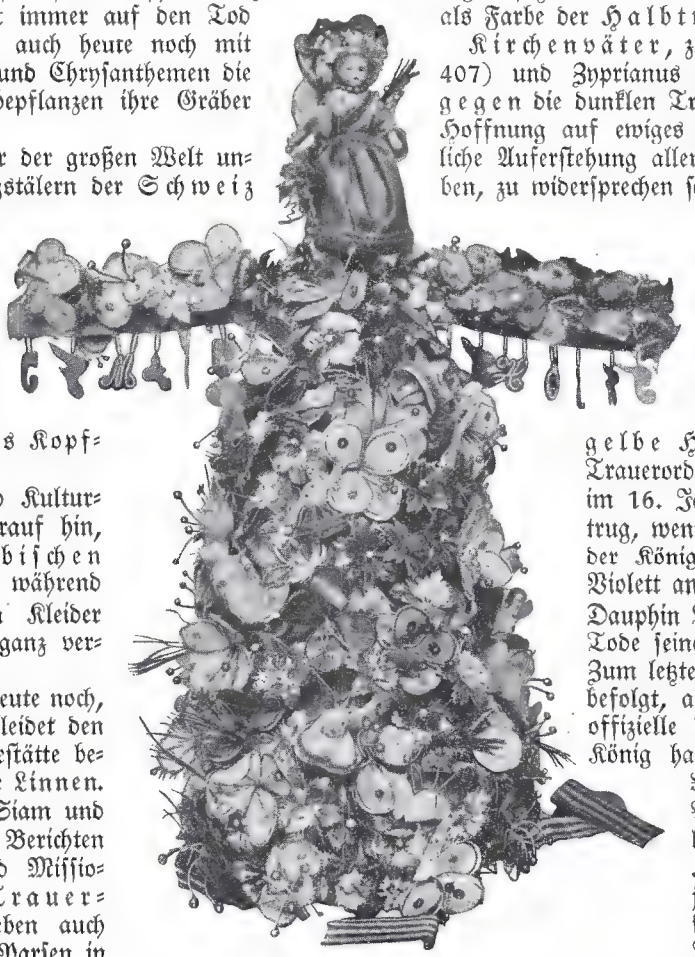
In Japan, China, Siam und Anam trägt man nach den Berichten der Forschungsreisenden und Missionare allgemein weiße Trauerkleider, in Japan daneben auch blaufarbige. Auch die Parsen in Bombay tragen weiße Gewänder im Leichenzuge, und die Australier wie die Owahaws in Nordamerika bemalen sich den Körper weiß, wenn einer aus der Sippe gestorben ist.

Türkische und ägyptische Frauen folgen der Bahre eines Verwandten oder Hausgenossen mit einem blauen Leinenstreifen, den sie um den Kopf wickeln, und die arabischen Klageweiber zerreißen unter Ausstoßen greller Laute blaue Baumwoll-Lappen, die sie in der Höhe schwingen. So wie man wohl in allen europäischen Ländern schwarzumrandetes Briefpapier und ebensolchen Siegellack unter den gebildeten Kreisen gern als Zeichen der Trauer benutzt, so schreiben die Chinesen ihre Beileidsbriefe mit blauer Tinte und siegeln blau.

Bei einigen äthiopischen Stämmen ist Grau die Trauerfarbe. Dies dürfte wohl auf die schon in der Bibel erwähnte orientalische Sitte zurückzuführen sein, zum Zeichen der Trauer das Haupt mit Asche zu bestreuen. Grau gilt jetzt bei den meisten europäischen Ländern als Farbe der Halbtrauer.

Kirchenväter, z. B. Chrysostomus (344 bis 407) und Zyprianus (200—258), sprachen sich gegen die dunklen Trauerfarben aus, weil sie der Hoffnung auf ewiges Wiedersehen und die glückliche Auferstehung aller Toten, die im Herrn sterben, zu widersprechen schienen.

Auch braune Gewänder waren zur Zeit des Mittelalters in den deutschen Gauen bei Trauer zulässig. In Gelb trauerten die Kelten, und noch heute tragen die Frauen der Bretagne im Leichengefolge gelbe Hauben. Interessant ist die Trauerordnung am französischen Hofe im 16. Jahrhundert. Ganz Frankreich trug, wenn es trauerte, Schwarz; nur der König legte bei dieser Gelegenheit Violett an. Selbst der fünf Jahre alte Dauphin Ludwig XV. wurde nach dem Tode seines Vaters violett eingekleidet. Zum letztenmal wurde dieser alte Brauch befolgt, als der Hof im Jahre 1783 offizielle Trauer anlegte. Außer dem König hatten nur die Kardinäle das Recht, in Trauerfällen ihren Purpur abzulegen und violette Gewänder zu tragen. In Hinsicht auf die Trauer, die jedermann für königliche Personen anlegte, wurde „Große Trauer" getragen, d. h. der lange Trauermantel, der bis auf den Boden reichte, und Krepp auf dem Hute.



Totenkrone,
die in Vierlanden jungen Mädchen auf den Sarg gesetzt wird.

1. Pelzkappe für kleine Mädchen

Zu Abb. 1:

Das Käppchen ist aus gezogenem rosa Crepe-Georgette gearbeitet und innen mit weißem Batist gefüttert. Den vorderen Rand säumt eine Rolle aus brauner Biberette. Mit Bändern aus dem rosa Stoff wird das Käppchen unterm Kinn festgebunden.

☆

Zu Abb. 2:

Dieser neuartige Knabenhut mit großem Rand besteht aus starker brauner Seide. Die aufgeschlagene, innen durch Schneiderleinen versteifte Krempe ist mehrfach durchgesteppt. Gleichfarbiges Sturmband.

Modelle: Bette, Bud & Lachmann, Berlin.

2. Stoffhut für kleine Knaben

Zu Abb. 4:

Auf das weiße Unterkleid kommt ein Batistjäckchen, das mit Lochstickerei verziert und mit Valencienne-Spitzen eingefaßt ist.

Wäschehaus Grünfeld, Berlin.

3. Wintermantel für Mädchen von 8—12 Jahren

☆

Zu Abb. 3:

Für den Schulweg gibt dieser Wintermantel durch die aufgesetzte Pelerine außerordentlich warm. Er besteht aus blauem Kasha mit Stoffgürtel. Pelerine und Armelaufschläge sind in feinen weißen Streifen abgesteppt.

Modell: Arnold Müller, Berlin.

☆

Sämtliche Aufnahmen: Phot. Sandau.

Zu Abb. 5:

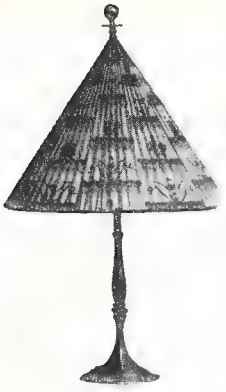
Ausgehkleidchen aus weißem Batist mit Bandverschluß, Lochstickerei und Spitzenbesatz. Das Stickereimuster wiederholt sich auf dem dazu gehörigen Häubchen aus gleichem Stoff, ebenfalls mit Spitzeneinfassung.

Wäschehaus Grünfeld, Berlin.

4. Baby-Jäckchen

5. Ausgehkleid und Häubchen

Im Lampenschein stiller Winterabende



Stehlampe

Man muß einmal nach Einbruch der Dämmerung langsam beschaulich durch ein Dorf oder Städtchen gehen, um zu gewahren, welch freundlichen Zauber heute das strahlende Licht der elektrischen Lampen in den Gassen, Häusern und Stuben entfaltet. Denke man sich dieselbe nächtliche Gasse vor hundert Jahren! Damals huschten die Leute mit flackernden Windlichtern von Haus zu Haus durch die stockdunkle Nacht, und auch im Innern der Häuser war es schwarz und tot: meist nur in einem einzigen Raume brannte schwach und trüb eine schwelende Funzel. Und heute: Fast taghell liegen die nächtlichen Wege im Schein der weithin flammenden Straßenlampen, und aus allen Fenstern flutet überquellend reiches Licht; bis hinauf in die kleinen Dachstuben, wo Junggesellen oder Dienstmädchen hausen, ist es hell und traulich. An dieser Errungenschaft des technischen Fortschritts freuen sich heute auch jene, die von der Technik nur eine Ernüchterung und Schablonisierung des Lebens fürchten. Aber die elektrischen Lampen und Lüster brauchen durchaus nicht nüchtern und schablonenhaft zu sein. Es gehörte nur zur unvermeidlichen Kinderkrankheit, daß die Beleuchtungskörper anfänglich unkünstlerisch und stillos, zunächst nur nach rein technischen Gesichtspunkten gestaltet wurden; es handelte sich ja für den Anfang nur darum, möglichst schnell und billig alle Häuser mit elektrischem Licht zu versorgen. Aber seit einigen Jahren bemüht sich nun auch das Kunsthandwerk mit großem Eifer um die Herstellung formvollendeter, stilreiner moderner Lampen und Lüster. Und auch eine wesentliche Verbilligung wurde erzielt durch die Konzentration solcher Bestrebungen in größeren, leistungsfähigen Betrieben, wie z. B. den Münchner Werkstätten für Beleuchtungskunst J. Winhart & Co., Marsstr. 7, denen die hier abgebildeten schönen Stehlampen, prachtvollen Lüster, Zuglampen und Lichtständer entstammen. Diese Bilder zeigen anschaulich, was sich mit Worten nicht leicht beschreiben läßt: daß auch die Beleuchtungskörper eines Hauses in Größe, Form und Farbe zu der ganzen Einrichtung passen müssen. Man darf nicht in ein schön und behaglich eingerichtetes Wohn- oder Schlafzimmer eine häßliche Fabriklampe hängen. Man muß den Zweck der Beleuchtung für den einzelnen Raum bedenken: auf einen Studier- oder Nähtisch gehört eine helles Licht auf die Arbeit konzentrierende Lampe; in einem Schlafgemach soll nur gedämpftes, mattes Licht herrschen; in einen traulichen Erker oder eine behagliche Zimmerecke paßt am besten eine mildes, farbiges Licht ausstrahlende Ständerlampe, die man bequem an die gewünschte Stelle rücken kann.

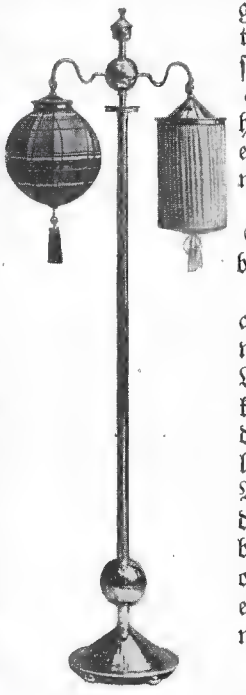
Stehlampe

Am meisten trägt die künstlerische Form eines Beleuchtungskörpers zur Verschönerung des Raumes bei. Ein schöner Lüster strahlt Festlichkeit selbst in einem bescheidenen Zimmer aus. Eine gemütliche Ampel im Hauseingang läßt den Besucher von vornherein eine traulich behagliche Häuslichkeit erwarten. Ein zierliches Nachttischlämpchen verbreitet tröstlichen Schimmer über eine ganze Krankenstube. Es gibt kaum etwas im Haushalt, an dem man so rasch den Geist und Geschmack der Bewohner erkennen kann wie an der Beleuchtung der einzelnen Räume. Darum halte einmal Umschau, wie es in dieser Hinsicht mit deiner Wohnung steht. Manche Hausfrauen nehmen aus Sparsamkeitsgründen beim Einkauf der nötigen Beleuchtungskörper das Billigste und Einfachste, treiben aber sonst das ganze Jahr hindurch eine geradezu sinnlose Verschwendung mit dem elektrischen Licht, indem sie aus Gedankenlosigkeit oder Bequemlichkeit die Lampen in den Zimmern oder in der Diele und sonstigen Nebenräumen stundenlang brennen lassen, wo es gar nicht nötig ist. Durch solche Unachtsamkeit hat man in einem Jahre mehr für sinnlosen Stromverbrauch verausgabt, als ein paar schöne moderne Lüster kosten. Auch wer bei einer Arbeit am Tische sitzt, beim Nähen, Lesen und Schreiben, brennt viel rationeller eine kleine Tischlampe, die das Licht unmittelbar auf die Arbeit wirft, als eine mehrflammige Deckenlampe. Außerdem kann man durch sparsame Verwendung von kleinen 15-Watt-Birnen einen drei- oder fünfflammigen Lüster ebenso billig brennen wie eine Lampe mit ein oder zwei 30- oder 50-Watt-Birnen; aber selbstverständlich wirkt ein vielflammiger Lüster festlicher als eine Lampe mit zwei stärksten Birnen.

So kann eine umsichtige Hausfrau im Lichtverbrauch viel ersparen und dafür dann und wann wieder eine moderne Lampe kaufen.

Hochkünstlerischer Messinglüster

Zuglampe mit Seidenschirm



Originelle Ständerlampe

Vornehmer Kerzenlüster

Für den Winter

5900

Crêpe-de-Chine-Bluse mit tiefem Sattel, Echarpekragen, Säumchen, Knopfverschluß.

☆

5901

Georgette-Bluse mit beiderseitigen Säumchengruppen. Gestickte Bordüren und Armelmotive.

☆

5902

Mit dicker, bunter Wolle bestickte Weste, Stehkragen, Ledergürtel.

5903

Weste aus Maulwurffell. Durch eine Schnalle gezogener, schmaler Echarpekragen, Ledergürtel.

5896

Mantel aus kariertem Homespun. Durch Säumchen seitlich eingehaltene Taille. Große aufgesetzte Taschen, Biberkragen und -Manschetten.

5899

Complet. Mantel aus Kashadon mit Säumchen, Tascheneffekten, Schalkragen und Bordüre aus Nutria. Kleid aus Wollcrêpe de Chine, gleichfalls mit Säumchen. Bandkrawatte, Stoffgürtel.

5897

Ensemble aus reversiblem Kasha mit karierter Innenseite. Gerader Mantel mit Chinchillettekragen, aufgesetzten Taschen, übereinandergesetzten Volants. Vorne geknöpfter Sweater. Hohlfaltenrock.

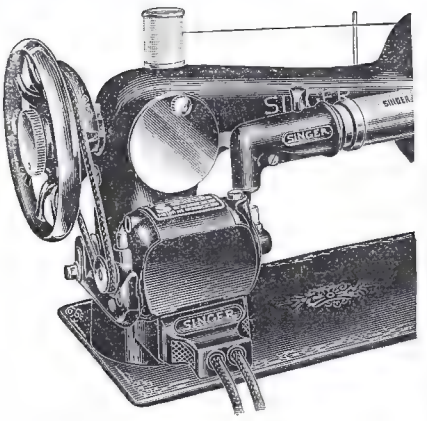
5898

Raglanmantel aus Multon. Gezogene Taschen mit Knopfpatten. Pelzkragen und -Manschetten. Schnallengürtel.

Entnommen aus: „Die Wienerin".

Sämtliche Schnittmuster zu beziehen durch Verlag Bachwitz AG., Wien III, Löwengasse 47.

Was leistet die modernste Nähmaschine?



Der Nähmaschinen-Motor

Für die allermeisten Frauen ist die Nähmaschine heute das unentbehrlichste Werkzeug im eigenen Haushalt, für Millionen Mädchen und Frauen sogar das wichtigste Betriebsmittel ihres Brotberufes. Um so notwendiger ist es für sie alle, zu wissen, was heute die modernste Nähmaschine gegenüber den älteren überholten Systemen leistet.

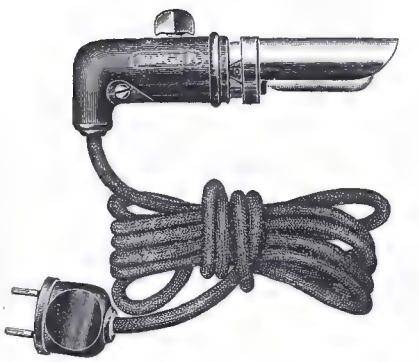
Die vollkommenste Haushalt-Nähmaschine ist zur Zeit die Singer-Klasse 66. Selbstverständlich haben auch andere deutsche Nähmaschinensysteme ihre Modelle von Jahr zu Jahr verbessert. In der Konstruktion der „Singer 66" sind die Ergebnisse jahrzehntelanger Erfahrung auf dem Gebiete der Nähmaschinentechnik verwertet. Vor allem ist der Gang dieser Maschine so spielend leicht, daß von einer Anstrengung auch bei längerem Nähen nicht mehr die Rede sein kann. Um übrigens auch den Tag für Tag an der Maschine sitzenden Berufsnäherinnen jede unnötige Kraftverausgabung zu ersparen, wird die „Singer 66" auch mit elektrischem Motor (Abb. 1) geliefert, der das Treten überflüssig macht. Dieser Motor ist zierlich, arbeitet geräuschlos und ist äußerst einfach zu handhaben. Er kann auch an älteren Singer-Klassen ohne Schwierigkeit angebracht werden. Sein Stromverbrauch ist minimal.

Eine erhebliche Erleichterung der Näharbeit wird durch das Nähli cht (Abb. 2) erzielt, eine praktisch eingerichtete elektrische Lampe, die sich leicht am Arm jeder Singer-Maschine anbringen läßt und die Lichtstrahlen unmittelbar auf die Näharbeit wirft, also die Augen vor Überanstrengung bewahrt. Dieses Nähli cht verbraucht weniger Strom als eine Deckenlampe, die dadurch erspart wird.

Die Stichbildung erfolgt bei der neuesten Singer-Maschine durch wagrecht gelagerte Spule usw.: das Einsetzen und Herausnehmen der Spule und das Regeln der Unterfadenspannung ist aufs einfachste gestaltet.

Die Dauerhaftigkeit dieser Maschine ist schier unbegrenzt. Sie wird in verschiedenen Ausstattungen geliefert: tragbar ohne Fußgestell, mit einfachem Tisch und Verschlußkasten, mit Klapptisch, mit Versenktisch und mehreren Schiebladen, mit Salontisch usw., sämtliche mit und ohne Motor.

Was leistet nun eine derart vollendete Maschine? Es lassen sich mit ihr nicht bloß alle im Haushalt vorkommenden Näharbeiten ausführen, sondern sie eignet sich ebenso zum Stopfen und Ausbessern von Wäsche, Gardinen, Strümpfen usw. und mittels des Singer-Spannrahmens sogar in hervorragendem Maße zum Sticken. Der Spannrahmen (Abb. 3) ermöglicht eine geradezu umwälzende Vereinfachung der beliebten Filet- und Hohlsaumstickereien, der reizenden modernen Gabelarbeiten mit Wolle und der Anfertigung passender Fransen für alle Zwecke. Mit wenigen Handgriffen werden die Querfäden über den Spannrahmen gezogen; flink und mühelos knüpft und stopft dann die Maschine das Netz und bündelt die Fäden. Solche Stickarbeiten können in jeder Länge ausgeführt werden; sogar die Ecken für Kissen und Decken können bei Filet- und Hohlsaumstickereien gleich rechtwinkelig an die Borten angearbeitet werden. Der Gebrauch dieses Spannrahmens ist aus der Anweisung ohne weiteres erlernbar.



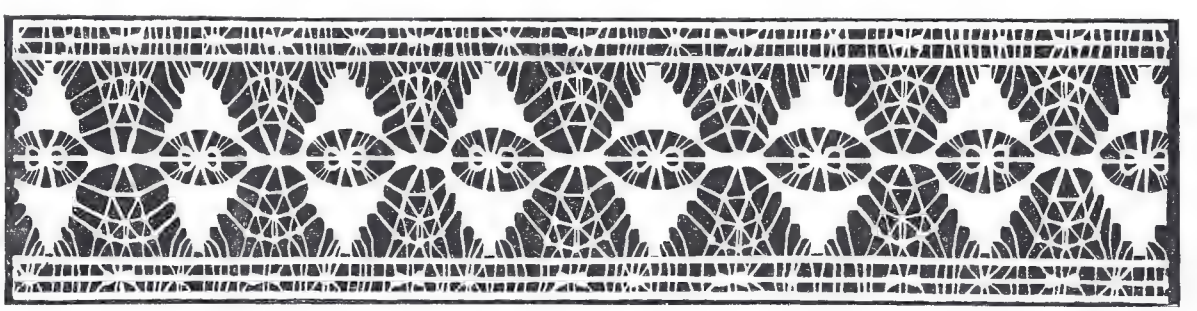
Das Nähli cht

Spannrahmen für Stickerei

Um die jetzt so modernen Hohlsäume an feinen Stoffen herzustellen, setzt man den Singer-Hohlnahtapparat ein, mit dem diese schöne Ziertechnik so schnell von der Hand geht wie eine einfache Naht und doch einen Ausputz von vornehmster Eleganz darstellt. — Der Säumer, der zarte Spitzen und Einsätzchen in einem Arbeitsgang mit dem Säumen annäht, der Kräusler, der gleichzeitig kräuselt, die Spitze aufnäht und versäubert, und der Faltenmarker, der in regelmäßigem Abstand feine Fältchen in den Stoff legt, bilden die wichtigste Ergänzung der Singer-Nähmaschine.

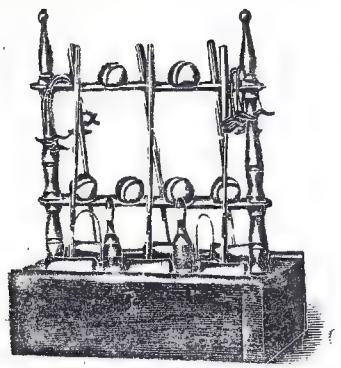
Endlich sei noch der Singer-Kanten-Nähapparat erwähnt, der eine vielfache Verwendung ermöglicht: das Zusammennähen von Spitzen und Einsatzstreifen, das Paspeln von Falten und Gürteln, das Überdecken von Nähten mit Streifen oder Litzen.

Zur bequemen und gründlichen Erlernung all dieser Stopf- und Näharbeiten mittels der neuesten Singer-Nähmaschine können die Käuferinnen in jeder Singer-Filiale vollständig kostenlos Nähkurse mitmachen, wo sie in der Handhabung der Maschine und in der vorteilhaftesten Ausführung aller Näharbeiten unterwiesen werden.



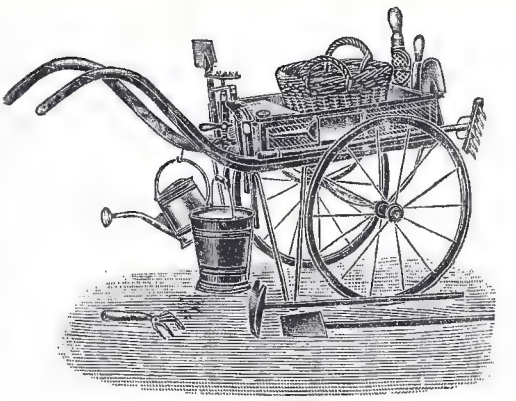
Mit Spannrahmen angefertigter Spitzen-Einsatz

Allerhand neues Spielzeug



1. Krocket

Ich bin gewiß nicht dafür, daß man als erwachsener Mensch noch mit Kindereien herumtändelt, und junge Damen oder auch weniger junge, die sich mit Puppen, Hanswursteln, Pierrots abgeben, tun mir immer herzlich leid ob dieser geistlosen Beschäftigung mit dem „künstlichen Kindersatz". Aber als ich den hier im Bilde (6) gezeigten herrlichen Kaufladen sah, der so groß ist, daß sich hinter dessen Ladentisch das Kind stellen und mit wichtigster Miene verkaufen kann — da hätte ich doch recht gerne gleich mitgespielt. Sicherlich haben auch „moderne" Kinder lieber ein Spielzeug, mit dem sie sich beschäftigen müssen, das eine Weiterbetätigung, ein Weiterstudium verlangt. Was nur zum bloßen Anschauen ist, das liegt gar bald unbeachtet in einer Ecke. Aber beispielsweise für Kinder, die auf dem Lande wohnen oder sonstwie einen kleinen Garten beim Elternhause haben, da ist doch so ein Gärtnerwagen (Abb. 2) eine wahre Wonne. Rechen, Spaten, Schaufel, die Gießkanne, Wassereimer, das Gartenseil, sogar ein Weidenkorb fürs Unkraut führt das Wägelein mit und fordert so das Kind geradezu zum Jäten und leichten spielerischen Mithelfen bei der Gartenarbeit auf.



2. Gärtnerwagen

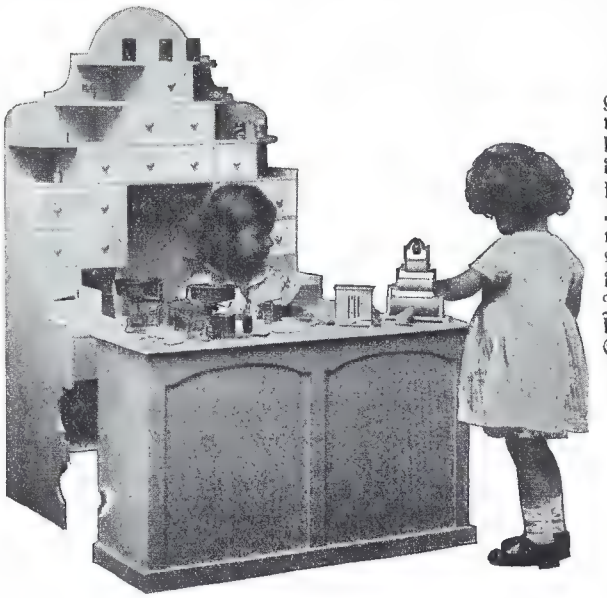
Krocket (Abb. 1) und Billard (Abb. 3) sind schon wieder mehr für größere Kinder, da sie Verstand und Überlegung verlangen, aber auch den Vorteil körperlicher Bewegung haben. Da werden oft auch die Erwachsenen mittun, denn eigentlich sind ja auch diese Spiele nur von den großen Leuten übernommen, wie überhaupt die Kinder stets gerne in ihren Spielen die Erwachsenen nachahmen; sie können's schon gar nicht erwarten, bis sie auch erwachsen sind, die dummen Kleinen, anstatt so lange wie möglich Kind zu sein und nur die einfachsten Kinderspiele zu treiben.

3. Billard- und Kegeltisch

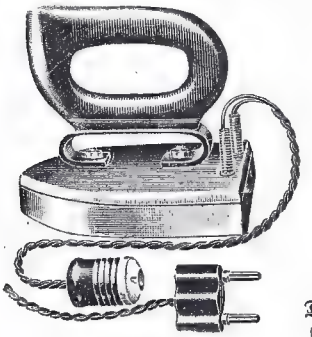
4. Die vornehme Ente

Dabei wäre das Äfflein „Peter" (Abb. 5) ein lieber Gesellschafter; er kann selbst fahren, macht die drolligsten Bewegungen dazu und schreit auch auf Wunsch; ebenso die Wackelente (Abb. 4). Diese Fabrikate sind „Steiff Knopf im Ohr", bester Mohairplüsch. Unsere zwei Muster bedeuten natürlich nur eine zufällige Auslese aus hunderterlei solcher molligen Stofftiere, die gerade den Kleinsten so oft zum lebendigen Spielgefährten werden und durch ihre Naturtreue auch erzieherisch wirken. — Die größeren Mädchen, die das elektrische Bügeleisen (Abb. 6) und die elektrische Teemaschine (Abb. 7) inzwischen besichtigt haben, die werden nun bereits der lieben Mutter im Ohr liegen, daß sie halt gar zu gerne auch so etwas haben möchten. Und es ist ja auch wirklich wunderschön, wenn man bedenkt, daß kein feuergefährlicher Spirituskocher mehr nötig ist, sondern nur der Kontakt eingesteckt zu werden braucht, um mit Kochkünsten und Plätten der Puppenwäsche loszulegen. So bietet der Weihnachtsmarkt auch in diesem Jahre wieder viel Begehrenswertes fürs kleine Volk. Unsere Bilder zeigen nette Sachen aus dem bekannten Münchener Spielwarenhaus August Wahnschaffe, einem wahren Weihnachts-Kinderparadies. C. A.

5. Peter als Selbstfahrer



6. Der schöne Kaufladen



7. Elektr. Bügeleisen

8. Elektr. Teekocher

Herausgeber und verantwortlicher Hauptschriftleiter: Dr. Alfons Heilmann, München, Lachnerstraße 10, Tel. 61406.
Druck und Verlag von Josef Kösel & Friedrich Pustet, Komm.-Ges., München, Kaiser-Ludwigsplatz 6.
In Österreich für Schriftleitung verantwortlich: Paul Siebertz, Wien VI, Capistrangasse 4
Manuskripte und Besprechungsexemplare an: Schriftleitung „Deutscher Hausschatz" München, Lachnerstr. 10
Nachdruck aller Beiträge verboten. — Alle Rechte vorbehalten.

Kunstbeilage zu „Deutscher Hausschatz / Sonntag ist's“

Druck von Josef Kösel & Friedrich Pustet, K.-G., Kempten

F. Perlberg: Stern von Bethlehem

Marco Basaiti: Das schlafende Jesuskind

Wie St. Joseph Feuer suchte

Es war einmal ein Mann, der in die dunkle Nacht hinausging, um sich Feuer zu leihen. Er ging von Haus zu Haus und klopfte an. „Ihr lieben Leute, helft mir!" sagte er. „Mein Weib hat eben ein Kindlein geboren, und ich muß Feuer anzünden, um sie und den Kleinen zu erwärmen." Aber es war tiefe Nacht, so daß alle Menschen schliefen, und niemand antwortete ihm.

Der Mann ging und ging. Endlich erblickte er in weiter Ferne einen Feuerschein. Da wanderte er dieser Richtung zu und sah, daß das Feuer im Freien brannte. Eine Menge weißer Schafe lagen rings um das Feuer und schliefen, und ein alter Hirt wachte über der Herde.

Als der Mann, der Feuer leihen wollte, zu den Schafen kam, sah er, daß drei große Hunde zu Füßen des Hirten ruhten und schliefen. Sie erwachten alle drei bei seinem Kommen und sperrten ihre weiten Rachen auf, als ob sie bellen wollten, aber man vernahm keinen Laut. Der Mann sah, daß sich die Haare auf ihrem Rücken sträubten, er sah, wie ihre scharfen Zähne funkelnd weiß im Feuerschein leuchteten und wie sie auf ihn losstürzten. Er fühlte, daß einer von ihnen nach seinen Beinen schnappte und einer nach seiner Hand, und daß einer sich an seine Kehle hängte. Aber die Kinnladen und die Zähne, mit denen die Hunde beißen wollten, gehorchten ihnen nicht, und der Mann litt nicht den kleinsten Schaden.

Nun wollte der Mann weitergehen, um das zu finden, was er brauchte. Aber die Schafe lagen so dicht nebeneinander, Rücken an Rücken, daß er nicht vorwärts kommen konnte. Da stieg der Mann über die Rücken der Tiere und wanderte über sie hin dem Feuer zu. Und keins von den Tieren wachte auf oder regte sich.

Als der Mann fast beim Feuer angelangt war, sah der Hirt auf. Es war ein alter, mürrischer Mann, der unwirsch und hart gegen alle Menschen war. Und als er einen Fremden kommen sah, griff er nach einem langen, spitzigen Stabe, den er in der Hand zu halten pflegte, wenn er seine Herde hütete, und warf ihn nach ihm. Und der Stab fuhr zischend gerade auf den Mann los; aber ehe er ihn traf, wich er zur Seite und sauste an ihm vorbei weit über das Feld.

Nun kam der Mann zu dem Hirten und sagte zu ihm: „Guter Freund, hilf mir und leih mir ein wenig Feuer. Mein Weib hat eben ein Kindlein geboren, und ich muß Feuer machen, um sie und den Kleinen zu erwärmen."

Der Hirt hätte am liebsten nein gesagt; aber als er daran dachte, daß die Hunde dem Mann nicht hatten schaden

Filippino Lippi: Maria mit dem Buche

Hans Memling: Die Himmelskönigin

Lucas Cranach d. Alt.: Madonna unterm Apfelbaum

können, daß die Schafe nicht vor ihm davongelaufen waren und daß sein Stab ihn nicht fällen wollte, da wurde ihm ein wenig bange, und er wagte es nicht, dem Fremden das abzuschlagen, was er begehrte.

„Nimm, soviel du brauchst!" sagte er zu dem Manne.

Aber das Feuer war beinahe ausgebrannt. Es waren keine Scheite und Zweige mehr übrig, sondern nur ein großer Gluthaufen, und der Fremde hatte weder Schaufel noch Eimer, worin er die Kohlen hätte tragen können.

Als der Hirt dies sah, sagte er abermals: „Nimm, soviel du brauchst!" Und er freute sich, daß der Mann kein Feuer wegtragen konnte. Aber der Mann beugte sich hinunter, holte die Kohlen mit bloßen Händen aus der Asche und legte sie in seinen Mantel. Und weder versengten die Kohlen seine

Pierre Mignard: Die Madonna mit der Traube

Hände, als er sie berührte, noch versengten sie seinen Mantel, sondern der Mann trug sie fort, als wenn es Nüsse oder Äpfel gewesen wären.

Als dieser Hirt, der ein so böser, mürrischer Mann war, dies alles sah, begann er sich bei sich selbst zu wundern: „Was kann dies für eine Nacht sein, wo die Hunde die Schafe nicht beißen, die Schafe nicht erschrecken, die Lanze nicht tötet und das Feuer nicht brennt? Er rief den Fremden zurück und sagte zu ihm: „Was ist das für eine Nacht? Und woher kommt es, daß alle Dinge dir Barmherzigkeit zeigen?"

Da sagte der Mann: „Ich kann es dir nicht sagen, wenn du selber es nicht siehst!" Und er wollte seiner Wege gehen, um bald ein Feuer anzünden und Weib und Kind wärmen zu können.

Aber da dachte der Hirt,

er wolle den Mann nicht ganz aus dem Gesicht verlieren, bevor er erfahren hätte, was dies alles bedeute. Er stand auf und ging ihm nach, bis er dorthin kam, wo der Fremde daheim war.

Da sah der Hirt, daß der Mann nicht einmal eine Hütte hatte, um darin zu wohnen, sondern er hatte sein Weib und sein Kind in einer Berggrotte liegen, wo es nichts gab als nackte, kalte Steinwände.

Aber der Hirt dachte, daß das arme, unschuldige Kindlein dort in der Grotte vielleicht erfrieren würde, und obgleich er ein harter Mann war, wurde er davon doch ergriffen und beschloß, dem Kinde zu helfen. Und er löste sein Ränzel von der Schulter und nahm daraus ein weiches, weißes Schaffell hervor. Das gab er dem fremden Manne und sagte, er möge das Kind darauf betten.

Aber in demselben Augenblick, in dem er zeigte, daß auch er barmherzig sein konnte, wurden ihm die Augen geöffnet, und er sah, was er vorher nicht hatte sehen, und er hörte, was er vorher nicht hatte hören können.

Er sah, daß rund um ihn ein dichter Kreis von kleinen, silberbeflügelten Englein stand. Und jedes von ihnen hielt ein Saitenspiel in der Hand, und alle sangen sie mit lauter Stimme, daß in dieser Nacht der Heiland geboren wäre, der die Welt von ihren Sünden erlösen solle.

Und nicht nur rings um den Hirten waren Engel, sondern er sah sie überall. Sie saßen in der Grotte, und sie saßen auf dem Berge, und sie flogen unter dem Himmel. Sie kamen in großen Scharen über den Weg gegangen.

Es herrschte eitel Jubel und Freude und Singen und Spiel, und das alles sah er in der dunkeln Nacht, in der er früher nichts zu gewahren vermocht hatte. Und er wurde so froh, daß seine Augen geöffnet waren, daß er auf die Knie fiel und Gott dankte.

Was der Hirte sah, das könnten wir auch sehen; denn die Engel fliegen in jeder Weihnachtsnacht unter dem Himmel, wenn wir sie nur zu gewahren vermögen. Nicht auf Lichter und Lampen kommt es an, und es liegt nicht an Mond und Sonne, sondern was not tut, ist, daß wir Augen haben, die Gottes Herrlichkeit sehen können.

Toskanische Schule: Die anbetende Madonna

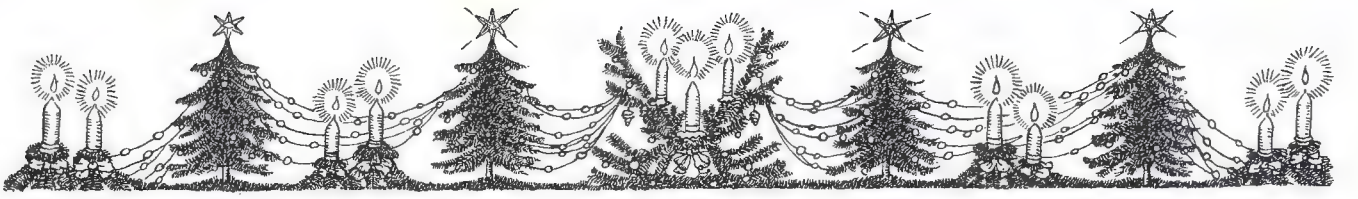
Christnacht in der Werkstatt

Darüber erzählt Joseph Jäckel in seinem köstlichen Büchlein „Die drei Jahreszeiten" aus seinen Jugendtagen:

Ich war so glücklich, zweimal hl. Abend feiern zu können, einmal bei den Großeltern und einmal daheim. Am schönsten aber war es doch bei den ersteren. Da war alles so ergreifend feierlich. Krippe und Christbaum standen bereit, und eine lange, weißgedeckte Tafel war da, aber noch war alles dunkel. Nur ein schwaches, armseliges Lichtlein quälte sich, einige Helle zu verbreiten.

Lehrlinge, Gesellen und alle Hausangehörigen verharrten fast gänzlich schweigsam. Da trat mit einer schweren, brennenden Wachskerze der Großvater herein und zündete das Licht an, zuerst bei der Krippe, dann am Christbaum. Jetzt kniete er vor der Krippe nieder, las dann stehend die heiligen Evangelien der ersten, zweiten und dritten heiligen Messe und eine kurze Betrachtung dazu, während der Altgeselle die weiteren Kerzen anzündete, so daß es lichter und lichter wurde in dem tannenreisgeschmückten Raume. Damit war die religiöse Feier beendet, die mit dem Liede „Stille Nacht" schloß. Die Weihnachtsgeschenke wurden verteilt, und dann gab es eine fröhlich-ernste Mahlzeit mit den vorschriftsmäßigen schlesischen Weihnachtskrapfen in der duftenden Biertunke. Lampen wurden an diesem Abende nicht gebrannt und erst vollends kein „Elektrisches". Das hätte alle Stimmung verdorben. Nur duftende Wachskerzen erleuchteten geheimnisvoll den festlichen Raum, nachdem die Christbaumlichter erloschen waren. Diese Feier aber ging in der geräumigen, sonst sehr dunklen Werkstatt vor sich. Es war wohl die Absicht dabei, den gebückten Arbeitsmenschen ihre dunkle Arbeitsstätte, von der doch aller Lebensunterhalt kam, wenigstens einmal im Jahre in hellem Glanze zu zeigen.

Tagelang nachher sah ich noch dieses frohe Weihnachtsleuchten, und ich glaube, die Lehrlinge und Gesellen sahen es auch, denn in ihre Werkstätte war eine Art Weihe gekommen, die sich noch steigerte durch die wirkliche Hausegnung, die einige Tage später durch den Priester stattfand.



Ein Weihnachtsgast / Von Selma Lagerlöf

Einer von denen, die das Kavaliersleben auf Ekeby mitgelebt hatten, war der kleine Ruster, der Noten transponieren und Flöte spielen konnte. Er war von niedriger Herkunft und arm, ohne Heim und ohne Familie. Es brachen schwere Zeiten für ihn an, als die Schar der Kavaliere sich zerstreute.

Nun hatte er kein Pferd und keinen Wagen mehr, keinen Pelz und keine rotgestrichene Proviantkiste. Er mußte zu Fuß von Gehöft zu Gehöft ziehen und trug seine Habseligkeiten in ein blaukariertes Taschentuch eingebunden. Den Rock knüpfte er bis zum Kinn hinauf zu, so daß niemand zu erfahren brauchte, wie es um das Hemd und die Weste bestellt war, und in dessen weiten Taschen verwahrte er seine kostbarsten Besitztümer: die auseinandergeschraubte Flöte, die flache Schnapsflasche und die Notenfeder.

Sein Beruf war, Noten abzuschreiben, und wenn alles gewesen wäre wie in alten Zeiten, so hätte es ihm nicht an Arbeit gefehlt. Aber mit jedem Jahre, das ging, wurde die Musik oben in Wermland weniger gepflegt. Die Gitarre mit ihrem morschen Seidenband und ihren gelockerten Schrauben und das bucklige Waldhorn mit den verblichenen Quasten und Schnüren wurden auf die Rumpelkammer geschafft, und der Staub legte sich fingerdick auf den langen, eisenbeschlagenen Geigenkasten. Doch, je weniger der kleine Ruster mit Flöte und Notenfeder zu tun bekam, desto mehr hantierte er mit der Schnapsflasche, und schließlich wurde er ganz versoffen. Es war schade um den kleinen Ruster.

Einstweilen wurde er noch als alter Freund auf den Herrenhöfen aufgenommen, aber es herrschte Jammer, wenn er kam, und Freude, wenn er ging. Er roch nach Branntwein und Unsauberkeit, und wie er nur ein paar Schnäpse oder einen Toddy bekommen hatte, wurde er wirr und erzählte unerquickliche Geschichten. Er war die Geißel der gastfreien Gutshöfe.

Einmal um die Weihnachtszeit kam er nach Löfdala, wo Liljekrona, der große Violinspieler, daheim war. Liljekrona war auch einer der Ekebykavaliere gewesen, aber nach dem Tode der Majorin zog er auf sein prächtiges Gut Löfdala und verblieb dort. Nun kam Ruster in den Tagen vor dem Weihnachtsabend zu ihm, mitten in die Festvorbereitungen, und verlangte Arbeit. Liljekrona gab ihm einige Noten abzuschreiben, um ihn zu beschäftigen.

„Du hättest ihn lieber gleich fortschicken sollen," sagte seine Frau, „jetzt wird er das so in die Länge ziehen, daß wir ihn über den heiligen Abend hierbehalten müssen."

„Irgendwo muß er doch sein", sagte Liljekrona. Und er bewirtete Ruster mit Toddy und Branntwein, leistete ihm Gesellschaft und lebte die ganze Ekebyer Zeit noch einmal mit ihm durch. Aber er war verstimmt und seiner überdrüssig, er, wie alle die andern, obgleich er es nicht merken lassen wollte, denn alte Freundschaft und Gastfreiheit waren ihm heilig.

Aber in Liljekronas Haus hatten sie sich nun drei Wochen lang für das Weihnachtsfest gerüstet. Sie hatten in Unbehagen und Hast gelebt, sich die Augen bei Talglichtern und Kienspänen rotgewacht, im Schuppen beim Fleischeinsalzen und im Bräuhaus beim Bierbrauen gefroren. Doch die Hausfrau sowohl wie die Dienstleute hatten sich all dem ohne Murren unterzogen.

Wenn alle Verrichtungen beendet waren und der heilige Abend anbrach, dann würde ein süßer Zauber sie gefangen nehmen. Das Weihnachtsfest würde bewirken, daß Scherz und Spaß, Reim und Fröhlichkeit ihnen ohne alle Mühe auf die Lippen kam.

Aber als nun Ruster kam, fand der ganze Haushalt von Löfdala, daß Weihnachten verdorben war. Die Hausfrau und die ältern Kinder und treuen Diener waren alle derselben Meinung. Ruster rief bei ihnen eine erstickende Angst hervor. Sie fürchteten überdies, daß, wenn er und Liljekrona anfingen, sich in den alten Erinnerungen zu tummeln, das Künstlerblut in dem großen Violinspieler aufflammen würde und sein Heim ihn verlieren mußte. Einst hatte es ihn nie lange daheim gelitten.

Es läßt sich nicht beschreiben, wie sie jetzt auf dem Hofe den Hausherrn liebten, seit sie ihn ein paar Jahre hatten bei sich behalten dürfen. Und was hatte er zu geben! Wie war er doch viel für sein Heim, besonders zu Weihnachten! Er hatte seinen Platz nicht auf irgendeinem Sofa oder Schaukelstuhl, sondern auf einer hohen, schmalen, glattgescheuerten Holzbank in der Kaminecke. Er spielte und sprach abwechselnd, und alle Hausleute versammelten sich um ihn und hörten zu. Das ganze Leben wurde stolz und schön, wenn der Reichtum dieser einzigen Seele es überstrahlte.

Darum liebten sie ihn, so wie sie das Weihnachtsfest, die Freude, die Frühlingssonne liebten. Und als nun der kleine Ruster kam, war ihr Weihnachtsfriede zerstört. Sie hatten vergeblich gearbeitet, wenn nun dieser kam und den Herrn des Hauses fortlockte. Es war ungerecht, daß dieser Säufer am Weihnachtstische eines frommen Hauses sitzen und alle Weihnachtsfreude stören sollte.

Am Vormittag des Weihnachtsabends hatte der kleine Ruster seine Noten fertiggeschrieben, und da ließ er ein paar Worte von Fortgehen fallen, obgleich es natürlich seine Absicht war zu bleiben.

Liljekrona war von der allgemeinen Verstimmung angesteckt und sagte darum ganz lahm und matt, daß es wohl das beste wäre, wenn Ruster über Weihnachten da bliebe, wo er war.

Der kleine Ruster war stolz und leicht entflammt. Er drehte seinen Schnurrbart auf und schüttelte die schwarze Künstlermähne, die gleich einer dunklen Wolke um seinen Kopf stand. Was meinte Liljekrona eigentlich? Er sollte bleiben, weil er nirgends andershin fahren konnte? Ah, man denke nur, wie sie in den großen Eisenwerken im Broer Kirchspiel standen und auf ihn warteten! Die Gaststube war bereit, der Willkommensbecher gefüllt. Er hatte solche Eile. Er wußte nur nicht, zu wem er zuerst fahren sollte.

„Gott bewahre," sagte Liljekrona, „so fahre doch."

Nach dem Mittagessen lieh sich der kleine Ruster Pferd und Schlitten, Pelz und Decken. Der Knecht von Löfdala

sollte ihn zu irgendeinem Gutshof in Bro kutschieren und dann rasch heimfahren, denn es sah nach einem Schneesturm aus.

Niemand glaubte, daß er erwartet wurde, oder daß es ein einziges Haus in der Umgegend gab, wo er willkommen gewesen wäre. Aber sie wollten ihn so gerne los werden, daß sie sich dies verhehlten und ihn ziehen ließen. „Er hat es selbst gewollt", sagten sie. Und nun, dachten sie, wollten sie fröhlich sein.

Aber als sie sich gegen fünf Uhr im Eßsaal um den Christbaum versammelten, um Tee zu trinken, war Liljekrona stumm und verstimmt. Er setzte sich nicht auf die Märchenbank, er berührte weder Tee noch Punsch, die Violine war verstummt.

Da wurde die Gattin unruhig, da wurden die Kinder mißvergnügt, alles im ganzen Hause ging verkehrt. Es wurde der allertrübseligste Weihnachtsabend.

Die Grütze brannte an, die Lichter flackerten, das Holz rauchte, der Wind blies bittere Kälte in die Stuben. Der Knecht, der Ruster kutschiert hatte, kam nicht heim. Die Haushälterin weinte, die Mägde zankten.

Plötzlich erinnerte sich Liljekrona, daß man den Spatzen keine Garbe hinausgehängt hatte, und er beklagte sich laut über alle Frauen rings um ihn her, die alte Sitte außer acht ließen und neumodisch und herzlos waren. Aber sie begriffen wohl, daß das, was ihn quälte, die Gewissensbisse waren, daß er den kleinen Ruster am heiligen Weihnachtsabend aus seinem Hause hatte fortgehen lassen.

Und ehe man sich's versah, ging er in sein Zimmer, versperrte die Tür und begann zu spielen, wie er nicht gespielt, seit er zu wandern aufgehört hatte. Es war Haß und Hohn, es war Sehnsucht und Sturm. Ihr dachtet mich zu binden, aber ihr müßt eure Fesseln umschmieden. Ihr dachtet mich kleinsinnig zu machen, wie ihr selbst seid. Aber ich ziehe hinaus ins Große, ins Freie. Alltagsmenschen, Hausssklaven, fanget mich, wenn es in eurer Macht steht!

Als die Gattin diese Töne hörte, sagte sie: „Morgen ist er fort, wenn Gott nicht in dieser Nacht ein Wunder tut. Jetzt hat unsere Ungastfreundlichkeit gerade das hervorgerufen, was wir vermeiden zu können glaubten."

Indessen fuhr der kleine Ruster in dem Schneetreiben herum. Er fuhr von einem Hause zum andern und fragte, ob es Arbeit für ihn gäbe, aber nirgends wurde er aufgenommen. Sie forderten ihn nicht einmal auf, aus dem Schlitten zu steigen. Einige hatten das Haus voll Besuch, andere wollten am Weihnachtstage über Land fahren. „Versuche es beim nächsten Nachbar", sagten sie alle.

Er mochte immerhin kommen und das Behagen von ein paar Werktagen stören, nicht aber das des Weihnachtsabends. Das Jahr hatte nur einen Weihnachtsabend, und auf den hatten sich die Kinder den ganzen Herbst gefreut. Man konnte doch diesen Menschen nicht an einen Weihnachtstisch setzen, wo es Kinder gab. Früher hatten sie ihn gern aufgenommen, aber nicht jetzt, wo er dem Trunk ergeben war. Was sollte man auch mit dem Menschen anfangen? Die Gesindestube war zu schlecht und das Gastzimmer zu fein.

So mußte der kleine Ruster von Hof zu Hof ziehen, in dem peitschenden Schneesturm. Der nasse Schnurrbart hing schlaff über den Mund, die Augen waren blutgesprengt und verschleiert, aber der Branntwein verflüchtigte sich aus seinem Hirn. Er begann zu grübeln und zu staunen. War es möglich, war es möglich, daß niemand ihn aufnehmen wollte?

Da sah er mit einem Male sich selbst. Er sah, wie jämmerlich und verkommen er war, und er begriff, daß er den Menschen verhaßt sein mußte. Mit mir ist es aus, dachte er. Es ist aus mit dem Notenschreiben, es ist aus mit der Flöte. Niemand auf Erden braucht mich, niemand hat Barmherzigkeit mit mir.

Der Schneesturm schnurrte und spielte, er riß die Schneehaufen auf und türmte sie wieder zusammen, er nahm eine Schneesäule in die Arme und tanzte damit übers Feld, er hob eine Flocke himmelhoch und stürzte eine andere in die Grube. „So ist es, so ist es," sagte der kleine Ruster, „solange man fährt und tanzt, ist es ein fröhlich Spiel, doch wenn man hinab in die Erde soll, dort eingebettet und verwahrt werden, dann ist es Kummer und Herzeleid." Doch hinab mußten alle, und jetzt war er an der Reihe. Man denke, daß er nun zum Ende gekommen war.

Er fragte nicht mehr danach, wohin der Knecht ihn führte. Es deuchte ihn, daß er in das Reich des Todes fuhr.

Der kleine Ruster verbrannte keine Götter auf dieser Fahrt. Er verfluchte weder das Flötenspiel noch das Kavaliersleben, er dachte nicht, daß es besser für ihn gewesen wäre, wenn er die Erde gepflügt oder Schuhe genäht hätte. Aber darüber klagte er, daß er nun ein ausgespieltes Instrument war, das die Freude nicht mehr gebrauchen konnte. Niemanden klagte er an, denn er wußte, wenn das Waldhorn gesprungen ist und die Gitarre die Stimmung nicht hält, dann müssen sie fort. Er wurde plötzlich ein sehr demütiger Mann. Er begriff, daß es mit ihm zu Ende ging, jetzt am Weihnachtsabend. Der Hunger oder die Kälte würde ihn umbringen, denn er verstand nichts, er taugte zu nichts und hatte keine Freunde.

Da bleibt der Schlitten stehen, und auf einmal ist es hell um ihn, und er hört freundliche Stimmen, und da ist jemand, der ihn in ein warmes Zimmer führt, und jemand, der heißen Tee in ihn gießt. Der Pelz wird ihm abgenommen, und mehrere Menschen rufen, daß er willkommen ist, und warme Hände reiben Leben in seine erstarrten Finger.

Von alledem wurde ihm so wirr im Kopfe, daß er wohl eine Viertelstunde nicht zur Besinnung kam. Er konnte unmöglich begreifen, daß er wieder nach Löfdala gekommen war. Er war sich gar nicht bewußt gewesen, daß der Knecht es satt bekommen hatte, im Schneesturm herumzufahren, und nach Hause umgekehrt war.

Ebensowenig verstand er, warum er jetzt in Liljekronas Haus so freundlich empfangen wurde. Er konnte nicht wissen, daß Liljekronas Gattin begriff, welche schwere Fahrt er an diesem Weihnachtsabend getan hatte, wo man ihn an jeder Tür, an die er klopfte, abgewiesen hatte. Sie hatte so großes Mitleid mit ihm bekommen, daß sie ihre eigenen Sorgen vergaß.

Liljekrona fuhr drinnen in seinem Zimmer mit dem wilden Spielen fort. Er wußte nichts davon, daß Ruster gekommen war. Dieser saß indessen im Speisesaal mit der Frau und den Kindern. Die Dienstleute, die am Weihnachtsabend auch da zu sein pflegten, waren vor der Langweile bei der Herrschaft in die Küche geflüchtet.

Die Hausfrau säumte nicht, Ruster ans Werk zu setzen. „Sie hören ja, Ruster," sagte sie, „daß Liljekrona den ganzen Abend nichts anderes tut als spielen, und ich muß nach dem Tischdecken und dem Essen sehen. Die Kinder sind rein verlassen. Sie müssen sich der zwei Kleinsten annehmen, Ruster."

Kinder, das war ein Menschenschlag, mit dem Ruster am wenigsten in Berührung gekommen war. Er hatte sie weder im Kavaliersflügel noch im Soldatenzelt getroffen, weder in Gasthöfen noch auf Landstraßen. Er scheute sich

Vom Rauhreif verklärte Welt

Im träumenden Park

Am Ruheplatz der Toten

Waldweg im Winterschnee

beinahe vor ihnen und wußte nicht, was er sagen sollte, das fein genug für sie war.

Er nahm die Flöte hervor und lehrte sie, auf Klappen und Löchern zu fingern. Es war ein vierjähriges und ein sechsjähriges Bübchen. Sie bekamen eine Lektion auf der Flöte, und das interessierte sie sehr. „Das ist A," sagte er, „und das ist C," und dann griff er die Töne. Da wollten die Kleinen wissen, was für ein A und was für ein C das war, das gespielt werden sollte.

Da nahm Ruster Notenpapier heraus und zeichnete ein paar Noten.

„Nein," sagten sie, „das ist nicht richtig." Und sie eilten fort und holten ein Abcbuch.

Da fing der kleine Ruster an, sie das Alphabet zu überhören. Sie konnten und konnten nicht. Es sah windig aus mit ihren Kenntnissen. Ruster wurde eifrig, hob die Knirpschen jeden auf ein Knie und begann sie zu unterrichten. Liljekronas Frau ging aus und ein und hörte ganz erstaunt zu. Es klang wie ein Spiel, und die Kinder lachten die ganze Zeit, aber sie lernten dabei.

Ruster fuhr ein Weilchen fort, aber er war nicht recht bei dem, was er tat. Er wälzte die alten Gedanken vom Schneesturm in seinem Kopfe. Dies war gut und behaglich, aber mit ihm war es doch auf jeden Fall aus. Er war verbraucht. Er würde fortgeworfen werden. Und urplötzlich schlug er die Hände vors Gesicht und weinte.

Da kam Liljekronas Frau hastig auf ihn zu.

„Ruster," sagte sie, „ich kann verstehen, daß Sie glauben, für Sie sei alles aus. Es geht Ihnen nicht mit der Musik, und Sie richten sich durch den Branntwein zugrunde. Aber es ist noch nicht aus, Ruster."

„Doch", schluchzte der kleine Flötenspieler.

„Sehen Sie, so wie heute abend mit den Kleinen dazusitzen, das wäre etwas für Sie. Wenn Sie die Kinder lesen und schreiben lehren wollten, dann würden Sie wieder überall willkommen sein. Das ist kein geringres Instrument, um darauf zu spielen, Ruster, als Flöte und Violine. Sehen Sie sie an, Ruster!"

Sie stellte die zwei Kleinen vor ihn hin, und er sah auf, blinzelnd, so, als hätte er in die Sonne gesehen. Es war, als fiele es seinen kleinen trüben Augen schwer, denen der Kinder zu begegnen, die groß und klar und unschuldig waren.

„Sehen Sie sie an, Ruster!" ermahnte Liljekronas Frau.

„Ich getraue mich nicht", sagte Ruster, denn es war ihm wie ein Fegefeuer, durch die schönen Kinderaugen in die Schönheit der unbefleckten Seelen zu schauen.

Da lachte Liljekronas Frau hell und froh auf. „Dann sollen Sie sich an sie gewöhnen, Ruster. Sie sollen dieses Jahr als Schulmeister in meinem Hause bleiben."

Liljekrona hörte seine Frau lachen und kam aus seinem Zimmer. „Was gibt es?" sagte er. „Was gibt es?"

„Nichts andres," antwortete sie, „als daß Ruster wiedergekommen ist und daß ich ihn zum Schulmeister für unsre kleinen Jungen bestellt habe."

Liljekrona war ganz verblüfft. „Wagst du das," sagte er, „wagst du es? Er hat wohl versprochen, nie mehr..."

„Nein," sagte die Frau, „Ruster hat nichts versprochen. Aber er wird sich vor mancherlei in acht nehmen müssen, wenn er jeden Tag kleinen Kindern in die Augen sehen soll. Wäre es nicht Weihnachten, hätte ich dies vielleicht nicht gewagt, aber wenn unser Herrgott es wagte, ein kleines Kindlein , das sein eigner Sohn war, unter uns Sünder zu setzen, dann kann ich es wohl auch wagen, meine kleinen Kinder versuchen zu lassen, einen Menschen zu retten."

Liljekrona konnte gar nicht sprechen, aber es zitterte und zuckte in jeder Falte seines Gesichts, wie immer, wenn er etwas Großes hörte.

Dann küßte er seiner Frau die Hand, so fromm wie ein Kind, das um Verzeihung bittet, und rief laut: „Alle Kinder sollen kommen und Mutter die Hand küssen."

Das taten sie, und dann hatten sie ein fröhliches Weihnachtsfest in Liljekronas Heim.

Aus: Selma Lagerlöf, „Gesammelte Werke", Band 7. Verlag Albert Langen, München.

Die Unglückliche von Guatemala

Nach dem Tode seiner ersten Gattin kehrte Don Pedro de Alvarado, der Eroberer von Guatemala, in seine spanische Heimat zurück und heiratete die jüngere Schwester seiner ersten Frau, die schöne Beatriz de la Cueva. Unter größtem Pomp — so berichtet L. E. Elliott in seinem hochinteressanten Buche „Mittelamerika" (F. A. Brockhaus, Leipzig) — in Begleitung von zwanzig spanischen Damen von hoher Geburt und vielen Dienerinnen und Negersklaven, führte Alvarado seine junge Gemahlin nach Guatemala. Die nächsten paar Jahre war er mit der Organisation und Verwaltung des neueroberten Landes und mit der Unterdrückung der aufständischen Kakchiquelstämme beschäftigt; dann brach er im Juni des Jahres 1540 zur Auffindung der sieben Städte von Cibola nach Mexiko auf, wo er wenige Tage nach der Verletzung durch das Pferd eines Waffengefährten am 29. Juni 1541 in Guadalajara im Alter von 56 Jahren starb.

Als die furchtbare Nachricht vom Tode Alvarados in der Stadt Guatemala eintraf, geriet Donna Beatriz, die ihren tapferen Gatten leidenschaftlich geliebt hatte, vollkommen außer sich; sie trieb die Priester von ihrer Türe und verweigerte jeden Trost; sie schrie zum Himmel und ließ den Palast in tiefes Schwarz hüllen. Die Dokumente, die sie als Statthalterin zu unterzeichnen hatte, unterschrieb sie: „La Sinventura Donna Beatriz." Manchmal strich sie auch die beiden letzten Worte durch, so daß die Unterschrift nur noch „Die Unglückliche" lautete.

Dann brach das geheimnisvolle Unglück über die Stadt herein, das sie in einen Trümmerhaufen verwandelte, der 600 Menschen begrub, darunter auch die schöne Unglückliche selbst. Am 8. September begannen wolkenbruchartige Regen, die auch noch am 9. und 10. mit gleicher Wut anhielten. Nach Einbruch der Dunkelheit am 10. September wurden die ersten Erschütterungen verspürt. Gegen 9 Uhr ergoß sich eine furchtbare Flut über den Kraterrand des Agua-Vulkans, die riesige Felsblöcke und entwurzelte Bäume mit sich führte. Türen wurden eingedrückt, Mauern zerbrochen und fortgerissen und unzählige Menschen und Herden und Stallvieh ertranken in dem wütenden Wasser. Im Regierungspalast begab sich Donna Beatriz mit elf ihrer Damen nach einer kleinen Kapelle, die auf dem Dache des Hauses errichtet war. Doch Sturm und Flut drangen auch in diesen zerbrechlichen Zufluchtsort und rissen die Unglücklichen mit sich fort. Alle ertranken. Allgemein glaubte das Volk, der gotteslästerliche Kummer der unglücklichen Donna Beatriz habe den Zorn des Himmels erregt, und war der Ansicht, man solle ihrem Leichnam, den man auf dem Wasser treibend gefunden hatte, die langen Haare in die Äste eines Baumes verstrickt, das Begräbnis versagen. Aus demselben Grunde beschloß auch der Rat von Guatemala, diesen Unglücksort zu verlassen und die Stadt an einem andern Platze aufzubauen.

Josef Madlener: Die Neuigkeit

Josef Madlener: Ein Liedlein

Die Welt vom Fenster aus / Von Alfons Heilmann

Wenn die heutigen Menschen in ihrer kolossalen Klugheit im bisherigen Tempo weiterschreiten, werden zuletzt nur noch die Narren gescheit sein. Ich meine damit nicht die Geistesgestörten hinter hochummauerten Anstalten und vergitterten Fenstern, die vielleicht tag- und stundenweise auch gescheiter sind als manche Normale, die nasenrümpfend draußen vorüberhasten, sondern ich denke da an die seltsamen Käuze, die man gerne als Narren verzollt, weil sie sich hartnäckig dem Erziehungsversuch ihrer hochgebildeten Mitmenschen zu modernerer Lebensführung widersetzen. Es ist ihnen allen gemeinsam, daß sie mit Vorliebe dem öffentlichen Rummel, der sich von früh bis spät durch die Gassen und Straßen wälzt, aus dem Wege gehen. Sie pfeifen auf das eingebildete Getue und die hochmütige Gespreiztheit der in buntem Modeflitter einherstolzierenden Gecken und Puppen; es käme ihnen lächerlich vor, ihren simplen Adam solcherweise zu einem Wunderwesen zu machen. Und sie können doch in der freiherrlichen Einsamkeit ihres Stübchens noblere Menschen sein als das herdenhaft trottende, lärmende und sich amüsierende Straßenpublikum. Ich sage gewiß nichts gegen die Fleißigen, Strebsamen, die von Berufs und Arbeits wegen aus dem Hause müssen, und wäre es fünf- und zehnmal des Tags; aber es gibt Leute, denen es überhaupt erst außerhalb ihrer vier Wände wohl wird, denen das Herz erst unter anderen aufgeht und die deshalb soviel als möglich ihr Leben in den gemeinschaftlichen Pferch verlegen. Glaubt mir, das ist nicht die beste Menschensorte, wenn sie auch wie frischgeschorene, zierlich gelockte, seidenbeschleifte Pudel dahersteigen. Das ewige Schielen und Horchen nach den andern, auf deren Lob und Achtung sie das größte Gewicht legen, macht sie leicht oberflächlich und charakterlos; ihr Kopf ist zuletzt nur noch der Empfangsapparat, der andauernd von fremden Sendern besprochen wird. Doch das heißt man ja gerade Bildung, daß man möglichst viel fremdes Denken und Meinen in sich herumträgt und dadurch in der Lage ist, an den geistreichen Gesprächen teilzunehmen, die heute allerwärts gepflogen werden: auf der Straße und in Cafés, in Wirtshäusern und Vereinen und an vielen Orten, wo man arbeiten und nicht reden sollte.

Josef Madlener: Lautenklänge

Diesem gegenüber bekenne ich mit dem alten Matthias Claudius: „Mir wird allemal wohl, wenn ich einen Menschen finde, der dem Lärm und Geräusch aus dem Wege geht und gerne allein ist.“ Solche halte ich nicht für Sonderlinge, sondern für kluge Lebenskünstler, die aber ihr seliges Geheimnis für sich behalten nach dem Grundsatz: Jedem Narren gefällt seine Kappe. Und sie haben wahrlich Grund, sich

Josef Madlener: Seine Lieblinge

ihrer Narrenkappe zu freuen, denn es gehört zum Allerschönsten, die Welt nur vom eigenen Stubenfenster aus zu betrachten. Da ist man weit genug vom Lärm und üblen Dunst der Straße und von den giftigen und neidischen Blicken der lieben Mitmenschen, zumal wenn man in einer hohen Dachkammer wohnt. Und ihr müßt nicht meinen, daß es in solch frei gewählter Ein- oder Zweisiedelei fad und langweilig sei. Beileibe nicht! Diese Käuze verstehen es meist ganz wunderbar, sich eine liebe kleine Welt zusammenzubauen, an der sie ihre Freude haben. Draußen muß man die Welt nehmen, wie sie ist, und man ärgert sich deshalb oft mit ihr; aber daheim kann man aus eigenem Herzen und nach eigenem Geschmack sein kleines Reich erbauen. Es gehört nicht viel dazu: ein Kanarienvogel, ein paar Blumenstöcke, eine behagliche Fensterbank, eine Pfeife oder ein Strickstrumpf, vielleicht gar eine Geige, und in der weiteren Umgebung draußen der Mond und die Sterne und am Tag die strahlende Sonne, die Silhouette des Kirchturms und der Häusergiebel und dahinter etwa noch im zarten Duft eine Gebirgskette oder die schimmernden Wasser eines Sees. Was braucht man mehr, um froh zu leben? Auch die Magenfrage ist auf solcher Höhe einfacher, weil man andere nicht immer essen und trinken sieht. So ganz verlassen ist man übrigens heutzutage auch in der einsamsten Stube nicht. Man erfährt jeden Tag aus der Zeitung, ob die Welt noch steht und was sich an Ärgerlichem auf ihr zugetragen hat: solcherweise kann man das ganze Leben und Treiben außer Schußweite mit ansehen, ohne daß einem das Rad des Weltlaufs seinen Kot an die Kleider spritzt.

Das schönste an der selbstgewählten Zurückgezogenheit solcher Käuze ist ihre herrliche Freiheit. Weil sie auf allzu häufigen Umgang mit den Menschen und allzu reichlichen Genuß der irdischen Dinge verzichten gelernt haben, werden sie weder von den Menschen noch von den Dingen drangsaliert. Sie lächeln schelmisch durch die Butzenscheiben ihrer Fenster, wenn sie drunten in den Gassen die Menschen rennen und gieren und räsonieren sehen; wie haben es die Leute schwer, um sich unzufrieden zu machen! Immer neue Wünsche und Begierden peitschen sie in sich auf; ihre Augen und Ohren und Nasen schielen und lauschen und schnuppern überall herum, ob es nicht noch etwas zu erjagen gibt, das sie brauchen könnten. Derweilen sitzen die Klugen oben hinter ihren sonnigen Fenstern und freuen sich in köstlicher Genügsamkeit des Wenigen, das ihnen zu eigen ist. Sie würden es vorziehen, ihren Magen einmal unbefriedigt knurren zu lassen, als den Narrentanz der Geldgierigen und Genußsüchtigen da unten mitzumachen. Sie wollen lieber bedürfnislose Habenichtse sein als ewig ungesättigte Reiche.

Nun möchtet ihr, neugierig wie ihr seid, noch wissen, ob diese Sorte von Menschen restlos glücklich sei? Dafür kann ich nicht in jedem Falle garantieren; denn auch in einem stillen Dachstübchen stößt dem Menschen bisweilen etwas zu, das ihm die Fröhlichkeit verschlägt. Und es gibt auch in sonnigen Dachkammern zwischen Vogelsang und blühenden Geranien bisweilen Traurigkeiten des Herzens, die nicht einmal durch frohes Saitenspiel von lieber Hand zu trösten sind. Da ist dann für den Augenblick nichts zu machen; solche Stunden müssen kommen, damit auch diese Glücklichen nicht vergessen, daß ihr selig-kleines Reich nur der Vorhof des unendlichen Himmelsraumes ist, noch dem Wandel irdischen Wolken- und Wetterwechsels ausgesetzt, deren Schatten und Regenschauer mitunter auch die heimeligen Stuben froher Käuze verdüstern und beunruhigen.

Josef Madlener: Abendlied

Der Goldadler

Aus dem Leben eines Wilderers / Von Franz Friedrich Oberhauser

Fortsetzung

Mit schmerzenden Wunden, kraftgeschwächt durch den mühevollen Kampf schritt Bertl dem Tale zu. Aber schwerer noch als alles drückte ihn eine Last, keine Sündenlast, sie kam von dem toten Adler, den er am Rücken trug, immer schmerzhafter, immer quälender, immer zermürbender: die Last von der verlorenen Freiheit, vom verlorenen Stolz . . .

Daß es doch Nacht war! Man würde ihn nicht sehen; der Förster würde ihn in der Stadt abliefern, und niemand würde es gesehen haben. Mit scharfen Augen wachte er über die Männer, ob sich nicht einer von ihnen von dem Trupp trennte, um vorauszueilen.

„Ich hab' dir noch was zu sagen, Bertl", fängt der Förster wieder zu reden an. Aber der Wilderer wehrt ihm kurz ab: „Brauch' nix zu wissen, Förster!"

Aber der Förster gibt nicht nach und läßt sich nicht hindern: „Mußt es wissen, Bertl! Das Kind gehört dir; ist der kleine Toni, dein eigenes Kind!"

Die Nacht war zwischen den Wäldern so finster, daß man das Gesicht des Wilderers nicht sehen konnte. Aber der Förster fühlte es, wie finster es war. O du Schandfleck, du, dein eigen Kind ist dir weniger wert als deine Freiheit! Er fühlte, wie der Trutzige die Hände ballte; er sah ihn vor sich hergehen, aber er schwankte nicht; er wandte sich auch nicht um; er griff nicht darnach. Er sollte jetzt niederknien und dem Herrgott danken; er sollte das Kind in seine verwundeten Arme nehmen, und er sollte es selber tragen. Aber sein Herz sträubt sich, und sein finsteres Wesen, sein Leben, dessen Freiheit er verspielt hat, hetzt ihn auf. Hat ein Ende jetzt die schöne, wilde Zeit; kann in der Zellen hocken wie eine Winterfliege und zugrunde gehen, jämmerlich gemartert, während draußen die Wälder und Matten und Quellen und Wechsel . . . War ein großer Streich des Schicksals, das sein Leben mitten entzwei schneidet. Er beißt die Zähne zusammen, daß sie knirschen wie hartes Porzellan.

„Mein eigenes Kind!" hört ihn der Förster reden und drängt sich ganz nah an seine Seite.

„Bist nit so schlecht, als du jetzt denkst, Bertl. Ist ein Fingerzeig des Herrgotts. Werd' vernünftig, Bertl! Möcht' dich gern in den Dienst nehmen."

„Red' nit!" fährt der Bertl wild auf, und der Förster weiß, die Seele ist noch nicht fertig im Kampf mit dem Bösen und den Verlockungen und Verführungen und den falschen Siegen und nichtsnutzigen Eroberungen. Und der Bertl schreitet rascher aus, von der Seite des Försters weg, als hätte er einen Feind im Rücken.

Es war dem Förster, als trüge der Bertl ein wildes Tier in der Brust, als wäre die Seele des toten Adlers in die Brust dieses Menschen gekommen; ein Mensch, dessen Leben einem Adler glich.

Derselbe Adler, den jetzt Bertl nach einem stundenlangen Kampf erlegt, der ihm schmerzhafte Wunden in das Fleisch geschlagen. Und den er jetzt fortschleudern wollte, um ihn nicht mehr zu fühlen. Denn immer deutlicher kam es ihm zum Bewußtsein: Dieser tote Adler war er.

Und immer müder wurde sein Schritt und langsamer sein Gang, als hätte man ihm die Flügel gelähmt, als hätte man ihn aus den Lüften geholt.

So kostbar war ihm die Freiheit, und so lebensnotwendig erschien ihm sein Stolz, daß er sich fortwandte, als einer der Männer mit dem Kinde, mit seinem Kinde, sich von der Gruppe trennte, um der Mutter das geraubte junge Leben zurückzugeben.

*

„Es wird ein böses Ende haben", sagte Maria in die tiefe Nacht hinein, und ihre Finger nestelten an den großen hölzernen Kugeln des bäuerlichen Rosenkranzes, und ihre müden Lippen murmelten eines der schmerzhaften und versöhnenden Gesetze der ewigen Mutter.

Die Wipfel der Tannen standen im blassen Mondlicht vage und fahl wie eine Rotte Landsknechte mit schwankenden Lanzen und drohten auf die Erbarmungflehende herabzustürzen. Und noch immer hörte sie keinen Laut, keinen Schritt der heimkehrenden Männer.

Es geschah kein Wunder. Ein Sturm hatte sich erhoben und spielte mit den Ästen, daß sie voll und langatmig rauschten. Die hölzernen, grobgeschnitzten Kugeln des Rosenkranzes fingen in ihren Händen zu leben an, und es war dem Weib, als müßte es all das Leid mitmachen, das die andere Mutter so hehr und edel auferstehen ließ. Aber wie konnte sie dies in Einklang mit ihren Gedanken bringen, mit dem Haß, der sie jetzt ganz ausfüllt, dem Haß ihrem Manne gegenüber? Was wird er sagen, wenn er wiederkommt und erfährt, daß sein Kind . . .? Er wird nichts sagen; er wird murren, wie er über einen miserablen Pirschgang murren würde. Und deshalb wollte sie ihn vor das Gericht schleppen? Oder auch deshalb, weil er so stolz war und nichts von Demut und Mitgefühl wußte? Sie war so allein; ihre Einsamkeit lag auf ihr wie ein dumpfes Tuch; mußte sie ihn auch deshalb so sehr verachten? Oder war es nur der Schmerz? Aber dann würde sie ganz allein sein. Dieses Opfer, und ein solches war es zweifellos, würde sie ganz niederschlagen. Sie schwankt wieder; nein, sie wird ihren Mann nicht vor das Gericht bringen. Soll es das Schicksal halten, wie es will. Vielleicht trifft es ihn, und er bleibt nun an ihrer Seite, wie es sich gehört für einen angetrauten Mann. Er ist ein Mensch wie alle anderen, mehr noch; er liebt die Gerechtigkeit — auf seine Art; er ist im Grunde ein braver Mensch, dennoch, jawohl dennoch. Wenn er nur hier wäre, wenn er doch käme! Und wenn er auch räubert und ein Sünder ist, so ist er doch ein Sündenmensch, wie alle anderen es sind; er liebt die Freiheit, und er liebt es, die eigenen Wege zu gehen. Er will das Leben eines Vogels führen, eines stolzen Vogels. Sie trachten nach ihm, verfolgen ihn; sie hat teil daran und hoffte insgeheim, das heranwachsende Kind würde ihn umstimmen. Aber nun ist es vorbei.

Da tritt ein Mann unerwartet aus dem Dunkel heraus, und er tritt auf Maria zu und gibt ihr das Kind zurück. Wortlos, schweigend. Unerwartet, plötzlich, daß Maria zu träumen glaubt.

Sie springt auf und stößt die Tür ganz zurück, daß ein breiter Lichtstreifen in die Nacht fällt. Dann reißt sie das blutbefleckte Tuch entzwei, tastet den kleinen Körper ab; da ist ein Riß an der linken Schläfe, aber das Herzchen schlägt, das Kind lebt!

Dann springt sie in die Stube, fängt an, mit nassen Tüchern den Körper zu reinigen, und unter Küssen legt sie den bäuerlichen Rosenkranz um den kleinen Schreihals, in dem die Stimme so laut wie ehedem steckt. Doppelt fassungslos, hundertmal tiefer erschüttert als zuvor im Anblick des Grauens ist sie nun im Taumel der Freude. Nichts gibt es jetzt für sie, das größer wäre in der Welt

als das Wiederfinden; es erdrückt sie und macht sie leicht. Und sie fällt über das wiedergefundene Stück ihres Leibes her in berauschter Freude, und ihre Lippen haben nicht genug Küsse, es zu küssen.

„Marie", fängt der Mann zu reden an. Aber die Mutter hört die Stimme nicht; jetzt hat sie anderes zu tun. Der Mann wartet noch ein Endlein, dann fängt er wieder an: „Marie, die Jäger haben deinen Mann, den Bertl, erwischt."

Aber noch immer flattern die Worte an ihren Ohren vorbei, nichts hört sie als den Laut ihres Kindes, und nichts weiß sie, als daß es wieder da ist, und nichts anderes gibt es für sie als tausend Sorgen, die sie zu glätten hat.

Da steht der Mann auf, redet kein Wort mehr, wirft dem Weib noch einen Blick zu und geht fort.

Denn niemals wird die Welt und alles Geschehen ringsum gleichgültiger als in dem Augenblick, wenn eine verzweifelte Mutter ihr verlorenes Kind, ihr geraubtes junges Leben wiederfindet.

Es ist einmal so, ewig, wie die Gesetze der Natur. Ihre Hände werden nicht müde, zu schmeicheln und zu sorgen, ihre Augen nicht müde, zu schauen, ihre Ohren nicht taub, zu hören, und ihr Herz niemals matt, zu lieben, voll und ganz, und ihr Mund niemals stumm, zu reden und zu lehren. Und die Lippen niemals müde, zu küssen.

*

In die kleine, enge Zelle mit dem schmalen Gitterfenster hoch oben drängte sich geschmeidig das volle Mondlicht, tastete vorsichtig an der Mauer entlang in die schwarze Tiefe. Dann fand es das verwundete Gesicht des Gefangenen und blieb dort breit und mit geheimnisvoller Macht liegen.

Bertl hat sich seine Wunden nicht verbinden lassen. Sie schienen ihm das einzige, das er aus der Freiheit mit hereingenommen hatte in den Käfig, der seine Schritte abmaß und seinen Willen und seine Kraft zerstörte. Der ihn mit nüchterner, trockener Gewalt auf einen anderen Weg drängen sollte. Er sträubt sich dagegen; es wird ihm nicht gelingen; seine Alplernatur ist zäh wie eine Wurzel, und das Blut in seinen Adern ist wie ein Sturzbach, der sich nicht zähmen läßt; Kräfte hausen in ihm, gesunde Kräfte. Aber diese enge, dumpfe Zelle tötete alles; sie war wilder und sicherer als jeder Richter; keine Folter konnte grauenvoller sein als vier enge, kleine Grenzen für einen Menschen, der nur in der Freiheit atmen konnte.

So mußte er zugrunde gehen. Sie hatten ihn gemartert und gequält, aber er hatte geschwiegen mit seinem starken Trotz, der ihm zu Hilfe gekommen war wie ein stählerner Schild, an dem alle Pfeile der List, der Strenge und der Drohung abprallten. Solange ihn seine Wunden schmerzten, die er sich in diesem Kampfe geholt hatte, solange hing er noch an die große, schöne, freie Welt gebunden. Aber dann, wenn dieser letzte große Klang verweht sein wird, dann muß er ein Mittel finden, um, jede Gefahr verachtend, sich seine Freiheit zurückzuholen.

Es war unerträglich: der blaue Sommerhimmel sah während des Tages durch die dicke Masche der schwärzlichen, verrosteten Gitterstäbe; wenn er sich auf die Pritsche stellte und hinaussah, winkten ihm die fernen Berge entgegen mit einer Ungeduld, die tausendmal stärker weh tat als das vom Adlerschnabel aufgerissene Wangenbein. Selbst das Stechen der linken Schulter fühlte er nicht, wenn er sich emporzog, um in die blanke Welt hinauszuschauen. Man hatte ihm wohl mit Absicht dieses schmale Gemäuer zugewiesen, um seinen Trotz mürbe zu machen und seinen Stolz zu brechen. Gegenüber an einem Mauereck lebte eine Schwalbenfamilie; welch ein Trost, die Schwalbeneltern für die hungrigen Kleinschnäbel sorgen zu sehen.

Der Kreisrichter, ein verständiger Mann, der die Welt gesehen hatte, und der ihm wegen seiner kurzen, grobschnauzigen Art behagte, sagte ihm gestern, daß es noch eine viel schönere Freiheit gäbe als die äußerliche, als der hemmungslose Trieb: dies sei die innere Freiheit; sie allein ist stark und groß und verläßt den Menschen in der Not niemals. Der Bertl sei ein gutherziger, im Grunde braver Mann, wenn er daran ein wenig denken würde und sein abenteuerlich geführtes Leben in den Dienst der wohltätigen Allgemeinheit stellen würde, wie es Pflicht eines jeden Menschen ist. Hat leicht reden, der Kreisrichter! Kennt er schon, die Art; ist immer ein Spaß, Wohltaten zu geben, schöne Reden zu halten, wenn man im Vollen sitzt und wenn man die Seele bacherlwarm eingelullt hat. Aber so sehen die wirklichen Wohltaten nicht aus; die wirklichen müssen vom Allernotwendigsten abgezwackt werden, sie müssen unter fühlbarem Opfer gebracht werden; sie müssen einem selber abgehen, weil man sie selber braucht; alles andere sind nur Späss'! So grübelt der Bertl, und sein Zorn wächst von Tag zu Tag, und sein Trotz wird stärker, und es wird nichts geben, aus ihm etwas herauszukriegen, um ihm die fünf Jahre Gefängnis zu erhöhen. Außer sein Weib . . . er hat sie nicht gut vor seinem Gewissen; war miserabel zu ihr; und dennoch ist sie zum Freiherrn mit dem Kind, um für ihn zu bitten. Hätt' sie unterlassen sollen. Fünf Jahre! fällt es ihm wieder ein. Nach einigen Wochen schon wird es keinen Gamsteufel mehr geben; eher vorher zugrunde gehen, als sich aussaugen zu lassen durch gerichtliches Geschwätz; muß wohl so sein; aber gilt nicht für ihn; hat kein Verbrechen begangen; war es so gewohnt von Jugend auf. Er hat sich sein Wild geholt, wenn er es für den Lebensunterhalt gebraucht hat, nicht zum Vergnügen. Oder doch auch war ein wenig die Lust dabei; war mit den Jägern und Grenzwächtern von oben herab; trieb seinen Spott mit ihnen. Aber es ist schon ein Wahres daran, was ihm der Kreisrichter vorgeworfen hatte: daß er seine Familie vergessen, schlechter wie ein Adler, der für seine Jungen sorgt. Es ist auch wahr, daß ein Tier in seiner Brust sitzt und ihn anspornt zu bösen Taten. Wär' sonst ein brauchbarer Mann. Ist schon wahr, daß er die ganze Lebenslast seiner Frau aufgehalst hat und seine dazu. Kennt nicht einmal sein Kind genau; weiß gar nicht sicher, wie es aussieht; hat sich nie darum gekümmert.

Da horcht er auf wie auf eine besondere Stimme, die plötzlich aus dem Inneren kommt. Er erinnert sich an das blutige Gesichtlein und daran, wie es vor den Fängen des Raubvogels lag. Er hat verspielt; jämmerlich verspielt. Pfui Teufel, so ein End'! Die Zornader kriecht wieder wie ein Schlänglein an der Stirne empor; seine schmerzenden Augen suchen das Gitter. Ob es seine kraftvollen Arme aus der Mauer zu reißen vermögen? Er hat schon wieder auf das Kind vergessen, auf das kleine Lebewesen, das aus seinen und seiner Frau Kräften gewachsen, ihm nicht mehr wert war als sein abenteuerlich, sündhaft Leben, das er führte.

Wenn er den kleinen Toni jetzt sehen würde, wenn er ihn in die Arme nehmen könnte, dann würde es sicher ganz hell werden in der dumpfen, moderig riechenden Zelle, in dem erdrückenden Käfig, in dem nun der Adler gefangen saß, und aus dem er ausbrechen wollte, es koste, was immer.

(Fortsetzung folgt.)

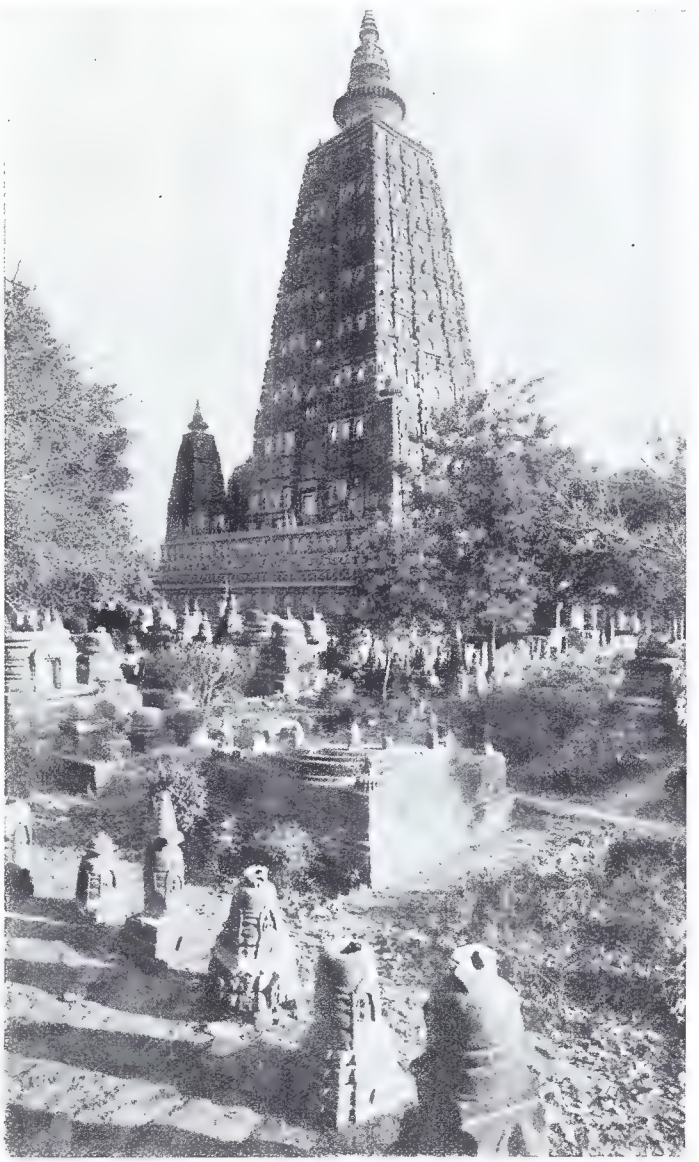
Margaret Isabel Dicksee: Der junge Händel

Mit Gen. der Phot.-Ges., Charlottenburg

Denkmäler des Glaubens / Von Dr. A. Heilmann

In keinem Lande der Erde hat die Glaubenskraft der Menschen dem Göttlichen so mächtige Denkmäler errichtet wie in Indien. Hier, inmitten einer überschwenglich reichen Tier- und Pflanzenwelt, ist auch die menschliche Phantasie in übermächtige Üppigkeit ausgewachsen. Die Einbildungskraft des indischen Volkes, das sich seine Götter nur in unförmlich monströsen, riesenhaften Wesen vorzustellen vermag, konnte natürlich auch für deren Verehrung nur wildphantastische, ungeheuerliche Formen ersinnen. Wir dürfen deshalb die indischen Tempelbauten nicht nach den Maßstäben der von den alten Griechen übernommenen europäischen Harmonie beurteilen, sondern nur aus der phantastischen Denk- und Fühlweise Indiens. In diesem Sinne sind diese Glaubensdenkmäler von himmelragender Größe und verschwenderischer Pracht weithin sichtbare Zeichen dafür, wie sehr sich in diesem Lande die Religion im alltäglichen Leben auszuwirken pflegt. An diesen Tempelstätten, besonders an den großen Wallfahrtsorten, wie Benares, Madura oder Puri, strömen Pilger aus allen Gauen Indiens zusammen. Man kommt bei der Reise durch dieses Land überall an solchen Pilgerwegen vorüber, deren Meilensteine seit zwei Jahrtausenden das eifrige Suchen dieses Volkes nach dem Jenseits bekunden. An zahllosen Orten Indiens bezeichnen die Trümmer alter Tempel den Weg dieser Menschen zu Gott, und Riesentempel türmen sich dort noch heute himmelwärts.

Eines dieser Heiligtümer, einst der größte und heiligste Wallfahrtsort der ganzen buddhistischen Welt, ist Buddhagaja, dessen gewaltige Tempelpyramide (Abb. 1) schon aus weiter Ferne die Geburtsstätte des Buddhismus verkündet. In neun hohen Stockwerken erhebt sich der stolze Tempelturm, zu dessen Füßen zahlreiche Inschriften in allen Sprachen die Verehrung der Völker Asiens für Buddha bezeugen, der hier eines Nachts unter dem Baume der Erkenntnis die Erleuchtung über den wahren Weg der Erlösung empfing. Wohl ist der armselige, halbentblätterte Pipalbaum nicht mehr der 2400jährige Boddhibaum, unter dem Gotama saß; aber man ist dennoch bei seinem Anblick aufs tiefste ergriffen in dem Gedanken, daß sich an dieser weltgeschichtlichen Stelle das Ereignis vollzog, das für das religiöse Leben von Milliarden Menschen der Ansporn zu einem edlen Wandel geworden ist.



1. Buddhatempel in Buddhagaja

Ein Markstein auf dem Wege der religiösen Entwicklung Indiens ist das große Tempelgebiet von Bhuwaneschwara mit seinen mehr als 500 Tempeln aus der Zeit vom achten bis zwölften Jahrhundert. Der Buddhismus hatte damals schon seine Kraft verloren und begann sich mit der Hindulehre zu verschmelzen; der Zweifel nagte an den Wurzeln des alten lebendigen Glaubens, und ausschweifende Geheimlehren zerfraßen seine hohe Sittlichkeit. Selbstzucht und Innenschau, die Grundlehren des Buddhismus, waren damals bereits in den Hintergrund getreten. Die mächtigen Tempelbauten von Bhuwaneschwara spiegeln diese Zeit des Seelenaufruhrs und der Glaubenszersetzung wider. In der Wucht und Gewalt dieser aufgetürmten Massen scheint sich die Glut des leidenschaftlichsten und sinnlichsten Götterkultes wie eine flüssige Lavamasse versteinert zu haben. Auf die dekorative Bearbeitung der Bausteine ist eine geradezu ungeheure Mühe verschwendet. Man staunt über die Kunstfertigkeit der menschlichen Hände, die soviel Kraft, Geduld, Zeit und Geld darauf verwendeten, ihre religiöse Vorstellungswelt in diesen kolossalen Tempeltürmen und Hallen zum Ausdruck zu bringen. Die beiden großartigsten darunter sind der Parasurameschwara-Tempel (Abb. 2) und der Lingaradscha oder „Große Tempel" (Abb. 3), eines der wunderbarsten Werke indischer Baukunst.

Zu den berühmtesten Tempelbauten Indiens gehört die „Schwarze Pagode" zu Konarak (Abb. 4), die trotz ihres Zerfalles immer noch einen überwältigenden Eindruck auf den Beschauer macht. Heute liegt der Tempel in einsamer Größe abseits der allgemeinen Verkehrsstraße. Früher war dies anders. Die Baukosten dieser Schwarzen Pagode sollen zwölf Jahreseinkünfte der Provinz verschlungen haben. Zwölfhundert Steinmetzen und Zimmerleute haben auf Befehl des Königs Narasinhadewa sechzehn Jahre lang an dem Bau gearbeitet. Die Tempelkrönung wird durch eine einzige siebeneinhalb Meter dicke Steinplatte von 2000 Tonnen Gewicht gebildet; die heutigen Baumeister zerbrechen sich den Kopf darüber, wie man damals die ungeheuerliche Arbeit, diese Gipfelplatte auf die Spitze des 58 Meter hohen Turmes zu heben, bewerkstelligt habe. Der ganze Tempel stellte den Wagen des Sonnengottes Surya dar;

davon ist aber nur die Vorhalle und der Unterbau, der auf steinernen Rädern ruht, erhalten. Vor den verschiedenen Pforten stehen Gruppen von Elefanten, Löwen und Pferden. Alle Flächen des Tempels aber sind überreich mit plastischen Bildern geschmückt, worin den Gläubigen der ganze Sinnenrausch der indischen Phantasie vor Augen geführt wird.

Ein glänzender Ausdruck desselben Geistes ist auch der Riesentempel Khandarja Mahadewa in Khadschuraho (Abb. 5), der gegen das Jahr 1000 nach Chr. erbaut worden ist. Der dekorative Reichtum dieses Heiligtums übersteigt alle europäischen Begriffe. Der mächtige Hauptturm ist von einem Kranz kleinerer Türme eingefaßt, die alle mit kuppelartigen Bekrönungen in kühnen Linien von fast gotischem Schwung emporstreben. Die vielen Wandflächen sind durch unzählige Nischen und Relieffelder gegliedert und mit allen erdenklichen Figuren, Figurengruppen, mit Blatt- und Ranken-Motiven geschmückt. Das ganze riesenhafte Steinwerk ist geradezu zum Blühen gebracht. Die Dekoration dieses Tempels gehört zum Schönsten und Geschmackvollsten der nordindischen Kunst. Und doch ist dieser Khandarja Mahadewa nur einer von den zahlreichen prunkvollen Tempeln des einstigen großen Tempelbezirkes, wo heute nur noch ein armseliges Hindudorf ist. Im 10. Jahrhundert standen dort etwa dreißig Tempel; die ganze Stadt war damals ein überwältigendes Denkmal indischer Frömmigkeit. Aber auch hier führte nur allzu oft die ausschweifendste, von Sinnenlust verderbte Phantasie die Hand der Künstler.

2. Parasurameschwara-Tempel in Bhuwaneschwara

3. Der Große Tempel in Bhuwaneschwara

So sehen wir in diesen Wunderwerken indischer Kunst und Religiosität zutiefst das Elend unerlösten Götterglaubens. Und wir begreifen, daß ein so ausgezeichneter Indienkenner wie Joseph Dahlmann S. J., der das Land vom Himalaja im hohen Norden bis zum Kap Komorin an der Südspitze durchreiste und durchforschte und in seinem herrlichen Werke „Indische Fahrten" (Herder, Freiburg) die Schönheit und Größe der indischen Kunst mit Worten höchster Bewunderung schildert, am Schlusse rückschauend schreibt: „Nicht selten schweiften mir die Gedanken aus der sternenklaren indischen Nacht in die Ferne und in meine rheinische Heimat zurück. Vor dem Blicke tauchten dem Rhein entlang die erhabenen Denkmäler des religiösen Sinnes unserer Vorfahren auf, fest und gediegen, reich und schmuckvoll, Herolde einer Kunst, die mit der phantasievollen und heiteren Mannigfaltigkeit des Ornaments in edler Harmonie die Weihe des Gotteshauses verband. Ein einziger Blick auf das ungeheure Bauwerk muß dem Beschauer die Überzeugung aufdrängen, daß es in Wahrheit dem erhabensten Zweck gewidmet ist. Dieser Zweck ist kein anderer als der, die irdische Wohnung des höchsten, gnadenreichsten Gottes zu sein, der in jener wunderbaren Weihnacht vom Himmel niederstieg. Erhabenere Bauwerke, welche schöner und großartiger den Preis des Höchsten im Steine sinnbilden, kennt die Welt nicht."

Die Bilder dieses Aufsatzes entstammen der „Geschichte der indischen und indonesischen Kunst" von A. Coomaraswamy. Verlag Karl W. Hiersemann, Leipzig 1927.

4. Die Schwarze Pagode von Konarak

Von indischer Fürstenpracht

Von einem märchenhaft prunkvollen Festabend bei dem reichsten und mächtigsten der indischen Fürsten, dem Nisam von Haiderabad, der als unumschränkter Herrscher über Leben und Tod seiner zwölf Millionen Untertanen gebietet, erzählt Georg Wegener in seinem Reisebuch „Ein neuer Flug des Zaubermantels" (Verlag F. A. Brockhaus, Leipzig) folgendes:

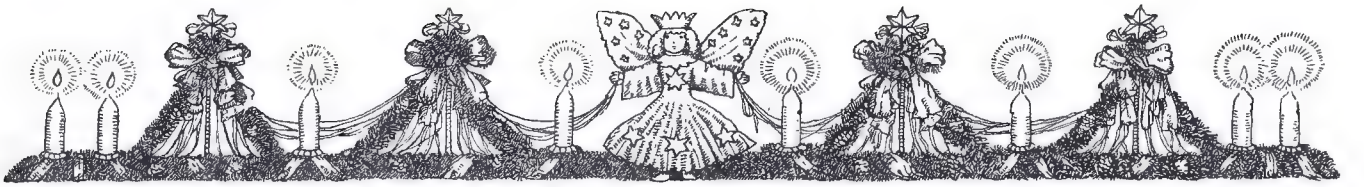
„Für einen der Abende hatte der Nisam zu einem großen Bankett in seinem Hauptpalast im Innern der Stadt geladen. Als die Wagen nach Einbruch der Nacht auf unserer Terrasse von Falaknuma vorfuhren, schwebte schon märchenhafter Lichterglanz über der Stelle der dunklen Stadt in der Ferne, wo der Palast lag. Die Feststraße, die wir von unserem Hügel hinab dorthin zurücklegten, obwohl mehrere englische Meilen lang, war ein einziger Illuminationspfad. Kleine viereckige weiße und farbige Lampen, in langen Linien oder in allerlei geometrischen Figuren an den Häusern angebracht, waren von unaufdringlicher, aber höchst anziehender Wirkung.

Alles aber versank vor der Pracht im Palaste des Nisam selbst. Hier waren alle Säulen, Simse, Galerien, kurz alle maßgebenden Umrisse der weitläufigen Fronten mit langen, perlartig schimmernden Lämpchen nachgezogen, so daß das Ganze aus seiner Tagesgestalt in ein gleiches Zauberschloß von Licht verwandelt schien. Ebenso waren in den Gärten, die die leuchtenden Fassaden in weitläufigem Viereck umgaben, alle Gänge und Rabatten mit Tausenden und aber Tausenden von Lämpchen besetzt, die entzückende farbige Muster bildeten wie funkelnde Teppichbeete. Dazwischen sprudelten träumerisch Springbrunnen, und das Licht der Lämpchen glitzerte tausendfach gebrochen auf den dunklen Spiegeln der überall verteilten Wasserbecken. Wenn auch feenhaft reich, war doch alles von wunderbarer Milde, ein warmer, sanfter Märchenglanz ringsum.

Die eine Seite dieses Märchengartens bildete eine offene, prunkvolle Halle, in der, vom goldenen Lichte zahlloser Kandelaber überflutet, schon die Damen und Herren der englischen Kolonie in großer Toilette sowie die Vornehmen Haiderabads in ihren Prachtgewändern harrten. Von da ging es in langer Polonaise zwischen feierlich präsentierenden Garden des Nisams zu einer anderen großen Halle. Staunend sahen wir dabei einen zweiten, gleich großen Palasthof, der ganz ebenso von weithinziehenden Flammenlinien umgeben war und dessen Garten nicht minder wundervoll im Glanz der im dunklen Grün verteilten Lämpchen schimmerte, anzusehen, als seien die Sterne des Himmels in ihn hinuntergefallen.

In der Festhalle empfing uns, blumenüberladen, mit goldenen Tellern und goldenen Bestecken, die riesige Prunktafel. Ein paar Minuten später saßen wir alle farbig verteilt beim Mahle; der Champagner perlte in den Gläsern, und ein Lichtmeer übergoß die juwelenstrotzenden Seidengewänder der Vornehmen des Hofes, die leuchtend roten, ordenübersäten Uniformen der britischen Offiziere, die mit edlen Steinen geschmückten Turbane, Brillantagraffen, Diademe, Reiherstutze, Perlketten usw. Alles funkelnd, schimmernd, blitzend, in der lebendigen Bewegung: eine unerhörte Vereinigung von exotischem Märchenreichtum und dem bewußt entfalteten Glanz der Vertreter britischer Weltmacht."

5. Khandarja-Mahadewa-Tempel in Khadschuraho



Hans Huckebein / Von Fritz Lischka

Der arme Huckebein war gestorben.

Vor zwei Tagen war er noch in der Klasse; ein stiller, verschlossener Junge mit ängstlichen Augen und verschüchtertem Wesen. In der Pause fiel er mir auf. Er stand an der Tür, geduckt und gedrückt, und wollte nicht mit den andern Kindern spielen. Da ließ ich ihn durch einen Knaben haschen. Und wenn ich an das bleiche Gesicht denke, in dem durch das gequälte Lächeln die Tränen guckten, komme ich mir roh vor.

Nach der Pause klappte es nicht in der Klasse. Der kleine Hans war ganz wo anders. Er schaute zum Fenster hinaus, hinauf zum blauen Himmel, wo die weißen Wolken zogen. Barsch schreckte ich ihn auf. Sein blasses Gesicht färbte sich purpurrot. Die Tränen stürzten ihm aus den Augen. Er zitterte am ganzen Leibe. Wie ein krankes Reh blickte er mich weh an, und ich las eine stille Anklage auf diesem matten Jungengesicht. Nach einer Weile fragte ich ihn, ob er krank sei.

„Nein, Herr Lehrer, bloß müde!"

„Nimm deine Bücher, Hans, und geh nach Hause. Leg dich ins Bett. Und hier — hier hast du Geld — kaufe dir ein paar Stifte. Weißt du — die mit den schönen, goldenen Spitzen. — Ja?"

Er lächelte wehmütig. Wie ein Schatten schlich er hinaus. Ich bekam die Verstimmung über mich nicht los. Denn ich wußte: Selbst die goldenen Stifte konnten den Schreck von seiner Seele nicht fortscheuchen.

*

Nun war er tot. Ich hörte es heute von den Kindern. — — —

Der Abend senkte seine Schatten auf die Erde. Ich ging dem Ende des Dorfes zu. Dort stand das kleine, gedrückte Häuschen, das dem Raschke gehörte. Es zog mich mit unsichtbaren Händen in die halbverfallene Hütte.

Im dunklen Hausflur traf ich die Frau.

„Gu'n Abend, Herr Lährer! Wull'n Se sich a Hans amol oansähn? — Hier!"

Sie stieß eine kleine Tür auf, und ich trat in die niedrige Stube. Dunkel war es hier, dunkler als draußen. Durch die kleinen Fenster fanden die letzten Lichtstrahlen mühsam ihren Weg.

Der kleine Huckebein lag im einfachen, ganz ärmlichen Särglein. Noch bleicher als sonst.

„Ju, ju, Herr Lährer! Nu is a tut. A war immer su a hoalber Mensch blußich. 's stoand 'm schunt uff'm Gesichte geschrieben, daß a und a werd nich aalt wer'n. 's is ju gutt su, daß a tut is. 's war ins blußich ane Loast, das Jungla. Wu man'n hinschippte, da blieb a stiehn. Zu nischte war a zu gebrauchen. A war wie aus Teege. — Mei Moan hot'n uffte geschloin — a hat'n oangeranzt — 's war nischt mit'm lus. A setzte sich hin und flennte. Soag'n tat a nie nischte. — 's is gutt, daß a tut is. A war zu weechgeback'n fer de Welt. Wees der Himmel, nach wem a gewurrn is. — — — Ich muß aber jitze mälken giehn — ich kumm glei wieder. Bleib'n Se ock a wing aleene, Herr Lährer. Ferchten wer'n Se sich ju nich!" — — —

Die derbe, robuste Frau ging.

In der Stube sah man fast nichts mehr als das weiße Gesicht des toten Jungen und die kleinen, marmorbleichen Hände. Auf dem Fensterbrett lagen die goldenen Stifte. Durch das Dunkel tickte die alte Wanduhr mit müden Schlägen.

Armer Huckebein! Deine Mutter — ein Weib ohne Seele, dein Vater — ein Säufer.

Viel Sonnenschein ist in deine Seele nicht gefallen. Armer Junge! Es war wirklich gut, daß du gestorben bist. Du warst zu weich für diese Welt.

Ich setzte mich auf einen Stuhl und stütze den Kopf in die Hände.

Armes Kerlchen! Ohne Sonnenschein — ohne Liebe! — Wie mag deine zarte Seele gedarbt haben.

Das Ticken der Uhr klang so einschläfernd. — — — —

*

Dort, in der blauen Ferne, im Äther, schwebt ein kleiner Engel, geführt von einem größeren. Und wenn er an den weichen, weißen Wölkchen vorüberkommt, hascht er nach ihnen. Lachend zieht er am blassen Monde vorüber. Der kleine Hans freut sich.

„Du," sagt er zu seinem Führer, „du, der is a su scheen aus Guld — — wie meine Stifte!"

Immer weiter geht es, an Sternen vorüber — Millionen von Sternen entgegen.

„Is es noch weit?"

„Ach ja," sagt der Große, „noch sehr weit!"

„Ich bin su miede!"

„Komm nur! Wenn wir dort bei dem großen Stern vorbei sind, der so hell leuchtet, dann trage ich dich; dann kannst du schlafen. — Komm nur!" —

„Du — kriegt ma im Himmel ooch Hiebe?"

„Nein."

„Du — warum hot mich denn mei Voater immer asu gehaun?"

Der Engel antwortet nicht.

„Und de Mutta hat mich immer so rumgeschippt und angeschnauzt. Warum denn? — Ich hab' ihr doch nischte getan! — De Kinder hab'n mich ooch immer gestuß'n und geschloagen. Huckebeen hab'n se mich immerzu genannt, weil ich a wing hinke. Das schad't ju nischte! — — — Du, aber der Lährer, der woar doch immer a su gutt zu mir — warum hat a mich denn a su oangeschrien? — Ich hab'm doch ooch nischte gemacht. Ich war a su erschrock'n. — — — Das hat mer a su wieh getan! — A hat mich ju nach Hause geschickt — schloaf'n. — A hat mer ooch Geld geschenkt zum Stiftekoofen — — aber — du, warum ha a mich denn a su oangeschrien? — Warum?!" — — —

Ich schrak auf. Die alte Uhr schlug rasselnd und rauh neun. War ich eingenickt? — —

Ganz im Dämmerschein verschleiert sah ich das blasse Gesicht des toten Hans. Und mir war, als ob ich eine Frage dort oben lesen könnte — immer nur eine Frage: „Warum?!!"

Da schlich ich leise aus der Stube auf die Dorfstraße.

Album der Erinnerungen

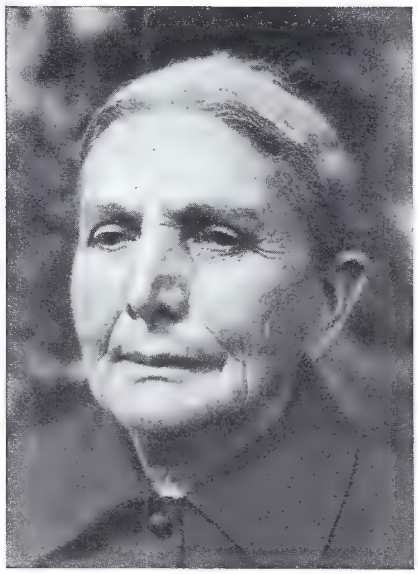
Vom Herausgeber

Der Feststrauß

Maßliebchen

Im Fluchttempo des heutigen Lebens entschwinden uns so rasch die schönsten Erinnerungen, die wert wären, im Schrein unseres Herzens verwahrt und bisweilen als liebe Andenken wieder hervorgeholt zu werden. Unser von täglicher Arbeitslast und Existenzsorge überanstrengtes Gedächtnis hat zumeist nicht mehr die Kraft, die für unser persönliches Leben so kostbaren Erinnerungsbilder aufzuspeichern. Dafür ist uns heute ein anderes Mittel gegeben, die unseren Augen enteilenden Bilder der Gegenwart unverändert zu erhalten: die Photographie — das Lichtbild. Es ist uns noch gar nicht recht zum Bewußtsein gekommen, was diese technische Errungenschaft gegenüber den bildlosen Jahrtausenden der Vorzeit für uns bedeutet. Wir erst leben wahrhaft im Gedächtnis der künftigen Menschen fort, weil unsere Bilder die kurze Frist unseres Erdenwandels überdauern werden.

Das Lichtbild bewahrt uns vor allem das getreue Abbild unserer eigenen Lebensperioden: der Kindheit, der Jugend, der Mannes- und Frauenzeit bis in den Spätherbst der weißen Haare; dazu die Bilder unserer Lieben, Freunde und Bekannten, die mit uns ein Stück des Lebensweges gegangen sind; auch die Bilder vieler liebgewordenen Dinge, Tiere, Blumen, Bäume, Dörfer, Städte, Landschaften, Szenen, an denen wir beteiligt waren, Stimmungen, Feste und schmerzliche Begebenheiten. Unser ganzes Leben steht wieder leibhaftig vor uns, wenn wir das photographische Album unserer Erinnerungen aufblättern. Deshalb sollten wir viel sorgsamer darauf achten, unser Leben und unsere Erlebnisse in Bildern festzuhalten. Gedankenlosigkeit und Trägheit hindern uns oft daran. Wie froh werden wir in den Tagen unseres Alters sein, da wir einmal nicht mehr in der vordersten Front der Arbeitenden stehen, sondern still in stiller Stube sitzen, wenn wir Bild um Bild unserer Vergangenheit hervorholen und betrachten können! Denn nichts ist schöner, als mit dem langsamen, müden Schritt des Alters noch einmal durch den Garten des eigenen Lebens zu wandern. Und noch ein zweites, ja fünftes, zehntes und hundertstes Mal werden eure Kinder und Enkel dieselben Bilder aus der Schublade nehmen und sich euer Leben vor die Seele zaubern.

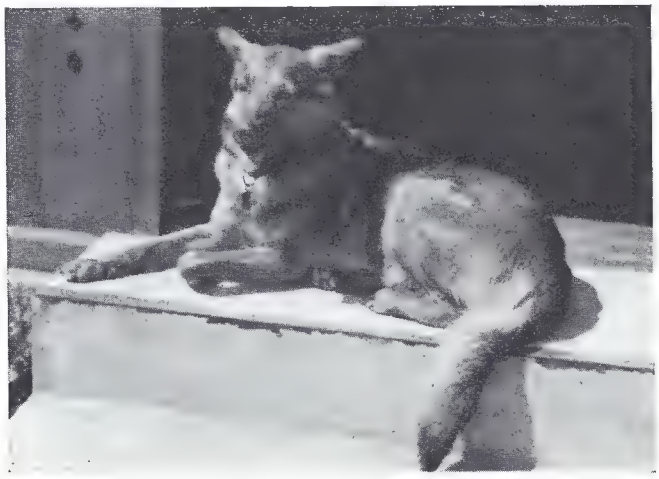


Bildnis der Mutter

Darum rettet eure Lebens- und Erlebnisbilder aus den rasch verströmenden Wogen der Zeit! Ihr könnt keinen der entschwundenen Tage zurückrufen, wenn ihr es versäumt habt, ihn im Bilde zu bannen. Unzählige Menschen der heutigen älteren Generation haben kaum ein einziges gutes Bild von ihrer Kinderzeit, von ihren Jugendjahren, kein Bild von ihrer ersten Kommunion, von ihrem Hochzeitstag, kein Bild von ihren Eltern und Großeltern. Daran können dann weder Geld noch Sehnsucht etwas ändern.

Wie leicht ist es uns heute durch die großartige Entwicklung der photographischen Technik gemacht, uns und unsere Umwelt abzubilden! Heute können schon Kinder photographieren. Und

Fröhliches Erwachen



Nelli sonnt sich

Schwanenfamilie im Park

Stiller Abend senkt sich nieder

die Frauen, die vielfach mehr Zeit und auch mehr Sinn für solch einen edlen Zeitvertreib besitzen, sollten sich vor allem darum annehmen und auf die regelmäßige Fortführung des Albums der Erinnerungen bedacht sein. Sie sollten von ihren Kindern jedes Jahr einige schöne Bildnisaufnahmen machen, einige lustige Szenen vom kindlichen Spiel, Bilder von häuslichen Festen, auch von Vater und Mutter und Großeltern, vom Hausgarten und seinen Blumen und Früchten usw. Wie froh werden sie selbst und ihre Kinder später daran sein!

Schwestern von Frauenwörth

Die erste Bedingung beim Photographieren ist ein guter Apparat; sonst erstickt die Freude bald in mißlungenen Versuchen. Es gibt ja heute ausgezeichnete Kameras zu billigen Preisen, die mit vollendeter Präzision und allen Bequemlichkeiten ausgestattet sind. Ich nenne aus eigener Kenntnis nur die vorzüglichen Robra-Kameras, besonders die Robra-Spezialkamera (Bildgröße 9:12 cm), die Robrakamera mit doppeltem Bodenauszug (ebenfalls 9:12 cm) und die ganz außerordentlich praktische Robra-Rollfilm-Kamera (Bildgröße 6:9 cm); sie entsprechen allen denkbaren Zwecken. Selbstverständlich gibt es daneben noch eine große Zahl von guten Apparaten der bekannten deutschen Firmen, wie Zeiß, Voigtländer, Contessa Nettel usw. Wer sich aber auf diesem Gebiete nicht auskennt, kaufe nicht eine beliebige Kamera, die sich vielleicht durch verblüffend billigen Preis zu empfehlen sucht. Am besten läßt man sich von einem gewissenhaften Spezialgeschäft beraten, wie wir es in München in dem großen Photohaus Brack & Cie. (Jos. Rodenstock) besitzen, das bereitwillig Aufschlüsse über Wert und Verwendungsmöglichkeit aller Apparate gibt.

Eine besondere Bedeutung hat die photographische Kamera heute auch als treue Bewahrerin von Reise-Eindrücken gewonnen. Welche Freude nach der Heimkehr aus den Ferien, aus fernen Gegenden und fremden Ländern, wenn dem Entwicklungsbad der Reihe nach die schönen Erinnerungsbilder der besuchten Stätten, Landschaften und Menschen entsteigen! Jetzt, bei der geruhsamen Betrachtung zu Hause, da die lästigen Strapazen und sonstige Unannehmlichkeiten der Reise nicht mehr stören, entsteht erst der volle, ungetrübte Eindruck einer schönen Reise.

So wäre ein guter Photoapparat ein besonders sinnreiches Weihnachtsgeschenk.

Mit zwei blonden Zöpfen

Der kleine Skiläufer

Flocki

Eine Hundegeschichte / Von Hermann Franz

Schluß.

Als sie oben waren, fiel Nikolaus ein: „Er wird hungrig sein, und der beste Willkomm ist, was Tüchtiges zu essen.“ Er schloß also den Hund im Wohnzimmer ein und holte eilends in einem nahegelegenen Gasthaus ein Hundefressen. Die Köchin gab gut und reichlich, so daß er mit einem mächtigen Paket erfreut den Rückweg antreten konnte. Als er in seine Straße einbog, blieb er stehen und mußte herzlich lachen. Irgendwo heulte ein Hund, wie Nikolaus noch niemals im Leben einen Hund heulen gehört. Er sang in den höchsten Tönen, und wenn ihm der Atem ausging, fing er zwischenhinein zu bellen an. „Der kann eine Freude haben, dem der Köter gehört,“ sagte Nikolaus; „wie hübsch, daß der unsere keine Anlage zum Bellen und eine so sanfte Stimme hat!“ Im Weitergehen mußte er indessen mit Befremden wahrnehmen, daß der Lärm aus seinem Hause kam. Ja, es stellte sich sogar heraus, daß die haarsträubende Musik in seiner eigenen Wohnung stattfand und daß es der neue Ankömmling war, der sie verübte. Er saß auf einem samtgepolsterten Stuhl, streckte die Nase gegen die Weißdecke und heulte wie eine Fabrikpfeife.

Beim Eintreten seines Herrn schwieg der Musikant, bürstete mit seinem Schwanzstummel das Stuhlpolster, und seine Musikalität verwandelte sich in eine große Freßlust. Nikolaus stand als stummer Zuschauer daneben, schier fassungslos vor Verwunderung, wie so viele gute Sachen in einem so kleinen Hunde Platz hätten.

Nach dieser anerkennenswerten Leistung machte es sich der satte Gast wiederum auf dem Stuhl bequem, und Nikolaus hatte nun Muße, mit Wohlgefallen seine zierlichen Formen näher zu betrachten. „Füße hat er,“ rief er entzückt, „genau wie Klos goldenes Rokokokästchen!“ Er ging denn auch auf der Stelle in Klothildens Heiligtum hinüber, und zu seiner Freude fand er den Vergleich außerordentlich treffend. Offenbar wollte sich auch der Hund mit den Rokokofüßen von der schmeichelhaften Ähnlichkeit selbst überzeugen. Wenigstens stand er, gleichfalls in die Betrachtung des Goldkästchens versunken, hinter seinem Herrn, als dieser sich plötzlich umwandte. Beide erschraken nicht wenig; der neugierige Vierfüßler aber erholte sich zuerst und brachte sich schleunigst unter den niederen Sitz des Rokokosofas in Sicherheit.

In diesem Augenblick tat die Stutzuhr auf der Spiegelkonsole neun silberhelle Schläge und erinnerte Nikolaus, daß um diese Stunde das Theater zu Ende war und daß man in einer Viertelstunde von dort gemächlich zu Hause sein konnte. Es begann daher ohne Zeitverlust zwischen den krummen Beinen der Rokokosessel hindurch und kreuz und quer über den großen Perserteppich eine aufregende Jagd, die lange ohne Aussicht auf irgendwelches Ergebnis blieb. Plötzlich aber ereignete sich ein unvorhergesehener Zwischenfall: Sei es, daß es die dicke Gasthausköchin mit dem Hundefressen doch zu gut gemeint hatte, sei es, daß die mit der Jagd verbundene Bewegung ungünstig auf die Verdauung einwirkte, der kleine Weiße äußerte plötzlich unverkennbare Zeichen starken Übelbefindens. Es ist unklar, was ihn bewog, sich in diesem leidenden Zustand gerade mitten auf den großen Perserteppich zu begeben. Genug, ehe Nikolaus es verhindern konnte, hatte der köstliche Perser eine ergänzende Verzierung erhalten, die in Form und Größe einem mäßigen Maulwurfshügel nicht unähnlich war und im milden Schein des Glaslüsters hell aus den gedämpften Farben des Teppichs aufleuchtete.

Herrn Brathuhns bemächtigte sich eine gliederlähmende Erstarrung, durch die hindurch er sah, wie der Urheber des Teppichschmuckes langsam und nicht ohne Rückblicke auf sein Erzeugnis, jedoch sichtlich erleichtert vom Schauplatz seiner Tätigkeit verschwand und sich in einen Winkel des Wohnzimmers zurückzog. Nikolaus selber fand in der Erkenntnis der Notwendigkeit, den edlen Perser so rasch als möglich von seinem überflüssigen Zierat zu befreien, die Beweglichkeit seiner Glieder zurück. Mit Kehrichtschaufel und Herzklopfen arbeitete er in Hemdärmeln an der Beseitigung der Spuren von seines neuen Freundes erster Tätigkeit. Als die Stutzuhr 9 Uhr 10 zeigte, roch es stark nach Benzin; aber schon um Viertel lag über dem Rokokozimmer der leichte Nebel einer Zigarre, mit der Nikolaus lebhaft rauchend hin- und widerschritt.

„Oh, oh,“ rief Klo, „wer hat wieder in meinem Zimmerchen geraucht?“

Nikolaus aber nahm sie bei der Hand und sagte langsam und jedes Wort betonend: „Er ist da.“

„Wer?“ fragte Klo mit äußerster Neugierdelosigkeit.

„Stell' dich nicht so!“ sagte ihr Mann; „als ob nicht auch du den ganzen Nachmittag nur an ihn gedacht hättest!“, und damit zog er sie sanft aus dem Rokokozimmer, wo ihm die Luft drückend schwül vorkam, hinüber ins kühlere Wohnzimmer. Versuche einer, die Frauenseele zu ergründen! Klothilde dachte nimmer an zwanzig Mark oder an fünfzehn Mark, an größere Auswahl oder Onkel Kasimirs Urteil; ihr freudiges Lachen sagte genug.

Mutter Güldenmeister hatte sich schon beim Eintritt ins Wohnzimmer in einen Sessel fallen lassen; es ist ungewiß, ob aus Müdigkeit oder weil ihr der Schrecken in die Beine gefahren war. „Der hat aber Ohren!“ sagte sie.

„Warum er nur so in der Ecke sitzt!“ rief Klo. „Er ist sicher ganz ausgehungert. Nun soll er aber gleich was Ordentliches zu fressen haben!“

„Lieber nicht,“ sagte Nikolaus, vor dem im Geist das Gespenst des Maulwurfhügels aus dem Kehrichtkübel auftauchte, „ich habe meine Gründe, dringend abzuraten.“

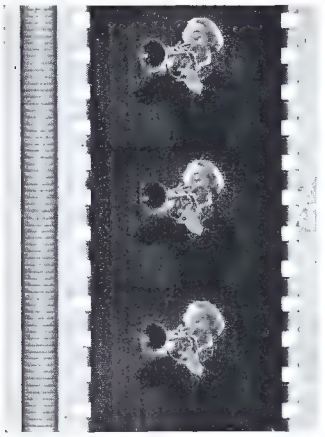
„Kinder,“ sprach die Schwiegermama, und aus ihrer Stimme klang die Güte, der alles fremde Herzeleid, ob von Mensch oder Tier, nahegeht, „er hat Heimweh. Wollen wir ihm ein gutes Bett machen, dann wird er sich bald daheimfühlen.“ Und sie schaute mit dem warmen Blick der erfahrenen, fürsorglichen Hausmutter auf den in der Ecke Kauernden.

Da erhob sich dieser in seinem Winkel, kam Schritt für Schritt näher, und während alle sich still verhielten, ging er langsam bis an den Stuhl der freundlichen Matrone. Das seideglänzende Köpfchen drehte er ein wenig nach der Seite, die langen Ohren standen aufrecht und zitterten leise wie in gespannter Erregung. So blieb er einen Augenblick ruhig und die vor ihm Sitzende aufmerksam betrachtend stehen. Ein kurzer, heller Laut wie ein Freudenruf kam aus seiner Kehle, dann sprang er mit einem Satz auf den Schoß der alten Dame, die ihn lachend streichelte. Damit war's ausgemacht: nun war er bei ihnen daheim!

„Veronika,“ sagte Klos Mutter kurz darauf zum Dienstmädchen, „leeren Sie den Kehrichtkübel in die Mülltonne!“ Ihren Schwiegersohn aber zupfte sie heimlich am Ärmel und hielt ihm einen Löffel Boonekamp entgegen. „Hab's schon gemerkt,“ sagte sie, „dir ist heute nicht ganz gut gewesen.“ Nikolaus nahm das Tränklein mit stummem Dank; fast wäre es ihm in die unrechte Kehle gekommen, denn neben ihm stand der neue Hauskamerad und machte ein durchtriebenes Spitzbubengesicht.

Das Neueste von der Hausmusik / Von H. Mann

Die langen Winterabende sind die Zeit der edlen Hausmusik für alle, die ein schönes Familienleben schätzen. Denn das ist des Winters heilsame Macht, daß er uns durch Kälte, Schnee und Nebel in die Stube fesselt. Aber mit dem Daheimbleiben allein ist es nicht getan; das winterliche Herumsitzen kann zur öden Langweile werden, wenn man es nicht versteht, eine Geist und Gemüt erquickende Geselligkeit zu pflegen. Zumal von Kindern und jungen Leuten soll man nicht erwarten, daß sie an der Häuslichkeit und dem Zusammensein mit den Eltern Freude finden, wenn man nicht ihr hungriges Herz und ihre dürstende Seele freigebig zu stillen sucht.



Filmaufnahme eines Musikstückes (linker Streifen) und des Musikanten

Nichts aber hat über der Menschen Herz mehr Gewalt als die Musik. Und wie leicht ist es uns heute gemacht, zu Hause innerhalb unserer eigenen Wände die herrlichste Musik zu haben! Wie viele Jahrhunderte haben sich gesehnt, zu hören, was wir heute stündlich hören können, und haben es nicht gehört! Noch in meiner Kinderzeit lief das ganze Dorf zusammen, wenn Bettelmusikanten kamen und ein paar holperige Lieder und Märsche in die Gassen schmetterten; so musikbegierig und musikarm war damals unser Volk. — Heute kann jede, auch die wenigbemittelte Familie ohne große Kosten die beste Musik der Vergangenheit und Gegenwart im eigenen Heim genießen. Gerade in allerjüngster Zeit sind auf dem Gebiete der Musikapparate und Schallplatten großartige Fortschritte und auch erhebliche Verbilligungen erzielt worden.

Vor allem ist die epochemachende Erfindung der Tri-Ergon-Platten zu nennen. Durch jahrelange wissenschaftliche Forschungsarbeit der drei genialen Erfinder Masolle, Vogt und Engl (daher der Name Tri-Ergon = Werk der Drei) ist das neue Schallplatten-Herstellungsverfahren zustande gekommen: Die Töne einer musikalischen Aufführung (Gesang, Instrumente, Orchester) werden filmphotographisch aufgenommen und durch ein patentiertes Verfahren auf die Schallplatte übertragen. Dadurch ist eine alle bisherigen Wiedergaben übertreffende, geradezu wunderbare Tonfülle, Tonreinheit und Klangfarbe der einzelnen Instrumente erzielt worden. Die tiefsten und höchsten Tonschwingungen werden dem Ohr ohne Verfärbung oder Verzerrung vernehmbar. Ganze Instrumentengruppen konnten durch dieses Tri-Ergon-Verfahren erst richtig herausgeholt werden, namentlich die Bässe. Geige und Klavier, bisher die Schmerzenskinder der Schallplattentechnik, kommen hier vollkommen naturgetreu zu Gehör; dadurch entsteht auch bei reichinstrumentierten Orchesterdarbietungen erst die volle Harmonie und Rundung und damit der ungeschmälerte Genuß einer musikalischen Aufführung.

Die Ausnützung dieser die ganze Schallplattentechnik umwälzenden Tri-Ergon-Erfindung ist in vollem Gange. Es liegt zur Stunde schon eine stattliche Reihe von Platten vor: Gesang- und Instrumentalaufnahmen, Symphonie- und Blasorchester, Opern, Märsche, Walzer, Tänze. Und Monat für Monat wächst die Zahl dieser herrlichen Tri-Ergon-Neuaufnahmen, die trotz ihrer einzigartigen Qualität sogar bedeutend billiger sind als die sonstigen Platten.

Amato-Tischapparat

Zu guten Schallplatten gehört freilich auch ein guter Musikapparat, der sie voll, rein und weich zum Klingen bringt. Auch auf diesem Gebiet hat uns dieses Jahr eine hocherfreuliche Neuheit gebracht: die Amato-Apparate, die gleicherweise durch ihre hervorragende musikalische Leistung wie durch ihre Billigkeit überrascht haben. Ein geradezu idealer Musikapparat für die einfache Bürger-, Bauern- und Arbeiterfamilie ist der Amato-Tischapparat, sehr geschmackvoll und gediegen in Form und Ausführung, von einer Klangfülle und Weichheit der Tonwiedergabe, wie man sie bisher nur von großen und teuren Apparaten erwartete. Wer zugleich ein vornehmschönes Möbelstück erwerben will, mag den Amato-Schrankapparat wählen, der in seinem edel-stilvollen Äußeren ein Schmuckstück für das gute Heim darstellt und dabei erstaunlich billig ist. Soeben haben die Amatowerke diesen Schrankapparat auch mit elektrischem Antrieb herausgebracht.

Amato-Schrankapparat

In der Auswahl seiner Musikplatten verrät der Mensch sofort seinen guten oder schlechten Geschmack, seine feine Herzensbildung oder lärmsüchtige Oberflächlichkeit. Laßt die Stille eurer Häuslichkeit nicht durch schreiende Gassenhauer-Platten oder kreischende Jazz-Platten entweihen, sondern wählet nur, was wahrhaft bildet und erhebt! Für die Weihnachtszeit gibt es eine Reihe besonders schöner und stimmungsvoller Weihnachts-Platten. Wie viele Winterabendstunden könntet ihr euch durch solche Musik verschönern! Die Anschaffungskosten sind gering im Vergleich zur Freude und anregenden Unterhaltung, die ihr daraus gewinnen könnt.

Bei der Prüfung der Tri-Ergon-Platten und Amato-Apparate wurden wir vom Musiksalon Walter Soldan in München in freundlicher Weise unterstützt, der auch den „Hausschatz"-Lesern gerne mit näheren Angaben und Auskünften dienen wird.

Weihnachtsbücherschau / Vom Herausgeber

Wunder im Weltall. Ein Buch vom Werden und Sein. Herausgegeben von Paul Siebertz. Neue Folge. Mit 476 Abbildungen. In Ganzleinen M. 10.—. Verlag Kösel & Pustet, München 1927.

Im ersten Bande dieser ein dringendes Zeitbedürfnis treffenden Bücherfolge erstrebte der Herausgeber, die gesicherten Ergebnisse wissenschaftlicher Forschung dem gesteigerten Bildungsdrang der reifenden Jugend und der Erwachsenen zuzuleiten und zugleich das ziellos gewordene Wissen in das tiefere und weitere Strombett unserer geistig-religiösen Weltanschauung einzuführen und so die verlorengegangene Harmonie zwischen Wissen und Glauben auf höherer Erfahrungsstufe wieder herzustellen. Schon um dieses idealen Strebens willen wurde der erste Band mit allseitiger Freude begrüßt. Aber auch die sachliche Leistung dieses ersten Bandes und desgleichen die glänzende verlegerische Ausstattung des Werkes erregten berechtigtes Staunen und wärmste Anerkennung. In der vorliegenden neuen Folge ist der erste Band noch bedeutend übertroffen, schon durch den Reichtum der behandelten Themata. Wir erfahren in der anziehendsten und spannendsten Form von der Entstehung der Welten und unserer Erde, von geologischen Formationen und urgeschichtlichen Funden, von magnetischen Erdkräften, versunkenen Ländern, Inseln und Städten, von vernichteten Menschengeschlechtern und erstorbenen Kulturen, von urzeitlichem Höhlenleben und vorgeschichtlichen Grabstätten, von der Entstehung der Sprache und dem Ursprung der Gottesidee, von den Siedlungen der ältesten Zeit und von alten Monumentalbauten, von der kulturgeschichtlichen Entwicklung der Familie und der Familiennamen, von der Sippe, dem Staatenbund, vom Hausbau, von alten Dörfern und Städten und dem Leben hier und dort, von der Entwicklung der Schrift und der Schriftzeichen, der Wissenschaft und des Schulwesens, des Geldes, der Heilkunst, der Kleider und des Schmuckes, der Jagd und des Bergbaues, der Landwirtschaft usw. Alle diese Abhandlungen sind im Tone edler Volkstümlichkeit gehalten und aufs schönste illustriert. Es war wahrhaftig keine kleine Arbeit, dieses riesige und dabei prächtige Bildermaterial zusammenzubringen. So haben wir für Jugend und Volk ein ausgezeichnetes Aufklärungsbuch über das Werden und Sein des Kosmos, der Erde und unserer eigenen menschlichen Vorgeschichte. Der Preis des Buches ist außergewöhnlich billig, so daß sich jede Familie zur Fortbildung für jung und alt das Werk auf den Weihnachtstisch legen kann.

Die Heilige Schrift des Neuen Testamentes. Erster Teil: Evangelien und Apostelgeschichte. Zweiter Teil: Briefe und Geheime Offenbarung. Mit 12 farbigen Bildern. In Leinen zusammen M. 14.—. Verlag Kösel & Pustet, München 1927.

Zwischen der großen „Katholischen Volksbibel" des Verlags Kösel & Pustet, die als wertvollstes und schönstes Familienbuch in jedem Hause liegen sollte, und den vielen, schon fast allzu vielen meist unansehnlichen Taschenausgaben der Heiligen Schrift hat diese vornehme zweibändige Übersetzung des Neuen Testamentes einen guten Sinn und Zweck. Mir mißfällt an den billigen Taschenausgaben vor allem die armselige, oft geradezu unwürdige Ausstattung. Die windigsten Romane kommen heute in bester Aufmachung auf den Markt — ist Gottes Wort nicht soviel wert? Wir degradieren es von vornherein durch eine minderwertige Ausgabe. Wenn man vorschriftsgemäß für kirchliche Gefäße Edelmetall verwendet, sollte folgerichtig das Wort Gottes dem Volke wenigstens auf schönem Papier und in geschmackvollem Einband dargebracht werden. Nach diesem Grundsatz wird hier die ausgezeichnete Übersetzung von Professor Fritz Tillmann in zwei prachtvollen Leinenbänden geboten, die schon äußerlich den Leser mit ehrfürchtiger Feierlichkeit erfüllen. Der heilige Text liest sich in dieser Übertragung klangvoll und rhythmisch bewegt; darauf hat der Übersetzer bei aller Originaltreue besonderen Wert gelegt. Die auf das Notwendigste beschränkten Erklärungen und Erläuterungen sind an den Schluß jedes Bandes gesetzt, um die ruhige Lesung nicht zu stören. Eine feine Zierde sind die farbigen Einschaltbilder von Rogier v. d. Weyden, van Eyck, Rubens, Rembrandt, Dürer u. a.

Indische Fahrten. Von Joseph Dahlmann S. J. Zweite, verbesserte Auflage. Mit 502 Bildern auf 123 Tafeln und 3 Karten. In Ganzleinen M. 30.—. Verlag Herder, Freiburg 1927.

In dieser Neuauflage hat das ausgezeichnete Indienwerk Dahlmanns eine sehr erfreuliche Verjüngung erfahren. Es war und ist bis heute das weitaus gediegenste Buch über Indien und vor allem über Indiens gewaltige religiöse Monumentalkunst. Ich habe die erste Auflage der „Indischen Fahrten" im Laufe der Jahre oft und oft zu Rate gezogen und das Gesuchte stets gefunden. Wie oberflächlich sind dagegen die sonstigen Reisewerke über Indien: meist nichts als pompös aufgemachte Feuilletonschreiberei über flüchtige Eindrücke und belanglose Erlebnisse! P. Dahlmann aber hat es gründlich genommen. Was er geschrieben hat, ist kein Geflunker, sondern auf ernsten Studienreisen Geschautes und bis in seine geistigen Untergründe Erforschtes. Obwohl sein Augenmerk vor allem auf die indische Kunst als Ausdruck des Kultus gerichtet war, ist doch das ganze Werk von einer Fülle völkergeschichtlichen Stoffes, prachtvollen Landschaftsschilderungen, historischen Rückblicken und religionswissenschaftlichen Erörterungen durchzogen, daß es kaum eine interessantere Lektüre gibt, zumal in unseren Tagen, da der indische Kulturkreis auf die Umgestaltung des europäischen Denkens einen gewaltigen Einfluß übt. — Gegenüber der Erstausgabe sind in dieser Neuauflage einige längere, der religionswissenschaftlichen Einzelforschung angehörende oder die Missionsgeschichte betreffende Abschnitte ausgeschaltet worden; dadurch hat das Buch an Geschlossenheit gewonnen. Dafür wurden weitere hervorragende indische Kunststätten in die Darstellung aufgenommen. Der kunstgeschichtliche Gehalt hat einen ansehnlichen Zuwachs erfahren und desgleichen die Illustrationen, die um 50 Bilder und eine anschauliche Kartenskizze der Hauptkunstkreise Vorderindiens vermehrt worden ist. Die Ausstattung des Werkes ist modern und von solider Gediegenheit.

Geschichte der indischen und indonesischen Kunst. Von Amanda A. Coomaraswamy. Aus dem Englischen von Herm. Götz. Mit 400 Abbildungen auf 128 Tafeln. In Bukram 50.—. Verlag Karl W. Hiersemann, Leipzig 1927.

In diesem wundervollen Werke haben wir die erste inhaltlich und illustrativ erschöpfende Darstellung der nationalen indischen Kunst in deutscher Sprache. Der Verfasser, Inder und Anglosachse zugleich, auf Ceylon geboren, seit 1917 Leiter der indischen Abteilung des Kunstmuseums in Boston, gilt zur Zeit als der beste Kenner der indischen Kunst. Er hat eine nochmalige Indienreise für dieses Werk unternommen und dabei eine Menge der schönsten Neuaufnahmen gemacht. Textlich faßt das Buch unser ganzes bisheriges Wissen über die Kunst und das Kunstgewerbe Indiens zusammen und ergänzt es zugleich durch wichtige Entdeckungen. In seinem herrlichen Bilderteil ist das Werk eine indische Kunstgeschichte in Bildern. Die teilweise verkleinerten Abbildungen in dem Aufsatz „Denkmäler des Glaubens" Seite 84 ff. dieses Hausschatzheftes mögen davon eine ungefähre Vorstellung geben. Der Verfasser behandelt in seiner Darstellung die gesamte Entwicklung der indischen Kunst von der Urzeit an: die Vor-Maurya-Kunst, die Maurya-Kunst und die ihr folgenden Perioden bis zu den Anfängen der theoistischen Kunst des Hinduismus und Buddhismus zu Beginn unserer Zeitrechnung, dann das frühmittelalterliche und mittelalterliche Kunstschaffen in den Hauptzentren Vorderindiens und in Kaschmir, Nepal, Tibet, Chinesisch-Turkestan, Ostasien, Hinterindien, Indonesien und Ceylon. Der Verfasser beschränkt sich streng auf das Kunstgebiet und vermeidet jede Abschweifung in Gebiete, auf denen er nicht kompetent zu sein glaubt. Um so mehr hat der Leser das Gefühl der Sicherheit. Zu erwähnen ist noch die ganz erlesene Aufmachung des Werkes durch den Verlag.

Kirche und Kultur im Mittelalter. Von Gustav Schnürer. 2 Bände. Erster Band in Ganzleinen M. 10.—, zweiter Band M. 13.—. Verlag Ferdinand Schöningh, Paderborn 1927.

Nur ein ausgezeichneter Kenner des europäisch-mittelalterlichen Kultur- und Geisteslebens wie Gustav Schnürer konnte diesen Versuch auf so breiter Basis wagen und so glänzend und umfassend bewältigen. Die ungeheure Fülle des Stoffes mag durch kurze Inhaltsangabe angedeutet werden: I. Römertum und Kirche als Grundpfeiler der abendländischen Kultur: Ambrosius und seine Gesinnungsgenossen — Die Kulturethik Augustins — Das Papsttum unter Leo d. Gr. Der Untergang des weströmischen Reiches — Der hl. Benedikt und seine Zeit. — II. Die Bildung der abendländischen Kulturgemeinschaft durch die Kirche: Der germanische Arianismus und der römische Katholizismus — Das katholische Frankenreich im 6. Jahrhundert — Die Wirksamkeit der irischen Missionäre — Gregor d. Gr. — Bonifatius und das Papsttum — Der Bund zwischen Papst und Kaisertum — Die erste Kulturblüte des Abendlandes unter Karl d. Gr. — III. Die Kirche im Dienst der nationalen und feudalen Machthaber: Der Zerfall des karolingischen Reiches — Geistiges und künstlerisches Streben im 9. Jahrhundert — Das römische Kaisertum deutscher Nation — Die Klosterreform — Die religiöse Erziehung der Ritter u. a. — IV. Die Kirche als Leiterin der abendländischen Gesellschaft: Die Kreuzzüge — Die Armutsbewegung und die Anfänge der Bettlerorden — Die Hochblüte der Scholastik — Die Ausbildung des kirchlichen Rechts und der Inquisition — Das Aufkommen der Städte — Die Frauenbewegung — Das Aufblühen des gotischen Kunststils. — In all diesen unzähligen Einzelfragen des umfangreichen Werkes zeigt Schnürer eine bewunderungswürdige Beherrschung des gewaltigen Stoffes, ein meisterhaftes Geschick in der Herausarbeitung der Entwicklungslinien und eine edle Freimütigkeit des Urteils, die auf diesem Gebiete sehr vonnöten ist, wo so vieles durch Schönfärberei entstellt wurde. Denn nur die Wahrheit wird uns von dem schweren Ballast des Veralteten frei machen.

(Fortsetzung der Weihnachtsbücherschau im Inseratenteil)

Kinderland

Ein Himmelsmärchen von Elli und Nelli / Von M. Scheffer

Es waren einmal zwei reizende kleine Mädchen. Die hießen Elli und Nelli. Es waren ein Zwillingspärchen und alle Leute hatten Freude an ihnen. Sie sahen sich so ähnlich, daß man sie kaum unterscheiden konnte. Die Mutter tat deshalb Elli ein blaues und Nelli ein rotes Armbändchen an. Es waren gute Kinder; aber mit der Zeit wurden sie sehr mutwillig und machten allerhand dumme Streiche. Wenn die Mutter Kuchen gebacken hatte und so recht lecker mit Zucker und Mandeln bestreut — dann machten die beiden sich heimlich daran und naschten das Schönste herunter vom Kuchen.

Wenn die Vorratsstube nicht abgeschlossen war, dann huschten sie flugs herein und holten sich die dicksten und schönsten Apfel und schmausten sie heimlich auf. Auf dem Wege zur Schule hielten sie sich immer zu lange auf und besahen sich die schönen Läden mit Puppen und Spielsachen und kamen dann zu spät zur Schule. Auf dem Heimweg trieben sie Allotria. Wenn sie das kleine, blasse Schneider-Lieschen sahen, dann riefen sie:

Pimpernellchen,
Hosenschnällchen!
Dein Vater ist ein
Schneidersmann.
Der nichts als Hosen flicken kann.
Er näht mit Pick- und Packedraht
Krumm und schief die Hosennaht!

Etsch, Pimpernellchen! Hosenschnällchen!

Ach, und dann schämte sich das arme Lieschen ganz schrecklich, wenn die Leute das hörten. Elli und Nelli dachten sich nichts Böses dabei. Sie waren aber so übermütig, daß sie am liebsten alle Leute und alle Kinder neckten.

Auf dem Lappenbrink wohnte ein Flickschuster, der hatte einen Sohn, der hieß Fränzchen und hinkte mit dem rechten Fuß. Wenn sie den sahen, mußten sie immer lachen und sangen ganz laut:

Himpel! Hampel! Humpel! Pumpel!
Bist der Sohn vom Schneider Stumpel,
Der haut am Sonntag seine Frau
Und macht an jedem Montag blau.
Etsch! Himpel! Hampel! Humpel! Pumpel!

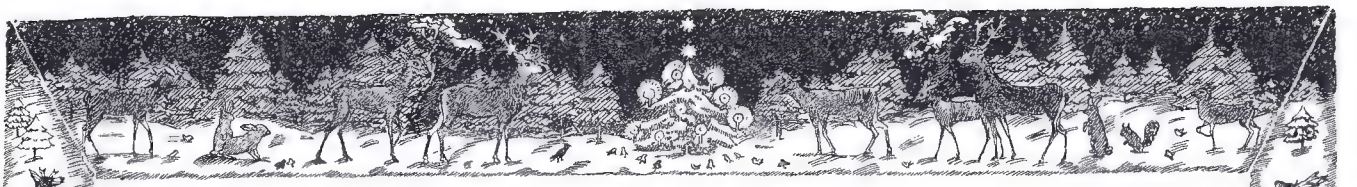
Das tat Fränzchen in der Seele weh, daß ihm die Tränen kamen, denn der arme Junge konnte doch nichts dafür, daß er ein Krüppel war und sein Vater ein Trinker. Wie sie aber sahen, daß ihm die Tränen die Backen herunterrollten, liefen sie hinter ihm her und wollten ihm Äpfel und Schokolade geben; aber Fränzchen humpelte, so schnell er konnte, fort, denn er schämte sich, daß er weinte, weil er ein Junge war.

In den Ferien hatten Elli und Nelli immer sehr viel Spaß und durften schlafen, so lange wie sie wollten. Sie schliefen in einem großen, weißen Himmelbett zusammen; und wenn sie sich vor dem Einschlafen an die Händchen faßten, dann hatten sie immer den gleichen Traum. Was Nelli träumte, träumte Elli auch und umgekehrt. Einmal sahen sie die Himmelsleiter auf der Erde stehen und bis in die Wolken ragen. Der Mond schien so schön, und die goldnen Sternlein blitzten am Firmament, und die Himmelstür stand weit offen. Da bedachten sich Elli und Nelli nicht lange, und sie kletterten, so schnell sie nur konnten, die schrecklich hohe Himmelsleiter herauf. Petrus hatte gerade den Rücken gekehrt, und so flutschten sie in den Himmel hinein. Ach, war das schön! So wunderbar schön, daß es sich gar nicht erzählen läßt. Elli und Nelli suchten sich ein Plätzchen da ganz, ganz hinten im Himmel, denn sie schämten sich, da sie ja nur ihre weißen Nachtkleidchen anhatten. Und all die Engelein trugen goldene Gewänder, mit Diamanten und Edelsteinen besetzt. Das kam ja Elli und Nelli auch gar nicht zu, denn die beiden unnützen Dinger hatten sich ja in den Himmel hereingeschmuggelt. Es gefiel ihnen aber sonst sehr gut in ihrem Himmelswinkel. Alles, alles, was es Schönes zu essen und zu knabbern gibt, hatten sie in reichlichem Maße. Ganze Berge von Marzipan und Schokolade und Sahnebonbons und das allerfeinste Konfekt und eine ganze Badewanne voll Schlagsahne und zentnerweise Vanille- und Ananas-Eis. Na, das war was für die beiden Leckermäulchen, und da wurden sie auch schon wieder übermütig und fingen an zu kichern und rissen heimlich einem kleinen Engelchen zwei Federn aus dem Flügel. Das hatte Petrus aber gesehen. Der schüttelte mit dem Kopfe und drohte mit dem großen Zeigefinger.

Da sagte Elli: „Ach, sieh mal, der alte Brummbär, der versteht ja keinen Spaß mehr!" — „Ja, der müßte abgebaut werden", meinte Nelli. „Ne, das tut der liebe Gott nicht. Petrus ist lebenslänglich angestellt", erklärte Elli wichtig.

Einmal hatte Petrus wieder sehr viel Arbeit gehabt und war vor Müdigkeit so'n bißchen eingenickt. Als Elli und Nelli das sahen, stießen sie sich an und sagten: „Jetzt ist es Zeit", und schlichen ganz leise hin zum Petrus und konnten sich schon nicht halten vor Lachen. Und was meint ihr wohl, was jetzt passiert? Sie nehmen die beiden Federchen, die sie dem kleinen Engel ausgerupft haben, und kitzeln den heiligen Petrus damit unter die Nase und prusten beide laut dabei los. Aber da! Petrus erwacht und schnappt mit der einen Hand Elli und mit der anderen Nelli und schüttelte sie gehörig durcheinander. „Ihr ungezogenen Kinder! Nicht einmal im Himmel könnt ihr artig sein und Ruhe halten und wollt den alten Petrus foppen! Wir können euch hier nicht gebrauchen! Marsch mit euch wieder auf die Erde!"

Als Elli und Nelli sich von ihrem furchtbaren Schrecken dann erholt hatten und sie wieder zu sich kamen, waren sie bei einem reichen, geizigen Bauern als Küchenmagd und Gänsemagd in Dienst. Wenn sie abends auf ihrem Strohsack lagen, dann dachten sie an die schönen Zeiten, die sie sich durch ihren



Übermut verscherzt hatten. Jetzt wußten sie auch, wie es Schneiders Lieschen und Fränzchen vom Lappenbrink zumute war, wenn sie die auf der Straße geneckt hatten. Wenn Nachbars Kinder von dem reichen Bauern Elli und Nelli sahen, dann sangen sie:

Elli, Elli! Gänsemagd,
Petrus hat euch fortgejagt!
Mußt nun blasen, mußt nun tüten!
Und die dummen Gänse hüten!
Elli, Elli, Gänsemagd,
Petrus hat euch fortgejagt!

Nelli, Nelli! Küchenmagd,
Petrus hat euch fortgejagt!
Jetzt mußt du dich tüchtig quälen,
Den ganzen Tag Kartoffeln schälen,
Nelli! Nelli! Küchenmagd,
Petrus hat euch fortgejagt!

Ach, und die Bäuerin keifte den ganzen Tag und kochte alles, was sie gar nicht mochten: dicke Bohnen mit Speck, Kartoffeln mit Zwiebelsoße, Erbsensuppe mit Speckwürfelchen mit tüchtig Sellerie und Porree. Brr! Bä! War das ein schreckliches Essen! Einmal gingen sie wieder hungrig zu Bett und weinten sich in den Schlaf. Da kam ein ganz furchtbares Gewitter in der Nacht, und gerade als es zwölf Uhr schlug, kam ein so gewaltiger Donnerschlag, daß alles nur so dröhnte und bebte. Elli und Nelli fuhren entsetzt aus dem Schlafe auf — und als sie die Äuglein aufschlugen — was meint Ihr, wo sie waren? Beide lagen in ihrem schönen, weißen Himmelbett und hatten nur so schrecklich — geträumt. Ach, waren die froh! „Mutti! Mutti!" riefen sie, „wir sind ja noch bei dir!" Da kam die Mutter, um nach den aufgeregten Kindern zu sehen, und wurde umhalst und geküßt, und Elli und Nelli erzählten, was sie alles im Traum erlebt hatten. Und die Mutter sprach: „Jetzt seht ihr hoffentlich ein, was ihr für mutwillige Kinder seid und wie lieblos es von euch war, das kleine Lieschen und das arme Fränzchen auf der Straße so zu verhöhnen." — Da nickten sie alle beide und sagten: „Wir wollen es ganz, ganz gewiß nicht wieder tun!" Am anderen Tage fragten sie die Mutter: „Liebe Mutti, dürfen wir Schneiders Lieschen und dem Fränzchen vom Lappenbrink eine Freude machen? Und die Mutter erlaubte es gerne, und sie trugen ein Sonntagskleidchen, eine Schürze und eine schöne Baby-Puppe und Süßigkeiten zum Lieschen. Fränzchen brachten sie einen feinen, warmen Schal, einen Baukasten und Äpfel und Nüsse. Ihr könnt euch wohl denken, wie die sich freuten. Und das war so um die Weihnachtszeit, wo das Christkindchen achtgibt, ob ihr auch gern etwas abgebt und ein Herz für die armen Kinder habt. Dann strahlt am heiligen Abend euer Christbaum noch mal so hell, und das Christkindchen segnet euch und euere guten Eltern.

Des Bachwirt-Simmerl seltsame Christnacht / Von G. Ruf

Der Bachwirt-Simmerl durfte am Sonntag vor Weihnachten zum erstenmal als Ministrant auftreten. Das ist gerade, wie wenn einer den Ritterschlag empfängt. Drum war der Simmerl auch so stolz darauf. Er machte keinen einzigen Fehler, und sein klassisches Latein ging wie geschmiert.

Nach dem Gottesdienst nahm er mit Schauern der Ehrfurcht seinen ersten Ministrantenlohn in Empfang: 10 Pfennig! Man denke: mit 9 Jahren das erste selbstverdiente Geld! Der Oberministrant klopfte ihm gönnerhaft auf die Schulter und sagte: „Du, wennst mir den Zehner gibst, nachher därfst mit zum Leichenmahl vom Hansjörgbauern; der stirbt die nächsten Täg. Da wird's zünftig, essen därfst soviel als d' magst!"

Trotz seinem heillosen Respekt vor dem „Ober" wollte der Simmerl sein Kapital nicht um die Welt hergeben, aber nein sagen traute er sich auch nicht. So stotterte er: „J — ich wart, bis er tot ist, nachher . . ."

„Geizkragen!"

Aber das hörte der Simmerl schon nicht mehr, sauste davon, die Faust über seinem Reichtum geballt. Fieberhaft arbeitete sein Gehirn, wie er es anstellen könne, zu dem Leichenschmaus geladen zu werden, ohne den Ober mit seinem Zehner bestechen zu müssen.

Der Simmerl will sich von seinem sauer verdienten Geld einen ungeahnten Genuß verschaffen: am Weihnachtsmorgen nach dem Hochamt will er sich bei der Bäckenbas ein frischgebackenes, resches, wunderfein duftendes Zibebenkipferl kaufen und ganz allein aufessen. Es läuft ihm schon das Wasser zu beiden Mundwinkeln heraus.

Unterdes vergehen die Tage, und der reiche Hansjörgbauer stirbt halt immer noch nicht. Im Gegenteil, es soll ihm sogar wieder recht gut gehen. Da freut es den Bachwirtsimmerl mächtig, daß er dem Oberministrant die Zahlung verweigert hat; wohlverwahrt ruht der blanke Zehner in der Westentasche auf seinem Herzen. Niemand wird ihn zu sehen kriegen, auch sein Vater nicht. Ja, es muß leider gesagt werden, der Bachwirt war ein Trinker und ließ alles verlottern. Da durfte der Simmerl zum Hl. Abend kein Christgeschenk erwarten, nicht einmal ein Bäumchen. Es waren nur ein paar vereinzelte Zecher in der Wirtsstube, solche, die kein Christbaumglänzen heimwärtszog. Die machten einen fürchterlich unheiligen Lärm. Da dachte der Simmerl an den alten Handwerksburschen, der gestern abend zitternd um ein Nachtlager gebeten hatte, und dem er heimlich drüben in der alten, leeren Scheuer einen Korb voll Streu aufgeschüttet hatte. War der wohl weitergezogen oder lag er noch krank und fiebernd drüben? Der Bub stapfte durch den Schnee hinüber und stieß die Türe auf. Da lag der Mann richtig noch, aber er rührte sich nicht mehr. Der arme Wanderer war tot.

Den Buben wollte ein Grauen anschleichen, aber er gab sich einen Ruck und sagte: „Was, ein Ministrant und fürchten — das wär ja noch schöner!" Und er beugte sich nieder zu dem Toten und faltete ihm die starren Hände, so gut es ging, über der Brust zusammen. Dann kam ihm auf einmal ein Einfall: sein Zehner! Er wird zum Kramer laufen und zwei Wachskerzlein holen, denn der Tote muß doch zu jeder Seite ein Lichtlein haben, sonst findet ja seine arme Seele den Weg nicht in den Himmel.

Es ist ein recht harter Kampf, den der Simmerl zu bestehen hat, zumal vor seinem geistigen Auge immer wieder ein wunderfein duftendes Zibebenkipferl baumelt — aber das Christkind muß seinem Herzen scheint's doch einen Stupfer gegeben haben, daß er das Opfer wirklich vollbracht hat und die Kerzlein kaufte. Als sie zu beiden Seiten der Leiche brannten, setzte sich der Simmerl auf einen umgekehrten Trog und fing zu beten an. Und es war dem Buben, als habe man ihm in der heiligen Nacht nun eigens auch eine Botschaft aus dem Jenseits geschickt, wenn auch nur aus dem Totenreich.

Draußen ging einer vorüber und forschte dem ungewohnten Lichtschein in der alten Scheune nach. Er trat ein, und der Simmerl sperrte mächtig die Augen auf. Es war der Hansjörgbauer. Der große, stattliche Mann staunte nicht wenig über die ungewöhnliche Totenwache. Und wie er alles genau erfahren hatte, da schenkte er dem Simmerl für seinen geopferten Zehner einen dicken, blanken Taler. Und so war dem Bachwirt-Simmerl die Genesung seines Gönners nun doch noch lieber als der ersehnte Leichenschmaus.

Das Reich der Frau

Die häusliche Weihnachtskrippe

Ich weiß nicht, ob es in anderen Großstädten auch so ist wie bei uns in München, daß man um die Weihnachtszeit so viele wunderschöne Krippen aufgestellt sieht, zu denen die Menschen in Scharen strömen, vor allem die Kinder. Ganz närrisch sind sie über die Prachtaufzüge, die da in jeder Kirche zur Schau stehen: ganze Kamelkarawanen in voller Ausrüstung, mit einem Gewuzel von fremden Völkern, Türken und Mohren, die alle zu dem neugeborenen Kindlein pilgern und nebenbei Handel treiben, Geld wechseln, Tauben verkaufen, Schafmärkte halten, daß der ganze Zauber des Orients lebendig geworden scheint. Oh, das ist nicht nur für die Kleinen eine herrliche Augenweide, da kommt auch in die Augen der abgehetzten großen Leute ein froher Glanz, ein seliges Erinnern.

Künstlerisch handgeschnitzte Krippe

Barock-Hauskrippe

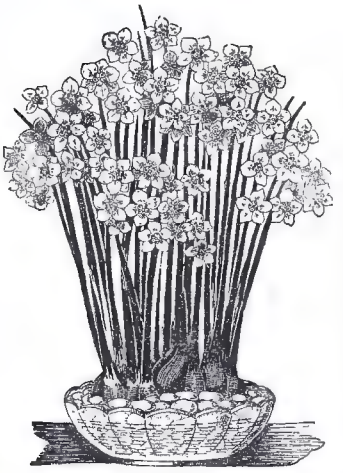
Eine solche Weihnachtskrippe, wenn auch einfacher und kleiner, solltet ihr auch daheim euren Kindern aufstellen! Die phantasiehungrigen Kleinen fragen gar nichts danach, ob eine solche Krippe altmodisch oder modern ist, ob ein großer Künstler oder ein ungelenker Handwerker der Erbauer war, wenn nur etwas recht Schönes zu sehen und zu bestaunen ist. Und letzten Endes wird durch eine Krippe den Kindern nahegebracht, daß dieses Fest vor allem wegen der Menschwerdung Christi so hoch gefeiert und sehnlich erwartet wird, nicht nur wegen der Geschenke. Ist keine Krippe unter dem Weihnachtsbaum, liegen nur die Tische voller Spielsachen und nützlicher Dinge, — wo soll da dem Kind der Gedanke an Höheres herkommen?

Man sollte glauben, daß schon um der wunderfeinen Poesie willen, die solch ein Kripplein umschwebt, die Anschaffung eine Freude sein müßte. Aber scheinbar ist's auch damit nicht mehr weit her. Sonst wäre doch nicht der liebe, alte „Kripperlmarkt", der sich in München früher zu jeder Adventzeit auftat, im vorigen Jahre „wegen Unrentabilität" unterblieben. Ach du Zeit, war das immer ein Genuß, durch die verschneite Sonnenstraße hinauf zum Sendlingertorplatz zu pilgern, wo Stand an Stand die geheimnisvollsten Sachen auslagen, am allerschönsten darunter die Wachs-Jesuskinderl, so herzig und wunderlieb! Und trotzdem hatten die dicken Höckerfrauen, die sich die blaugefrorenen Hände an der dampfheißen Kaffeeschüssel wärmten, wenig Glück mit ihrem „Kaaft's Kripperl, die Herrschaftn! Jed's Schaferl a Zehnerl!"

Es gibt heute schon ganz billige Hauskrippen; man erinnere sich nur an die weltberühmte Oberammergauer Krippenkunst, die Krippen von der kleinsten Ausführung bis zu den größten Kirchenprachtstücken herstellt. Die drei hier abgebildeten, innigschönen Hauskrippen entstammen dem reichen Krippenlager der Oberammergauer Firma Gg. Lang sel. Erben in München, Burgstraße 4.

Oberammergauer Weihnachtskrippe

Blühende Blumen im Winter



1. Weihnachtsnarzissen

Gerade im Winter sollte die Hausfrau den Blumen, die uns die Natur in Hülle und Fülle gibt, besondere Aufmerksamkeit schenken. Im Sommer haben wir draußen in der Natur so viel Blumen, daß wir sie als etwas Selbstverständliches hinnehmen. Vielen ist es indes unbekannt, daß wir uns durch geschickte Zusammenstellung von Blumenzwiebeln für die Monate Dezember bis März einen dauernden Blumenflor im Zimmer ziehen können. Da die Blumenzwiebeln die erforderlichen Nährstoffe in sich aufspeichern, so ist die Kultur meist sehr einfach, und sie gelingt auch jedem Laien.

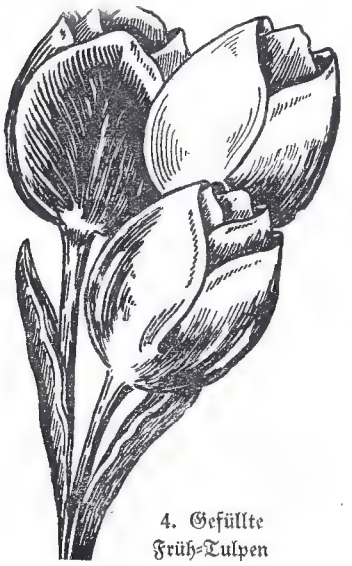
Als frühester Winterblüher gilt die Weihnachtsnarzisse (Abb. 1), die in der Zeit von Mitte Dezember bis Mitte Januar in Blüte kommt. Dabei ist sie so anspruchslos, daß sie ohne Erde wächst. Man braucht sie nur auf eine mit Kieselsteinen und Wasser gefüllte Glasschale zu setzen, und in kurzer Zeit bilden die Zwiebeln lange weiße Wurzeln, die sich durch die Kieselsteine hindurchwinden. Setzt man die Zwiebeln spätestens im November auf, so erlebt man die Freude, daß sie in der Weihnachts- oder Neujahrszeit in Blüte kommen und unter dem Weihnachtsbaum herrlichen Duft und eine feierliche Stimmung verbreiten.

Einen anderen schönen Weihnachtsblüher bietet uns die Natur in der auch als Topfpflanze zu ziehenden Christrose (Abb. 2). Im Freien brechen die rosa-weißen Blumen im Strahl der Wintersonne sogar unter der Schneedecke hervor. Bis Anfang Dezember müssen die im Zimmer gezogenen Pflanzen kühl stehen, und erst dann bringt man sie an einen helleren, wärmeren Ort und zuletzt ans Fenster, da die Blüten sehr lichthungrig sind.

2. Christrosen

3. Krokus-Schale

Kaum ist die Blütezeit der Weihnachtsnarzisse und Christrose vorüber, so schließt sich im Januar, wenn man die Zwiebeln rechtzeitig aufgesetzt hat, die Blüte der Schneeglöckchen und Krokusse (Abb. 3) an. Letztere müssen möglichst noch im Oktober aufgesetzt werden, während für Schneeglöckchen jetzt noch Zeit ist. Von letzteren hat die bekannte Großgärtnerei Plöttner & Franke in Theissen in diesem Jahre eine Neuheit eingeführt, bei der sich fast an jedem Stengel zwei Köpfe bilden, weshalb dieses Schneeglöckchen, das in den Karpathen beheimatet ist, Doppelkopf-Schneeglöckchen (Abb. 6) genannt wird. Man kann es in jeder Laub- und Heide-Erde, auch in Blumentöpfen ziehen.



4. Gefüllte Früh-Tulpen

Hat man spätestens im November Hyazinthen auf Gläser gesetzt und Früh-Tulpen (Abb. 4) in Töpfe eingepflanzt, so kann man sich den ganzen Februar hindurch und bis in den März hinein an deren reichem und duftendem Flor erfreuen. Man setzt die Zwiebeln auf mit Wasser gefüllte Hyazinthengläser, die man zunächst in den Keller stellt, stülpt Tüten darauf, damit, bevor die Wurzeln nicht vollständig ausgebildet sind, die Zwiebeln nicht austreiben. Der Boden der Zwiebel darf dabei das Wasser nicht berühren. — Sind dann etwa im Dezember die Wurzeln so lang, daß sie den Boden der Gläser berühren, so bringt man die Hyazinthen in ein mäßig geheiztes Zimmer und stellt sie ans Fenster oder zwischen die Doppelfenster, wobei die Zwiebeln immer noch bedeckt bleiben müssen. Die Hyazinthentüten dürfen erst dann entfernt werden, wenn sie durch den Austrieb der Hyazinthenblätter hochgehoben werden. — Als Gegenstück zu der weiß blühenden Weihnachtsnarzisse gibt es auch noch die gelb blühende Osternarzisse, die man noch bis Dezember in Schalen oder Blumentöpfe setzen kann, damit sie in der Osterzeit mit ihren Blüten erfreuen.

5. Wunderblume

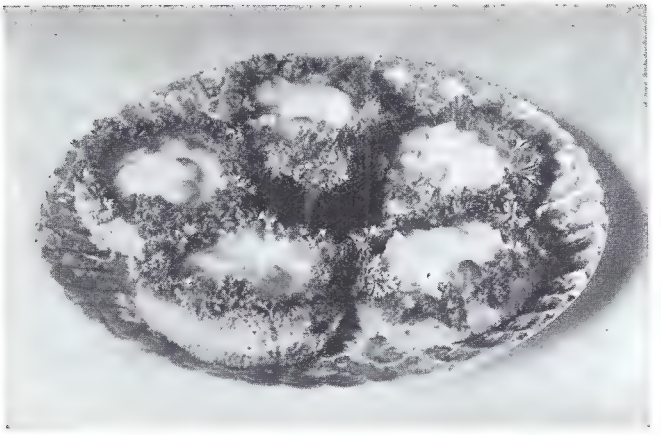
Eine Klasse für sich bildet die sogenannte Wunderblume (Abb. 5). Diese Knolle braucht nicht in Erde eingepflanzt zu werden, sondern man stellt sie einfach im geheizten Zimmer auf einen Schrank, ein Eckbrett oder dergleichen. Dort beginnt sie eine grüne Spitze zu treiben, die nach und nach größer wird und aus der sich dann im Frühjahr gewöhnlich ganz plötzlich über Nacht eine große rot und gelb getigerte Blüte von wunderbarer Schönheit entwickelt. — Nachdem das Gewächs abgeblüht ist, pflanzt man die Zwiebel im Frühjahr oder Sommer in den Garten oder in einen Topf. Die Knolle entwickelt dann ein hohes, interessantes Blattgewächs. Im Herbst nimmt man die Knolle aus der Erde, entfernt die Blätter und läßt dann wieder wie im vorigen Jahre im Zimmer ohne Wasser und Erde die Blüte treiben.

Es würde zu weit führen, all die Blumenzwiebeln, die außer den hier erwähnten zur Winter-Zimmerkultur geeignet sind, zu nennen. Wer sich mit dieser dankbaren Winterblumenzucht, die soviel Freude macht, eingehender befassen will, mag sich von der Großgärtnerei Plöttner & Franke, Theissen L in Thüringen, den Katalog K mit bunten Abbildungen kommen lassen. — Die Firma fügt ihren Lieferungen auch eine ausführliche Kulturanweisung kostenlos bei. Fehlschläge sind bei Beachtung dieser Anweisung so gut wie ausgeschlossen.

Zum Schlusse sei noch auf einen schönen winterlichen Balkonschmuck hingewiesen, den nur wenige zu kennen scheinen, da man ihn selten zu sehen bekommt. Fast überall stehen die Balkonkästen von Herbst bis Frühjahr kahl und leer. Wie schade! Gerade in Deutschland, wo die Tanne das Wahrzeichen der Weihnachtszeit geworden ist, sollte man wissen, daß es zierliche Balkon-Rot-Tannen gibt, mit denen man die Balkonkästen während des Winters bepflanzen kann. Von den größeren Balkon-Topf-Tannen gehen etwa vier Stück auf den laufenden Meter; von den kleineren Balkon-Tannen acht bis zwölf Stück. Wie reizend heben sich diese immergrünen Bäumchen aus dem weißen Schnee!

Bekannter und verbreiteter sind die immergrünen Zimmerpflanzen: die Palme, der Gummi- und Drachenbaum und verschiedene Hängepflanzen, welche die winterlichen Wohnräume beleben. Unterlasset nicht aus Gleichgültigkeit und Trägheit, die schönen Gaben Gottes zu benützen, die er uns zur Freude erschaffen hat.

6. Das neue Doppelkopf-Schneeglöckchen

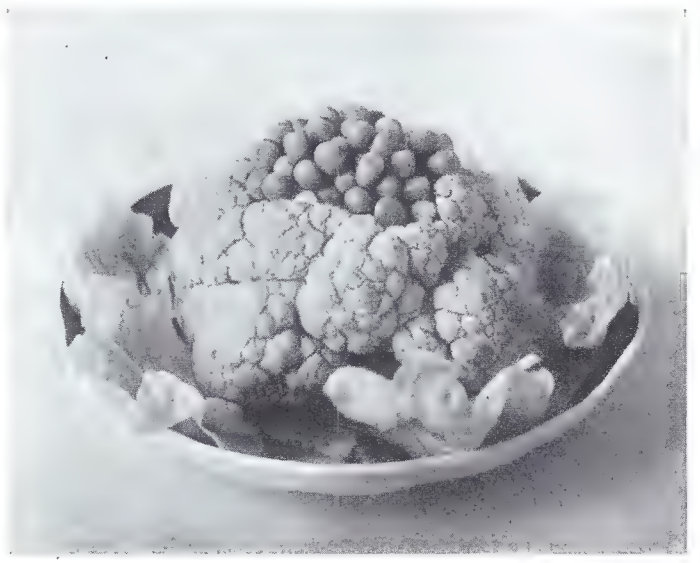


1. Hühner-Creme auf geröstetem Brot

2. Reiskartoffeln mit Radieschen

Leicht zu garnierende Gemüse-Platten / Von R. Kappes

Jedermann wird zugeben, daß appetitlich hergerichtete Speisen ein genußfördernder Anblick sind, und daß demzufolge beim Essen nicht nur der Magen allein, sondern auch die Augen ihre Freude haben sollen. Nun kann sich die Hausfrau freilich nicht jeden Tag mit Garnierungskünsten abplagen, soll sie auch gar nicht. Aber wenn einmal Besuch zu Tisch kommt, oder wenn in der Familie ein Namenstag ist oder ein hoher allgemeiner Feiertag, dann trägt es sehr zur Erhöhung der Festesstimmung bei, wenn mehr Sorgfalt als sonst auf das Anrichten der Speisen verwendet wird. Übriggebliebenes kaltes Hühnerfleisch sieht zum Beispiel an den zerschundenen Beinchen und Flügeln gar nicht reizvoll aus. Nimmt man aber das Fleisch sorgsam weg und schneidet es in kleine Würfelchen, macht eine dicke Creme daran und gibt dieselbe auf geröstetes Brot, mit Petersilie eingerahmt (Abb. 1), so kostet das keinen Pfennig mehr, erzielt aber eine wunderhübsche Wirkung und sicher den vollen Beifall der Gäste. — Abb. 2 zeigt gekochte Kartoffeln mit Reis, zusammen durch die Maschine gedreht; in Scheiben geschnittene Radieschen oder Essiggurken und Petersilie schmücken den Plattenrand. — Wenn die Gemüseschüssel Abb. 3 sorgfältig gemacht wird, hat sie das Ansehen einer großen weißen Blume auf grünen Blättern. Der schön weichgekochte Karfiol wird dann nur oben etwas ausgehöhlt und mit grünen Erbsen gefüllt. Die Soße serviert man extra. — Einige Geschicklichkeit erfordern die Kartoffelbecher (Abb. 4). Gekochte Kartoffeln werden durch die Maschine getrieben und mit Butter und Salz vermengt. Dann formt man aus der Masse kleine Nester, die mit grünen Erbsen gefüllt werden. Man kann sie auch mit Preißelbeeren gefüllt zu Braten geben. — Die Platte Abb. 5 zeigt die Möglichkeit, allerlei Gemüse oder Salate mit halbierten hartgesottenen Eiern zu garnieren. Die frischgrünen Bohnen sind zu dem Weiß-Gelb der Eier besonders hübsch. Auch mit Roterüben- oder Gelbrübensalat zu harten Eiern kann man eine schöne Abwechslung bieten.



3. Blumenkohl auf Salatblättern, mit Erbsen gefüllt

4. Gefüllte Kartoffelbecher

5. Grüne Bohnen mit harten Eiern

Pelzmantel und Pelzbesatz

Unsere Leserinnen betrachten gewiß gerne, welche Pelzarten und welcher Schnitt an diesen kostbaren Mänteln heuer bevorzugt werden, wenn auch nicht jede sich einen Pelzmantel kaufen kann. Nun, da hilft man sich eben durch Samt oder guten Stoff und verwendet nur wenig Pelzbesatz

Bisamrücken — Bisamwamme

Maulwurf-Pelzmantel

Bisamwamme — Echter Nerz

— die Hauptsache ist, zu wissen, daß Bisamwamme, Maulwurf, Nerz und Nutria die gangbarsten und modernsten Sorten sind.

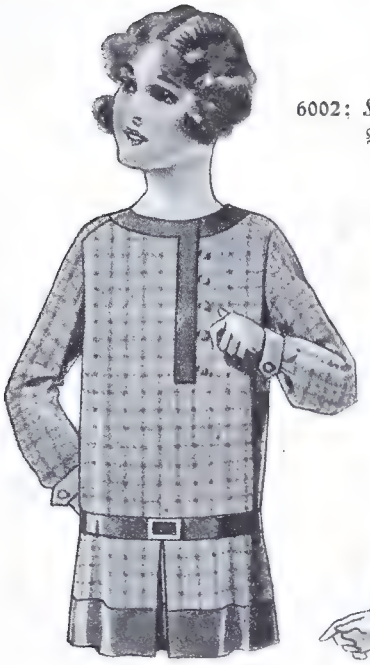
Wer aber wirklich zu den Glücklichen gehört, sich einen ganzen Pelzmantel leisten zu können, der soll sich doch ja nicht durch die verhältnismäßig billigen Preise unechter Pelze, die ja auch „ganz nett" aussehen, beirren lassen; denn die trägt man höchstens ein, zwei Jahre, dann sind sie schäbig und zerschunden, und man kann sie nicht mehr an sich sehen. Dann sind die paar Hundert Mark Anschaffungskosten zum Fenster hinausgeworfen. Macht man aber gleich die einmalige Ausgabe für etwas Echtes aus einer gediegenen Kürschnerei, wie es die hier gezeigten Modelle des Münchner Pelzhauses S. Orljansky & Sohn sind, dann hat man „ewig" an solch einem Stück. Gerade aus diesem Grunde sind ja die Formen der echten Pelzmäntel so einfach und ohne allen Schnickschnack, daß sie sich durch kleinste Veränderungen jahrzehntelang der Mode anpassen lassen und dabei durch die sofort erkennbare Echtheit stets hochelegant wirken. Den feinen Naturpelzen tun auch Regen und Schnee keinen Schaden; sie erstrahlen hernach wieder in neuem Glanz, wogegen die nur zurechtfrisierten Hasen-, Katzen- oder Ziegenfelle durch Feuchtigkeit Farbe und Glanz verlieren und gar bald abscheulich struppig werden.

Wegen der namhaften Kosten kommt echter Pelz allerdings für die meisten Frauen nur als Mantel- und Kostümbesatz in Frage, und dafür ist seine Verwendungsmöglichkeit nahezu unbegrenzt. Hier spricht auch der Wechsel der Mode stärker mit als bei den reinen Pelzmänteln. So sind diesen Winter die Pelzkragen wieder ausnahmsweise groß. Auch die Manschetten und Stulpen reichen vielfach bis zu den Ellenbogen, wo sie erweitert und durch eine Pelzblende abgeschlossen werden. Runde oder spitze Pelzpassen werden in den Rücken eingezogen und zeigen vorne angeschnittene Krawatten oder breite Blenden, die bis zum Mantelrand verlängert werden. Schmale Pelzkrawatten werden ein- oder zweimal um den Hals geschlungen und seitlich mit einem Knopf, einer großen Blume oder Bandschleife geschlossen. Beliebt sind ferner hochgestellte Pelzkragen, die in Schlupfen oder Krawattenenden auslaufen. Diese Krawatten werden fast ausschließlich aus echten zarten Pelzen, wie Hermelin, Chinchilla, Nerz, Zobel und Maulwurf, gearbeitet; für die Kragen, Manschetten und Verbrämungen die kräftigeren, langhaarigen Pelze: Silberfuchs, Luchs, Bisam, Persianer, auch geschorenes Lammfell, Zickel, mongolisches Ziegenfell, Gazelle, Leopard, Kanin.

Fell-Lager des Münchner Pelzhauses S. Orljansky & Sohn

Einfache Mädchen-Kleider

6002: Kittelkleid aus Flanelltuch für drei- bis fünfjährige Mädchen. Quergelegte Bisensäumchen. Stehkragen mit gleicher Krawatte.



6011

6003

6004

6002

6003
Kinderkleid aus Molleton. Lingeriekragen, Ripskrawatte, Sattelpasse, aufgesetzte Taschen.

6004
Tuchkleidchen für zwei- bis vierjährige Mädchen. Gestickte Bortengarnierung. Linksseitig abgebundener schmaler Gürtel.

6006
Schulkleidchen aus Serge. Kragen, Plastron und Manschetten aus hellem Flanell. Gesteppter Gürtel. Rock mit Hohlfalten.

6007
Schulkleidchen aus Cheviot. Lingeriekragen, Samtbandkrawatte. Schräggelegte Säumchen, Rock mit Plissefalten.

6011
Kleid aus kariertem Wollstoff für sechs- bis achtjährige Mädchen. Passe, Gürtel und Rockrand aus einfarbigem Tuch.

6013
Schulkleid aus kariertem Wollstoff. Lingeriekragen und -manschetten. Bandkrawatte und Bandgürtel.

6014

6006

6007

6013

6014: Tuchkleid für acht- bis zehnjährige Mädchen. Längs- und Quersäumchengruppen, Stoffgürtel, angesetzter Rock.

Entnommen aus: „Die Wienerin."

Sämtliche Schnittmuster zu beziehen durch Verlag Bachwitz, A.-G., Wien III, Löwengasse 47.

Küche und Haus

Das neue ideale Küchengeschirr — Cromargan

Durch mühsames Geschirrputzen verliert die reinlichkeitliebende Hausfrau viele Stunden, die sie zweckmäßiger anderen wichtigen Angelegenheiten des Haushaltes und der Familie widmen oder vielleicht am besten für sich selbst zur Erholung und zur Pflege des inneren Menschen verwenden würde. Von diesem Gesichtspunkt aus kann die Erfindung des Cromargan-Geschirrs geradezu als erlösende Tat für die Frauenwelt bezeichnet werden.

Aber es wird dadurch auch ein Mißstand behoben, der den Köchinnen bisher jahraus, jahrein viel zu schaffen machte: daß nämlich gewisse Speisen vom Kochtopf einen Metallgeschmack annehmen, mißfarbig werden, oder umgekehrt dem Kochgeschirr selbst ihre Farbe und ihren Geruch übertragen, so daß es ohne gründliche und mühsame Reinigung nicht wieder zur Bereitung anderer Speisen benützt werden kann. Noch schlimmer sind die gesundheitschädlichen Wirkungen, die aus der Verbindung gewisser Speisen mit dem Metall der Kochgeräte entstehen können; denn nur drei Metalle sind hygienisch einwandfrei: Silber, Zinn und Aluminium. Silber aber ist für Kochgeräte zu teuer; Zinn und Aluminium sind im allgemeinen zu weich und haben auch sonstige ungünstige Eigenschaften.

Das neue Küchengeschirr — Cromargan

Das Metall der Cromargan-Geräte ist von allen diesen Nachteilen frei. Es besteht aus einer Legierung von Nickel, Chrom und Stahl, nämlich dem säurefesten und rostfreien V2A-Stahl, den die Firma Krupp in vieljähriger Arbeit geschaffen hat. Dieses chromhaltige Metall kann geradezu als Idealmetall für sämtliche Geräte, die mit Speisen in Berührung kommen und der Abnützung ausgesetzt sind, bezeichnet werden: Es ist gegen chemische Einwirkung beinahe ebenso unempfindlich wie das teure Platin und wird daher seit Jahren auch für Zahnplatten verwendet, für die früher nur Gold genommen wurde.

Wegen seiner stahlharten Festigkeit läßt sich dieses Metall allerdings nur schwer verarbeiten, und das ist der Grund, warum es bislang nicht für Küchengeräte ausgewertet wurde. Nun hat es aber nach langen, umfangreichen Versuchen die Württembergische Metallwarenfabrik in Geislingen a. d. Steige vermöge ihrer reichen Erfahrungen in der Metallverarbeitung fertig gebracht, aus diesem vorzüglichen Metall die sogenannten Cromargan-Geräte herzustellen. Diese haben außer ihrer gefälligen Form, ihrem schönen, silberähnlichen Aussehen und ihrer langen Haltbarkeit vor allem folgende Vorzüge: Weil sie chemischen Einflüssen vollständig unzugänglich sind, werden sie von scharfen und sauren Speisen oder Getränken niemals angegriffen. Sie geben keinen Metallgeschmack an die Speisen ab und verändern auch deren Farbe nicht. Sie verlieren nie ihr silberähnliches Aussehen und sind äußerst einfach zu reinigen. Da sie ferner fest und hart wie Stahl sind, werden sie viel weniger abgenützt als Geschirr aus anderem Metall. Infolge ihres glänzenden Aussehens können die Cromargangeräte auch ohne weiteres vom Herd weg auf den Tisch gebracht werden. Der Hausfrau bleibt also das lästige Umfüllen erspart, das überdies meist ein Erkalten der Speisen zur Folge hat.

Wegen dieser außerordentlichen Vorzüge werden die Cromargan-Küchengeräte zweifellos rasch in alle Küchen Eingang finden. Denn keine vernünftige Hausfrau wird sich in Zukunft mit stundenlangem Putzen von Geschirren plagen, die überdies den Geschmack der Speisen verderben und sogar gesundheitsschädlich wirken können.

Die Cromargan-Geräte werden durch einfaches Abspülen in heißem Wasser wieder blitzblank und neu. Auch durch das Herd- und Gasfeuer erleiden sie keinerlei Verfärbung oder Trübung, weil Flammen und Hitze dem überaus harten Metall nichts anhaben können. Aus demselben Grunde vermag sich auch kein Ruß einzufressen; was sich oberflächlich anhängt, ist leicht mit einem weichen Tuche abzuwischen. Kein Wunder, daß dieses Cromargan-Geschirr namentlich von den größeren Küchenbetrieben, in Anstalten, Krankenhäusern und Hotels, wo man immer mehr dazu übergeht, vom Feuer weg zu servieren, mit Begeisterung aufgenommen worden ist.

Herausgeber und verantwortlicher Hauptschriftleiter: Dr. Alfons Heilmann, München, Lachnerstraße 10, Tel. 61406.
Druck und Verlag von Josef Kösel & Friedrich Pustet, München, Kaiser-Ludwigsplatz 6.
In Österreich für Schriftleitung verantwortlich: Paul Siebertz, Wien VI, Capistrangasse 4
Manuskripte und Besprechungsexemplare an: Schriftleitung „Deutscher Hausschatz" München, Lachnerstr. 10
Nachdruck aller Beiträge verboten. — Alle Rechte vorbehalten.

Kunstbeilage zu „Deutscher Hausschatz / Sonntag ist's"

Druck von Josef Kösel & Friedrich Pustet, Kempten

Prinzeßchen

Kunstphotographie von Ernst Sander-Berlin

Das nächtliche Köln — In festlicher Beleuchtung

Im Zauberbann der Todesstrahlen

Zukunfts-Roman von Otfrid v. Hanstein

Fortsetzung

Wir traten in eine große Höhle, deren Wände geschliffen waren. In der Mitte stand ein elektrischer Herd, darüber waren allerhand Behälter an der Wand angebracht, und jeder dieser Behälter hatte einen langen Arm mit einer tüllenartigen Öffnung.

Alles befand sich in Ruhe, und der Diener hockte gleichmütig da und rauchte eine Zigarette.

Mister Hollborn zog lächelnd die Uhr:

„Dreiviertel zwölf, Mister. Wollen Sie zusehen, wie unser Lunch bereitet wird?"

„Mit Vergnügen."

Auch in dem Küchenraum war eine große Uhr; diese schlug, und gleichzeitig ertönte ein schrilles Klingelzeichen. In demselben Augenblick schien die ganze Küche lebendig zu werden, und zunächst hörte man das laute Surren eines Räderwerkes, dessen Betrieb jedenfalls von dem Uhrzeiger eingeschaltet war.

Auch der Herd wurde lebendig. Ein scharfes Glockenzeichen, dann glitt, von unsichtbarer Hand geschoben, ein Topf über die Feuerstelle, das heißt diese Feuerstelle war nur eine Platte, die von unten her elektrisch erwärmt wurde; ein Röhrenarm drehte sich über dem Kessel und ließ Wasser hineinfließen, gleichzeitig floß aus einer anderen Röhre Kakaopulver, bereits mit Zucker gemischt, in einer genau abgemessenen Portion in den Kessel, während sich von der Decke eine Quirlvorrichtung herniedersenkte. Als nach einigen Minuten der Kakao aufkochte, wurde der Kessel ebenso selbsttätig wieder von der Kochplatte zurückgeschoben.

Mister Hollborn führte mich wieder in den großen Maschinenraum.

„So wird das ganze Essen bereitet. So können Sie sehen, wie die Fleischstücke von automatisch getriebenen Messern geschnitten und auf die Pfanne geworfen werden. Sie haben recht, das alles ist vielleicht Spielerei, aber es ist eine sehr geistvolle Spielerei, und sie hat ernsten Wert. Diese kleine Uhr, die alle diese Apparate in der Küche betreibt, ist der Beweis, daß auch die Verwirklichung der großen Pläne im Bereich der Möglichkeit liegt."

— — — — — — — — — —

Wir hatten zusammen gegessen — dieses Fleisch, das sich selber gebraten, dieses Gemüse, das sich selbst gekocht hatte, diesen Kakao, der sich selbst in den Topf gefüllt.

Wir hatten uns Zigarren angesteckt und saßen einander gegenüber.

„Nur eben die Intelligenz fehlt, nur überwachen muß stets der Mensch. Schneiden und braten kann die Maschine, aber sie weiß nicht, wann etwa das Fleisch gewaschen werden muß, sie kann nur fertiges Konservengemüse wärmen, sich wohl die Büchse aufschneiden und den Inhalt entleeren, aber dieselbe Maschine versteht kein frisches Gemüse zu putzen. Auch muß der Diener den Hebel einstellen, der der Maschine befiehlt, wieviel Stücke Fleisch sie schneiden und wie lange sie diese braten soll.

Großartig leistet die Maschine jede Arbeit, aber sie wird niemals ein künstlicher Mensch werden."

Ich war in tiefe Gedanken versunken und sah ihn an.

„Noch eine Frage, die mir auf dem Herzen liegt: Wer war Wenzel Aporius?"

„Ich habe ihn nicht gekannt, auch ich habe nur durch den Chef von ihm gehört. Er war ein großer Erfinder und ein unglücklicher Mann. Er hat all diese Maschinen erdacht und hat sie ausgeführt. Irgendwo im merikanischen Urwald, aber sein Geist ist zusammengebrochen vor dem eignen Werke, und als er allein war mit diesen Maschinen, als ihn die Menschen verlassen hatten, verwirrte sich sein Verstand, und er glaubte, nicht Maschinen, sondern furchtbare Menschen erschaffen zu haben, die ihm feindlich wurden."

Ich schüttelte verwundert den Kopf, und er fuhr fort:

„Herr Schmidt hat ihn kennen gelernt. Fragen Sie ihn nicht nach jener Zeit! Ich weiß, daß es ihm schwer wird, davon zu sprechen. Er hat ihn kennen gelernt, als schon der Wahnsinn seinen Geist umnachtete, aber er hat sein Werk bewundert —"

Mister Hollborn schwieg einen Augenblick und sagte dann leise:

„Es muß noch anderes gewesen sein. Ich glaube, er wäre fast der Schwiegersohn jenes Mannes geworden. Er spricht davon nicht. Er hat mir nur gesagt, daß Wenzel Aporius eine Tochter hatte, die ihn, nachdem sie ihn wieder gefunden, zu Tode pflegte und die dann selbst wenige Tage später dem gelben Fieber erlag."

Hollborn schwieg wieder und sagte dann zögernd:

„Jedenfalls hat Mister Schmidt das Recht, sich den Erben des großen Erfinders zu nennen, und er hat auch nie wieder die Augen auf ein anderes Mädchen geworfen. Sollten Sie einmal ein weibliches Bild bei ihm sehen — dann ist es die Tochter des toten Erfinders, dessen Werk im Urwald verlorenging.

Nur eines will ich Ihnen noch sagen — mehr weiß ich selbst nicht: Er besitzt das Tagebuch des Wenzel Aporius."

Hollborn stand auf.

„Genug davon. Ich denke, Sie wissen jetzt, was Ihnen not tut zu wissen, und auch, warum Ihr Onkel Sie rief, warum er sich sehnt nach Ihnen und warum Sie seine Hoffnung sind."

Hollborns Stimme wurde wieder leise, und er legte mir seine Hand auf die Schulter.

Ich hatte diesen Mann zuerst für einen Angestellten, dann jedenfalls für einen Durchschnittsamerikaner gehalten, jetzt klang aus seiner Stimme weiches Gefühl.

„Sie sollen die Gewißheit sein, daß es ihm nicht einmal ähnlich geht wie Wenzel Aporius. Er ist nicht mehr jung — ich bin ein Jahr älter als er. Allein darf der Mensch nicht sein mit Wesen, die er selbst sich erschafft und die stärker werden als er. Ich denke, vor Ihnen liegt eine schöne Zukunft."

— — — — — — — — — —

Ich lag auf dem Diwan meines Zimmers. Im Augenblick war eigentlich gar nichts zu tun. Das große Kraftwerk lief vollkommen von selbst, der Onkel war fort, Mister Hollborn hatte sich schlafen gelegt.

Er hatte mir auch geraten zu schlafen.

„Wenn die anderen da sind, wird die Arbeit beginnen. Ich denke, wir machen in dieser Nacht einen Rundflug."

Ich hatte mich niedergelegt, ich wollte schlafen, aber ich konnte nicht. Ich fühlte, daß ich Angst vor dem Alleinsein hatte.

War schon das zuviel für meine jungen Nerven, was ich in diesen Tagen erlebt hatte? Ich fürchtete mich vor dem Schlafen, weniger vor dem Schlafen als dann vor dem Erwachen.

Wie unglaublich dies alles war und doch alles natürlich! Dieser Radiumvorrat, der niemanden bekannt war und der genügte, die ganze Welt umzugestalten.

Unglaublich und doch erklärlich. Ich wußte, daß sicher oft und mehr noch in den früheren Perioden unserer Erde gewaltige Meteorblöcke niedergegangen waren. Warum sollte dieser merkwürdige Berg aus einem Gestein, das mir Glasfluß zu sein schien, nicht ein solches Meteor sein?

Zweifellos gibt es unendlich viel Radium auf anderen Weltkörpern. Warum sollen nicht mehr solche Meteore mit kostbaren Kernen, deren Wirkung durch Zufall isoliert ist, in Wüsten zu finden sein? Ich lief auf und nieder.

Warum sollte nicht der Gedanke mit den Maschinen ausführbar sein, warum sollte —

Ich fühlte, daß der Gedanke an diese Maschinen mir Grauen verursachte, und doch — ich war voller Begeisterung — es war mir, als ob ich in diesem Augenblick den Plan meines Onkels, diesen faustischen Plan, eine Wüste in fruchtbares Land zu verwandeln, zu verstehen begann.

Die Tür sprang auf, Mister Hollborn trat ein.

„Sie können nicht schlafen — ich habe Ihnen vielleicht zu rasch und zuviel erzählt. Trinken Sie dies!"

— — — — — — — — — —

Abend.

Ich wurde wieder davon geweckt, daß das Licht langsam aufglühte, daß der Schein über die Wand glitt und die Tür zum Bad aufsprang. Ich wußte jetzt, daß dies alles eine Art Weckeruhr war, die nur nicht ihre Glocke ertönen, sondern eben das Licht aufleuchten ließ und wohl gleichzeitig den Radio anstellte, der mir aber diesmal nicht Berlin, sondern einen ausgelassenen amerikanischen Nigger-Song übermittelte.

Das hatte natürlich wieder Mister Hollborn so eingestellt.

Ich badete und ging zu ihm hinüber.

Der Lichtschein, der wieder vor mir herlief und natürlich auch einem Druck Hollborns oder gestern meines Oheims gehorchte, zeigte mir den Weg in das Speisezimmer. Ich kannte jetzt schon sein Geheimnis, er war einfach nach derselben Art konstruiert wie die wandelnde Schrift auf den Plätzen der europäischen Großstädte.

Wir speisten gut und sprachen von harmlosen Dingen; der Amerikaner sah mich mit prüfenden Augen an.

„Gut geschlafen?"

„Vortrefflich."

Wir aßen mit gutem Appetit treffliche Speisen, und ich fragte:

„Alles automatisch?"

„Nicht ganz. Im Vertrauen gesagt, der Diener ist ein vorzüglicher Koch — wie ich schon sagte — die Intelligenz."

* * *

Es sind nun vier Tage, seitdem ich in Desert City angekommen war.

Vier Tage in Desert City und fünf Tage die Reise bis hierher.

Heute ist der neunte April. Wenn ich denke, daß ich heute vor zehn Tagen bei meinem Vormund war? Mir ist, als müssen Jahre dazwischenliegen. Mir ist, als sei ich ein ganz anderer Mensch geworden, als sei ich viel, viel älter, als hätten sich meine Anschauungen vollkommen gewandelt und als sei ich ein reifer Mann geworden.

— — — — — — — — — —

Wir waren an der Küste.

An demselben wüsten Cambridge-Golf, den ich bei meiner ersten Ankunft vor vier Jahren — nein, vor vier Tagen überflogen hatte.

Ich saß mit Mister Hollborn auf der Steilküste und sah auf das wildzackige Gestein hernieder, das den Fjord umgab. Drüben lag sogar eine Stadt. Man ist ja bescheiden mit dem, was man hier Stadt nennt. Es waren auch nur eine Anzahl Wellblechhäuser, und die Siedlung nannte sich stolz Wyndham City.

Wir waren nun schon über zwei Tage unterwegs auf unserer Erkundungsreise. Nicht im Flugzeug, sondern diesmal im Auto. In einem Auto mit merkwürdig breiten Rädern. Seltsames Land. Wir waren durch die Wüste gefahren, endlose Wüste, dann standen wir an einem See. Wie schnell hier sich alles zusammenfand. Ein weiter

See und auf ihm schwarze Schwäne und langbeinige, bunte Flamingos.

Wir hatten an diesem Morgen an dem See gelagert, hatten das Zelt an seinem Ufer aufgestellt und mit seinem Wasser unser Frühstück bereitet. Wir hatten die ganze Nacht zu unserer Fahrt gebraucht und wollten jetzt die Tageshitze verschlafen.

„Wie merkwürdig, daß hier ein See ist!"

Hollborn schüttelte den Kopf.

„Das ist kein See. Das ist eine Regenlache. Es hat wahrscheinlich vor wenigen Stunden hier geregnet."

„Wir haben doch nichts gemerkt."

„Wir waren ja auch eine ganze Anzahl von Kilometern davon entfernt. Wenn es wirklich hier einmal regnet, und das geschieht leider sehr selten, dann ist es ganz auf kleine Strecken beschränkt, und dann wird es ein Wolkenbruch."

Wir legten uns schlafen. Es war so heiß, daß ich nicht gut zu schlafen vermochte. Es waren höchstens drei Stunden vergangen, als ich erwachte.

„Mister Hollborn, der See!"

Ich weckte ihn unwillkürlich, so war ich erschreckt.

Der weite See war verschwunden, statt dessen war dort die harte, zerrissene, von der Sonne durchglühte Erdkruste, die den ganzen Weg bedeckt hatte, den wir gekommen.

„Wo ist der See?"

Hollborn lachte.

„Ich wollte Ihnen die Überraschung nicht verderben, das ist so in Australien. Ich sagte Ihnen doch, es war kein See, es war eben nur eine sehr große Regenlache. Der harte Boden läßt das Wasser zuerst nicht durch, dann weicht die oberste Schicht auf, und fast in Minuten verschwindet das Wasser in der darunter liegenden körnigen Sandschicht. Darum gibt auch ein Regen kein Leben."

Ich blickte gedankenvoll auf diese trostlose Fläche hinaus.

„Was ist denn dort? Ist das nicht ein zappelndes Tier?"

Mister Hollborn sah hin, nahm sein Gewehr, zielte und schoß.

„Ein Schwan, ich habe ihn erlöst."

„Was war mit dem Tier?"

„Der Schlamm hatte es gefangen. Der Schwan hat wohl zuvor gefressen und dann geschlafen. Die Schwäne pflegen zu schlafen, wenn sie satt sind. Dann ist das Wasser ganz plötzlich versunken und ebenso schnell ließ die Sonne den Schlamm wieder dörren. Als der Schwan erwachte, war es zu spät, er stak mit den Füßen in dem bereits steinharten Schlamm."

„Unglaublich."

„Und oft beobachtet. Ich habe Flamingos gefunden, die auf ihrem einen Bein schliefen und so gefesselt erwachten. Es ist sogar vorgekommen, daß Menschen sich schlafen legten, daß ein Gewitter sie überraschte, den Boden erweichte, und als der Morgen kam, lagen sie tot im erstarrten Schlamm.

Es ist kein gastliches Land, aber ein Land voll Wunder."

„Wollen wir den Schwan nicht holen und wenigstens essen?"

„Jetzt haben wir schon gefrühstückt und bis zum Mittag ist er bereits in der Glut der Sonne verwest. Lassen wir ihn den Tieren und seien wir froh, daß wir unsere Thermophortöpfe haben, die uns das Essen und das Getränk kühl halten. Manches Menschengebein bleicht in den Wüsten Australiens."

„Und doch", fuhr er fort, „hat für uns wieder der so rasch erstarrende Schlamm sein gutes: Er hat uns die Beutellöwen der Vorzeit bewahrt."

* * *

Es war Abendkühle, wir saßen am Ufer und vom Meer her kam eine erfrischende Brise. Hier am Strande wuchsen wundervolle Palmen in Fülle. Das Wasser war leuchtend blau und klar, es rieselte über hellrosa und goldfarbenen Sand und in ihm schwammen bunte Fische, die fast wie farbenprächtige Schmetterlinge aussahen. Pelikane, Kraniche und schwarze Schwäne waren am Strande und im Wasser, wundervolle Hyazinthen und fremdartige große Blumen mit dunkelroten Kelchen standen zwischen üppigen Farrenkräutern, während oben in den Palmen Papageien saßen und laut miteinander schwatzten.

Wunderbare Abendstimmung, so herrlich, wie ich sie niemals gesehen. Farbenzauber der untergehenden Sonne, die zwischen leichten Nebeln verschwand.

An diesem Abend hatte ich ihn zum erstenmal gesehen, diesen merkwürdigen Fisch, dessen Fleisch dem Lachs ähnelt, der Lungen besitzt und der in der Kühle der Nacht dem Meer entsteigt, auf die Zweige der Bäume hinaufklettert und von dort mit seinen großen Augen, wie träumend, hinabschaut.

Wunderbares Australien, wo die Vögel in den Teichen vom Schlamm festgehalten werden, wo es in den Bäumen lacht und mit Peitschen knallt, und wo die Fische das Wasser verlassen und im Laub der Bäume sitzen!

— — — — — — — — — —

Wir sind wieder daheim. Unsere Reise im Auto hat sechs Tage gedauert. Als wir ankamen, war natürlich mein erster Gang nach dem Kraftwerk. Es hatte ruhig weitergearbeitet, es war so trefflich ersonnen und ausgeführt, daß nichts sich warm gelaufen hatte. Als wir ankamen, drückte Mister Hollborn nur auf einen Hebel am Wellblechhaus, dann kam nach wenigen Augenblicken der scharfe Pfiff, die Falltür hob sich, der automatische Wagen stieg auf und führte uns in die Höhle.

Wir hätten auch einen Monat fortbleiben können.

Es wäre vielleicht nicht gut gewesen, denn wir fanden die beiden Diener vollständig betrunken im Küchenraum neben geleerten Rumflaschen.

Die Menschen waren weniger zuverlässig als die Maschinen.

Ich saß in meinem Zimmer. War an diesem ganzen Tage nicht herausgegangen. Ich hatte vor mir die genauen Karten liegen, die mein Onkel und Hollborn angefertigt hatten. Auf ihnen war jeder Berg und jede kleine Wasserlache verzeichnet. Ich saß, ich maß mit dem Zirkel, ich zeichnete und dann wieder flog mein Füllfederhalter über das Papier.

Jetzt kannte ich das ganze Gebiet. Es war durchaus nicht alles Wüste, es waren große Strecken dazwischen, die mit dichtem Busch bestanden waren. Auch Wälder. Ich war jetzt Feuer und Flamme für das gewaltige Werk, und arbeitete selbst einen Plan aus. Einen Plan, der das ganze Land in Gebiete zerlegte.

Merkwürdig war das.

Vor zwölf Tagen noch hatte ich über Desert City gelacht, jetzt hatte ich selbst noch eine ganze Anzahl anderer Städte auf meiner Karte, und diese waren noch nicht einmal Wellblechhäuser.

Mister Hollborn saß mit mir beim Essen.

„Ich muß Sie heute nachmittags verlassen. Ich muß zum Strande. Morgen wird Mister Allister mit den zwölf deutschen Ingenieuren erwartet, ich muß ihm entgegen."

Er forderte mich nicht auf, ihn zu begleiten, und es war mir lieb. Ich sah ihn im Flugzeug davonfahren. Es war gegen Abend. Ich stand an dem Wellblechhause. Ich wußte nicht, wo die Diener waren, vielleicht lagen sie wieder betrunken in der Küche.

Ich war ganz allein, aber ich war in diesen Tagen schon heimisch geworden. Die Hebel waren mir vertraut. Ich ging in den großen Maschinenraum. Mir war es fast, als seien diese Schwungräder und Turbinen mir Freunde geworden.

Ein schriller Pfiff war irgendwo in der Luft. Ich lief in meines Oheims Zimmer.

Die matte Platte zeigte eine Schrift:

„Lande in fünf Minuten, Schmidt."

Ich holte die Arbeit, die ich in den letzten Tagen gemacht hatte, und legte sie auf des Onkels Schreibtisch, dann drückte ich den Hebel, wie ich es von ihm gesehen hatte — die Tür sprang auf — der Pfiff ertönte — der Wagen stand bereit und gleich darauf stand ich oben neben dem Wellblechhaus und war voller Glück und Freude, denn ich sah den Riesenvogel, der meinen Onkel aus San Franzisko zurückbrachte, zum Boden herniedergleiten.

Viertes Kapitel.

Mein Onkel war zurückgekommen. Ich war eigentlich etwas enttäuscht. Er sprang aus der Kabine des Flugzeuges, hatte eine schwere Aktenmappe in seiner Linken und streckte mir die Rechte entgegen.

„How do you do? —"*

Anscheinend war er in seinen Gedanken noch drüben in Amerika. Er sah mein verwundertes Gesicht und lachte, eilte aber an mir vorüber, sprang in den bereitstehenden Wagen, hatte schon wieder vergessen, daß ich da war und mit einsteigen wollte, und verschwand in der Höhle.

Ich mußte geduldig warten, bis der Wagen zurückkam, fuhr dann auch hinunter und stand etwas verstimmt in dem Gange, weil ich den Onkel drinnen laut auf Mister Hollborn einreden hörte.

Es kam mir vor, als hätte er mich vollständig vergessen.

Ich trat auf die Tür zu, sie sprang auf, der Onkel sah mich und rief — jetzt klang wieder Ungeduld aus seiner Stimme:

„Wo bleibst du denn Junge, wir haben doch alle Hände voll zu tun. Warum bist du nicht mit mir hinabgefahren?"

„Wenn du mir die Türe des Wagens vor der Nase zuschlägst."

Er sah mich an und lachte auf.

„Hast recht. Wenn ich von einer Reise zurückkomme — so eine Reise ist eigentlich für mich die einzige Zeit, in der ich wirklich Muße habe, zu überlegen — wenn ich von solcher Reise zurückkomme also, bin ich so voller Gedanken, daß ich überhaupt nichts sehe. Ich hatte dich vergessen."

Er streckte mir die Hand hin, und ich setzte mich neben Hollborn auf den Sessel.

„Also kurz wiederholt: Morgen früh kommen die ersten Luftschiffe. Ich habe mit Absicht von San Franzisko aus an Allister telegraphiert, daß er die zwölf Ingenieure noch zwei Tage lang in Sumatra spazierengehen läßt. Wir müssen erst Vorbereitungen treffen. Also morgen früh kommen zunächst zweihundert Goldgräber aus Alaska. Ich habe die Kerls in San Franzisko angeworben. Sind arme Digger, die nicht auf ihre Kosten gekommen sind, weil jetzt da alles schon Großbetrieb ist."

Ich unterbrach:

„Sagtest du nicht, weiße Männer können hier nicht arbeiten?"

Ich hatte bei den Wanderungen der letzten Tage an mir selbst erfahren, wie unglaublich schnell ich ermattet war, und dabei hatte ich doch durchaus keine Arbeit geleistet.

Der Onkel nickte:

„Richtig, aber diese zweihundert Goldgräber sind andere Menschen. Sie haben Körper von Eisen, das ist auch so eine Art körperliche Zuchtwahl. Die Kerls haben jetzt zwei Jahre lang in Alaska mitten in der größten Kälte gearbeitet, vorher waren sie in den afrikanischen Minen, und alle miteinander haben auch schon in Australien nach Gold und Edelsteinen gebuddelt. Ihre Körper sind von Eisen, aber es ist das schlimmste Verbrechergesindel, das auf der Welt besteht. Kerle, die arbeiten können wie der Teufel, die aber dann in der Nacht jedes Goldkorn wieder vertrinken und verspielen, und denen das Messer loser im Gürtel sitzt als uns ein heftiges Wort im Munde."

Während der Onkel die seltsamen Vorzüge dieser Leute anschaulich schilderte, war ich ehrlich erstaunt:

„Und solches Gesindel bringst du hierher?"

Er zuckte die Achseln:

„Weil ich sie brauche. Weil sie hier arbeiten können. Ich habe sie auf drei Monate verpflichtet. Sie halten mich wieder einmal für verrückt. Ich habe ihnen ein außergewöhnliches Gehalt versprochen, wenn sie mir Kanäle graben. Und habe ihnen außerdem schriftlich gegeben, daß sie alles Gold und jeden Edelstein, den sie finden, für sich behalten dürfen.

Sie kennen Australien, sie wissen, daß es durchaus nicht ausgeschlossen ist, daß wir hier Gold finden. Sie bilden es sich wenigstens ein. Sie werden sicher zunächst wie rasend arbeiten, und dann laufen sie eines Tages davon. Es wird ganz niedlich aussehen in ihrem Lager. Natürlich müssen wir dieses Diebsgesindel genau bewachen. Sag' mal, Junge, das wäre eigentlich so eine Aufgabe für dich, bei der du zeigen könntest, ob du wirklich das Genie bist, für das dich Allister ja wohl hält. Wie wäre es, wenn ich dich zum Oberleiter der Goldgräberkolonie machte und dir die Verantwortung für die ganze Gesellschaft übertrüge?"

Ich muß wohl ein sehr unglückliches Gesicht gemacht haben, denn mein Onkel lachte laut auf.

„Nein, lieber Junge, nein, und wenn du noch ein größeres Genie wärest, das würdest du doch nicht können. Den Teufel muß man mit Beelzebub austreiben. Der Direktor unserer Verbrecherkolonie wird der Jim."

Ich war wieder erschreckt. Ich erinnerte mich. Als wir, Hollborn und ich, vorgestern auf unserer Fahrt durch den Busch an einem kleinen See vorüberkamen, hatte er mir diesen Jim gezeigt. Ein kleines, scheinbar uraltes Männchen, mit lederartigem Gesicht, das in angeheiterter Stimmung auf einem Felsen am Ufer des Sees saß und anscheinend mit seiner gröhlenden Stimme einigen jungen, zahmen Känguruhs wilde Negerlieder vorsang.

„Das ist dein Ernst, Onkel?"

„Mein völliger Ernst."

Der Onkel war wieder vollständig geschäftlich.

„In dieser Nacht müssen wir die Zelte aufbauen, in denen die Gesellschaft unterkommen soll. In die Höhle dürfen sie nicht und sollen möglichst gar nichts von ihr wissen. Ich werde nachher selbst Mormora aufsuchen, damit er uns mit seinen Leuten hilft."

Von einem Mann mit Namen Mormora hatte ich bis jetzt nichts gehört und fragte verwundert.

„Wer ist Mormora?"

Der Oheim, dem es anscheinend unangenehm war, unterbrochen zu werden, rief mir zu, ehe er sich wieder an Hollborn wandte:

„Der Häuptling eines Stammes von Menschenfressern."

Dann fuhr er fort:

„Ich denke, in dieser Nacht kommen auch noch zwei

* „Wie geht es dir?"

Victor Arlin: Auf der Flucht nach Ägypten

Phot. Braun & Co., Dornach

andere Flugzeuge. Ich habe in Amerika zehn Rutengänger verpflichtet. Es ist dringend notwendig, daß wir eine große Anzahl Brunnen erbohren. Dazu brauche ich diese Männer mit ihren Wünschelruten."

Ich war wieder einmal erstaunt.

„Du glaubst?"

„Selbstverständlich.

Wir haben also jetzt zwölf Ingenieure. Das ganze Land muß in zwölf Bezirke eingeteilt werden. Jeder von den zwölf Deutschen muß in einem dieser Bezirke vollkommen selbständig sein. Natürlich muß jeder von ihnen zunächst, bis unsere Maschinen in Tätigkeit sind, menschliche Arbeitskräfte haben.

Haben Sie die Liste der Ingenieure?"

Hollborn reichte ihm ein Papier.

Der Onkel las.

„Morawetz, Oberingenieur aus Dresden — bekommt zweihundert Araber vom Stamme der Riad. Diese haben bereits vor vier Tagen den Hafen Djidda verlassen. Heinrich Stobitzer von den Brennaborwerken — zweihundert Tuareg aus der libyschen Wüste, sind gleichfalls vor vier Tagen von Suez abgegangen. Walter Helding von den Siemenswerken — zweihundert Chinesen von der Halbinsel Formosa, auch schon unterwegs. Otto Kurzmüller aus Nürnberg — zweihundert Somalineger, von Makdischu unterwegs. Karl Heinze aus Potsdam — zweihundert Eingeborene von Malacca, müssen in den nächsten Tagen schon hier sein. Ewald Korngold aus Mainz: Zweihundert Neger aus Dar es Salaam. Das sind vorläufig außer den Goldgräbern zwölfhundert Mann. Wir nehmen zunächst nur die sechs Bezirke, die um uns herum liegen, in Betrieb und die Herren Gustav Bolle, Heinrich Träger, Kurt Linz, Eugen Möller, Max Herchner und Willi Mense werden jeder einem von diesen Herren als Vertreter beigesellt."

„Und ich, Onkel?"

„Das werde ich dir heute abend sagen."

Ich war eigentlich etwas gekränkt, aber ich schwieg.

— — — — — — — — —

Es war Abend. Hollborn war den ganzen Tag über im Flugzeug unterwegs, der Onkel hatte sich in sein Gemach zurückgezogen und ausdrücklich erklärt, daß er nicht gestört sein wollte. Ich saß allein und ärgerte mich. Ich ärgerte mich eigentlich ohne Grund. Vergebens sagte ich mir selber die Wahrheit. Ich war erst vor wenigen Monaten aus der Fachschule entlassen — ich hatte keinerlei Beweise meiner Tüchtigkeit gegeben. Wahrhaftig, ich war in diesen Tagen eingebildet geworden. Wenn Herr Allister mich für ein Genie hielt — — Unsinn!

Aber immerhin — ich hatte mir doch mit meiner Ausarbeitung solche Mühe gegeben —, jetzt sah der Onkel wahrscheinlich gar nicht hinein.

Der Lautsprecher ertönte.

„Bitte, komm zu mir!"

Ich wußte, das war der Onkel, stand auf und ging hinüber.

Er hatte meine Ausarbeitung in der Hand.

„Das hast du geschrieben?"

„In den letzten beiden Tagen, ich dachte —"

Er hatte ein seltsames Lächeln um seinen Mund.

„Du dachtest, mir mit diesem Ding etwas Neues zu sagen. Da hast du dich leider geirrt."

Da war ich schon wieder gekränkt.

„Im Gegenteil, das sind alles Dinge — mach kein so enttäuschtes Gesicht, was ich dir hier sage, ist durchaus kein Tadel. Du kannst zufrieden sein, wenn ich dir sage, daß du den Arbeitsplan ganz genau so aufgestellt hast, wie ich es bereits beschlossen hatte. Es ist mir lieb, daß ich ihn nicht einmal Hollborn gezeigt. Hollborn ist ein sehr anständiger Mensch, aber er kann nur da etwas wirken, wo man ihn hinstellt. Ich freue mich, du hast mich verstanden. Du bist intelligent und hast Auffassungsgabe. Hoffentlich bist du in der Ausführung ebenso energisch. Ich habe es dir angesehen, daß du es übel genommen hast, daß ich dir keines von den Kommandos übergeben habe. Ich habe für dich etwas anderes. Du bist mein Neffe. Was soll ich viel Worte machen? Wenn andere Menschen einander kennen lernen, dauert es manchmal Jahre. Bei mir nicht. Ich kenne deine Gedanken ganz genau, darüber reden wir später noch mal. Du bist jetzt so gut wie mein Sohn. Du wirst einst mein Nachfolger werden. Du wirst schon jetzt — wie sagt man doch das in Deutschland so schön — so eine Art Juniorchef. Wirst mich vertreten und mit mir zusammen überall sein. Zufrieden, Junge?"

„Onkel!"

„Unsinn — hast mir gar nicht unrecht getan. Geht dir ja anders wie mir. In meinen alten Dickschädel kannst du nicht hineinsehen. Jetzt komm, unser Flugzeug steht bereit. Ich muß dich noch in dieser Nacht mit einem meiner lieben Freunde bekanntmachen: mit Mormora, dem Häuptling der Menschenfresser."

— — — — — — — — — —

Wir waren drei Stunden geflogen. Nur der Onkel und ich; ich führte das Flugzeug, und er gab die Richtung an. Wir waren nordöstlich geflogen, und dichter Wald lag zu unseren Füßen. Mitten darin natürlich wieder eine kleine, ebene Steinwüste. Dort befahl mir der Onkel, zur Erde niederzugehen.

„Das Flugzeug laß ruhig stehen, wir wollen unseren Freund nicht erschrecken, er hat noch immer einige Abneigung gegen den Zaubervogel der Europäer."

Wir schritten durch den düsteren Wald, der Onkel hatte den Kompaß in seiner Hand:

„Sie sind nicht zu verfehlen: In jedem Monat haben sie einen anderen Wohnsitz, arme Menschen."

„Warum nimmst du sie nicht als Arbeiter?"

„Weil das unmöglich ist. Man kann ebensowenig einen Löwen vor einen Pflug spannen. Zwinge einen freien Buschmann zu regelrechter Arbeit, dann ist es ebensogut, als ob du ihn gleich totschlügest. Sie sind wie die Kinder, diese Wilden. Sie arbeiten auch, aber eben wie ein spielendes Kind. Müssen das Gefühl haben, daß sie jeden Augenblick das Spielzeug fortwerfen und ein anderes nehmen können. Zwinge sie und du machst sie unglücklich. Ich habe auch an ihre Zukunft gedacht. Ich habe in meinen letztwilligen Bestimmungen festgelegt, daß dieses Berggebiet und diese Wälder ihnen gehören und daß man sie dort nie behelligen darf. Auch nicht mit Zivilisation, die für diese Wilden gleichbedeutend ist mit der Verdammung zum Aussterben."

„Hast du schon Versuche gemacht, sie zum Christentum zu bekehren? — Warum hast du noch nicht einen Missionär hierher gebracht?"

„Es wäre verfrüht. So etwas muß sich langsam entwickeln. Vorläufig würden sie es noch nicht verstehen. Sie sind wie Kinder, die erst belehrt werden müssen. Das muß sich langsam aufbauen. Übrigens wird mit den nächsten Transporten weißer Männer auch ein Pfarrer kommen. Ein sehr kluger und guter Mann. Das muß er sein, denn das Vertrauen der Wilden ist schnell verloren und dann sehr schwer wieder zu gewinnen."

Der Onkel unterbrach sich, stand einen Augenblick lauschend, sprang dann vorsichtig und lautlos einige Schritte vor und preßte sich hinter einen Baum.

Ich glaubte an eine Gefahr, zumal natürlich der Gedanke, in dieser Nacht mit wilden Menschenfressern zusammenzukommen, meine Nerven erregte. Wenn auch der Onkel dazu nur gelacht hatte, hatte ich den geladenen Revolver zu mir gesteckt. Ein Gewehr mitzunehmen, hatte er mir verboten. Jetzt legte ich in der Tasche meine Hand um den Griff meines Revolvers.

Der Oheim winkte, legte gleichzeitig seinen Finger an seinen Mund, um mir anzudeuten, daß ich leise sein sollte. Alle Indianergeschichten meiner Jugend spukten in meinem Kopf, als ich mich jetzt lautlos an ihn heranpirschte und er raunte mir ganz leise zu:

„Nicht sprechen, kein Geräusch machen, sieh dort!"

Die Bäume öffneten sich vor uns zu einer kleinen, unglaublich üppigen Wiese. Am Rande dieser Wiese, kaum hundert Schritt von uns, äste eine Herde von vielleicht fünfzig Riesen-Känguruhs.

Ihr Fleisch hatte ich in diesen Tagen wiederholt gegessen, hatte auch bei meiner Autofahrt mit Hollborn manchmal eines dieser Tiere in wilden Sprüngen flüchten sehen, jetzt durfte ich sie zum ersten Male ganz in der Nähe betrachten. Einige von ihnen schienen satt zu sein, lagen lange ausgestreckt am Boden, die muskulösen Hinterläufe und den Stutzschwanz weit von sich gestreckt, aber den einen ihrer kurzen Vorderläufe aufgestützt, so daß sie Ähnlichkeit mit ruhenden Menschen hatten. Andere humpelten in komischer Weise umher und mußten ihren Schwanz fast wie einen Stock benutzen, um nicht das Gleichgewicht zu verlieren.

Wieder andere saßen auf Schwanz und Hinterläufen und hatten die Vorderläufe über der Brust gekreuzt, während sie ihre Blicke eigentümlich nach oben richteten. Es sah fast aus als ob sie beteten.

Plötzlich stieß der Leitbock einen pfeifenden Laut aus, in demselben Augenblick war die ganze Herde in wilder Flucht im Gebüsch verschwunden — bis auf ein großes Tier.

Dieses rannte in seinen grotesken Sprüngen über den Platz, und jetzt sah ich, daß ein Wilder, ein bis auf den Lendenschurz nackter Mensch, hinter ihm herstürzte.

Wie das Tier ihn dicht neben sich sah, gab es die Flucht auf und drehte sich um. Das arme Känguruh tat mir leid. Es hatte sich gegen einen Baum gelehnt, stand aufrecht da und hatte so ängstliche, sanfte und gute Augen. In demselben Augenblick schon sauste ein Keulenschlag auf den Kopf des Tieres, ich wäre am liebsten dazwischen gesprungen, aber der Onkel zog mich zurück.

Das Känguruh schlug jetzt mit den Vorderläufen, es sah jetzt fast aus wie ein regelrechter Boxkampf zwischen Mensch und Tier, aber der Wilde mit seiner Keule war selbstverständlich stärker und bald lag das Känguruh tot am Boden.

Der Onkel flüsterte mir zu:

„Hast recht, es ist grausam; aber sie wollen leben, und Feuerwaffen haben sie nicht. Ist auch ganz gut, und immer noch besser — sie essen Känguruhs —"

Er setzte den Satz nicht fort und trat auf die Wiese hinaus, auf der der junge Wilde noch damit beschäftigt war, das Tier auf seine Schultern zu laden.

„Holla, Miami!"

Der Wilde sprang auf, ließ das Tier fallen, hatte erschreckte Augen und sah im ersten Augenblick aus wie ein witterndes Raubtier, das auf dem Sprunge steht; dann erkannte er meinen Onkel und warf sich zu Boden.

„Kobi."

Ich erfuhr erst später, daß dies der Ausdruck für Herr war. Jetzt verstand ich natürlich nicht, was der Onkel sagte — es war in der Sprache der Wilden; aber ich hörte, daß er den Namen Mormora gebrauchte und daß der junge Mensch nickte.

Dann sah er mich mit mißtrauischen Augen an.

Der Onkel sprach etwas, zog mich an sich, umarmte mich und legte den anderen Arm um den jungen Wilden.

Dieser zögerte einen Augenblick, dann aber — umarmte er mich auch. Es war immerhin ein eigentümliches Gefühl. Der junge Mensch war mittelgroß, trug nur einen Lendenschurz, hatte allerhand bunte Verzierungen und künstliche, wulstartige Narben auf seinem Körper. Er war sehr hager, man konnte die Rippen durch die bräunliche Lederhaut sehen, sein Haar aber stand wie eine wüste Riesenperücke wild und schmutzstarrend um das Gesicht.

Ich war doch noch nicht lange genug in Australien, als daß mir diese Umarmung nicht ebenso unappetitlich wie peinlich gewesen wäre, aber ich zwang mich, sie nicht nur zu dulden, sondern auch zu erwidern. Weil der Oheim sie veranlaßt hatte, mußte sie ja wohl notwendig sein, um die Freundschaft zu besiegeln.

Dann bot der Onkel — vielleicht in Erinnerung an die Friedenspfeife der amerikanischen Indianer — dem jungen Wilden und mir eine Zigarre an, und rauchend gingen wir zusammen in den düsteren Wald.

Nicht allzu lange, dann hörten wir Geräusch. Das Kreischen von Papageien, das wüste Heulen von Hunden. Es waren eigentlich keine Hunde, sondern Dingos, mühsam gezähmte Dingos, die ja allerdings wahrscheinlich auch nichts weiter sind als wieder verwilderte Hunde. Jetzt wurde der Wald licht, wir kamen an einer kleinen Maispflanzung vorüber, dann sahen wir das Dorf der Wilden.

Es war eine Anzahl sehr einfacher Laubhütten. Ganz einfache Dinger, die fast nur aus den Stengeln und Stämmen, sowie aus den langen Blütenschäften des Grasbaumes zusammengeflochten waren. Vor den Hütten auf einem freien Platz waren Feuer, über denen Kessel hingen, und an diesen Feuern hantierten Weiber und Männer, alle nicht viel mehr bekleidet als unser Führer, und schrien wild durcheinander.

Miami stieß einen Schrei aus, sofort verstummte alles und verschwand in den Hütten.

Gleich darauf kamen die Männer wieder zurück und hielten jetzt lange Speere, geflochtene Schilde und Bogen und Pfeile in ihren Händen. Während Miami zu ihnen hinüberlief, blieben wir ruhig abwartend stehen.

Miami war jetzt bei einem der Männer, der besonders bunt gefärbte Narbenwülste auf dem Körper hatte und dessen rotgefärbter Haarschopf mit Paradiesvogelfedern geziert war. Dieser lauschte dem Bericht des jungen Mannes und rief dann einen Befehl, auf den hin sich die Weiber auf die Kessel stürzten und sich anschickten, sie fortzutragen.

Mein Onkel, immer mich an der Hand haltend, ging mit raschen Schritten auf den Mann zu, der augenscheinlich der Häuptling war, und begrüßte ihn auf englisch. Worauf der Häuptling in derselben Sprache, wenn auch gebrochen, antwortete.

„Ich grüße meinen Bruder Mormora."

„Mein weißer Bruder ist willkommen!"

„Laß deine Weiber ihrer Arbeit nachgehen, ich sehe nicht in eure Kessel und ihr nicht in meine."

Ein verstehendes Lächeln huschte über das Gesicht des Häuptlings, und er winkte den Frauen.

Wir hockten uns neben dem Feuer nieder. Auf ein Zeichen brachte eine Frau Maiskuchen, während Miami ein Stück des eben getöteten Känguruhs an einem Spieß briet.

(Forts. folgt.)

Jeder esse sein eigenes Brot / Vom Herausgeber

Die schwerste Kunst im christlichen Leben ist der gerechte Ausgleich zwischen den Ansprüchen des Leibes und den Bedürfnissen der Seele. Nach beiden Seiten wird oft und viel gefehlt. Die tägliche Erfahrung lehrt, daß wir für unser körperliches Wohlsein besorgt sein müssen, weil ein gesunder Leib die Voraussetzung alles gesunden Seelenlebens ist. Und daraus leiten sich die weiteren irdischen Pflichten ab: daß der Mensch nicht bloß für sein tägliches Brot sorgen und arbeiten darf und muß, sondern auch für alles, was unter den heutigen Verhältnissen für ein geordnetes Auskommen notwendig ist, also für eine würdige und behagliche Wohnung und deren Einrichtung, für gute und passende Kleidung, für Speise und Trank auch über das für die Erhaltung des nackten Lebens Notwendige hinaus zur Erquickung und Stärkung des Körpers, für Hab und Gut und Geld, um in Krankheit, Arbeitslosigkeit oder Unglücksfällen gegen Not geschützt zu sein.

Es ist klar, daß von unverständigen und unbeherrschten Menschen aus diesen Selbsterhaltungspflichten zuletzt jede Art von Erwerb und Genuß als erlaubt und notwendig gefolgert werden kann. Neigt ein Mensch schon von sich aus stark zum Irdischen, so wird er unter dem Deckmantel der pflichtgemäßen Selbsterhaltung auch die übertriebenste Sorge für seinen Leib und sein zeitliches Fortkommen betreiben. Deshalb stellten zu allen Zeiten manche Christen radikale Forderungen und sagten, daß der Christ gemäß der wiederholten Weisung unseres Herrn und Meisters sich so wenig wie möglich um Leib und Irdisches kümmern, sondern sich ganz der Pflege seines Seelenheiles widmen solle. Sie erinnern an jene eindringlichen Worte des Heilandes: „Sorget nicht ängstlich für euer Leben, was ihr essen oder trinken werdet, auch nicht für euren Leib, was ihr anziehen werdet! Suchet vielmehr zuerst das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit, und alles Übrige wird euch dazugegeben werden!“ Aber wäre es nicht eine Blasphemie, wenn wir den Heiland für einen weltfremden Schwärmer hielten, der die unerbittlichen Gesetze und Notwendigkeiten unseres irdischen Lebens so wenig kennt, daß er uns zum schönen Nichtstun verleiten will? Wahrhaftig nein! Er kannte das menschliche Leben auch in seinen nüchternsten Alltäglichkeiten und Bedürfnissen. Er war nicht umsonst eines armen Zimmermanns Pflegesohn: wer in Armut aufgewachsen ist, versteigt sich nicht zu solchen Wahnideen, als ob man von schönen Gedanken und Gefühlen leben könne. Christus warnte uns nicht vor der selbstverständlichen Arbeits- und Erwerbspflicht, sondern nur vor der ängstlichen und übertriebenen Sorge um das Irdische.

Die mißverstandene Redensart von den nichtstuenden Blumen spukt meist nur in den Köpfen arbeitsscheuer, träumerisch träger Menschen. Sie sollten einmal den hartnäckigen Existenzkampf einer Pflanze studieren vom Augenblicke an, da man den kleinen Samen in die Erde legt. Wie windet und plagt sich dieser Same, bis ihm unter Schmerzen neues Leben entkeimt! Wie muß dieser Keim sich mühen, bis er zum Lichte kommt! Und dann beginnt erst recht die tagtägliche Plage um Nahrung und Feuchtigkeit, Sonne und Tau. Bald steht der jungen Pflanze ein anderes Gewächs im Wege, das ihr die Nährstoffe oder das Licht wegnimmt und sie zwingt, sich zu krümmen und auszuweichen, wenn sie nicht darben und verkümmern will; bald wird sie von einem Menschen oder Tier beschädigt, bald friert sie in kalten Frühlingsnächten, bald schmachtet sie unter der Gluthitze des Sommers. Auch das Leben der Pflanzen und Blumen ist täglich voll Mühsal und Arbeit. Darum redet nicht von ihrem süßen Nichtstun, wenn ihr sie gerade in einer sonnigen Stunde mit ihrem schönen Schmucke friedlich glänzen seht. Auch die Menschen könnt ihr so an schönen Tagen glücklich lächeln sehen, von denen ihr wißt, daß sie sonst allezeit ihre Not und Arbeit haben.

Allen Geschöpfen hat Gott ihren harten Daseinskampf gegeben, nicht um sie zu quälen, sondern weil nur durch Anstrengung ihre Kräfte zur Entfaltung kommen. So ist auch der Mensch durchaus nicht zur Ruhe und Beschaulichkeit geschaffen, sondern zur Arbeit, wie der Vogel zum Flug. Gott will keineswegs von den Menschen nur durch erhabene Gedanken, edle Gefühle und fromme Gebete verehrt und verherrlicht werden, sonst würde er uns als körperlose Geister geschaffen haben. Er hat seine Freude auch am schönen und gesunden Wuchs unserer Körper, an der Geschicklichkeit unserer Glieder, an der Klugheit unseres Geistes, wodurch wir die Erde mit Werken der Kunst und Technik erfüllen, ihre Kräfte und Schätze zur Verbesserung der menschlichen Lebensbedingungen ausnützen; er hat sein Wohlgefallen auch am geordneten Haushalt einer Familie, am fleißigen Ringen eines Hausvaters um Wohlstand, an der unermüdlichen Arbeit einer Mutter zum Nutzen des Gatten und der Kinder. Diese schönen Entfaltungen menschlicher Leibes- und Geistestüchtigkeit auf allen Gebieten des Lebens entsprechen Gottes Absichten ebenso wie das tägliche Wachstum der Pflanzen, das Wehen des Windes, das Wogen und Strömen der Wasser und der unaufhörliche Lauf der Gestirne. Darum machte er den Menschen die Arbeit zur Pflicht: „Sechs Tage sollst du arbeiten und alle deine Geschäfte tun!“ Gott gab uns den Leib: wir sollen ihn also zu seiner Ehre erhalten und entwickeln. Er gab uns die Kräfte des Geistes und Körpers: wir sollen sie gebrauchen und nicht in Müßiggang vergeuden. Er befahl uns, die Hungrigen zu speisen, die Nackten zu bekleiden: wir sollen also soviel erwerben, daß wir davon nicht bloß uns und die Unsrigen erhalten, sondern auch den Notleidenden schenken können. Gab Gott dir Kinder, so sollst du sie auch gut ernähren, anständig kleiden, wohl erziehen und zu einem tüchtigen Beruf ausbilden. Gott gab dir den Drang zur Freiheit und Selbständigkeit: er will also nicht, daß du als armer Bettler von andern leben und dadurch in Abhängigkeit von ihnen geraten sollst. Der Apostel Paulus, der gewiß Christi Geist verstanden und erfüllt hat, schrieb einstmals den Thessalonichern: „Wir haben gehört, daß etliche unter euch unordentlich wandeln und nichts arbeiten: solchen gebieten wir und ermahnen sie durch unsern Herrn Jesus Christus, daß sie ruhig arbeiten und sich ihr Brot verdienen!“

Vor einer Geisha-Schule

Spielende kleine Geishas

Vom Mädchen- und Frauentum der Japaner

Wie so vieles Fremdländische bei uns mangels genügender Kenntnis auf Grund oberflächlicher Eindrücke mit einem Nimbus poetischer Romantik umkleidet wird, so auch das Leben der japanischen Frauen. Die allermeisten Europäer kennen ja die Japanerinnen nur von den hübschen Geisha-Bildern, die von Jahr zu Jahr immer wieder durch die illustrierten Blätter wandern. Die puppenartigen Gestalten mit ihren langen Kimonos aus buntem Brokat und herrlich schimmerndem Seidengewebe, dazu mit ihrem graziösen gewandten Auftreten, worin sie in den Geisha-Schulen von früher Jugend an unterrichtet werden, gelten bei uns als beneidenswerte kleine Königinnen, die in reizenden Gartenhäuschen zwischen blühenden Blumen wohnen und träumerisch leben.

Japanerinnen in ihrem Garten

In Wirklichkeit ist das japanische Mädchen und die japanische Frau von solch paradiesischem Dasein weit entfernt. Die ausgezeichnete Kennerin Japans, Alice Schalek, entwirft in ihrem Buche „Japan" ein völlig anderes Bild. Sie versichert, daß dort Frau um Frau zu ihr gekommen sei und ihr beteuert habe: „Glauben Sie nicht, daß wir glücklich sind! Wir sind von Kindheit an darauf gedrillt, glücklich auszusehen; in Wirklichkeit sind wir alle sterbensunglücklich." Schon das kleine Mädchen muß sich vom Brüderchen, das in der Familie weit mehr gilt, alles gefallen lassen. Sehr viele Mädchen werden frühzeitig in die Geisha-Schule verkauft, damit die Trinkschulden des Vaters, die Auslagen für eine neue Wohnung, der Hochzeitsaufwand einer Schwester, das Studium des Bruders oder die kostspieligen Feierlichkeiten eines Begräbnisses aus dem Erlös bestritten werden können; sie lebt dann das traurige Schicksal einer Kellnerin, Sängerin, Tänzerin oder Dirne, die für alle Zwecke der Bedienung, Unterhaltung und Kurzweil gemietet werden kann. Viele von ihnen sterben jung in Krankenhäusern oder Irrenanstalten. Vergebens haben sich auch die fortschrittlichen Frauen bis jetzt gegen diese japanische Kulturschande zu wehren gesucht.

Junge Japanerinnen beim Gesellschaftsspiel

Die glücklicheren Mädchen bekommen, ohne selbst nach Wunsch und Neigung gefragt zu werden, ihren Gatten durch den Vater zugewiesen. Die junge Frau bleibt meist ungebildet und weltfremd, da es der Gatte nicht gerne sieht, wenn sie oft aus dem Hause geht. Er selbst aber ist fast den ganzen Tag abwesend; denn er ißt des Mittags im Restaurant oder im Geschäft. Wenn er abends nach Hause kommt, hat die Gattin ihm und dem erwachsenen Sohn mit dem Mahle aufzuwarten, ohne selbst daran teilzunehmen; sie ißt in der Regel mit den übrigen Kindern und den Dienstboten. Besser als die Frau vermöglicherer Stände hat es die kleine Geschäftsfrau, die selbst im Laden mithilft.

Mit dreißig Jahren sind die meisten japanischen Ehefrauen durch große Kinderlast verbraucht. Am ärgsten leidet die Japanerin unter der Untreue des Mannes, dem nach Recht und Sitte alles erlaubt ist, während es nach japanischer Erziehung das höchste Glück des Weibes bedeutet, sich durch Dulden bis zur Selbsterniedrigung für den Gatten zu opfern. Während der Mann außer dem Hause weilt, überläßt er seine Frau der Willkür der Schwiegermutter und stellt sich bei Konflikten fast nie auf die Seite seiner Gattin.

Geisha-Schönheiten bei einer Kahnfahrt auf dem Kyoto

Bewirtung der Gäste im japanischen Hause

„Im ganzen Osten", sagt Alice Schalek, „gilt die Japanerin infolge ihrer Selbstlosigkeit, Aufopferungsfähigkeit, Treue, Hingabe und Mütterlichkeit als die Krone der Weiblichkeit, weil sogar die durch den gelben Sklavenhandel verschleppten Mädchen noch rührend für die Männer sorgen, von denen sie als Wirtschafterinnen gekauft werden." Durch den jahrhundertelangen Druck eines schweren, aller freien Selbstbestimmung entwöhnten Lebens ist die japanische Frau zu einem so selbstlosen gütigen Wesen geworden.

Der geheimnisvolle Schweiger / Von Ferd. Silbereisen

„Er" tauchte in London wieder auf, und man sah ihn, wohin man nur ging: in den Klubfauteuils des Hydepark-Hotels, in der Downingstreet, in Wembly, wo er in Begleitung von Herriot herumspazierte. Er ist kein Politiker, macht aber alle Konferenzen mit, er ist kein Redner, die wichtigsten politischen Sprüche vermittelt aber er; er wird verhätschelt wie ein Premier, man läuft ihm nach, er reist im Salonwagen und wohnt in den besten Appartements der Luxushotels, er wird zu königlichen Diners eingeladen, er ist schweigsam und doch beredt, er spielt keine Rolle und ist unentbehrlich. Er ist alles und nichts. Er ist Camerlynck, der Dolmetscher.

Dieser stille, untersetzte, nettgekleidete Mann mit hängendem Schnurrbart und bebrillten Augen ist die lebendige geheime Schublade der europäischen Politik. Er lebt luxuriös und vornehm, wie es ihm beliebt; alles erhält er unentgeltlich, Wohnung, Autos, seine Mahlzeiten in den großen Restaurants — seine Klienten sind die größten Staatsmänner Europas.

Man weiß eigentlich nicht recht, wofür er honoriert wird: für seine Beredsamkeit in vielen Sprachen oder dafür, daß er in allen Sprachen schweigt. Er sah und hörte so ziemlich alles von Versailles bis London, was Ministerpräsidenten, Heerführer und Diplomaten hinter verschlossenen Türen in ihren Salons gesprochen und getan haben. Er war der Dolmetscher Wilsons, er war der Vermittler zwischen Lloyd George und Barthou in Genua, er ist der einzige Privatmensch, der den Sitzungen des Obersten Rates beiwohnen durfte, und er ist auch der einzige, der während des Krieges die Kriegsberatungen Pershing — Foch — French vermittelt hat.

Von diesem belgischen Monsieur, der den Lehrstuhl der Universität von Brüssel verlassen hat, um diese einzigartige, aufregende, seltsame Beschäftigung zu übernehmen, wird nur eines verlangt: Verschwiegenheit. Camerlynck schweigt tüchtiger als das Grab. In Genua ist es sprichwörtlich geworden: er schweigt wie Camerlynck.

Er wird schon seine guten Gründe zum Schweigen haben. Camerlynck ist der Mann, den ständig Journalisten verfolgen und dem es nicht erlaubt ist, einem Journalisten auch nur die Hand zu drücken. Es würde ihm vielleicht mehr als seine bloße Stellung kosten, wenn er ein einziges Mal mit einem Zeitungsmann ein Wort wechseln würde. Nicht nur sein Eid verpflichtet ihn zum Schweigen, sondern sämtliche politischen Geheimnisse Europas.

Dieser Mann hat ja alles mit angehört, die Besprechungen großer Staatsmänner, kleine Intrigen; er vermittelte kleine und große Tragödien zwischen Völkern, und es durchströmten ihn — höllisches Musikinstrument! — alle die Töne der Niedertracht und Brutalität, Weisheit und Schlauheit, guter Wille und Gier, welche das Orchester der großen europäischen Politik hervorbringen kann.

Nun sieht aber diese große Politik, von der Nähe gesehen, doch so ähnlich aus, wie es sich der kleine Moritz vorstellt. Wer einmal einer Konferenz beigewohnt hat, wo Staatsmänner zwischen Frühstück und Lunch das Schicksal von Erdteilen bestimmen, wer je General Dawes sah, wie er seinem Sekretär winkt: „Ich bitte um die Ruhrfrage", wer sah, wie Abenteurer von mittelmäßiger Intelligenz und Begabung ihre Privatangelegenheiten bei Konferenzen zu öffentlichen Angelegenheiten zu machen bemüht sind, dem wird es ein Rätsel bleiben, was der schweigsame Camerlynck wohl denkt, wenn er allein bleibt.

Ob er überhaupt denkt? Kann er sich noch empören? Oder spielen seine kurzen, dicken Finger, wie immer, mit seiner Uhrkette, während er selbst, verbindlich lächelnd, gedankenlos weiter durch das Leben wandert? Camerlynck, der den Todesschrei von zehn Millionen hungernden Russen durch Nansen dem Völkerbund vermittelt hat, korrekt, trocken, wortwörtlich, der Dolmetscher des bettelnden Nansen war, als dieser die Kosten, welche zum Erbauen eines englischen Kreuzers notwendig sind, verlangt hat, um diese zehn Millionen Menschen vor dem sicheren Hungertode retten zu können, dieser Camerlynck hat auch dann die verneinende Antwort des Völkerbundes, welche das Todesurteil dieser Russen war, korrekt, trocken, wortwörtlich übermittelt.

Heute nimmt er seine Mahlzeiten mit Herriot und Macdonald an einem Tische ein, er geht spazieren und unterhält sich mit ihnen; gestern war er noch der Intimus von Poincaré, und wer weiß, wessen Vertrauter er morgen sein wird; Staatsmänner stehen und stolpern um ihn her; der einzige, der bleibt, ist: Camerlynck.

Seine Schritte werden durch Detektive beobachtet. Er kann unmöglich jemanden telephonisch sprechen, ohne daß man sein Gespräch kontrolliert. In einer primitiven Zeit wäre vielleicht die seidene Schnur das Schicksal Camerlyncks gewesen, heute hält man ihn im goldenen Käfig.

Amerikanische Verleger boten diesem Manne große Summen, wenn er seine Memoiren schreibt, die erst nach zwanzig Jahren veröffentlicht werden sollen. Camerlynck kann man aber nicht nahekommen, für ihn stehen Staatskassen offen, wozu braucht er noch Geld?

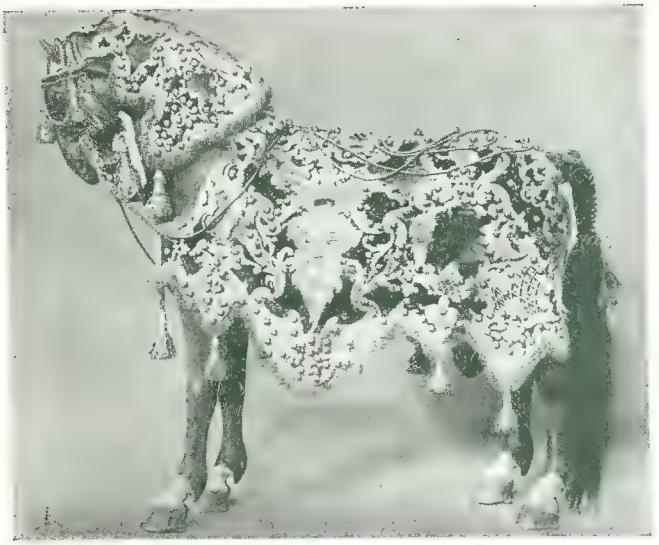
Er lebt und trägt in seinem Gehirn, in Fächer geordnet, Armenien, Deutschland, Österreich, die Russen — vielleicht denkt er sich auch nie etwas dabei, und sein Schlaf ist ruhig und sein Appetit ausgezeichnet. Es gibt Angelegenheiten, deren Umfang die Grenzen des menschlichen Verstandes sprengt. Einen Toten beweint man, tausend Tote bedauert man nur noch, und eine Million Tote sind nur noch zwei leere Worte, die der Verstand gleichgültig und mechanisch zur Kenntnis nimmt.

Camerlynck kann kaum noch etwas anderes sein als eine gut gekleidete Maschine. Wenn dieser Mensch noch denken könnte, so wäre er sicherlich nicht mehr, wer er ist: der Dolmetscher Camerlynck.

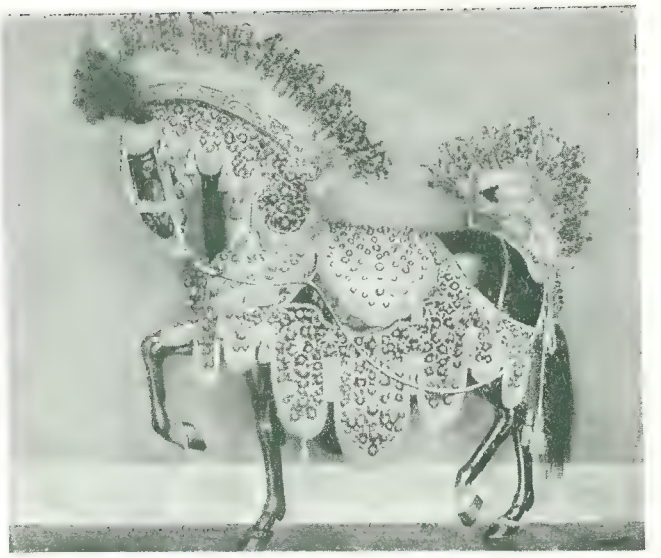
Zum Nachdenken

Die Verschwiegenheit ist der Stempel eines fähigen Kopfes. Eine Brust ohne Geheimnis ist ein offener Brief. Wo der Grund tief ist, liegen auch die Geheimnisse in großer Tiefe; denn da gibt es weite Räume und Höhlungen, in welche die Dinge von Wichtigkeit versenkt werden. Die Verschwiegenheit entspringt aus einer mächtigen Selbstbeherrschung und ist ein wahrer Triumph.

Mohammed und Ali begegneten einmal einem Mann, der, weil er Ali als seinen Beleidiger ansah, diesen zu schimpfen begann. Ali ertrug dies mit Geduld und Schweigen ziemlich lange; dann aber konnte er sich nicht enthalten und begann Schmähungen mit Schmähungen zu erwidern. Da ging Mohammed seines Weges weiter und ließ die zwei ihren Streit beenden. Nachdem nun Ali neuerdings zu Mohammed kam, sagte er gekränkt zu ihm: „Warum hast du mich allein gelassen, die Schmähungen dieses frechen Menschen zu ertragen?" Mohammed antwortete: „Als er dich beschimpfte und du schwiegest, sah ich um dich herum zehn Engel, die ihm antworteten. Als du ihm aber mit Scheltworten erwidertest, haben dich alle Engel verlassen, und auch ich bin fortgegangen."



Münchner Schlittengeläut v. J. 1738



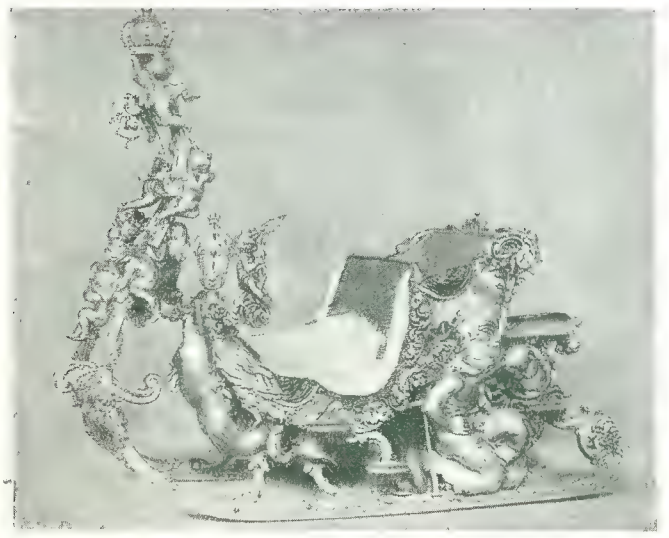
Schlittengeläut in Blau und Silber. Paris 1709

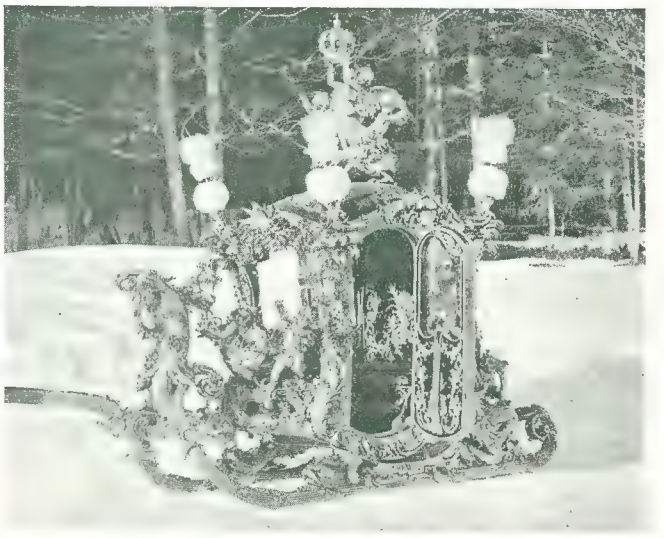
Von alten Schlittenfesten und Prunkschlitten / Von A. Heilmann

Die Heimat des Schlittens sind die schneereichen Länder Rußlands und Skandinaviens. Aber der nordisch-russische Schlitten war fast immer schlicht und einfach, dem alltäglichen Gebrauch dienend. Der künstlerisch gestaltete Prunkschlitten entstand in den kunstliebenden südlicheren Ländern: in Deutschland, Österreich, Frankreich und Norditalien. Eigentliche Mode wurde der Schlitten als Luxusgefährt erst in der Renaissance seit Ende des 15. Jahrhunderts. So erfahren wir, daß im Jahre 1452 zu Nürnberg nach den Bußpredigten des Kardinals Johann Capistrano, der gegen die heidnischen Götterfiguren an den Schlitten auftrat, in frommem Eifer zweiundsiebzig Schlitten verbrannt wurden.

Rennschlitten des Kurfürsten Karl Theodor. 1770

Die damalige Freude am prächtigen Zurschaustellen in Aufzügen und Vergnügungsfahrten förderte rasch die künstlerische Ausgestaltung der Wagen und Schlitten. Zu jener Zeit entstand die erste Art Wintersport. Am 4. Januar 1569 unternahm die galante Jugend der Alt-Augsburger Patriziergeschlechter eine festliche



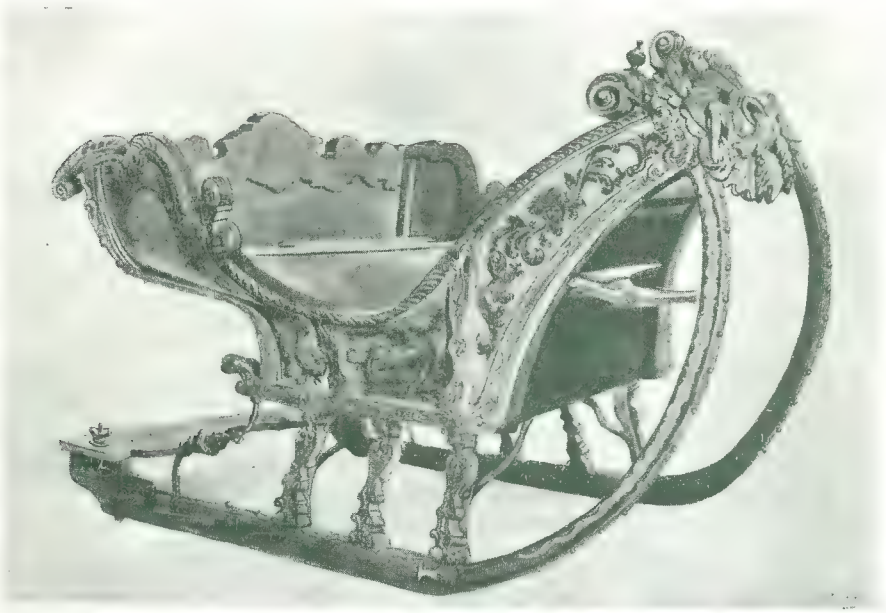


Offener und geschlossener Schlitten König Ludwig II. von Bayern

Schlittenfahrt nach Friedberg zur dortigen verwitweten Herzogin Christiana.

Bald wurden prunkvolle Schlitten auch für Karnevalsvergnügen verwendet, und der Aufwand scheint gerade dafür am verschwenderischsten getrieben worden zu sein. Eine berühmte Schlittenmaskerade leistete sich Peter der Große von Rußland mit 60 Schlitten, denen Bären, Hunde und Schweine vorgespannt waren. Das Glanzstück des Zuges aber war eine auf Schlittenkufen aufgebaute friesische Fregatte mit drei Masten, Segeln, Tauwerk und 32 Kanonen, von 16 Pferden gezogen und vom Zaren selbst in Uniform eines Seekapitäns kommandiert. Die Zarin saß in einem Schlitten in Gestalt eines vergoldeten Schiffes mit verglaster Kajüte; das gesamte Gefolge und diplomatische

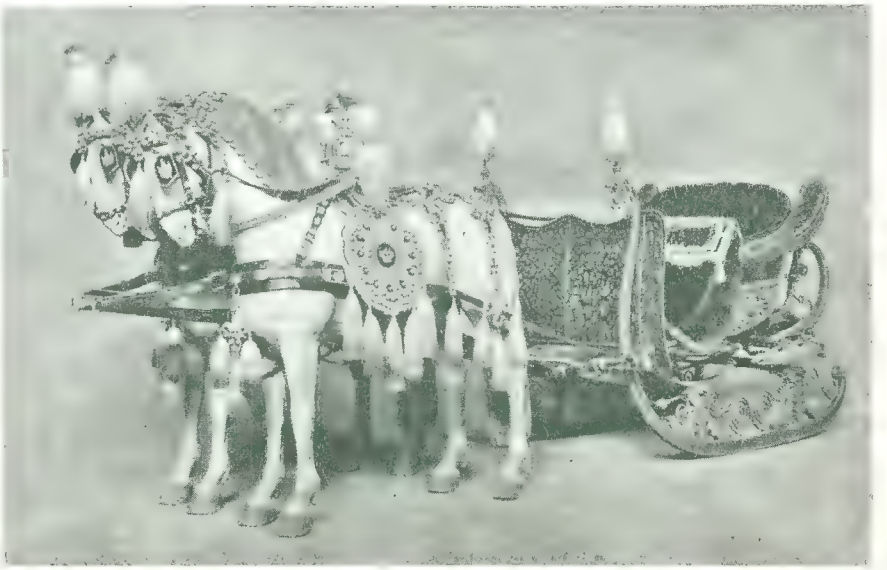
Münchner Schlitten aus der Zeit um 1730



Pariser Schlitten um 1760. Museum Cluny, Paris

Korps nahm in ähnlichen phantastischen Schlitten teil. — Sonst waren für die Karnevals-Schlittenfahrten die mit künstlerischem Prunk gebauten Rennschlitten im Gebrauch. Besonders originell waren während des Rokoko die von dem bayerischen Kurfürsten Max III. Joseph in München veranstalteten Schlittenfeste, wobei eine Bauernhochzeit dargestellt wurde und das Kurfürstenpaar Wirt und Wirtin spielte. Volkstümliche Schlittenfahrten dieser Art waren an vielen deutschen Fürstenhöfen in Übung und bildeten meist den Höhepunkt des Karnevaltreibens. Bewundernswerte Schaustücke waren auch die schmuckvollen Geschirre der Schlittenpferde und vor allem die kostbaren Schlittengeläute. Zu Anfang des 19. Jahrhunderts kamen diese pomphaften Schlittenfeste aus der Mode, und die Schlitten verloren allmählich ihre phantastische und künstlerische Aufmachung. Nur ein Fürst, ein verspäteter Romantiker auf dem Throne, versuchte die alte Herrlichkeit noch einmal aufleben zu lassen: König Ludwig II. von Bayern. Sein aufs Phantastische gerichteter Sinn ließ nicht nur märchenhafte Schlösser, sondern auch prunkvolle Hofwagen und -schlitten bauen. In letzteren fuhr er stets allein und bei Nacht, nur in Begleitung einer Eskorte von Reitern in großer Livree mit Fackeln. Die ganze Schlittenfahrt diente nur seiner persönlichen Träumerei, um in raffiniertester Weise die Einsamkeit auszukosten. Ein glänzendes, aber tragisches Ende der alten Schlitten-Herrlichkeit!

Die Bilder dieses Aufsatzes entstammen dem prachtvollen Werke „Prunkwagen und Schlitten" von Heinrich Kreisel (Verlag Karl W. Hiersemann, Leipzig 1927).



Bespannter Schlitten König Ludwig I. von Bayern

Sheridan

Die Geschichte einer Heimat / Von O. Hauser

Aus der Ferne drangen die wilden, verworrenen Stimmen streifender Tiere bis zu uns in die Hütte. Sie verlockten mich, Nachschau zu halten; ich stand auf, um in die späte Nacht hinauszugehen.

„Laß die Tür im Schloß!" rief mir Milton zu. „Du bist erst einige Tage hier, die Gegend ist dir unbekannt; es ziemt sich auch nicht für erfahrene Männer, jedem Wildschrei in der Nacht nachzulaufen!"

Es war mir, als zöge ein Phantom um unsere Hütte.

„Eine halbe Tagereise von hier gibt es Indianer; ich sah sie auf der Fahrt von Yakutat", sagte ich. „Sollten sich ihre Schweißhunde verirrt haben?"

„Hunde?" lächelte Milton. „Lieber Freund, es sind keine Hunde, es sind Wölfe! Alle Nächte haben wir hier den Schrei der Wölfe."

Die Stimmen waren verschollen. Ich holte mir eine Pistole von der Wand; es trieb mich hinaus. Noch hatten sich meine Augen nicht an die Dunkelheit gewöhnt; ich sah nur den Dom der Sterne, ich fühlte den scharfen Wind, der wie ein Lassowurf aus der niederen Steppe heraufflog.

Jetzt bemerkte ich auf einem im fahlen Mondlicht sichtbaren Hügel eine Gruppe Tiere. Dann roch ich den Dunst des Wildes, und plötzlich hörte ich das Schnaufen herangejagter Wölfe. Im nächsten Augenblick aber war alles wie ein Spuk verschwunden. Eine Hand ergriff mich am Arm. „Hast du gehört?" fragte mich Milton jäh. „Welch ein eigentümlicher Ruf, fast wie ein Signal!" Wir strengten unser Gehör an, aber alles blieb still; manchmal lärmte ein Ast, oder ein Windpfiff wanderte über die Steppe.

„Mit deinen Wölfen scheint es keine Gefahr zu haben!" sagte ich und drückte die Tür in die Scharten; trat mit Milton ans Feuer und trank die Teeschale leer.

„Du unterschätzst die Tiere. Sie haben ihre Gesetze, wie wir Menschen sie haben. So plump ist auch kein Wolf, die Gefahr nicht zu fühlen; in der Einsamkeit hast du ja Zeit, die Tiere zu studieren!"

Da war mir, als sähe ich ein Wolfsgesicht am Fenster. Das Maul geöffnet, die Zunge über den Lefzen, in den Augen ein Funkeln. Mit den Vorderläufen auf dem Fensterblock, stand das Tier da, und sah uns in der Hütte zu. Ich rührte mich nicht. Ich sah gespannt auf dieses Tiergesicht hinter den Scheiben; dann trat ich auf das Fenster zu, da hob sich das Tier, reckte den Kopf, zog sein Bein vom Holz, warf mir einen seltsamen Blick zu und verschwand.

„Vom Flapper wollen wir nicht reden," fuhr Milton fort, „er ist verschlossen und brutal. Niemand weiß, woher er kommt; lebt von der Beute des Tages, ist den Indianern nicht feind, handelt mit Fellen, und das einzige, das mich mit ihm versöhnt: er hat Freundschaft mit den Tieren geschlossen. Ich glaube, er heißt Normann, ist unser Nachbar; einen Büchsenschuß weit von hier, unter der Douglasfichte, steht seine Hütte. Laß ihn in Ruhe, er sieht die Menschen nicht gerne!"

In dieser Nacht lernte ich das Phantom von Tanana kennen.

Es mochte eine Stunde vergangen sein; ich war unruhig. Immer wieder suchte ich das Fenster; die Stimmen der Wölfe waren längst verweht, und dennoch hatte ich noch fortgesetzt den Geruch des Wildes in der Nase. Da hörte ich plötzlich ein leichtes Geräusch, als würde ein Tier auf eine Holzbank springen. Und jetzt sah ich wieder in das Wolfsgesicht, das draußen, hinter den halbverrauchten Scheiben, unbeweglich stand. Schnee wehte langsam vorüber; die Flocken hingen an dem Fell des Tieres. Der Mond mußte hinter einer Wolke stehen; blasses, unwirkliches Licht erhellte die Steppe. Es vergingen Augenblicke; es war mir, als käme dieses Gesicht immer näher, als wollte es die Scheiben durchstoßen. Der heiße Atem löste den Schnee; deutlich konnte ich die großen, lebhaften Augen sehen. Ich sprang auf, aber ehe ich die Tür erreichen konnte, verschwand das Gesicht. Kein flüchtender Schritt, kein Geräusch, nichts! Die Nacht hing still vom fernen Sterngewirr. Der Mond war wieder hell und blank; zaghafter Schneefall kam vom Norden. Es war mir, als stünde ich am Rande eines Abenteuers. Ich war verwirrt, wegen des unheimlichen Gesichtes, das wie ein Phantom in den Nächten auftauchte, bis zu meinem Fenster wuchs, unfaßbar.

Die Nacht konnte seitdem still oder stürmisch sein, finster oder mondhell, ob Wolfsgeheul die Einsamkeit erschütterte oder dichter Schneefall die Wälder verhüllte: das Wolfsgesicht kehrte wieder, regelmäßig, wie das Aufgehen der Sonne, der Stundenschlag einer Uhr. Tagelang suchte ich in den Wäldern, aber niemals fand ich eine Spur dieses Wildes. Ich habe dem Gast meiner Nächte eine Falle gestellt; an dieser Falle ging er vorbei und stand am zweiten Fenster. Ich habe das Fenster von außen verhängt; er riß die Tücher von den Scheiben. Aber niemals gelang es mir, in die Nähe des Wolfes zu kommen. Eigentümlich war, daß ich vor diesem Gesicht keine Furcht empfand; es hatte nichts wildes, räuberisches; es kam soweit, daß ich nicht eher Ruhe fand, ehe ich nicht den Wolf am Fenster gesehen hatte. Ich hatte das Vertrauen des Tieres gewonnen; ich durfte mich ihm nähern, bis auf einen Schritt weit. In Black Hills, am Cooper River, in Whit Hors und Nenana räuberten die Wölfe; sie manövrierten um das Blockhaus Miltons, das unweit dem meinen stand; aber niemals kamen sie bis zur Hütte des Flappers, und niemals sah ich einen Wolf vor meiner Hütte, als hielte sie eine geheime Macht davon ab, als hätten sie Angst oder einen höheren Befehl, meine Hütte nicht anzufallen.

Eines Abends erzählte ich die Sache meinem Nachbarn Milton.

„Das Tier hat einen Narren an mir. Es ist ein ganzes Mondviertel her, daß es kommt, immer wieder, und ich warte darauf, daß es kommt, wie man auf einen treuen Freund wartet, dessen Kommen man in Gedanken vorauseilt. Kannst du mir das alles erklären?"

„Ein Wolfsgesicht, sagtest du?" fragte Milton und stopfte sein Pfeiflein.

„Ja, und Nacht für Nacht ist's da. Ich muß vor dem Kamine schlafen, sonst holt es mich aus der Kammer, es wird unwillig. Nie hörte ich seine Stimme, und nie gab es Wölfe vor meiner Hütte!"

„Das stimmt. Schon bei mir drüben werden sie unruhig und verschwinden, als hätten sie Angst vor jemand. Es geht dir wie dem Flapper oben. Die Welt der Tiere ist uns noch ferne, sehr ferne. Aber in wenigen Tagen verläßt du uns ja . . ."

„Nicht eher gehe ich einen Schritt von Tanana, bevor ich diesen Wolf nicht einmal in meinen Händen habe. Willst du ihn dir heute nicht einmal ansehen? Das Licht ist gut, der Mond ist weit über dem River hochgestiegen!"

Milton blieb. Nach einer Weile löschten wir das Licht. Als hätte das Tier auf das Finsterwerden gewartet: es erschien. Ich stieß Milton an.

„Siehst du ihn? Bleib ruhig! Paß auf, ich nähere mich ihm!“

Ich stand langsam auf und schritt dem Fenster zu. Der Wolf hob den Kopf. Der Schweiß raschen Laufes floß ihm über die heraushängende Zunge. Die großen Augen funkelten mich an. Es war still. Ich hatte ein jähes Verlangen, das Tier in den Händen zu haben. Wie schön dieser Kopf war, und dieser Blick! Und ich fand keinen Weg zu dem rätselhaften Ausdruck dieser großen Augen. Da packte es mich: ich sprang rasch zur Tür — der Riegel war nicht vorgeschoben — riß sie auf, war draußen . . . Aber das Tier konnte rechtzeitig das Weite finden; es war verschwunden. Ich rief, ich lockte; es war vergeblich. Nur ein seltsamer Laut, halb unwillig und halb freudig, kam zu mir herüber.

Ich machte wieder Licht. Milton war aufgestanden und schritt nachdenklich vor dem Kamine auf und ab. „Da kennt sich der Kuckuck aus!“ brummte er. „Sind wir Menschen manchmal dümmer als die Tiere?“

„Wir wollen im Frühlicht die Fährte suchen“, sagte ich. „Es ist frischer Schnee gefallen; bis morgen hat es keine Lust, noch zu schneien.“

Der Morgen stand über den Wäldern. Fester Schnee lag auf den Gehängen. Von Norden her kam eine Schar Holzhändler und Felljäger auf kleinen Schlitten. Sie wollten auf Dawson zu, am Yukon ein Schiff erreichen. Sie erzählten von Wildnis, von Einsamkeit und klingender Kälte, vom Tierbestand und von einzelnen Menschen. Sie rasteten nicht und waren bald hinter der kleinen Bergkette in der flirrenden Steppe verschwunden. Wir aber folgten der Fährte des Tieres, über einen Hügel, einem Waldhang zu; dann verlor sich die Spur in einem kleinen Bach, dessen Ränder von einem leuchtenden, grünschimmernden Eis eingefaßt waren. Milton blieb plötzlich stehen und sagte:

„Hast du den Laut von gestern nacht noch in Erinnerung? Weiß Gott, so schreit kein Wolf!“

Ich dachte nach. Vielleicht hatte Milton recht. Eine Weile schritten wir den Bach entlang; irgendwo mußte die Fährte wieder zu sehen sein. Kein Wolf? dachte ich unentwegt über die Vermutung Miltons weiter; die Nacht ändert die Stimmen. Milton blieb wieder stehen, stellte die Büchse auf den Boden und deutete einen Hang empor:

„Vielleicht dort oben!“ sagte er. „Siehst du die Hütte des Flappers?“

Was sollte der mit der Sache zu schaffen haben? Dünner Rauch stieg aus der Hütte. Wir gingen den Hang empor; einen Ruf weit waren wir dem Blockhaus in die Nähe gekommen, als die Tür geöffnet wurde und ein Mann erschien, der die Öffnung ganz ausfüllte. Er hob abwehrend die flache Hand.

„Wollt Ihr uns Gastfreunschaft gewähren, Normann?“ fragte Milton. „Vielleicht braucht Ihr auch mich einmal!“

„Dann werd ich zu Euch kommen, hab niemand gerufen!“

Er wollte wieder unter die Türe in die Hütte treten, aber in diesem Augenblick wurde er über die Schwelle gedrängt. Ein großer, kräftiger Hund setzte ins Freie. Er blieb einen Augenblick lang witternd stehen, machte einige Schritte auf uns zu, und den Blick auf die Fremden gerichtet, wartete er. Wir stiegen empor.

„Sheridan! Sheridan!“ rief der Flapper mit einer seltsamen gütigen Stimme. Aber der Hund folgte ihm nicht; er wich, je näher wir kamen, um so weiter zurück.

„Ihr seid ein Tierkenner, Normann, und seid nicht unfreundlich Freunden gegenüber; wir brauchen Euren Rat.“

Normann brummte etwas, und ließ uns dann eintreten. Wir setzten uns ans Feuer. Sheridan legte sich vor meinen Füßen auf den mit Fellen belegten Boden. Während nun Milton die rätselhafte Sache von dem Wolf erzählte, konnte ich meine Augen von dem Hund nicht trennen. Dieser wundervolle Kopf, und diese Augen! Ich überhörte die Rede der beiden Männer; etwas verwirrte mich. War es dieser Hund? War es . . . dieser Blick, dieser eigentümliche Blick, der mit unbeschreiblicher Wärme an mir hing? Ich kannte diesen Blick, ich kannte dieses Gesicht, ich hatte es doch gesehen, einmal? Zehnmal, hundertmal!

„Da,“ rief ich plötzlich, Sheridan unverwandt ansehend, „es ist das Gesicht, das rätselhafte Wolfsgesicht! Der Blick, derselbe Blick in all den Nächten vor meiner Hütte. Du hattest recht, Milton, der Laut in der vorigen Nacht, es war kein Wolf, es war . . .“

„Der Hund war es nicht!“ sagte Normann mit Bestimmtheit. „Er war immer zu Hause, in der Hütte.“

„Wißt Ihr das sicher?“

„Warum sollte ich lügen?“ drohte der Flapper. Aber jäh sah er uns an. „Nur wenn ich meine Felle ordnete, dann konnte er eine Viertelstunde allein sein. Aber der weite Weg, und außerdem glaubte ich, ihn zu hören.“

„Vielleicht genügte ihm diese Viertelstunde. Vielleicht habt Ihr Euch getäuscht, Normann. Aber der Grund, der Grund dieser Besuche! Was verführte ihn dazu? Der weite Weg, der fremde Mensch?“

„Ich erinnere mich jetzt,“ sagte der Flapper finster, „er kam einmal mit blutendem Leib zurück. Ihr habt ihm sicher nichts zuleid getan; er wird mit Wölfen einen Handel gehabt haben. Er ist stark, die Wölfe fürchten ihn und gehorchen ihm! Sheridan!“ rief er, aber der Hund hob nur flüchtig den wundervollen Kopf und wich nicht von meiner Seite.

„Wir sind Euch zu Dank verpflichtet, Normann; der Hund war unser Schutz in den Wolfsnächten. Wo habt Ihr ihn her?“

„Aus Deutschland mitgebracht; es ist der schönste Wolfshund, den ich je gesehen. Es ist noch nicht lange her, seit wir zurück sind. Wie, Sheridan?“

Milton ergriff mich am Arm: „Da haben wir des Rätsels Lösung! Wie lange bist du im Land, Tom? Ich glaube, zwei Monate oder darüber. Ihr müßt wissen, Normann, Tom ist ein Deutscher“, stellte er mich vor.

Normann stand auf und trat ans Fenster. „Nun weiß ich um das Geheimnis dieser Nächte. Sheridan sehnt sich nach der Heimat. Und in Euch, Deutscher, hat er sie wiedergefunden!“

Ich war ergriffen. Wir schwiegen. Normann sah auf die Niederung hinab. Sheridan hatte die Vorderpfoten auf meine Schultern gelegt, und sein Blick hing an meinen Augen. Ich fuhr ihm, leise kosend, über das Fell.

„Sheridan!“ rief Normann dem Hund zu, und nahm ihn in seine starken Arme. „Sheridan, ich halte dich nicht, geh!“ Und zu mir gewendet: „Tom, ich schenke ihn Euch. Vielleicht mache ich Sheridan damit eine Freude!“ Seine Augen schimmerten, seine Stimme wurde dunkel. Wir gingen. Einige Schritt weit wandten wir uns um, aber Sheridan folgte uns nicht. Er schmiegte sich an Normann, der wieder unter der Türe stand und uns nachsah. — So kurz in der Treue kann ein Hund nicht sein!

„Morgen könnt Ihr meine Hütte haben!“ hörten wir die Stimme des Flappers uns nachkommen. „Sheridan hat mich eines Besseren belehrt: ich kehre zurück, wohin ich gehöre, in meine Heimat!“

Schweigsam wanderten wir den schimmernden Wäldern zu und träumten von einem Lande, dem wir ferne waren...

Die neue St. Augustinuskirche in Heilbronn / Von Fritz Schober

Es hat viele Jahre gedauert, bis in die katholische Kirchenarchitektur ein frischer Zug hineinkam. Die gotische und romanische Architektur waren bei uns so fest verankert, daß wir uns einen Kirchenbau in einem anderen Stil kaum vorstellen konnten. Nun haben wir aber bereits eine Anzahl ganz eigenartiger moderner Bauwerke, an deren Gestaltung sich allerdings viele erst gewöhnen müssen. Es seien nur die St.-Antonius-Kirche in Augsburg, die Neu-Ulmer Stadtpfarrkirche und als jüngste die St.-Augustinus-Kirche in Heilbronn a. N. genannt.

Die neue Heilbronner Kirche, nach dem Entwurf des Stuttgarter Architekten Herkommer erbaut, ist eine wahre Gottesburg. Die ganze Gliederung, der massige viereckige Turm, die Freitreppe und die lange Mauer, die bis dahin führt, das anschließende Pfarrhaus und der ganze Bau in dem Heilbronner Sandstein geben der Kirche den Charakter einer auf der Anhöhe stehenden Burg. Von allen Seiten ist die Kirche wirksam, wie sie sich auch in das Stadtbild ausgezeichnet einfügt. Sehr praktisch ist bei dem Bau, daß der Turm einige Wohnungen beherbergt und daß das Untergeschoß der Kirche als Versammlungsraum und auch noch für eine Bibliothek dienen kann. Nach dem gediegenen und starken Äußern wirkt der Innenraum zunächst etwas nüchtern, ich möchte sagen — billig. Es tritt an den Kirchenbänken, den Altären und der übrigen Ausstattung in Erscheinung, daß gespart werden mußte. Diesen Eindruck läßt die Außenarchitektur nicht aufkommen. Beherrschend ist das wundervolle farbige Fenster hinter dem Altar nach Entwurf von Johannes Paulweber, Ummendorf, mit der Darstellung des hl. Augustinus. Auch die Plastik der hl. Monika mit ihrem Sohn bei der Kanzel vom gleichen Künstler wirkt sehr gut. Für die Seitenaltäre fehlen die Figuren noch. Die herrliche silber-vergoldete Monstranz der Augustinuskirche mit Elfenbein ist ein Meisterwerk und Geschenk der Firma P. Bruckmann, Heilbronn.

Innenraum der Heilbronner Kirche

Der Goldadler

Aus dem Leben eines Wilderers / Von Franz Friedrich Oberhauser

Schluß

Das Mondlicht wurde stärker und redete den Gefangenen in einen Traum hinein und fing an, mit verlockender Stimme zu erzählen. Hat eine ganz eigene Art dieses starke Licht, das man nicht fühlen kann, das ohne Wärme ist, wie eine Blume ohne Duft.

Es flüstert ihm zu von den nächtlichen Pirschgängen, von den Rotwildwechseln, von den Gamsständen, vom ergebnislosen Auflauern der Jäger, die für Zucht und Ordnung in den Revieren des Waldgetiers sorgten. Es flüsterte ihm zu mit magisch schimmernden und verlockenden Worten von den gefahrvollen Kämpfen. Aber alles überragte der Kampf im Adlerhorst, den er um sein Kind kämpfte, und dieser Sieg, so wehe er ihm später tat, dieser Sieg, der ihm seine lustvolle, muntere und schöne Freiheit raubte, er wuchs, wie die junge Sonne über den Bergen wächst, bis sie volleuchtend über die Erde strahlt, Licht und Wärme spendend.

Doch nein, so träumte der Bertl weiter, der Kampf war noch nicht aus, noch nicht entschieden. Im Nest lag der kleine Toni, und er mußte — von den Adlerfängen gefesselt — zusehen, wie der wilde Schnabel des Vogels in das junge, rosige Fleisch hackte und große Stücke daraus riß, um sie in die weitaufgesperrten Schnäbel der Jungen zu stopfen. In einer blinden Wut, in einer übermenschlichen Raserei standen seine Augen offen, und er hieb mit allen Kräften auf den Räuber los. Aber die Hiebe blieben in der Luft hängen oder jagten an dem Vogel vorbei, und die kleinen, dicken Armchen des Knäbleins streckten sich ihm entgegen, und er konnte nichts tun, um sie zu erfassen. Welch eine gräßliche Gewalt erfaßte ihn da, zerstampfte sein Herz, das immerzu weiterlebte! Ein Gesetz der puren Kraft, das ihn zwang, darüber nachzudenken, und das ihn plötzlich über seinen Stolz hinweghob in eine frische, andere Luft, die er bisher nie gekannt hatte.

Mit nasser Stirne und zuckenden Händen raste er in seinem Traum weiter, und mit verzweifelten Kräften wehrte er sich. Und seine trockenen Lippen und seine verdorrte Kehle im Durst nach der über alles geliebten Freiheit und nach den Wegen in den Bergen, die mit verlockender Lust in die Zelle winkten, verwirrten seine Sinne und seine Gedanken. Dazwischen sah er immer wieder sein Kind, bald wird es keine Arme mehr haben, bald keine Füßchen mehr, und mit entsetzlicher Liebe fütterte damit die Adlermutter ihre Jungen, während das Vogelmännchen neuerdings auf Raub ausging und bald wieder zurückkehrte, um die Arbeit des Weibchens zu schützen.

„Marie! Marie!“ schrie der trockene Mund des Gefangenen in die finstere Zelle. „So hab' ich's nicht gewollt, sei mir nicht bös', Marie! Aber ich kann ja nicht anders; ich bin gebunden und gefesselt; ich bin nicht frei!“

Ein letzter Schrei aus den zerfleischten kleinen Kinderlippen riß den Gefangenen aus den rasenden Träumen.

Er erwachte jetzt und sah sich mit schmerzenden Augen um. Aber es war stockfinster um ihn; auch das Mondlicht, das schon hoch emporgeklettert war, sah er nicht. Wenn nur seine Augen nicht so schmerzen würden, und wenn er nur nicht fortwährend das rote Gesicht seines Kindes sehen würde!

Bertl glaubt noch immer zu träumen. Er hebt den Kopf dem Fenster zu; aber er sieht es nicht; es wird noch Nacht sein. Und doch weht es kühl herein in die Zelle; er riecht den würzigen Morgen. Er sehnt sich nach irgend etwas, das seine Schmerzen lindert; aber es gibt nichts. Gar nichts? Ist er so verlassen?

Die Luft weht immer frischer in die Zelle. Nun wäre es Zeit, droben in den Alpen ein Sonnenbad zu nehmen, frei und ungestört in der hohen Welt, wo sie Gott am nächsten ist.

Er steht auf und taumelt an die Wand. Rund um ihn sind heiße Räder, die ineinandergreifen und rastlos gehen; und er ist dazwischen und fühlt ihre Zähne überall, und er kann nicht loskommen. Er tastet nach dem Wasserkrug; aber der ist leer. Jetzt fühlt er die Händchen seines kleinen Toni; sie ziehen ihn hoch, immer höher, dem Fenster zu, an der Wand empor.

Ganz warm streicht es ihm über die Hände; es muß Morgen sein, und die Sonne muß über den Kämmen stehen, und die frische Luft schlägt um sein Gesicht; aber er träumt; er sieht nichts; alles ist Nacht. Wie elend er ist!

Da sinkt er zurück auf die Pritsche, und es ist ihm, wie jenem Adlermännchen es gewesen sein muß, dem er die Fänge durchgeschnitten hat.

Es rasselt im Schloß; es klirrt. Es geht die Tür, und eine Stimme hört er, aber er sieht nichts. Dann ist es wieder still. Ein lähmendes Entsetzen macht seine Glieder tot. Er kann sich kaum rühren. Aber da kommen wieder die Händchen des kleinen Toni, und sie führen ihn; er muß folgen, nur einen Schritt weit; da fühlt er den Krug, der ganz feucht ist; er zieht ihn an die Lippen und trinkt. Es ist kein Wasser, klar und munter wie an einer Alpenquelle; es schmeckt leer und schal und abgestanden; aber er trinkt und setzt plötzlich ab und wischt sich über die Augen. Noch immer ist es Nacht? Sollte er noch immer träumen? Er sieht nichts; gar nichts; doch, sein Kind sieht er mit den blutgefleckten Wangen.

Und plötzlich stürzt der sehnige, starke Mann, dem keine Alp zu hoch war, und kein Gemsweg zu steil und kein Sturm zu scharf, zu Boden, und erst flüstert er, redet er leise, dann ruft er es, dann schreit er auf in seiner Qual: er ist blind! Der Schnabelhieb, der das Wangenbein getroffen hatte, mußte ihm wohl auch die Augen verletzt, das Augenlicht zerstört und damit die ganze Welt geraubt haben. Nichts sieht er mehr; nicht den Morgen, nicht die Berge, nicht die badenden Vögel im Sonnenschein, nicht einen Menschen! Sein Kind und sein Weib, er wird sie niemals mehr sehen.

Jetzt ist sein Trotz und sein Stolz gebrochen; jetzt greift er nach einem Halt, jetzt sucht er nach dem Nächsten, weil er verloren hat, die Welt verloren hat. Es ist ihm, als hätte ein Henker das Beil über ihn fallen lassen, ein ganz besonders teuflisches Beil, das ihm nicht das Leben nahm und doch alles, das zum Leben gehörte. Er wird sein Kind nie mehr sehen! Er wird sein Weib nie mehr sehen! Und die Sehnsucht schießt empor, wild und kräftig, und die Wurzeln haben jetzt Nahrung, und alles würde er jetzt geben dafür, alles, das zu erreichen, was er früher so leichtfertig übersehen hatte.

Wie ein Blitz, grell und flammend, so ist es ihm durch den Kopf gefahren; so hat es ihm das Licht der Augen genommen.

Und er erhebt sich langsam; bleibt auf dem kalten, nassen Boden knien und dehnt die Arme und fühlt einen

Streif der Sonne, eine ganz linde, laue Hand, die ihn liebkost: das Urteil ist gesprochen. Sein Stolz ist vernichtet. Das Tier in seiner Brust, mit dem er eine ganze Nacht lang gekämpft, es ist zerschlagen und liegt wie der Adler mit gebrochenem Hals und zuckenden Flügeln vor ihm. Und das Glück der Freiheit, das ihn wie ein Vogelflug über die Alpen und Matten und Almen getragen hatte, ist verlöscht.

Er fällt mit zuckendem Körper vornüber auf die Pritsche, und seine Lippen liegen auf dem geschmeidigen Stoß Spielhahnfedern. Die Sonne kommt dem armen Menschlein nachgelaufen und schmeichelt ihm über den Rücken; mit einer schmalen Hand streichelt sie seinen demütig gebeugten Nacken und schimmert in den blauschwarzen geringelten Haaren und dringt hinein in diese stolze Brust bis zu dem wehen, wunden Herzen und bis zur dunklen Seele. In dieser Seele aber ist noch ein Restlein Licht, verstohlen und arm zwar, aber es ist kräftig genug, um zu leuchten, zu wachsen, und es wird wachsen und blühen und gedeihen, wenn es Wärme, Licht und Regen hat. Herzenswärme, Licht der guten Tat, den Regen der Tränen.

Und nun ist er mitten darin, der Gerichtete, der Mann, der das Leben eines wilden Adlers geführt hatte, der sich um nichts gekümmert, der sein eigenes Kind vergessen konnte, der von den Gesetzen nichts wissen wollte. Mitten darin ist er, in einem Aufruhr, in einem Gericht, das jetzt um so stärker ist, weil er aller inneren Freiheit bar ist. Ein verlottertes Leben war es, das er geführt hatte; der Ordnung zum Trotz, den Gesetzen zum Feind, wie ein Unkraut war er, wie ein hoher Baum, der sich zu weit vorgewagt hatte, den festen Grund unter sich überschätzt, und dem die wenige Erde zu wenig Raum für die Wurzel bot. Stolz sah er aus und herrlich in seiner Freiheit; aber ein heftiger Windstoß genügte, um diese Wurzel in die Luft zu reißen. Seine Sünden umflatterten ihn wie die Äste den stürzenden Baum; aufs neue fühlte er in seinem Herzen die Sehnsucht nach Linderung, nach ein wenig Trost, ein klein wenig Gnade und Güte. So büßt er aus sich heraus sein verwahrlostes Leben, seinen blinden Stolz und seine falsche Freiheit.

So sehr hat ihn der Sturm gepackt und geschüttelt, daß er mit nackten, aufgeschundenen Knien auf dem Estrich liegen bleibt, und daß sich seine Lippen von dem Federnstoß nicht trennen, und daß ihm die Demut eine Linderung ist, die er sonst nie gekannt hatte.

Jetzt sammeln sich die Schmerzen, aber sein Herz ist stark und hält aus. Das Schicksal ist gütig gegen jene, die es zu ertragen verstehen und sich nicht aufbäumen und auflehnen gegen die ewigen Gesetze des Schöpfers.

* * *

An diesem Tage kommt sein Weib zweimal in das Kreisgericht und trägt ihr Kind durch den heißen Sommertag mit viel lieber Sorg, bringt ein Krüglein mit und etliche kühlende Salben. Während sie die schmerzhaften, weidwunden Augen mit dem klaren Quellwasser reibt, erzählt sie ihm, daß sie es von der Martinsquelle auf der Hochalpe geholt, von derselben Quelle, an der er hundertmal seinen Durst gelöscht. Und das Quellwasser lindert seine Schmerzen und kühlt die reingewaschenen Augen.

Er hält den kleinen Toni in den Armen und tastet mit seinen braunen Fingern, die hart wie Wurzeln sind, das milchige Gesichtlein ab, und aus den nicht weniger harten Fingern des Weibes strömt die Linderung in seinen Körper über und reinigt ihn. Und wie ihm das Bübl schmeichelt; davon konnte er lernen. Reißt ihm fast den kleinen, schwarzen Bart aus und patscht ihn auf die Wangen, daß über das wilde, schmerzhafte Gesicht ein Lächeln huscht.

Seines Weibes liebe Pflege macht Bertls kranke Augen wieder heil, und ihre Fürsprache öffnet dem Schwergeprüften auch das Gefängnis. So kehrt er heim, geläutert und gesäubert von allen unnützen und tollen Abenteurergelüsten. Die Art des Adlers hat er sich beibehalten, aber es ist eine geregelte Art geworden, ein achtbares, kräftiges Mannesleben. Freiherr Amadeus hat ihn in seinen Dienst genommen, hat ihm den frevelhaften Schuß auf den Gamsbock verziehen. Und nun geht er an der Seite des alten Försters Konrad durch die Wälder. Der unnütze Trotz ist aus seinen Augen fortgewischt; er sieht die Welt reiner und fühlt die Pflicht, Glück zu säen statt zu freveln.

Dazu gehört nicht viel mehr als ein wenig Demut. Das Schwert des Erzengels, um das Unkraut von den Wegen abzuwehren, das das menschliche Leben immerfort zu umwuchern bedroht, um der geläuterten Liebe den Weg freizumachen zu Wärme und Licht, Blühen und Gedeihen.

Purvo der Rächer / Von Heinz Steguweit

Bruder Natalis sang ein frommes Lied in der Moosshütte und heilte mit Wegerich die Pfote einer Rehkuh, die sich im Brankenwald versprungen hatte. Dem Alten war die Welt weder Glück noch Unglück; sie blieb ihm Schicksal, von dem er kaum wußte, ob man es büßen oder lieben sollte. Schüttelte der Sturm seine Hütte aus Moos, Rinde und Laub wild durcheinander oder brauste er sie gar nieder zu einem albernen Häuflein von Reisig und Lehm, nun, Bruder Natalis grollte nicht; er baute den Kram wieder auf, pfiff den Finken entgegen und freute sich auf hellere Tage, denn die Sonne war ihm zuweilen zärtlich und der Regen deuchte ihm ein Trank.

Wie er da saß, das rostige Fell der Rieke zu kraulen und Zwiesprache zu halten mit den Käfern und Spinnen, die sich freundlich in seinen Schneebart häkelten, da hörte er ein trockenes Geräusch, als trabe ein Roß über Wurzeln oder Steine. Er hielt die Hand flach an die Stirn und lugte durchs Unterholz. Auf hundert Schritt sprang ein Knecht aus dem Sattel, band den Gaul an zwei Stämme und rief schon von weitem Bruder Natalis' milden Namen. Der Alte horchte und gab seinen Gruß zurück, sah bald, daß der Reiter keuchte und blaß war vom scharfen Ritt; dann kniete der Fremde dicht vor ihm nieder und flehte:

„Bruder, ihr seid der einzige Tröster im Wald, kommt für eine Stunde zum Herzog von Giocci!"

Bruder Natalis wischte sich den Bart, faltete erschrocken die Hände: „Hat mich der Herzog gerufen? Ihr wißt, ich komme nicht gerne, denn Euer Herr hat mich schon zweimal geschlagen, wenn ich zum Winter ein Süppchen erbat!"

Der Reitknecht zog seinen breiten Hut und kam ins hilflose Stammeln: „Nein, Bruder Natalis, der Herzog hat keinen gerufen, aber er hockt schon vier Tage in seinem Turm, spricht tolle Dinge im Fieber, trinkt die öligsten Weine und heult, so oft ihn Purvo, der Hund seines verschollenen Bruders, vom Boden belauert und giftig beknurrt!"

„Seltsam", nickte Bruder Natalis, sprach ein stilles Gebet und warf sich die wärmende Kutte um die Schultern, der Bitte des Fremden zu dienen.

Der Weg war nicht weit, aber mühsam; im Dunkel des zirpenden Abends sah man die Dornen und scharfen Farne nicht, die neben Pilzen und spitzem Gestrüpp den Pfad

Jos. Danhäuser: Die Testamentseröffnung

überwucherten. Bruder Natalis' bare Füße bluteten, während der Knecht in hohen Stiefeln schritt und sein dampfendes Pferd am Halfter zog. Zuweilen klopften Spechte am Holz der Rinden, oder Käuze lockten und Füchse bellten. Das dröhnte alles schauerlich und machte den Reiter schweigsam; Bruder Natalis aber kannte die Sprache der Tiere und lächelte.

Bald sahen sie die erleuchteten Luken der Wasserburg, schon rochen sie die faulige Brühe des Teiches, und Mücken schwärmten in ihren Mund; das Pferd schnaubte die nassen Nüstern frei, schwänzelte mit scharfen Schlägen die Schnaken vom Bauch und witterte wiehernd den Hafer seiner Scheune.

„Seht," wisperte der Knecht und rollte geheimnisvoll mit den Augen, „seht, dort oben poltert der Herzog im Suff und im Fieber, der Hund Purvo ist nicht aus dem Turm zu schlagen, er beißt zu, bleckt giftig die Zähne und seine Lefzen tropfen vom Geifer, so oft und so lange er dem Herzog nach der Stirne lauert!"

Bruder Natalis hatte schon seine Ahnungen: Der von Giocci war ein Unhold und verruchter Sünder; man trug ihm tausend Laster nach, was Wunder, daß ihn der Himmel mit dem Irrsinn schlug und seinen Verstand zur Wüste wandelte! Aber der Hund? Hatte diese Kreatur mit dem Kopf eines Fauns dem Bruder des von Giocci nicht immer treu gedient? Warum war sie jetzt falsch und bissig?"

„Kommt, Bruder Natalis," wimmerte der Knecht, und weiße Angst zerriß sein Gesicht, „kommt, ich höre den Hund wieder geifern!"

Bruder Natalis stieg Stufe um Stufe die kalte Steintreppe hinauf; die Wände waren glitschig, das Geländer voll Schimmel, sonst roch es nach Schwamm und modernden Dünsten. Der Knecht war im Hofe geblieben; er hatte das Pferd in die Koppel zu führen, auch graute ihm vor der Nähe des zottigen Herrn, der vom Satan besessen schien, der so unmäßig trank und fluchte.

Bruder Natalis pochte, trat ein und sah dieses Bild eines Gesunkenen: Auf den Dielen lagen die Scherbenhaufen leergetrunkener Flaschen, Unrat von Mensch und Tier durchpestete den Raum, auf dem Tisch aber schwelte eine gelbe Kerze:

„Herzog Giocci, braucht Ihr einen Freund? Ich sehe, wie krank und verlassen Ihr seid!"

Jetzt taumelte der schwere Mensch aus dem Sessel; Purvo, der geifernde Rüde, duckte sich versöhnlich vor Bruder Natalis wunde Füße und grunzte mit schmeichelndem Behagen. Der Herzog aber, so wild und grausam er früher die Menschen schlug, hier griff er nach beiden Händen des Bruders und heulte garstige Tränen:

„Der Hund, Natalis, der Hund! Schaut, wie er sprüht, wie er knurrt, wenn er von meinem Fleische wittert! Habt Ihr meinen Bruder gekannt? Ja? Sind die Augen des Hundes nicht seine Augen? Ist der Groll dieser Zähne nicht sein Groll? — Das macht mich irr und elend. Die Toten stehen auf, Natalis, die Blicke dieser Bestie würgen mich, sie ist Zeuge wider mich. Nie ahnte ich, daß mich ein Tier so geißeln könnte!"

Was der Herzog von Giocci in zerheulten Brocken da aus seinen Zähnen knirschte, deuchte für Bruder Natalis grübelnde Seele weniger ein Irrsinn als der Alp eines schwarzen Gewissens; darum nahm er sich seiner an.

„Tröstet euch, Herr von Giocci, erleichtert euch, sofern ihr beladen seid!"

Der Trunkene zeigte röchelnd nach dem Hund, dann zitternd nach der Tür und schäumte:

„Helft, Gottesmann, helft, ich werde den Fluch nicht los; was soll erst werden, wenn mich die Gerichte fordern, wo diese rasselnden Zähne mich schon verdammen? Kommt mit mir, wir gehen hinab ins Gewölbe, da will ich beichten und Ruhe finden!"

Bruder Natalis schüttelte den weißen Kopf, stützte den Verwirrten unter den Achseln und half ihm die glatten, schmalen Stufen der Turmtreppe hinab, tief, grundtief, bis zum Gewölbe, dessen einziger Schlüssel an Gioccis Halse hing. Purvo war auf weichen Pfoten gefolgt; jetzt scheuerte er im Sand des Kellers und sprang mit wilden Sätzen gegen die hölzerne Tür.

„Seht, Natalis, er wittert die Gebeine meines Bruders, seines einstigen Herrn, mich aber verbellt er als den Schuldigen!"

Die Kerze in der Faust des Gottesmannes tropfte und rauchte; jetzt ward Natalis inne, wer den Bruder Gioccis vor Jahren verschollen machte. Als die Tür aufkrachte im Rost ihrer mächtigen Angeln, polterte der Mörtel zur Erde, so lange war das Verlies verschlossen geblieben. Was aber die flammende Zunge der Kerze mit ihrem spärlichen Rot begoß, war ein ganzes Grauen: schleimige Pflanzen wucherten aus dem Boden, hier sprang eine Kröte in den Kloakenguß, dort schlängelten Echsen und Blindschleichen aus ihrem Versteck, zu alledem pfiffen gemästete Ratten das Lied ihrer schmutzigen Tänze; wo aber ein Häuflein verwesten Tuches lag, dort winselte Purvo hinzu, riß mit den Zähnen die morsche Hülle zur Seite und legte das Skelett eines menschlichen Körpers frei.

Bruder Natalis schlug ein Kreuz auf der Brust, der Herzog Giocci aber warf die Fäuste vors Gesicht und fiel in die Knie: „Natalis, wer säubert mich von dem, was ihr seht? War ich doch habgierig, als ich das Erbe der Wasserburg mit dem Jüngstgeborenen meiner Mutter teilen sollte!"

Natalis' Gaumen erstickte fast, so beklemmte ihn der Geruch aller Fäulnis. — „Giocci, Giocci, hier hat Kain den Abel erschlagen!"

„Nicht erschlagen, Natalis, nicht erschlagen," wehrte Giocci mit gespreizten Händen, torkelte dann hoch und riß einen hölzernen Pflock aus der Wand, daß ein dicker Strahl sumpfigen Wassers hinein in den Keller schoß; „dort, Natalis, der Teich — ertränkt hab' ich den Bruder, ertränkt!"

Natalis sprang zurück vor der stürzenden Flut; seine Zunge stand klamm und bleiern am Gaumen, denn Purvo flog mit mächtigem Satz dem trunkenen Herzog an die Gurgel, zerrte ihn zu Boden und fing im Gebiß den hölzernen Pflock, der zu Pulver und Splitter zermalt wurde. Bruder Natalis rettete sich knapp vor der blinden Wut des Rüden; er lief die Treppe hinauf, Hilfe für Giocci zu rufen. Purvo aber versperrte jetzt mit breiten Beinen das Tor des Gewölbes, es nie mehr freizulassen. So oft Giocci selber entrinnen oder den Gischt der Mauer hemmen wollte, sprang ihm das Tier wider die Brust, warf ihn barsch zurück ins Wasser, das bald zu Meterhöhe gestiegen war. Giocci schrie, rang, lernte das Beten wieder, aber Purvo bellte so giftig und rauh, daß weder das jammernde Gesinde noch Natalis' zärtliche Worte den Haß des Tieres versöhnen konnten. Höher gurgelte die Flut, immer höher. Die Ratten verließen pfeifend den Raum.

Als die Forke eines Knechtes den Schädel des tollen Hundes zertrümmerte, war es zu spät; das Wasser, das man mit Eimern und dürftigen Pumpen aus dem Keller schöpfte und sog, gab nur den Leichnam Gioccis frei, dessen Brudermord Purvo gesühnt hatte.

Bruder Natalis kehrte heim in die Hütte von Reisig und Moos, der Schar seiner Rehe, Käfer und Finken ein Neues von den Menschen zu erzählen.

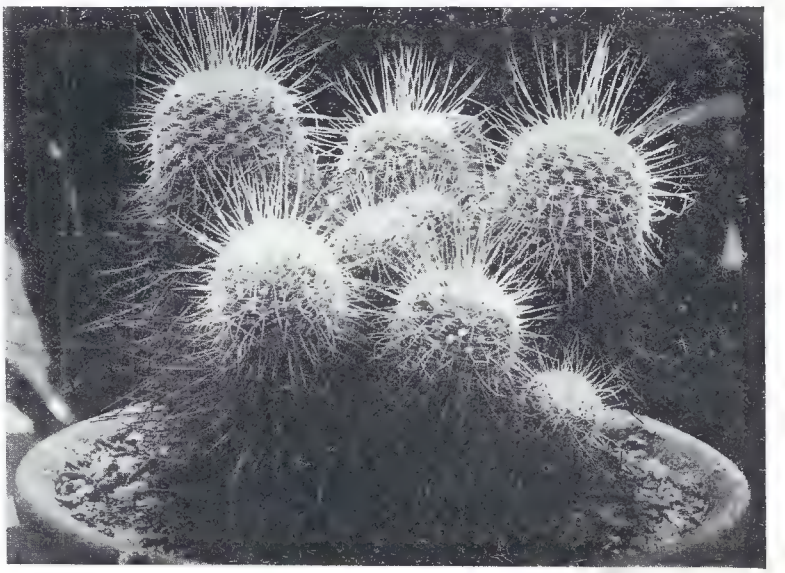
Die beiden Blumenkelche
eines prächtig blühenden Philicereus-Kaktus

Besonders große Blüten eines gesunden Phyllo-Kaktus
(Phot. G. Häckel, Berlin)

Seltsame Kakteen und ihre Blüten

Schöner Blütenkranz eines üppig wachsenden
Mammillaria-Kaktus

Zwei reizende Blüten
eines kräftig entwickelten Phyllo-Kaktus



Eigenartig geformter Kaktus
wie eine Familie langhaariger Heinzelmännchen

Mein Freund sehnt sich nach Armut / Von Willy Hacker

Er saß auf der Mole und ließ seine langen, sehnigen Beine im Wasser plätschern. Ich erkannte ihn sofort, obwohl es sieben Jahre her war, daß ich ihn nicht gesehen hatte. Wer würde sich auch sonst an meinem Lieblingsplätzchen niederlassen, das für den Nichtkenner ohne jeden besonderen Reiz war? Ich ging auf ihn zu, ohne meine Freude merken zu lassen, und klopfte ihm auf die Schulter.

„Guten Tag, Alex!"

Er wandte mir voll sein Gesicht zu.

„Willy!" Und er umklammerte wortlos meine Hand. Ich sah sofort: er war nicht mehr der Alte. In dem offenen, großen Antlitz standen Zeichen, die mir nicht gefielen. Die grauen Augen blickten wie in einem leisen, uneingestandenen Schmerz.

Unsere kurzen Pfeifen qualmten wie englische Kohlendampfer, konnten aber doch gegen den süßen Duft aus den Limonengärten am Tajo nichts ausrichten. Die ganze Atmosphäre war voller unbeschreiblicher Süße und Würze, geboren aus dem Zusammenklang von Düften und Meergeruch, den ich nur vor Lissabon gefunden habe. Die Häuser der Stadt standen weiß und glitzernd im Sonnenglast.

Die indianerhafte Schweigsamkeit wurde mir zuviel.

„Rede doch endlich, Alex! Wenn man sich sieben Jahre nicht gesehen hat, muß man sich wohl etwas erzählen können."

Alex klopfte seine Pfeife aus und spie ins Wasser mit einem Ausdruck von Weltverachtung, die ich an ihm nie bemerkt hatte. Aha, es geht ihm dreckig!

„Was ist mit dir los, ist dein Tabak alle?"

„Der ist mir sieben Jahre lang nicht ausgegangen!"

„Hast du Hunger, bist du müde oder hast du Liebeskummer?"

„Mache dir keine Gedanken, alter, guter Boy, ich leide daran, daß es mir zu gut geht."

„Auch eine Erklärung. Zur Philosophie standest du ja immer in einem besonders guten Verhältnis. Aber zu gut kann es einem doch kaum gehen. Jeder Mensch hat doch wohl Wünsche, die er sich nicht ohne weiteres erfüllen kann."

„Ja, Wünsche habe ich auch. Aber sie liegen auf einem ganz anderen Gebiete, als du ahnen kannst. Willst du 100 Dollar haben?"

Ich sah meinen alten Freund fassungslos an. Er war sicher nicht ganz normal. Daher das merkwürdige Wesen an ihm.

Alex faßte mein Schweigen falsch auf. „Ach so, kannst auch 1000 haben, wie du willst. Ist alles Dreck. Schreibe dir nachher gleich einen Scheck heraus."

Ich hob abwehrend die Hände. Der müde Zug in seinem Gesicht verschärfte sich. „Was paßt dir nicht an meinem Angebot?"

„Alex, du scheinst wieder mal mit deiner Malaria zu tun zu haben. Wenn du durch unvorhergesehene Zwischenfälle etwas Geld bei dir hast, verwende es für deine Gesundheit. Ich bringe dich gern in das deutsche Krankenhaus. Wenn du wieder gesund bist, gehen wir zusammen auf die Walze. Weißt du, wohin? An die Azurküste, wo wir uns kennen lernten! Nie ist dort an der Riviera di Levante der Himmel blauer als jetzt um diese Zeit."

Da brach Alex in ein fassungsloses Schluchzen aus, und die dicken Tränen rannen dem starken Manne über die Wangen. Tatsächlich, ein schweres Fieber! Endlich aber faßte er sich, stopfte sich wieder eine Pfeife, und begann:

„Ich bin dir eine oder auch viele Erklärungen schuldig, altes Haus. Als Sonnenbrüder lernten wir uns kennen, als solche bummelten wir zusammen in der schönen Gotteswelt umher, auf nichts gestellt als unsere gesunden Knochen. Wie himmlisch war's, daß wir nie wußten, was der morgige Tag bringen würde. Denkst du noch an die kleine Hütte in den Weinbergen bei Ventimiglia, in der wir lange Wochen hausten? Kein Wirt fragte nach unseren Wünschen. Laub und Heu waren unsere Daunen, die Sterne unsere Lampen. Und niemand, der uns etwas dreinzureden hatte in unser freies Leben. Und wenn wir in das nächste Städtchen kamen und nach dem Postamte gingen, die Freude, wenn dir eine Redaktion wieder mal 20 Mark für eine Plauderei geschickt hatte. Freilich, zehnmal war die Nachfrage vergeblich, aber am elften Male gingen wir quietschvergnügt einkaufen. Weißes Brot, goldgelbe Butter, bräunlichen Käse, purpurroten Wein. Gott, war die Welt schön!"

„War, sagst du? Sie ist noch ebenso schön. Du solltest nur dabei sein, wenn ich hier abends am Strande liege, lodernde Flammen neben mir und die Fischlein brate, die den Sardinenfischern nicht passen, mir aber gerade recht kommen. Von draußen, vom Meere, funkeln die Lichter der großen Schiffe, die hinausziehen in weite, weite Länder. Ich sehe ihnen nach und bin mir bewußt, daß ich es ebenso mache wie sie, nur in etwas gemütlicherem Tempo. Weshalb ziehst du nicht mit? In den nächsten Tagen ziehe ich los — rund um ganz Spanien, immer an der Küste entlang, Pfade, die vor mir niemals ein Wanderer ging. Komm mit, du wirst es nicht bereuen!"

„Ich kann nicht. Ich habe mich verkauft."

Eine lange Pause folgte. Da ich nicht wußte, was ich dazu sagen sollte, hüllte ich mich in Stillschweigen. Dann sprach Alex weiter:

„Als ich damals plötzlich der Meinung wurde, das Bummelleben könne so nicht weitergehen, verheuerte ich mich auf einem amerikanischen Frachtdampfer. Man steckte mich als Trimmer in die Kohlenbunker. Wie es da zuging, kannst du dir denken, Rivieraweinberge gab es da unten in der kohlenstaubgeschwängerten Nacht nicht. Aber ich schickte mich hinein, denn ich hatte es ja selbst gewollt. Nach einem Jahre schon war ich Oberheizer. Das ist auf deutschen Schiffen unmöglich, auf amerikanischen üblich. Tauglichkeit entscheidet. Im Hafen von Neuyork rammt unser Dampfer ein Motorboot. Die Insassen liegen im Wasser. Ich hatte Luft geschöpft, stand schweißtriefend an Deck, sah die Bescherung. Hinunter. Ein guter Schwimmer war ich stets gewesen. Dann weiß ich lange Zeit nichts.

Als ich wieder zu mir kam, lag ich in einem schneeweißen Bett. Neben mir saß eine Dame, etwa dreißig Jahre alt, nett, wie so die Amerikanerinnen in dem Alter aussehen. Hielt meine Hand und hatte einen mächtigen Blumenstrauß auf mein Bett gelegt. Als ich die Augen aufmachte, küßte sie mich. Hatte nichts dagegen, schmeckte gar nicht übel. Behauptete, ich hätte ihr das Leben gerettet. Mußte wohl wahr sein. Ich hatte Lungenentzündung gehabt, kein Wunder. Wollte mich unbedingt heiraten. Ich sagte ja, denn sonst hätte ich sie gekränkt, und sie war ein gutes Wesen. Wäre ganz schön gewesen, wenn ich so hätte auf einem kleinen Küstendampfer meine Fahrten machen, ab und zu mal zu Hause sein können. Aber da ging es los. Ich bin vernichtet. Ich bin zu reich geworden, ohne daß ich es wußte. Was wir haben, weiß ich nicht. Baumwollplantagen, Spinnereien, eigene Fahrzeuge, Webereien, weiß der Teufel was noch. Sah ich mich nach einem Auto um, wurde am nächsten Tage eine ganze Reihe zum Aussuchen vorgefahren. Gefiel mir eine Palme, mußten wir am

nächsten Tage im Pullmannwagen nach Miami fahren, weil es dort so schöne Palmenalleen gibt. Schwärmte ich kürzlich von Portugal, fuhren wir hierher. Meine Frau besichtigt mit ein paar alten Tanten sämtliche Klöster von Lissabon und Umgegend. Ich kam hierher, um in Erinnerungen zu schwelgen. Diese Leinenhose und das gebrauchte Hemd kaufte ich bei einem Trödler, und setzte mich hierher. Und dann kamst du. Weißt du, wie unglücklich ich bin? Nur einmal möchte ich Hunger haben und Sehnsucht nach trockenem Brot. Nur einmal tun, was ich will, und nur aus eigener Kraft, ohne die Macht des Geldes, ohne Verwandte, ohne den ganzen törichten Anhang."

Auf diesen Verzweiflungsausbruch des in Reichtum und Wohlsein Verschmachtenden wußte ich nichts zu erwidern.

Als wir schieden, sah ich ihm lange nach. Er ging davon wie einer, der um sein Lebensglück betrogen ist. Ja, wer die freie, selige Armut liebgewann, den läßt sie nicht mehr los!

Großvater und Enkelin / Von Bernhard Reutlin

„Großvatti, kannst du dem Bärle eine schöne echte Schleife binden?" Der Teddybär hat ein Spitzenhäubchen der Puppen aufgesetzt bekommen. Großvater legt das Dauerbrandpfeiflein vorsichtig beiseite und macht sich an die schwierige Aufgabe. Es ist ein kleines, feines Seidenbändl, das unter Bärles gelbem Stoppelkinn zur „echten" Schleife gebunden werden soll. Aber sie haben Zeit, Großvater, Traudl und das Bärle, und schließlich sind sie alle drei mit dem etwas schiefen Knüpfwerk leidlich zufrieden. Das Pfeiflein muß neu angezündet werden und kräuselt wiederum seinen bläulichen Rauch friedlich in die klare Herbstsonne.

Traudl hat jetzt ganz besondere Absichten auf diese milde Sonne und fängt an, ihr halbes Dutzend Puppenkinder auszuziehen und das Bärle, das gleichfalls ein farbenfrohes Kleidchen trägt. Allerlei Gebresten kommen dabei zutage: Puppe Laura hat einen neuen Halswickel (Traudls Taschentüchlein werden gerne als Umbände benützt und sind im eigenen Bedarfsfalle gewöhnlich nicht verfügbar), Fritzls baumelnde Gliedmaßen leiden an Gummischnurgelenklockerung und das Badekind Luise hat ein lebensgefährliches Loch im Zelluloidkopf, das Großmutter kunstvoll mit Leukoplast überklebt hat. Großvater findet, daß man die nackten Kinder zum Sonnenbad doch nicht einfach ins Gras legen dürfe, denn der Boden sei am Morgen noch ein wenig kühl. Also legt Traudl die ganze entblößte Gesellschaft der Reihe nach in die Hängematte. Da die Kinder vorläufig versorgt sind, schleppt die Kleine ihre grüne „Botisier"büchse herbei, die mit Kastanien gefüllt ist. „Großvatti, bitte, mach' mir eine große, schöne Kette! Dann bin ich die Königin von Asien." Großvatti wehrt sich ein bißchen; er möchte zuerst noch sein Pfeiflein zu Ende rauchen. Aber die glänzenden Kastanien werden so verlockend auf der Hausbank zu seinen beiden Seiten ausgelegt, daß der Pfeifenräumer alsbald eifrig Löcher durch die polierten Dinger bohrt, die Traudl an langer Schnur aufreiht. Und dann hängt die schwere Kette als stolzgetragene Last um das zierliche Hälschen der „Königin von Asien" bis auf die Knie hinunter.

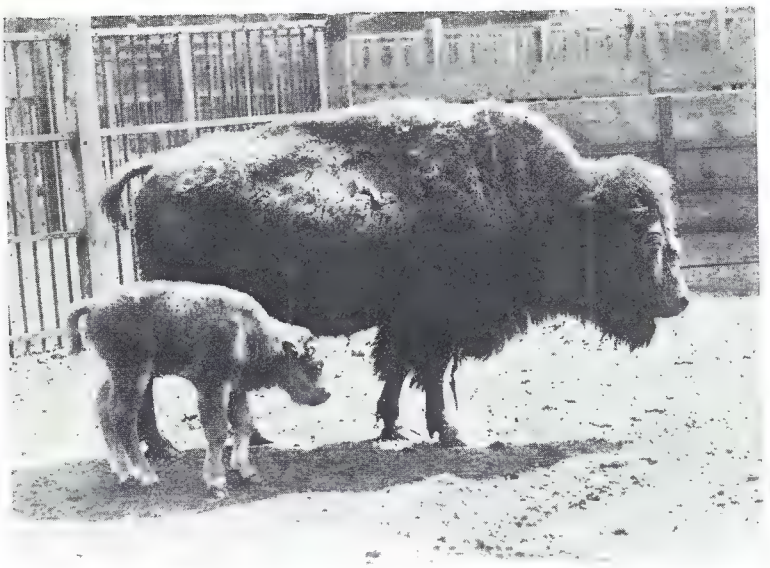
„Großvatti, erzähl' mir doch wieder ‚Die Waldfrau'", quält die Kleine und kuschelt sich in großäugiger Erwartung dicht an ihn. Großvater versichert, daß die nackten Kinder inzwischen den Sonnenstich bekommen würden. Aber die junge Mutter weiß sich zu helfen: sie dreht ihre sämtlichen Sprößlinge auf die andere Seite, gibt der Hängematte einen gelinden Schubbs, ermahnt zur Artigkeit und — ist wieder an seiner Seite.

Der alte Herr begreift endlich, daß es unmöglich ist, um „Die Waldfrau" herumzukommen. Er ist aber auch stolz auf diese einzige selbstverfaßte Geschichte, die er vor langem schon den eigenen Kindern mit demselben durchschlagenden Erfolg erzählt hat. Also erzählt er zum soundsovielten Male „das Märchen von der Waldfrau". Sie hat sich seit jenen Jahren zwar ein wenig modernisiert, „die Waldfrau". Ihre fabelhaften Spielzeugsäle im Innern der Waldhöhle, in welche sie die braven, verirrten Kinder führt, damit sie sich was Schönes aussuchen dürfen, bergen jetzt auch Automobile und Flugzeuge. Aber das Hirschgespann, das die Kleinen schließlich nach Hause fährt, ist beibehalten worden, weil's nun doch mal ein Märchen ist. Gelegentlich ertappt Traudl den Großvater auf einer kleinen Kürzung oder Textvariation und wirft ihre Berichtigung dazwischen.

Dann erwacht ihr Betätigungsdrang wieder, und sie wendet sich dem Sandhaufen zu. Großvater raucht und läßt seine noch so scharfen Augen zum See hinunterschweifen, der in blankem Spiegel die tiefe Leuchtbläue des Herbsthimmels aufgefangen hält, und hinüber zu den Bergen, deren höchste Gipfel schon dünne Schneekäpplein tragen. So beachtet er vorerst Traudls Tätigkeit nicht. Eifervoll setzt sie Sandkuchen um Sandkuchen in den verschiedensten Förmchen auf den Gartentisch. Aber nun wird Großvater aufmerksam, und als Mann der Ordnung fordert er, die Kleine solle ihre „Schmutzhaufen" vom Tisch nehmen und alles gründlich säubern. Traudl ist tief gekränkt, ihre hausfraulichen Künste so verkannt zu sehen und, wie gewöhnlich in Fällen der Meinungsverschiedenheit, ruft sie heulend die andere Instanz an: „Großmutter! Großmutter!"

Großmutters erschrockenes Gesicht fährt hastig aus einem offenen Fenster des Landhauses. Traudl klagt an, und die Tränen kollern ihr über die erhitzten Backen. Großvater verteidigt sich und seine Forderung. Aber Großmutter meint, der alte Tisch werde durch die Sandhäuflein keinen Schaden leiden, und man müsse doch froh sein, wenn das Kind sich brav und still beschäftige. Großvater hüllt sich schweigend in Qualm und Kränkung; Großmutter verschwindet. Die heftig schnupfende Kleine klappt zögernd noch einen „Kuchen" auf den Tisch. Dann sieht sie nach Großvater hinüber, dessen Blicke unter gerunzelter Stirne wieder in die Weite gewandert sind. Sie wendet sich den Puppen zu und beginnt sie anzukleiden, immer wieder zu dem alten Herrn hinüberschielend, für den sie offenbar gar nicht mehr vorhanden ist. Endlich kommt sie herzu und zeigt ihm ein hochrotes Bündel Vogelbeeren, das sie im Gras gefunden hat. Er antwortet nicht. Aber nun schmeichelt und streichelt sie an ihm herum und bettelt, sie wollten doch etwas zusammen singen: „Wer will unter die Soldaten... Großvatti, Großvatterle, bitte! Sing' doch, lieber Opapa!" (sogar diese längst überwundene Koseform wird wieder hervorgeholt), „ich möcht' so gern den Soldaten machen!"

Und schon hat sie Großvaters Spazierstock, der neben ihm steckt, aus der Erde gezogen, geschultert und marschiert in herausfordernder Strammheit an ihm vorüber. Und zwei hohe, dünne Stimmen singen einträchtig und taktscharf in den bunten Herbst hinaus: „Wer will unter die Soldaten..."



Drei Tage altes Büffelkalb mit seiner Mutter

Flamingos
mit ihren merkwürdigen Nestern und Jungen

Bilder der Mutterliebe

Eine große Liebes- und Opferfreudigkeit herrscht in der ganzen Tierwelt zwischen der Mutter und ihrem Jungen. Obwohl die jungen Tiere sich viel rascher entwickeln und selbständig werden als der Mensch, bedürfen doch auch sie der mütterlichen Obhut und Hilfe: das kleine Vögelchen wie das Kätzchen, das Füllen wie der junge Büffel. Man kann die rührendsten Szenen mütterlicher Tierliebe beobachten und auch Äußerungen untröstlichen Schmerzes, wenn ein Junges verloren ging. Besondere Zärtlichkeit betätigen jene Tiermütter, die nur ein einziges Junge zur Welt bringen.

Die Pelikanmutter bringt ihren Jungen das Futter im Kropf

Kamelmutter trägt ihr Kind durch die Wüste

Guanaco führt stolz ihr Junges spazieren

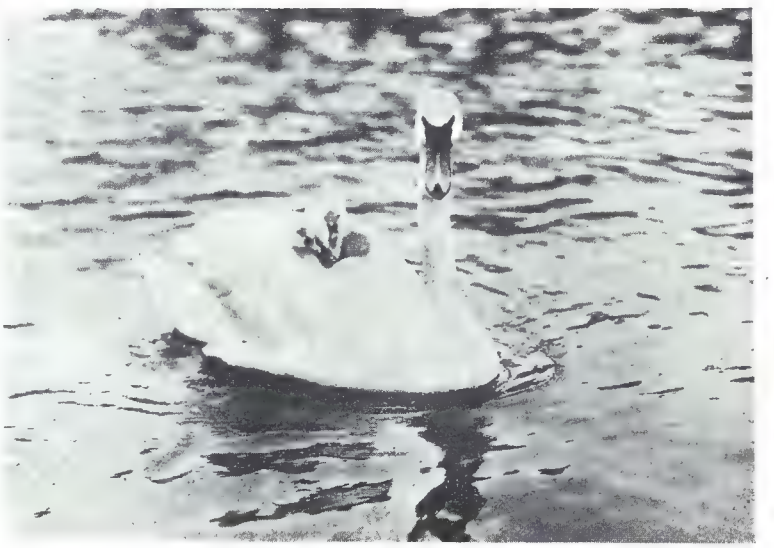
Ein junger Strauß erblickt das Licht der Welt unter Aufsicht der besorgten Eltern

aus dem Reiche der Tiere

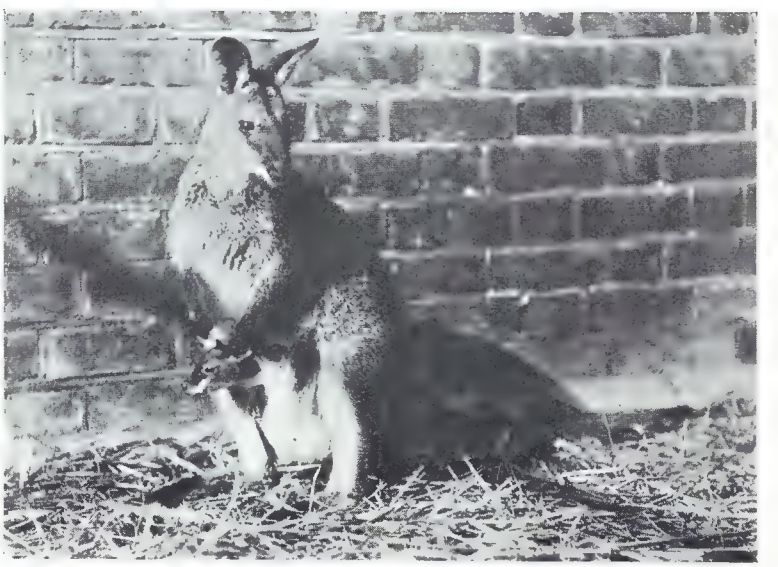
Die Affenliebe ist aus den zoologischen Gärten bekannt, aber auch das Kamel, das Lama, das Schaf sind ängstlich auf das Wohl und Gedeihen ihres Jüngsten bedacht. Das Känguruh trägt sein Kleines wochenlang im Hautbeutel mit sich. Den Pelikan, der nach der Sage seine Brut mit eigenem Blute nährt, haben die Menschen zum rührendsten Symbol mütterlicher Selbstlosigkeit erhoben. — Aber es fehlt der Tiermutterliebe, die sich nur in instinkthaften Äußerlichkeiten zu betätigen vermag, die zarte Innigkeit, Dauerhaftigkeit und Tiefe menschlicher Beseeltheit.

Junger Pavian wird von der Mutter beschützt

Auch ein struppiges Wildschwein kann zärtlich sein



Die Schwänin rudert ihre Kleinen



Das junge Känguruh in der mütterlichen Beuteltasche

Der stille Teilhaber / Von Karl Ettlinger

„Wollen Sie doch nicht lieber einen Begleiter mitnehmen?“ hatte der Kassierer den Bankboten gefragt. „Sie müssen durch den Eichwald, und dreißigtausend Mark sind immerhin ein Sümmchen!“

„Aber Herr Bischberger!“ hatte der Bankbote gelacht. „Da habe ich schon ganz andere Beträge nach auswärts gebracht! Und außerdem steht mir's auch nicht auf der Nasenspitze angeschrieben, daß ich dreißigtausend Mark bei mir habe. Und für alle Fälle habe ich meinen Revolver dabei!“

„Also gut, dann gehen Sie! Und vergessen Sie nicht, sich doppelte Quittung geben zu lassen!“

Als der Bankbote in der Mitte des Waldes angelangt war, sagte er sich: jetzt oder nie! Ich bin lange genug der Laufbursche dieser Bank gewesen, jetzt werde ich mal ihr stiller Teilhaber sein! . . . Dreißigtausend . . . der Kassierer hat recht: ein nettes Sümmchen! . . . Man kann ja nicht davon privatisieren, aber immerhin, man hat etwas für seine alten Tage . . .

Er setzte sich auf einen Baumstumpf, zog die Jacke aus und begann mit seinem Taschenmesser das Rockfutter aufzutrennen.

Dreißigtausend . . . nun ja, fünfzigtausend wären mehr, aber man muß nicht gleich zu hoch hinaus . . . Noch drei, vier Jahre werde ich ihnen den Kuli machen, dann . . . ein kleines Häuschen irgendwo, weit weg . . . und kein Mensch wird mehr daran denken, daß der Bankbote Gibbler eines Tages während einer Besorgung von dem „großen Räuber Unbekannt“ überfallen, ausgeplündert und geknebelt wurde.

Er schmunzelte vor sich hin. Dummes Zeug, was die Leute immer von dem bösen Gewissen reden; es gibt gar nichts Einfacheres als Klauen. Gar nichts beißt einen dabei. „Schlau und gerissen, das beste Ruhekissen.“

Vergnügt entnahm er seiner Brusttasche die dreißig Tausendmarkscheine, bettete sie in sein Rockfutter, holte Nähzeug hervor, das Futter wieder kunstgerecht zu verschließen. Oh, er hatte alles gut vorbereitet!

So — das Futter wäre geheilt! Auf den Gedanken, daß das vermißte Geld in dem Rockfutter des „Überfallenen“ eingenäht sein könne, würde selbst Sherlock Holmes in eigener Person nicht kommen! Und überhaupt, wer würde ihn, das alte Bankfaktotum, verdächtigen? Er hörte schon den Herrn Bischberger deklamieren: „Unser alter treuer Gibbler? Ausgeschlossen! Für den leg ich die Hand ins Feuer!“ — Ein Heuchsfe ersten Ranges, der Bischberger! Na, ja, sonst hätte er's auch nicht soweit gebracht!

Jetzt galt es noch, den Überfall vorzutäuschen.

Gibbler holte aus seiner Hosentasche einen Strick und versuchte sich zu fesseln. Erst mal den Strick um die rechte Hand, dann um den Leib, dann einen Knoten — nein, so geht's nicht!

Also dann zuerst um den Bauch, dann unter den Achseln durch, dann — hol's der Teufel, so geht's auch nicht!

Gibbler betrachtete den Strick, kratzte sich hinter den Ohren, wischte den Schweiß von der Stirn, versuchte es von neuem: zuerst um die linke Hand, dann zwischen den Beinen durch, dann über den Rücken — so geht's erst recht nicht!

Bestie von einem Strick! Bin ich verwachsen, daß ich mich nicht mal fesseln kann? Aber nicht nervös werden! Ruhig Blut! Alles will gelernt sein! Also erst um beide Handgelenke, dann um den Baum rum. — Donnerwetter, wie bring' ich jetzt einen Knoten fertig?

Hat man je schon so was gehört? Bin ich eine Mißgeburt? Sind meine Arme zu kurz oder meine Beine zu lang? Also noch mal von vorne! Offenbar muß man mit der linken Hand anfangen! Dann über die Brust, dann — — man scheint doch mit der rechten anfangen zu müssen!

Er nahm die unmöglichsten Stellungen ein, führte einen Bauchtanz auf, um den ihn jede Filmstation hätte beneiden können — es ging nicht!

„Himmeldonnerwetter,“ fluchte Gibbler, „dieses Knotenende wischt mir aus wie ein Eidechsenschwanz! Es ist zum Verzweifeln! Also erst das eine Ende zwischen die Zähne nehmen, dann um den Baum rum, dann —“

Ein helles Lachen ließ Gibbler zusammenfahren. Erschrocken sah er sich um. Aus dem Gebüsch kam ein junger, eleganter Herr, dem die Lachtränen über die Wangen liefen. „Was machen Sie denn da?“ fragte er belustigt. „Privatschule für Schlangenmenscherei?“

Gibbler war totenblaß geworden. Ich bin verloren, war sein erster Gedanke. Und sein zweiter: jetzt hilft nur Unverfrorenheit.

„Ich fessele mich!“ sagte er so ruhig als möglich.

„Diesen Eindruck hatte ich auch. Erst dachte ich, Sie wollen sich aufhängen, und wollte mich schon diskret entfernen. Aber als ich Sie dann den Strick um den Bauch statt um den Hals winden sah, sagte ich mir: entweder hat er eine falsche Auffassung von Harakiri oder er hat ganz was anderes vor. Darf man fragen, warum Sie sich fesseln wollen?“

Gott sei Dank, er weiß von nichts, atmete Gibbler auf! Er nahm eine Leichenbittermiene an, sah treuherzig zu dem fremden Jüngling auf und flüsterte: „Kann ich zu Ihnen Vertrauen haben? Gut, Sie sollen alles wissen. Mir ist etwas Schreckliches passiert: ich habe einen Scheck über hunderttausend Mark verloren — ich bin der unglücklichste Mensch von der Welt — die Bank wird mich vor die Türe setzen — ich bin Familienvater — was soll ich tun?“ Er vergoß einige Krokodilstränen, dämpfte seine Stimme noch mehr und raunte geheimnisvoll: „Ich muß einen Überfall vortäuschen! Sollte sich der verlorene Scheck wirklich finden, so kann ihn ja der Räuber weggeworfen haben! Und so versuche ich mich zu fesseln. Aber es geht nicht. Es ist, um aus der Haut zu fahren; ich glaube, ich habe mir schon eine Darmverschlingung dabei zugezogen — es geht einfach nicht!“

Er schwieg lauernd. Fein, fein, der junge Mann ging auf den Leim, glaubte jedes Wort, der Idiot, schien so gerührt, daß er beinahe mitschluchzte.

Gibbler beschloß, seiner Frechheit die Krone aufzusetzen. Demütig trat er näher und flehte: „Ich weiß nicht, ob Sie sich in die Lage eines Familienvaters versetzen können — aber wenn Sie's können, dann lassen Sie mich jetzt nicht im Stich. — Haben Sie Mitleid — fesseln Sie mich!“

„Ich . . . Sie . . .“ stotterte der Herr verblüfft. „Was geht denn mich . . .“

„Was macht es Ihnen aus?“ drängte Gibbler. „Kein Mensch erfährt es . . . mein Ehrenwort! Retten Sie meine Existenz . . . hier, nehmen Sie den Strick . . . hier sind meine Hände, vielleicht haben auch Sie unmündige Kinder . . .“

Der junge Herr nahm widerstrebend den Strick, band Gibbler an einen Baum. „Autsch!“ stöhnte Gibbler. „Sie tun mir ja weh!“

„Entschuldigen Sie!“ errötete der junge Mann, „aber ich habe in solchen Sachen keine Übung. Wünschen Sie auch einen Knebel?“

„Wenn ich bitten dürfte!“ nickte Gibbler. Und hatte im Nu einen Knebel im Mund.

Der junge Mann zündete sich eine Zigarette an, kreuzte gemütlich die Arme und sagte: „Jetzt können Sie mich wenigstens nicht unterbrechen, ich habe Ihnen nämlich noch etwas zu sagen. Sie gestatten doch, daß ich Ihnen ein bißchen das Rockfutter auftrenne? Danke verbindlichst! — Dreißigtausend? Soviel hatte ich auch beim Zusehen ungefähr geschätzt. — Habe ich mich Ihnen eigentlich schon vorgestellt?“

Der junge Herr zog mit vollendeter Grandezza den Hut, verbeugte sich: „Ihr stiller Teilhaber!“ — „Wollten Sie etwas bemerken? Ach so, Sie können ja nicht! Und überhaupt, mit vollem Munde spricht man nicht. — Hielten Sie es für ratsam, Ihnen zum Abschied mit dem Kolben Ihres Revolvers eines über den Kopf zu geben? Nein, ich halte es nicht für nötig, ich bin immer für gute Formen! Ich fürchte, es wird ein bißchen kühl werden heute nacht, hoffentlich haben Sie warmes Unterzeug an. Aber ich will nicht länger stören. Sie haben sicher das Bedürfnis, ein wenig allein zu sein!

Bestrafter Klatsch

Auf Wiedersehen! Grüßen Sie mir unbekannterweise Ihren Herrn Chef!“

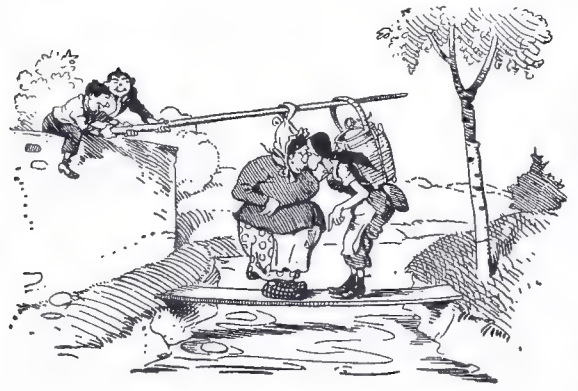
Der junge Herr zündete sich eine Zigarette an, nickte Gibbler freundlich zu. In der Ferne drehte er sich noch einmal um und nickte.

Es war wirklich ein gut erzogener, vornehmer Mensch.

Am nächsten Tage fand man den Bankboten. Herr Bischberger legte seine Hand für ihn ins Feuer; aber es nützte nichts, die Kriminalpolizei interessierte sich zu lebhaft für das aufgetrennte Rockfutter, und Gibbler legte ein Geständnis ab. Bloß, wo er das Geld vergraben hatte, wollte er nicht sagen. Das wirkte sehr strafverschärfend.

Für die dreißigtausend Mark wurde tatsächlich ein Häuschen gekauft, weit weg; aber nicht Gibbler wohnt darin, sondern ein vornehmer junger Herr. Er ist wegen seiner Gefälligkeit in der ganzen Nachbarschaft beliebt. Manchmal verreist er. Gibbler hingegen wohnt mietfrei. Noch zwei Jahre. — Falls inzwischen keine Amnestie kommt.

Humor



Aus Kalau

„Was war der „Wilhelm“ in Bürgers „Leonore“ von Beruf?“ — Antwort: Schneider. Denn Leonore ruft aus: „Bist untreu, Wilhelm, oder tot, wie lange willst du säumen?“

„Die Esel in die Mitte“

Während des großen Krieges zeigte sich der Esel geeignet, wichtige Dienste zu leisten. Die Franzosen benutzten ihn zur Heranschaffung von Vorräten an die Front, und aus einem militärischen Rapport erhellt, daß die Intendantur sich sehr befriedigt erklärte von der „geduldigen, ordentlichen und ausdauernden Arbeit des intelligenten, allerdings aber wenig kriegerisch veranlagten Vierfüßlers“. Auch im Altertum begleitete, wie die Geschichte bezeugt, der Esel immer die großen Heere. So benutzten ihn u. a. die Perser und die Griechen. Auch Napoleon führte, als er nach Ägypten zog, eine gewisse Anzahl Esel mit sich. Sie dienten aber dazu, um auf ihrem Rücken die — Mitglieder des Institut de France zu transportieren, die zu Studienzwecken dem Napoleonischen Heere folgten. Die Chroniken jener Zeit erzählen, daß in den Momenten der Gefahr, wenn die Carrés sich bilden mußten, der Befehl ertönte: Die Esel in die Mitte! Und die Akademiker, die in jenen schrecklichen Augenblicken gar nicht daran dachten, wie wenig schmeichelhaft dieser Befehl für sie ausgelegt werden konnte, liefen, was das Zeug hielt, mit ihren Reittieren, um sich vor den Feinden in Sicherheit zu bringen.

Geteilte Freude

„Nun, kleiner Mann,“ sagte ein Herr zu einem Jungen, den er auf der Straße traf, „warum gehst du denn jetzt mit einem aufgespannten Schirm? Es regnet doch gar nicht!“

„Nein.“

„Und die Sonne scheint auch nicht!“

„Nein.“

„Und warum trägst du dann den Schirm?“

„Ja, wenn es regnet, braucht ihn der Vater. Wenn die Sonne scheint, will Mutter ihn haben — da kann ich ihn bloß bei diesem Wetter kriegen.“

Weihnachts-Bücherschau / Vom Herausgeber

Fortsetzung

Mystik, Magie und Dämonie. Auswahl von Jos. v. Görres' „Die köstliche Mystik". Herausgegeben von Dr. Joseph Bernhart. Brosch. M. 16.—, Ganzleinen M. 18.—. Verlag R. Oldenbourg, München 1927.

Unter den schönen Weihnachtsbüchern dieses Jahres kommt keines so zur rechten Zeit, wie diese mit großer Sachkenntnis und außergewöhnlichem Einfühlungsvermögen von Dr. Bernhart, einem der besten Kenner der Mystik, besorgte und eingeleitete Auswahl aus des berühmten Görres „Christlicher Mystik", jenem Monument von erhabener Pracht, das die Menschheit in ihrem namenlosen Sehnen nach Gottesnähe zeigt, aber auch in ihrem furchtbaren Kampfe mit den Mächten der Finsternis. Im ersten Buche kommt die aufsteigende Mystik zur Darstellung: die Berufungen, die aszetische Läuterung, Visionen, die Gabe der Heilung, die Ekstase, die Stigmatisation, der ekstatische Stationenweg, das ekstatische Wandeln, Schweben und Fliegen und die Fernwirkung. Im zweiten Buch werden als Äußerungen der absteigenden Mystik behandelt: die okkulten physischen Beziehungen von Mensch zu Mensch, die psychisch-magischen Berührungen, die Dämonisierung des inneren Lebens (Naturbann, Wahrsagerei, Geisterbann und Besessenheit), das Hexen- und Zauberwesen und die Hexenprozesse. Es werden hier alle Probleme aufgerollt, die durch die Konnersreuther Vorgänge wieder akut geworden sind, und es ist für die Lösung dieser Fragen in der Görresschen Mystik ein riesiges Stoffmaterial aus der Vergangenheit zusammengetragen. So wird man mit Erstaunen lesen, wie vor 310 Jahren Johanna von Jesus Maria in Burgos (Spanien) das ganze Leiden Christi allwöchentlich von Donnerstag auf Freitag unter mächtigem Blutschweiß, furchtbaren Schmerzen und ergreifenden Szenen erlebte, wie sich bei Maria von Moerl in Kaltern die ekstatischen Zustände entwickelten, die zur Stigmatisierung führten, oder wie Veronika Giuliani am Karfreitag 1697 die Wundmale Christi empfing. In dem großen Zusammenhang dieser mystischen Begebenheiten, die hier dargestellt sind, werden die Einzelfälle erst verständlich. Unter allen Umständen müßte jeder Geistliche dieses Werk studieren. Doch auch die gebildeten Laien haben den größten geistigen Gewinn davon.

Hamburg. Von August Rupp. Mit 128 ganzseitigen Kupfertiefdrucken. Geleitwort von Hans Leip. (Erster Band der Sammlung „Das Gesicht der Städte".) In Ganzleinen M. 14.—. Albertus-Verlag, Berlin W 35.

Mit diesem prachtvollen Bande Hamburg eröffnet der junge Albertus-Verlag eine Bücherreihe von glänzend illustrierten Bilderbänden, deren jeder eine der großen Weltstädte darstellen soll. Nach einer gediegenen und humorvollen Einführung in das Hamburger Stadtbild und Stadtleben entfaltet sich vor uns die Pracht der 128 hervorragend schön gedruckten Vollbilderseiten, deren samtiggrünlicher Farbton besonders gut die Stimmung der Hafenstadt wiederzugeben vermag. Es sind darunter herrliche Aufnahmen von der Elbe und dem Hafengebiet, vom Fischerleben und Fischmarkt in Altona, von den mächtigen Werften und ihrem Betrieb, von ankommenden und auslaufenden Schiffen u. a. Dann werden wir durch das Stadtinnere geführt durch die belebten Straßen und über die stattlichen Plätze, durch die alten Hamburger Fleets und zu den gewaltigen Monumentalbauten des Chile-, Karstadt- und Rappold-Hauses, in denen sich das moderne Hamburg repräsentiert, auch zu den schönen Hamburger Kirchen und imposanten Staatsbauten. Ein prunkvoll reiches Bild unermüdlicher Arbeit und fortschrittlicher Wirtschaftsgesinnung, blühenden Wohlstandes und geistiger Regsamkeit steht da vor unseren Blicken. Wahrhaftig das vielsagende, eindrucksvolle Gesicht dieser Stadt! — Wenn es dem Verlag gelingt, die übrigen Großstädte der Welt in ähnlichen Bilderbänden von gleich prächtiger Ausstattung herauszubringen, so entsteht dadurch wieder ein bewundernswertes Standardwerk weitschauenden und wagemutigen Verlegertums, das dem deutschen Namen Ehre macht.

Geschichte Bayerns. Von Sigmund Riezler. Erster Band in zwei Teilen. Zweite, wesentlich umgearbeitete Auflage. Geheftet M. 34.—, in Leinen M. 40.—. Verlag Ferdinand Andreas Perthes, Stuttgart 1927.

In dem lindenüberschatteten Kirchenhügel von Holzhausen am Starnberger See ruht seit einem Jahre Bayerns großer Geschichtschreiber, ein Mann von unermüdlichem, selbstlosem Arbeitseifer. In den letzten zehn Jahren seines Alters kehrte er noch einmal, fast mit einem Gefühl von Heimweh, zur ältesten Geschichte Bayerns zurück, um ihr gegenüber seiner früheren Bearbeitung unter Benützung aller seitherigen eigenen und fremden Forschungsresultate eine endgültige Fassung zu geben. In dieser vorliegenden Neubearbeitung ist der erste Band ein vollkommen neues Werk geworden, unendlich sorgfältig in den kleinsten Einzelheiten und dabei doch von erfreulicher Volkstümlichkeit. Riezler hat durchweg aus den Geschichtsquellen selbst geschöpft und daraus ist von selbst soviel anschaulich interessanter Stoff in seine Darstellung eingeflossen, daß es sich wie eine unterhaltsame Chronik liest. Man vergißt bei der Lektüre ganz den mühsamen wissenschaftlichen Unterbau des Werkes. Zeitlich umfassen die beiden Teile des ersten Bandes die Periode der Agilolfinger bis 788, der Karolinger bis 907 und der Liutpoldinger und Liudolfinger bis 995. Neben der eingehenden und bildhaften Schilderung des äußeren Geschichtsverlaufs wird für jeden Zeitabschnitt auch das wirtschaftliche, geistige, künstlerische und religiöse Leben erschöpfend behandelt; das vielgestaltige und eminent bedeutungsvolle Kirchen- und Klosterwesen im ältesten bayerischen Stammesgebiet nimmt dabei einen breiten Raum ein. Riezlers vornehmes, wahrheitsliebendes Urteil wirkt stets sympathisch. Die Ausstattung der beiden Bände ist ihres ernsten Gehaltes würdig.

Prunkwagen und Schlitten. Von Heinrich Kreisel. Mit 19 Abbildungen im Text, 76 Tafeln in Lichtdruck und 1 Farbentafel. Ganzleinen M. 110.—. Verlag Karl W. Hiersemann, Leipzig 1927.

Zum erstenmal ist hier die Kunstgeschichte der Prunkwagen und Schlitten geschrieben und durch ein riesiges Bildermaterial veranschaulicht worden. Eine solche Veröffentlichung verlangt von selbst auch eine festliche Aufmachung. Und sie wurde hier von dem durch seine bibliophilen Werke weltbekannten Verlag Hiersemann in großartig splendider Weise verwirklicht. Der Text ist das Ergebnis vierjähriger eindringender Forschungen unter Beihilfe vieler staatlicher und fürstlicher Stellen. Der Verfasser behandelt einleitend den Personenwagen des Altertums und Mittelalters, um dann eingehend die eigentlichen Luruswagen der Renaissance, die italienische Karosse des 17. Jahrhunderts, die französische Karosse im Zeitalter des Absolutismus und die Karosse im bürgerlichen Zeitalter bis Ludwig II. von Bayern darzustellen. In gleicher Weise legt er im zweiten Teil die Entwicklungsgeschichte des Schlittens von den ältesten nordischen Schlitten bis zu den letzten Prunkschlitten Ludwigs II. dar. Ein reiches und interessantes kulturgeschichtliches Material ist in die Darstellung Kreisels verarbeitet; das Ganze liest sich deshalb außerordentlich spannend. Und dann folgt das herrliche Bildermaterial auf den 76 sorgfältig ausgeführten Lichtdrucktafeln (vgl. unseren Aufsatz S. 108 dieses Heftes). Es erfüllt mit Wehmut, diese märchenhafte Pracht nur noch in Museumsstücken fortleben zu wissen. Das vorliegende Werk zeigt, wie die Menschheit seit einem Jahrhundert nüchtern und poesielos geworden ist, außer einem, den man für seinen verspäteten Märchentraum als irrsinnig einsperrte, weil er wirklich nicht mehr in die Zeit paßte.

Mystik. Eine Studie über die Natur und Entwicklung des religiösen Bewußtseins im Menschen. Von Evelin Underhill. Aus dem Englischen übertragen von Helene Meyer-Franck und Heinr. Meyer-Benfey. Mit einem Geleitwort von Prof. Friedrich Heiler. Brosch. M. 16.—, in Ganzleinen M. 18.—. Verlag Ernst Reinhardt, München 1928.

Underhills „Mystik" ist ein mit großer Ehrfurcht vor den Wundern der mystischen Begnadung geschriebenes Werk. Die Anglokatholikin verfügt über eine erstaunliche Kenntnis der mystischen Erscheinungen aller Religionen und der ausgedehnten mystischen Literatur der ganzen Welt. Und was gerade auf diesem Gebiete noch mehr bedeutet: sie hat die Mystik nicht nur erforscht, sondern auch in ihrem persönlichen Frömmigkeitsleben betätigt. Aus ihrem praktisch geübten Glauben heraus schöpfte sie die Erkenntnis von der hohen Bedeutung des kirchlichen, dogmatischen und sakramentalen Elements für die Mystik, worin sie durch den kath. Religionsphilosophen Friedrich v. Hügel bestärkt wurde. Seit dessen Tod (1925) darf Underhill als die gründlichste Kennerin der Mystik betrachtet werden, und zwar nicht bloß der katholischen und evangelischen, sondern auch der ganzen außerchristlichen Mystik. Im ersten Teil ihres umfassenden Werkes behandelt die Autorin das Wesen der Mystik, ihre Auffassung vom Standpunkt des Vitalismus, der Psychologie, Theologie, Symbolik und Magie. Im zweiten längeren Teile zeichnet sie den „mystischen Weg": das Erwachen, die Reinigung und Erleuchtung des Selbst, Stimmen und Visionen, Innenkehr durch Sammlung, Ruhe und Kontemplation, Ekstase und Verzückung, die dunkle Nacht der Seele und das Leben der Einigung. Anhangsweise wird noch ein Abriß der Geschichte der europäischen Mystik vom Anfang der christlichen Zeitrechnung bis zum Tode des englischen Visionärs und Malerdichters William Blake († 1827) geboten. In Einzelheiten könnten von unserem Standpunkt aus da und dort Einwendungen erhoben werden; aber das scheint mir bedeutungslos gegenüber dem großen Segen, der von diesem aus edelster Gläubigkeit und andachtsvoller Versenkung geborenen Werke auf die heutige glaubensarme und zweifelsüchtige Welt ausgehen kann.

Das Reich der Frau

In der Silvesternacht / Von Cäcilie Allmendinger

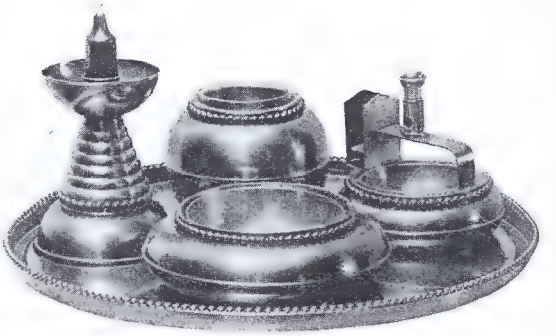
Lassen wir den heißen Punsch in den Gläsern dampfen — es ist Silvester, zwölf Schläge verkünden die Neujahrsmitternacht — und stoßen wir an auf das kommende Glück, das wir an diesem Tage auch allen unseren lieben Nächsten so freigebig wünschen. Ein wenig Egoismus ist zwar immer bei dieser Gratuliererei, denn die Höflichkeit verlangt ja, daß jeder Neujahrswunsch ebenso herzlich erwidert wird — folglich kommen wir selber doch immer wieder am besten dabei weg. Nun gut, das alte Jahr ist vorüber und abgetan; mit schwellenden Hoffnungssegeln schwimmt man ins neue hinein. Auf alle Fälle hat man am Silvesterabend noch keinen Grund, zu fürchten, die

Ein geschmackvolles Punschservice

großen und kleinen Wünsche könnten wieder nicht in Erfüllung gehen. Deswegen freut man sich einstweilen darauf; Vorfreude ist auch etwas Schönes. Und da man die Freude gerne in leibliche Genüsse umsetzt, hat wohl niemand etwas einzuwenden gegen einen gutgebrauten Silvesterpunsch. Die blinkenden Punschgläser kommen ja sowieso unter dem Jahr nicht allzuoft in Gebrauch, teils der umständlichen Putzerei wegen, die Glas und Metall nach der Benutzung verlangen, damit das Service in der guten Stube immer blitzblank seine Aufwartung macht, teils weil überhaupt nicht allzuoft der Genuß einer heißen Bowle winkt. Aber wann wäre die Zeit und Stimmung geeigneter dafür als in der geheimnisverhängten Neujahrsnacht? Gar wenn es draußen schneit und stürmt und jeder goldfroh ist, daß er ein Dach über dem Kopf und einen wärmenden Ofen hat, — da taut so ein Tränklein Herz und Seele auf und bringt die Menschen einander näher. Für ein paar Stunden wenigstens versinkt aller Hader um den Kleinkram des Alltags, aller Haß und Neid; auf der ganzen Erde tritt in dieser Nacht ein kurzer, friedlicher Waffenstillstand ein im unerbittlichen Kampf ums Dasein.

Es liegt ein ungemein traulicher Zauber über einer Silvesterfeier im engsten Familienkreise. Während die betagte Mutter bedächtig am Teekessel hantiert und in seinem Gesumme noch all die Sorgen, Kümmernisse und Beschwerden des abgelaufenen Jahres wehmütig nachklingen hört, während der Vater sinnend den Rauchwölkchen seiner Zigarre nachblickt, als stünde darin geschrieben, wieviel karge Jährlein ihm wohl noch auf dieser Erde vergönnt sein mögen — lacht die Jugend mit strahlenden Augen ins neue Jahr hinüber, denn ihr gehört die Zukunft und ein Recht auf viel, viel Glück. Jedes wehmütige Herumrühren in vergangenen Schmerzen ist den jungen Leuten verhaßt, singen wollen sie, ein paar gute Gläschen leeren, lustig und fröhlich sein. Und das ist gut so. Es geht nichts über ein heiteres Gemüt, und wer sich dieses jederzeit bewahren kann, dem braucht auf das neue Jahr nicht bange zu sein; denn er zwingt das Leben, auch wenn es nicht mit Gold gepflastert ist. Darum: Habt Sonne im Herzen! Dann kommt für euch in Wahrheit ein glückseliges neues Jahr!

Praktische Teemaschine



Elegantes Rauchgerät

Punschservice, Teemaschine und Rauchgerät vom Haushaltungsgeschäft Albert & Lindner, München

Mag aber in den nächsten zwölf Monaten auch manch ein trübseliger Tag bei uns einfallen mit allerlei Verdruß, Mißgeschick oder Krankheit: mit tapferem Herzen und ohne Wehleidigkeit werden wir solches leichter tragen. Was Gott uns schickt, geht nicht über unsere Kraft und wird uns zum Heile sein! Gott gibt uns ein glückseliges Jahr.

Jederzeit warmes Wasser im ganzen Haus

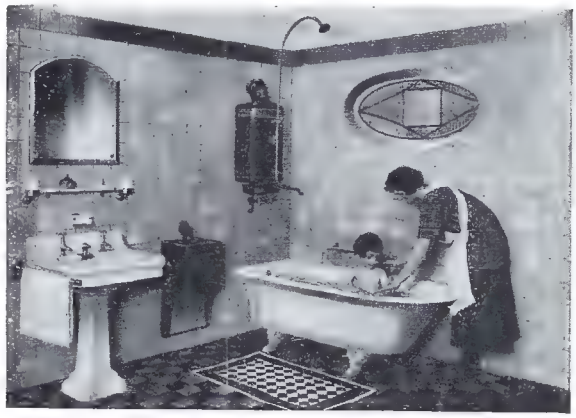
Stets sofort ein Wannenbad für die Kinder

Was plagen sich die Hausfrauen das lange Jahr hindurch mit der Bereitung des warmen und heißen Wassers, das sie jeden Augenblick im Haushalt brauchen, zumal wo Kinder sind: zum Waschen und Baden, zum Kochen und Abspülen, für die Wäsche und das Reinemachen! Es kann eine Frau wahrhaftig verdrießen, zehnmal und öfters im Tage wegen des benötigten Warmwassers den Herd in Betrieb setzen zu müssen. Das ist unter den heutigen Verhältnissen nicht mehr nötig; denn es gibt jetzt die wunderbar praktischen Heißwasser-Apparate von Prof. Junkers, die in jeder Minute des Tages und der Nacht beliebig viel Warmwasser mühelos durch einfaches Aufdrehen des Warmwasserhahns zur Verfügung stellen, und zwar im ganzen Hause an jeder Zapfstelle: in der Küche, im Bad, an den Waschtischen der Schlafzimmer, im Hausflur, im Keller, im Klosett. Es genügt, am Morgen die kleine Gas-Zündflamme des Apparates anzustecken: man braucht dann den ganzen Tag über nicht mehr nach dem Apparat zu schauen, denn dieser bedient sich von selbst. Entnimmt man der Warmwasserleitung an irgendeiner Zapfstelle des Hauses durch Öffnen eines Hahns Wasser, so öffnet sich das Gasventil des Apparates automatisch; nach Entnahme der gewünschten Warmwasser-Quantität wird das Gasventil durch Zudrehen des Wasserhahns ebenso von selbst wieder geschlossen. Man kann sogar durch stärkeres oder geringeres Öffnen des Warmwasserhahns die Temperatur des Wassers regulieren. Da ein Gasverbrauch nur während der Warmwasser-Entnahme stattfindet, ist jeder Gasvergeudung vorgebeugt.

Ein solcher Warmwasser-Apparat kann an jeder kleinen Ecke oder Wand des Hauses angebracht werden, weil er nur wenig Platz beansprucht. Auch ist jede Gefahr ausgeschlossen, da der Apparat automatisch den Zustrom des Gases durch den Wasserdruck der Leitung öffnet und schließt, wenn der Hahn auf- oder zugedreht wird. Es können also sogar Kinder gefahrlos an jeder Zapfstelle des Hauses warmes Wasser entnehmen, weil sie dabei mit dem Apparat gar nicht in Berührung kommen. Selbstverständlich gibt es diese Warmwasser-Apparate von Prof. Junkers in verschiedenen Größen und Ausführungen für kleine und große Haushaltungen. Wer an die Anschaffung eines derartigen Apparates denkt, erhält kostenlos Auskünfte und Prospekte vom Installationshaus Josef Uschold in München, Rosenstraße 12, das uns auch die eingehende Prüfung dieser ausgezeichneten Junkers-Apparate ermöglichte.

Prof. Junkers Heißwasser-Stromautomat

Ständig Warmwasser für die Köchin bereit



In wenigen Minuten ein heißes Bad

Mit einem Griff Heißwasser im Spültisch

Die vielgeplagte Hausfrau weiß zu schätzen, was es heißt, mit einem Griff warmes und heißes Wasser zu haben: am Morgen für die ganze Familie zum Waschen, zu jeder beliebigen Zeit für Wannenbäder und Brause, für rasche Bereitung des Kaffees oder Tees und sonstiger heißer Getränke, für die Waschküche zum Ansetzen von Laugen und Einweichen der Wäsche, für den Putzeimer zur Reinigung der Wohnung, in der Küche zum Ansetzen von Speisen, für den Spültisch zum Abwaschen des Geschirrs und der Bestecke, für die Waschtische und Becken zum Händewaschen und namentlich für alle Bedürfnisse der Kinderpflege. Kein Holz- oder Kohlentragen mehr, kein Rauch und keine Asche: nur einfaches Aufdrehen des nächstgelegenen Warmwasserhahns! Da sämtliche vom Wasser berührten Flächen des Apparates verzinkt sind, ist das warme Wasser vollständig rein und für den Genuß und die Verwendung von Speisen und Getränken geeignet.

Wahrhaftig ein Ideal für die Hausfrau! Die Anschaffungskosten sind verhältnismäßig nicht groß; man muß bedenken, daß man jahrzehntelang daran hat. Deshalb ist ein solcher Heißwasserapparat für jede Familie im Interesse der Gesundheit und Reinlichkeit aufs dringendste zu wünschen.

Prof. Junkers Kupfer-Badofen

1. Hochgeschlossene Strickjacke mit passender Mütze

2. Gestrickter Pullover mit buntem Seidengewebe

Sportkleidung

Noch nichts hat sich in der Mode so lange und mit solcher Bestimmtheit behauptet wie das Strickkleid. Nichts ist aber auch während der kalten Jahreszeit im Tragen und zugleich in der Wärmespendung für den Körper so vorteilhaft wie gestrickte Wolle.

Das schärfste Augenmerk wird bei allen Strickkleidern jedoch stets auf die „schlanke Linie" gerichtet — und für deren Einhaltung sind Strickkleider durch ihre Schmiegsamkeit geradezu ideal. Würde man dagegen einen Stoff verarbeiten, der genau so gut warm geben soll, müßte der schon sehr dick sein und würde dadurch stark „auftragen", d. h. die Figur plump und breit machen. Aber ein Strickkleid gibt jeder Körperbewegung nach, und deshalb ist es in erster Linie für allen Sport geeignet.

Der schlichte Pullover unserer Abbildung 1 ist als Rodelgarnitur gedacht, kann aber natürlich auch für sonstige Zwecke benützt werden. Er ist aus dunkler Wolle glatt gearbeitet; die vordere Passe und der ringsum laufende breite untere Abschluß werden nach Fertigstellung mit bunter Wolle oder Seide bestickt, ebenso das Mützchen. Gerade durch eine schlichte Einfachheit wirkt dieser Anzug sehr anmutig für junge Mädchen, die sich gerne im Wintersport betätigen.

3. Der gediegene Ski-Anzug

(Phot. Hanni Schwarz-Berlin)

Abb. 2 dagegen verlangt schon mehr Kunstfertigkeit; im allgemeinen werden ja diese Doppelfaden-Arbeiten mit der Strickmaschine hergestellt. Wer sich jedoch die Zeit und Mühe nehmen will, kann auf die Hellbraun- oder Beige-Grundform die vorgezeigten Seidenmuster aufnähen in Weiß, Mode und Schwarz. Ein solcher Pullover ersetzt die schönste Seidenbluse.

Bis zur Stunde haben die älteren, besonnenen Leute immer noch ein Aber gegen das Skifahren der Damen, dem zwar die weibliche Jugend schon längst mit Begeisterung anhängt. Diesen Sport auszuüben, bleibt jeweils dem persönlichen Geschmack überlassen, und entscheidend sein müssen vor allem einwandfreie Gesundheit, Kraft und Energie zu dieser doch immerhin nicht ungefährlichen, anstrengenden Kunst. Wichtig sei dabei jeder Frau eine anständige Kleidung. Was wir in Bild 3 sehen, entspricht dieser Bedingung vollständig. Aus dunkelblauem Gabardine ist Rock, Hose und Jacke gearbeitet. Zwecks großer Bewegungsfreiheit ist der Rock ziemlich weit. Ein gestrickter Pullover wird unter der Jacke getragen. Die Mütze ist ebenfalls aus dunkelblauem Stoff. Diese ganze Kleidung ist einfach und doch schön.

Die Hutmode

Den Vorzug unter den kleinen Hüten haben immer noch die randlosen, kappenartigen Formen. Die Abbildung oben rechts zeigt eine kleidsame Samt-Toque. Der hohe Kopf ist aus geripptem hellerem, der krempenlose Rand aus dunklem Samt.

Oben links:
Einfacher Hut aus sandfarbenem Samt, vorne ohne Rand, rückwärts mit kleiner Krempe, deren rechtsseitiger Ansatz durch die übertretende Samtspitze als einziger Garnierung verdeckt ist. Der Hut schmiegt sich vollkommen dem Kopfe an, bedeckt die Ohren und wird tief in die Stirne gezogen.
(Presse-Photo.)

Im Oval:
Für den Nachmittagsanzug sowie für Sport und Reise wird mit Vorliebe der schlichte Filzhut getragen. Unser Bild zeigt ein Modell der Firma Altmann-Berlin — beigefarbener Filz mit gleichfarbigem Seidenband. Die Schleife wird, zum Unterschied gegen früher, vorn gebunden.
(Phot. Sandau.)

Unten links:
Graublaue Filzglocke in neuer Form seitlich eingeknickt.
(Phot. Sandau.)

Unten rechts:
Neuartiger Filzhut mit geflochtenem Rand in Dunkelblau.
(Phot. Atelier Hanni Schwarz.)

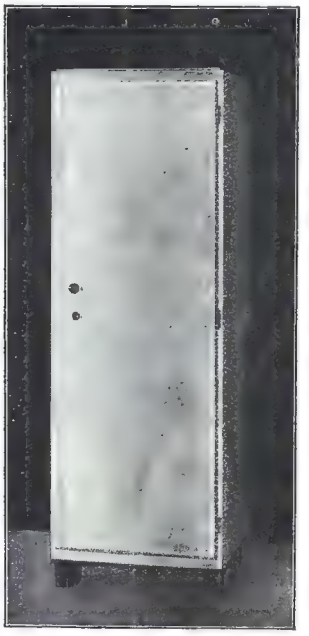
Die neue Reformküche

1. Der vierteilige Reform-Küchenschrank

2. Innenansicht des Schrankes

Verhältnismäßig spät erst hat man daran gedacht, den Hauptarbeitsraum der Hausfrau, die Küche, so praktisch, schön und billig wie möglich auszugestalten. Eine richtige Küche muß nach folgenden Grundsätzen eingerichtet sein: Alle Küchengeräte sollen in Schränken und in Schubfächern untergebracht werden können; denn was für die menschliche Nahrungsbereitung dient, darf nicht dauernd dem Staub und allen Bazillen ausgesetzt sein. Ein Küchenschrank muß also so eingeteilt sein, daß alle Geräte, auch die modernen Haushaltmaschinen, darin ihren bestimmten Platz haben. Die Schränke und Käften sollen möglichst glatt gebaut sein, damit keine Schmutzecken und Staubwinkel der Hausfrau zu schaffen machen. Endlich muß eine solche Küchen-einrichtung möglichst billig und nach und nach anschaffbar sein, damit sie jede Hausfrau stückweise erwerben kann. Alle diese Forderungen sind durch die neue Reformküche erfüllt, von der hier mehrere Abbildungen geboten werden. Wie einfach-schlicht sehen diese Schränke und Käften aus und sind doch durch ihre harmonischen Maße und die blütenweiße Emaillackierung von hervorragender Schönheit. Geradezu entzückt aber ist jede Hausfrau von der Inneneinrichtung dieser Schränke. Da sind im linken Seitenstück des vierteiligen Küchenschrankes (Abb. 1 u. 2) beliebig verstellbare Bretter für alle Kochtöpfe, Schüsseln, Back- und Bratgeschirre, Einkocher; an der Türe sind Halter für Deckel, Seiher u. a. Im rechten Seitenteil sind oben reizende Glasschüber für die Gewürze; diese Glasbehälter sind namentlich für Salz und Zucker besonders praktisch. Unten sind die Haushaltungsmaschinen, Backformen, Suppenschüssel und dgl. untergebracht; an der Türe hängen die Kochlöffel, Schneeschläger usw. Im Mittelstück sind unten geräumige Schubladen verschiedener Größen mit verstellbaren Zwischenabteilungen; darüber befindet sich ein Auszugbrett zum Abstellen; im oberen Teil sind die Brotbüchse, die Kaffee- und Teekannen, die Kaffeemühle, Tassen u. a. — Im Putzschrank, der äußerlich genau wie die Seitenteile des Hauptschrankes aussieht (Abb. 3), haben Besen, Schrubber, Staubsauger, Bügeleisen, Plättebrett, Putztücher und Putzmittel ihren genauen Platz. Für größere Küchen gibt es noch mehrere einzelne Käften mit verstellbaren Brettern (Abb. 4) oder mit Schubfächern von verschiedenem Ausmaß (Abb. 5). Geradezu ideal konstruiert ist auch der Küchen-Arbeitstisch (Abb. 6); er hat außer der Tischplatte noch ein Auszugbrett für sitzendes Arbeiten. Genannt sei endlich noch der praktische, drehbare Küchenstuhl (Abb. 7), den

4. Kleinerer Küchenkasten



3. Besenschrank

5. Küchenkasten mit Schübern

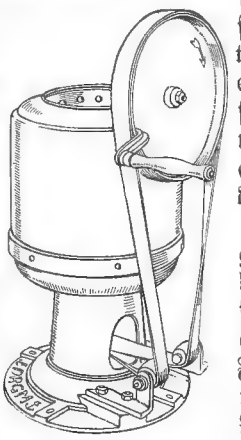
6. Bequemer Küchen-Arbeitstisch für stehendes und sitzendes Arbeiten

7. Praktischer drehbarer Küchenstuhl

man nach Bedarf auf beliebige Höhe schrauben kann. — Kein Zweifel, von dieser Küche ist jede Hausfrau begeistert. Aber wie kann man sie sich anschaffen? Außerordentlich leicht! Denn das ist der größte Vorteil dieser Eschebach-schen Reformküche, daß man bequem Stück um Stück nacheinander kaufen kann, je nachdem es die Finanzen gestatten. Der große Schrank besteht aus vier Einzelteilen, die man zuerst für sich anschaffen und nach und nach mittels einfacher Schrauben miteinander verbinden kann. Unter diesen Einzelteilen gibt es wieder eine große Auswahl mit verschiedenen Inneneinrichtungen, die hier nicht alle gezeigt werden können. Hausfrauen, die sich dafür interessieren, erhalten auf Wunsch kostenlos einen illustrierten Prospekt dieser Reformküche vom großen Haushaltungsgeschäft Albert & Lindner in München, das uns die eingehende Prüfung derselben ermöglichte. Mit einer solchen Kücheneinrichtung ist es für die Hausfrau ein Vergnügen, zu arbeiten und zu kochen, und ihre Küche ist dann zugleich ein heller, schmucker Raum, dessen weißlackierte Möbel sich spielend reinigen lassen.

Wie man Wäsche in fünf Minuten trocknet / Von R. Kappes

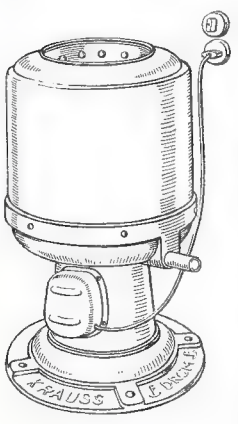
Zu Großmutters Zeiten — ach nein, sogar noch zu Mutters Zeiten — hat jede Arbeit mit viel Bedacht und umständlicher Vorbereitung langsam und sorgfältig ihre Erledigung gefunden. So haben große Haushaltungen beispielsweise die reinsten Waschfeste abgehalten. Da mußte das Gesinde nachts um 2 Uhr aufstehen, den großen Waschkessel heizen, die Lauge bereiten und die ganze Wäsche „einbürsten". Es gab heißen Wein und Zimmetschnitten und ging recht fröhlich zu im Waschhaus. Um die Vormittagsvesperzeit kochte dann der erste Kessel voll weißer Leibwäsche, und bis auch die Tisch- und Bettwäsche darankamen, wurde es Nachmittag. Dann wurde wieder von vorn angefangen und die ganze Wäsche gerieben, daß bald die Finger wund waren; sie wurde noch durch so und so viele Wasser gezogen, und dann war es sinkende Nacht. Andern Tags brauchte es nur zu regnen, dann mußte man die ganze Wäsche im Wasser liegen lassen und auf die Sonne warten, oder man gab schließlich seufzend nach und schleppte den ganzen großmächtigen Wäscheballast auf den Speicher, wo er sich dann gute drei Tage Zeit ließ, um trocken zu werden.



Trockenmaschine für Handbetrieb

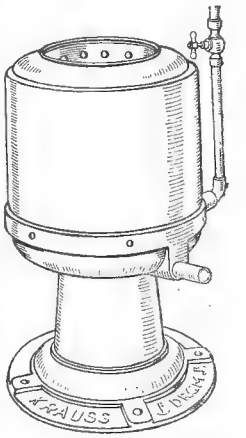
Heute ist das anders. Heute geht alles im Blitztempo. Die Maschine schafft für den Menschen, aber gleich hundertmal schneller. Auch schon kleine Haushaltungen besitzen ihre famos funktionierende Waschmaschine, die einem so ziemlich die ganze Arbeit auf mechanischem Wege abnimmt. Nur das Trocknen mußte man bisher noch der Sonne oder dem Wind überlassen. Auch das hat sich nun geändert. Die Krauß-Werke in Schwarzenberg, auf deren ausgezeichnete Waschapparate wir unsere Leserinnen an dieser Stelle schon aufmerksam machten, hat nach jahrelanger Ausprobierung und auf Grund ihrer Erfahrungen auf diesem Spezialgebiet eine Trockenmaschine konstruiert, womit man nasse Wäsche in fünf bis acht Minuten vollständig trocknen kann. In Wäschereibetrieben hat man diese Maschinen in großen Ausmaßen schon längst; für den Kleinhaushalt waren sie aber zu riesig in Format und Preis. Darum ist die Herstellung dieser Haus-Wäscheschleuder sehr dankenswert. Denn es muß ja für jede Hausfrau eine Erlösung sein, daß sie dadurch nicht mehr vom Wetter, von der Länge der Zeit und vom meist anderweitig belegten Speicher abhängig ist. Eine Wäscheschleuder bedeutet die ideale Vervollkommnung jeder modern eingerichteten Waschküche. Wie ist nun diese Maschine beschaffen, die in so unglaublich kurzer Zeit vielmal schneller als die Sommersonne die Wäschestücke trocknet? Es geschieht durch eine Schleuder, d. h. es ist eine Zentrifuge, die das Wasser auf schnellstem Wege heraussaugt. Dabei nimmt die Wäsche nicht den geringsten Schaden; kein Band reißt ab, kein Knopf zerspringt, zarteste Gewebe, Gardinen und Schleier werden absolut nicht beschädigt.

Dreierlei Ausführungen der Wäscheschleuder gibt es, die wir hier abgebildet haben: für Handbetrieb, für elektrischen Antrieb (auch Anschluß an die Lichtleitung) und für Wasserantrieb (Anschluß an die Hauswasserleitung). Für den Maschinenantrieb werden zum Trocknen einer Füllung etwa 1 Pfennig Strom- oder Wasserkosten verbraucht; Handbetrieb kostet natürlich überhaupt nichts. Über alles weitere geben die Krauß-Werke in Schwarzenberg (Sachsen) gerne Auskunft.

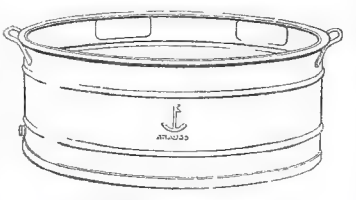


Elektrische Trockenmaschine

Gleichzeitig sei noch auf eine weitere praktische Neuerung aufmerksam gemacht: die Waschwanne Krauß (Abb. 4). Jede von uns weiß, was man vor den Waschtagen für ein „Gefrett" hat mit den hölzernen Waschzubern. Wenn man sie auch noch so sorgfältig im kühlsten Raume aufbewahrt hatte — sobald Wasser hineinkommt, rinnen sie aus allen Fugen. Entweder muß der Küfer geholt werden, oder man vertut eine Unmenge Wasser, bis das Holz sich durch die Feuchtigkeit endlich so weit dehnt, daß die Fugen dicht halten. Und welches Geschlepp hat man an diesen unförmigen, schweren Holzkübeln! Dafür ist die Waschwanne Krauß ein prächtiger Ersatz: leicht im Gewicht, immer dicht und gebrauchsfertig, vor Rost geschützt, sauber, hygienisch und unverwüstlich. Es gibt dieses Waschgefäß in fünf verschiedenen Längen: von 70 bis 110 Zentimeter. Am schönsten ist ein ganzer Satz, der ineinandergestellt wenig Platz erfordert. — Solchen ungemein praktischen Neuerungen im Haushalt soll man sich nicht eigensinnig verschließen; die einmaligen Anschaffungsausgaben kommen durch die ständige Ersparnis an Zeit und Geld bald wieder herein. Vor allem aber wird die Kraft der Hausfrau für Besseres frei.



Trockenmaschine für Wasserantrieb



Krauß-Waschwanne

Weihnacht auf dem Meere / Von Cäcilie Allmendinger

Seeleneinsam lebte der alte Leuchtturmwächter Klaas draußen im Weltmeer auf seiner hohen Warte. Tag und Nacht hatte er nichts anderes um sich als das unendliche Meer. Und das war nur selten still und glatt wie ein Spiegel; die meiste Zeit toste und brandete es an den Turm, und gar, wenn ein wilder Orkan wütete wie heute, da schlugen die Wellen himmelhoch, als wollten sie den zitternden Leuchtturm wie ein Streichholz zerbrechen.

Daß es auch gar nicht nachlassen wollte! War doch Weihnachtsabend, und Klaas hätte sich so gerne zu seinem winzigen Christbäumchen gesetzt, das ihm gestern mit dem Proviantschiff gebracht worden war. Seinen Lieben wollte er nachsinnen, seiner guten Frau, die schon so lange Zeit tot war, und seiner Tochter Annagret, die ihm vor wenigen Jahren ein schleichendes Fieber raubte. Ganz, ganz allein war er jetzt. Freilich waren ihm dafür all die vielen Schiffe und Leben der Menschen anvertraut, die sich auf dem Meere befanden und sehnsüchtig nach seinem Lichte ausspähten.

Also ging er als getreuer Wächter von einem Licht zum andern, daß es nicht ausgehe, zündete auch auf der obersten Plattform seines Turmes ein großes Leuchtfeuer an, das außer Kurs geratenen Schiffen den Weg zeigen sollte.

Ein Krachen und Splittern ließ ihn in die Tiefe horchen. Was war das? Und jetzt tönte ein Wimmern und Stöhnen kläglich herauf. So schnell die alten Füße konnten, lief Klaas die enge Wendeltreppe hinab und öffnete vorsichtig die Eisentür, zu der das Wasser hereinspülte. Du lieber Gott, da fiel ihm ein menschlicher Körper entgegen, und kaum ein paar Meter vor seinen Füßen schwamm ein gekentertes Boot . . .

Die heilige Familie auf der Flucht

Als er droben in seiner Warte der Unglücklichen die Schläfen mit Branntwein eingerieben hatte, kam sie langsam wieder zu sich. Und da sah Vater Klaas beim Schein der Lampe, daß die Schiffbrüchige haargleich, aber haargleich aussah wie sein verstorbenes Kind . . . Nur den großen Höcker, nein, den hatte seine Annagret nicht gehabt.

Die Fremde wurde bald munter, aber das Gedächtnis war ihr völlig geschwunden; sie konnte sich an nichts mehr erinnern, von wo sie gekommen war. Lächelnd zupfte sie das Christbäumchen zurecht und zündete die Kerzchen an, indes Vater Klaas auf die Altane hinaustrat und aufs Meer hinausspähte. Seltsam: es war wie mit einem Schlage sanft und ruhig geworden, nicht das leiseste Lüftchen regte sich mehr. Das wirkte wie ein Wunder.

Dem alten Leuchtturmwächter war nun doch noch ein lieblicher, trauter Weihnachtsabend erblüht, wie schon seit vielen Jahren nicht mehr. Das fremde Mädchen sang wunderfeine Lieder, und herzlich bat sie, ihn Vater nennen und bei ihm bleiben zu dürfen. Wie gerne gewährte ihr das der alte Klaas! Ihm war, als habe er nach schmerzlicher Trennung nun wieder seine Annagret, und so gab er ihr auch diesen Namen.

Schon nach wenigen Tagen sah man in jeder Ecke die Spuren ihrer emsig schaffenden Hände, alles blitzte und blankte, und zwischendurch sang die Annagret ihre seltsamschönen Lieder, daß die ehedem so traurigen Augen des alten Klaas wieder hell und fröhlich blickten und sein Vaterherz sich freute an dem munteren Kind. Zogen Schiffe vorbei, dann traten die Passanten wohl nahe an die Reeling heran und lauschten gespannt dem wundervollen Gesang; aber wenn sie dann droben hinter dem eisernen Geländer, das die Leuchtturmkuppel umgab, die bucklige Sängerin erblickten, wandten sie sich mitleidsvoll von ihr ab.

Seit jenem Sturm am Weihnachtsabend hatte das Meer nie wieder so getobt. Auch das Frühjahr und den Sommer über war es auffallend ruhig wie nie vorher. Kein einziges böses Gewitter zog auf, kein Schiffsunglück geschah. Vater Klaas sagte oft zu Annagret: „Mit dir ist der Segen Gottes übers Meer gekommen!" Da lächelte sie nur still in sich hinein.

Es wurde Herbst, dicke Nebel zogen auf und schnitten den einsamen Leuchtturm draußen im Meer vollends ganz von allem Leben ab. Bald war auch der Winter da. Die beiden Einsamen saßen Abend für Abend in der traulich erwärmten Turmstube. Aber als es auf Weihnachten zuging, bemerkte Vater Klaas eine geheimnisvolle Unruhe an Annagret. Stundenlang konnte die sonst so Emsige untätig an der Luke sitzen und aufs weite Meer hinausträumen. Wenn er sie dann anrief, kam sie wie aus endloser Ferne in die Wirklichkeit zurück. Sie sang nicht mehr, und ihr liebliches Gesichtlein wurde schmal und blaß, ja völlig durchsichtig schien es ihm. Und Vater Klaas fühlte sich immer müder und schwächer werden, je mehr Annagret von ihrer Heiterkeit verlor.

So kam der Weihnachtsabend. Vergebens warteten sie auf das alljährliche Christbäumchen; man schien die Einsamen im Ozean diesmal vergessen zu haben. Vater Klaas betete und las aus der Heiligen Schrift vor, als es schon auf Mitternacht zuging. Wie ein Schatten ging Annagret umher. Und zufällig aufblickend, sah der Alte plötzlich mit erschrockenem Staunen, wie es auf Annagrets Rücken blitzte und schimmerte. Ihr großer Höcker bewegte sich; es war, als fange er zu sprossen an, und mit einem Male entfaltete er sich zu zwei wundervoll gleißenden Silberflügeln — das irdische Gewand fiel von ihr ab, und ein reiner, strahlender Engel schwebte im Raum und verbreitete einen unerhörten Glanz.

Klaas fiel vor ihm nieder und streckte die Hände nach ihm aus. Der Engel aber sprach mit unsäglich milder Stimme: „Vater, du lieber, ich bin deine verstorbene Tochter Annagret, und das Christkind ließ mich in seiner großen Gnade zu dir auf die Erde kommen. Heute weiß ich, daß ich wieder zurück in den Himmel muß."

„O laß mich mit dir gehen!" flehte der Alte herzbewegend mit aufgehobenen Händen. — Da neigte sich der Engel mit himmlischem Lächeln zu ihm nieder und küßte ihn auf die Stirn . . .

Andern Morgens, als das verspätet eingetroffene Proviantschiff kam, fand man den alten Klaas tot auf seinem Posten. Und auf seiner Brust lag, mit wunderlichem Duft die Kammer füllend, eine frisch erblühte weiße Christrose. Niemand begriff, woher die seltsamschöne Blume gekommen war.

Silvesterscherz

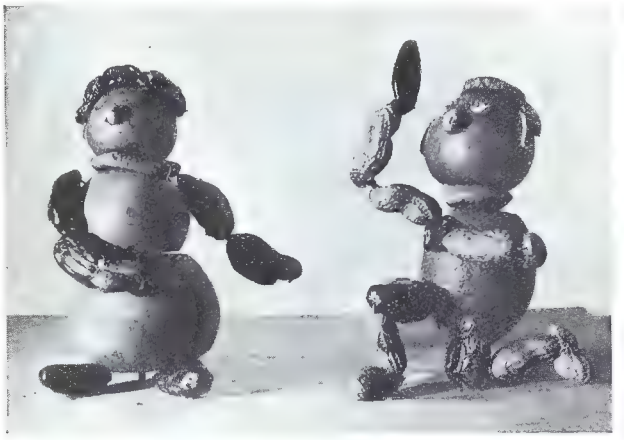
Elefant aus Kokosnuß, Birne, Korinthen, Feigen und Datteln

Ihr müßt wissen, die Früchtemännchen und -tiere, die ihr hier abgebildet seht, hat sich der siebenjährige Fritz selbst gemacht. Er ist eben ein grundgescheiter Bub. Vom Nikolaus und zu Weihnachten hatte er zusammen einen ganzen hohen Teller voll Früchte geschenkt bekommen: Apfel, Birnen, Nüsse, Feigen, Bananen und wundersüße Datteln. Dem Fritz war es bald zu langweilig, daß er immer nur die Früchte, die obenauf lagen, sehen konnte; wenn er sich die untern auch begucken oder davon naschen wollte, mußte er den ganzen Früchteberg erst abheben. So legte er denn alles der Reihe nach auf den Tisch: eine goldgelbe Orange und einen Apfel darauf und obenauf nochmal einen kleineren

Vogel aus Banane und Erdnüssen, Johannisbrot und Holzstäbchen

fertigzubringen. Fritzchen hat großen Spaß an den drolligen Figuren und nennt sie alle beim Namen.

Apfel — ei, das sah aus wie ein kugelrundes Frauchen, fehlten nur noch Arme und Beine! Schnell wird Draht herbeigeholt, um die Gliedmaßen zu befestigen; Erdnüsse und Datteln müssen dran glauben, als Hut und Halskrause dient je eine Feige. Augen und Mund werden kunstvoll eingeschnitten; die Nase besteht aus einem Stückchen Nußkern. Wundervoll ist das Schöpfungswerk gelungen. Und damit ist der Drang zu weiteren Taten erwacht. Fritzchen hatte fabelhafte Einfälle, und immer kühner wurde jede neue Gestalt. Sind der Schneeschuhläufer und der Radfahrer nicht einfach feenhaft? Aber am allerschwierigsten muß der Elefant gewesen sein; es gehörte große Findigkeit dazu, ihn so naturgetreu



Apfelweibchen und Zitronenmann

Aber da kam noch das Allerschönste: in der Neujahrsnacht, um die Geisterstunde zwischen 12 und 1 — was hüpft da dem Fritz aufs Deckbett? Seine Früchtemännchen. Das ist nämlich die einzige Stunde im Jahr, wo die Spielsachen der Kinder lebend werden dürfen.

„Fürchtest du dich?" frägt der Radfahrer Fridolin.

„Nö, nö!" sagt Fritzchen großartig und kann schon schier nicht mehr schnaufen, weil ihm der Kerl wie ein Nare immer im Kreis auf der Brust herumradelt. Nun steigt auch noch der Schneeschuhläufer Blöderich auf Fritzchens Nase, macht einen Hopser herunter zum Kinn und landet in einem eleganten Telemarksprung auf seinem Magen. „Au!" schreit der Fritz und haut nach

Der süße Schneeschuhläufer

dem Schlingel; aber Blöderich saust schon weiter auf der schneeweißen Decke und rennt das Apfelsinenweibchen über den Haufen, daß es tödlich verunglückt. Der Vogel Huckebein hat sich flügelschlagend dem Elefanten Yumbo auf den breiten Buckel gesetzt, und das unförmige Riesentier steht nun drohend vor dem kleinen Fritz, zielt mit den scharfen Fangzähnen nach ihm und trompetet ihn durch seinen Rüssel an, daß sich der Bub ganz schauerlich fürchtet. Als der Elefant gerade sein Opfer zu Brei zerstampfen will, schlägt es eins — schwupp, steht die ganze Gesellschaft wieder drüben auf dem Tisch und tut keinen Mucksер mehr. Aber am andern Morgen ist's ihnen schlecht ergangen. Fritzchen hat sich gerächt für die ausgestandene Angst. Zu allererst wurde der fürchterliche Yumbo geschlachtet und aufgezehrt, dann der Radfahrer Fridolin und hernach der elegante Herr Blöderich. Wenn sie auch alle noch so traurig und treuherzig aus ihren Nußaugen schauten — es half ihnen nichts. Fritzchen hat sie ratzebutz verspeist.

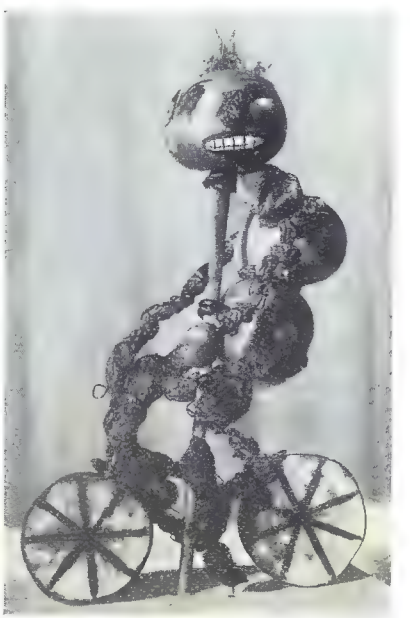
Lieber von der Mutter

Onkel: „He, Karlchen, komm einmal her!"

Karlchen: „Ich kann nicht, Onkel. Mama wartet auf mich, um mich durchzuhauen!"

Onkel: „Und da eilst du so?"

Karlchen: „Freilich, denn wenn ich später heimkomme, ist Papa zu Hause und dann krieg ich sie von dem!"



Auf dem Zitronenscheiben-Rad

Herausgeber und verantwortlicher Hauptschriftleiter: Dr. Alfons Heilmann, München, Lachnerstraße 10, Tel. 61406.
Druck und Verlag von Josef Kösel & Friedrich Pustet, München, Kaiser-Ludwigsplatz 6.
In Österreich für Schriftleitung verantwortlich: Paul Siebertz, Wien VI, Capistrangasse 4
Manuskripte und Besprechungsexemplare an: Schriftleitung „Deutscher Hausschatz" München, Lachnerstr. 10
Nachdruck aller Beiträge verboten. — Alle Rechte vorbehalten.

Kunstbeilage zu „Deutscher Hausschatz / Sonntag ist's"

Druck von Josef Kösel & Friedrich Pustet, Kempten

G. Sammartino: Die Bescheidenheit

In Eis und Schnee — Bei Berchtesgaden

Der Pfarrer vom blühenden Weinberg

Roman von Felix Timmermans

Lustig blicken die Hügel auf das weiße Dorf mit den roten Dächern und auf den Garten des Herrn Pfarrers, wo Pappeln zittern um einen Teich. Der Frühling hält feierlich seinen Einzug. Weiße Wolkenfahnen jubeln am Horizont empor. Ihre Schatten treiben, von goldenen Sonnenflecken gefolgt, über die Felder dahin. Wie rostbraune und grüne Teppiche liegen die Felder über den Bäuchen der Hügel. Säer schreiten schwarz gegen den silbernen Himmel; Ochsen ziehen den Pflug, und eine weiße, steinerne Windmühle schwenkt die Arme wie ein ausgelassenes Kind. Menschen zeigen auf zurückkehrende Vogelschwärme hoch in der Luft. Klänge mischen sich mit dem Duft von Tannenwäldern.

Hinter den Hügeln ringsum wellen neue Hügel, und stundenweit, hinter grüßenden Mühlen und hellen Dörfern, hinter Flüssen wie Streifen von Milch, umzieht den Horizont eine Krone von blauen Türmen.

Im Weinlaubengang, der sich vom Teich bis zum rosigen Hintergiebel des Pfarrhauses wölbt, sitzt der gelbe Kater neben seinem Schwanz und wartet auf einen Spatz, und an einem offenen Fenster, unter dem weißer und violetter Krokus funkelt, schreibt der hagere, rotbäckige Herr Pfarrer bedächtig einen Brief an seinen Bruder, Uhrmacher in Lier:

„Mein lieber Bruder Gommarus
und meine liebe Nichte Leontine!

Es ist also heute wieder Karfreitag, dieser Tag von göttlichem Leiden und Schmerz, der sich wie ein dunkles, purpurnes Portal über unsere Seele wölbt.

Der Himmel müßte bedeckt sein, doch die Sonne kommt sogar bis auf mein Briefpapier wie ein Schwarm von goldenen Bienen.

Man kann es kaum glauben, daß heute unser Herr Jesus im Grabe liegt und weder Sonne noch Mond zu sehen bekommt. Es ist ein Wetter, das unserer Seele verbieten möchte, zu trauern, aber der Tag ist zu reich an Blut und Wunden, und unsere Seele lauscht schluchzend den traurigen Blutfontänen des gekreuzigten Weinstockes.

Und doch, während wir trauern um das kostbare Blut, das aus Jesus Wunden tickt, milder und vielfältiger als das Ticken von allen Uhren der Welt zusammen, mein Bruder, zucken durch unseren Schmerz die ersten Schauer der goldenen Osterfreude.

Denn dieses Blut ist Wein! Es lockt die Seele, diesen goldenen, wunderbaren Schmetterling, aus den dunklen Tiefen empor. Wie Wein lastet dieses Blut auf den dürren, lauen Seelen; wie ein Regen von Wein rauscht es über die Dächer; es reinigt die dumpfen Fenster der dunklen Häuser und läßt die Kerzen wieder aufflammen, die man vergessen hatte anzuzünden.

Doch nein, ich verliere mich wieder in Betrachtungen und bildlichen Ausdrücken; unser seliger Vater hat ja immer gesagt, daß ich zum Uhrmacher nicht taugte. Ich wollte nur sagen, ich hätte damit anfangen sollen, daß Ihr einen früheren Postwagen nehmen müßt, denn der andere fährt nicht mehr an Sonn- und Feiertagen. Achtet also gut darauf, denn sonst könnt Ihr hier dem Hochamt nicht mehr beiwohnen, und das wäre doch schade.

Ich habe einen neuen Wein auf Flaschen gezogen, Gommarus, was Dich auch freuen wird, einen weißen Wein aus Umbrien, dem Lande des heiligen Franz. Wir wollen ihn mal probieren.

Ich rechne auf Euren Besuch; Sophie weiß, daß Ihr kommt.

Euer ergebener Bruder und Oheim in Christo
Benedikt Serneels."

Der Pfarrer hat mit eigener Hand den Weinlaubengang angelegt, der sich vom hintern Hausgiebel bis zum Teiche wölbt. Er selbst macht jedes Jahr von den weißen Trauben, die dran wachsen, den süßen Wein für die Messe.

Das geräumige Pfarrhaus mit seinem purpurnen Schieferdach und seinem rosig gekalkten Giebel hat er „den blühenden Weinberg des Herrn" genannt.

Er selber zieht mit Hilfe des hinkenden Gärtners den Wein ab, spült die Flaschen, versorgt mütterlich den edlen Saft, verlegt den Wein, verfolgt seine Krankheit und Heilung, gibt ihm fromme Namen, ordnet ihn ein, schreibt und predigt über ihn in symbolischem Sinne.

Er trinkt ihn sparsam und mit Ehrfurcht.

In einem der Zimmer des Pfarrhauses hängt ein Bild, der Stolz des Pfarrers. Es ist eine Kopie nach dem alten, tiefsinnigen und dichterischen Gemälde der braunen Kirche in Aerschot bei Löwen. Sie ist drei Meter lang und einen halben Meter hoch und stellt „Den wahren Weinberg Christi" dar.

Links erhebt sich vor einem Horizont von zigarrenrauchblauen Hügeln ein reicher Weinberg, in dem Männer mit nackten Armen und Beinen eifrig bei der Arbeit sind. Es wird gespatet, gehackt und gepflanzt; Aufseher erteilen Befehle, ganze Haufen von schweren Trauben werden gepflückt, in Körbe geladen und fortgetragen auf gekrümmten Rücken zu einem breiten Faß, worin ein Mann mit tanzenden Füßen den schönen Wein preßt.

In der Mitte steht eine steinerne Weinpresse, worunter Jesus selber wie eine Traube gepreßt wird, daß ihm das Blut in Fontänen aus Haupt und Gliedern spritzt. Und dieses Blut läuft in ein Faß, aus dem zwei Priester mit großen goldenen Kelchen die kostbare Flüssigkeit schöpfen.

Vom Hügel hinter der Weinpresse wird ein großes Faß auf einem Wägelchen von den vier Evangelisten hinuntergefahren. Diese sind dargestellt als der geflügelte Löwe und der Ochse, die ziehen, der Adler, der auf dem Fasse sitzt, und der Engel, der die Peitsche schwingt und befiehlt.

Rechts, wo sich wieder eine Reihe von blauen Hügeln erhebt, wird dieser Wein, dieses göttliche Blut, von Bischöfen und Prälaten, die mit reichen Mänteln geschmückt sind, in Fässer gegossen, die dann zugeschlagen und weggerollt werden. Ein paar Leute, die drüben in der Kirche zur Beichte gehen, dürfen bereits von dem Weine kosten. Und ein Papst, dem ein König und ein Kardinal dabei helfen, läßt die Fässer mit großer Anstrengung vorsichtig in die dunklen Keller der Kirche hinab. Dies ist das Gemälde, das den Pfarrer anregt zu seinen Predigten, Gedanken und Schriften. Stundenlang kann er davor stehen, in Gedanken versunken. Wie jemand, den man aufrichtig lieb hat, streichelt er manchmal beseligt das Gemälde.

Und unter dem Kruzifix, dessen Elfenbein kastanienbraun geworden ist vom vielen Pfeifenrauch, hängt ein weißes Tuch, auf dem seine Nichte Leontine, als sie noch zur Schule ging, in Kreuzstich den mystischen Spruch gestickt hat:

„In Deiner Fußspur, o mein Geliebter, gehen die jungen Töchter mit leichtem Schritt."

*

In der hellen Stube, zu der fünf Stufen emporführen, sitzen am runden, gedeckten Tisch: der Pfarrer, sein Bruder und dessen Tochter Leontine. Das weiße Tischtuch wirft seinen Glanz auf ihre Gesichter. Einige Flaschen Wein stehen in ihrem Kellerhemd von Staub und Spinngewebe in einem Halbkreis vor dem Pfarrer.

Durchs offene Fenster sieht man die Sonne Silber streuen auf den Teich, und die schwarzen Spalierbäume an der weißen Mauer werden golden in ihren Strahlen.

Es ist still am Tisch; das Ticken der Gabeln, das Singen der kristallenen Weingläser und das Piepen der Spatzen im Weinlaubengang, der vollauf Knospen treibt, sind die einzigen Geräusche, die spielend die Worte des Herrn Pfarrers begleiten.

Indessen sitzt Leontine da mit angstvollem Herzen. Sie blickt unruhig, lauernd zu ihrem Vater hin und kann fast nichts essen von dem gespickten Hasenrücken mit eingemachten Reineclauden, den sie sonst so gern hat. Ab und zu träumen ihre grauen Augen in die Ferne. Sie zählt die Weintrauben auf der Tapete, vergißt, wo sie sich befindet, und sieht plötzlich etwas Schönes; ein Lächeln umschmeichelt ihre Lippen: ihn sieht sie, ihren Liebsten mit seinen tiefen, sinnenden Augen und seinen schwarzen Haaren; sie sieht die Liebe zu ihr in seinen Zügen; sie fühlt seinen gütigen Händedruck; aber eine Bewegung, ein Schnaufen ihres Vaters, der neben ihr sitzt, weckt sie immer wieder zum Bewußtsein ihrer Angst. Nicht wissend, was anzufangen, in der Erwartung, daß gleich das Gefürchtete losbrechen wird, streicht sie erregt mit langsamen Gebärden die Falten glatt an ihrem neuen blauen Kleide und versucht sich in der Bierkaraffe zu spiegeln, um festzustellen, ob man ihre Erregung sehen kann.

Der Pfarrer merkt nichts von ihrer Angst. Während er ißt, sucht er seinen Bruder von den guten Eigenschaften des Weines zu überzeugen.

Aber sein Bruder Gommarus hört nicht zu; er schlingt das Essen hinunter ohne Genuß, gießt zerstreut den Wein dazwischen und seufzt herausfordernd, als wollte er den Pfarrer zu der Frage veranlassen: „Aber Gommarus, was liegt dir nur so schwer auf dem Herzen, das dich so seufzen läßt?"

Gommarus ist der Pfarrer in kleinerem Format und mit einem Bart versehen; sonst sehen sich die beiden Brüder sehr ähnlich. Gommarus trägt eine Brille, da seine Augen ganz klein geworden sind vom vielen Suchen in den Eingeweiden der Uhren. Doch jetzt funkeln sie manchmal drohend wie Messer seine Tochter an. Er möchte jedesmal etwas Heftiges sagen, findet es aber nicht angebracht, verschiebt es wieder, wird rot, als ob er es schon gesagt hätte, spült mit einem Schluck Wein seine Erregung hinunter und seufzt einen herausfordernden Seufzer.

Leontine fühlt das Unheil sich zusammenballen.

Widerwillig ist sie hierher gekommen, aber ihr Vater bestand darauf. Sie möchte von hier fort sein und ihr Haupt verbergen in ... sie weiß selber nicht worin, ja, in dem Schoß einer Mutter! Aber sie hat keine Mutter mehr; diese würde sie schon verstehen, und alles würde gut und schön werden in ihrem Leben!

Sie fühlt den kalten Schweiß auf der Stirne.

Der Pfarrer erzählt weiter über die Mystik des Weines und führt Texte an aus der Heiligen Schrift und Worte von Heiligen.

Gommarus kann nicht mehr an sich halten und platzt plötzlich heraus:

„Jawohl, jawohl, Bruder Benediktus, alles guter Wein, der beste, den es auf der Welt gibt!" und mit seinem Daumen verächtlich auf seine Tochter zeigend, „aber das ist anderer Wein! Ich will es dir nur sagen! Es muß heraus! Ich kann es nicht länger für mich behalten! Bei uns geht es drunter und drüber! Weißt du, was sie macht? Guck sie nur an, mit ihrem Madonnengesicht! Würde man ihr nicht zu jeder Tagesstunde die Kommunion reichen? Nun! Sie hat einen Liebsten, der gottlos, der ein Freigeist ist!"

Gommarus wirft sein Weinglas um, und die rote Flüssigkeit tropft ihm auf die braunkarierte Hose. Der hagere Pfarrer verschluckt sich vor Schrecken am Wein. Leontine kriecht in sich zusammen.

„Kind, ist das wahr?" fragt der Pfarrer kreideweiß. Seine Wangen sind blaß, als ob sie nie Farbe gehabt hätten.

Leontine beugt das blonde Haupt in die Hände und fängt leise an zu weinen.

„Ist das wahr?" fragt der Pfarrer sich erhebend, mit hoffnungslos schlaffen Armen; seine Mundwinkel ziehen sich nach unten, und seine Augen blicken, groß und hellblau, voller Traurigkeit auf Leontine.

„Ist das wahr?" fragt er zum drittenmal.

Leontine schluchzt in ihren Händen: „Ja . . . Oheim."

„Wie ist das möglich!" sagt der Pfarrer mit gebrochener Stimme; er läßt sein Mundtuch aus den Händen gleiten und schließt wie einer Ohnmacht nahe die Augen.

Aber Gommarus krächzt ihn wach. „Er ist ein Altertumskrämer, dieser Kerl! Einer, der bei uns alte Uhren machen ließ und immer wieder Uhren brachte, so daß ich anfing zu denken, er käme, um zu stehlen!

Aber im Anfang voriger Woche war ich zuerst aufgestanden, was nicht leicht vorkommt, und was finde ich im Kasten? Einen Brief, Benedikt, einen Brief, von diesem traurigen Helden! Hier ist er! Lies ihn!"

Gommarus holt höhnisch und schadenfroh einen Brief aus der Tasche, steht auf und gibt ihn in die Hände des Pfarrers, aber liest dann selber vor: „Mein süßer Engel!— Und er glaubt nicht einmal an Engel", bemerkt Gommarus spöttisch dazu. „Wenn ich am Morgen erwache, dann wirft die Sonne ihre ersten Strahlen in mein Zimmer und zeichnet die Figuren der Spitzenvorhänge auf die nackten Bretter des Fußbodens. Dann liegen Blumen, schwungvolle Schnörkel und fliegende Vögel zu meinen Füßen; ein Frühling schüttet seinen Reichtum aus vor meinem Bett!

So bist auch Du, Geliebte, die Sonne, die über die nackten Wege meines Lebens einen Garten webt, wo Rosen duften, wo Lilienhaine singen von honigsammelnden Bienen, wo farbige Vögel das Silber ihrer Lieder streuen! O Sonne meines Herzens, laß dieses Licht, das jetzt in mir wohnt, von keiner einzigen Wolke . . ."

Gommarus kann nicht weiterlesen; das Blut kocht ihm in den Adern. „Die Wolke bin ich!" ruft er.

„Er ist ein Dichter", sagt der Pfarrer sinnend.

„Ja, ein Lügner", schnauzt Gommarus. „Das geht so weiter über sechs lange Seiten, und er spricht nicht einmal von Gott! Wo soll das hinführen mit meinem eigenen Fleisch und Blut! Und er ist nicht getauft und kommt in keine Kirche! Er ist ein Abenteurer, ein Freigeist, ja, ein Freigeist!"

Gommarus blickt begierig auf den Pfarrer. Nun erwartet er von seinem Bruder, daß er mit der Eingebung und der Glut seines Predigertalentes die Liebe in Leontine umblasen wird. Er bereitet sich schon vor, ihm zuzuhören.

Der Pfarrer hat ein paarmal geschmatzt und sagt dann einfach und sanft: „Wann reist du ab, Gommarus?"

„Ich?" fragt der Uhrmacher bestürzt, als ob es donnerte. „Warum? Ich . . . morgen, nicht wahr? Morgen."

„Nun, Gommarus, Leontine wird dann noch einige Tage hier bleiben, nicht wahr?"

Gommarus ist zunächst wie vor den Kopf geschlagen, aber dann lacht er verächtlich und boshaft: „Ach! Ach! Du willst ihr diesen Schmutz mit süßen Worten ausreden! Schade um jedes Wort! Weißt du, was sie sagt? Sie wird dafür sorgen, daß er sich bekehrt, daß er sich taufen läßt und seine erste Kommunion hält! Aber wenn er zehnmal seine erste Kommunion halten würde, auch dann nicht! Nie wird er sie heiraten, das wage ich mit meinem Blute zu unterschreiben!"

„Gommarus!" mahnt der Pfarrer mit gerunzelter Stirne, „so darfst du nicht reden, Bruder! Das heißt Gott beleidigen! Und außerdem —, so weit sind wir noch nicht!" Seine Stimme wird weicher, nachdem er sieht, daß Gommarus eingeschüchtert ist. „Laß mich nun gewähren. Kümmere dich nicht weiter darum und bedenke, daß jetzt Ostern ist, dieser schöne Tag, an dem Jesus' Blut wie ein erquickender Wein die Seelen im Fegefeuer von ihren Leiden geheilt und sie dem Himmel zugeführt hat. Komm, Leontine, iß nun ruhig weiter von diesem Truthahn, nimm die Hände vom Gesicht und laß dich von diesem stillen Weine trösten. Und versuche du einmal diesen, Gommarus!"

Gommarus möchte noch Einwendungen machen und von neuem anfangen; aber der Pfarrer läßt gebietend die Finger auf und ab gehen, und Gommarus schweigt und denkt: „Er ist doch gelehrter als ich!"

Leontine nimmt die Hände von ihren nassen Augen. Sie hat plötzlich Vertrauen gefaßt zu dem Oheim, und da das große Gewitter vorübergegangen ist ohne die gefürchteten Folgen, nimmt sie sich vor, gelegentlich dem Pfarrer zu beweisen, wie gut ihr Geliebter ist, und ihm zu sagen, daß auch ihr Leben durch seine tiefe Liebe zu einem Garten geworden ist, und dann hofft sie auf seine Zustimmung. Wenn nicht, dann wird man sie bald auf den Friedhof bringen müssen! Aber er wird seine Zustimmung schon geben, das merkt sie an seiner Ruhe, und er wird alles tun, damit seine Nichte Leontine glücklich auf Erden wandeln könne. Sie möchte ihm um den Hals fallen, weil er keine bösen Worte über ihren Geliebten gesprochen hat.

Der Pfarrer erzählt weiter:

„An einem Wintertag, als die Hügel mit Schnee bedeckt waren, kamen zwei fremde Bettelmönche, zitternd vor Kälte und Hunger, und klopften bei mir an. Sie waren halbtot, die armen Kerls, aber ich habe sie aufgefrischt mit gutem Essen und Trinken. Sie lebten wieder auf. Später, als sie zurückgekehrt waren in ihr Kloster in Portugal, schickten sie mir ein halbes Faß von dieser edlen Flüssigkeit, die sie selber nie kosten und von der nur dem Bischof eingeschenkt wird, wenn er kommt, um das Kloster zu visitieren.

Und wie findest du diesen Wein, Gommarus?"

„Er schmeckt nach mehr", sagte der Uhrmacher und schob sein Glas vor.

*

Naß bis aufs Hemd kehrt der Pfarrer heim vom Besuch eines Kranken, der vom Leben hat scheiden müssen. Der Pfarrer schreitet über die Hügel, die naß sind vom Regen; die Täler sind naß, die Fernen sind naß, und es ist still in den glänzenden, knospenden Bäumen.

Man hört den feinen Sprühregen nicht, er fühlt sich an wie Samt; man sieht ihn nicht, aber ein leichter Dunst hängt über allem, blau und zart wie Pflaumenhauch.

Der Pfarrer ist wie eine blühende Rose vor Glück; wie ein Duft erfüllt ihn das Glück um den alten, gelben Bauer, der soeben in jener schmutzigen, dunklen Hütte gestorben ist mit einem Lächeln im linken Winkel seines lahmen Mundes und mit einem schönen Glanz über seinem armen Gesicht.

„Gott ist ein Weinberg, aber auch ein guter Weingärtner," murmelt der Pfarrer dankbar und stolz, „und wir Menschen sind die Trauben seines Weinbergs. Die

Schale und die Kerne sind unser Leib, der Wein ist unsere Seele. O Gott, pflücke die Traube meines Leibes, und wäre es auch zu dieser Stunde, wenn der Wein darin für dich am besten ist, und warte nicht, bis er sauer wird!"

Der Pfarrer denkt nach über das Glück eines schönen Todes wie bei diesem alten Bauer: ohne Begierden zum Himmel zu fahren.

„Das ist es! Das ist es!" jauchzt der Pfarrer. „Denn wir sind geboren, um schön zu sterben!"

Er schreitet weiter über die Rundung der grün- und lehmgelb gefleckten Hügel, immer auf- und abwärts; und während ihn das Glück von innen erleuchtet, kreisen lustig große Wassertropfen wie Glasperlen um den Rand seines Hutes und klatschen auseinander auf seine schmalen Schultern.

Ihm ist so leicht ums Herz, weil der Tod dieses Armen so schön war, und er ist stolz, ein wenig dazu beigetragen zu haben.

Während er so, in warmer Glückseligkeit, mit seinen langen Beinen über die Hügel schreitet in dem weichen, blauen Regen, erblickt er dort im Tal das Dorf mit seinen weißen Häuschen und seiner schmalen Kirche. Gleichzeitig sieht er das rosige Pfarrhaus mit seinen Pappeln, und plötzlich steht ihm wieder das stille Bild Leontinens vor Augen.

Es fällt ihm wie ein schwerer Stein auf die Brust.

Und plötzlich erfrieren die Blumen seiner himmlischen Gefühle. Seine Freude wird wie eine welke Blume, die man fortwirft; sein Schritt wird wie Blei, und in seinen blauen Augen keimt eine stille Traurigkeit.

„Leontine, was soll aus dir werden, Kind?" fragt er seufzend.

Seit acht Tagen schon ist sein Bruder Gommarus abgereist, und noch hat der Pfarrer nicht mit Leontine über ihre Liebe gesprochen. Er wagt es nicht, er wagt es offen gestanden nicht; er ist ihrer Unschuld nicht gewachsen.

Tag und Nacht grübelt er darüber nach, wie er es sagen könnte, aber er findet keinen Anfang. Er, der sonst immer ruhig und sicher die Lage beherrscht — in diesem Fall ist er unentschlossen und schüchtern. Er weiß nicht, wie es kommt, aber ach, Leontine kann ihn mit ihren wasserhellen Augen so dankbar und zugleich so flehend ansehen, daß ihm die Worte schmelzen auf der Zunge. Alles ist so echt, so frisch und unschuldig an ihr, so voll freudiger Erwartung, daß es einen rührt und mit Ehrfurcht erfüllt.

Und so etwas zerschlägt man nicht einfach wie ein Weinglas, dazu müßte man ein eisernes Herz haben. Er ist dieser Aufgabe nicht gewachsen. Und doch muß es geschehen, denn wozu wäre er sonst Pfarrer?

Ihm wird heiß, wenn er daran denkt; er verschiebt es von Tag zu Tag und hofft manchmal, daß die Liebe sich von selbst verlieren wird; aber er bemerkt, daß Leontine, wenn sie allein ist, immer starr vor sich hinblickt mit einem Lächeln auf den Lippen. „Sie muß schon sehr stark verliebt sein", denkt er und beißt sich auf die Unterlippe.

„Gott versucht meine Stärke", denkt er, und sein sonniges, friedliches Dasein hängt voll grauer Schatten.

Und was das Schlimmste ist, der Pfarrer liest es in ihren Augen: sie erwartet von ihm Güte, Zustimmung und Hilfe.

So verschiebt er es von Tag zu Tag, betet zum Heiligen Geist, hat aber das volle Bewußtsein, daß er doch einmal den Anfang machen muß.

„Und dann ist es besser heute als morgen!" seufzt er schwach. Unschlüssig schreitet er den Feldhügel hinab. Je mehr er sich dem Dorf nähert, um so heftiger klopft ihm das Herz.

Bedrückt und gefoltert öffnet er das eiserne Tor. Ein großer Augenblick seines Lebens steht ihm bevor.

Vor der weißen Tür des Pfarrhauses steht er plötzlich still wie aus Stein, die Nase fast an der Tür. Mit geschlossenen Augen und geballten Fäusten steht er da, und alle seine Gedanken und Gefühle, seinen ganzen Willen, seine Hoffnung und sein Verlangen zieht er zusammen zu einem einzigen Knoten.

So steht er vor der Tür im Regen; die gelben und weißen Krokusblüten regen sich ab und zu, um das Wasser vom vielen Regen von sich abzuschütteln.

Es ist still, überall still, der Regen ist unhörbar.

Mitten in seiner Anstrengung sieht der Pfarrer plötzlich das schmutzige, gelbe Gesicht dieses armen Bauern, auf dem der freudige Glanz seiner zum Himmel aufgefahrenen Seele liegt.

Der schöne Tod! Und das gibt den Ausschlag.

Als er, den Messinggriff der weißen Tür noch in der Hand, die schwarz-weißen Fliesen des Hausflurs betritt, sagt er mit einem endgültigen Entschluß: „Heute noch!" Und dabei bricht ihm der Schweiß aus und mischt sich mit den Regentropfen auf seinen roten Wangen.

Er nimmt den triefenden Hut ab. Sophie, die Magd, ist wachsam wie ein Spitz; der Pfarrer hat noch keine drei Atemzüge getan, als sie schon mit einem Scheuertuch jammernd aus der Küche gelaufen kommt: „Und keinen Regenschirm dabei gehabt! Nun sehe doch einer meinen Hausflur an, überall Schlammfüße! Wie sieht das nun wieder aus...?" Und schon bückt sie sich, um die nassen Fußspuren des Pfarrers wegzuwischen.

„Es ist eine Wohltat für das Wachstum der Blumen," sagt der Pfarrer; „schimpfen Sie nicht auf den Regen, Sophie! Gott weiß, warum er uns seinen Regen gönnt."

„Wohltat, Wohltat . . . ich danke schön", brummt sie voll verhaltener Wut, weil sie auf einen so heiligen Spruch nicht zu antworten wagt, und sie kriecht ihm überall nach mit dem Scheuertuch, bis er in die Stube verschwindet.

Sie blickt noch einmal düster auf die stumme Tür, die sich hinter dem Pfarrer geschlossen hat, und wälzt dann ihren schweren Körper wie eine Gewitterwolke zur Küche hinein, wo Kupfer glänzt auf den blauen Borden. Am Hutständer in dem verlassenen Hausflur ticken noch langsam die Perlen vom Hut des Herrn Pfarrers...

Leontine sitzt in der Stube in einem grauen Kleid und mit weißen Schleifen im Haar. Da es heute recht kalt ist und regnet, hat Sophie in der Stube das offene Kaminfeuer angebrannt. Während draußen alles vor nasser Kälte zu frösteln scheint, ist es ein gemütliches Gefühl, zu sehen, wie die träge, rote Flamme im Kamin hin und her flackert.

Leontine sitzt im Sessel; sie legt den Sankt-Franziskus-Boten, in dem sie gelesen hat, beiseite, grüßt ihren Oheim und schiebt seinen großen Stuhl ans Feuer.

„Erst eine Pfeife", sagt der Pfarrer; er holt sich Tabak, stopft und brennt ihn am Feuer an; denn seine Pfeife ist lang genug. Als er mit Behagen ein paar blaue Rauchwolken in die Luft geblasen hat, läßt er sich lachend nieder, aber sein Herz krampft sich zusammen wie eine kalte Faust.

„Es regnet, nicht wahr, Oheim?"

„Ja, es regnet, meine Gute . . . es regnet . . ." seufzt er.

Es ist warm in der einfachen Stube, wo das brennende Holz in der Stille lange Geschichten zu erzählen scheint. Der blaue Pfeifenrauch ringelt sich träg empor.

Leontine blickt in den Garten, wo die Bäume schwarz sind und naß und der unsichtbare Regen sichtbar Spitzen klöppelt auf dem Teich; und der Pfarrer blickt in die

Peter Fendi: Die arme Offizierswitwe

Flammen und denkt an Michael, Leontinens Geliebten. Wenn es wahr ist, was Gommarus erzählt hat: Entsetzlich! Den Pfarrer überläuft es kalt bei dem Gedanken, und er richtet sich auf.

„Leontine", fängt er an.

„Ja, Oheim?"

Und die Worte schmelzen ihm wieder auf der Zunge.

„Nichts . . . nichts . . . Kind . . . Sankt Franziskus, von dem du liest, ist der schönste Heilige, den es jemals gegeben hat; er opferte alles für die Schönheit seiner Seele . . . so, daß er bei seinem heiligen Tode zu seinem gemarterten Körper sagte: ‚O Bruder Leib, verzeih mir alles, was ich dir getan habe!'"

Ihre Taubenaugen sehen ihn mit Ehrfurcht und Begeisterung an. Sie hört ihn ja so gern über heilige Dinge reden. Dann ist ihr, als ob er ihr den Glauben mit Löffeln einflößte.

Er bemerkt ihre unschuldige Freude, und dieses Schöne muß er nun unsinnig zerquetschen wie eine leere Streichholzschachtel.

Es ist eine harte Nuß für ihn, aber es muß sein. Der Heilige Geist flüstert ihm ins Ohr.

Er raucht weiter mit düsterer Miene. Leontine liest, und nach einer Weile blickt sie traurig, voller Sehnsucht, in den Garten, der im Regen liegt.

„Sie denkt an ihn", sinnt der Pfarrer, und mit zitternder Stimme fragt er: „Leontine?"

Und wieder dieses unschuldige: „Ja, Oheim?"

Er denkt an den Bauer, fühlt sich plötzlich stark, zögert etwas, um die richtigen Worte zu finden, aber Mitleid steigt wieder in ihm auf, und darum beeilt er sich, zu fragen: „Hast du noch an Michael gedacht?"

Darauf fängt Leontine an zu weinen, die Hände vor dem Gesicht.

Das hat man nun davon! Ihm fallen die Schultern schlaff herunter, und verdrießlich legt er die Pfeife weg.

„So habe ich es nicht gemeint", verbessert er sich bestürzt. „Ich meine nur . . ." und flehend bittet er: „Leontine, Kind, erzähle du selbst etwas von Michael!" Er sucht, blickt sich um, als ob es aus der Wand kommen müßte, und verwirrt sagt er: „Komm, weine nicht mehr! Ich bin nicht böse, weißt du! Sieh mich nur an. Ich möchte dich nur gerne über ihn erzählen hören. Ich muß doch alles wissen, nicht wahr? Weinst du noch? . . . Magst du es nicht? . . . Hast du Angst vor . . . vor meinen Augen? Ja, ich verstehe das schon, aber . . ." und plötzlich hat er es gefunden; es ist wie eine Eingebung: „Sieh, Kind, ich werde mich umdrehen! Ich werde ans Fenster treten und nach dem Regen gucken, erzähle du nur ruhig! . . . Ich muß es doch wissen, Kind. Wenn es nicht heute ist, dann muß es morgen sein! Ach nein, du brauchst dich nicht zu fürchten vor deinem Oheim, er wird schon einen Ausweg finden! Sieh, ich gehe ans Fenster!"

Und der Pfarrer erhebt sich wirklich; er freut sich über diese Erfindung; er fühlt sich wie von einer himmlischen Kraft gestützt. Er brennt seine Pfeife wieder an und geht ans Fenster, nach dem Regen zu sehen, und dreht Leontine den Rücken zu.

Das Mädchen ist freudig überrascht. Der Oheim benimmt sich so sonderbar.

Sie hat eine strenge Ermahnung und scharfe Verweise erwartet; aber über des Pfarrers Gesicht geht ein Lächeln. Sollte er sie verstehen? Sollte er begreifen, daß ihre Liebe auch ihr Tod sein könnte? Aber wie will er da eine Lösung finden?... Die Freude muntert sie auf. Sein ganzes Benehmen flößt ihr auf einmal so viel Vertrauen ein, daß sie ohne Zögern zu erzählen beginnt.

Ab und zu von einem Schluchzer durchzuckt, aufrichtig bestrebt, nichts wegzulassen, erzählt sie seinem Rücken:

„Ich stand im Sommer vor der Tür, wie alle anderen auch, und strickte an einem Strumpf. Es war zwischen Licht und Dunkel. In der gelben Luft gibt es dann noch Schwalben, und die weißgekalkte Kirche uns gegenüber steht dann dunkelblau gegen den Himmel, und das Kirchenfenster glänzt in allen Farben wie ein Garten."

„Es hört sich an wie ein Brief von Michael", wirft der Pfarrer flüchtig dazwischen.

„Ja, Oheim?" fragt sie schüchtern. „Ich kann mir nicht helfen, aber er kann so schön erzählen! . . . Nun, ich stand vor der Tür, und Michael kam vorüber. Er blickte mich an, und während er mich anblickte, sah ich plötzlich ein Glück in seinen Augen; ich kann das nicht so sagen. Ich dachte nicht weiter darüber nach. Am nächsten Tag oder zwei Tage später — ich weiß es nicht mehr genau — kam er wieder vorüber und blickte mich wieder so an, aber noch schärfer. Er wollte grüßen, wagte es aber nicht und ging weiter.

Ach, Oheim, das rührte mich so, daß ich die ganze Nacht nicht schlafen konnte und immer die sanften, schwarzen Augen vor mir sah; ich glaube, daß ich mich gefürchtet habe. Am nächsten Tage . . . du wirst nicht böse sein, nicht wahr, Oheim?, bin ich wieder vor die Tür gegangen, und wie es kam, weiß ich nicht, ich habe ihm dann zuerst zugenickt. Ich hätte das nicht tun sollen, aber es war geschehen, ohne daß ich es wußte. Ich habe mich so geschämt, daß ich die ganze Woche nicht mehr vor die Tür gegangen bin; aber versteckt hinter den Uhren des Schaufensters sah ich ihn vorübergehen und von Tag zu Tag trauriger werden, weil er mich nicht mehr sah.

Eines Mittags, während wir aßen, kam er in den Laden und brachte eine alte Uhr zum Reparieren. Ach, Oheim, während ich sie in Empfang nahm, legte er seine Hand auf meine Hand, und ich habe davon nicht schlafen können.

Ich war glücklich und froh, und wußte nicht, warum. Die ganze Nacht hindurch sah ich seine Augen und sein schwarzes Haar, hörte ich seine Stimme in den Tönen der mehr als hundert Uhren in unserem Laden.

Nach diesem Abenteuer drängte es mich immer zur Tür, Oheim, und wenn er vorüberkam, sagte er in der Eile: ‚Du hast das Antlitz einer gotischen Madonna.' Ich begriff nicht, was er meinte, und habe daraufhin in den Spiegel geblickt; aber als ich mich darin sah, oh, das war sonderbar; mir wurde eiskalt dabei. Ich fürchtete mich vor meinen eigenen Augen, und ich fühlte, daß ich sterben würde um seinetwillen."

Sie fängt von neuem an zu schluchzen.

„Gleich, Leontine, gleich wollen wir von dem reden, was geschehen könnte; laß uns jetzt erzählen von dem, was geschehen ist!" sagt der Pfarrer, ohne sich umzudrehen.

„Ja, Oheim, gleich . . . Nun, er kam dann, um die reparierte Uhr abzuholen — Vater war gerade nach Antwerpen —, er drückte mir wieder die Hand, und als ich sagte, daß Vater nicht zu Hause wäre, damit er schnell gehen sollte, denn ich fürchtete mich ein wenig, so allein mit ihm . . ."

„Dann?"

„Oheim, dann hat er mich geküßt."

„Und?"

„Und ich ihn . . ."

„Ja, ja . . . aber später dann, wie ist dann von Liebe gesprochen worden?"

Mitten aus ihrem Schluchzen löst sich ein wohltuender Seufzer. Sie durchlebt noch einmal die ganze zarte Angst und die wachsende Freude der ersten Liebestage. „Es wurde

dann früher dunkel, und als ich zur Abendandacht ging, kam er mir schnell entgegen, sagte mir ein süßes Wort oder drückte mir die Hand.

Einmal habe ich lange bei ihm gestanden und später noch länger, und so erfuhr ich, wie er mir erzählte, daß er schon lange ein Auge auf mich geworfen habe, daß er niemand so sehr liebe wie mich und ohne mich nie glücklich sein würde. Damals erfuhr ich auch," und hier weint Leontine und stöhnt schmerzlich, „daß er nicht getauft sei.

Oheim, damals habe ich geweint, geweint, daß ich zu Hause nicht wagte, die Lampe anzubrennen und im Dunkeln hinaufgegangen bin. Aber ich kann mein Herz nicht mehr von ihm losreißen, das macht mir solchen Schmerz hier (sie zeigt aufs Herz); aber ich werde beten, beten, daß er katholisch werden möge, und wenn ich auf nackten Knien die Wallfahrt nach Scherpenheuvel machen müßte."

„Gleich! Gleich!" beruhigt der Pfarrer. „Er hat also nicht unseren Glauben? Was glaubt er denn?" fragt er dumpf und traurig, immer noch abgewendet.

Leontine schluchzt: „Er sagt, daß alles Gott sei, daß wir ein Teil Gottes seien, und viele andere Dinge, die ich nicht behalten, die ich gar nicht anhören will. Ich habe ihm fortwährend Bücher über unseren Glauben gegeben, wie die ‚Nachfolge Christi', die ‚Philothea' und das ‚Leben des heiligen Gommarus'. Gibt es denn etwas Einfacheres als unseren Glauben?"

„Daran habe ich auch schon seit acht Tagen gedacht, mehr als sonst", schiebt der Pfarrer seufzend dazwischen.

„Aber Michael sagt, er könne nicht glauben, wie sehr er sich auch Mühe gebe. Denn er lacht nicht darüber, Oheim, wie die Gottlosen! Nein, er kauft sogar teure Bücher von seinem Gelde und studiert manchmal die ganze Nacht hindurch, aber er sagt: ‚Solange ich nicht die Dogmen mit meinem ganzen Wesen anerkennen kann, solange nicht Ruhe, sondern Streit in mir ist, solange kann ich nicht glauben.'"

Der Pfarrer summt bedenklich: „So...so, so! Mit seinem ganzen Wesen . . . Und was hat er für einen Charakter? Nun, da dürfte ich wohl dich nicht fragen."

„Oheim," sagt sie schnell, „er ist der beste Junge, den es gibt."

„Natürlich!" lächelt der Pfarrer.

„Ich will es dir erklären, Oheim. Er hat einen kleinen Antiquitätenladen übernommen von seinen Eltern, die früher katholisch waren, aber wegen der Erbschaft eines Pfarrers, die sie nicht bekommen hatten, ungläubig geworden sind. Nach dem Tode des Vaters ist die Mutter wieder zur Kirche gegangen und hat auch versucht, aus ihrem Sohn einen Katholiken zu machen; aber er war mündig und wollte nicht. Vor drei Monaten ist sie gestorben, und Michael hat sie während ihrer Krankheit gepflegt, so gut, daß er mir schrieb: ‚Ich werde Dich lange Zeit nicht sehen können, Mutter geht es sehr schlecht; ich glaube, daß sie sterben wird. Mutter geht nun allem anderen vor, auch Dir, meine Liebe! Sie leidet sehr, aber ihr Glaube stärkt sie. Dein Glaube ist für den, der ihn in seiner Vollheit annehmen kann, ein schöner Glaube, der das Leben hell macht . . .'

Ist es nicht hübsch von ihm, Oheim, daß er seine Mutter so lieb hatte?"

Der Pfarrer blickt mit mehr Befriedigung in den Garten hinaus.

„Aber wenn er sich nun nicht bekehrt?" fragt er plötzlich.

„Nicht, Oheim? Nein . . . nein, sag' das nicht; bitte, sag' das nicht; ich bin überzeugt, daß er es tun wird. Ich werde beten, beten, unseren Heiland bitten!"

„Aber — wenn — er — es — nicht — tut?" Jedes Wort ist wie mit roter Tinte unterstrichen.

„Dann? . . ." schreit sie auf, und ein plötzlich aufwellendes Schluchzen unterdrückend, sagt sie dumpf und traurig: „Dann werde ich ihn nicht heiraten, Oheim!"

„Dann wirst du dich aufopfern müssen, liebes Kind."

„Das werde ich auch tun, Oheim. Aber dann werden meine Augen im Spiegel damals nicht gelogen haben . . ."

„Gott pflückt uns, wenn er will", sagt der Pfarrer mit Bestimmtheit. „Du willst dich also aufopfern, Leontine; du willst dich zur Not zermalmen lassen . . ."

„Ja, Oheim," schluchzt sie, „das werde ich tun, das ist ganz selbstverständlich!"

„Darf ich mich jetzt umdrehen?" fragt der Pfarrer mit klarer, heller Stimme, als ob es ein Spiel gewesen wäre.

„Mache nur, Oheim", sagt sie schwach und ohne Hoffnung. Und nun blickt er mit seinen blauen Augen auf die schlanken Pappeln, die wie große, grüne Federbüsche im nassen Himmel stehen, und in seiner Seele singt es: „O Herr, du hast mir so oft gestattet, Wein aus Trauben zu schenken, so viele kranke Herzen meiner armen Pfarrkinder haben sich durch seine Kraft erholt; möge es mir nun auch vergönnt sein, geistigen Wein zu schenken! Laß mich die Seele Michaels heilen!" Er dreht sich um und geht zu Leontine, die niedergeschlagen dasitzt.

„Liebes Kind," sagt er, „du wirst Michael heiraten! Das sage ich, dein Onkel Benedikt." Er streckt ihr die lange Hand entgegen.

Leontine ist vollkommen sprachlos; aber dann jauchzt sie plötzlich auf, gläubig vertrauend und zweifelnd zugleich: „Oheim, du machst mich sterben vor Glück, Oheim, Oheim! Aber wenn Michael nun nicht . . ."

„Er wird es werden, Kind," lacht der Pfarrer überzeugend, „dafür werde ich schon sorgen, hier hast du meine Hand darauf!"

Sie ergreift seine Hand, schüttelt den Kopf, küßt ihm wiederholt die Hand, und Freudentränen quellen ihr aus den Augen.

„Komm," sagt der Pfarrer lachend und mit vor Rührung zugeschnürter Kehle, „gib mir nun Feder und Papier; ich werde an Michael schreiben, daß er kommen soll!"

Leontine springt auf, läuft in ein anderes Zimmer, um das Tintenfaß zu holen, und die weißen Schleifen in ihrem Haar tanzen wie Schmetterlinge.

(Fortsetzung folgt.)

Wandersegen / Von Martha Grosse

Ach, ich weiß — nur eine Strecke
Wird mein Wanderstab dich stützen,
Wirst dir doch aus wilder Hecke
Deinen eignen Stecken schnitzen.

Wirst doch in die Dornen greifen,
Um die Rosen dir zu pflücken,
Wirst doch jeden Abgrund streifen
Und dich nach den Disteln bücken.

Bist mein Kind, das wildverwegen
Selber suchen muß und leiden,
Und kein frommer Muttersegen
Wird vom Weh der Welt dich scheiden.

Nun so geh' und leb' und — leide.
Bist mein Kind. Am Wegesende
Sind wir doch vereint, wir beide,
Läufst du doch in Gottes Hände.

Der Jüngling / Vom Herausgeber

Jüngling, wer du auch sein magst irgendwo im weiten deutschen Land, in einem stillen, waldumsäumten Dorf oder in einer lärmenden Großstadt: laß mich aus tiefstem Herzen einige Worte zu dir sprechen von deinem Glück! Glaube nicht, daß ich dir mit schönen, salbungsvollen Reden deine Jugendfreuden und Jugendideale absprechen will. Ich kenne deine flammende Sehnsucht nach Taten und Leben, nach Freiheit und schönem Menschentum. Ich liebe den freien Geist der Jugend, der nur verehrt und anbetet, was wahrhaft groß und heilig und göttlich ist; der alles haßt, was sich als Schein und Lüge und Unrecht erweist! Laß dir diesen guten Geist nicht rauben von unserer niederträchtigen Zeit, der alles feil ist um Geld und Gut und äußerliche Ehre!

Aber eines laß dir vor allem sagen: Kümmere dich in der schönen Frühzeit deiner Jugend noch nicht zuviel um fremde Angelegenheiten! Du selbst mußt dir die wichtigste Angelegenheit deines Lebens sein! Siehe, wie ein weites, ertragfähiges Ackerland liegt dein Leib mit seinen reichen Kräften und deine Seele mit ihren wunderbaren Fähigkeiten vor dir ausgebreitet. Spürst du nicht eine hohe, heilige Lust in dir, eine blühende Flur, ein wogendes Saatfeld daraus zu machen? In jedem gesunden und begabten Jüngling schlummert ein Drang nach Großem; es ist das selige Geheimnis, das jeder in sich hütet. In mancher einsamen Stunde erglüht dein Herz und deine Wange unter der Glut dieses inneren Feuers, das zum Lichte drängt. Das ist Gottes Ruf an dich, deine Berufung!

Was es nun auch sei, wozu der Herr alles Lebens dich gerufen hat: von dieser Stunde an bist du zum Manne geweiht; denn du hast dein Ziel und deine Lebensaufgabe, und du sollst keinen Augenblick mehr rückwärts schauen. Du sollst mit der ganzen Inbrunst deines jungen Herzens den Weg einschlagen, den Gott dich gehen geheißen hat. Und wäre es der schwerste und entsagungsvollste Weg der vollkommenen Nachfolge des Heilands in klösterlichem oder geistlichem Berufe, so geh' in Gottes Namen und nimm dein Kreuz auf dich und folge ihm nach!

Bist du aber von deiner inneren Stimme zu einem irdischen Berufe bestimmt worden, so glaube nicht, daß dieses etwas Weltliches sei, das mit Gott und deiner Seele nichts zu tun hat. Du stehst im Dienste des Herrn der Erde und des Himmels, ob du Priester wirst oder ein Taglöhner. Gott braucht im Riesenhaushalt seines Schöpfungsreiches tausenderlei Mitarbeiter, und deshalb ruft er den einen zu diesem, den andern zu jenem Dienste, und keiner soll vor ihm sich geringer oder höher dünken als die übrigen. Unsere Größe und Würdigkeit vor Gott beruht nur auf der größeren oder geringeren Vollkommenheit, mit der wir unsern Beruf erfüllen.

Hast du deinen Lebensberuf erkannt, so muß dein ganzes Sinnen und Mühen darauf gerichtet sein, dich so gut wie nur irgend möglich dafür vorzubilden. Denn nichts ist trauriger als ein Mann, der nichts Ganzes und Rechtes ist. Wie viele solche Unglückliche laufen heute in der Welt herum, mit Gott und allen Menschen unzufrieden, weil sie in ihrem Berufe nichts taugen und deshalb auch keinen Erfolg und keine Freude davon haben! Laß dich nicht von der Vergnügungssucht so vieler junger Männer verleiten, deine ganze freie Zeit mit Spiel und Sport oder mit Vereins- und Wirtshausleben zu vergeuden. Die kurzen Jahre deiner Vorbereitungs- und Lernzeit sind dein kostbarstes Kapital, das dir dein ganzes Leben lang Zinsen tragen wird, wenn du es recht verwendest. Darum unterrichte dich in deinen Mußestunden über alles, was zu deinem Berufe gehört, damit du nicht bloß ein kurzsichtiger Arbeiter bist, sondern über das Werk deiner Hände hinaussiehst und etwas von den Zusammenhängen des ganzen Wirtschaftslebens begreifst, in dem dein Beruf oder Gewerbe nur wie ein kleines Rädchen ist.

Aber vergiß auch nicht, dich zu einem rechten Manne auszubilden. Nachdem du der Schule und Lehrzeit entwachsen bist, mußt du dich selber vollends zum edlen und tüchtigen Menschen erziehen. Denn ein Mann wird man nicht von selbst: es kostet viel Kampf und Überwindung. Du weißt schon, wie viele Mächte in deinem Innern um die Herrschaft ringen; aber es soll in dir niemand Herr sein als du selber. Darum nimm energisch die Zügel in die Hand. Erziehe dich zur Besonnenheit! Gedankenlose Schwätzer, flatterhafte Naturen, die sich heute von dieser, morgen von jener Laune oder Liebhaberei hinreißen lassen, werden keine ernsten Männer. Darum meide vieles Reden und gewöhne dir frühzeitig feste Grundsätze an, damit du nicht der Spielball fremder Meinungen und Bestrebungen wirst, die dich zu ihren Zwecken mißbrauchen wollen. Sei energisch und tatkräftig in allem, was du unternimmst! Tue nichts halb oder schlecht, auch wenn es dich Überwindung kostet. Sei mäßig in Speise und Trank; gewöhne dir keine Genüsse an, die deine sauer verdienten Sparpfennige aufzehren, dich verweichlichen oder gar entnerven! Entsage allem Überflüssigen und spare dein Geld und deine Kraft für Besseres auf!

Erziehe dich als junger Mensch zur Ritterlichkeit! Hüte dich vor jeder Unwahrheit, Verstellung und Heuchelei: tue recht, dann hast du dich vor niemand zu scheuen und nichts zu verbergen. Und dann sei gütig und hilfreich! Wo immer eine Gelegenheit an dich herantritt, bei einer guten, nützlichen Sache mitzuhelfen, ohne daß du deinen Beruf dadurch vernachlässigen mußt, da greife helfend ein!

Ritterlich, freundlich und anständig sei im Verkehr mit allen Menschen. Deine Ritterlichkeit soll sich vor allem gegen Mädchen und Frauen zeigen. Betrachte sie wie deine Mutter und Schwestern und denke, daß sie vor Gott und Menschen das Heiligste in ihrem Herzen zu hüten haben. Und verleugne den Glauben deiner Kindheit nicht! Laß dir nicht von Spöttern und Taugenichtsen deine religiösen Anschauungen und guten Sitten verderben! Die größten und tüchtigsten Männer der Menschheit sind fromm und gottesfürchtig gewesen; und wer keine Religion hat, taugt auch für das menschliche Leben nichts.

Nun geh' mit Gott, mein Freund, deinem Glück entgegen!

1. Die Kompaßqualle (Chrysaora hysoscella)

2. Blaue Qualle (Cyanca Lamarchi)

Von Quallen und Blumentieren

Erinnerungen aus den Gewässern von Helgoland / Von Prof. M. Merkl

Wenn man beim Scheiden der Sonne und ruhiger See mit dem Bäderdampfer von Helgoland zur Küste zurückfährt und schaut vom Bug aus in die dunkelnde Flut, so kann sich das Auge gar nicht sattsehen ob all der Wunder da unten. Zumeist sind es Quallen, die unser Blickfeld in unaufhörlichem Wechsel kreuzen. Aber wer dächte daran, daß hinter dieser Pracht eine giftige Waffe lauert, die jeder zu fühlen bekommt, der mit diesen Wesen in Berührung gerät? Wer je im Muschelfelde einer Insel oder im Schill eines Wattes zur Ebbezeit, besonders unmittelbar nach einer stürmischen Flut, spazieren gegangen ist, wurde da und dort von einem Gallertklumpen überrascht, der in der Sonne wie hinfälliger Aspik zerläuft. Auf den ersten Blick ist es fast unglaublich, daß dieser gestaltlose Klumpen nichts anderes ist als jene spielende Qualle am Bug des Schiffes. Oder fährt man im seichten Wasser des Helgoländer Inselsockels mit dem Kahn, dann sieht man, falls man Augen für die Natur und ein wenig Glück hat, den Steinen, den Muscheln, dem Sande oder dem Seegras Wesen aufsitzen, die mit unseren herrlichsten Rosen, Anemonen oder Nelken an Gestalt und Farbe wetteifern. Und wie Blumen bleiben sie regungslos; nur wenn ein Fischlein oder ein Krebslein unvorsichtig an die Ränder der anscheinend bewegungslos ausgelegten Blattstrahlen hinstreift, schließt sich der ganze Blätterkranz und zieht das ahnungslose Tier in den Schlund. Das sind Blumentiere.

3. Witwenrose (Sagartia viduata)

Unsere Bilder zeigen zwei Quallen oder Medusen, und zwar zwei Angehörige der Gruppe Schirmquallen: die Kompaßqualle (Bild 1) und die Blaue Qualle (Bild 2); ferner die Blumentiere oder Anthozoen: die Witwenrose Bild 3), die Dickhörnige Seerose (Bild 4) und die Seenelke (Bild 5 und 6).

Blumentiere und Quallen sind die Brennesseln des Meeres; das ist die Kehrseite ihrer

4. Dickhörnige Seerose, einen Fisch verschlingend

Auch bei den Blumentieren ist der Kranz von Fangarmen mundständig. Seerosen haben weniger, aber derbere Fangarme; die Seenelke weist üppige Büschel von äußerst zierlichen Tentakelchen auf, so daß die Blüte einer Nelke vorgetäuscht wird. Bei der Dickhörnigen Seerose sind die Fangarme kürzer und dicker, bei der Witwenrose länger und dünner. In Bild 4 ist noch das Schwanzstück eines erbeuteten Fisches sichtbar, der, schon vom Tentakelkranz gelähmt, im Schlunde verschwunden ist.

Das Nesselgift ist im ganzen Tierreich gefürchtet. Das weiß der kluge Einsiedlerkrebs gut auszunützen. Er schließt mit einer Seeanemone einen Gegenseitigkeitsvertrag, in dem er sie zur Ansiedlung auf seinem Wohnhäuslein, das nichts anderes als die leere Schale einer abgestorbenen Schnecke darstellt, einlädt. Mit einer oder gar mehreren Seeanemonen auf dem Rücken trotzt der Krebs jedem Feinde; selbst größere Krebsliebhaber, wie Fische, werden von den unheimlichen Nesselbatterien einer Seeanemone in gehörigem Respekt gehalten. Aber auch die Seeanemone hat ihren Vorteil aus dieser Lebensgenossenschaft; sie läßt sich mit Behagen vom Krebs umhertragen (ähnlich Bild 6) und findet bei diesem mobilen Dasein mehr Nahrung als bei der festsitzenden Lebensweise ihrer Artgenossinnen. Überdies wirbelt der Krebs beim Marsch Schlamm und damit organische Reste auf; aber schon allein die Brosamen, die

Pracht. Die Oberfläche dieser Tiere ist mit Millionen und aber Millionen Nesselzellen besetzt. Die Nesselzelle, die mikroskopisch klein ist, stellt den kompliziertesten Zellapparat in der ganzen organischen Natur dar. Jede Zelle ist eine Kapsel, welche mit Nesselflüssigkeit gefüllt und in welcher ein Faden spiralig aufgerollt ist wie das Seil einer Harpune. An der Kapsel befindet sich ein borstenartiger Stift, der gegen leiseste Berührung so empfindlich ist, daß die Kapsel aufspringt, der Faden daraus hervorschießt und dem Feind mit seiner scharfen Spitze in die Oberhaut dringt, so viel an Nesselsäure mitführend, daß kleinere Tiere getötet oder gelähmt, größere aber empfindlich verletzt werden. Jeder Fangarm einer Qualle oder einer Seerose stellt also eine Batterie von Seeminen dar, die bei der leisesten Berührung krepieren. Wer je in der Schwüle eines nahenden Gewitters, wo die Quallen besonders böse sind, im Seebade von einer Qualle gestreift wurde, der kann ein Lied singen von den Schmerzen, die sich bis zu schwerem Fieber steigern und tagelang dauern können.

Die Quallen sind so weich und hinfällig, daß, wenn wir versuchen, sie in die Höhe zu heben, unsere Finger durch die dünne Haut in den gallertartigen Körper eindringen. Drei bis fünf Prozent sind Trockensubstanz, das übrige Wasser. Im Leib befindet sich eine Höhle, die sogenannte Darmleibeshöhle („Hohltiere!"), welche das Universalorgan für alle Lebensfunktionen des Tieres ist: für Ernährung, Verdauung, Ausscheidung, Atmung, Fortbewegung und Fortpflanzung. Die Quallen sind die freischwimmende Erwachsenengeneration (Medusenform), die regelmäßig mit einer festsitzenden Larvengeneration (Polypenform) abwechselt. Der Mund der Qualle steht nach unten und ist von zahlreichen Fangarmen oder Tentakeln umgeben, die etwa aussehen wie die Schlangenarme des Medusenhauptes und die viel reicher mit Nesselbatterien versehen sind, als die übrige Körperoberfläche. Das durch die Mundöffnung einströmende Wasser ist Nahrungs-, Atem- und Fortbewegungswasser zugleich, letzteres insoferne, als sich der Quallenkörper scheitelwärts bewegt, wenn das Wasser stoßweise durch Zusammenziehen der Schirmmuskulatur ausgetrieben wird.

5. Rosarote Seenelke (Metridium dianthus)

von dem Tische des räuberischen Krebses fallen, sind für sie nicht zu verachten.

So eine Vermählung zwischen Krebs und Seeanemone vollzieht sich in sanften Formen, die man im sonstigen Leben dieser beiden Tiere durchaus nicht immer gewohnt ist. Wenn man in einem Aquarium einmal Glück hat, zu sehen, wie sich ein lediger Einsiedlerkrebs einer noch unbegebenen Seeanemone nähert, so können wir den sonst so angriffsbereiten und ungebärdigen Panzerritter in seiner ganzen Galanterie sehen. Wer hätte je hinter diesen gewaltigen Scheren vermutet, daß auch sie eines sanften Zupackens fähig sind, wenn sie eine Seeanemone mit gelindem Ruck auf den Rücken heben?

Aber nicht alle Seeanemonen gehen eine solche Verbindung fürs Leben ein. So lebt die schöne Witwenrose stets allein und verdankt diesem spröden Witwenstolz auch ihren Namen.

Die Kompaßqualle hat ihren treffenden Namen von den braunen Streifen, die am Scheitel des Schirmes radial nach den Richtungen der Windrose verlaufen. Die Blaue Qualle ist nach dem prächtigen Blau benannt, das vom dunklen Zyan bis zur hellen Himmelsbläue wechseln kann. Wenn solche Tiere, deren Durchmesser zwischen einigen Dezimetern und einigen Metern schwankt, in gehäuften Rudeln von vielen Tausenden an die Oberfläche des Meeres kommen, so ist das ein Schauspiel, das mit dem Imposantesten wetteifert, was Gottes schöne Natur seinen Betrachtern darbietet.

Der Dom / Von K. Schreiber

Der Dom neigt das hochragende Haupt ernst vor den grauen Wolken, die von weither über die uralte Stadt gezogen kommen. Ins Windgebrause schaukelt sich der gewichtige, lange nachrollende Schlag der Uhr. Tauben umkreisen die gebleichten Gesimse des Turmes, hocken auf den fratzenhaften Köpfen der Wasserspeier, und drunten, im Gewirr der holperigen Gäßchen, spielen flachshaarige Kinder mit einem blauen Ball.

6. Schmarotzende Seenelke auf dem Rücken eines Hummers

Die Dompforte ist offen. Das Tageslicht scheut sich, ins Dämmerdunkel einzutreten, das unter den ragenden Säulen geheimnisvoll knistert und flutet. Ein großes Zeitalter steht wie erstarrt im hochgefügten Gewölbe. Mit ernsten Gebärden steht in Nischen und an Altären ein längst verwestes Geschlecht von Heiligen und Stiftern. Tausend und wohl aber tausend Tage scheinen versunken zu sein in der grandiosen Stille dieses Hauses; Gebete und Seufzer, Predigten und fromme Gesänge haben den Sternenhimmel umwölkt, der oben, in schier unmeßbarer Höhe, sich kühn erhebt. Auf den dunkelgetönten Teppichen liegen die Fußtritte der Ahnen und Voreltern. Die Gestalten der Heiligen wagen kaum zu atmen. Der Ewigkeit sind sie zugewandt, starr und stumm, in eine Unendlichkeit des Glaubens gerichtet.

In erhabener, unerhört prächtiger Farbenflut bricht der Sonnenschein durch die hohen Fenster und baut eine himmlische Leiter in die Tiefe, auf der die Sonnenstäubchen langsam emporsteigen. Gottes Wunder malt sich an Wände und Säulen. Wie märchenhaft beleuchtet sind die gotischen Bogen. Überall flimmert Vergoldung und Schnitzerei. Auf den Gemälden werden Heiligenscheine sichtbar, die wieder, wenn eine Wolke den Strahl umkleidet, erblassen. Rätselhafte Gesichter schauen in das Zwiegespiel launigen Tageslichtes und wenden sich ab.

Von dem Hochaltar her funkelt ein dunkelrotes, zauberisches Licht: das ist das ewige Leuchten der göttlichen Gegenwart, das spricht ein heiliges Gespräch mit der großen Monstranz, die wie ein metallenes Mirakel aus dem Altartisch wuchs. Von der Höhe jenseits blinkt das Gitter der Orgelpfeifen in versponnenem Gebälk. Ihre Musik schläft, aber verklungene Melodien wogen und wallen weithin.

Wenn die Nacht über der Stadt ruht und wenn der Fluß müde wird zu rauschen, dann erwachen die Geister des Domes jäh, keinem Auge sichtbar, nur dem Gläubigen faßlich. Es klirren die Harnische der Ritter, es schleifen die Schleppen der Edelfrauen gespenstisch auf den Fliesen des Bodens. Mönche und Bischöfe wandeln betend und segnend in den Gängen, Weihrauch gleitet um die Altäre. In den Bänken betet eine vielköpfige Gemeinde, und man wird viele Trachten sehen und Farben. Die Kinder haben weiße, lange Kleidchen an und Rosen im Haar; sie sind bleich wie die Lilien, die sie tragen. Irgendwo läuten einige der dumpfsingenden Glocken des Doms, irgendwo schellen die Meßbuben, irgendwo hat einer die mächtige Stimme der Orgel feierlich entfesselt. — Und hochgebautes starkes Mittelalter ist auferstanden im Schoße wunderbarer Nacht; tritt wie Spuk vor das ewige Antlitz Gottes und wird gesegnet, ehe es wieder stirbt.

Die alte Stadt schläft, und der Domturm glänzt über den träumenden Dächern, und im Flusse spiegelt sich ein lächelnder Mond. Jenseits der tauigen Bäume rötet sich zaghaft ein kühler Morgen.

Ein indischer Wallfahrer mißt den Pilgerweg mit seinem Körper ab

Von indischen Wallfahrern

Es ist in höchstem Maße ergreifend und doch zugleich auch erschreckend, zu sehen, wie sehr das indische Volk, vor allem aber die Pilger und religiösen Bettler, unter der Macht ihres Götterkultes stehen. An den indischen Wallfahrtsorten spielen sich tagtäglich erschütternde Szenen der Selbstkasteiung ab. P. Jos. Dahlmann schreibt z. B. in seinem herrlichen Buche „Indische Fahrten" (Herder, Freiburg) über das große Wischnu-Heiligtum in Seringam im Lande der Drawidas:

„In Massen strömen Tag für Tag die Hilfesuchenden herbei. Sie bringen Exvotogaben oder Sühnegaben, Kuchen oder Figuren, welche die Gesundheit eines Kindes bezeugen sollen. Der Zugang zu dem Allerheiligsten ist mit einer Menge von Armen angefüllt, die berufen scheinen, den ganzen Jammer menschlichen Elendes darzustellen. Überall erblickt man Mißbildungen in den schrecklichsten Formen, dazu Krebs, Aussatz, Verstümmelung. Alle Krüppel des drawidischen Indien scheinen sich hier ein Stelldichein zu geben. Hier sieht man eine Frau, der der Lupus gräßlich das Gesicht verstümmelt hat, dort ein Mädchen ohne Nase und Ohren, dann einen alten Mann, dem die Elefantiasis die Beine so dick geschwellt hat, daß sie einem Baumklotz gleichen. Besondere Aufmerksamkeit erweckt eine Gruppe religiöser Bettler durch ihre eigenartige Kopfbildung mit dem langgezogenen Gesicht und der platt eingedrückten Stirne; die Bildung ist wegen einer gewissen Ähnlichkeit mit der Mangofrucht als Mangokopf bekannt. Etwas Schreckhaftes und Mitleiderregendes zugleich liegt in dem Anblick dieser fast nackten Gestalten mit dem Strohkranz um den Hals und dem Sektenabzeichen auf der Stirne. Auch ergreifende Szenen gewahrt man, die zeigen, welche Opfer der Glaube an seine Götter diesem Volke auflegt. Da ist ein Vater mehrere Stunden weit gekommen, indem er sich mit seinem kranken Kinde auf dem Boden wälzte und die ganze Strecke auf diese Weise abmaß (Abb. 1). Er hat ein Gelübde gemacht und wirft sich nun schweißtriefend, mit Staub bedeckt, ganz erschöpft vor dem Gotte nieder. Schluchzend bringt er seine Gebete vor, während rings um ihn Fakire mit zerzaustem Haare stehen und für ihn Gebete in wilden Tönen ausstoßen. Welche Opfer bringen diese Menschen für ihren Glauben!

Das tiefe Naturgefühl, die gemütvolle Teilnahme für das Leben der Tierwelt, die träumerische Liebe zum einsamen Walde, die sanfte Ergebung in eigenes Leid, das tiefe Mitleid mit fremdem Kummer, die schmerzliche Überzeugung von der Nichtigkeit alles Irdischen, die aszetische Weltflucht, um etwas Besseres zu suchen, das Erstreben dieses Glückes in innerlicher Beschaulichkeit, das alles sind Züge, die uns das indische Geistesleben in einem recht günstigen Lichte zeigen könnten, wenn sich nicht damit zugleich ein so zügelloser Hang zur Sittenlosigkeit mischte, daß die Wollust selbst in mehreren Gottheiten Verkörperung und religiöse Verehrung fand. Die grotesken, abstoßenden Götzenfratzen der indischen Tempelarchitektur mit ihren vielen Köpfen und Armen mahnen ernstlich daran, daß wir hier denn doch keinen wirklichen Triumph des Menschengeistes vor uns haben. Der edlere, ideale Gehalt des Brahmanismus ist von dem abstoßenden Götzentum widerwärtig umkrustet, das sittliche Streben nach Erlösung von heidnischem Aberwitz völlig überwuchert, Schlangenkult und Affenkult, die sittenlose Krischna-Verehrung und der unzüchtige Schiwa-Dienst verkünden den Triumph der Vielgötterei über die Alleinslehre des Brahmanismus."

Und doch schreit auch unter diesen Mißformen religiösen Eifers das Elend und die Not der leidbeladenen Menschheit hilfesuchend zum Himmel.

Religiöser Bettler in Indien

Mit flammender Schrift / Von Gustav Halm

„Frommer weißer Vater," sagte der Knabe Liang-ssi zu dem belgischen Pater, „sage den Vätern, daß sie fliehen sollen. Liang-ssi hat Botschaft erhalten, daß die Truppen der Marschälle nicht mehr ferne sind. Sie hassen die weißen Leute und wollen sie ihren finstern Teufeln opfern, die sie Götter nennen. Deshalb flieht!" — Der Missionär lächelte. „Seit wann steht Liang-ssi mit den Marschällen im Bunde?" fragte er. „Von den Nachbarn haben wir nichts zu befürchten, und die Station liegt fernab allen Städten und Niederlassungen. Geh' zu den anderen Knaben, Liang-ssi, und laß die Träume! Ihr habt wieder Krieg gespielt, glaube ich, und du hast dir den Kopf heiß gemacht."

Der Knabe beugte den elfenbeingelben, kugeligen Kopf, zog die Stirn über seinem seltsam alten Gesicht zu dicken Runzeln zusammen und überlegte. Dann faltete er die Hände über der Brust, sah den Weißen bittend an und sprach: „Liang-ssi kann dir nicht sagen, woher er Botschaft erhielt. Er darf niemand verraten, dessen Ahnen auch seine Ahnen waren. Aber wenn du doch glauben wolltest, daß die Gefahr nahe ist! Geht von hier fünf Stunden dem Untergange zu, so trefft Ihr auf dem Strome ein englisches Boot und viele, viele Bewaffnete! Nicht eher seid Ihr sicher, glaubt es mir! Vom Aufgange her aber naht Euch das Verderben."

Der Pater sah auf den Knaben nieder, der mit seinen Schlitzaugen, dem struppigen Zöpfchen mitten auf dem kahlen Kopf und dem rosafarbenen Leinenkleid rührend komisch aussah, legte ihm die Hand auf und sagte: „Du bist ein guter Junge, Liang-ssi; auch wir haben gehört, daß die Truppen im Anmarsch sind, aber sie werden uns nichts tun. Sie wissen, daß wir die guten Väter sind und euch lieben."

„Vater," beschwor ihn der Knabe, „Liang-ssi weiß es besser! Die guten Väter sollen vor allen anderen sterben; so ist es beschlossen worden. Mir ward mitgeteilt, ich solle mit den übrigen Knaben fliehen, ehe die Sonne zum dritten Male aufblüht. Willst du das Blut aller über dein Haupt strömen fühlen, guter, weißer Vater?"

„Bei Gott, nein!" rief der Missionär. „Nein, Liang-ssi, das will ich nicht! Wenn wir doch einen Boten in das Dorf senden und ihre Stimmung erfahren könnten!" — Das „Dorf" lag einige Stunden östlich, und die Patres wußten wohl, daß sie Feinde dort hatten.

„Liang-ssi wird gehen", versicherte der Knabe. — „Sie werden dir nichts verraten", wandte der Pater ein. — „Liang-ssi wird kommen wie ein Abtrünniger", sagte der Jüngling. „Er wird kommen, weil in der Nacht der Ruf an ihn erging. Sie werden es glauben." — „Aber sie werden dich nicht wieder loslassen", sagte der Pater. — „Das werden sie nicht tun", antwortete der Knabe und senkte das Haupt. — „So wirst du uns keine Nachricht bringen können", fuhr der Pater fort. — Plötzlich hob Liang-ssi den Kopf und sagte strahlend: „Alle Chinesen lieben das Feuerwerk. Versprichst du mir, Vater, daß du mit allen Vätern und Knaben fliehen willst, wenn du diese Nacht ein Feuerwerk im Osten siehst? Geh mit mir bis zum ‚Hügel der Erschlagenen', dort wirst du es sehen können. Wenn die Drachen und Raketen aufsteigen, weißt du, daß euer Leben in Gefahr ist. Ist es so gut?" — „Es ist gut," sagte der Pater, „du bist ein guter und kluger Junge, Liang-ssi!"

Am Nachmittage langte Liang-ssi im Dorfe an, staub- und schweißbedeckt. Den Pater hatte er auf dem von allen Chinesen gemiedenen „Hügel der Erschlagenen" zurückgelassen. Er fand das Dorf in einem wilden Taumel. Viele flüchteten. Das waren die, die sich dem Christentum zugeneigt oder den Missionären Hilfe erwiesen hatten. In dem Tempel schwärmte es von Bonzen und Götzendienern, die ihre bronzenen Glocken läuteten und Waffen zusammentrugen. Andere rüsteten Pferde und Wagen, um sich den Truppen anzuschließen, oder sie verbargen auch wohl Vorräte und Wertgegenstände in Erwartung der Gefahr.

Liang-ssi begab sich zu seinem Oheim, von dem ihm in der Nacht die Warnung zugekommen war. — „Der Bruder meines Vaters tat recht daran, mich zu berufen", sagte der listige Knabe zu dem dicken und würdevollen Chinesen. „Ich sehe, daß die ‚Erwachenden' voll Eifer sind und die weißen Teufel hinwegfegen werden." — „Kein Kopf wird übrig bleiben!" sagte der Dicke schnaufend. „Morgen treffen die Truppen ein, und ich selbst werde sie zu der Station führen. Du wirst mich begleiten, Liang-ssi!" — „Der Bruder meines Vaters befiehlt", sagte der Knabe und senkte den Kopf. Nach einer Weile fuhr er fort: „Ist mein Oheim aller Leute im Dorfe sicher?" — „Fo zürnt uns," sagte der Alte vorwurfsvoll; „viele freuen sich, aber viele lieben diese weißen Teufel und entfliehen." — „Man müßte den Wohlgesinnten ein Fest geben, um sie anzufeuern", erwiderte der Knabe. — Zornig schnaubte ihn der Dicke an: „Wer soll den Reis geben und die Hühner, die Hammel und den Reisbranntwein, Dummkopf? Hast du etwa das Geld der weißen Väter mitgebracht?" — „Wer spricht von Branntwein und Reis, Oheim?" sagte der Knabe. „Aber es liegt viel Feuerwerk im Tempel des Kriegsgottes. Es würde die nahenden Krieger erfreuen, wenn man es abbrännte, und es würde die Herzen der ‚Erwachenden' entflammen!" — „Das gab dir Fo ein!" rief der Alte erfreut; „ich eile, es den Priestern vorzuschlagen!" Und er watschelte, so schnell es sein Umfang erlaubte, zum Tempel.

Am Abend befand sich die gesamte Bevölkerung des Dorfes auf den Beinen. Auf der Tempelwiese, die in tiefem Dunkel lag, schmetterte der erste Schlag, aus dem sich ein Bündel wirbelnder Raketen loslöste. In magischem Blau strahlte die Landschaft auf, weithin erleuchtet bis zum „Hügel der Erschlagenen", und versank. Dann spritzte aus steiler Höhe ein knatternder und prasselnder Regen weißer und grüner Funken. Sprühend zogen sie eine spiralförmige Bahn, bis sie ein rasend um sich selbst schwingendes Feuerrad am Himmel bildeten, das endlich zerplatzte und ins Nichts zerstob. Jäh schnellten zwei sich kreuzende Flammenschlangen von schwefligem Gelb ins Dunkel; sie zischten umeinander, wanden sich und verschlangen ihre Leiber, bis sie zu einem flügelschlagenden Drachen zusammenschmolzen, der eine Weile riesengroß am Himmel hing; dann zerbarst er unter lautem Knall, und eine rotglühende Flut ergoß sich aus seinem Leibe. Wie ein Feuerregen blutete sie aus der Luft herab, der jählings einhielt, sich zusammenfand und ordnete und endlich als eine riesige Schrift in den Wolken stand, ein Gruß an die Truppen, an die „Erwachenden" . . .

Rasend vor Beifall brüllte das entfesselte Volk. Zwei aber saßen, die Hände um die Knie geschlungen, still dankend und im Herzen betend unter dem flammenden Schauspiel: fern auf dem Hügel unter ungeheuren Pinien der Pater, der den Fluchtplan erwog — nah, gleich auf den Stufen des Tempels und unter der Obhut seines Oheims, der Knabe, der mit stillem, noch kindlichem Entzücken die Leuchtfeuer sah, und dem die Flammenschrift in Auge und Herz hineinschrie: Sie sind gerettet! Sie entfliehen! — An sich selbst dachte er nicht.

Hirsche am winterlichen Futterplatz bei Bayrischzell

Die Natur im Winter / Von M. Müllner

Es ist eine merkwürdige Begriffsverwechslung, die schöne, glänzende Schneedecke mit einem Leichentuche zu vergleichen. Denn der weiße Königsmantel der Natur ist bevölkert mit zahllosen fröhlichen Geschöpfen, die es nicht begreifen, daß sich die Menschen bei der prächtigen Kälte hinter den Ofen verkriechen. Was draußen des Schutzes bedarf, ist sorglich zugedeckt mit der weichen, zärtlichen Hülle: all die Keimlinge, vorwitzige Kinder, die bei jeder gelegentlichen Temperaturerhöhung bereit sind, durchzubrechen. Bäume und Sträucher halten den Atem an, den trotzig gärenden Saft zu bändigen. Sie sind herzlich froh um eine kleine Ruhepause, denn Blätter und Blüten zu treiben, Früchte zu tragen Jahr für Jahr, ist keine Kleinigkeit. Behaglich räkeln sie die entblößten, von jeder Last befreiten Arme, Licht und Luft in die Poren einzulassen, und schauen dem geschäftigen Treiben rundherum zu.

Über Schnee und Eis gleiten vergnügt die Poduriden hin, flügellose Schneeinsekten. An ihnen könnten sich unsere Skifahrer ein Muster nehmen, wie man pfeilschnell, ohne zu purzeln, über Riesenflächen saust. Gemächlicher wandert eine Fliegenart mit langen, spinnenartigen Füßen dahin. Man sieht ihr das Behagen an, das sie beim Schneetreten empfindet.

Das Märchenschloß: Vereistes Observatorium

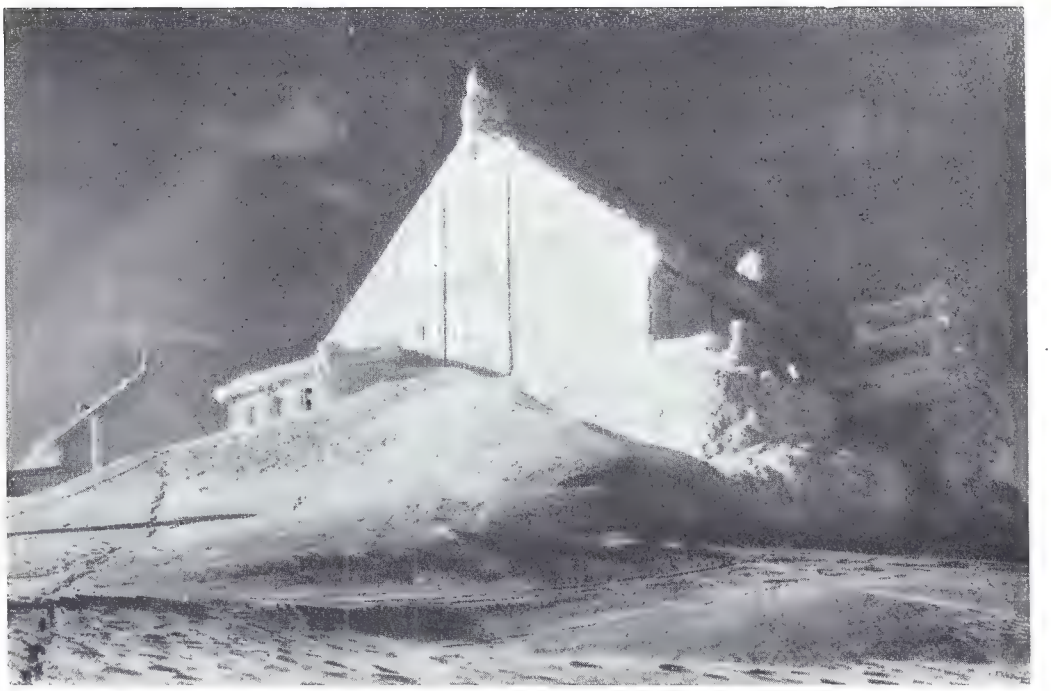
Eisblumen-Girlande auf dem St. Moritzer See

Von Schnee- und Gletscherflöhen zu schweigen. Ihre elastischen Turnübungen geben denen der menschenfreundlichen Verwandten nichts nach. Die Podura aquatica, winzige, blauviolette Tierchen, tummeln sich in der frostklaren Luft nahe über dem Boden oft in solcher Menge, daß man sie literweise schöpfen könnte. Die Wintermücken prahlen mit ihren Glanzleistungen dicht vor unserer Nase herum. Gallwespen und Frostspanner beflattern die entlaubten Bäume und blicken spöttisch auf die Schneewürmer herab, die sich träge in ihren weichen Flaumbetten dehnen.

Sie hab.n Zeit; das ganze Leben liegt noch vor ihnen: es sind Weichkäfer im Larvenstadium. Nitrina, eine Schneckenart, befindet sich in strengster Kälte so wohl, daß sie empört das nächstbeste Eisloch aufsucht, wenn die Temperatur zu steigen beginnt.

Und was bedeuten die dunklen Erdhaufen am reinen Schneefeld? Das sind die Spuren eines Virtuosen in der Kunst der Wühlerei, unseres Maulwurfes. Er ist immer mit dringender Arbeit überhäuft und findet darum auch im Winter sein Auskommen.

Wald und Straße und Flüsse leben. Übermütig schallt der Ruf der Kreuzschnäbel, unserer Papageien, die im schneeumgebenen Nest ihre Kleinen aufziehen. Unbekümmert schlüpft der Zaunkönig durch kahle Hecken, fröhlich piepst der kecke Winterling, Goldhähnchen hüpft schwarzäugig, neugierig von Ast zu Ast, Drosseln und Amseln machen sich breit, Gebirgsstelzen springen graziös, wie geschürzt auf dem mit Eisschöllchen bedeckten Wasser. Und die zierliche Forelle laicht ausgerechnet im Dezember. Man käme an kein Ende, wollte man all das Leben aufzählen, das sich im Winter regt.



Die eingeschneite Deutsche Baude auf der Schneekoppe

Schneegrubenbaude im Riesengebirge

Auch mit dem vielbesprochenen Winterschlaf ist es nicht so weit her. Nur verhältnismäßig wenig Arten erliegen einer wirklichen Erstarrung. Die meisten machen unterbrechende „Bewegung", nehmen sogar Nahrung an, um sich dann allerdings mit vorwurfsvollem Blick auf die winterliche Sonne wieder dem süßen Dämmerzustand des „Duselns" hinzugeben. Sogar der Siebenschläfer, bei dem alles möglich ist, probiert es doch schon manchmal Mitte August, einen Winterschlaf in Szene zu setzen. Manche unserer Fische, so die Schleien, Barsche, Karpfen, dann Wüstentiere, ebenso Schlangen, Eidechsen und Krokodile leisten sich das spezielle Vergnügen eines ausgiebigen Sommerschlafes. Abwechslung muß sein!

Also das berühmte Leichentuch ist sehr fadenscheinig.

Winterzauber in den Schweizer Bergen

Im Zauberbann der Todesstrahlen

Zukunfts-Roman von Otfrid v. Hanstein

Fortsetzung

Eine Stunde später. Wir hatten das Känguruhfleisch und den Maiskuchen gegessen, die Wilden den Inhalt ihrer Kessel verzehrt. Ich hatte mich zwingen müssen, etwas zu genießen. Ich konnte den Gedanken nicht los werden, daß es Menschenfleisch sein könne, was in jenen Kesseln war, obgleich der Oheim es mir austrieb.

„Es kommt sehr selten vor, und sie sind jetzt nicht auf dem Kriegspfad, sonst wären sie ganz anders bemalt."

Immerhin. —

Der Onkel hatte seinen Sack abgeworfen und ihm zwei Flaschen entnommen.

„Es ist Gift für sie, aber es hilft nichts. Ich gebe ihnen auch nur sehr selten und wenig, aber heute brauche ich sie."

Die drei Rumflaschen machten die Runde und waren bald geleert.

Jetzt wirbelten die Trommeln, die Wilden vollführten einen leidenschaftlichen Tanz. Sie sprangen gegeneinander, ihre Schilde ertönten, sie schwangen die Speere und schüttelten ihre struppigen Haarwülste. Währenddessen sprach der Onkel mit dem Häuptling und dieser nickte.

— — — — — — — — — —

Wir saßen wieder im Flugzeug und waren unterwegs. Die Wilden waren schon vor uns aufgebrochen und unter Führung des Häuptlings blitzschnell durch den Wald davongerannt.

Der Onkel sagte zu mir:

„Sie sind Kinder, arme, der Vernichtung geweihte Kinder. Sie geben sich blutdürstiger, als sie sind. Seitdem der weiße Mann nun schon seit Jahrhunderten Herr von Australien ist, gehört ihnen nur noch die einsamste Wildnis. Es war sicher kein Menschenfleisch in den Kesseln. Nur sehr selten, nur, wenn wirklich einmal ein ernster Kampf zwischen zwei Stämmen ausbricht, geschieht es jetzt noch, aber sie berauschen sich an den Gedanken an einst.

Es ist eine Notwendigkeit, daß der weiße Mann, dem seine eigene Heimat zu klein wird, sich ausdehnt, aber mir tut der Eingeborene leid. Der Indianer Nordamerikas ist so gut wie tot, in Südamerika wird er sterben. Die einstigen, stolzen Einwohner der Molukken sind von den Holländern ausgerottet, auch der Buschmann von Australien wird sterben — sterben wie die Tiere des Urwaldes. Es muß vielleicht sein, aber es ist traurig."

— — — — — — — — — —

Es war gegen Morgen. Die Wilden kamen nicht viel später in Desert City an als wir. Sie wurden von Hollborn in die große Vorratshöhle gelassen und schafften mächtige Ballen Zeltstoff und viele hundert eiserne Pfähle heraus.

Den Wilden erlaubt der Onkel in die Höhle zu gehen; dann wurden die Eingänge sorgfältig wieder verschlossen und sogar die in wenigen Tagen üppig wuchernden Stachelbirnen vor den Eingang gepflanzt, damit ihn die ankommenden Goldsucher nicht finden konnten.

„Ein Wilder stiehlt nicht; ein Wilder, der einmal dein Freund ist, bleibt dein Freund so lange, bis du ihn verrätst. Das weiße Gesindel ist leider von anderer Art."

— — — — — — — — — —

Der Morgen brach an.

Jetzt glich Desert City schon eher einer Stadt.

Neben dem Wellblechhaus standen vier große Zelte. In jedem von ihnen sollten zunächst vier von den deutschen Ingenieuren wohnen. Das vierte war für die Rutengänger. Mehrere hundert Meter entfernt waren sehr große andere Zelte errichtet. Dort sollten vorläufig für ein paar Tage Goldgräber hausen.

Ein paar Dutzend eingeborener Weiber waren dabei, unter der Leitung eines unserer beiden weißen Diener — auch eines Mannes, der früher im Busch Paradiesvögel jagte — eine Küche zu errichten, um den zu erwartenden Massenbetrieb zu bewältigen.

— — — — — — — — — —

Zwei Flugzeuge sind angelangt. Die Rutengänger sind angekommen.

Sie hatten sich auf die beiden Flugzeuge verteilt und diese sind sofort wieder weiter geflogen. Es sind seltsame Männer, und augenblicklich ist Streit unter ihnen. Die einen sind ganz moderne Menschen und haben Apparate aus feinen Metalldrähten bei sich. Sie halten große Vorträge darüber und suchen ihre Tätigkeit wissenschaftlich zu begründen.

Die anderen sehen aus wie Naturmenschen, haben lange Haare, Schillerhemden mit offener Brust. Gehen barfuß in Sandalen und haben Birken- und Weidenreiser mitgebracht. Jetzt sitzen sie alle in dem einen der Gastzelte zusammen und streiten sich jeder gegen jeden.

Ich fragte den Onkel, ob er an sie glaube, und er zuckte die Achseln.

„Ich glaube nichts, aber ich verneine auch nichts. Ich weiß, daß die deutsche Regierung in Südwestafrika diese Quellensucher sehr oft verwendet hat, und sie sollen Erfolg gehabt haben. Finden sie unterirdische Wasserläufe, dann ist es gut, finden sie keine, dann war es eben vergebens."

Es wurde immer lebhafter bei uns. Die zwölf deutschen Ingenieure waren angekommen und Herr Allister mit ihnen. Ich glaube, er hat einen guten Blick gehabt. Es sind alles energische junge Männer. Es war eine interessante Stunde, als Onkel Heinrich die Herren begrüßte. Er hatte sie mit hinuntergenommen — die amerikanischen Quellensucher hat er nur oben in den Zelten empfangen.

In dem großen Höhlenraum, der sonst als Speisezimmer diente, war eine Karte unseres Gebietes aufgehängt. Ich selbst hatte sie nach den Angaben des Onkels gezeichnet. Sie war in zwölf Bezirke eingeteilt, von denen wir zunächst sechs in Arbeit nehmen wollen. Der Onkel setzte seinen Plan auseinander. Zunächst waren die Gesichter ungläubig, zum Teil sogar spöttisch, aber dann beugten sie sich alle vor diesen Plänen.

Morawetz soll im Süden eine neue Maschinenzentrale anlegen. Dort ist ein großer See, der Carnegiesee, von dem wir festgestellt haben, daß er das ganze Jahr über nicht austrocknet. Onkel glaubt, daß er auch mit einem unterirdischen großen Strom oder einem anderen Wassersystem in Verbindung steht. Dort also werden wir ein neues Kraftwerk errichten.

Heinrich Stobitzer von den Brennaborwerken, der ursprünglich Eisenbahnbaumeister war, wird das Gebiet, das zwischen Desert City und Carnegiesee liegt, zunächst mit Eisenbahnen versehen. Walter Helding von den Siemenswerken, der Elektriker, soll schleunigst in dem Bezirk östlich von uns große Masten aufstellen. Dort wollen wir Versuche mit Radium zur Beschleunigung des Wachstums machen.

Ein schneidiger junger Mann

Phot. Alb. Steiner

Es war eine sehr lange Rede, die der Onkel hielt, und als er geendet hatte, leuchteten alle Augen vor Begeisterung, und die Zweifel waren verschwunden.

Der Onkel drückte Herrn Allister die Hand.

„Ich denke, Sie haben die richtigen Männer erwählt."

Mit den Ingenieuren war auch ein Geistlicher gekommen, ein stiller, feiner Mann, der sich zuerst eine kleine Kapelle einrichtete.

Es war seltsam und erinnerte an die Heimat, als zum ersten Male an einem schönen Tage der Klang der Abendglocke über die langsam in der Wüste erstehende Stadt ertönte.

— — — — — — — — — —

Es sind vierzehn Tage vergangen.

Diese vierzehn Tage waren eine tolle Zeit. Es war manchmal, als seien es nicht einzelne Luftschiffe, sondern ganze Schwärme von Riesenvögeln. Gut, daß der Onkel die Cambridgebucht mitgekauft hat. Solange Australien bekannt ist, sind sicher noch nicht so viel Schiffe in dieser Bay gewesen als jetzt. Täglich wurden neue gezählt, und die zweihundert Chinesen, die besonders zu diesem Zweck aus der Gegend von Kanton gekommen sind und die jetzt unter dem persönlichen Oberbefehl von Mister Allister stehen, hatten alle Hände voll zu tun, um sie so schnell als möglich zu entladen, wieder aus dem Hafen zu bugsieren und andere in Angriff zu nehmen. Die Einwohner von Wyndham auf der anderen Seite der Bucht sind neidisch. Früher hatten sie sich dagegen gewehrt, mit an den „spleenigen Amerikaner" verkauft zu werden, jetzt waren sie verzweifelt, als sie sahen, wie hier in wenigen Tagen eine neue Stadt aufgeblüht war, — der Onkel hat sie „Allisterstadt" genannt nach ihrem Begründer. Es sah hier aus, als sollte etwa eine große landwirtschaftliche Ausstellung eröffnet werden. Ungeheure Kisten standen herum, bei denen riesige Pflüge, Sämaschinen, alle möglichen anderen Dinge, dann auch Teile von Turbinen, Riesendynamos, ganze Berge Eisenbahnschienen, elektrische Lokomotiven, Teile von großen Masten und ganze Hügel von Kupferdrahtrollen aufgestapelt waren.

Herr Allister ging zwischen all dem Wirrwarr umher; er war der einzige, der sich auskannte, aber er wußte auch alles. Wäre er jetzt plötzlich gestorben, das Werk wäre um Monate verzögert worden.

Wir hatten uns am ersten Tag begrüßt.

„Hallo, Mister, how do you do?"

Er schüttelte mir lachend die Hand.

„Schon daheim in Desert City?"

Mir ist so, als ob wir gute Freunde wären. Er kam ja aus Berlin; er war zwar Amerikaner, aber er brachte doch ein Stückchen Heimatluft mit.

— — — — — — — — — —

Wild sah es aus in dem Distrikt dicht um Desert City. Da standen die Baracken, in denen die Goldgräber wohnten. Was waren das für Gestalten! Jeder trug eine ganze Lebensgeschichte in seinem Gesicht — eine Geschichte von wilden Leidenschaften, zu der nicht selten rote Narben über Wange und Stirn gewissermaßen die Illustration gaben.

Es war ein eigenartiger, grellbunter Fleck in unserem friedlichen Leben. Während wir und die anderen Europäer es vorzogen, meist während der Nacht zu arbeiten und am Tage zu ruhen — die großen Lichtanlagen, zu denen jetzt hohe Masten errichtet waren, und die mit starken Bogenlampen Helligkeit über das nächtliche Land gossen, erleichterten uns diese Umstellung —, während wir also die Nacht zum Tage machten, arbeiteten jene Männer in der Sonnenglut. Schienen sie kaum zu merken, hatten wilde, gierige Gesichter, während ihre nervigen Fäuste die Erde herausschaufelten, suchten mit ihren glühenden Augen in dieser Erde, ließen sie durch die Finger gleiten, wenn die Aufseher, die auch nichts anderes waren als sie selbst, einen Augenblick wegschauten, oder hatten bisweilen wirklich das Glück, ein gleißendes Goldkörnchen zu finden.

Nachts, wenn der kühle Wind vom Meere herüberstrich, wenn beim Schein großer elektrischer Lampen, die sie vorn vor der Brust trugen, die Wünschelrutengänger langsam dahinschritten, selbst wie Zauberer oder Geisterbeschwörer aussahen und ihre Zweige oder Metallruten vor sich trugen, wenn die Landvermesser an ihre Arbeit eilten, wenn die zweihundert Chinesen des Ingenieurs Helding sich anschickten, die großen eisernen Maste aufzurichten und die Starkstromleitungen zu spannen, dann wurde es laut und lärmend in der Zeltstadt der Goldgräber.

In ihrer Mitte stand eine große Bude, halb aus Wellblech, halb aus alten Kistendeckeln zusammengenagelt. In ihr war ein Chinese. Niemand wußte recht, wo er hergekommen. Jedenfalls hatte mein Onkel ihn nicht mitgebracht. Er hatte ein hinterlistiges, verschlagenes Gesicht, hatte sich die Bude selber zusammengezimmert, und vorn lockte ein großes Schild mit der Aufschrift: Viktoria-Hotel.

Natürlich war es kein Hotel, sondern eine elende Schnapsschenke. Ein einziger großer Raum. An der einen Seite eine Art Büfett, auf dem allerhand fragwürdige Speisen und eine Anzahl von Flaschen mit grünen, roten und gelben Schnäpsen standen, alle mit hochtrabenden Namen, aber alle elenden Fusel enthaltend.

Vorsichtig war dieser Teil durch ein Gitter von dem anderen Raum getrennt, in dem an den Wänden Tische standen, auf denen allnächtlich die Würfel rollten, während in dem großen Raum in der Mitte die Goldgräber miteinander wilde Tänze aufführten, zu denen sie selbst aufspielten.

Mein Onkel zuckte die Achseln:

„Notwendiges Übel — sie graben wie wild."

— — — — — — — — — —

Wieder drei Wochen vergangen.

Auf schmalen Gleisen ist eine Feldbahn gelegt. Kleine elektrische Lokomotiven ziehen winzige Wagen, und jeder dieser Wagen enthält schwere Teile von den neuen Kraftstationen, die wir bauen wollten. Eine ganze Schiffsladung mit Kamelen und Elefanten ist angekommen. Der Versuch sollte gemacht werden, diese starken Tragtiere einzuführen. Wir hatten jetzt schon vier hohe Funktürme. Auf dem Mount Russel, am Lady Edith Lagoon, auf dem halben Weg zwischen dem Mount Russel und unserer Zentrale, die wir Desert City jetzt nennen, im Süden beim Carnegie-See und im Norden bei der Cambridge-Bucht sind drahtlose Stationen errichtet worden.

Wir konnten jetzt schon durch einen großen Teil des Gebietes telephonieren.

— — — — — — — — — —

Wieder vier Wochen später. Die vierzehnhundert farbigen Arbeiter waren in voller Tätigkeit. Freilich, auch sie verschwanden in dem riesenhaften Gebiet.

Überall erhoben sich jetzt bereits Maste und trugen den Starkstrom über das Land. Überall fraßen sich eiserne Bohrer in das Gestein, überall ertönten Sprengschüsse und rissen große Löcher auf für die Kanäle.

Ich selber war fast andauernd im Flugzeug unterwegs. Ein Flugzeug mit einer sehr bequemen Kabine; denn sie diente mir gleichzeitig als Arbeitszimmer. Eine wunderbare Erfindung meines Onkels. Die Wände waren stark isoliert und enthielten künstliche Kühlvorrichtungen. Ein

ganzes System von Rohrschlangen, in denen Kochsalz- und Chlormagnesiumlösungen kreisten und durch die eigene Bewegung des Flugzeugmotors in ständigem Umlauf erhalten wurden. So war es in der Kabine auch während der größten Sonnenglut angenehm kühl. In diesem Flugzeug fuhr ich hinunter nach Süden, bis zu den Virginia-Ranges und nach Osten bis jenseits des Mount Russel, sowie bis an die Teano-Ranges im Westen, wo unsere Grenzen verliefen. Auch hier waren überall große Maste aufgestellt, und auch hier waren Starkstromleitungen gelegt. Hier sollten die Matthewsstrahlen gewissermaßen als Grenzschutz dienen, wenn es einmal galt, unliebsame Zuzügler fernzuhalten.

— — — — — — — — —

Mein Onkel holte mich ab — diesmal nicht im Flugzeug. Es war eine Sonnabendnacht, und am Sonntag wurde niemals gearbeitet.

Wir hatten eine kurze Fahrt mit dem Auto, dann stiegen wir einen sanften Hügel hinan. Es war dies das Gebiet, in dem Helding mit seinen Chinesen arbeitete. Hier standen überall Masten, die große, merkwürdig geformte Apparate trugen. Sie sahen aus wie Lampen und waren nach oben durch große Asbestschirme bedeckt. Hier waren auch über dem Boden in bestimmten Abständen große Sprengmaschinen aufgestellt, denen Pumpen aus neuerbohrten Brunnen Wasser zuführten.

Wir standen auf einem Hügel, und mein Onkel wies mit der Hand rings umher. Als ich kam, war hier eine elende Sandwüste gewesen, jetzt grünte alles. Vor acht Tagen war ich schon einmal hier gewesen; damals hatten die ersten Keimlinge ihre Köpfchen aus dem Boden gesteckt, jetzt waren es bereits kleine, junge Pflanzen.

„Weißt du, was das ist? Das ist unsere erste Kokosplantage. In jenen Ständern dort oben sind Radiumstückchen. Ich lasse sie während des Tages ihre Strahlen über den Boden senden, der währenddessen befeuchtet wird. Es ist unglaublich, wie dadurch das Wachstum gefördert wird. Ich denke, in einem Jahr haben wir schon die erste Ernte. Ein kleines, ganz kleines Teilchen nur, aber ein Beweis, daß ich recht behalte."

Wüster Lärm tönte zu uns herauf — wüster Lärm aus der Zeltstadt der Goldgräber. Wir rasten mit dem Auto zurück. Eine Feuergarbe loderte auf — das Goldgräberdorf stand in Flammen.

Fünftes Kapitel.

Blätter aus meinem Tagebuch.

Heute ist es genau ein Jahr her, daß ich in Desert City angekommen bin. Ein Jahr? Es ist mir, als müßten es mindestens zehn Jahre sein. Ich habe mich heute morgen im Spiegel betrachtet. Ich glaube, wenn meine Berliner Freunde mich wiedersehen würden, sie könnten mich kaum erkennen. Meine Figur ist wohl ziemlich die gleiche geblieben: hager und sehnig; aber ich habe ein viel schärfer geschnittenes Gesicht bekommen und eine lederartige Haut.

Es ist heute Sonntag, und an Sonntagen wird nicht gearbeitet. Hellborn ist im Süden, mein Onkel hat einen Abstecher zum Mount Russel gemacht. Er braucht wieder Geld und ist in seine große Schatzkammer gestiegen: in das alte Bergwerk. Diesmal hat er Morawetz, den er inzwischen zum Oberingenieur ernannte, mitgenommen.

Morawetz ist sicher ein außerordentlich geschickter Mann, ein sehr tüchtiger Elektrotechniker mit eigenen Gedanken. Sehr oft sitzt der Onkel mit ihm zusammen und arbeitet an neuen Versuchen. Manchmal kommen jetzt schon Anzeichen, daß die Leute drüben in Canberra neugierig werden. Sie haben uns vorgeschlagen, eine Eisenbahnlinie in unser Land zu bauen. Das wäre gar nicht so schwer, denn bis Laverton am Mount Margaret führt sie schon, und von dort sind nur wenige Kilometer bis an die Südgrenze unseres Bezirkes. Wir hätten dann Anschluß an den Hafen von Fremantle an der Westküste Australiens. Und das wäre in vieler Hinsicht sehr viel bequemer als unsere Cambridgebucht im Norden, die sehr oft den Schiffen große Gefahr bringt. Aber der Onkel will keine Eisenbahnverbindung mit dem australischen Reich, will nicht, daß die Australier genau wissen, was in unser Land kommt. Jedenfalls sind sie alle neugierig. Sie spotten über uns und schütteln die Köpfe. Sicher haben die Herren in Canberra geglaubt, daß dies alles nur eine phantastische Laune sei, waren bestimmt davon überzeugt, daß mein Onkel sehr bald die Lust verlieren würde, daß sein Geld alle werden und er das Land verlassen würde.

Wir lesen natürlich die Zeitungen, die in den großen australischen Städten erscheinen. Die merkwürdigsten Dinge über uns stehen darin. Die Leute wissen ganz genau, daß andauernd Schiffe und große Luftfahrzeuge — wir haben jetzt auch schon drei ganz große Zeppeline — uns alle möglichen Dinge zutragen, aber sie haben noch von keinem Erfolg gehört. Sie begreifen nicht, woher die Millionen kommen, die wir besitzen, aber sie spotten darüber, wie wir sie verschwenden.

— — — — — — — — — —

Ich bin mit der kleinen Zahnradbahn auf den Hügel hinaufgefahren, der hinter unserer Zentrale liegt. Wir haben jetzt eine sehr große Anzahl solcher Zahnradbahnen. Keine Schienen, nur eine Kette, die über Rollen läuft, und kleine Wagen mit breiten Rädern, die überall fahren können. Diese Wagen sind wie kleine Automobile selbst mit Motoren ausgerüstet, aber sie haben vorn eine Stange, die sich nach unten hinabdrücken läßt. Man fährt mit eigener Kraft; wo es nötig ist und wo man eine dieser Ketten, die andauernd rotieren, trifft, versenkt man den Stab; dieser faßt zwischen die Glieder der Kette und wird mit fortgezogen. Es ist dasselbe System, das in San Franzisko für die Beförderung der Straßenbahnen eingerichtet wurde. Wir haben schon unglaubliche Strecken mit solchen Bändern versehen. Das geht sehr viel schneller als der Bau von Eisenbahnen.

Lange Metallkästen, die oben einen Schlitz haben und in denen die Rollen und die Kette eingebaut sind, werden nur in den Steinboden versenkt, die Kette gespannt und an unsere elektrische Kraftstation angeschlossen, und der Betrieb ist fertig. Das geht überall sehr gut, wo Steinwüste ist, und daran haben wir hier keinen Mangel.

Ich bin also mit der Kettenbahn auf den Hügel hinaufgefahren. Dieser Hügel ist eigentlich ein Wunder mitten in dem Alltag unseres Lebens. Und er ist auch der Stolz und der Trost meines Onkels; denn er ist noch immer die erste und einzige Probe auf unser Exempel.

Dieser Hügel besitzt hübsche Anlagen, grüne Rasen, gepflegte Blumenbeete und ein Wäldchen junger Kokospalmen.

Dabei weiß ich ganz genau, wie trostlos er aussah, als ich vor einem Jahr hierher kam. Er war nichts als ein elender Sandhügel, und damals glaubte ich meinem Onkel nicht, als er mir sagte, daß dieses gelbe, krümelige Zeug gar kein Sand, sondern von der Sonne ausgedörrte, durch Verwitterung von dem Felsen gelöste Humusschicht sei. Dieser ganze Hügel wird täglich mit unseren Sprengmaschinen künstlich gewässert, und ebenso täglich wirken sechs Stunden lang die Radiumapparate auf den Hügel ein. Daher dieses wunderbare Wachstum in der Wüste.

(Fortsetzung folgt.)

„Gold gab ich für Eisen" im Theodor-Körner-Film

Körners Tod im Richard-Oswald-Film „Lützows wilde Jagd"

Aus der verfilmten Wagner-Oper „Die Meistersinger" (Phoebus)

Aus dem Napoleon-Film (Ufa)

Geschichte und Dichtung

Die Filmindustrie mußte in den letzten Jahren schon aus Geschäftsinteresse zu edleren Stoffen übergehen, wenn sie mit ihren Darbietungen auch die ernsteren Kreise des Volkes interessieren wollte. So entstand eine Reihe von historischen Filmen, die außerordentlichen Anklang gefunden haben. Filmtechnisch wurde darin zum Teil ganz Erstaunliches geleistet. Szenen von bewundernswerter Echtheit des geschichtlichen Milieus, von packender Lebenswahrheit und hinreißendem Pathos. Man darf diese gewaltigen Leistungen genialer Inszenierungskunst, will man gerecht sein, nicht außer Betracht lassen, wenn man von den verderblichen Wirkungen des modernen Filmwesens spricht. Es ist keineswegs nur das Sinnlich-Erregende, Abenteuerlich-Nervenaufpeitschende, was die jungen Leute in Massen zu den

Evchen aus den „Meistersingern"

„Florian Geyer" von Gerhart Hauptmann

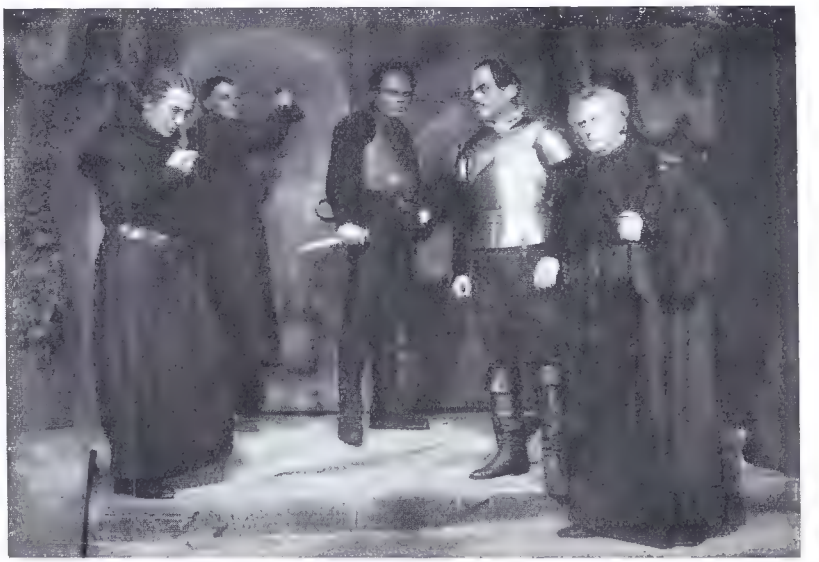
im modernen Film

Filmvorstellungen treibt, sondern auch eine berechtigte Neugierde, die unerhört raffinierten Leistungen der heutigen Filmtechnik kennen zu lernen. Und außerdem sind gerade die großen historischen Filme der letzten Zeit zugleich kulturgeschichtliche Aufklärungsfilme, die dem Volke das Gesamtbild einer Zeit in großartigen Szenen vergegenwärtigen.

Seit neuestem werden auch berühmte Werke der Dichtung mit glänzendem Erfolg verfilmt. Dies ist teilweise bedenklich, weil in der Filmdarstellung mehr nur der äußerliche Ablauf der Handlung eines Romans oder Dramas gezeigt werden kann, während das Wesen einer Dichtung im Geistigen und Künstlerischen liegt. Darum bedeutet jede Verfilmung eines dichterischen Kunstwerkes eine gewisse Entweihung, und erst recht, wenn es sich um religiöse Stoffe handelt.

Szene aus „Florian Geyer"

Film-Szene aus Gerh. Hauptmanns „Die Weber" (D. L. S.)



Die große Schwurszene in „Florian Geyer"

Die Sterbeszene aus dem italienischen Franziskus-Film

Bis zum letzten Ende / Von Albert Rust

Eines Morgens um sechs Uhr, als die einzelnen Türen der Abteilung von der einrückenden Tageswache aufgeschlossen wurden, fand einer der Beamten den Gefangenen Burmeister im hintersten Winkel seiner Zelle kauern und mit leiser Stimme unverständliche Gespräche führen. Ein Anruf blieb ohne Antwort, und als der Beamte darauf die Zelle betrat und den Kameraden hart anfaßte, sah er sich ohne ein Wort der Klage mit so befremdeten Augen angesehen, daß er die Hand sinken ließ. Das Gesicht des Gefangenen war seltsam unbeweglich und in seinen Augen ein Ausdruck der Leere, der erkennen ließ, daß sich das Bewußtsein vor den Härten der Wirklichkeit in einen unzugänglichen Winkel seiner Behausung zurückgezogen hatte. Er ließ willig und ohne Widerstand alles mit sich geschehen, was über ihn verhängt wurde. Stellte man ihn auf die Füße, so blieb er regungslos stehen bis ihm die Knie einsanken, bekam er Brot gereicht, so hielt er es unbeweglich in den Händen bis es zur Erde fiel, und ob harte Worte über ihn ergingen oder gütige Zureden, ob ihm Witze erzählt wurden oder Trauerfälle, sein Gesicht blieb beständig starr wie eine Maske und keinerlei Regung verriet, ob ein Wort bis an das Versteck seiner Seele vorgedrungen war. Nachdem ihn der Arzt gründlich beobachtet und untersucht hatte, trugen ihn zwei dazu befohlene Mitgefangene in das Lazarett der Gefangenen-Anstalt.

Dort war es, wo nach einiger Zeit das letztemal etwas wie eine flüchtige Regung über sein Gesicht glitt, die als Verständnis, vielleicht sogar als Versuch zum Lächeln gedeutet werden konnte.

Der Arzt hatte bedenklichen Gewichtsverfall bei ihm festgestellt, und aus diesem Grunde kräftigende Kostzulagen angeordnet. Die erste Gabe dieser Art, einen gehäuften Teller mit Zwieback und einen großen Becher Milch, brachte ihm der beamtete Heilgehilfe aus Anteilnahme persönlich an das Bett. Er drängte ihm den Becher und etwas Zwieback in die Hände, vermochte ihn aber nicht zu bewegen, etwas davon in den Mund zu führen. Nach langen, erfolglosen Bemühungen wandte sich der Beamte verärgert ab und begab sich an andere Dienstgeschäfte. Die übrigen Kranken, von welchen die Mehrzahl aus guten Gründen auf schmale Kost gesetzt war, betrachteten die so hartnäckig verschmähten, guten Gaben mit gelüstigen Augen. Man kam näher und endlich ganz nah, man wagte schnell?, wenn auch unverantwortliche Griffe und bemächtigte sich zuletzt auch des Bechers, nachdem der Teller leer geworden war. Das leere Geschirr aber praktizierte man dem Kranken unverfänglich wieder in die Hände. Als der Beamte unmittelbar darauf an das Bett zurückkehrte und die geleerten Gefäße erblickte, hob er vor Überraschung die Brauen fast bis zu den Haarwurzeln und rief aus, wobei er die Hände in die Hüften stemmte:

„Ja, was ist denn nun das? Ich denke, er kann seine Hand nicht vom Becher unterscheiden, und seine Nase nicht vom Zwieback, und nun hat er alles aufgegessen, kaum daß ich ihm den Rücken zeige!"

Bei diesen Worten geschah es, daß für einen flüchtigen Augenblick die Starrheit aus der Miene des erst Beraubten und hernach Gescholtenen wich, und gleichzeitig kam in seine Augen ein Licht, das fast als Widerschein stiller Heiterkeit gedeutet werden konnte. Der Beamte bemerkte diese Belebung mit Überraschung; er bemühte sich nach Kräften, den flüchtigen Schimmer festzuhalten, und als er erloschen war, noch einmal zum Aufleuchten zu bringen, aber alle seine Bemühungen blieben ohne Erfolg. Von diesem Augenblick an hatte sich das Bewußtsein des Kranken so tief in seine Behausung zurückgezogen, daß es nie wieder sichtbar wurde.

Sie nannten ihn dort alle nach seinem Aussehen Bubi. Er war unter Mittelgröße und von der schönsten Gliederbildung mit außerordentlich kleinen Händen und Füßen. Auch in der Verheerung des Wahnsinns blieb sein Gesicht angenehm und in der Farbe wie Milch und Blut. Seine Lippen verloren allmählich den Zusammenhalt, und zwischen seinen Brauen bildete sich gerne eine senkrechte Falte. Seine Augen, die er meist halbgeschlossen hielt, zeigten das gesättigte Blau des südlichen Sommerhimmels und seinen Kopf bedeckten Löckchen aus hellen Blondhärchen. Er liebte lang ausgestreckt unter der Decke zu liegen, die Augen bis auf einen schmalen Spalt geschlossen, und zuweilen leise Silben zu murmeln, die Anklagen zu enthalten schienen, aber sicherlich keiner Sprache dieser Erde angehörten. Seine Glieder führten ein Sonderleben, von dem seine Seele nichts zu wissen schien.

Wie an allen Betten dieser ungemütlichen Stube hing auch ihm zu Häupten eine schwarze Tafel mit einigen Vermerken in Kreideschrift. Aus ihren Angaben war zu entnehmen, daß er den Vornamen Heinz führte, dreiundzwanzig Jahre alt war und wegen Raubs eine sehr harte Strafe zu verbüßen hatte. Als er in das Lazarett gekommen war, wurde in der einzigen Tasche seines Kittels ein sehr zerlesener Brief gefunden, in dem ihn seine ferne Mutter vier Seiten hindurch heftig anklagte. Wie der Inhalt ergab, war dieser Brief bald nach seiner gerichtlichen Verurteilung geschrieben worden und enthielt die Antwort auf eine versuchte Rechtfertigung. Inzwischen war mehr als ein halbes Jahr vergangen; nach dem Ausweis der Hausakte hatte er während dieser Zeit weder einen Brief empfangen noch geschrieben. In der völligen Verlassenheit der Zelle war sein Geist mürbe geworden und unmerklich an der harten Schnelligkeit zerbrochen. Im Lazarett verfiel er auch leiblich mit großer Schnelligkeit.

Nachdem ihn der Arzt einige Zeit hindurch aufmerksam beobachtet und vergeblich behandelt hatte, veranlaßte er die Benachrichtigung Frau Barbara Burmeisters, seiner Mutter. Sie wohnte weit entfernt am anderen Ende des Reiches; es durfte ferner angenommen werden, daß sie als Witwe eines lange verstorbenen Handwerkers in dürftigen Verhältnissen lebte. Aber es kam trotzdem Nachricht zurück, daß sie sich sofort auf den Weg begebe. Die Aufgabe, Besucher bedenklich erkrankter Gefangener auf den sie erwartenden Anblick vorzubereiten, gehört nicht zu den Pflichten beamteter Gefängnisärzte; wenn trotzdem der eine oder der andere Vertreter dieses sicherlich nicht leichten Berufes die nüchternen Amtsbestimmungen in schöner Menschlichkeit ergänzt durch selbstgegebene Gesetze, so erwartet ihn dafür kein anderer Lohn als derjenige, den jede gute Handlung austeilt. Der Arzt, der diesen Fall behandelte, war geneigt, solches Honorar als vollgültig in Empfang zu nehmen; er hatte daher Anweisung gegeben, die Mutter des Kranken zuerst in sein Amtszimmer zu geleiten. In seiner äußeren Erscheinung kam die sokratische Art seines Wesens deutlich zum Ausdruck. Als Fünfziger war er von starkgebeugter Gestalt mit einem schmalen und etwas blassen Gesicht unter einem vielfach gelichteten Haarkranz, das den Ausdruck angestrengter Geistesarbeit zeigte. Er trug bescheidene Schoßröckchen aus dauerhaften Stoffen, in den Armeln steifgestärkte Leinenröllchen und als Fußbekleidung grobe Zugstiefel mit gedoppelten Sohlen. Für die Verkehrtheiten und Unzulänglichkeiten der Welt hatte er

selten harte Ausdrucksweisen; er suchte sie vielmehr mit milden Mitteln seinem Verständnis näherzubringen. Blieben aber alle seine Bemühungen vergeblich, so pflegte er bedauernd den Kopf zu schütteln.

Er hatte in der Mutter dieses zierlich gestalteten jungen Menschen eine andere Erscheinung erwartet, als ihm nun gegenüberstand. Ihre Gestalt und ihr Gesicht waren erschreckend abgemagert und, obwohl sie noch nicht viel über fünfzig Jahre zählen konnte, in mitleidwürdiger Art von den Spuren harter Not und vielfachen Kummers verwüstet. Es war aber noch etwas anderes an ihr, was auf den oberflächlichen Blick fast lächerlich wirkte, denn sie trug immer noch die Kleidung, mit der sie in ihrer Jugend

seufzte leicht und kam zur Sache mit der Frage an die Mutter, ob sie wisse, wie sie ihren Sohn finden werde.

„In der Mitteilung stand, daß er sterben wird", antwortete Frau Barbara mit Härte.

Er blickte überrascht auf, erkannte die unnahbare Miene sehr bald als Maske und versetzte etwas unbehaglich:

„So, hat man Ihnen das mitgeteilt? Nun, ich als Arzt habe nicht Anweisung gegeben, so zu schreiben. Übrigens, wenn man alles zusammenhält, was auf dieser Erde bleibenden Wert hat, möchte man fast meinen, daß niemand besser fährt als derjenige, der alle Dinge ohne Bedauern hinter sich läßt, auch wenn er weiter nichts dafür eintauschen sollte als Ruhe und Ungestörtheit, was wir aber nicht wissen."

Richard Scholz: Genoveva

in der Art einfacher Mädchen des Sonntags etwas Staat gemacht hatte. Sicherlich konnte sie nicht verstehen, warum dieses merkwürdig gepuffte Kleid, dieser verblichene Mantel und vor allem dieser sonderbare Hut mit den zwei Vogelflügeln, worin sie der Mann ihrer Ehe einst schön und begehrenswert gefunden hatte, nunmehr in den Augen ihrer Mitmenschen nur Lachlust erregte. Ihr fehlten wohl auch die Mittel, diese sorgsam gehüteten Schätze aus ihrer Jungmädchenzeit durch angemessenere Dinge zu ersetzen. So war denn in ihre Gestalt die steife Haltung von Menschen gekommen, die gewohnt sind, spöttische Blicke zu sehen und die längst aufgegeben haben, von irgendeinem ihrer Mitmenschen Gutes zu erwarten.

Der Arzt ließ Frau Barbara, die alle ihre Kräfte zusammennahm, um hart und unnahbar auszusehen, neben sich am Schreibtisch Platz nehmen, schlug unter einigen Sätzen der Einleitung die Akte Heinz Burmeisters auf,

Er hatte vergessen, daß er zu einer Mutter sprach, die hinter der Maske ihrer Unbeweglichkeit jede Silbe heimlich auf ihren Gehalt an Hoffnung für das Leben ihres Kindes prüfte. Ohne auf seine Worte einzugehen, hob sie langsam die glanzlosen und etwas hart blickenden Augen und fragte, ob also keine Hoffnung mehr sei.

Er gewahrte den heimlichen Funken in ihren Augen, aber er mochte nicht Hoffnung anfachen, die nach der Lage der Dinge allzubald erlöschen mußte. Er entschloß sich also, das Notwendige über den Fall in passender Form mitzuteilen. Nachdem er ihr Zeit gelassen hatte, das Gehörte zu verarbeiten, hob er wieder an:

„Ich hätte da wohl noch einige Fragen an Sie zu stellen. Aus der Akte ersehe ich, daß Ihr Sohn früh den Vater verloren hat. Was war das für ein Mann?"

Frau Barbara erfaßte rasch den Sinn der Frage, und schüttelte heftig den Kopf.

„Von seinem Vater hat er es nicht. Der war immer fleißig und sparsam und ordentlich. Er hatte zuletzt auch eine eigene kleine Tischlerei angefangen und hat auch Heinz schon in der Werkstatt gehabt, aber er ist zu früh darüber hinweg gestorben."

„Er hat Ihnen von da an wohl viel Kummer gemacht?" fragte der Arzt, nachdem er eine Weile in der Akte geblättert hatte.

Frau Barbara sah starr gerade aus.

„Ich wollte ihn werden lassen, was sein Vater war. Aber er wollte nicht. Er schämte sich auch bei seiner Mutter zu sein, weil ich bei fremden Leuten die Treppen reinigen und die Wäsche waschen mußte. Sie hatten ihm in den Kopf gesetzt, er sei zu schade und zu schwach für ein Handwerk. So kam er in ein großes Hotel. Sie haben ihm dort eine bunte Uniform und einen ausländischen Namen gegeben. Rechte Arbeit gaben sie ihm nicht; er bekam auch keinen Lohn; nur Trinkgelder. Ich hatte damals mit dem, was der Vater hinterlassen hatte, ein kleines Milchgeschäft angefangen, damit er sich nicht mehr schämen sollte, zu mir zu kommen, aber es war schon zu spät; er kam nur noch, um Geld zu holen. Zuletzt verkaufte er hinter meinem Rücken die Möbel und die Betten, und nahm mir das Geld für die Molkerei aus dem Kasten. Da mußte ich das Geschäft wieder aufgeben. Er kam auch bald um seinen Dienst. Einmal habe ich zwei Jahre lang nichts mehr von ihm gehört."

Der Arzt nickte ernst.

„Er verstand noch nicht zu unterscheiden. Das ist ein wachsender Zug unserer Zeit. Und wir werden alle schuldig, soweit wir mit dem breiten Strom treiben. Diese Mauern umschließen schon lange nicht mehr die Grenzen zwischen gut und schlecht. Der Unterschied zwischen beiden ist nur selten noch grundsätzlich, meist nur noch gradweise. Trösten Sie sich, Ihr Sohn geht hin, wohin wir alle wünschen sollten, denen unsere besten Wünsche gelten."

Der alte Herr hatte wohl eine Träne erwartet, aber Frau Barbaras Augen waren starr und trocken geblieben. Er schüttelte bedauernd den Kopf. Der Kummer, den der Sohn über sie gebracht, mochte wohl ein Gemüt verhärten. Er erhob sich und sagte:

„Kommen Sie also, ich will Sie zu ihm führen."

Man hatte den Kranken inzwischen in ein Einzelzimmer gebracht. Es wurde Frau Barbara gestattet, bis zum Abend bei ihm zu bleiben. Man brachte ihr einen Stuhl und ließ die Türe unversperrt. Der Lazarettgehilfe erhielt Anweisung, von Zeit zu Zeit nach Mutter und Sohn zu sehen. Der Kranke hatte ohne selbständige Regung die Veränderung über sich ergehen lassen. Der Arzt legte den Kopf des Kranken so, daß sein Blick auf die Mutter fallen mußte, er öffnete ihm die Augen und sprach gütige Worte, aber er wartete vergebens auf einen Schimmer aufsteigenden Bewußtseins in den schönen blauen Augen. Er stellte seine Bemühungen ein, seufzte leicht und sah die Mutter starr wie in seinem Zimmer auch hier ihren Platz einnehmen. Sie ist versteint, dachte er sich, sprach noch einige schickliche Sätze und entfernte sich.

Die Sonne spielte mit den blonden, dünnen Härchen des Kranken; er verschloß die Augen gegen den Schein und murmelte selbstverloren leise Silben in seiner Sprache, die dieser Erde nicht angehörten. Die Mutter betrachtete lange das zart rot und weiße Gesicht, das jetzt ganz durchsichtig geworden war; sie versuchte die Silben zu verstehen, die er murmelte, bis sie erkannt hatte, daß er die Sprache verlernt hatte. Sie schloß, indem sie streng auf ihn niederschaute, seinen Hemdkragen, und als sie bemerkte, daß an den Ärmeln die Knöpfe fehlten, holte sie Nähzeug aus ihrer Reisetasche und begann die Schäden auszubessern. Um die rastlos auf der Decke kreisenden Hände zur Ruhe zu bringen, mahnte sie ihn von Zeit zu Zeit:

„Mußt nicht, Heinz, mußt nicht!"

Zur Mittagszeit entnahm sie ihrer Reisetasche einige von den bescheidenen Vorräten, die sie wohl zu diesem Zwecke mitgeführt hatte, einige Äpfel, einige Eier, einige belegte Brötchen. Sie fertigte daraus kleine Bissen, um den Kranken damit zu bedienen. Der Lazarettgehilfe brachte ihr dazu einen Becher mit warmer Milch. Vielleicht, meinte er, würde er von ihrer Hand etwas annehmen. Frau Barbara nippte an dem Becher, sie fand die Milch noch etwas zu warm und stellte sie einstweilen zur Seite. Dann schob sie den linken Arm unter den Nacken des Kranken und reichte ihm mit der Rechten die vorbereiteten Bissen. Er schien den Gebrauch der Lippen, der Zunge und der Zähne gänzlich verlernt zu haben, doch Frau Barbaras Geduld kannte keine Grenzen; sie reichte ihm zum zehntenmal den Bissen, den er neunmal verweigert hatte. Sie verlor dabei nichts von ihrer Starrheit und Strenge, und ließ es nicht an Ermahnungen und Zurechtweisungen fehlen, denn die kreisenden Hände suchten mit wachsender Ungeduld Widerstand zu leisten.

Der Beamte hatte anfangs etwas mitgeholfen, dann aber nahmen ihn andere Dienstgeschäfte in Anspruch. Nach einiger Zeit kam er mit dem Arzte den Gang entlang und in die Nähe der offenen Türe. Beide hörten plötzlich aus dem Innern des Zimmers einen starken Fall mit nachfolgendem Brechen, was sie veranlaßte, schnell auf der Schwelle zu erscheinen. Der Kranke lag ruhig auf seinem Lager, die Hände vor sich in kreisender Bewegung, und die hellen, blauen Augen mit einem Ausdruck unendlicher Unbefangenheit nach einem allen anderen Menschen unsichtbaren Punkt gerichtet. Die Milch aber bedeckte Lager und Boden; der Becher lag in Scherben dazwischen. Der Stuhl war umgestürzt, und Frau Barbara stand gebückt daneben und hielt ihr Taschentuch an das Gesicht gepreßt. Blutflecken zeichneten sich darauf ab, die sich reißend schnell vergrößerten. Aus ihren Augen fielen langsam große Tränen.

Der Befund redete eine zu deutliche Sprache, um Unklarheit entstehen zu lassen. Die Beamten waren bestürzt.

„Er hat nach Ihnen geschlagen?" fragte der Arzt.

Es war unfaßbar, was jetzt geschehen würde. Frau Barbara bemühte sich angstvoll, die verräterischen roten Flecken zu verbergen, aber es war vergebliches Beginnen, denn nun wurden die Spuren eines heftigen Schlages quer über das ganze Gesicht deutlich sichtbar.

„Nein, nein," sagte sie schnell, und stellte sich schützend vor das Bett, als sich die beiden Beamten näherten, „tun Sie ihm nichts, er hat mich nur gestreichelt."

Mein Glaube / Von M. Buchgraber

Irgendein Gottessegen
leuchtet aus jedem Leid;
eine gute Stunde
Hat auch die trübste Zeit.

Irgendein Blümlein duftet
auch im verborgensten Grund;
einmal milde lächeln
kann auch der bitterste Mund.

Zwingt auch der Alltag nieder
Stirn und Blick und Herz;
immer hebt sich die Sehnsucht
doch wieder himmelwärts.

Der unartige Dackel

Die fröhlichen Drei

Aus Schnee geformte Kunstwerke

Die Schneeburg

Zwei Riesen-Saurier

Reiters Abschied

Der Ritter Lohengrin mit dem Schwan

Der Schächer / Von M. Herodek

Heißer, glühender Sonnenbrand liegt über der Wüste, die sich wie ein breites, uferloses Meer ausdehnt; still und regungslos wie in den Armen des Todes ist ringsumher die Natur. Auch die zwei Menschen, die im Schatten eines zerklüfteten Felsblockes im Wüstensande ruhen, scheinen zu schlafen. Plötzlich hebt der eine der sonnverbrannten Gesellen sein schwarzborstiges Haupt und lauscht in die endlose Weite hinaus: „Dismas, hörst du nichts?"

Da schlägt der andere das unsaubere Kopftuch zurück, das ihn gegen die sengende Sonnenglut schützt, und gräbt sein Ohr in den gelben Wüstensand. „Du magst recht haben, Gosmas, ich höre Schritte."

„Es wäre höchste Zeit", knurrt der Angeredete unwillig und schaut prüfend nach den Waffen, die in seinem Beduinengewande stecken. „Den zweiten Tag schon liegen wir hier auf der Lauer, und noch nichts Nennenswertes ist uns begegnet."

Während er noch spricht, taucht drüben eine wundersame Gruppe auf, erst undeutlich, dann beim Näherkommen immer besser zu erkennen. Auf einem grauen Lasttier sitzt eine junge Frau und hält ein Kindlein in ihren Armen; neben ihr schreitet ein älterer Mann und führt das Tier.

„Sieh, Dismas, endlich eine Beute!" raunt Gosmas und richtet sich auf.

Nun sind die Reisenden ganz nahe gekommen; der Mann scheint den Weg nicht zu wissen, denn er blickt fast ängstlich um sich. Da erblickt sein Auge die beiden Männer, und ein Freudenschrei kommt über seine Lippen.

„Ihr Männer, sagt mir um Gottes willen, ist das der richtige Weg nach der großen Oase? Und können wir dieselbe vor Einbruch der Nacht noch erreichen?" ruft er laut.

Statt aller Antwort treten die beiden Räuber heran und versperren den Wandernden den Weg. „Ihr seid in unserer Gewalt, und alles, was ihr habt, gehört uns!" schreit Gosmas, und seine schwarzen Augen blicken lüstern nach dem kleinen Ränzlein auf dem Rücken des Lasttieres. Dismas hält die Zügel des Tieres, und seine ebenfalls dunklen Augen gleiten voll Bewunderung bald zu der jungen, bleichen Mutter, die der Schreck noch bleicher färbt, bald zu dem wundersamen Kinde hinüber, dessen rosiges Gesichtlein ihm furchtlos entgegenschaut. Eine Minute lang tritt vor seine Seele jene Zeit, da auch er einmal im Mutterarme ruhte, schuldlos und selig wie dieses Knäblein hier. Fast weich klingt seine Stimme, da er nun spricht: „Gebet uns von eurem Brote und von eurem Weine und ruhet inzwischen ein wenig aus!"

Und Joseph von Nazareth teilt nun mit den beiden Speise und Trank, während Maria mit dem Kinde und der Esel im gelben Wüstensande ausruhen. Gosmas trinkt in durstigen Zügen den Wein, den ihm Dismas ganz überlassen hat, und es dauert nicht lange, da streckt auch er seine sehnigen Glieder in den sonndurchwärmten Wüstensand. Ein schwerer, fester Schlaf hat ihn befallen. Dismas schaut noch einmal zufrieden nach ihm hinüber, dann rät er der kleinen Familie, ihm zu folgen, er wolle ihnen den Weg nach der großen Oase zeigen.

Joseph treibt das Lasttier auf, die Mutter mit dem Kinde besteigt es, der Straßenräuber Dismas zeigt ihnen den Weg, den er selbst schon oft gewandert bei Tag und bei Nacht. Er kann nicht anders, eine übernatürliche Gewalt treibt ihn, er muß sich diesen drei fremden Menschen gefällig erweisen und sie aus der Gewalt seines Kameraden befreien. Und so wandern sie eine geraume Zeit durch Wüstensand und Steingerölle dahin. Der Sonnenball ist längst in einem dunstigen Gewölke versunken, und die bleiche Mondessichel erscheint am Firmament. Stumm und still zieht die kleine Karawane dahin; der Straßenräuber muß immer wieder nach dem holdseligen Kindlein blicken, das in den Armen der Mutter so friedlich schlummert.

Da endlich sehen sie schon ganz nahe die Bäume und Hecken der großen Oase, die sich mit ihrem dunklen Grün scharf und fast düster im fahlen Mondlichte gegen den Nachthimmel abhebt. Dismas nennt ihnen noch die Stätte, wo sie Rast machen sollen, wünscht ihnen eine gute Weiterreise, dann wendet er sich zum Gehen. Maria und Joseph sagen ihm Dank und Segenswünsche. Ob der lauten Reden erwacht das Knäblein zur größten Freude des Räubers. Einen Augenblick lang ruhen ihre Blicke ineinander, und ein Gefühl nie geahnter Seligkeit erfüllt plötzlich das Herz des wüsten Gesellen; ein Meer von Liebe und Güte liegt für ihn in diesen Kinderaugen. Eine Weile noch schaut er der dahinziehenden Gruppe nach, dann eilt er wieder in die Wüste zurück zu seinem Genossen.

— — — — — — —

Über der heiligen Stadt Jerusalem liegt warmes, glühendes Sonnengold; die weißen Mauern leuchten, die Zinnen und Kuppeln schimmern und blinken wie flüssiges Metall. Doch in den Straßen und Gassen ist es heute merkwürdig still und menschenleer; denn alles, alles ist hinausgezogen nach den Höhen von Golgatha, um das große Schauspiel zu sehen, das sich heute dort vollziehen soll. Der große Prophet, den sie Christus, Messias, König der Juden nannten, wird heute ans Kreuz geschlagen und mit ihm zwei arge Missetäter, Dismas und Gosmas. Schauerlich klingen die Hammerschläge von Golgatha herunter. Endlich ist es beendet. Drei Kreuze ragen in die blaue Luft empor, umtost von einem Meer entfesselter Leidenschaften, von Zorn, Haß und Neugierde.

Da hängen sie nun, die drei Jammergestalten, der Galiläer in der Mitte und zu beiden Seiten die Schächer, von dem Boden erhöht, zwischen Himmel und Erde. Gosmas flucht und höhnt mit der verführten und verhetzten Volksmenge: „Wenn du Gottes Sohn bist, so steige herab vom Kreuze! Hilf dir und hilf uns!"

Auch Dismas stöhnt und windet sich in tausend Schmerzen am Kreuzespfahl. Da wendet er sein Haupt zum Herrn hinüber. Ein felsenfestes Vertrauen, daß dieser ihm helfen könnte, wohnt in seiner Seele; bitten will er ihn, daß er ihm helfe, denn er will und mag nicht sterben. Schon öffnet er seinen Mund, um die Bitte auszusprechen, da tönt es laut von den Lippen des Gekreuzigten über Golgathas Höhen dahin: „Vater, vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun!"

Jetzt verstummt der Mund des Schächers; kalte Schauer überlaufen ihn, in seinen Ohren summt und siedet es, vor den Augen tanzen ihm rote Lichter. Ist es wirklich schon der kalte Tod? Da rafft er die letzte Kraft zusammen; sein brechendes Auge sucht noch einmal das blutüberströmte Antlitz des Gekreuzigten. „Herr, gedenke meiner, wenn du in dein Reich kommst!" Und der Herr sieht ihn an voll Liebe und Güte. —

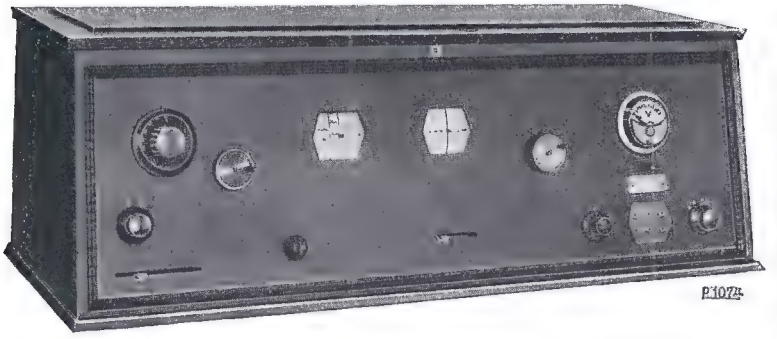
Da wird es noch einmal licht und hell in der Seele des Räubers; einen Augenblick lang sieht er ein holdselig Kindergesicht, das ihn anschaut mit zwei Augen so wundersam, als läge der ganze Himmel darinnen. Wie Schuppen fällt es ihm von den Augen. Jenes Kind damals in der Wüste und er, der hier am Marterholze unschuldig verblutet, sie sind ein und derselbe, dieselben Augen, derselbe Blick. Und der Mund des Heilandes öffnet sich wieder: „Heute noch wirst du mit mir im Paradiese sein!"

Vollendeter Radio-Empfang

Von Dr. A. Mandel

Die deutsche Radiotechnik wurde im abgelaufenen Jahre auf eine Höhe der Vollendung gebracht, die in absehbarer Zeit kaum noch wesentlich zu überbieten ist. Durch die neuesten Apparate ist der Radioempfang endgültig dem Versuchsstadium entwachsen und zu vollkommener Wellenbeherrschung gelangt.

Dieser Fortschritt ist am offenkundigsten bei den hochwertigen Empfangsgeräten mit größter Röhrenzahl, für die sich die Superheterodyne-Schaltung am zweckmäßigsten erwiesen hat. Der vollkommenste Apparat dieser Art ist wohl der Neunröhren-Superheterodyne-Rundfunkempfänger der Firma Koch & Sterzel in Dresden, bei dessen neuestem Modell ER 941 durch zahlreiche Verbesserungen eine nahezu unbeschränkte Reichweite, höchste Selektivität und Klangreinheit und zugleich größte Lautstärke erzielt worden ist. Es ist ein wahres Meisterwerk der Radiotechnik sowohl hinsichtlich seiner Leistung wie durch die Einfachheit der Bedienung. (Abb. 1.) Die nicht mehr zu übertreffende Trennschärfe dieses Apparates, der die konkurrierenden Wellen nächstliegender Sender mit unbedingter Präzision ausschaltet, wurde namentlich durch Hinzunahme einer weiteren Hochfrequenzstufe erreicht und durch sorgfältigste Abschirmung der Abstimmkreise und Abkapselung des ganzen Gerätes einschließlich der Röhren durch Aluminiumblech. Die Lautstärke eines solchen Empfängers ist enorm: mindestens zehn Lautsprecher oder 250 Kopfhörer können daran angeschlossen werden. Darum ist dieser Apparat besonders für Anstalten, Krankenhäuser und Versammlungslokale geeignet. Die Umschaltung vom niederen Wellenbereich (bis 600 Meter) zum höheren (bis 2400 Meter) erfolgt in einfacher Weise durch einen mit Silberkontakten ausgerüsteten Hebelschalter. Die Einstellung auf die gewünschte Sendestation geschieht mittels zweier Kurbelräder direkt nach Wellenlängen, die auf zwei drehbaren Trommeln aufgezeichnet und außen durch kleine Fenster sichtbar sind. Der Apparat arbeitet speziell an Rahmenantenne, natürlich aber auch an jeder Hoch- oder Hilfsantenne; in letzterem Falle können mittels eines Hebels die Lautstärke reguliert, die Selektivität erhöht und die atmosphärischen Störungen erheblich abgeschwächt werden. Das Ein- und Ausschalten des Empfängers geschieht mittels eines Klinkenschalters, der wie ein Schlüssel abgezogen und somit dem Zugriff Unbefugter entzogen werden kann.



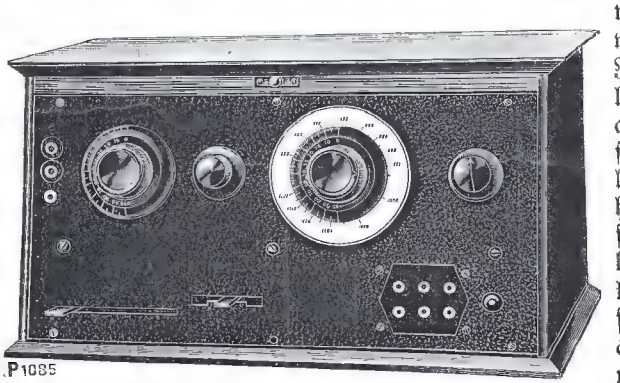
1. Neunröhren-Superheterodyne-Empfänger ER 941

2. Sechsröhren-Neutrodyne-Empfänger ER 640

Gerade an diesem vollendeten Empfangsgerät kommt einem erst die Großartigkeit der Radioerfindung zum vollen Bewußtsein. Ich habe mir in letzter Zeit mit diesem Neunröhrenempfänger manchmal des Abends den Spaß gemacht, innerhalb einer einzigen Minute bis zu zehn europäische Sender klar und stark im Lautsprecher zu hören. Diese Leistung gibt jedem Kenner einen Begriff von der wunderbaren Präzision und kinderleichten Handhabung dieses Apparates.

Dieselben Vorzüge der Konstruktion und Leistung wie das genannte Neunröhrengerät weist auch das neueste Modell ER 640 des Sechsröhren-Neutrodyne-Empfängers (Abb. 2) von Koch & Sterzel auf. In diesem Apparat sind gleichfalls alle Abstimmkreise voneinander abgeschirmt und der ganze Empfänger völlig abgekapselt, so daß der stärkste Ortssender ausgeschaltet werden kann. Ebenso wird auch hier der Übergang vom unteren zum oberen Wellenbereich (bis 2400) durch einfachen Umschalter mit Silberkontakten bewerkstelligt. Auch dieser Apparat arbeitet an Rahmen- oder Hoch- und Hilfsantenne; die europäischen Sender werden im Lautsprecher vorzüglich empfangen. — Ganz erstaunlich in Leistung und Selektivität ist sogar der billige Vierröhren-Sekundär-Empfänger von Koch & Sterzel in seinem neuesten Modell ER 442 (Abb. 3), mit dem der größte Teil der europäischen Sender im Lautsprecher klangrein und lautstark zu Gehör kommt. Die Spulen und Röhren sind auch bei diesem Gerät ins Innere des Gehäuses verlegt, und es ist kein Umstecken der Spulen oder Zusatzblöcke mehr nötig. Die Einstellung der Stationen erfolgt durch Drehknauf direkt auf Wellenlängen.

Alle drei genannten Apparate sind in geschmackvolle, dunkelgebeizte Kasten eingebaut, ein Schmuck für jedes Zimmer. Aus langer Erfahrung kann ich nur dringend raten, sich nicht durch minderwertige Apparate die Freude am Radio zu verderben, sondern ein leistungsfähiges Empfangsgerät anzuschaffen, das präzis, lautstark und klangrein arbeitet und leicht zu bedienen ist. Dazu gehört freilich auch ein guter Lautsprecher; ich weiß zur Zeit keinen besseren als den wundervoll klangreichen Waldhorn-Lautsprecher von Prof. Koch (Koch & Sterzel, Dresden), dessen Fülle und Reinheit mir unübertrefflich dünkt.



3. Vierröhren-Sekundär-Empfänger ER 442

Schnurren des schwäbischen Eulenspiegels Munding

Wie Munding Zechschulden erledigte.

Munding war auch im Oberamt Waldsee wegen seines Humors bei den Wirten ein gerngesehener Gast. Da seine durstige Musikantenkehle aber oft den Etat überschritt, hatte er allüberall Zechschulden. Als ihm diese über den Kopf wuchsen, sann er nach Mitteln und suchte Wege, sich in origineller Weise seiner Schulden zu entledigen. Munding war da einmal auf dem Wege zu einer Hochzeit, bei der er aufspielen sollte. Da begegnete ihm ein Knecht, der auf einem Bernerwagen einen Sarg führte. Auf seine Anfrage wurde ihm erzählt, daß der Vater des Micheles-bauern von B. gestorben sei. Schnell leuchtete ihm eine Idee ein. „Woischt was?" sagte er zum Knecht, „laß mi en de Sarg liege, und wenn de ebber frogt, wer gstorba sei, no saischt: dr Munding!"

Der Knecht, der den Witzbold kannte, willigte ein. Munding legte sich in den Sarg, und nun ging es weiter. In N. wurde beim ersten Wirtshaus haltgemacht. Der Wirt, der das Pferd versorgen wollte, fragte den Knecht, wer gestorben sei. „Dr Munding von Gebrazhofe", war die Antwort. — „Waaas," sagte der Wirt, „was du net saischt? Dear ischt mir au no drei Gulde schuldig. Aber no, nachdeam 'r gschtorba isch, sollet se ihm gschenkt sei!" Bei diesen Worten hob sich in feierlichster Weise der Deckel des Sarges, und Munding rief heraus: „Vergelt's Gott, Wirt!" — So wurde es auch noch bei anderen Wirtschaften gemacht.

Die Klafterstecken.

Munding war bei einem benachbarten Fürsten gut angeschrieben, weshalb er seinen Brennholzbedarf immer beim dortigen Rentamt deckte. Er fand auf der Suche nach einem passenden Holz einen Raummeter zwischen zwei großmächtigen Tannen aufgeschichtet. „Zwei prächtige Klafterstecken!" dachte der Schalk. Er ging auf das fürstliche Rentamt, kaufte das Holz und fragte, ob die Klafterstecken rechts und links vom Holz dem Käufer auch gehören. Das wurde bejaht. Am andern Tag machte er mit einem Gehilfen die beiden Tannen um und ließ die Stämme abtransportieren. Als der Waldhüter dagegen einschritt, sagte Munding: „Im Rentamt hot ma mir gsait, daß d' Klafterstecka mir ghöret!"

Das alte Holz.

Ein anderes Mal hat Munding zur Winterszeit Not an Brennholz. Auf seine Bitte wird ihm gestattet, im Walde „altes Holz" zu holen. Schnell macht sich der Schlauberger daran, die größte Tanne des Waldes umzusägen. Der Forstwart wollte ihm wehren. Munding sagte: „I därf jo alt's Holz em Wald hole. Do hon i denkt, de größt' Tanne wird wohl 's ältest Holz sei'!"

Mittel gegen Wanzen.

Mundings altes Haus war auch das Asyl von allerhand lästigem Ungeziefer. Eines Tages nun brannte das Haus ab. Munding eilte, seine Geige zu holen und sang unter Violinbegleitung: „Wenn des net guet für d'Wanze isch, no woiß i net, was besser isch!"

Die Wallfahrt auf Erbsen.

Jedjährlich machte Munding mit seiner besseren Hälfte eine Wallfahrt. In früherer Zeit war es üblich, daß die Wallfahrer zur Erhöhung der Buße Erbsen in die Strümpfe legten. Solches wurde auch von den beiden vereinbart. Die Erbsen wurden also in den Socken und Strümpfen gleichmäßig verteilt, und nun ging die Heilswanderung los. Am Wallfahrtsorte jammert Frau Munding, wie herb sie es jetzt mit ihren Füßen habe. Munding dagegen befand sich mit seinem Gehwerk wohl. Der reuige Büßer hatte seine Erbsen wohl in die Strümpfe getan, diese aber in die Tasche gesteckt. Im darauffolgenden Jahre mußte Munding seine Wallfahrtssocken unter Aufsicht seiner im Vorjahr geprellten Frau anlegen. Doch als vorsorglicher Mann hatte der Faun seine Erbsen vorher trittweich gekocht.

Wallfahrt mit besonderem Versprechen.

Wiederum machte Munding mit seinem Weibe eine Wallfahrt. Unterwegs setzte überraschend ein starkes Regenwetter ein. Da die Mundingin keinen Schirm hatte, nahm sie, einer noch heute gebräuchlichen Landsitte entsprechend, den Oberrock empor und stülpte ihn über den Kopf. Als sie durch ein Ort kamen, erregte die Frau Aufsehen. Die Jugend lief in hellen Scharen der wallend Betenden nach, die vor ihrem Ehegesponse fürbaß schritt. Auf die Frage der Mundingin, was denn der Menschenauflauf bedeute, gab der Schalk Aufschluß. Das gute Weib hatte in der Eile und im Eifer mit dem Oberrock auch den unteren über den Kopf gezogen, so daß diskrete Teile der Untergewandung sichtbar waren. Die Mundingin sagte verärgert zu dem spöttisch lächelnden Gemahl: „Esel, oifältiger, worum hoscht mer des net scho bälder gsait?" Munding entgegnete: „I hau halt glaubt, du hättest's so für d' Wallfahrt versprocha!"

Wie Munding sich seine Schuhe beschaffte.

Munding benötigte einmal dringend ein Paar Schuhe. Da er „knapp bei Kasse" war, machte ihm diese Beschaffung schweres Kopfzerbrechen. Ein ulkiger Einfall mußte ihn wieder über die Verlegenheit retten. Er bestellte bei zwei Schuhmachermeistern je ein Paar Schuhe. Nachdem diese fertig waren, holte er beim ersten Schuhmacher den rechten, beim zweiten Schuhmacher den linken Schuh, bedeutend, daß er je den andern holen werde, sobald er Geld habe, dann werde er jedem beide Schuhe bezahlen.

Der Frau Munding Tod.

Als es mit der Frau Munding zum Sterben kam, holte er seine Geige und spielte lustige Tänze und Lieder. Auf den Vorhalt seiner Verwandten und Nachbarn, es schicke sich doch nicht, in so ernster Stunde so lustig zu sein, erwiderte Munding:

„Lustig semmer z'sammag'komma,
Lustig wölla mr scheida,
Ond wenn mei Weib am Sterba liegt,
Noch lang i noch d'r Geiga!"

Mundings Tod.

Munding geriet des öfteren mit den Ortsorganen der „Obrigkeit" in Konflikt. Als er nun todkrank darniederlag, bat er die Träger der obrigkeitlichen Gewalt zu sich. Diese glaubten, Munding wolle sich vor seinem Hinscheiden mit ihnen aussöhnen, und vereinbarten die Besuchsstunde. Gleichzeitig traten die „Obrigkeiten" ins Krankenzimmer. Munding begrüßte sie und bat den einen Herrn, zu seiner Rechten, den andern, zu seiner Linken Platz zu nehmen. Nun sagte er mit geradezu hämischer Bosheit: „So, meine Herra, jetzt kann i leicht und guet schterba; jetzt han es grad so wie eisser Herrgott am Kreuz, der au zwischa zwoi Missetäter gschtorba isch!"

Der Schlauberger / Von Tscho Belja

Der alte Ignaz hatte das Reisig auf den Esel geladen und machte sich auf den Heimweg. Er fühlte sich so wohl, als sich einer in dem geflickten Rocke und den zerrissenen Stiefeln eines Tagelöhners nur wohl fühlen konnte. Ein kleines, grünes Hütchen saß keck über dem Gesichte, dessen Heiterkeit von dem Glanz der kupferroten Nase noch überstrahlt wurde. Eine lustige Melodie vor sich hinpfeifend, ging er mit großen Schritten hinter dem Grauchen her, das gemächlich vor ihm trabte. Bisweilen trat er dicht zu ihm heran, klopfte ihm auf den Rücken und sah es mit liebevollem, fast zärtlichem Blicke an. Er nahm sich ein wenig lächerlich aus dabei, denn seine mächtige, ungeschlachte Gestalt mit dem derben, roten Gesichte paßte wenig zu der Miene oder Geste einer Zärtlichkeit.

„He, he!" rief er dem Esel zu, der über eine Wurzel gestolpert und auf die Knie gefallen war. Doch bevor er ihm aufhelfen konnte, war er schon wieder auf den Beinen und trabte weiter, indem er mit dem Schwanze und den Ohren wedelte und ein fröhliches I-ah ausstieß.

„Das ist doch etwas anderes — als alles auf dem Buckel heimzuschleppen!" murmelte der alte Ignaz zufrieden. Er zog eine Flasche aus der Tasche, tat einen guten Zug daraus, wischte sich den Mund mit dem Handrücken ab und lief dem Esel nach, der inzwischen in die Dorfstraße eingebogen war, zu deren Anfang ein Häuschen lag, darinnen ein alter Oheim ihn und seine Frau wohnen ließ.

Als Ignaz den Grauen abgeladen und sorgsam gefüttert hatte, trat er in die Stube. Er erschrak. In dem Bette an der Wand lag unter Decken und Kissen seine Frau, und die dicke Nachbarin stand vor ihr und redete eifrig auf sie ein.

„Hab' ich's nicht gleich gesagt, daß es so kommen würde? Dreimal ist an Neumond der schwarze Kater übers Dach gelaufen! Ganz wie bei der Müllerin ..."

Ignaz räusperte sich laut. Er konnte das Geschwätz der Nachbarin nicht leiden. Aber sie überschüttete ihn mit einem Schwall von Worten, warum seine Frau krank geworden und wie sie zu heilen sei. Ignaz trat zu der Kranken. Sie stöhnte jämmerlich. Da erschrak er noch mehr.

„Holt den Doktor!" rief er.

„Der ist schon dagewesen. Aber er sagt, er könne nichts machen. Nichts versteht er, dieser Vagabund, dieser ..."

Ignaz verlor die Ruhe. „... Nichts machen? ... Aber was sollen wir um Gottes willen tun?"

„Ich werde sie schon gesund machen. Ich meine es gut mit euch. Gebt ein Ei her, aber schnell!"

Ignaz tat in seiner Angst, was die Nachbarin wollte. Die Kranke stöhnte wiederum. Vorsichtig ließ die Nachbarin das Ei, von dem sie die äußere Schale abgelöst hatte, über die Brust der Kranken rollen.

„Es muß platzen! An der Stelle, wo die Krankheit sitzt. Wenn es platzt, ist sie gerettet! Beten Sie!"

Ignaz bekreuzte sich und murmelte etwas vor sich hin. Das Ei rollte ein paarmal hinab — aber es platzte nicht.

„Beten Sie! Tun sie ein Gelübde! Das wird helfen!" ermahnte ihn die Nachbarin, das Ei nochmals emporhebend.

Da tat der alte Ignaz in seiner Verzweiflung mit lauter Stimme das Gelübde; er wolle das Kostbarste, was er besitze, den Esel, verkaufen und das Geld den Brüdern von St. Basilika bringen — wenn das Ei nur platzen würde.

Das Ei rollte wieder und — platzte. — „Gerettet!" murmelte die Nachbarin.

Ignaz atmete auf. Er beruhigte sich zusehends. Aber in dem Maße, in dem seine ruhige Überlegung wiederkehrte, wuchs sein Groll gegen die Nachbarin, die ihn zu einem so unbesonnenen Gelübde verleitet hatte. Wieviel saure Arbeit hatte es gekostet, bis sie endlich vor einer Woche den Esel kaufen konnten!

Die Kranke fiel inzwischen in einen ruhigen Schlaf.

Am anderen Morgen stand er früh auf. Seine Frau hatte sich wieder erholt. Da blieb nichts weiter übrig, als auf den Markt zu gehen und den Esel zu verkaufen. Traurigen Herzens holte er den Esel aus dem Stalle und ritt die Straße zum Markt hinab.

Da hörte er hinter sich ein Miauen: die Katze war ihm nachgelaufen. Rührselig gestimmt, nahm er sie zu sich hinauf und ritt nachdenklich weiter.

Wenn ich doch nur die Katze hergeben müßte!"

Wieder versank er in seine Gedanken; doch plötzlich hielt er den Esel an und sprang ab. Über sein Gesicht glitt ein verschmitzte Lächeln, und hurtig trieb er das Eselchen.

Bald war er auf dem Markte und verkündete mit lauter Stimme: „Ein Esel und eine Katze zu verkaufen! Die Katze kostet zehn Taler und der Esel zehn Groschen. Ich gebe sie aber nur mitsammen her!"

Die Leute wunderten sich nicht wenig über das seltsame Gebaren des alten Ignaz. Doch es fand sich schließlich ein Käufer, und der Handel ward abgeschlossen. Die zehn Groschen tat Ignaz in seine Tasche, um sie den Brüdern von St. Basilika zu bringen, und für die zehn Taler kaufte er sich einen neuen Esel. Mit dem wanderte er ebenso vergnügt nach Hause, als er gestern mit dem anderen vom Walde heimgezogen war.

Kleines Mißverständnis

Frau: „Johann, versteck' schnell das Essen! Der Herr Doktor kommt!"

Doktor: „Na, ich glaube, Huber, Sie haben nicht recht Diät gehalten, zeigen Sie mal die Zunge!" — „Bitte Herr Doktor, hier is se —"

Bücherschau / Vom Herausgeber

Venedig. Bauten und Bildwerke. Mit einem kunstgeschichtlichen Abriß und 104 Bildertafeln von Dr. S. Guyer. Kartoniert M. 10.—. Verlag Dr. Benno Filser, Augsburg 1927.

Unter dem Gesamttitel „Mirabilia" Mundi" eröffnet der noch junge Augsburger Verlag, dem ein bewundernswerter verlegerischer Weitblick und hoher Idealismus die Segel schwellen, eine neue Serie prächtig ausgestatteter Kunst- und Landschaftsführer, die neben gründlichen, kunstgeschichtlichen Einleitungen vor allem ein reiches Bildermaterial in vollendeten Wiedergaben bieten wollen. Der vorliegende Band „Venedig" bedeutet einen glänzenden Anfang. Auch wer schon öfter in der Lagunenstadt gewesen ist, wird mit gespanntem Interesse die fachkundige Einführung des Verfassers über die Kunstgeschichte von Venedig lesen, die ihm die Bauten und Kunstwerke dieser einzigartigen Stadt erläutern. Ganz herrlich aber sind die in feinstem Kupfertiefdruck ausgeführten, ganzseitigen Bilder, die alle berühmten Sehenswürdigkeiten Venedigs glanzvoll illustrieren: vor allem den Markusplatz, die Markuskirche und den Dogenpalast mit all den wundervollen Details, die Alte Bibliothek, die prunkende Girlande von Palästen am Canal Grande, die Frari-Kirche mit ihren Kunstschätzen, SS. Giovanni e Paolo, S. Maria della Salute und die andern Kirchen Venedigs, die Dome von Murano und Torcello und eine Anzahl stimmungsvoller Kanal- und Lagunenbilder. — Nach diesem schönen Anfang ist der Serie ein baldiger Ausbau wärmstens zu wünschen.

Die Kunst der Ägypter. Bauten, Plastik, Kunstgewerbe. Von Georg Steindorff. Mit 17 Abb. im Text und 200 Bildtafeln. In Ganzleinen M. 14.—. Inselverlag, Leipzig 1928.

Der berühmte Ägyptologe gibt hier in knapper und wohltuend phrasenloser Darstellung ein klares und eindrucksvolles Bild der altägyptischen Kunst: ihrer mächtigen Architekturschöpfungen, großartigen Plastiken und kostbaren kunsthandwerklichen Arbeiten. Steindorff vergegenwärtigt uns aus seinem riesigen Wissen heraus die Entwicklungsgeschichte der ägyptischen Wohnbauten, Gräber und Tempel, der reichen Grab- und Tempelplastik, in der sich gleichfalls die ganze ägyptische Geschichte spiegelt, und des staunenerregenden ägyptischen Kunsthandwerks, das im Grabe Tut-ench-amuns wieder mit unerhörter Pracht ins Licht gerückt worden ist. In seinem Bilderteil bietet das Werk auf 200 Tafeln eine geradezu wundervolle Schau der ägyptischen Kunst, beginnend mit der Stufenpyramide von Saktara um 2770 v. Chr. bis zu den Bauwerken aus der römischen Kaiserzeit: also die Pyramiden von Daschur, Medum, Gise, die Felsengräber bei Beni Hassan und Aswan, die Tempelanlagen in Theben, Karnak, Luksor, Abydos, Sebua, Abusimbel, Medinet Habu, Edfu, Kom Ombo, Dendera und auf der Insel Philä. In gleicher Vollständigkeit werden im zweiten Teil die schönsten und kulturhistorisch bedeutendsten Menschen- und Tierdarstellungen und Reliefbilder der ägyptischen Plastik gezeigt, und im dritten Teil die Ton-, Stein- und Glasgefäße, Truhen, Stühle, Schalen, Schmuckgegenstände, Gold- und Silbergefäße, Waffen usw. Sehr eindrucksvoll werden die Entwicklungsphasen der altägyptischen Kunst, soweit sie bis heute erschlossen ist, vergegenwärtigt.

Die Religionen der Menschheit. Einführung in Wesen und Geschichte der außerchristlichen Gottesvorstellungen nebst einem religionsgeschichtlichen Lesebuch. Von Anton Anwander. Mit einer Religionskarte in 11 Farben und 29 Bildern auf 16 Tafeln. In Leinwand M. 18.—. Verlag Herder, Freiburg 1927.

Dieses großangelegte, glänzende Werk von Anwander dünkt mich eine epochemachende Tat, weil es erstmals dem weiten Kreis der gebildeten Katholiken grundsätzlich die fremde Welt der außerchristlichen Religionen erschließt. Ein solches Buch tut dringend not, nachdem unsere heutige Generation bereits mit Hunderten von religionsgeschichtlichen Schriften nichtkatholischer Autoren überschwemmt worden ist und davon geistig schweren Schaden genommen hat. Anwander schickt seiner Religionsgeschichte eine umfassende „Vorbereitung" voraus über die grundsätzlichen Fragen: Was ist Religion? Woraus hat sich die Religion entwickelt? Gibt es Menschen ohne Religion? Dann behandelt er die Naturreligionen des dunklen Erdteils, des wilden Amerika, Australiens und der Südsee und des alten Europa. Hierauf die Kulturreligionen der altamerikanischen Hochkulturländer, Chinas und Japans, Indiens, der islamischen Welt, Persiens, Ägyptens, Babyloniens und des übrigen Vorderasien, Griechenlands, des Römischen Weltreiches und zuletzt des Judentums. Die geistige Aufgeschlossenheit Anwanders ist ebenso bewundernswert wie sein immenses Wissen und seine klare und anschauliche Darstellungsweise. In sehr geschickter Weise weiß er auch die aus dem religionsgeschichtlichen Befund für unsere eigene Weltanschauung sich ergebenden Fragen zu beantworten. Ganz besonders wertvoll ist das im dritten Teil gebotene religionsgeschichtliche Lesebuch, das hochinteressante Texte enthält. Das prächtig ausgestattete und schön illustrierte Werk wird sicher Segen stiften, wenn es auch unsanft aus geistigem Schlummer rüttelt.

Die Religionen der Erde. Ihr Wesen und ihre Geschichte. In Verbindung mit mehreren Fachleuten dargestellt von Karl Clemen. Mit 135 Illustrationen. Geh. M. 19.—, in Ganzleinen M. 22.—. Verlag F. Bruckmann A.-G., München 1927.

Wie sehr die religiöse Gesamtlage der Welt unsere heutige Generation beschäftigt, beweist auch dieses schöne Werk, das trotz streng wissenschaftlicher Fundierung doch eine allgemeinverständliche Fassung der Religionsgeschichte zu geben sucht. Professor Clemen selbst behandelt zuerst die prähistorische und die primitive Religion. Dann werden die Volksreligionen dargestellt: die babylonische Religion von Dr. Albert Schott, die ägyptische Religion von Museumsdirektor Günther Röder, die chinesische Religion von Professor F. E. A. Krause, die indische Religion von Prof. Otto Strauß, die persische Religion von Prof. Clemen, die griechisch-römische Religion von Prof. Friedrich Pfister, die keltische Religion von Prof. Clemen, die germanische Religion von Prof. Fr. Schröder, die slawische Religion von Prof. Karl H. Meyer, die japanische Religion von Prof. F. E. A. Krause. Dann folgen die Weltreligionen: das Judentum von Rabbiner Leo Baeck, der Buddhismus von Prof. H. Hackmann, das Christentum von Prof. E. Seeberg und der Islam von Prof. Franz Babinger. Sämtliche Mitarbeiter dieses Werkes haben sich einer vornehmen Unparteilichkeit befleißigt und lediglich die wissenschaftlichen Ergebnisse langer Forschungsarbeit präzis und übersichtlich darzubieten gesucht. Daß dennoch in Einzelheiten anfechtbare Anschauungen zum Ausdruck kommen, ist unvermeidlich; die christliche Religion wäre deshalb besser einem katholischen und evangelischen Historiker zugeteilt worden, da hier grundsätzliche Auffassungen allzusehr ins Gewicht fallen. Aber es muß anerkannt werden, daß durch die einzelnen Bearbeiter ein ungeheuer vielseitiges, zugleich die ganze menschliche Kultur berücksichtigendes Bild der religiösen Entwicklung der Menschheit geschaffen worden ist. Ausstattung, Illustrierung und Druck des Werkes sind von der erstklassigen Qualität der Publikationen des Verlags Bruckmann.

Illustrierte Geschichte der deutschen Literatur von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart. Von Prof. Dr. Anselm Salzer. 2. neubearb. Auflage, 3. Band. Von den Freiheitskriegen bis zum neuen „Sturm und Drang". Mit 138 Abb. im Text und 69 Tafelbildern und Beilagen. Brosch. M. 25.—, in Halbleder M. 30.—. Verlag Josef Habbel, Regensburg 1927.

Die Besitzer der beiden ersten Bände der Neuauflage werden sich freuen, daß der 3. Band so rasch zur Ausgabe gelangt ist. Ihnen brauche ich dieses Standardwerk katholischer Literaturgeschichtschreibung nicht zu empfehlen. Aber an alle die andern gebildeten, literaturbeflissenen Katholiken appelliere ich noch einmal: laßt ein solches Werk nicht durch Indolenz im Stiche! Der deutsche Katholizismus wird sich in absehbarer Zeit nicht wieder den Luxus eines solchen Werkes leisten können. Ich wüßte auch nicht, wer sich unter den gegenwärtigen Verhältnissen zutrauen könnte, diese Riesenarbeit auf sich zu nehmen. Der vorliegende 3. Band umfaßt die deutsche Literatur von den Freiheitskämpfen bis in die achtziger Jahre. Der Text dieses Abschnittes ist gegenüber der Erstauflage wieder um mehr als 150 Seiten gekürzt, mit Recht, denn vieles hat inzwischen für uns an Bedeutung verloren. Vor allem aber ist dadurch Raum geschaffen für die uns doch am meisten interessierende Literatur der letzten vierzig Jahre, die der Schlußband behandeln wird. Möge er bald folgen.

Staatslexikon. Im Auftrag der Görres-Gesellschaft unter Mitwirkung zahlreicher Fachleute herausgegeben von Herm. Sacher. Fünfte, von Grund aus neu bearbeitete Auflage. 2. Band: Film bis Kapitalismus. Mit 56 Bildern und Kärtchen. Brosch. M. 32.—, in Leinen M. 35.—, in Halbleder M. 38.—. Verlag Herder, Freiburg 1927.

Eine Menge der aktuellsten und interessantesten Probleme des Staats-, Wirtschafts- und Gesellschaftslebens kommen in diesem zweiten Bande zur Darstellung, z. B. das weite Gebiet der Finanzen, die Frauenbewegung, der Friedensvertrag, das Fürsorgewesen, Verfassung, Recht und Aufgaben der Gemeinden, das Gerichtswesen, die Gesellschaftslehre, Gewerbe, Gewerkschaften, Handel, Handwerk, Hausbesitz, Heerwesen, Höhere Schulen, Humanismus und Humanität, Industrie, die internationalen Organisationen, Jugend und Jugendprobleme, Kapital und Kapitalismus, dann die Länder Frankreich, Japan, Italien u. a. All dieses vielgestaltige Leben, das nach den Erschütterungen der Kriegs- und Revolutionszeit in Neuordnung begriffen ist, wird hier von der klaren, leidenschaftslosen Höhe katholischer Weltbetrachtung gewürdigt. Anerkannte Fachmänner fassen das Wesentlichste aller Fragen in knappster Form zusammen. Je mehr das neue „Staatslexikon" in die Hand unserer Gebildeten kommt, desto rascher wird sich das geistige Chaos klären, unter dem wir gegenwärtig alle leiden. So leistet dieses imponierende Werk eine hervorragende Erziehungsarbeit zu christlicher Staats- und Gemeinschaftsgesinnung.

Das Reich der Frau

Die Wohnung und das Kind / Von Paul Hoche

Fast jeder von uns trägt aus frühesten Kindertagen ein unverblaßtes Bild der elterlichen Wohnung in seinem Herzen. Noch in späten Jahren leitet uns in Stunden beschaulicher Ruhe wie auch zwischen flüchtigen Ereignissen die Erinnerung in unsere erste Heimstätte zurück und zaubert lebhaft dem Gemüte vor, was einst unser war. „So stehst du, o Schloß meiner Väter, mir treu und fest in dem Sinn", singt Chamisso in der Fremde von seiner Heimat, und wer kennt nicht die Stelle aus Mignons tiefempfundenem Sehnsuchtsliede: „Es glänzt der Saal, es schimmert das Gemach, und Marmorbilder stehn und sehn mich an."

Die Wohnung ist die erste und lange Jahre die ausschließliche Lebensstätte des jungen Menschen; in ihr wächst und wird er wie die Perle in der Muschel, wie der Vogel im Ei. Hier wirken tagtäglich und in immer gleicher Weise dieselben, die ersten Eindrücke; sie treffen eine Seele, die gleichsam noch leer ist, die daher noch Platz für jede Einzelheit hat, die empfänglich und saugkräftig jedes Ding in sich aufnimmt. Da rundet sich bald der kindliche Vorstellungskreis zu einem geschlossenen Ganzen; die Seele heftet an die sinnlichen Wahrnehmungen gemütserfüllte Empfindungen; es bilden sich die Wurzeln des Wollens. So wird die Wohnung zur ersten Umwelt des werdenden Menschen, die bereits die Richtung seiner späteren Entwicklung entscheidend mitbestimmt. Sie macht ihn gesund und krank, gut und schlecht, glücklich und elend, sie wird ihm zum Schicksal.

Zunächst in rein leiblicher Beziehung. Hier atmet die Lunge die reine Luft, die gesundend und befreiend die Räume durchzieht, das Auge trinkt das Licht des hellen Tages, der Körper badet sich in den Strahlen der Sonne. Sorgen Elternliebe und -weisheit, dann ist alles aus dem Wege geräumt, was den jugendlichen Organismus schädigen könnte; er wird im Behagen der freundlichen Wohnung gedeihen. Nicht minder übt das Heim seine starke Bildekraft auf die Seele aus. Hier setzt die geistige Bildung ein. Hier schaut das Kind vielerlei, was es sich tief einprägt, um das der Geist seine Gedanken spinnt, die Phantasie Einbildungen rankt und das Gemüt die Gefühle regt. Es beginnt der Rhythmus des Lebens, eine reiche Dynamik, innere Bewegtheit des Seins. Wie sind mir heute noch zwei Gemälde aus der elterlichen Wohnstube in deutlicher Erinnerung, Guido Renis Christuskopf und Spangenbergs Zug des Todes, die beide auf mein Empfindungsleben von nachhaltiger Wirkung geblieben sind!

Die Wohnung ist dem Kinde die erste Schule des Geschmacks. Ohne Worte, am klaren Beispiel merkt es hier, was gut, was schön und künstlerisch ist. Je älter der Mensch wird, um so mehr sprechen die Dinge seiner Umgebung zu ihm. Es bilden sich Maßstäbe für den guten Lebensstil in ihm. Er betrachtet die Sachen darauf hin, ob sie echt, wahr, gediegen und zweckdienlich sind, oder ob sie etwas vorlügen wollen, nichts taugen, also Ramsch, Schund bedeuten. Der gute Geschmack fordert in der Wohnung Reinlichkeit, Ordnung, gefällige Anordnung, harmonischen Zusammenklang, und es müßte sonderbar zugehen, wenn die guten Vorbilder eines geläuterten elterlichen Lebensgefühls nicht auch im jungen Menschen eine Grundlage zu edler Lebensgestaltung schüfen.

Ina Berchtold: An der Wiege

Überhaupt die Menschen in der Wohnung! Sie schaffen, sie beseelen ja erst das Heim, in ihnen findet das Kind die schöpferischen Urbilder der Wohnung.

Im Behagen und in der Wärme des häuslichen Lebens setzt sich beim Kinde das Heimgefühl an, entwickeln sich die feinen, festen Wurzeln, aus denen einst beim Manne und der Frau der Familiensinn erwächst. Er wird sich fest im Gemüt verankern, wird jene Stimmungen und Erinnerungen schaffen, die im Erwachsenen noch nachklingen, nach Befriedigung rufen und neue Familienkultur schaffen.

Zur ersten hl. Kommunion

5314:
Kommunionkleid aus Alpaka, mit Spitzenkragen und -Manschetten. An der Taille sind Längs-Fältchen genäht, am Rock laufen sie quer und werden durch einen Spitzeneinsatz unterbrochen. Der Gürtel ist vorne gebunden.

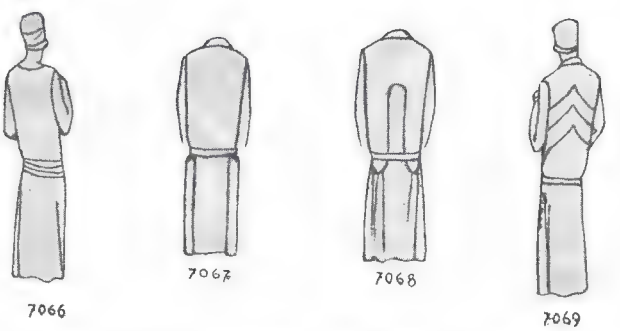
5315:
Kommunionkleid aus Seidenvoile mit breiten Spitzenbordüren. Der Rock ist in aufspringende Plisseefalten gelegt. Als vorderer Gürtelabschluß Stoffkrawatte.

5316: Marquisette-Kleid mit quergelegten Spitzenzwischensätzen. Von oben bis unten durchlaufend plissierte Teile.

5317: Kommunionkleid aus Seidenkrepp mit vorne abgebundener Pelerine. Stilkleidartige Taille. Rock und Pelerine sind durch Quersäumchengruppen und Grelots verziert.

Einfache dunkle Wollkleider

7066:
Kleid aus dunkelblauem Wollkrepp. Runder Ausschnitt, lange, enge Ärmel. Zwei linksseitig ansteigende Gürtelblenden. Rechtsseitig eingesetzte Plisseefalten.



7067:
Berufskleid aus Kashatuch. Durchgeschnittene obere Partie. Rock mit seitlich wegstehenden, in Spangen ansteigenden Partien. Stoffgürtel.

7068: Trauerkleid aus Woll-Crêpe de Chine. Seitlich abgebundener Stoffkragen. Ausgebogte, Plastron imitierende Stoffapplikation. Schnurgestickte Taschen. Bogig angesetzte leicht gezogene breite Hohlfalten.

7069: Dunkles Kleid aus Wollmarocain. Vorne abgebundener Kragen. Jetknöpfe. Doppelmanschetten. Zacken formende Stoffapplikation. Stoffgürtel mit Schnalle. In Blenden aufgesetzte, unten aufspringende Plisseefalten. Zackenstepperei.

Entnommen aus: „Die Wienerin".
Sämtliche Schnittmuster vom Verlag Bachwitz & Co., Wien III, Löwengasse 47, zu beziehen.

Küche und Haus

Allerlei Käsespeisen

Käsekuchen. Man gibt auf 500 Gramm Mehl 30 Gramm Hefe, die man in 1/4 Liter Milch (lauwarm) aufgelöst hat. Dies stellt man an einen geschützten Ort und läßt den Teig langsam gehen. Dann verrührt man die Milchhefe mit dem Mehl und rührt 4 ganze Eier, 200 Gramm ausgelassene Butter, 120 Gramm Zucker, das Abgeriebene einer Zitronenschale (je nach Geschmack auch weniger) 12 gestoßene, bittere Mandeln hinzu und zuletzt noch 250 Gramm gesiebtes, feines Backmehl. Dieser Teig wird tüchtig mit den Händen durchgearbeitet und dünn ausgerollt. Man läßt etwas Teig für den Kuchenrand zurück.

Auf ein eingefettetes Kuchenblech gibt man den ausgerollten Teig und formt von dem zurückbehaltenen eine lange Rolle, die man als Rand rings um den Kuchen legt. Dieser muß nun an einem warmen, vor Zug geschützten Orte noch einmal gehen.

Zwei Suppenteller voll Quark (von Buttermilch hergestellt, nicht von Magermilch und nicht sauer) verreibt man fein mit süßer Sahne, bis der Quark zart und geschmeidig ist. Hierzu rührt man 4 Eidotter und 4 ganze Eier, nicht zu viel Zucker und 250 Gramm Korinthen; nach Geschmack Vanille. Ist die Teigmasse genügend aufgegangen, so bestreicht man den Kuchen 2 Finger dick mit dem feinen Käsebrei und schiebt ihn in den Backofen. Bei mäßig warmer Hitze 1/2 Stunde backen. Der Kuchen soll eine gelbbraune Farbe haben.

Käseschnittchen. 125 Gramm Butter rührt man schaumig und vermischt sie mit 60 Gramm geriebenem Chesterkäse. Diese Käsebutter streicht man dick auf geröstete Weißbrotschnitten. In die Mitte kann man ein Dreieck von Pumpernickel stecken.

Toast und Käseaufstrich. Man rührt 4 frische, große Eidotter mit 2 Eßlöffeln Butter zu Schaum und fügt etwas weißen Pfeffer (nicht zu viel) hinzu. Dann 250 Gramm geriebenen Käse, halb Parmesan- halb Schweizerkäse zu der obigen Masse rühren. Nachdem man Weißbrotschnitten schön goldbraun geröstet hat, bestreicht man diese dick mit dem Käsebrei, beträufelt sie mit Butter und läßt sie im Backofen ca. 10 Minuten zu schöner Farbe backen.

Käse-Auflauf. (Ein Zwischengang.) Hat man Käsereste der verschiedensten Sorten, so kann man sie zu diesem Auflauf gut verwerten. — Für 6 Personen genügen 6 gehäufte Eßlöffel geriebenen Käse; diese verrührt man mit 1/4 Liter Milch, 5—6 Eidottern, Pfeffer, Salz und 12 Gramm Kartoffelmehl. Zuletzt gibt man den steifen Schnee oder Eiweiß hinzu und backt diesen vorzüglichen Auflauf 20 Minuten. Er kann nicht stehen, sondern muß sofort serviert werden.

Eierkuchen mit Käsecreme. Man backt einen Eierkuchen von beiden Seiten und legt ihn zum Erkalten auf eine Porzellanplatte. Dann bestreicht man ihn mit nachfolgender Käsecreme und rollt ihn zusammen. In 4—5 Stücke geschnitten, dreht man diese in Mehl und backt diese in kochendem Fett braun.

Käsecreme. 1/4 Pfund Butter, 1/4 Liter Milch und 1/4 Pfund Mehl werden so lange auf dem Feuer gerührt, bis die Masse glatt geworden ist und sich vom Topfe löst. Nun läßt man abkühlen. Dann gibt man 3 ganze Eier und 65 Gramm geriebenen Parmesankäse hinzu. Schlägt man das Eiweiß zu Schnee, so wird die Creme lockerer. Man kann aus dieser Creme auch Klößchen anfertigen. Man sticht diese mit einem in kaltes Wasser getauchten Teelöffel aus und backt sie in kochendem Fett zu Käsebällchen schön braun.

Käsestangen. 360 Gramm geriebener Parmesan- oder Schweizerkäse, 300 Gramm Mehl, 210 Gramm Butter, etwas Salz und Cayenne-Pfeffer verarbeitet man mit 8 Eßlöffeln Milch zu einem festen Teig. Diesen läßt man 2 Stunden ruhen. Nun rollt man ihn nicht zu dünn aus und schneidet mit einem Rädchen gut fingerbreite Streifen aus, zirka 12 Zentimeter lang. Diese überstreicht man mit Eigelb und backt sie auf einem eingefetteten Blech im Backofen goldgelb.

Käsetörtchen. Obige Masse (siehe Käsestangen) kann man, wenn der Teig ausgerollt ist, auch zu Törtchen mit einem Rotweinglas (also enger Ring) ausstechen, sie wie oben backen und mit folgender Creme füllen: Man läßt Butter flüssig werden und gibt so viel Mehl dazu, als die Butter annimmt. Zum Geschmeidigmachen gibt man langsam, unter beständigem Rühren, Milch hinzu, Dann einen Teller voll geriebenen Parmesan- oder Schweizerkäse, Pfeffer und Salz und läßt unter andauerndem Rühren gar kochen.

Lebergerichte

Gespickte, gedämpfte Leber auf rheinische Art. Eine frische Kalbsleber wäscht man, d. h. man wässert sie in kaltem Wasser, das öfters erneuert werden muß, ca 1 Stunde. Dann enthäutet und spickt man sie. Viele kurze Speckstreifen wälzt man in Pfeffer und Salz, manche lieben auch gestoßenen Nelkenpfeffer. Dann macht man in die Leber mit einem spitzen, scharfen Messer Stiche, in die man die gewürzten Speckstreifen tief hineinsteckt. — Nun gibt man Butter in einen Brattopf und legt, wenn sie heiß geworden, die Leber hinein, und läßt sie fest zugedeckt 20 Minuten darin dämpfen. Nun gießt man so viel kochendes Wasser an die Leber, daß sie zur Hälfte bedeckt ist, und fügt 6 gehackte, mittelgroße Zwiebeln, wenn nötig auch noch Gewürz, geriebenes Weißbrot und 2 Eßlöffel Apfel- oder Birnkraut hinzu. Leber ist leicht zu versalzen. Man serviert sie mit abgekochten Kartoffeln.

Gebratene Leberschnitten auf süddeutsche Art. Die frische Kalbsleber wird gewaschen und mehrere Stunden in süße Milch gelegt; dann von Haut und Sehnen befreit, in fingerdicke Stücke geschnitten und mit Pfeffer und Salz bestreut, in Mehl gedreht. Dann brät man sie offen, am besten in Butter und Speck kroß; aber nur mit Herumdrehen 10 Minuten; sonst wird die Leber trocken und schmeckt nicht gut. Das Garsein prüft man durch das Hineinstechen mit einer Gabel; fließt kein Blut heraus, so ist die Leber gar. Ist sie aus der Pfanne genommen, so gießt man schnell eine Tasse Wasser in dieselbe, und rührt die Sauce bis sie glatt und gebunden ist, und gibt sie über die Leberschnitten auf angewärmter Platte. — Viele lieben an der Sauce Wacholdergeschmack. Zu diesem Zweck hackt man frische Wacholderbeeren und gibt sie in die heiße Butter.

Leberkartoffeln auf französische Art. Für 8 Personen nimmt man 2 Pfund Leber (vom Kalb). Diese kocht man in knappem Wasser mit Salz und Suppengrün eine gute halbe Stunde. Dann nimmt man sie heraus und entfernt die Sehnen und die Haut. In einem geeigneten Topf läßt man Butter (auch Margarine) zergehen. Währenddessen treibt man die Leber und 1—2 dicke Zwiebeln durch die Fleischhackmaschine und gibt dies in die Butter; dann füllt man die Leberbrühe dazu und läßt alles gut dämpfen. Ein gehäufter Suppenteller voll Kartoffeln wird in der Schale gekocht, diese abgezogen und auch durch die Fleischhackmaschine gegeben. Dazu mischt man vier gut verklepperte Eier, nach Geschmack ein wenig Maggiwürze, Pfeffer und Salz und gibt die Lebermasse dazu. Eine mit Butter und geriebenen Brötchen ausgestrichene Form füllt man mit der Masse und läßt sie bei mittlerer Hitze eine gute halbe Stunde im Ofen backen.

Feine Kalbsleberspeise auf amerikanische Weise. Für 8 Personen. 8 Weißbrotscheiben werden goldgelb geröstet; auf jede Scheibe legt man eine schnellgebratene Speckscheibe (durchwachsener Bauchspeck) und darauf eine in Mehl, Pfeffer und Salz gedrehte und in Butter gebratene Leberschnitte. Auf die Leberschnitte kommt wieder eine gebratene Speckscheibe und obenauf ein Spiegelei. Zur Sauce träufelt man Zitronensaft in die Bratbutter, Liebigs Fleischextrakt und etwas Wasser; ist sie sämig gekocht, so gibt man sie unter die Leberspeise. Man serviert Kartoffelbrei mit frischem Salat zu diesem kräftigen Essen.

Leberragout auf sächsische Art. Man wascht und häutet eine Kalbsleber und schneidet sie in fingerdicke Streifen. Nun hackt man 5 Eßlöffel voll würzige Kräuter: Petersilie, Schnittlauch, Schalotte, Thymian und Dragon und schwitze diese in Butter. Die Leberstreifen werden gesalzen und wenig gepfeffert und in der Kräuterbutter weichgeschmort. Dann gibt man 1 Tasse voll geriebenes Weißbrot, 2 Tassen Fleischbrühe und 1 Tasse leichten Rheinwein zu den Leberschnitten und läßt einmal gut durchkochen. Man serviert dieses schmackhafte Leberragout mit Kartoffelbrei.

Einfache Leberklößchen. 125 Gramm Leber häutet man, hackt sie ganz fein bzw. streicht sie durch ein Sieb, fügt 1 Eßlöffel Butter oder geschabten Speck, 1 Ei, 1 geschältes, eingeweichtes und fest ausgedrücktes Milchbrötchen, Salz, Pfeffer, Muskatnuß und ein wenig zerriebenen Thymian und eine kleine gehackte, in Fett geschwitzte Zwiebel und ein wenig Milch hinzu, verrührt alles gut miteinander, sticht mit dem Teelöffel kleine Klößchen ab und kocht sie in Fleischbrühe oder Salzwasser 5 Minuten, um sie dann in die Suppe zu legen.

Kunstbeilage zu „Deutscher Hausschatz / Sonntag ist's"

Führich: Der Gang zum Ölberg

Druck von Josef Kösel & Friedrich Pustet, Kempten

Aeri-Pneu-Radio / Von M. Müllner

Swanahild, die Königin des Märchenreiches, saß einsam im Perlmuttersaal und dachte nach. Zwei feine, scharfe Falten zeigten sich auf der blütenweißen Stirne. Die zierlichen Nasenflügel vibrierten nervös, ein bedenkliches Anzeichen schlechter Laune. Das war noch nie dagewesen, seit das Märchenreich bestand. Darum tappte auch Rotkäppchens Wolf ganz harmlos in den Saal, um wie gewöhnlich unter dem Tisch nach Brotbröckchen und Hühnerknöchelchen zu suchen. Wie er so herumlungerte, stieß er unachtsam an Swanahilds goldenen Fußschemel, und dieser fiel polternd um. Zu jeder andern Zeit hätte die Königin darüber gelacht, aber heute — holte sie aus und verabreichte dem Armen mit ihren zarten, aber kräftigen Fingern einen derben Klaps auf die Schnauze. Der Wolf war wie vom Donner gerührt, zog den Schweif ein, machte ein wehleidiges Gesicht und trottete tiefgekränkt hinaus. Zufällig kam Gigo, der Leibarzt, des Weges. Der blieb stehen und schaute durch seine goldgeränderte Brille den Wolf scharf an. „He, was ist denn dir passiert?" Der Angeredete fuhr sich verlegen mit den Pfoten über die Schnauze. O Schrecken, die war unförmlich angeschwollen, kaum die Augen sahen heraus. „Die Frau Königin geruhte mir eins zu versetzen", stammelte er kläglich. Bei dieser unerwarteten Kunde fiel Gigo fast auf den Rücken. Er zitterte am ganzen Körper. „Schnell, lauf mit mir in die Apotheke, daß ich ein Brausepülverchen zurechtmache. Du nimmst indessen Umschläge von essigsaurer Tonerde, die Geschwulst hat weiter nichts zu bedeuten." Während beide nebeneinander herrannten, schüttelte der Leibarzt fortwährend den Kopf: „Unerhört, ganz außerordentlicher Fall. Eine Ohrfeige, fachmännisch ausgedrückt eigentlich eine Schnauzenfeige; ich sag's ja, man lernt nie aus."

Auf der Promenade

Das schwarze Sammetkäppchen ehrfurchtsvoll in der Hand, betrat Gigo den Perlmuttersaal. Da war inzwischen ganz von selbst alles in Ordnung gekommen. Ein befreiender, linder Tränenstrom hatte Ärger und Kleinmut weggeschwemmt. Mit freundlichem Lächeln hielt ihm Swanahild die Hand entgegen. „Mein Puls geht ganz ruhig. Ich bin durchaus nicht krank, aber die Sorgen bringen mich um, wenn es so weitergeht wie bisher. Darum habe ich jetzt einen unwiderruflichen Entschluß gefaßt, und du mein Vertrauter, sollst ihn zuerst hören. Noch heute wird die Reichsglocke läuten, es ist höchste Zeit." Gigo erschrak. „Sind wir so in Not?" Die Königin nickte ernst. „Mehr als Not, es geht um Sein und Nichtsein. Nur einer kann und wird helfen: Ramiro." Ein freudiges Leuchten ging über des Arztes gutmütige Züge. „Endlich", flüsterte er. „Dein Brausepulver kannst du hier lassen," meinte Swanahild, „ich habe Durst. Meister Isegrim lasse ich schön grüßen, er darf sich in der Küche den fettesten Hammel aus der Pfanne holen."

Und richtig, als sich der Abend niedersenkte, begann die Reichsglocke zu läuten. Bim, bam, bim, bam, in schweren, feierlichen Klängen. Sie hallte durch das ganze weite Land. Bis in die entlegensten Winkel tönte ihr Schall. Die Elfen hoch oben in den grünen Baumzweigen vernahmen ihn ebensogut wie die Berggeister und Kobolde in der Tiefe. Es war eben eine Wunderglocke. Alles hielt den Atem an und lauschte. Was wird es geben? Die Knusperhexe, die gerade Hänsel und Gretel kämmte,

Peter geht zum Sport

begann zu zittern, so daß sie sich setzen mußte. Ihre große Nase wurde vor Schreck ganz weiß. Selbst Hans im Glück versuchte sein lachendes Gesicht in kummervolle Falten zu legen. Nur einer freute sich und lachte, daß die Zähne blitzten. Das war der große Zauberer Ramiro, der erste Minister der Königin. Er saß einsam in seinem Kämmerlein, hoch oben auf der Sternwarte, und schrieb geheimnisvolle Zeichen in ein großes, dickes Buch. Als die Glocke zu läuten begann, hatte er auf der letzten Seite den letzten Buchstaben geschrieben. „Meine Berechnungen stimmen", sprach er ganz laut vor sich hin. „Viermal muß die Reichsglocke läuten, dann kommt für das Märchenreich der ewige Frühling. Das erstemal war's bitter. Da fiel es dem bösen Unhold Arithmetikus ein, die Erde auszumessen, und sie mit einem wahren Netz von Fallstricken zu umziehen. Äquator, Meridiane und Wendekreise baumelten nur so hin und her, nichts sollte uns gehören. Das war ein heißer Kampf, doch wir siegten, wenn auch mit vielen Verlusten. Das zweitemal läutete die Freude. Dornröschen war aus hundertjährigem Schlaf erwacht. Und jetzt läutet die Glocke alle Not zu Ende dank meiner Arbeit und meiner treuen Liebe zur Königin. Das viertemal läuten die Hochzeitsglocken." Rasch klappte er das Buch zu und rief den gestiefelten Kater, seinen ergebenen Diener. Der kam und bürstete ihm den Gelehrtentalar, daß kein Stäubchen daran hing;

Karlchen friert

dann zog der Kater die Stiefel aus, kletterte auf die Schulter seines Herrn und ordnete und leckte mit seinem rauhen Zünglein das dunkle, lockige Haar des Gebieters. So, nun den Mantel umgeschlagen, das Buch unter den Arm und die Stiege hinunter. Noch immer läutete die Glocke und schwieg erst, als der Minister den Perlmuttersaal betrat. Niemand durfte bei der geheimen Konferenz zugegen sein. Kaum war Ramiro bei der Königin, kam ein Bienenschwarm und verpichte das Türschloß mit dem feinsten Wachs. Den Schlüssel erhielt das Feuerwichtlein. Wenn die Unterredung zu Ende war, mußte es das Wachs wieder abschmelzen. Ramiro beugte huldigend das Knie. Swanahild begrüßte ihn mit holdem Lächeln. Gleich aber wurde sie sehr ernst und begann: „Ramiro, die Glocke hat dich aus deiner Einsamkeit gerufen. Wenn du mich und meine Untertanen rettest, erhältst du als Preis meine Hand." Der Zauberer erhob sich. „Königin meines Herzens, es ist nicht nur mein Wunsch, sondern der des ganzen Reiches, daß dir, du Holde, Zarte, ein kühner Gemahl zur Seite steht. Doch wisse, keinem Unwürdigen reichst du die Hand. Auch ich bin von hohem Adel. Ich stamme in direkter Linie von einer ägyptischen königlichen Mumie. Bevor ich dir aber zeige, was deine Sorgen für immer verbannt, mußt du mir eine Frage beantworten." „Gerne", antwortete Swanahild. Sie war ganz verschüchtert ob der langen Ahnenreihe ihres künftigen Gemahls. „Rate, womit wurden in den letzten zwei Monaten die Kessel in unseren Küchen geheizt?" Nun mußte sie lachen. „Ei, mit Holz und Kohle; die Frage ist nicht schwer!" „Fehlgeschossen, Frau Königin, nicht ein Spänchen Holz wurde angerührt. Ich ließ alle Zauberbücher des ganzen Reiches verbrennen!" „Ramiro!" schrie die Königin entsetzt. „Sie verdienten kein besseres Los", entgegnete der Zauberer fest. „Was glaubst du, diese Scharteken, voll veralteter Zauberformeln, die schon das dümmste Menschenkind über die Achsel ansah. Sie sind die eigentliche Ursache des Zusammenbruches, daß sich niemand mehr um uns kümmert. Autos rasen jetzt dahin, in den Lüften wiegen sich Flugzeuge, tief aus dem Meeresgrund werden Schätze gehoben, Radio und Fernseher vereint die ganze Welt. Freue dich Swanahild, das alles liegt nun in meiner Hand. Für jede Erfindung bis hinab zur kleinsten Schreibmaschine habe ich den richtigen Zauberspruch gefunden. Wir haben die Welt aufs neue erobert." Feierlich schlug Ramiro den Mantel zurück und überreichte kniend seiner geliebten Königin das moderne Zauberbuch Aeri-Pneu-Radio.

Jetzt nahm die Königin das Zauberbuch, drückte es an die Brust, küßte es und hüllte es ein in den goldenen Mantel ihrer Haare.

Das Märchen hatte feierlich Besitz ergriffen von den Erfindungen der Gegenwart. Bald darauf läutete die Reichsglocke zum vierten Male. Die Hochzeit wurde gehalten, ewiger Frühling zog ein ins Märchenreich. Swanahild und Ramiro sind überaus glücklich und regieren weise und gerecht. Die neuen Zauberformeln aber machen ihren Weg, und wenn du genau schaust, kannst du an jedem Auto, an jeder Flugmaschine, an all unseren modernen Behelfen den Glanz sehen, der vom Märchenschleier daran hängen geblieben ist.

Mizzi und Fritzi machen Besuch

Vier Burschen stehlen den Mond

Es gab vorzeiten ein Land, wo die Nacht immer dunkel und ohne Mond und Sterne war. Aus diesem Land gingen einmal vier Burschen auf die Wanderschaft und kamen in ein anderes Reich, wo sie abends auf einem Eichbaum eine leuchtende Kugel erblickten, die weithin sanftes Licht ausgoß. Die Wanderer standen still und fragten einen Bauer, der gerade vorbeifuhr, was das für ein Licht sei. „Das ist der Mond", sagte dieser. „Unser Schultheiß hat ihn für drei Taler gekauft und auf den Eichbaum gehängt. Er muß täglich Öl aufgießen und ihn rein erhalten, damit er immer hell brennt; dafür bekommt er von uns wöchentlich einen Taler."

Als der Bauer weggefahren war, sagte der eine von den drei Burschen: „Diese Lampe könnten wir in unserer Heimat brauchen; wir haben da einen Eichbaum, der ebenso groß ist, daran könnten wir sie aufhängen. Was für eine Freude hätten da alle Leute, wenn sie nachts nicht mehr in der Finsternis herumtappen müßten!"

„Wißt ihr was," sprach darauf der zweite, „wir wollen Wagen und Pferde holen und den Mond wegfahren; sie können sich hier einen andern kaufen!"

„Ich kann gut klettern", sprach der dritte; „ich will ihn also schon herunterholen!"

Der vierte Bursche aber brachte einen Wagen und Pferde herbei, und der dritte stieg den Baum hinauf, bohrte ein Loch in den Mond, zog ein Seil hindurch und ließ ihn herab. Als die glänzende Kugel auf dem Wagen lag, deckten sie ein Tuch darüber, damit niemand den Diebstahl merke. Und so brachten sie den Mond glücklich in ihr Land und hängten ihn auf eine hohe Eiche. Alte und Junge freuten sich, als die neue große Lampe ihr Licht über alle Häuser und Felder leuchten ließ und sogar die Stuben und Kammern damit erfüllte. Selbst die Zwerge kamen aus ihren düsteren Felsenhöhlen hervor, und die kleinen Wichtelmännchen tanzten in ihren roten Röckchen auf den Wiesen den Ringeltanz.

Die vier aber versorgten den Mond mit Öl, putzten den Docht und erhielten dafür wöchentlich ihren Taler. Aber sie wurden allmählich alte Greise. Als nun der eine erkrankte und seinen Tod nahen sah, verlangte er, daß der vierte Teil des Mondes ihm als sein Eigentum ins Grab gelegt werde. Als er gestorben war, stieg der Schultheiß auf den Baum und schnitt mit der Heckenschere ein Viertel ab, das dem Toten in den Sarg gelegt wurde. Als der zweite starb, wurde ihm das zweite Viertel mitgegeben, und so wurde das Licht des Mondes immer schwächer. Noch schwächer ward es nach dem Tode des dritten, der gleichfalls seinen Teil mitnahm. Und als der vierte mit dem letzten Teil zu Grabe getragen wurde, herrschte wieder volle Finsternis wie zuvor, daß die Leute nachts wieder mit den Köpfen zusammenstießen, wenn sie ohne Laterne ausgingen.

Zwei Überspannte

Herausgeber und verantwortlicher Hauptschriftleiter: Dr. Alfons Heilmann, München, Lachnerstraße 10, Tel. 61 406.
Druck und Verlag von Josef Kösel & Friedrich Pustet, München, Kaiser Ludwigsplatz 6.
In Österreich für Schriftleitung verantwortlich: Paul Sieberz, Wien VI, Capistrangasse 4.
Manuskripte und Besprechungsexemplare an: Schriftleitung „Deutscher Hausschatz" München, Lachnerstr. 10.
Nachdruck aller Beiträge verboten. — Alle Rechte vorbehalten.

Jan van der Meer — Am Kanal zu Delft

Der Pfarrer vom blühenden Weinberg

Roman von Felix Timmermans

Fortsetzung

Der Pfarrer erklärt Michael die schöne Symbolik der Kirche: von den Granatäpfeln mit ihren tausend Samen, purpurn gestickt auf den goldenen Meßgewändern der Priester bis zur Bedeutung der Glocken und ihrem Läuten. Die ganze Liturgie hat er wie einen feierlichen Zug vorüberziehen lassen, die ganze Pracht des kirchlichen Jahres.

Michael hat andächtig zugehört und betrachtet nun mit einer stillen Ehrfurcht das rotbäckige Antlitz des Pfarrers.

Sie sitzen zu zweit im blühenden Obstgarten an einem Tisch, auf dem der nachmittägliche Kaffeetisch mit Radieschen und holländischem Käse in freundlichen Farben gedeckt ist. Der Garten ist weiß wie ein Lamm. Alle Obstbäume sind überladen von Blüten, üppig und dick wie Blumenkohl, und die zarten Düfte schweifen und fließen ihnen ums Haupt.

Die Luft ist still wie ein Teich, die Winde ruhen sich aus hinter den Hügeln. Aber es sieht ganz so aus, als ob ein leiser Regen fallen wollte. Die Sonne hängt bananengelb hinter dünnen Wolken, und die Amsel reckt sich auf dem höchsten Wipfel des Birnbaumes und singt nach frischem Wasser.

„Hört!" sagt der Pfarrer, „die Amsel fleht: Asperges me! Asperges me!"

Der ganze Garten ist wie eine feierliche Prozession. Apfel-, Birnen- und Kirschbäume überschatten wie Baldachine das frische Gras, das von Gänseblümchen wimmelt; die Pflaumenbäume jauchzen beinahe rot zwischen all diesem wundervollen Weiß; drüben liegt ein Madonnenmantel von Vergißmeinnicht; rotgelbe Tulpen laufen wie Fackelflammen im Kreis, und die Veilchen haben die Glut von Bischofsgewändern.

Um die Blattlauskrankheit vom vorigen Jahre zu verhüten, sind alle Bäume mit Kalk gestrichen.

Im Hintergrunde, zwischen den Baumstämmen, schimmert der rosige Giebel des Pfarrhauses, und die ganze jauchzende Frühlingslust spiegelt sich getreulich wider im Teich, in dem ab und zu das Gold eines Fisches aufglänzt.

Nachdem er ein Butterbrot gegessen hat, erzählt der Pfarrer weiter: „Wie Sie gesehen haben, ist unser Glaube ein Palast voller Symbole, die wie köstliche Juwelen die heiligen Wahrheiten schmücken. Sie sind der Schrein, in dem die Göttlichkeit unseres Heilandes funkelt. Sie sind die goldene Galeone, in der die duftenden Gewürze des Orients zu uns kommen. Sie sind die Flasche, die den Wein des Geistes birgt.

Aber auch die Natur ist mir ein Symbol, Michael. Ich habe das Glück, in allen Dingen ein Symbol unseres Glaubens zu sehen, und das ist ein großes Glück."

„Was hat dieser Mann für eine jungfräuliche Seele!" denkt Michael mit sinnenden Augen. Er seufzt; in ihm ist immer alles grau und ruhelos; sein ganzes Wesen sehnt sich nach ländlicher Stille, nach Landschaften mit etwas Wasser darin.

„Ja," murmelt der Pfarrer weiter, „das Feuer, das im Herde brennt und am Abend in den Lampen blüht, es ist mir ein Zeichen von Gottes Güte. Das Wasser in den Flüssen stellt die Adern Christi dar, die den Boden frischhalten, und die Bäche sind die Apostel und Jünger, die tief ins Land die frohe Botschaft tragen und Milch reichen den durstenden Kräutern.

Die Blumen sind Unsere Liebe Frau; sie sind ihr reines Antlitz und zugleich ihr reicher Mantel, ihr heiliger Duft und der Teppich zu ihren Füßen.

Jeder Sonnenuntergang, der den Westen von weinrotem Feuer erglühen läßt, zaubert mir vor die Augen das Sterben am Kreuz, und in jedem Sonnenaufgang jubelt die Auferstehung.

Wenn ich eine einsame Pappel sehe auf dem Felde, dann denke ich an das Schwert des Engels vom Paradies. Und die Hügel, die sich drüben auf- und abwärts bewegen,

sind unsere Sehnsucht nach dem Himmel; die aufsteigende Lerche ist die Leiter Jakobs, der große Wind ist die Erforschung unseres Gewissens, die Nacht ist die heilige Dornenkrone und das Buch mit den sieben Siegeln.

Für mich ist die ganze Natur ein Gewand Gottes, und die Verzierung dieses Gewandes: die Bäume, die Sterne, die Gewässer, die Landschaften und die Früchte, die Vögel und die Wolken, alles spricht mir unwillkürlich von seiner Herrlichkeit, von seinem Leben und seinem Leiden. Es ist Musik für mich, es rauscht wie eine Orgel. Es ist ein ewiges Laudate Dominum!"

Der Pfarrer hält inne, müde vom vielen Reden, und träumt vor sich hin, eine Biene beobachtend, die in eine gelbe Hyazinthe kriecht.

„Herr Pfarrer," sagt Michael zögernd, „wenn man aber nicht an Jesus glaubt?"

„Dann ist die Natur schön," sagt der Pfarrer etwas stutzig, „aber durch den Glauben betrachtet, ist sie noch schöner, dann erkennt man erst ihre Tiefen..., dann entdeckt die Seele in jedem Grashalm eine Freude des Herrn; dann blickt man durch die Natur hindurch wie durch ein helles Wasser in Indien, in dem die Schönheit von Korallen, Muscheln und Perlen glänzt."

Michael schließt die Augen, beißt sich auf die Unterlippe, als ob er sich Mühe gäbe, das alles zu begreifen; er schüttelt leise den Kopf und blickt dann seufzend dem Pfarrer in die Augen.

„Sagen Sie es nur!" drängt der Pfarrer, denn er bemerkt, daß Michael etwas auf dem Herzen hat.

„Und der Schmerz dann?" sagt dieser, „der Schmerz, der nie rastet und wie ein Meuchelmörder durch alle Menschenherzen zieht? Das Unglück... das Leid..."

„Ach, Michael, das meiste Leid bringen wir selber über uns durch Böses. Und wenn Gott uns leiden läßt, dann weiß er wohl, warum; dann ist es eine bittere Medizin, die uns helfen wird. Er selber ist durch ein Meer von Leiden gegangen; Leiden durch ihn schleift den Edelstein unserer Seele. Das ist Ihnen vielleicht ein Mysterium, denn auch das faßt Ihre Vernunft nicht. Aber glauben Sie nicht, daß wir fortwährend in eine Nacht von Mysterien blicken? Die Handlungen Gottes bilden eine mystische Stickerei, wovon wir nur die untere Seite sehen; sie ist voller Verwirrung, aber wir sind überzeugt, daß die obere Seite schön und gut ist. Wer dies mit seinem ganzen Herzen glauben kann, demütig wie ein Kind und treu wie ein Hund, der wandelt in einem Lichtkreis, und ihm öffnen sich hoffnungsvolle Risse in der Dunkelheit."

Michael blickt nachdenklich auf die Hügel.

Der Pfarrer läßt seine Worte wirken wie Öltropfen auf eine Wunde.

Dann herrscht eine Stille, in der man nur die friedlichen Laute des Gartens hört: die singende Amsel, eine Blume, die sich bewegt, eine Fliege, die brummend auf einem Sonnenstrahl reitet.

„Eine Stickerei", flüstert Michael wie ein Echo, das durch seine Gedanken zieht.

„Ja, Michael," wiederholt der Pfarrer, „eine schöne Stickerei."

Wieder herrscht Stille. Und leise wie im Traum spricht der Pfarrer: „Haben Sie schon einmal schöne Musik gehört, Michael? Das haben Sie gewiß, denn Sie spielen ja selbst die Klarinette, nicht wahr? Nun, haben Sie dann schon solche Musik gehört, die uns wie in eine Wolke von Seligkeit entrückt, die wie Gold und Silber trunken um uns tanzt; Musik, die sich langsam entfaltet wie eine weite Landschaft aus der Morgendämmerung; Musik, die wie ein köstlicher Duft auf und ab steigt, wechselnd und schmelzend und schmachtend, so daß das Glück es in unserem vergänglichen Leib nicht mehr aushält und in Tränen hervorbricht aus unseren Augen.

„Dann, Michael, wird dann Ihre Vernunft nicht wankend? Sagen Sie dann auch, daß es nur aneinandergereihte Noten sind? Nein, es ist Geist, Michael! Es ist der Geist, der spricht und lebt und triumphiert. So ist der Glaube für den, der ihn hat und seinen Klängen lauscht, eine Musik, die ...

Spreche ich nicht zu verworren?" fragte der Pfarrer plötzlich.

„Nein, ich fühle, was Sie sagen wollen, aber ..." Michael wagt es nicht recht, seine Gedanken auszusprechen, und er betrachtet den ersten Regentropfen, der auf seiner Hand auseinanderklatscht.

„Seht, es regnet!" ruft der Pfarrer. „Wollen wir hineingehen?"

„Wenn es Sie nicht stört, können wir sitzen bleiben."

„Wie sollte es mich stören! Die Tropfen, die hier fallen, haben vorher den Duft der Birnenblüten geküßt, und das muß man zu schätzen wissen."

Eine Weile lauschen sie dem Regen, der träge tickt auf Blätter und Blüten, und dann fragt der Pfarrer: „Hatten Sie soeben nicht ein ‚Aber' gesagt?"

„Nun ja," sagt Michael, schwer im Anfang, aber dann deutlicher seine Verlegenheit überwindend, „etwas, glaube ich, zieht mich zu dem Grunde, der Moral, dem Wesen Ihres Glaubens, jedoch die Dogmen ..., die kann ich nicht verdauen."

„Ich werde Ihnen helfen", unterbricht ihn der Pfarrer lächelnd. „Es ist die Kirche, die Sie stört, die Vorsehung, die Sakramente, die Priesterweihe und vor allem die Beichte, die heilige Messe, die Heiligenverehrung. Ich kenne es. Daß Sie dies alles vorbringen würden, das wußte ich schon, bevor Sie gestern Lier verließen. Wissen Sie aber, daß Dogma und Moral sich wie Ursache und Wirkung zueinander verhalten? Das Dogma ist die Kerze, auf der die Flamme Gottes brennt. Wenn eins von beiden fehlt, herrscht Finsternis. Sie wollen von allem bis ins Gehäuse Ihrer Seele überzeugt sein, alles erleuchtet sehen im ewigen Lichte. Ich kenne das, es ist Ihr Hunger nach Gott, und Sie dürfen sich freuen, daß Sie ihn haben.

Sie suchen jenes Licht, das jedes Mysterium erhellt durch die Hülle des Symbols hindurch. Sie wollen den Glauben in sich fühlen wie ein großes, lebendiges Licht. Aber das kann ich Ihnen nicht geben, Michael; das gibt Ihnen auch der beste Theologe nicht, das gibt Ihnen niemand. Und dieses innerliche Licht zu haben, um diese leuchtende Gnade zu erhalten, muß sich Ihre Seele vollständig wenden; dann muß ein Strahl von oben kommen, der in Ihrer Seele die Glut entfacht. Und um diesen zu erhalten, müssen Sie beten, an Ihrer Seele arbeiten, ruhelos kämpfen mit Ihrer Seele gegen Ihren Leib, alle Begierden bezwingen, damit alles in Ihnen rein sei für den Strahl. Dann wird der goldene Schmetterling erwachen und seine hörnerne Schale zerbrechen. Und, Michael, es ist doch alles so wunderbar. Denn es gab solche, die, während sie unterwegs waren mit der bösen Absicht, das Werk Gottes zu zerstören, wie der heilige Paulus und der heilige Norbertus, diesen Strahl erhielten.

Andere tragen ihn in sich bei ihrer Geburt; sie fallen aus den leuchtenden Händen Gottes wie Blumen über die Mauer der Welt und verbreiten ihren lieblichen Duft auf Erden. Der Strahl kann einem kommen unvorhergesehen, inmitten völliger Gleichgültigkeit, und auch im Unglück kann es in einem plötzlich Licht werden. Bei den meisten aber kommt er nie. Wie wollen Sie das erklären?

Das ist wieder einer jener geheimnisvollen Stiche in der himmlischen Stickerei, die wir Vorsehung nennen. Aber wissen Sie, was Sie tun sollten, Michael? Und das ist das allerbeste Mittel, um des Lichtes teilhaftig zu werden, und aller Theologie zum Trotz gibt es kein anderes Mittel . . ."

„Und das wäre?" fragt Michael, voll Verlangen aufspringend, als ob er plötzlich den Glauben wie etwas Wirkliches, wie eine reife Frucht in den Händen halten könnte.

„Bleiben Sie ruhig sitzen, Michael!" lächelt der Pfarrer, und kindlich-ernst, mit ausgebreiteten Händen sagt er: „Es ist einfach, blindlings glauben."

Während der Pfarrer seine Tasse austrinkt, ist das heiße Verlangen Michaels schlaff zusammengesunken, aber es dauert nicht lange, und ärgerlich widerspricht er: „Das ist es eben, was ich nicht kann, . . . gerade dieses ‚blindlings' finde ich so unsinnig, so erbärmlich und unwürdig. Wir haben doch unsere Vernunft, um . . ."

Der Pfarrer blickt ihn forschend an. Tränen schießen Michael in die Augen. Und dann bricht es plötzlich aus ihm heraus, in Fetzen von Worten. Es prasselt und sprüht aus ihm vor leidenschaftlicher Verzweiflung.

„Oh! Daß es Tausende gibt, die glauben und doch ein schlechtes Herz haben und ihre Seele geringschätzen! Oder sind die Formeln des Glaubens nur Mittel, die dazu dienen müssen, um die Leidenschaften der Masse im Zaum zu halten? Ich denke vergeblich darüber nach. Mein ganzes Wesen sehnt sich danach, Gott zu fühlen. Aber die Formeln, die Dogmen hasse ich. Ich klammere mich mit aller Gewalt am Pantheismus fest, weil er weder Formeln noch Dogmen hat. Er hat weder Namen noch Gesetze, er betet zum unbekannten Gott, der alles ist. Dieser Gedanke rührt mich, und doch kommt meine Seele nicht zur Ruhe. Er befriedigt mich nicht, aber Ihr Glaube ebensowenig. Und doch muß es etwas geben, in dem das Herz des Menschen seine Ruhe finden kann. Ich glaube unbedingt an das Wunder, ich glaube an die Flamme, aber nicht an die Kerze, von der Sie soeben sprachen. Ist nicht jeder Mensch eine Kerze, auf dem die Flamme brennen kann? Oh, ich schweife durch einen Irrgarten und stoße stets auf die blinde Mauer meines eigenen Selbst!

Aus der Tiefe meines Herzens steigt eine Sehnsucht empor, glauben zu können, ja, blindlings wie ein Köhler zu glauben. Ich möchte mich hineinstürzen, darin ertrinken, aber meine Vernunft ist wie eine Schnur, die mich zurückhält und sagt: nein, nein, nein! Oh, ihn zu haben, den vollen Glauben, ihn nur so einfach zu haben und in sich zu tragen wie einen Strauß, daß die Seele umkommt vor Glück! Herr Pfarrer, was soll ich tun, um das zu können? Kann ich ihn denn nicht so erhalten, durch meinen Willen, durch mein Verlangen? Zeigen Sie mir einen schmalen Weg, Sie, dem der Seelenfriede aus den Augen lacht! Da Sie ihn haben, können Sie mir wenigstens ein Krümchen davon abgeben, ein einziges nur, und ich werde es vervielfältigen durch meinen Willen, durch meine lautere Liebe zu Leontine!" . . .

„Nun," sagt der Pfarrer gerührt und ergreift Michaels Hand, „das einzige Krümchen, das ich Ihnen geben kann, ist mein Gebet, und das gebe ich Ihnen . . . Michael." Die Stimme des Pfarrers stockt ihm in der Kehle. Er blickt zwischen den Birnbäumen nach einem reinen, blauen Stück Himmel, das sich hinter dünnen, grauen Wolken auftut und wodurch die Sonne ein Strahlenbündel wirft. Ein schönes Entzücken ergreift den Pfarrer; von seinem scharfen Blick zieht sich ein unsichtbarer Faden bis in die Tiefe des unendlichen Raumes. Seine ganze Seele blickt durch seine Augen in den Raum, hinter den Raum. Nicht seine Augen sehen, sondern seine Seele. So sitzt er lange da und blickt mit andächtiger Begeisterung in die Tiefen des Himmels, während um ihn die Regentropfen silbern fallen im Sonnenschein. Ein zitterndes Lächeln huscht über seine Lippen. Ganz flüchtig umhüllt ihn ein großes, helleuchtendes Glück, das sein Herz mit Honig überschüttet. Seine klugen Augen ruhen warm und innig auf Michael. Er drückt ihm die Hand und flüstert, mit Worten, die noch schwer sind von Glück: „Ihr guter Wille wird Ihnen helfen!"

Sie schweigen und sehen einander an.

Die weichen Regentropfen fallen weit auseinander, wie silberne Bohnen, die eine gierige Knabenhand hier und da unwillig fallen läßt.

Der Garten ist übervoll von süßen Düften, und der Weißdorn schiebt die anderen beiseite, um alleine zu duften.

Der Pfarrer zeigt unter den Bäumen hindurch auf den grünen Hügel, wo eine weiße Feldkapelle steht. „Dort wohnt Unsere Liebe Frau der Fünf Wunden, Michael, und eine schöne Seele, die Sie lieb hat, zündet dort jeden Tag eine Kerze an."

„Leontine", sagt Michael gerührt.

„Wie Sie sehen, wird von allen Seiten an Ihrer Seele gearbeitet."

Dann herrscht eine lange Stille mit frischem, verhaltenem Regenrauschen.

Plötzlich fragt Michael willig: „Herr Pfarrer, ich möchte aus Ihrem Munde die katholische Religion kennen lernen; lassen Sie mich zuerst nach der Beichte fragen. Die Beichte hindert mich sehr. Inwiefern hat sie einen wirklichen Einfluß auf unseren Geist?"

Der Pfarrer beginnt, es gemütlich zu erklären, aber nach kaum zwei Minuten hört er hinter der Gartenhecke ein fröhlich-munteres Gespräch näherkommen.

Er hebt den schmalen Kopf. „Michael," lacht er, „wir werden nachher einen Spaziergang machen über die Hügel und uns dann weiter darüber unterhalten, denn jetzt würden Sie doch nicht mehr zuhören."

„Und warum nicht?" fragt Michael betroffen, der gerade so sehnlich zugehört hatte.

„Dort ist der Grund", und der Pfarrer zeigt mit dem Daumen auf das eiserne Gittertor, aus dem Leontine und Sophie zum Vorschein kommen. Sie haben einigen Kranken Wein gebracht und kehren zurück mit Buttermilch in einem kupfernen Krug. Leontine kleben die nassen Haare auf der Stirn. Sobald sie ihren Oheim und Michael bemerkt, fällt ihr das laute Lachen von den Lippen, und glücklich und verlegen schlägt sie die Augen nieder.

*

Der Mond geht auf, und in seinem Schein schreiten sie die Hügel hinunter.

Der Pfarrer ist ängstlich, weil sie über die Glaubensartikel nicht einig geworden sind und weil es so hart ist in Michaels Kopf. „Werde ich wohl jemals etwas daran ändern können?" fragt er sich besorgt.

Das Gespräch ist verstummt; sie reden nur schwer und mit wenigen Worten: über einen verlassenen Pflug, der im Zwielicht des Abends glänzt, über den Nebel auf den einsamen Feldern und über einen späten Reiher in der stillen Luft. Der Mond hängt über den Wäldern. Nach dem Regen ist es kühler geworden, und die guten Düfte liegen träge und schwer über den Blumen . . .

Im runden Dorf brennen hier und da schon Lampen; mitten auf einem Rasenplatz kreischt eine Pumpe scharf

in der Stille, und das Waſſer fällt hohl brauſend in einen Eimer. Ein paar Leute, die ſchweigend in der Dämmerung ihre Pfeife rauchen, wünſchen ihnen einen frommen „Guten Abend".

Michael ſieht zwei Sterne über dem Pfarrhaus; er denkt an ſeinen Glauben und ſagt, wie um den ganzen Wortwechſel von vorhin abzuſchließen: „Sie leuchten wohl, aber ſie erleuchten nicht."

Dem Pfarrer liegt eine Antwort auf der Zunge; aber er ſchweigt lieber. „Mit Michael iſt doch kein Fertigwerden", denkt er mutlos, und ohne weitere Worte treten ſie ins Haus, wo Sophie den Tiſch gedeckt hat und Leontine ſie erwartet.

Der Pfarrer iſt ganz niedergeſchlagen und rührt kaum das Eſſen an. Leontine, die ſoeben noch gelacht hat, als ſie eintrat, ſieht nun mit Kummer, daß der Oheim zuviel vor ſich hinträumt, und daß das zarte Lächeln von ſeinen Lippen verſchwunden iſt. Sie bemerkt, daß er ſich keine Mühe mehr gibt, um Michael über dieſen oder jenen Punkt der Religion zu unterrichten. In dieſen zwei Tagen hat ſie nicht die geringſte Gelegenheit gehabt, ihre wenigen Worte anzubringen; ſie brauchte nur ihrem Oheim zuzuhören — und nun iſt er auf einmal ſo ſtill und verdrießlich geworden!

Aber auf der anderen Seite bemerkt ſie auch, daß Michael äußerſt ruhig iſt, klaren Blickes und ungetrübter Stimmung, und die wenigen Worte, die am Tiſch geſprochen werden, kommen von ihm. Es muß etwas geſchehen ſein; aber ſie wagt nicht zu fragen, was. Michael ſieht ſie mit leuchtenden Augen an. Als ihre Blicke einander begegnen, lächelt er verliebt, und einmal drückt er ihre Hand, die ſie ſchüchtern zurückzieht. Der Pfarrer hat es bemerkt. Ach, das macht nichts, das ſtört ihn nicht, es iſt nur Liebesſpiel; aber er kann doch Leontine nicht einem Ungläubigen geben! Er kann mit ſeinem Verdruß nicht fertig werden. Was ſoll nur aus ihr werden, wenn Michael nicht gläubig wird? Wohl hat ſie ihm verſprochen, ſich damit abzufinden; aber ach, ſie haben einander ſo lieb, und das Herz lebt doch weiter!

Er iſt ganz verzweifelt und kann ſich in der Sache nicht mehr zurechtfinden.

„Biſt du etwa krank, Oheim?" fragte Leontine plötzlich.

Verwirrt ſchrickt er aus ſeinen Gedanken auf.

„Nein, nein, Kind . . . aber kommt, wir ſetzen uns draußen in den Garten. Dort iſt es ſchön friſch." Er ſchlägt es nur vor, um zu verbergen, was er ſichtlich fühlt.

Sie beten. Michael ſchließt flüchtig die Augen. Tiefer als ſonſt beugt der Pfarrer das Haupt und ſeufzt, als das Gebet geſprochen iſt. Leontine ſeufzt ebenfalls. Voller Mitleid und Beſorgnis ſieht ſie ihren Oheim an.

„Komm, lieber Oheim!" ſagt ſie, und während ſie in den Garten gehen, nimmt ſie ihn am Arm und legt ſeine Hand in die ihre. Sie weiß nicht, was ſie tun oder ſagen ſoll, um ihn aufzumuntern.

Der Garten liegt voller Mondſchein; die weißen Bäume ſaugen das Mondlicht wie Milch, ſtill, ſtill, und das Himmelsgewölbe iſt ſilbrigblau, unendlich tief und voll heller Sternenzüge.

Der Pfarrer ſetzt ſich mit Leontine in die Laube, wo man über den Garten und die bleichen Hügel hinweg dem Mond gerade ins Geſicht ſehen kann.

Michael ſteht am Teich und blickt verwundert auf die Fiſche, die glänzen und ſchlafen im Mondenſchein.

„Iſt etwas vorgefallen, Oheim?" fragt Leontine ſchnell und flüſternd.

„Nein, Kind, nein ..." Und nach einer kurzen Pauſe: „Aber wenn Michael ſich nicht zu unſerem Glauben bekehren ſollte — laß uns die Möglichkeit einmal annehmen —, dann wirſt du dich doch damit abfinden, nicht wahr?"

„Oheim, das wird er doch wohl tun? Sieh nur, wie gerne er deinen Worten lauſcht; er lieſt ſie dir förmlich vom Munde ab."

„Oh, er ſelber iſt gut genug; er möchte ſchon, aber er hat ſo viele ſchlechte Bücher geleſen; das ſpukt ihm im Kopf herum . . . ja, ja . . . Denn das muß man ihm laſſen, er iſt aufrichtig und ehrlich."

„Ja, nicht wahr, Oheim?" ſagt ſie freudig.

„Ja," lacht der Pfarrer, „wenn er ſich bekehrt, dann haſt du einen, wie es wenige gibt."

„Aber Oheim!" und ſie ſchlägt ihm kindlich drohend und verlegen auf die Hände.

Michael ſchlendert zur Laube und pflückt unterwegs eine Blume ab, die er zwiſchen den Zähnen hin und her bewegt.

„Ein wundervoller Mondſchein", ſagt er. „Bei ſolchem Mondſchein hat mein Freund eines Nachts bei offenem Fenſter die Mondſcheinſonate von Beethoven auf dem Klavier geſpielt. Der Mond beleuchtete die Noten. Es war eine Nacht wie heute, hell und duftend. Es war erſchütternd. Es war eine der allerſchönſten Stunden meines Lebens." Seine Hände wühlen in den ſchwarzen Locken, und Feuer glüht in ſeinen tiefen, ſchwarze Anugen. „Kennen Sie Beethoven gut, Herr Pfarrer? . . . Ich hoffe, das Glück zu haben, daß wir drei dies ſpäter auch einmal erleben . . ."

„Das hängt nur von Ihnen ab", bringt der Pfarrer mühſam heraus.

„Und von Leontine", lacht Michael. Leontine lacht auch; dem Pfarrer kommt plötzlich eine neue Hoffnung. „Es wird ſchon noch gut werden", denkt er; aber mit ernſter Stimme ſagt er: „Nein, Michael, das hängt nur von Ihnen ab!"

„Doch von mir?"

„Wenn Sie unſeren Glauben annehmen."

„Ja, das iſt wahr", ſagt er offen. „Wollen Sie glauben, daß ich bei der hohen Schönheit dieſer reinen, ſilbernen Nacht nicht daran gedacht habe, daß es noch mehr als der Liebe bedürfe, um einander zu gehören? Vorhin, während ich die Fiſche ſchlafen ſah, die Stille einatmete und Leontine hier wußte, habe ich tief empfunden, wie alles im Leben ſo ſchön ſein kann, wie das Gute gleich Öl über dem Kummer treibt, und wie über allem ein myſtiſches Verlangen nach einander hängt ... nein, wie alles eins, und das eine das andere iſt."

Sie ſchweigen, und die beiden Männer rauchen. Der Mondſchein fällt wie ein milder Regen auf den weißen Garten und den Giebel des Pfarrhauſes, auf dem die Schiefern glitzern. In der Ferne, hinter den ſtillen Hügeln, bellt ein Hund.

Plötzlich faßt der Pfarrer die Hände der beiden. „Kinder," ſagt er gefühlvoll, „Gott iſt gut, doch wir müſſen ihm auch etwas entgegenkommen!" Er ſieht ſie beide abwechſelnd an. „Kinder, ich fühle es ganz deutlich, ja, es gibt ein myſtiſches Verlangen nach einander. Das hat Gott ſo in die Natur des Menſchen gelegt. Wir können das nur bewundern, aber nicht begreifen. Aber alles verlangt auch wieder nach Gott, und es iſt nicht einem jeden gegeben, allein nach Gott verlangen zu dürfen. Ihr verlangt nach einander, aber Gott muß zwiſchen euch beiden ſtehen. Und das hängt nur von Ihnen ab, Michael . . . nur von Ihnen!"

Es tritt eine plötzliche Stille ein. Leontine iſt ängſtlich.

„Herr Pfarrer," ſagt Michael ſchüchtern, aber mit feſtem Willen, „für das Glück und die Liebe Leontinens

Quinten Massys: Die hl. Magdalena

würde ich alles tun; doch meine Achtung für Sie beide ist zu groß, als daß ich Sie betrügen könnte, indem ich Ihnen eine falsche Vorstellung meines Innern gäbe. Und darum möchte ich Ihnen diese Frage vorlegen: Hat meine Taufe irgendeinen Wert, wenn ich nicht daran glaube?"

„Nein!" sagt der Pfarrer beherzt und schlägt mit dem Zeigefinger auf den kleinen Tisch.

„Ich muß es also erst glauben, es als Wahrheit annehmen, bevor . . ."

„Sie sich taufen lassen und Leontine Ihre Frau wird, jawohl!"

„Das ist Glaube auf Befehl?"

„Wir wollen nicht mit Worten spielen, Michael. Das wußten Sie doch schon, bevor Sie hierher kamen."

„Ich konnte es mir denken . . . Und was soll ich nun tun?" Er fühlte seine Unbeholfenheit, möchte sich anders ausdrücken, aber der Pfarrer kommt ihm zuvor: „Tun Sie, was Gott Ihnen eingibt."

Nach einer langen Stille sagt Michael entschlossen, doch mit bebender Stimme, weil es so wichtig ist: „Herr Pfarrer, ich möchte es mir diese Nacht noch einmal gut überlegen. Diese Angelegenheit muß erledigt werden."

„Tun Sie das, Michael!" sagt der Pfarrer nun gütig. „Tun Sie das! Wir werden für Sie beten; nicht wahr, Leontine?"

„Und du wirst uns schon froh machen, nicht wahr, Michael?" fragte sie flehend und mit Überzeugung.

„Ich werde mein Möglichstes tun, meine Liebe."

„Stopfen Sie noch einmal!" nötigt der Pfarrer, ihm den Tabaksbeutel überreichend; und um die gute Stimmung nicht zu verderben, meidet der Pfarrer fortan alle heiklen Gespräche, und sie unterhalten sich über gleichgültige Dinge.

In dieser Nacht tobte die Unruhe in den Herzen dreier Menschen wie eine wilde Jagd, während Gott draußen das Glück strömen ließ aus den Blumen und dem Mondenschein und aus dem goldenen Liede zweier Nachtigallen.

*

Im frischen Morgennebel, der seine milchigen Wolken über den Garten zieht, singt eine Amsel aus der weißen Pracht heraus ihre jugendliche Freude in die Luft.

Der Pfarrer hat nicht schlafen können vom ewigen Denken und Beten, und früher aufgestanden als sonst, begibt er sich in den Garten, um seinem bedrängten Herzen Luft zu machen. Die Morgenkühle tut ihm innerlich wohl, und er holt noch einmal tief Atem, um sich dadurch den ansteigenden Sorgen zu entziehen. Aber sie lassen nicht locker; er krümmt sich vor Schmerz und möchte sich der Länge nach ins kalte, nasse Gras werfen und von allem nichts mehr fühlen.

Seit jenem Ostertag hat Leontine sein singendes Herz überschattet; und wer weiß, was Michael nachher sagen wird! Wie lange wird diese Beklommenheit noch dauern, und was geschieht, wenn der junge Mann kein gutes Wort spricht? Der Pfarrer hat eine bange Ahnung und blickt flehend mit seinen blauen Augen zum Himmel empor. Wo ihm sonst die Pfeife in der kühlen Morgenstunde ein wahrer Genuß war, hat er jetzt noch gar nicht daran gedacht. Er sieht braunroten Goldlack leuchten, duftend wie die Narde der Bibel.

„Wie unschuldig sie sind mit ihrem Reichtum von Farben und Düften", murmelte er. „Die Blumen gehören noch völlig Gott wie zur goldenen Zeit des Paradieses; aber in uns herrschen seitdem böse, dunkle, verderbliche Mächte. Ach, eine solche Blume zu sein, ohne Streit und ohne Fehler, glücklich, sein Blumenglück in Düften auszuströmen!" Er seufzt und schreitet weiter. Plötzlich schreckt er auf. Durch den Nebel bemerkt er Michael, der drüben auf einer Bank sitzt, den Kopf in den Händen.

Voll stechender Neugierde und dunkler Angst geht er schnell und doch zögernd auf ihn zu, legt seine Hand auf Michaels Schulter und fragt mit bebender Stimme: „Gut geschlafen?"

Michael blickt wehmütig auf. „Es waren noch Sterne am Himmel, als ich hier schon saß."

„Ein schöner Morgen", meint der Pfarrer in einem Ton, der ein ganzes Gespräch ahnen läßt.

Aber Michael antwortet nicht und sitzt mit dem Kopf in den Händen da.

„Ein franziskanischer Morgen", sagt der Pfarrer etwas schüchtern.

„Ja, Sankt Franziskus!" sagt Michael voll Bewunderung, aber wehmütig, wie zu etwas, das man ersehnt, aber nicht erreichen kann.

„Schön, nicht wahr?" jubelt der Pfarrer mit derselben Empfindung, denn jetzt erst fühlt er, daß es einer franziskanischen Begeisterung bedarf, um Ungläubige zu bekehren. Franziskus war ein Faß weißen Weines, eine gespannte Saite der Buße; zu jeder Stunde trunken vom himmlischen Geist, immer mit Entzücken sich sehnend nach dem Himmel; ein Bienenkorb voll flammender Bienen. Ein Feuer lohte ihm in der Brust, das durch seinen Mund die Seelen der andern versengte. Das Fieber des Heiligen Geistes kochte in ihm, ein Delirium verschwenderischer Liebe . . .

Und plötzlich: „Nun Michael . . . hat diese Nacht etwas vom Geist von Assisi in Ihnen geweckt?" Der Pfarrer zittert. Nun wird er das große Wort hören.

„Wie meinen Sie das?" fragt Michael, nach Deutlichkeit verlangend.

„Nun ja . . . worüber wir gestern sprachen . . . können Sie unseren Glauben annehmen?"

Der Pfarrer bebt; seine Worte zittern, und kalte Schweißtropfen hängen ihm auf der Stirn über den hochgezogenen Augenbrauen.

Michael blickt den Pfarrer an und sagt mit trauriger Überzeugung: „Nein . . . nein."

Der Pfarrer schließt die Augen; er muß sich an der Bank festhalten. Sein Glück bricht zusammen. Und während er so dasteht, sagt Michael in bitterem Ton: „Ich habe mein Herz umgeschüttet wie einen Beutel, ausgerungen, wie mit einem Hammer darauf geklopft, aber es ist nichts in mir, was damit übereinstimmt, nichts, das mich treibt . . . Ich habe mit Gewalt daran gearbeitet, mit Gewalt! Ich finde nichts, nichts. Ihr Glaube ist etwas, was mir völlig fremd ist, das ich nicht fühlen, das ich nicht lieben kann, woran ich mit keiner Silbe denken würde, wenn man nicht mit mir darüber spräche; es ist kein Holz in mir für diese Flamme. Mir sind die Worte entgangen, um dieses Gefühl auszudrücken; eben wußte ich sie noch . . . Mir ist, als ob ich in ein Meer ohne Wasser tauchte . . . ich bin fertig . . . ich kann nichts mehr sagen . . . Ich kann nicht glauben . . . nicht einmal meine Liebe zu ihr läßt mich glauben. Ich weiß nun auch, was mich erwartet . . . Ich reise ab . . . Ich danke Ihnen . ."

Michael erhebt sich. Der Pfarrer sieht Michael forschend an. Er blickt ihm lange in die Augen, und Michael läßt es willenlos geschehen, fast bitter. Aber dann erhebt sich in des Pfarrers Seele das allmächtige Gebet ohne Worte: sein Wille, sein Wunsch, sein Verlangen, Michael gerettet zu sehen. Und es ist, als ob der Glaube durch seine Augen in Michael überflösse.

„Sie sind glücklich", sagt Michael mühsam, diesem fremden, zärtlichen, tiefdringenden Blick ausweichend.

„Und Sie müssen glauben," sagt der Pfarrer, „und Sie werden es!"

Michael reicht ihm die Hand: „Ich hätte Sie gerne froh gemacht, Herr Pfarrer. Ich hätte Sie heute morgen bereichern mögen."

„Der Augenblick ist noch nicht gekommen."

„Er kommt nie, Herr Pfarrer; das habe ich heute nacht gefühlt . . . Arme Leontine! Aber wenn ich es doch nicht kann!" und Michael stampft um seiner eigenen Ohnmacht willen auf den Boden.

„Und ich habe gefühlt," sagt der Pfarrer keuchend, „ich habe gefühlt, daß es kommen wird! Ich habe es gesehen! Es kommt, wenn Sie warten! Aber Sie sind eine verstockte Seele, verstockt durch unsere grollende Zeit. Worte, Bücher oder Menschen können Ihnen nicht helfen. Sie müssen einen Schlag von Gott selber bekommen! Und den erwarte ich; dafür werde ich beten!" Sein Finger ist zitternd auf Michael gerichtet. Seine Worte zischen, seine Augen sprühen Funken. Michael schließt die Augen, ungläubig; plötzlich richtet er sich auf. „Ich gehe!"

Er schreitet auf das Haus zu, vom Pfarrer gefolgt.

Die Amsel singt aus voller Kehle.

Michael kommt mit der Reisetasche herunter; der Pfarrer ist an der Treppe stehen geblieben.

„Wollen Sie Leontine nicht mehr sehen?" fragte er fast flehend.

Michael wird blaß und blickt mit zärtlichem Verlangen die Treppe hinauf; aber plötzlich sagte er, sich abwendend: „Nein, nein, sagen Sie es nur . . ." Er streckt die Hand aus.

„Das finde ich schön von Ihnen", sagt der Pfarrer bewundernd. „Behalten Sie diese Stärke!" Er nimmt die ihm gereichte Hand. „Ich habe soeben Ihren Kampf bemerkt. Sie haben gesiegt. Das ganze Leben ist ein Kampf, und Fallen ist verzeihlich, wenn man vorher gekämpft hat. Fallen ohne Kampf ist Verdorbenheit der Seele. Ich freue mich, Sie so stark gesehen zu haben, für Sie und für Leontine. Michael, eine schöne Versuchung hat Sie soeben gestreift . . . So stark müssen Sie eines Tages hierher zurückkehren . . ." Aber dem Pfarrer schnürt es die Kehle zu. Sie sagen nichts mehr und stehen so eine Weile Hand in Hand. Michael zieht die seine leise aus der des Pfarrers und geht davon. Er geht zu Fuß über die Hügel.

Die Sonne schiebt und drängt die weißen Nebel fort, wie ein erwachendes Königskind die Schleier und Spitzen seines Bettchens wegstrampelt.

Die Blumen werden sichtbar, es legen sich Straßen von Licht über die Hügel; von den Türmen tönt das erste Glockenläuten für die Messe, und die Bienen tauchen summend vor Honigsfreude in die rosigen Kelche der Apfelblüten.

Ängstlich, noch glänzend von der Seife, kommt Leontine herunter, gerade auf den Oheim zu. Der sitzt still und sinnend in der Stube.

„Oheim," ruft sie schon seinem Rücken zu, „was hat er gesagt, Oheim? Ist er schon wach?"

„Guten Morgen, Kind." Er küßt sie auf die glänzende Stirn und seufzt. Eine dunkle Ahnung steigt plötzlich in ihr auf . . .

„Oheim!" schreit sie, zitternd vor Erregung.

„Michael ist fort, Kind."

„Und . . .?"

„Komm!" Er streichelt sanft ihr blondes, glattes Haar. „Versuche nun stark zu sein! Gott hat es so gewollt . . ." sagt er mutlos und mit gebrochener Stimme.

„Ah!" Mit einem schmerzlichen Schrei bricht sie zusammen, und den Kopf auf seinen Knien, weint sie laut in der Stille des Pfarrhauses.

Der Pfarrer sitzt da mit verzerrtem Munde; seine leichte Hand streichelt immerfort ihr weiches Haar, und verlassen und traurig murmelt er vor sich hin die Worte, die farbig leuchten unter dem Christusbild: „In deiner Fußspur, o mein Geliebter, gehen die jungen Töchter mit leichtem Schritt . . ."

(Fortsetzung folgt.)

Der himmlische Gast

Denkt, Freunde, euch: wenn unser Herr einmal
Vom Treisberg stiege nieder in dies Tal;
St. Peter schickte er den Weg voraus:
„Mein Sohn, nimm heut' als Gast mich in dein Haus!"
Die Frau, die Tochter riefest du heran;
Den Knecht, die Magd — wer irgend helfen kann:
Wie müßten sie sich sputen, schaffen, rennen!
„Die Festtagstafel stellt mir in die Halle,
Ein Feuer muß im großen Ofen brennen,
Staubt mir die Schränke, Sessel — sorgt mir alle,
Daß unser Haus aufs beste steht geschmückt
Und alles hier den hohen Gast beglückt." —
So ruft der Hausherr. Keiner wird da ruhen;
Das schönste Leinen holt man aus den Truhen,
Und Braten, Schinken, Eier, Obst und Wein
Wird alles reichlich wie zur Hochzeit sein;
Von frischen Blumen stellt man Strauß an Strauß,
Mit Räucherwerk durchduftet man das Haus.
Dann schmückt ihr selber euch in froher Hast
Und geht entgegen eurem heiligen Gast.

Ja, Freunde, also würdet ihr's wohl halten,
Und keiner stände laß und kalt beiseit' —
Doch wie? Seh ich euch nicht hienieden schalten,
Als bliebe euch für ihn kein Stündchen Zeit?
Bedenkt, ihr Freunde, keine Nacht vergeht,
Wo nicht der Herr vor eurer Türe steht.

Jakob Kneip.

Zum Nachdenken

Nicht irgendein Leiden nach unserer Wahl empfiehlt uns Christus zu tragen, sondern die Kreuze und Widerwärtigkeiten, welche die Vorsehung uns schickt, also das Kreuz des gegenwärtigen Augenblickes. Wenn man es verstünde, aus dem Kreuz des gegenwärtigen Augenblickes Nutzen zu ziehen, so wäre man glücklich. Es gibt Menschen, die sich einbilden, sie würden nach Afrika gehen, um dort ein Ungeheuer zu bekämpfen und die doch keine Fliege ertragen können. Und ich sage, daß gar viele Leute ihr tägliches Kreuz, das jeden Augenblick daherkommt, vernachlässigen, ohne es ertragen zu wollen, während sie sich einreden, daß sie größere Leiden ertragen würden als die der größten Heiligen. Um eines Gutes willen, das nur in ihrer Einbildung vorhanden ist, lassen sie alle Güter verkommen, die sie in jedem Augenblick ausnützen könnten, gleich jenen, die über dem Gedanken einer eingebildeten Erbschaft, die sie niemals machen werden, ihr ganzes väterliches Gut verderben lassen. Christus aber lehrt uns, den eigenen Willen aufzugeben und Gottes Willen zu vollführen.

Frau Guyon.

Die Jungfrau / Vom Herausgeber

Sehnend und zagend, hoffnungsselig und zukunftsbang steht ihr, junge Schwestern, im heutigen harten Leben. Glückträumend blüht ihr im Gottesgarten, erwartungsvoll der Stunde harrend, daß eine liebe Hand euch aus der kalten Zugluft wegnehme und heimhole in eine warme, sonnige Stube, und doch bei jedem Windhauch zitternd, daß eine rauhe, rohe Faust euch rauben und verderben könnte.

Ungewisser und schwankender ist nichts als das Los eines Mädchens, dessen Zukunft von so vielen guten und schlimmen Umständen und Zufälligkeiten bestimmt wird. Der junge Mann baut mit eigener Kraft und Selbstbestimmung seine Zukunft: er wählt seinen Beruf, der ihm ein ehrenvolles Auskommen sichert, er entscheidet mit Freiheit über die Mittel, die ihm zur Verbesserung seiner Verhältnisse geeignet scheinen; er wählt auch nach der Neigung seines Herzens die Gefährtin seines Lebens. Aber die Jungfrau kann ihr Geschick meist nicht selbst bestimmen: sie muß schweigend warten. Sie weiß nicht, wie lange sie im schützenden Heim der Eltern bleiben darf — durch den Tod der Eltern kann sie über Nacht zur hilflosen Waise werden —; sie weiß nicht, ob sie jemals die Gattin eines Mannes werden kann, wie ihr Herz ihn wünscht und ihre heiligsten Gefühle und Überzeugungen ihn verlangen. Sie fühlt sich oftmals zu schwach, um in dem wilden, erbarmungslosen Existenzkampfe der jetzigen Welt einen selbständigen Beruf zu ergreifen, woraus sie ihr tägliches Brot gewinnen könnte. Wie unsicher und gefährdet sind die Grundlagen ihres Daseins, selbst wenn ihr sparsame Eltern ein Vermögen hinterlassen!

Um so mehr muß die Jungfrau heute in stillen Stunden ihre ganze Lebenslage und die Möglichkeiten ihrer zukünftigen Lebensgestaltung überdenken, um mit fester Entschlossenheit jeder Wendung ihres Schicksals entgegenzugehen, um würdig und bereit zu sein, wenn das Glück eines Tages zu ihr kommt; aber auch fähig und bereit, ihr Leben selbst und allein zu gestalten, wenn ihre Mädchenträume keine Erfüllung finden. Sie darf ihr Geschick nicht dem Zufall überlassen; darum soll sie frühzeitig lernen, ihr Lebensglück von den äußeren Dingen unabhängig zu machen. Sie muß es in ihrem Herzen gründen und verankern, wenn sie einst als Mutter und Hausfrau oder aber in unvermähltem Stande ihren Frieden finden will.

Es wird den heutigen Mädchen vielfach zum Verhängnis, daß sie sich nicht mehr mit Ernst und Eifer für ihren späteren Beruf vorbereiten, sondern ihre schönen Entwicklungsjahre spielerisch vertändeln, als seien sie lauter Prinzessinnen, die später irgendwo in einem herrlichen Schlosse, von einem Schwarm dienender Geister umringt, ein Leben der Schönheit und Kurzweil führen dürfen. Mühsam erarbeitet sich der Jüngling in Schulen und Werkstätten die Kenntnisse und Fertigkeiten für seinen Beruf; aber zahllose Mädchen halten es für eine Selbstverständlichkeit, daß sie ohne anstrengende Arbeit nur mit verweichlichender Pflege ihres Leibes und tändelnder Beschäftigung mit der neuesten Mode, mit etwas Musik, Sport und Spiel und spannender Lektüre ihre Zeit verbringen. Ist das eine Vorbildung für Frauen, die Kinder gebären, betreuen und erziehen, einen Haushalt mit den unzähligen Kleinigkeiten und auch schweren Arbeiten besorgen, ein Hauswesen in Ordnung und Reinlichkeit halten, einem Manne nach seiner ermüdenden Berufsarbeit ein behagliches Heim, eine schmackhafte Kost und ermunternde Gesellschaft bereiten sollen? Es müßte ein wahres Wunder geschehen, wenn ein solches Mädchen eine tüchtige Hausfrau, eine beglückende Gattin werden soll. Die tägliche tausendfache Erfahrung zeigt aber, daß solche Wunder nicht geschehen, daß zahllose Ehen unglücklich werden, weil die Gattin nur eine leichtfertige Zierpuppe, aber keine Hausfrau ist, die ihre Pflichten und Obliegenheiten zur Zufriedenheit des Mannes erfüllen kann. Solche Mädchen mögen wohl einen jungen Mann ohne reife Lebenserfahrung mit der Anmut ihres süßen Spiels und Getändels betören, aber sie können nicht verhindern, daß dieser Mann schon bald nach der Verehelichung die Täuschung erkennt und aus seiner Unzufriedenheit kein Hehl macht. Keine Frau hat Anspruch auf eine gute Ehe, wenn sie sich nicht selbst für ihre Hausfrauenpflichten vorgebildet hat. Die Gleichberechtigung in der Ehe, auf die jede selbstbewußte Gattin Wert legen muß, ist nur denkbar, wenn die Frau sich dem Manne in ihrem Fache als ebenbürtig zeigt, ihm auf ihrem Gebiete an Tüchtigkeit, Umsicht und Eifer nicht nachsteht.

Durch Kino, Theater und Vergnügungen aller Art wird heutzutage die Phantasie vieler Mädchen, die ja ohnehin wie ein Schmetterling gern nach schönen, schimmernden, duftenden Blumen hascht, so sehr mit falschen Vorstellungen vom wirklichen Leben erfüllt, daß sie von der tatsächlichen Einfachheit und Nüchternheit des nachfolgenden Familien- und Hausfrauenlebens schwer enttäuscht werden. Solche Mädchen sind überspannt im Denken, Wollen und Empfinden; das schlichte alltägliche Leben erscheint ihnen uninteressant, langweilig und gemein. Dieser Hang zur Schwärmerei wird noch besonders gefördert durch die Lektüre lebensfremder, unwahrer, phantastischer Bücher, die ihnen die Welt und das Leben als ein geistreiches Spiel, als ein launisches Nippen an allen Genüssen, als ein fortwährendes Glänzen und Prunken mit schönen Vorzügen und Fähigkeiten schildert. Zahllose Mädchen werden in unseren Tagen auf solche Weise verbildet, irregeleitet und für ihren Frauenberuf untauglich gemacht.

Aber Sinn für einfache Schönheit und ein reines und heiteres Gemüt sollen der Jungfrau eigen sein; sie erziehen am besten zu jener herzerquickenden Mütterlichkeit, die wie Sonnenschein das ganze Heim durchstrahlt, hilft und heilt und tröstet und dadurch in der Familie Glück und Freude und Segen schafft. Um dieses reine, gütige, fröhliche Herz bete jeden Tag! Denn wisse auch: Ein Ungeheuer ist eine Frau ohne Frömmigkeit. Gläubig und fromm zu sein, sei dir nicht bloß eine Pflicht, sondern ein seliges Bedürfnis. Du wirst deine schönsten Empfindungen, deine weihevollsten Stunden und auch dein Glück für Zeit und Ewigkeit daraus gewinnen.

Kinder in Volkstracht

Von A. Heilmann

Wir haben kein Empfinden mehr dafür, wie sehr das stilvolle Einheitsgewand der Volkstrachten den Menschen einer bestimmten Landschaft Charakter und Würde gab. Die Kleidung, in der man sich äußerlich von den Heimatgenossen durch nichts

Kleine Spreewälderin

Bayrisches Dirndl

Mädchen aus Dachau

unterschied, war Sinnbild der festen geistigen und kulturellen Zusammengehörigkeit dieser Menschen. Jedes einzelne Tal, jeder durch geographische Besonderheit und geschichtliche Entwicklung zusammengeschlossene Landesteil hatte für seinen Menschenschlag eine einheitliche Kleidertracht ausgebildet. Daß Deutschland in seinen Volkstrachten am vielgestaltigsten war, beweist den geistigen Reichtum seiner Bewohner, die aus der Fülle ihrer kulturellen Eigenart heraus zu solcher Mannigfaltigkeit gekommen sind. Die Volkstrachten waren so langsam gewachsenes Volksgut, in Jahrhunderten entstanden und, solange sie allgemeine Geltung hatten, für jeden Volksgenossen verpflichtend.

Da heute schon die entlegensten Dörfer mit modischem Kleiderzeug durchsetzt sind, haben wir keine Gelegenheit mehr, die reizvolle Wirkung einer in Volkstracht sonntäglich versammelten Gemeinde zu erleben, wo selbst die Kinder die schöne Gewandung der Erwachsenen in Miniaturformat zur Schau trugen. Ja gerade

Holländer Pärchen

Berner Kindertracht

an den Kindern tritt der überpersönliche Gemeinschaftscharakter der Volkstrachten am offenkundigsten zutage. Sie erscheinen in solcher Kleidung gleichsam mit dem ehrwürdigen, hundertjährigen Wesen der Alten angetan; ihre Gesichter haben einen feierlich ernsten Zug, als fühlten sie sich schon als die verantwortlichen Erben der großväterlichen und großmütterlichen Tradition.

Wie sehnt sich heute der vernünftige Teil unserer Frauenwelt — und derer sind gottlob noch viele —

Montenegrinische Jugend

aus der jetzigen Modetyrannei in die Idealzeit der Volkstrachten zurück! Nicht als ob jemand im Ernste die vielfach unpraktischen, der gegenwärtigen Lebensweise und beruflichen Betätigung nicht mehr entsprechenden Frauengewänder der Vorzeit wieder einführen möchte. Aber unsere Frauen von heute, soweit sie eine ernste Auffassung von ihrer Würde und ihren Pflichten haben, sind von der sie immer rascher dahinpeitschenden Mode geradezu müde gehetzt. Und welche Summen

Mexikanisches Kinderpaar

müssen die Frauen und Mädchen dieser Tyrannin opfern, um sich einigermaßen dem Wandel des Modegeschmackes anzupassen. Die Hausfrauen könnten dafür jährlich manches für Verbesserung des Haushalts, für moderne Einrichtung der Küche und die Verschönerung der Wohnräume aufwenden.

Doch schlimmer als diese Geldvergeudung, zu der die Mode zwingt, ist die dauernde Unrast, die sie unter den Frauen schafft. Denn den Modediktatoren ist es ja nicht darum zu tun, den weiblichen Geschmackssinn durch Schaffung einer vollendet schönen und zugleich modern-praktischen Kleidung zu befriedigen. Die Mode erreichte im Laufe der letzten Jahrzehnte manchmal

Junges Paar aus Ungarn

eine Linie, die einen Haltepunkt für ein Menschenalter hätte bilden können; aber sie darf ja nicht stillestehen, weil die ganze Konfektionsbranche nur verdient, wenn die Frauenwelt gezwungen ist, sich womöglich in jedem Quartal neu einzukleiden.

Man glaube aber nicht, daß eine solch ewig wechselnde Mode sich nur auf dem Gebiete des Kleiderwesens auswirkt. Die Entwicklung unserer jüngsten weiblichen Generation offenbart deutlich genug, daß durch die rastlos wechselnde Mode das ganze weibliche Wesen in unruhvolle Bewegung geraten ist. Ein

Slowakische Kinder in Festtracht

guter Teil der gegenwärtig unter Mädchen und Frauen herrschenden Nervosität ist Ausdruck unerfüllter Modewünsche. Mit den Kleidern wechseln jetzt unablässig auch die Sitten und Bräuche. Man sucht nach und nach den ganzen Bereich des Frauenlebens in den raschen Kreislauf der Mode hineinzuziehen. Je schneller alles wechselt, je rascher man die Kleidung, den Schmuck, auch die Haushaltungsgegenstände durch „modernere" ersetzt, desto vorteilhafter ist es für das Wirtschaftsleben. Gewiß, aber das ist eben der sicherste Beweis unserer jetzigen Unkultur, daß

Mexikanerin in Nationaltracht

ein Erzeugnis beharrenden, im eigenen Werte ruhenden Geistes waren.

Das übt vielleicht an den einstigen Volkstrachten heute die stärkste Wirkung auf uns aus, daß sie den Menschen, die sie trugen, eine einheitliche Prägung gaben, das Volkstum einer Landschaft mit klarer Anschaulichkeit zum Ausdruck brachten. Die jetzige Modekleidung dagegen macht alles gleich in Nord und Süd, in Ost und West; die Menschen des

Vornehme kleine Inderin

die Menschen nur als Nutzungsobjekte betrachtet werden.

Den Menschen früherer Zeiten war auf solche Weise nicht beizukommen: was sie sich anschafften, hielt Generationen aus, und von solcher Dauerhaftigkeit und Beständigkeit waren auch ihre Lebensgewohnheiten und ihr ganzes geistiges Wesen. Darum hatte ihre Zeit ein klares, beharrendes Antlitz und sie selbst Gesichtszüge von einer ausgeprägten, durch lange Geschlechter vererbten Form. Nur solche Menschen paßten in die alten Volkstrachten, die ja selber

Die Kleidung der Eskimomädchen

mädchen in den Schatten gestellt. In der heutigen Frauenkleidung wirken nur noch verblüffende Äußerlichkeiten: der fesche Schnitt, extravagante Farben, die Hüte, die Strümpfe — aber nicht mehr der Mensch. So geschieht das Seltsame, daß unsere Frauen, welche sich durch möglichst persönlich eigenartige Kleidung zur Geltung bringen wollen, nun mit ihrer Persönlichkeit überhaupt nicht mehr zur Geltung kommen. Welch tragische Umkehrung des ursprünglichen Sinnes der Frauenkleidung!

Ganz gewiß werden die Frauen Europas einmal wieder die beschämende Knechtschaft der Mode abschütteln; aber dieses Werk der Befreiung wird sicher nicht von der heute lebenden Generation ausgehen. Solange sich auf dem ehrwürdigen Boden der alten Volkskulturen der barbarische Wirtschaftskampf austobt, in dem alles Edelmenschliche schonungslos zertreten wird, solange die Menschen selbst ihr höchstes Kulturziel in der möglichsten Steigerung aller materiellen Genüsse sehen: solange wird auch die Modepeitsche erbarmungslos über den Frauen geschwungen werden.

Chinesenmädchen im Festkleid

Meeres und der Berge hüllt sie in dasselbe kurzlebige modische Gewand. Auch die sinnreichen Unterscheidungen zwischen den einzelnen Ständen und Lebensaltern, welche die alten Volkstrachten so schön betonten, kennt die moderne Frauenkleidung nicht mehr. Jede Tänzerin oder Filmschauspielerin kann heute durch Kleiderprunk die stolzesten Fürstinnen übertrumpfen, und manche wohlhabende Hausfrau wird durch ihr modesüchtiges Dienst-

Araberkind im Festputz

Misericordia / Von Albert Leitich

Bim, bim ... bim, bim ... bim, bim ... tönt das Glöckchen der Kapelle zu St. Marien durch die Morgenstille. Auf den Steinfliesen knien die Schwestern. Eng aneinandergeschmiegt beben die weißen Haubenflügel. Sie flattern gleichzeitig auf und schweben gleichzeitig nieder, gefolgt vom Rauschen der schweren Tuchkleider. Die Rosenkränze perlen zwischen den Fingern und klingeln an die geweihten Metallkreuze. Aber die Gesichter im starren Linnenrahmen sind ruhig, fast leblos.

Schwester Angela erhebt sich, sinkt für einen Moment vor dem wundertätigen Bild der Mutter Gottes nieder und verläßt dann lautlos die Kirche. Am Bogenfenster des Kreuzganges bleibt sie wie angewurzelt stehen. Über ihr junges Gesicht huscht ein Lichtstrahl. Der Blick umfaßt den grünen Spitzenschleier, der an allen Baumästen hängt. Er schweift über Wiesen und Acker hinaus an die Berge, die durchsichtig scheinen wie Glas.

Ach, die Berge ... die Berge! ... Und dahinter liegt ihre Heimat ... Das liebe kleine Haus mit den Weinreben. Dort sind Mutter und Vater. Und im Garten das Schwesterlein, Blumenbeete jätend in der Frühlingsluft.

Schwester Angela zuckt zusammen. Die Finger krampfen sich um den Rosenkranz, die Gedanken um die Pflicht. Gesenkten Hauptes schreitet die Nonne über die Stufen, die kühlen Gänge des Krankenhauses entlang, in den Operationssaal.

Dort öffnet sie die Glasschränke, darin es blitzt und flimmert. Sie wählt Messerchen, Häkchen, Scheren, grashalmdünne Klingen, haarfeine Spitzen, legt das Verbandzeug zurecht, reinigt die Waschtische, darüber Kübel voll Desinfektionsmittel hängen, mischt Flüssigkeiten ineinander, deren herber Geruch den Saal durchflutet. Auf dem Operationstisch schimmert das Laken wie ein Leichentuch. — Und durch die Glaswand winkt der Frühling, tönt das Zwitschern der Vögel, grüßen aus weiter Ferne die Berge.

Als Schwester Angela die letzte Kochsalzkompresse aus der Lösung zieht, gellt das Läutewerk durch das Haus und kündet den Morgenbesuch des Chefarztes. Wie ein elektrischer Schlag läuft die Kunde von Zimmer zu Zimmer, von Bett zu Bett: ein Ereignis, das täglich wiederkehrt und nie veraltet. Leises Auf- und Zuklinken der Türen. Huschen und Flüstern auf den Gängen. Verhallendes Klirren des Frühstückgerätes. In den Krankenstuben glättet man Kissen und Decken, pustet da ein Stäubchen fort, fegt dort ein Fleckchen rein, schiebt den Ledersessel ans Bett und hastet mit hilflosen, kleinen Schritten weiter. Dabei beben und schweben die Haubenflügel, und die Lippen lispeln mit der Eintönigkeit, die die Litanei ihnen aufgedrückt hat: „Der Chefarzt ist da . . . ist schon da . . .“

Die Kranken richten sich mühsam in ihren Betten auf, sinken gleich wieder in die Kissen zurück. Ihre Hände tasten aufgeregt umher. Die Blicke heften sich in banger Erwartung an die Tür.

Horch, ist das nicht sein Schritt ... dahinter Schwester Angelas lautloses Gleiten? — Nun knarrt die Tür der gegenüberliegenden Stube. „Guten Morgen!“ ... Darauf ein unverständliches Jammern. — Wie lange er wohl drüben bleiben wird?

Und da steht er auch schon, der Helfer dieser leidenden Welt, von Schwester Angela, seiner Jüngerin, begleitet.

*

Auf dem Sofa sitzt eine junge Frau, den Säugling am Arm. Ihre rotgeweinten Augen haben sich zum Schlummer geschlossen. Auch das Kind schläft nach qualvoller Nacht. Sein Gesichtchen zuckt, in den Mundwinkeln zittert das Weinen, über die Lippen pusten schwache, gebrochene Seufzer.

„Guten Morgen!“

Mutter und Kind fahren auf. Das Kleine beginnt zu wimmern.

Schwester Angela legt den Säugling auf das Bett und wickelt ihn aus den Windeln. Das Kleine stöhnt, wirft sich hin und her und wehrt sich mit den nußgroßen Fäustchen. Da umspannt die Hand des Arztes das zappelnde Vögelchen, drückt und betastet die winzigen Füße, die man vor wenigen Tagen gebrochen hat, damit sie gerade wachsen, und die jetzt im starren Gipsverband daliegen wie Holzklötze. Der Säugling schreit, wird atemlos, schnappt nach Luft und setzt von neuem ein. Sein runzliges Gesichtchen ist blutrot, als hätte man die Haut davon gezogen. Der zahnlose Mund dehnt sich, als wäre er von Kautschuk. Die Mutter fleht den Chefarzt an, die Hände faltend, ohne recht zu wissen warum. Sie möchte in die Knie sinken, möchte sich selbst zum Opfer bringen, möchte alles tun, damit das Kleine nicht leide. — „Fürchten Sie nichts! Alles ist in bester Ordnung!“ sagt der Arzt. Und die ganze Welt gleißt und flimmert im Sonnenschein ...

*

Auf dem Lager liegt eine Frau. Das Gesicht regungslos, die Lippen trocken, die Glieder schlaff. Der Atem keucht über die zusammengeballte Zunge, die am Gaumen klebt. Ab und zu heben sich die schweren Lider. Dann rollen die Augäpfel in den verglasten Schlitzen. Die Seele sitzt mit ihrer letzten Kraft im Gehör. Dort lauert sie mißtrauisch auf jeden Ton aus der Welt, der sie sachte und willenlos entschwindet.

Vor dem Lager steht ein junges Mädchen. Sie flößt der Mutter Milch ein, legt Kompressen auf den Leib, reibt ihn mit scharfriechenden Flüssigkeiten. Ihre bebenden Finger langen nach dem Fieberthermometer. Die Augen sind starr und weit aufgerissen — die Augen einer Nachtwandlerin. Weitab im Traume liegen die Fahrt im Rettungswagen hieher, das Heim, die Geschwister, die gesunde Mutter. Auf der Schwelle dieses Hauses ist das Mädchen zur Wirklichkeit erwacht. Und diese Wirklichkeit ist eine unfaßbar lange Zeit des Leides, ineinanderfließende Tage, darin sich Sonne und Nachtlampe ablösen.

Der Chefarzt tritt ein, grüßt kurz, sinkt in den Sessel, setzt sich in Positur. Schwester Angela flüstert an seiner Seite. Er nickt unaufhörlich. Dabei leckt seine Zunge mechanisch an den Unterzähnen. Und die Augen bohren sich in die Kranke. Sie suchen, grübeln, forschen. Dann hebt der Arzt die Decke vom Lager und drückt seine Finger in den bläulichen, aufgequollenen Leib. Sie versinken darin wie im Teig eines ungebackenen Brotes. Bald ist der Körper voll von kleinen Stapfen, die nicht mehr verschwinden. Der Arzt hebt die Schultern und läßt die Arme fallen. Schwester Angela neigt das Haupt in christlicher Ergebenheit. Die Kranke weiß jetzt alles. Aber sie rührt sich nicht. Es ist alles so einfach, natürlich und so gleichgültig. Nicht einmal der Mühe wert, die Augenlider zu öffnen. —

Entsetzte, fragende Blicke hängen an den Lippen des Arztes. Eine Kinderseele bangt in Todesangst, und zwei Hände halten die Hoffnung auf einer Fiebertabelle fest, darauf die Genesung glitzert wie ein Trugbild aus Wasserperlen.

*

„Guten Morgen! Wo ist unsere Kleine?“ Der Arzt lacht und schaut im Zimmer umher, als wolle er „Guck, guck — da, da“ spielen.

„Sie ist im Bad ... wird gleich kommen“ ... Die Mutter des Kindes versucht zu lachen, aber ihr Mund zuckt nur krampfhaft.

Da öffnet sich die Tür, und das kleine Mädchen hüpft herein, rosig und feucht vom Bad. Ihre Matrosenbluse hängt ihr über die Schultern. Die Füße stecken in Strohpantoffeln. Das Haar ist in einen steifen Zopf geflochten, der dem Paroxysmus des Schmerzes standhalten soll.

In einer halben Stunde wird sie auf dem Operationstisch liegen. Sie weiß es. Aber ihre Gedanken weilen daheim ... Sie fürchtet sich nicht ... ach, wovor? Und doch zittert über ihren kleinen Gedanken ein beklemmendes Etwas ... Unruhe, ängstliche Spannung. Weil doch alles um sie her so neu ist und alle Menschen hier so ernste Gesichter machen und sie eigentlich doch nicht weiß, wie's sein wird. Nach der Schilderung aller Leute ist's eine Kleinigkeit, fast lustig! Und doch ... Aber dafür ist sie dann gesund, darf turnen, schwimmen nach Herzenslust. Aber freilich, vorher ... Und der Atem stockt von neuem.

Die Mutter des Kindes spricht und schafft schrecklich viel, ohne zu wissen, was sie tut. In ihren Augen flackert die Verzweiflung. Hinter dem Rücken des Kindes macht sie dem Arzt Gebärden der Frage und Bitte. Sobald sich die Kleine umwendet, plappert sie fröhlichen Unsinn ... Schlurf, schlurf, schlurf hört man die kleinen Strohpantoffeln auf dem Gangboden. Schwester Angela folgt dem Mädchen und rühmt seinen Mut, um ihn anzufachen.

Jetzt öffnet die Nonne die Tür des Operationssaales. Das Kind bleibt mitten im Atemzug stecken. Eine eiserne Faust zerdrückt ihr das Herz und würgt ihr den Hals.

Im nächsten Augenblick liegt sie auf dem Operationstisch. Sie sieht die Haubenflügel der Nonnen schweben, die weißen Kittel der Ärzte, hört das Wasser in den Waschschüsseln plätschern, das leise Klirren der Instrumente. — Plötzlich legt sich etwas Dunkles über ihre Augen. Ein scharfer Geruch dringt in sie ein ...

Und im Zimmer drüben bangt eine Frau um das Leben ihres einzigen Kindes.

*

Nun kommt Nummer vier an die Reihe.

Der junge Mann drückt sich an die Wand, weit weg vom Tisch. Endlich nach vielem Zureden liegt er doch da. Aber im nächsten Augenblick ist er auch wieder unten. Er hat etwas vergessen ... nur einen Moment. — Er geht und kommt nicht wieder.

Bald schiebt Schwester Angela ihn mit sanfter Gewalt hinein, und der Chefarzt spricht ernste, entschiedene Worte, wie der Bergführer es tut, auf daß der Tourist sich ermanne und den Sprung über die Felswand wage, daraus die Hand des Todes ragt.

*

Alles ist beendet. Die Operierten liegen in ihren Betten, würgen an der Narkose und plappern wirres Zeug im wiedererwachenden Bewußtsein. Im Operationssaal ordnen und scheuern die Krankenschwestern.

Der Chefarzt und Schwester Angela schreiten über die Gänge an die Tür, dahinter ihr Freund, der alte Pfarrer von Droß, lebt. Der prächtige Greis, den man einst sterbend hieher gebracht hat, sitzt am offenen Fenster. Die Lebensfreude glänzt auf seinem Gesichte wie das Abendglühen auf den Felsblöcken. Er schüttelt die Hand des Arztes, streicht über Schwester Angelas weiten Ärmel. Und die beiden sehen sich an wie Vater und Mutter eines Sorgenkindes, das nach schwerer Krankheit genesen ist.

„Gesund und kräftig fühl' ich mich. Gott dank' ich's und euch, ihr Guten. Nichts fehlt mir. Nur meine Heimat, mein Dorf möcht' ich wieder haben! Es ruft mich bei Tag und Nacht.“ ...

Schwester Angela versteht ihn. Die Sehnsucht flutet in ihr auf. Ihre Finger verkrampfen sich in die Falten des Kleides, die hart und schwer sind wie Holz ...

Der Pfarrer von Droß ist entlassen. Noch einmal wandelt er durch das Gärtchen, das voll Jasminduft ist. Er grüßt die Nonnen, die gleich Schatten unter weißen Fittichen durch die Bogengänge huschen. Man geleitet ihn an das Gartengitter und kehrt in das Gefüge zurück, das eine Lücke aufweist, die vielleicht schon im nächsten Augenblick durch einen neuen Fall wird ausgefüllt werden. —

Schwester Angela ist mit dem Greis gegangen, auf daß er in fürsorglicher Obhut reise. Die Mutter Oberin hat es gewährt, weil der Herr Pfarrer versprochen, er werde die Schwestern zu St. Marien in sein Gebet einschließen.

Da sitzen sie nun im Coupé, der greise Mann mit dem lachenden Gesicht und die junge Nonne mit den ernsten Zügen, und fahren durch das Land; am winzigen Schicksal der Bauernhütte vorbei, die Felder entlang, darauf Arbeit und Lohn reifen, hinaus in die Berge, die mit grünen Mützen in den Himmel ragen.

Im Pfarrhaus lacht und weint der Alte vor Wiedersehensfreude. Mit hausväterlicher Geschäftigkeit öffnet er die Fenster, damit der Harzduft hereindringe, braut Kaffee in der Maschine, die drüben neben dem Muttergottesaltar steht. Und plötzlich schließt er die Augen und knickt zusammen. Er ist doch nicht so stark, als er geglaubt hat. Wie ein Kind läßt er sich von Schwester Angela zur Ruhe bringen.

Tags darauf schreitet die Nonne wieder dem Bahnhof zu. Morgen ist sie wieder daheim in dem stillen Haus, bei den Schwestern und Kranken. Gott sei Dank! Vor dem Bilde der Himmelsmutter ist Friede. Sie will nun nicht mehr an ihre Heimat denken ... Gott wird ihr Kraft verleihen. Noch aufopfernder wird sie sein, an Christus und seine Leiden denken ...

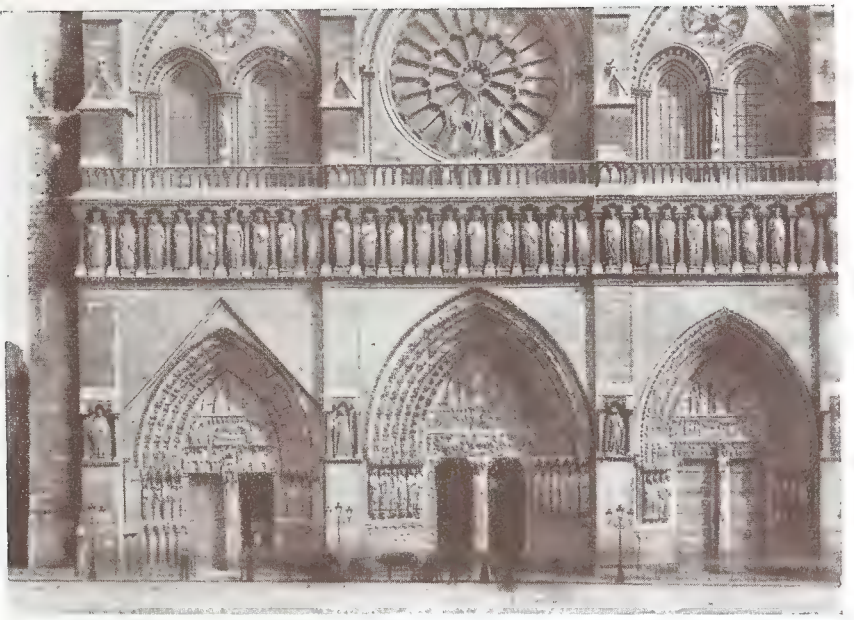
Da steht sie mitten im Walde. Ein Jubeln und Flattern im Blätterdach. An den Baumstämmen tanzen und laufen die Sonnenkringeln. Goldene Kugeln rollen auf dem Moosboden. Über den Erikabüschen flammt es. Schwer und träge orgelt eine Hummel durch die Stille. Und ein Vogel schaukelt auf dem Zweig, der mit seinem Blätterbüschel mitschwingt wie eine segnende Hand.

Auf der Lichtung setzt sie sich auf einen Baumstumpf. Ganz allein ist sie. Kein Laut ringsum. Nur das gedämpfte Glockengebimmel der Kühe und ab und zu der schrille Grashalmpfiff einer Grille. Das Tal liegt in der satten Färbung des Sommermittags. Wärme und Traum umfangen die Müde.

Da öffnet sich plötzlich ein unsichtbares Tor vor ihr, und von den Sonnenstrahlen umglänzt steht ihr Heimatdorf vor ihr, das aus dem Grün schimmert wie eine Blume im Blätterkelch. Und auf den Sonnenstrahlen schwebt die Himmelsmutter nieder, von flimmernden Gold- und Silberwolken umwallt, die allumfassenden Arme wie weiche schimmernde Fittiche nach der Schwester Angela ausgebreitet, die selig lächelnd die Augen schließt.

Schwester Angela fährt mit einemmal auf und sieht, daß da unten ihr Weg läuft. Sie zuckt zusammen; es wird ihr heiß. Sie erhebt sich rasch und wandert eilig dahin durch den Fichtenwald, der hochgewölbt und düster dasteht wie ein Kirchenschiff.

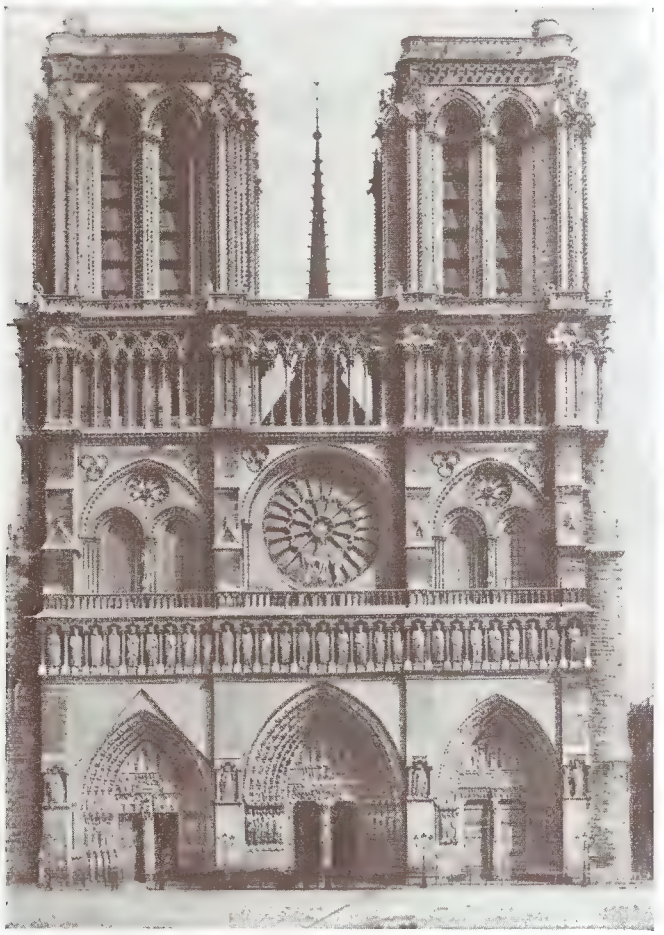
Und am andern Tage schreitet Schwester Angela wieder wie immer durch den kühlen Kreuzgang von St. Marien.



Hauptportal der Notre-Dame-Kathedrale in Paris

Pariſer Kirchen / Von G. Venzmer

Unter den mannigfaltigen Sehenswürdigkeiten, die Paris dem fremden Beſucher beſchert, ſtehen mit an erſter Stelle die prachtvollen älteren und jüngeren Gotteshäuſer, an denen die Metropole an der Seine ſo reich iſt. Allen voran die weltbekannte Notre-Dame-Kathedrale, deren Name nicht nur durch Victor Hugos Roman „Der Glöckner von Notre-Dame" allgemein bekannt geworden iſt,



Notre-Dame zu Paris

ſondern die wir auch als die Kirche kennen, in der ſich Napoleon am 2. Dezember 1804 vom Papſte Pius VII. feierlich zum Kaiſer der Franzoſen ſalben ließ. Schon im 12. Jahrhundert wurde mit dem Bau des Heiligtums auf der Cité-Inſel, dem älteſten Teile von Paris, begonnen. Faſt unverändert hat es ſeine Geſtalt bis auf den heutigen Tag bewahrt, und der Eindruck, den das Bild des ehrwürdigen alten Gotteshauſes im Gemüt des Beſchauers hinterläßt, iſt ein ſo erhabener und bewegender, wie ihn nur wenige Kultſtätten auf der Welt ausüben. Imponierende Majeſtät, wuchtige Kraft ſpricht bei aller Beſchwingtheit der gotiſchen Ornamentik aus der herrlichen Faſſade. Welcher Adel der Form, von welch ſtolzer Ruhe das Geſamtbild mit der ſtarken Betonung der wagerechten Gliederung!

Scheint bei hochgotiſchen Domen, wie dem Kölner, der ganze Bau in ein einziges Syſtem vertikal aufſtrebender Formen auf-

Die Kirche Sainte Chapelle

gelöſt, ſo bieten an dieſem Wunderwerk früher Gotik wagerechte Bilderreihen und Säulengalerien dem Blick willkommene Ruhepunkte, an denen das Auge die grandioſe Ordnung des Ganzen überſchaut. Sinnverwirrend iſt der Reichtum der Skulpturen über den Portalen. Ganz allmählich nur beginnt ſich die Fülle der Kunſtwerke dem Blick zu erſchließen; und dann fühlt der Beſchauer mit tiefer Rührung die bezaubernde Einfalt des Herzens, die

aus den bald von sittlichem Ernst, bald von unverkennbarer Laune getragenen Steinbildern spricht.

Unvergeßliche Eindrücke bringt auch ein Rundgang um die Turmgalerie des alten Gotteshauses. Endlos scheint die Zahl der abgewetzten Steinstufen, bis schließlich heller und heller werdender Lichtschein das Ende der engen Wendeltreppe kündet. Noch keuchend von der ungewohnten Anstrengung, findet sich der Wanderer hoch über dem Dächermeer von Paris urplötzlich in einer seltsamen Versammlung von Ungeheuern, die die Hölle selbst ausgespien zu haben scheint. Fabelwesen, halb Hund, halb Teufel, blicken mit in die Hände gestütztem Haupt von der Brüstung herab, Chimären und Phorzyden geben Kunde von dem Geiste jener Zeit, die nicht nur das Erhabene, sondern auch die höllischen Regungen der menschlichen Seele darstellte.

Oberkirche der Sainte Chapelle

Unweit der Notre-Dame-Kathedrale birgt die Cité-Insel inmitten des heutigen Justizpalastes, der ehemaligen Königsburg, ein anderes, ungleich zarteres Kleinod der Gotik: die Schloßkirche Ludwigs des Heiligen, die „Sainte Chapelle". Mit leisem Schauer betritt man das untere kryptenartige Gewölbe, und eine Weile dauert es, bis sich der Blick an das Dunkel gewöhnt. Fülle der Farben überall, in den Fenstern, an den Säulen, in den Wölbungen der Decke. Aber es liegt etwas Lastendes über dem niedrigen Raum, und wüßte man es nicht, man spürte es auch so: es gibt noch etwas über diesen bunten, in sattem Blau, Rot und Gold prangenden Kreuzbogen, die dicht an dicht die Embleme des königlichen Wappens tragen. Hinauf die schmale Wendeltreppe, in der sich kaum zwei Menschen begegnen können: da findet das Rätsel seine Lösung. Mit jeder Kehre verstärkt sich der Schimmer des Lichtes, und plötzlich öffnet sich der Gang zur hohen einschiffigen Halle der Oberkirche. Nichts Irdisches hat dieser Raum mehr an sich. Sinnbetörendes Gewoge farbigen Lichtes flutet durch die Wände, die in ein einziges System

Eine der berühmten Apostelfiguren der Sainte Chapelle

Die Unterkirche der Sainte Chapelle

wundervoller polychromer Fenster aufgelöst sind. Zwischen dem wogenden Lichterspiel dieser edlen Glasgemälde scheinen die schmalen Bündelpfeiler mit den Apostelgestalten völlig zu verschwinden, scheint ihnen nur noch die Bedeutung von Fensterrahmen zuzukommen. Und doch: wie überirdisch schön sind diese Apostelfiguren! Mit dem schlichten Adel der Linienführung, mit der nie wieder erreichten, ergreifenden Verinnerlichung des Ausdruckes zählen sie zum Erhabensten, das die Kunst des Mittelalters hervorgebracht hat.

Wieviel anders als diese beiden weltbekannten Schöpfungen der frühen und späten Gotik die berühmte Madeleine-Kirche, die als stolzes Gegenstück zum Palais Bourbon den weiten Raum des Konkordienplatzes überblickt! In wundervoller Geschlossenheit liegt dieser korinthische Säulentempel da, den Napoleon als Ruhmeshalle erbaute, und dem Beschauer, der eben noch bewundernd vor dem wogenden Reichtum gotischen Zierwerkes stand, kommt nun um so eindringlicher der wesenhafte Unterschied zwischen gotischem und antikem Weltgefühl zum Bewußtsein: dort das unaufhaltsame Emporstreben, die Bewegung, das Werden; hier das in sich Geschlossene, die Ruhe, das Fertige ... Majestätisch ist der Eindruck der schlichten Säulenhalle, über der sich im Giebelfelde ein Hochrelief des Jüngsten Gerichtes wölbt. Und dem nachsinnenden Verstande will es wohl verwunderlich erscheinen, wie sich auf zwei so entgegengesetzten Wegen, wie bei der gotischen und der antiken Bauform, jedesmal künstlerische Vollendung erreichen ließ.

Sacré Coeur auf dem Montmartre

Schreitet man über den Eintrachtsplatz, auf dem während der Französischen Revolution die Guillotine ihr blutiges Werk übte, auf das jenseitige Ufer der Seine und wandert flußaufwärts am Strome entlang, so findet man sich gar bald einem weitläufigen Gebäudekomplex gegenüber, über den die prächtige goldene Kuppel eines prunkenden Gotteshauses blickt. Es ist das „Zeughaus" von Paris, das Invalidenhotel mit dem Invalidendom, der im 17. Jahrhundert für die feierlichen Gottesdienste errichtet wurde, denen der König als Schutzherr der Invaliden beiwohnte. Heute kennt jedes Kind den Invalidendom als Grabstätte Napoleons, dessen sterbliche Überreste im Jahre 1840 von St. Helena hierher überführt wurden. Mystisches Dämmerlicht liegt über dem hohen Raum; durch blaue und gelbe Fenster fällt magischer Schein auf die offene, kreisrunde Gruft, die unter der Kuppel in den Boden eingelassen ist. Inmitten eines Mosaik-Lorbeerkranzes, der die Namen der bekanntesten napoleonischen Schlachtenorte verewigt, ruhen hier in einem mächtigen Porphyrsarkophage die Gebeine des Kaisers, dessen letzter Wunsch es war, „an den Ufern der Seine inmitten des französischen Volkes begraben zu werden".

Unter der Zahl bekannter Pariser Gotteshäuser verdient schließlich noch eine Kirche Erwähnung, die zwar den vorher Erwähnten an künstlerischem Werte nicht gleichkommt, die aber schon durch ihre natürliche Lage zu einem Wahrzeichen von Paris geworden ist: die Église Sacré Coeur — Herz-Jesu-Kirche. Weithin sichtbar ragt der erst um die Jahrhundertwende fertiggestellte mächtige Kuppelbau auf der Höhe des Montmartre inmitten eines Gewirrs alter Gassen und Plätze, in denen sich ein Stück des Paris von ehedem erhalten hat. Schöner vielleicht noch als das bombastische Bauwerk in seinem seltsamen byzantinisch-romanischen Stilgemisch ist der Blick, den man von der Plattform der Kuppel über Paris genießt. Gedämpft nur dringt aus der Tiefe das Rauschen und Brausen der Millionenstadt. Ragende Türme und leuchtende Kuppeln unterbrechen das schier endlose Dächermeer, und dort, wo das von weiß schimmernden Brücken überquerte, glitzernde Band der Seine das Häusergewirr zerteilt, ragen zwei Bauwerke empor, ohne die das Bild von Paris nicht vorstellbar scheint: zur Linken die beiden ehrwürdigen Stumpftürme von Notre-Dame, zur Rechten die 300 Meter emporstrebende Nadel des Eiffelturms.

Dies und Das

1488 rückten die Untertanen der ehemaligen souveränen Abtei Engelberg in der Schweiz vor das Kloster, um die Mönche zu töten, wurden aber von denselben zurückgeschlagen und zur Auslieferung der Rädelsführer gezwungen. An Händen und Füßen gebunden, wurden diese zu dem Fürstabt Ulrich Stadtler gebracht, damit er das über sie verhängte Todesurteil kraft seines Rechtes über Leben und Tod bestätige. Der Fürstabt wendete sich gegen ein in der Nähe befindliches Kruzifix und sprach: „Ich wäre ein schlechter Knecht des Herrn, dem ich diene, und der mir täglich Vergebung angedeihen läßt, wenn ich nicht zu verzeihen gelernt hätte. Man binde sie los und lasse sie friedlich nach Hause gehen!" Diese Milde führte die Bauern schnell zur Pflicht zurück.

Als der Kardinal du Perron in Paris war, wohnte er im Kirchensprengel von St. Paul und ließ dessen Pfarrer auffordern, zu ihm zu kommen. Da dies nicht gleich geschah, schickte er wieder zu ihm und ließ ihm sagen, er möge sein unschickliches Benehmen einstellen und sofort kommen. Da sagte der Pfarrer kaltblütig zu dem Boten: „Sagen Sie nur Seiner Eminenz, er sei Pfarrer zu Rom; ich bin es zu Paris; er befindet sich in meinem Sprengel, ich aber nicht in dem seinigen." Als der Kardinal diese Antwort hörte, rief er aus: „Er hat recht! Ich bin sein Eingepfarrter und hätte zu ihm gehen müssen." Er ging sofort und umarmte den Pfarrer, der ihm auf der Treppe entgegenkam, allen Groll vergessend.

Im Zauberbann der Todesstrahlen

Zukunfts-Roman von Otfrid v. Hanstein

Fortsetzung

Ich sitze oben auf dem Hügel. Hier ist sogar ein kleiner Aussichtspavillon errichtet, und bis hierher geht auch die Kettenbahn. Zu meinen Füßen liegt Desert City. Es ist auch anders geworden in diesem Jahre; es fängt wirklich an, eine kleine Stadt zu werden. Es sind mehrere Straßen mit richtigen Häusern entstanden. Natürlich sind auch diese Häuser anders wie die Häuser in anderen Ländern. Sie sind in großen Platten fertig über das Meer gekommen; sie bestehen aus Metall und haben innen eine Kühlschicht; darum ist es angenehm in diesen Häusern zu wohnen. Es ist das Patent eines amerikanischen Erfinders, der mit ihm verlacht wurde und das der Onkel aufgekauft hat. Jetzt wohnen wir in solchen Häusern. Ich habe eines mit Mister Hollborn zusammen, und wir haben darin unsere Büros.

Etwas weiter talab steht die große Luftschiffhalle für die Zeppeline. Sie ist aus ähnlichem Material gebaut. Daneben ist der große Flugplatz. Es sind doch immerhin im ganzen jetzt fünfhundert Weiße, darunter etwa dreihundert Deutsche, die schon hier wohnen.

Desert City beginnt auszusehen wie der Mittelpunkt eines Spinnennetzes. Das kann man allerdings nur mit einem guten Fernglas sehen. Es gehen nach allen Richtungen Schienengleise, schmalspurige Feldbahnschienen. Vorläufig haben sie alle genau eine Länge von hundert Kilometer, und wieder ein anderes Schienennetz führt im Kreis außen herum und verbindet sie alle. Wir denken, wir werden diese erste Farm, diesen ersten Kreis in einigen Monaten in Betrieb nehmen. Zur Zeit bauen die Ingenieure vier große Türme aus Beton, genau in gleichmäßigen Abständen über den Kreis verteilt, und mächtige Rohre werden von unserer Zentrale zu diesen Türmen verlegt.

— — — — — — — — — —

Es wird langsam Abend. Ich sehe hinunter auf die hellerleuchtete, langsam erblühende Stadt. Übrigens eine merkwürdige Stadt, in der es keine Frauen, sondern nur fleißig arbeitende Männer gibt. Wenigstens keine Frauen von Europäern.

Ich denke unwillkürlich an den Abend, an dem ich mit meinem Onkel hier oben stand und an dem die Empörung unter den Goldgräbern ausbrach. Wir waren damals mit dem Auto bergab gerast, aber als wir unten ankamen, war eigentlich schon alles vorüber. Die leichten Zelte waren schnell niedergebrannt — die Goldgräber sämtlich verschwunden. Als wir den Schutt hinwegräumten, fanden wir mehrere Tote, darunter den Wirt der Spielhölle und leider den alten Jim.

Die anderen waren auf und davon und blieben verschwunden. Es ist immerhin schwer, zweihundert Menschen in einem so gewaltigen Gebiet zu finden. Der Onkel zuckte die Achseln.

„Mich trifft keine Schuld, wenn sie zugrunde gehen. Sie werden irgendwo versuchen, auf eigene Faust nach Gold zu graben; für uns war es ein verfehlter Versuch, hier Kanäle zu graben. Menschenarbeit ist zwecklos."

Auch die Quellensucher sind schon seit einem halben Jahre in ihre Heimat zurückgekehrt. Immerhin, sie haben manches gefunden, und wir haben zwanzig sehr ausgiebige Brunnen in den Boden gesprengt. Diese Brunnen sind vorläufig gewissermaßen Oasen auf den Straßen durch unser Gebiet.

— — — — — — — — — —

Mein Onkel ist mit dem Oberingenieur Morawetz am Mount Russel. Sie wollen nicht nur einen neuen Vorrat Uranpechblende holen, aus der wir jetzt in dem eigenen chemischen Laboratorium in unserer Zentrale selbst das Radium gewinnen, sondern sie wollen auch anderes beraten.

In der letzten Zeit war einige Male der Häuptling Mormora bei meinem Onkel. Das sind jedesmal ganz merkwürdige Besuche. Der Häuptling pflegt im vollen Kriegsschmuck zu erscheinen, hat jedesmal ein paar junge Krieger bei sich und immer den Tena Ingiet, den Zauberkünstler, in außerordentlich phantastischer Kleidung.

Er schickt immer die jungen Krieger voraus, dann geht ihm der Onkel ebenso feierlich entgegen und führt ihn selbst in die alte Höhle, in der der Oheim noch immer wohnt.

Ich weiß sehr wohl, daß viele von den Europäern sich darüber wundern, wie freundschaftlich der Chef mit dem Häuptling der Wilden verkehrt. Mormora wohnt mit seinem Stamm noch immer in den Wäldern und Büschen um den Mount Russel. Er bewacht gewissermaßen das alte Bergwerk. Er ist sicher ein guter Wächter, denn für ihn ist dieses Bergwerk ein Wohnsitz der alten Götter, und das kostbare Radium hat für ihn gar keinen Wert.

In den letzten Wochen war er öfter da. Er hat weiße Männer beobachtet, die in der Gegend des Berges herumschnüffelten. Wahrscheinlich waren es einige von den Goldgräbern, die noch immer in der Gegend herumschwärmen.

Wir haben sogar einmal einen Toten im Bergwerk gefunden. Die Strahlen haben ihn getötet — der Häuptling sagt, der Gott des Berges hätte ihn gerichtet.

Immerhin gilt es, Vorsicht zu üben. Es sind jetzt zuviel Menschen hier, und wir wollen die Wirkung der Rindell-Matthews-Strahlen, die später einmal unser ganzes Gebiet vor Feinden beschützen sollen, erproben.

Von unserer Zentrale aus ist eine mächtige Starkstromleitung bis zum Berge gelegt worden. Oberingenieur Morawetz soll jetzt die Apparate einbauen.

Ich weiß nicht, warum ich solche Abneigung gegen Morawetz habe. Er ist sicher der tüchtigste von allen, und der Onkel zeichnet ihn aus. Er hat ihn ja auch zum Oberingenieur gemacht; aber ich mag ihn nicht, er hat keine offenen Augen und hat immer ein spöttisches Lächeln um seinen Mund, auch wenn er mit dem Onkel spricht.

Ich habe das einmal Mister Hollborn gesagt. Ich habe den alten, braven Hollborn recht gern, aber er hat nur gelacht und geantwortet:

„Sind Sie eifersüchtig auf Morawetz?"

Das hat mich geärgert, und ich habe seitdem geschwiegen. Auch dem Onkel gegenüber. Es wäre mir sehr unangenehm, wenn vielleicht auch der Onkel glaubte, ich sei eifersüchtig.

Es sind noch ein paar unter den Ingenieuren, die mir nicht gefallen, und das sind gerade die besten und tüchtigsten.

Bin ich wirklich auf sie eifersüchtig? Es sind Stobitzer, Helding und Kurzmüller. Gerade diese drei haben Hervorragendes geleistet; aber an den Sonntagen sitzen sie immer zusammen, verspielen ihr ganzes hohes Gehalt, schimpfen dabei auf das Werk und machen sich lustig über des Onkels Pläne. Natürlich nicht öffentlich. Wir haben in Desert City jetzt auch eine Kneipe. Sie ist eigentlich nur für die Flugzeugführer bestimmt und hat daneben eine Schenke für die Kameltreiber und für die Mahaute der Elefanten.

Für die eigentlichen Beamten ist ein großes Kasino gebaut, das auch Gastzimmer enthält. Unsere beiden früheren Diener haben diese beiden Häuser bekommen. Der eine führt das Kasino, der andere die Herberge und Kneipe, in der natürlich auch gespielt wird.

Dieser Wirt ist derselbe Diener, der mich damals zuerst empfing, und redet mich manchmal an. Von ihm weiß ich, daß Morawetz, Stobitzer, Helding und manchmal auch Kurzmüller oft den ganzen Sonntag über sogar in der Stube der Kameltreiber sitzen und Karten spielen. Ich finde das unwürdig. Ich bin nicht der einzige. Ich habe auch gesehen, daß die anderen Ingenieure sich von ihnen zurückziehen. Schade, daß sie gerade die tüchtigsten sind.

* * *

Andere Tagebuchblätter.

Es ist wieder ein halbes Jahr vergangen. Gleichförmige Tage und doch langsamer Fortschritt.

Ich habe bisweilen Angst um den Onkel. Er sitzt den ganzen Tag über seinen Plänen, gönnt sich nur wenige Stunden der Ruhe, und während der kühlen Nachtzeit sind wir oft zusammen unterwegs.

Heute war ein interessanter Tag. Oberingenieur Morawetz hat die Starkstromanlage am Mount Russel vollendet. Wir sind alle dort versammelt gewesen. Eine richtige Landpartie — der ganze Betrieb hat gefeiert. Auch Mormora, der Häuptling, ist mit seinem ganzen Stamme geladen.

Es ist eigentlich sehr wenig zu sehen. In den spitzen Schornsteinkegel des Glasberges ist eine künstliche Höhle hineingesprengt worden. Sie liegt über dem Eingang zum Bergwerk und der alten Aztekenhöhle. Wir haben sie so genannt, obgleich wir genau wissen, daß es keine Azteken waren, die sie einmal gebaut haben; aber wir wissen ja nicht, was das für Menschen waren, und die Skulpturen, die sie uns hinterließen, haben Ähnlichkeit mit den Bildwerken der Azteken. In dieser neugeschaffenen Höhle hat Morawetz mit Helding zusammen die großen Maschinen aufgestellt, die von dem Starkstrom aus unserer Zentrale gespeist werden und die die Rindell-Matthews-Strahlen erzeugen sollen.

Wir sind alle unten in dem Garten versammelt, der noch heute ebenso paradiesisch blüht und grünt wie damals, als ich ihn zum erstenmal sah.

Morawetz ist drin bei seiner Maschine. Ein gellender Pfiff ertönt: das Zeichen, daß er die Strahlen eingeschaltet hat.

Wir haben eine ganze Anzahl kleiner Luftschiffmodelle gebaut.

Wir haben auch hier draußen eine Maschine aufgestellt, die ebenfalls vorübergehend mit dem Starkstromnetz verbunden ist und mit der wir diese kleinen Luftschiffmodelle, die natürlich unbemannt sind, zu lenken vermögen. Es ist dies dieselbe Erfindung, die bereits vor vielen Jahren der deutsche Erfinder Wirth lange vor dem Weltkriege auf dem Wannsee bei Berlin probierte.

Während des Krieges ist sie allerdings ganz anders ausgebaut worden. Sie besteht ganz einfach darin, daß in dem Flugzeug eine Empfangsstation eingebaut ist, die in ihrer Wellenlänge genau mit dem Sender unten auf der Erde abgestimmt ist und die ihrerseits jede gesendete Steuerbewegung durch ein sorgfältig ausgearbeitetes Relais überträgt, das wieder seinerseits die selbsttätigen Steuerungen, die unter Zuhilfenahme von Kreiseln stabilisiert sind, auslöst.

Natürlich sind auch diese kleinen Flugzeugmodelle recht kostspielige Dinger, aber darauf kommt es bei uns ja nicht an.

— — — — — — — — — —

Vom Berge her tönt ein gleichmäßiges, lautes Summen. Es ist das Warnungszeichen, das allen Einwohnern unserer Kolonie bekanntgegeben ist, auch unseren Indianern. Es wird auch überall in der Umgebung des Berges durch große Tafeln darauf hingewiesen: „Wenn das Summen vom Berge her ertönt, ist jede Annäherung lebensgefährlich!"

Vorläufig sind alle enttäuscht, die Wilden am meisten. Da sehen wir den Hund des Oberingenieurs Morawetz. Er ist unten bei uns, sucht wohl plötzlich seinen Herrn, springt, ohne daß wir ihn zurückrufen können, den Weg zum Bergwerk empor — plötzlich scheint der ganze Hund von einem Gewirr aufzuckender kleiner Blitze umgeben, ist in Flammen gehüllt und verbrennt in wenigen Sekunden. Das arme Tier tut uns leid, aber erschrocken und andererseits begeistert stehen wir vor dem Erfolg unserer Maschine.

Die Versuchsflugzeuge werden losgelassen. Einige ganz tief, dicht über dem Buschwerk, andere höher, wieder andere ganz hoch über dem Berge. Zwanzig solcher kleinen Modelle werden gleichzeitig von allen Seiten und in den verschiedensten Höhen auf den Berg zugelenkt. Genau zu derselben Zeit flammen alle diese zwanzig Modelle auf, verbrennen in Sekunden; es ist, als ob eine unsichtbare, höllische Mauer den Berg umgäbe.

Der Onkel lacht.

„Ich denke, unser Radium ist in Sicherheit."

Die Wilden zittern in Todesangst, der Häuptling wagt es kaum, dem Onkel die Hand zu reichen. Wie jetzt das Summen verstummt und Morawetz unverletzt von dem Berge herabsteigt, fliehen die Indianer vor ihm, als sei er ein Teufel.

— — — — — — — — — —

In der Nacht haben wir vier, der Onkel, Morawetz, Hollborn und ich, das Letzte vollendet: die vollständig verborgene Leitung, die von der Maschine im Berge bis zu der kleinen Grotte geht, in der der Sodasprudel entspringt. Wir haben diese Leitung mit einem Schalter versehen, dessen Lage nur uns vieren bekannt ist. Jetzt können wir die Maschine von draußen einstellen und wissen, sobald das Summen ertönt, daß der Berg geschützt ist. Der Wächter des Funkturmes, der sich ganz in der Nähe des Berges befindet, hört das Summen auch und kann uns sofort benachrichtigen, wenn die Maschine etwa die Arbeit einstellt.

Aber wir kennen unsere zuverlässigen Maschinen; es ist vollständig genügend, wenn alle vierzehn Tage einmal nachgesehen wird.

An diesem Abend hat mein Onkel dem Oberingenieur Morawetz etwas in die Hand gedrückt. Es war sicher eine sehr große Summe; denn der Onkel ist freigebig, aber ich habe mich in dieser Nacht wieder geärgert.

Morawetz hat bis zum frühen Morgen in der Kameltreiberschenke gesessen und gespielt. Nicht nur mit den drei anderen Ingenieuren, die seine Freunde sind, sondern noch ein paar Kerlen mit ganz verbotenen Gesichtern. Ich möchte darauf wetten, daß es zwei von den entlaufenen Goldgräbern sind.

Der Zufall wollte, daß ich in der Nacht noch einen Auftrag meines Onkels an einen Mahaut auszurichten hatte, sonst betrete ich niemals diese Schenke.

Die Gesellschaft war so betrunken und so in ihr Spiel vertieft, daß sie mich gar nicht bemerkte. Die beiden

Frühling in den Bergen

Phot. Alb. Steiner

Männer, die ich für Goldgräber hielt, mußten immerhin etwas gefunden haben, denn sie hatten kleine Säckchen vor sich, aus denen sie Goldkörner auf den Tisch schütteten. Aber ich sah die hinterlistigen Blicke und das schadenfrohe Lächeln um ihren Mund, während sie die Karten mischten.

Was ging es mich an, wenn die drei so dumm waren, ihr Geld zu verspielen — aber ein Jammer war es doch — an solche Halunken!

Als ich die Schenke verlassen, bin ich noch schnell mit einem Flugzeug nach Allisterstadt an der Cambridgebai gefahren. Sie hat sich vortrefflich entwickelt, ist viel größer als Desert City. Natürlich, hier wohnen jetzt nicht wie damals zweihundert, sondern über tausend Chinesen; hier sind die Büros der Frachtschiffgesellschaft. Wir lassen gern die Fremden hier am Strande wohnen, wir wollen niemand im Innern, ehe wir weiter sind.

Hier herrscht Mister Allister gewissermaßen als König.

— — — — — — — — — —

Es ist Sonnenaufgang, als mein Flugzeug wieder in Desert City landet. Es ist Sonntag; wir hatten das Einweihungsfest am Mount Russel mit Absicht auf den Sonnabend gelegt. Wie ich vom Flugzeughafen heimgehe, sehe ich zwei Menschen vor mir hertorkeln. Pfui Teufel, es sind Morawetz und Stobitzer. Morawetz ist wütend und schimpft vor sich hin.

„Das ganze Geld ist zum Deubel. Der Alte war nicht knickerig. Hunderttausend Mark in einer Nacht. Wäre besser gewesen, ich wäre sofort mit dem nächsten Flugzeug nach Europa gefahren. Ich bin ein elender Kerl, ein erbärmlicher Lump."

Mir ekelt vor ihm. Er hat in seinem Rausch einen moralischen Katzenjammer, aber Stobitzer tröstet ihn, gleichfalls lallend:

„Unsinn — du brauchst dir doch keine Gedanken zu machen."

„Warum ich nicht?"

„Du sitzt doch an der Quelle."

„Was soll das heißen?"

„Brauchst bloß den Strom abzustellen, weißt ja, wie man es macht — gar kein schlechter Gedanke — was schadet's dem Alten, ob da ein paar Pfund mehr oder weniger liegen?"

Morawetz packt ihn im plötzlich aufsteigenden Zorn am Kragen.

„Willst du mich verleiten, ein Dieb zu werden?"

Stobitzer schüttelt ihn ab.

„Quatsch, wir sind beide betrunken."

Ich halte mich mit Absicht ein wenig zurück.

Es ist jedenfalls besser, wenn sie mich jetzt nicht sehen. Sie brauchen nicht zu wissen, daß ich sie belauscht habe, obgleich es sehr wahrscheinlich ist, daß sie morgen alles vergessen haben.

— — — — — — — — — —

Ich bin wieder in meiner Wohnung, in diesem hübschen Haus, das ich mit Hollborn zusammen bewohne. Es hat sogar europäische Möbel. Der Juniorchef von Neuaustralien lebt wie ein Fürst.

Mein guter Onkel Heinrich, wie bin ich dir dankbar! Wenn dein großer Plan doch gelänge!

Ich erschrecke, ich denke wieder an die beiden. Soll ich mit Hollborn darüber reden? Er lacht mich nur aus und sagt, daß die beiden betrunken waren. Soll ich es meinem Onkel sagen? Ich finde es so elend, andere zu verklagen. Ich will lieber selbst offene Augen haben und die beiden beobachten.

* * *

Das dritte Tagebuchblatt.

Mein Onkel hat wieder mal einen großen Tag. Er ist auch für mich ein Jubiläum. Es sind jetzt fast zwei Jahre her, daß ich hier bin. Heut soll die erste Probe gemacht werden; das Spinnennetz von Schienen ist vollendet. Jetzt stehen bereits auf allen diesen Schienen die mächtigen landwirtschaftlichen Maschinen. Große, baggerartige Dinger mit vertikal um eine Achse sich drehenden Armen, die Schaufeln aus Stahl mit ganz scharfen Rändern tragen. Sie sind dazu bestimmt, zuerst den Boden aufzureißen. Hinter ihnen andere, die dann die Schollen zerkleinern und nochmals umwerfen. Hinter diesen stehen Eggen und endlich zum Schluß Sämaschinen.

Auf all den vielen Schienensträngen, die sich von der Mitte des Spinnennetzes aus nach allen Seiten ausbreiten, stehen genau in der Mitte die Apparate.

Im Mittelpunkt ist eine Plattform. Auf dieser Plattform ein Tisch und auf diesem im kleinen dasselbe Spinnennetz noch einmal wiederholt. Hier ist eine große Anzahl elektrischer Knöpfe, und hier steht der Onkel, umgeben von seinen zwölf Ingenieuren, Hollborn, Allister, mir und meinen beiden Freunden.

Heut soll dieser Kreis, dessen Durchmesser zweihundert Kilometer beträgt, zum ersten Male bestellt werden. Die Gesichter sind gespannt, die der meisten Ingenieure ein wenig spöttisch.

In der Luft ist ein Surren. Wir haben zum ersten Male Gäste, sogar Gäste aus Canberra. Der Onkel hat einen großen Zeppelin hinübergeschickt, und Lord Albernoon, der uns seit dem Vertragsabschlusse nicht mehr besucht hat, kommt selbst.

Das Flugzeug geht zur Erde, und kurz darauf fahren die Ehrengäste im Auto an unserer Plattform vor.

„Ich wollte Euer Lordschaft nicht erst warten lassen, wir werden sofort beginnen."

Der Lord sieht sich um und wirft Mister Spencer, seinem Sekretär, einige spöttisch lächelnde Blicke zu.

„Darf ich fragen, was hier geschehen soll?"

„Wir werden aus diesem Kreis, dessen Durchmesser zweihundert Kilometer beträgt, zunächst ein Maisfeld machen."

„So!"

„Wir werden deswegen zunächst den Boden automatisch bearbeiten und dann besäen."

Der Lord kann seinen Spott kaum verbergen.

„Und Sie glauben, verehrter Herr Zauberkünstler, daß hier etwas wächst?"

„Selbstverständlich. Dieser seit Jahrtausenden ausgeruhte, zermürbte Boden ist trefflicher Humus."

„Ganz gewiß; aber ich habe mir erzählen lassen, daß jeder Boden zunächst genügend bewässert werden muß, ehe auf ihm etwas gedeihen kann."

„Da haben Sie natürlich vollkommen recht."

„Sie wollen also hier — vielleicht mit Gießkannen etwas sprengen."

Der Spott war jetzt ganz offensichtlich; aber während ich mich ärgere und die anderen Ingenieure, die ja meist auch nicht recht an einen Erfolg glauben, peinlich berührte Gesichter machen, antwortet der Onkel ganz ruhig:

„Ich werde natürlich zuerst regnen lassen. Ich werde es machen wie in den Tropen. Ich werde an jedem Tag genau zu derselben Zeit zwei Stunden regnen lassen, das wird vorläufig genügen."

Lord Albernoon ist ernst geworden und sieht den Onkel prüfend an.

Ich merke, daß er jetzt vollständig überzeugt ist, einen Irren vor sich zu haben.

„Sie wollen?“

„Regnen lassen. Natürlich, das ist doch bei dem heutigen Stande der Wissenschaft gar nicht zu schwer. Gestatten Euer Lordschaft, daß wir beginnen.“

Der Lord läßt sich gewichtig in den bereitstehenden Klubsessel fallen.

„Da bin ich begierig.“

„Wollen Sie die Güte haben, mit diesem guten Fernglas jene Türme zu beobachten.“

Es sind in gleichen Abständen vier mächtige, viereckige Türme errichtet. Sie sehen fast auch aus wie Glashausberge, ähneln aber auch großen Fördertürmen bei Bergwerken.

„Ich schalte jetzt ein.“

Der Onkel drückt auf einen Knopf. Allerdings ist längere Zeit durchaus nichts zu bemerken; dann sagt der Onkel:

„Nicht wahr, wenn Sie jetzt die Türme betrachten: Es bildet sich über ihnen bereits eine kleine Nebelschicht, und Sie werden in der glühenden Sonne, die jetzt auf den Türmen liegt, ganz gut das Vibrieren der Luft erkennen.“

Aller Augen richten sich auf die Türme. Sie sind jetzt alle vier mit einer ganz kleinen weißen Wolke gekrönt, aber von Minute zu Minute wird diese Wolke größer, beginnt sich dunkel zu färben, breitet sich nach allen Seiten aus. Große Fetzen dieser jetzt bereits schwarzen Regenwolke werden über den Platz getrieben, aber seltsamerweise nicht nach der gleichen Seite, sondern nach der Mitte zu, gewissermaßen genau über den Kreis verteilt, über den unser Schienennetz gespannt ist, so aber, daß die vier Türme selbst immer von der Sonne beschienen bleiben und sich andauernd neue, erst weiße, dann dunkler werdende Wolken über ihnen bilden.

Eine halbe Stunde ist vergangen — eine Stunde — alles steht atemlos — der ganze Himmel ist schwarz von Wolken.

„Sie erlauben, daß ich jetzt regne.“

Keiner antwortet, der Oheim fingert an anderen Schaltern.

Einige Blitze. Donner grollen über uns. Und in demselben Augenblick klatscht der Regen hernieder, prasselt auf diesen trockenen Boden, spritzt uns in das Gesicht, springt in kleinen Perlen von der Erde wieder empor.

Unwillkürlich zieht der Lord seinen Rock enger um sich zusammen, und der Onkel lächelt.

„Es war doch ganz gut, erhabene Lordschaft, daß ich diese Plattform mit einem Dach habe überdecken lassen. Sie glaubten, es sei nur für die Sonne — ich hatte es für den Regen berechnet. Nur eine kurze Geduld, ich habe die Türme bereits abgestellt; ich werde in der Nacht noch einmal regnen lassen, wir machen ja heute so eine Art Galavorstellung.“

Langsam wurde es licht, die Wolken heller — der Regen verschwand, und es war wieder genau dasselbe Sommerwetter wie vorher.

Der Lord sah meinen Onkel fassungslos an.

„Wie war das möglich?“

„Das ist im ganzen sehr einfach. Wolken entstehen dadurch, daß Wasser in der Hitze verdunstet. Sie können doch das sehr einfach an jedem beliebigen Teekessel probieren. Ich lasse also ganz feine Röhren in diesen Türmen in unzähligen kleinen Veräderungen emporsteigen. In diesen Röhren ist Wasser. Dieses Wasser wird bereits unterwegs auf elektrischem Wege erhitzt, strömt oben auf der Höhe der Türme ganz dünn über elektrisch erhitzte Platten, die es augenblicklich zum Kochen bringen. So steigt dieser Wasserdampf, immer wieder durch das nachfließende Wasser erneuert, in die von der Sonnenglut erhitzte Luft und ballt sich selbstverständlich zu Wolken zusammen.

Soweit ist das alles ganz einfach, die Schwierigkeit kommt erst.

Sie haben jedenfalls gesehen, daß der ganze Kreis von einigen Luftschiffen umgeben ist. Es sind dies ganz gewöhnliche Fesselballons, aber sie stehen mit Starkstromleitungen in Verbindung und haben Vorrichtungen, durch die ich wiederum Wellen in die Luft hinaussende, die verhindern, daß meine künstlichen Wolken abgetrieben werden. Dann erzeuge ich durch elektrische Funken ein künstliches Gewitter, die Luft wird plötzlich abgekühlt, und der Regen fällt nieder.

Alles in allem ein ganz natürlicher Vorgang, wenn nur die nötigen Maschinen und vor allen Dingen der Starkstrom vorhanden ist, der Wärme und Kraft liefert.“

Der Onkel hantiert an seinen Hebeln.

Automotisch setzen sich zuerst die Bagger in Bewegung und durchwühlen das von dem Regenguß aufgeweichte Erdreich, ihnen folgen die Pflüge, die Eggen und Sämaschinen. Ganz langsam und genau gleichmäßig rücken alle diese Giganten auf all den Schienensträngen vorwärts, wühlen, pflügen, eggen und säen.

„Wenn die Maschinen am äußern Umkreis angelangt sind, verrücken sich die Schienen, ähnlich wie es seinerzeit beim Bau des Panamakanals geschah, um eine Schienenbreite, und die Apparate kommen auf demselben Wege wieder zurück. So wird allmählich das ganze Gebiet bestellt, und es ist keine Menschenhand notwendig als der eine, der hier im Zentrum auf der Plattform steht und das Ganze bedient. Auch der wird in Zukunft nicht mehr nötig sein. Mein Neffe ist eben dabei, das Uhrwerk zusammenzustellen, das ihn ersetzt.“

— — — — — — — — — —

Es ist später Abend. Zum ersten Male hat der Onkel ein feierliches Gastmahl gegeben. Es findet in der neuen, großen Halle des Kasinohotels statt. Es liegt ihm daran, seine australischen Gäste möglichst lange aufzuhalten.

Ich bin nicht bei dem Gastmahl, ich habe inzwischen zu tun — ich komme mir vor wie ein Gott: Ich lasse mehrere Stunden warmen Regen herniederrinnen und schalte die Ständer ein, von denen aus kleine Radiumstücke, jedes einen weiten Umkreis, mit ihren Strahlen bestreichen.

Es ist wieder Morgen. Unsere Gäste haben die Nacht im Kasinohotel geschlafen; der Zeppelin ist bereit, der sie nach Canberra zurückbringen soll. Der Onkel lächelt verbindlich.

„Darf ich Sie noch einmal auf die Plattform bemühen?“

Alle sind erstarrt vor Erstaunen und Bewunderung: Über den ganzen Kreis zieht sich ein ganz leichter, grüner Flor. Der Samen ist aufgegangen.

Wieder lächelt Onkel.

„Tropensonne befördert das Wachstum.“

Von dem Radium verraten wir nichts, und Lord Albernoon schüttelt den Kopf.

„Sie sind ein Zauberkünstler.“

„Ich suche mir nur die Kräfte der Natur dienstbar zu machen. Ein ganz kleiner Anfang. Ich möchte es erleben, daß mein ganzes Gebiet in derselben Weise fruchtbares Land wird.“

Die Gäste aus Canberra fahren im Zeppelin wieder davon.

(Fortsetzung folgt.)

Das Tal der Zehntausend Dämpfe

Durch eine fünfjährige Forschungsexpedition der amerikanischen National-Geographischen Gesellschaft in den Jahren 1915 bis 1919 wurden die Auswirkungen einer der gewaltigsten Vulkanausbrüche festgestellt, der Eruption des Katmai im südwestlichen Alaska. Niemand ahnte damals etwas von dieser Naturkatastrophe, bis am 6. Juni 1912 plötzlich Vulkanasche über ganz Nordwestamerika regnete. Auch nach der Katastrophe wußte man drei Jahre lang nur, daß das Gebiet von Kodiak, das 170 Kilometer vom nächsten Vulkan entfernt liegt, am schwersten betroffen sei; denn das entlegene Gebiet war ja höchstens den Lotsen bekannt, welche die selten besuchte Küste der Schelikoff-Straße befuhren.

Die Wirkung dieses Naturereignisses kann man nur ermessen, wenn man sich den Ausbruch des Katmai in einer bekannteren Gegend, etwa in Berlin, geschehen denkt. Professor Griggs, der Leiter der Katmai-Expedition, malt uns in seinem spannenden und bilderreichen Buche „Das Tal der Zehntausend Dämpfe" (Verlag F. A. Brockhaus, Leipzig) diesen Vergleich in einer anschaulichen Schilderung aus:

„Fände ein solcher Ausbruch in Berlin statt, so wäre die Dampfsäule bis Jena zu sehen. Das Getöse der Explosionen wäre in Rom deutlich hörbar. Die Dämpfe würden über ganz Westeuropa hinwegfegen. In Kairo würden sie ungeschütztes Messing blind machen; selbst zum Trocknen dort aufgehängte Wäsche würde von der darin enthaltenen Schwefelsäure so zerfressen, daß sie auf dem Plättbrett in Stücke zerfiele. Bis nach Wien würden die säurehaltigen Regentropfen auf Gesicht und Händen schmerzende Brandwunden hervorrufen. In Leipzig läge die Asche etwa 30 Zentimeter hoch. Was vor allem den Schrecken der Naturerscheinung erhöhen würde: diese Stadt würde 60 Stunden lang in völliger Dunkelheit liegen — einer Dunkelheit, schwärzer als alle erdenkliche Finsternis, so tief, daß eine Laterne nicht zu sehen wäre, die man mit ausgestrecktem Arm vor sich hält. Von den entsetzlichen Vorgängen, die sich in Groß-Berlin abspielen würden, kann man sich ein Bild im einzelnen gar nicht machen. Irgendwelche Rettungstätigkeit wäre unmöglich, denn es gäbe keinen Überlebenden. Ganz Groß-Berlin und außerdem noch ein ebenso großes Gebiet würden sich in gewaltigen gähnenden Schlünden öffnen, und glühende Ströme geschmolzener Lava ergössen sich aus jeder Spalte. Die Lava würde sich, von den entweichenden Gasen zertrümmert, in rotglühenden Sand verwandeln, der, alles verzehrend, was ihm in den Weg käme, wie griechisches Feuer durch die Stadt raste. Der Strom glühenden Sandes würde jegliche Spur der einstigen Stadt völlig auslöschen. Besäße Berlin die Hochhäuser Neuyorks, so würde an den tiefsten Stellen der fast geschmolzene Sand wahrscheinlich die höchsten Wolkenkratzer überdecken, wenn auch die Spitze des Woolworth-Turmes herausragen könnte, falls sein Stahlgerüst überhaupt in dem feurigen Ofen ringsum standhielte. Es fragt sich in der Tat, ob nennenswerte Trümmer zurückblieben, um die Stelle kenntlich zu machen, wo einst die Weltstadt gen Himmel ragte. Jedenfalls könnte sich monatelang niemand näher heranwagen als bis Potsdam. Außerdem würde ein Loch im Boden ausgeblasen sein, groß genug, alle Gebäude von Groß-Berlin verschiedene Male aufzunehmen."

1. Der Vulkan Martin, seit seiner Entdeckung im Jahre 1913 beständig in Tätigkeit

Alle vier Bilder aus R. F. Griggs: „Das Tal der Zehntausend Dämpfe." Verlag F. A. Brockhaus, Leipzig.

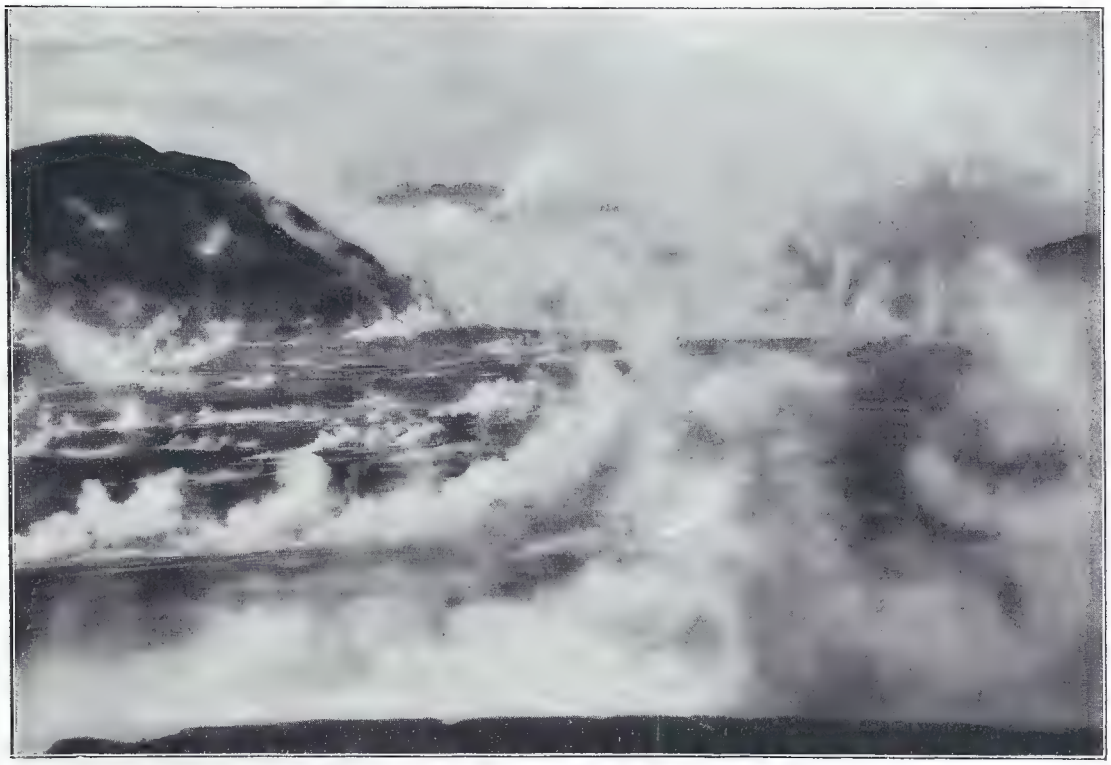
Im Zusammenhang mit diesem gewaltigen Ausbruch des Katmai kamen auch die Nachbarvulkane, der Mageik, der Trident und der Martin (Abb. 1) wieder in Tätigkeit. Die merkwürdigste Wirkung der Katmai-Katastrophe aber war die Entstehung des Tales der Zehntausend Dämpfe, einer Art Yellowstone-Park, von dessen Dasein vor seiner Entdeckung durch die Katmai-Expedition weder die Weißen

noch die Eingeborenen eine Ahnung hatten. Dieses Tal scheint sich schon vor den großen Entladungen des Katmai aufgetan zu haben, somit als eine Art Einleitung der Vulkaneruption selbst.

Professor Griggs tat bei Überquerung eines Gebirgssattels am 31. Juli 1916 aus einer Entfernung von mehreren Kilometern den ersten Blick in dieses Tal, das voll von Tausenden, ja Zehntausenden von Rauchwolken war, die sich von dem spaltendurchzogenen Boden des Talgrundes aufkräuselten. Wie gebannt starrte der Entdekker auf dieses großartige Naturschauspiel und taufte das Gebiet nach dem ersten Eindruck „Das Tal der Zehntausend Dämpfe". Aus den etwa tausend größeren Fumarolen (Rauchstellen) stiegen Dampfsäulen von mehr als 150 Meter Höhe auf. Es war ein Anblick, als seien alle Dampfmaschinen der Welt vereint und plötzlich ihre Sicherheitsventile geplatzt, um den überschüssigen Dampf auszupuffen (Abb. 3). Da und dort entströmte, wie sich bei näherer Untersuchung herausstellte, der Dampf großen und tiefen Löchern. Selbst wo keine Dampfaushauchung stattfand, war der Boden so heiß, daß man nicht darüber gehen konnte. Die Fumarolen zogen sich in einer Länge von 24 Kilometer vom Katmai bis zum Martin an der Bergkette entlang und verbanden so die weit voneinander entfernten Vulkane zu einem einzigen riesigen Vulkangebiet. Die großen Dampfstrahlen des Tales entströmten vulkanischen Schloten mit niedrigen Kraterringen.

2. Die Messerspitze, der höchste Vulkan beim Tal der Zehntausend Dämpfe

Am Fuße der Gletscher, die sich vom Mageik-Vulkan herabschlängeln, befindet sich die größte, 60 bis 120 Meter breite Spalte des ganzen Tals mit schroff abfallenden Wänden; die Tiefe der Spalte ist durch einen schönen See mit klarem, grünem Wasser ausgefüllt; die Entdecker nannten ihn Spaltensee (Abb. 4). Obwohl der See von Gletschern und schmelzendem Schnee gespeist wird, ist sein Wasser dennoch warm, da es offenbar von unten erhitzt wird.



3. Hauptarm des Tals der Zehntausend Dämpfe

Das Tal der Zehntausend Dämpfe macht unter den schweren Wolken, die es gewöhnlich bedecken, einen dü-

sieren Eindruck. Nähert man sich aber den Fumarolen, so ist man von der unbeschreiblichen Farbenpracht fast geblendet. „Die Eingänge der Fumarolen und der Boden ringsum sind oft zu den mannigfaltigsten Schattierungen von Rot verbrannt, die uns von den verschiedenen Tönungen von Ziegelsteinen her vertraut sind. Manchmal ist es ein helles Blaßrot, dann wieder ein leuchtenderes Scharlach, an noch heißeren Stellen ein dunkles, sattes Karmin, das an den allerheißesten Schloten in Purpur und Schwarz übergeht. Zu solchen tiefverbrannten Purpurflecken gesellt sich oft eine zerfließende Kruste aus leuchtendem Postrot. An einigen Stellen sind bedeutende Flächen von den sauren Dämpfen blendend weiß gefressen worden. Die leuchtenden Farben beschränken sich keineswegs auf die großen und starken Fumarolen. Über viele Hunderte von Morgen quillt überall Dampf hoch, und der Boden wird zu einem bunten Schlamm mit den denkbar leuchtendsten Farben. Manchmal ist er schwarz von Eisensulfit und hat die Beschaffenheit und Zähigkeit von Asphalt. Ringsumher liegen allerhand Tönungen des gewöhnlichen Ockergelb und Braun. Nach einer Streife durch ein solches Gebiet sind die Schuhe des Wanderers mit buntem Schlamm bedeckt und ähneln der Palette eines Malers. Diese Farbenpracht mit Worten zu schildern, ist unmöglich."

Kein Wunder, daß Präsident Wilson mitten im Weltkrieg das ganze naturgeschichtlich großartige Gebiet um den Katmai, 4500 Quadratkilometer, zum Nationalpark erklärt hat, zu dem wohl das großzügige amerikanische Verkehrswesen bald bequeme Wege schaffen wird.

4. Der Spaltensee im Tal der Zehntausend Dämpfe

Pilatus / Von Heinz Steguweit

Vier schwarze Wochen schon hingen die Gewitter im Kap Miseno; dick blieb die salzige Luft und würgend für einen Kranken. Sie haben ihn von Capri zu Schiff hierher gefahren; aber der Zorn des Wetters folgte ihm, hielt die drosselnden Fäuste erbarmungslos um seine pfeifende Kehle, kniete schwer wie ein Gebirge auf seinen Rippen, stieß wie mit Messern auf ihn ein. Fieber raste in ihm, dieweil er im Irrsinn das purpurne Lager zerwühlte: Tiberius Claudius Nero, der Kaiser Roms, der tribunizische Gewalthaber und grimme Feind aller Senatoren. Sieben Ärzte, die kundigsten Roms, reichten ihm Eis, Balsam, Früchte und Salben. Er aber fluchte der Zeit, zerbrach im Wahn der Schmerzen das goldene Zepter, schleuderte es über die granitenen Felsen, daß Tyrrheniens blaues Meer den Stab verschluckte. Furchtbar schossen seine gläsernen Blicke. Schwären zerschnitten das Gesicht, zu Krallen krümmten sich seine Finger, daran das Fieber fraß und der Aussatz.

Macro, der letzte Freund, stützte ihn, verschwendete seine mildesten Worte und barg dennoch das Kichern der Hinterlist in den Falten seines Mantels: Verrat, Gold und Meuchelmord waren ja der frostige Kehrreim dieser entarteten Zeit. —

Was tat es, daß nackte Sklaven die Steine des Bodens küßten? Was half der Weihrauch singender Priester, das Flöten- und Zimbelspiel demütiger Hirten? — Der Kaiser zerbrach unter den Ränken der Delatoren; Sejanus, der Prätorianer, mordete sein Kind; Julia, sein Weib, verfiel dem Laster; er war der vereinsamte Tyrann, der das Maß seiner Gewalten überfüllte, dem die Kraft zum Chaos wurde, die Macht durch die Finger sickerte wie Sand.

*

Tiberius Claudius Nero schlief. Der Streit seines Blutes hatte ihn ermattet. Da ließ ein Hirtenknabe Flöte und Zimbel fallen, schloß an den Achseln die Spange seines Ziegenfelles und tänzelte leicht wie eine Gemse vor Macro, vor die betenden Priester, die ratlosen Ärzte: „Macro — ihr Herren, ich weiß einen, der hilft!" — Macros Augen schlossen sich, und eine Träne betropfte seine gegerbten Wangen. „Wer hilft, Knabe?"

„Ein weiser Mann im Lande der Juden; Wunder tat er so viele, machte Sieche jung, weckte Tote auf, ließ Blinde ins neue Licht der Sonne greifen!"

Da faßte Macro den Knaben an den biegsamen Schultern, gab ihm Münze, Speise und Wein, ließ ihm den schnellsten Wagen schirren, hieß ihn fort gen Pozzuoli reisen, winkte ihm noch lange nach, bis der letzte Staub der Straße das rollende, trabende Gefährt umwölkte.

*

Am Tage Vorsabbat war es, als der Knabe keuchenden Atems einfuhr in Jerusalem. Er schrie zwei Händler an, die am Tempel Öle feilschten und Tuch.

„Wo ist der Mann, der allhier seine Wunder tat?"

Die Juden aber spien aus, lachten und riefen: „Lauf nach Golgatha!" Und abermals trieb der Hirte seine mageren, wiehernden Gäule an, die mit blutenden Nüstern in den Sielen zitterten.

Auf Golgatha aber lärmten die Menschen, wogten wie im Irrsinn mit den Köpfen, schlugen an ihre Brüste, als er sie fragte: „Wo ist der Mann, der Wunder tat?"

„Zu spät, Knabe, zu spät — sie kreuzigten ihn in dieser Stunde!" Und der Knabe sah auf; noch zuckten die letzten Blitze am Himmel, noch dröhnte der Zorn Gottes über den Wolken, deren graue Flut sich ballte zur Faust der Ewigkeit. Vor ihm aber, auf der Kuppe des Berges, standen drei Kreuze gerichtet, deren eines den Menschensohn auf Nägeln trug. Das Volk zerlief, der Hirte aber kniete vor dem Leichnam, der von Essig tropfte, von Wasser und Blut. Frauen klagten: „Es ist vollbracht!" Wehrknechte in Stahl stützten sich auf die Schäfte ihrer Lanzen, dieweil am Boden zwei trunkene Henker um das Gewand des Heilands würfelten. Ihren schacherfrohen Lärm zertrat der Knabe von Miseno, daß just die Trunkenen aufkreischten und zur Seite stoben.

„Wer hat diesen Mann da gekreuzigt?"

„Pilatus," keuchten die Würfler, „Pilatus, der Landpfleger Roms in Jerusalem!"

Dann rissen sie das nahtlose Kleid auseinander, daß die Säume pfiffen; in ihren roten Augen aber lauerte die Brunst des blinden Hasses.

„Pilatus?" fragte der Hirte.

„Ich bin Pilatus", trotzte ein Mann, der einen weißen Mantel trug und Spangen um Arme und Hüften.

„Ich bin Pilatus", sagte er wiederum, als er seine Hände in einem Becken Wassers wusch, das ihm ein Sklave auf Knien reichte.

„Und ich bin des Kaisers!" schrie der Knabe. „Warum hast du den Wundertäter gekreuzigt? Heilte er nicht die Siechen? Starb nicht der Aussatz vor seinem Wort? Standen nicht Tote auf unter dem Hauch seiner reinen Lippen? — Ach, nur Gutes tat er, sollte dem Kaiser das Eiland segnen, darauf das Fieber umgeht!"

Und Pilatus wuchs in die Erde, so bannte ihn das Entsetzen vor der Schuld. Er forderte das ungenähte Gewand des Heilands, aber die Würfler hatten es schon zerteilt. Dann schrie er: „Nach Rom — nach Rom!" und fuhr selbiger Stunde davon, die Gnade des Kaisers zu suchen.

*

Waren nicht Gold, Verrat und Meuchelmord der frostige Kehrreim dieser Zeit? — Zu spät war es auch zu Miseno: Tiberius Claudius Nero verröchelte eben seinen letzten Atem, denn Macro, der ehrgeizige Freund, erstickte ihn im Purpur des Lagers mit brokatenen Kissen, eben, als Pilatus und der Hirte kamen, den Kreuztod des wundersamen Mannes im Lande der Juden zu melden.

Aus Macros Blicken aber zuckte der Geifer der Habsucht, die Gier nach irdischer Macht, wenn auch das Chaos der Zeit als ewig ungebändigt ihn erschrecken mußte; der Wahn des Augenblicks umnachtete sie alle, die einmal Purpur küßten oder das Gold eines Zepters streicheln durften. Das Blut roch ihnen wie Wein; der Palmduft des Ruhmes berauschte sie mit ambrosischen Dünsten.

„Der Heiland, der Sohn Gottes, ist tot!" meldete der Hirte; dafür schleppten ihn sechs wilde Rosse über die scharfen Steine des Strandes, bis seinen Leichnam Hunde fraßen und schwarze Vögel.

„Der Wundertäter ist tot!" sagte Pilatus; ihm nahm Macro lächelnd die Würde des weißen Mantels, ließ ihn in Ketten geschlossen nach Rom pilgern, ließ ihn auf San Angelo schmachten zwei finstere Monde lang; dann zerbrach Pilatus unter der Schuld am Gekreuzigten und erdrosselte sich mit seinen Ketten. Seinen Leichnam warfen die Delatoren und Prätorianer in den Tiber, sein starrer Körper aber sank nicht hinab, wild mußten die stieren Augen ohn' Unterlaß in den Zorn des Himmels sehen, bis die Wasser des Tibers überdrüssig wurden solch schuldigen Geschenkes; sie traten über ihre Ufer, schwemmten den lästigen Körper an die Tore der Stadt, wo im Donner eines Ungewitters die Römer den Leichnam fanden und — eines himmlischen Omens inne — den Henker des Welterlösers eiligst außer Landes schafften, nach Vienna, daß die friedliche Rhone ihn aufnehme und fortführe mit ihren Fluten, dahin, wo Vergessen ist.

Wohl nahm die Rhone den Schuldigen auf, doch der Friede ihres Wassers schmeckte den Fluch des schuldigen Gebeins; wieder empörten sich die Wellen, überschwemmten die Gärten und Acker, darauf Früchte wuchsen und Blumen. Und jene, die Pilatus fanden, unverwest, nur das Brandmal der ewigen Schuld ins Antlitz geschnitten, jene fuhren den Körper hin nach Luzern, wo der Höllensee gähnte, schwarz und unergründlich. Da nähten sie ihn in ein starres Gewebe, beschwerten ihn mit Steinen und Blei, senkten ihn hinab inmitten des Sees, den sie die Hölle hießen, weil sie von jeher den Bösen im wilden Lied seiner Stürme zu hören vermeinten.

*

Pilatus heißt der Berg, der Schrecken und Verderbnis zündet. Er schleudert den Hagel auf die Saat, brennt seine Blitze in die Scheuern, füllt den blumigen Staubbach zum reißenden Strom, zertritt Früchte und Vieh, schluckt die kühnen Steiger ein, die bar der Macht des Gebetes den Gang in das Reich seiner Launen wagten.

Kommen singende Wanderer im Siebengezack des Vierwaldstättersees einher, den bekränzten Hut zu schwenken gen Hergiswiel und Bürgen, dann höhnt das Echo der Trifte fünffach den Lockruf ihrer Freude nach. Fünf Wunden hatte der Mann im Lande der Juden; gedenket, daß ihr heiter seid, da er euch erlöste. Dann stehen die Wanderer gestützt auf Pickel und Stab und beten zu dem, der ihnen den Tausch ihres Daseins schenkte, den Wechsel von Arbeit und Muße, von Schmerz und Freude, von Leben und Tod. Eure Schmerzen werden vom Tode geendet; doch daß eure Freude ewig sei — darum ist der Sohn der Menschen gestorben.

*

Und wenn am Tage Karfreitag ein Dickicht von Nebel und Dunst den Trotz der rauhen Kuppe verhängt, wenn frostige Schleier brauen über dem See, den sie einst die Hölle hießen, dann seht ihr den Geist der Schuld aus den Spalten steigen, seht ihn die Hände eintauchen in die Flut, sie reinzuwaschen vom Blute des Gekreuzigten.

Wenn der letzte Seufzer vergurgelt ist, geht die Sonne der neuen Ostern auf! — Heute noch! Heute noch!

Gräfin Thereſe Nimptſch

Johanna Biſchoff von Altenſtern

Der öſterreichiſche Bildnismaler Amerling / Vom Herausgeber

Der Maler Friedrich von Amerling erlebte das bei Künſtlern nicht ſeltene tragiſche Geſchick, daß er nach ruhmvollem Aufſtieg ſchon vor ſeinem Tode eigentlich ein Vergeſſener war. In Deutſchland, wo man ohnehin für Wiener Weſen und Eigenart wenig Verſtändnis hatte, war von der Alt-Wiener Kunſt nur wenig bekannt; aber ſelbſt Amerlings Heimat wußte von ſeiner künſtleriſchen Bedeutung ſeit ſeinem Niedergang nichts mehr, bis die letzten großen Ausſtellungen ſeine Werke unſerer Zeit wieder nahebrachten. Dem großen Kreis der deutſchen Kunſtfreunde wurde das Schaffen dieſes Meiſters erſt durch die ſchöne Monographie von Günther Probſzt, „Friedrich von Amerling, der Altmeiſter der Wiener Porträtmalerei" (Amalthea-Verlag, Wien 1927), der auch unſere Abbildungen entſtammen, mit ihren glänzenden Bildwiedergaben erſchloſſen.

Amerlings Lebenslauf zeigt den typiſchen Entwicklungsgang eines kleinen Genies, das mit Not und Entbehrung anhebt, ſchnell zu ungeahnter Höhe emporſteigt und ſich unverſehens wieder ins Dunkel verliert. Keine wichtigen äußeren Ereigniſſe haben ſeinem Schaffen große Impulſe gegeben; kein Ringen um Probleme wühlte ſein Inneres auf. Unter kümmerlichen Verhältniſſen wurde er am 14. April 1803 in der Wiener Vorſtadt Spittelberg im Hauſe „Zu den drei Herzen" als Sohn des Gold- und Silberdrahtziehergeſellen Amerling geboren. Die weiteſten Volksſchichten waren damals durch die Napoleoniſchen Kriege völlig verarmt; Handel und Gewerbe lagen darnieder, und namentlich in dem Luxushandwerk der Gold- und Silberdrahtzieherei waren die Verdienſtmöglichkeiten gering. So war nicht daran zu denken, dem Knaben jene Schulbildung zu geben, wie ſie der über die engen Grenzen ſeines Handwerks hinausſtrebende, bildungshungrige Vater gewünſcht hätte. Um ſo mehr ſchätzte der ſpätere Künſtler den Vorrang des künſtleriſchen Gottesgnadentums gegenüber den durch langes Studium erzielten Erfolgen. Und der Knabe genoß auf ſolche Weiſe ſeine Jugend unbeſchwert von Schulſorgen

Alexander Vesque von Püttlingen

in vollen Zügen. Die Freistunden benützte er zu Zeichenübungen; Tische, Mauern, nichts soll vor seinen Kritzeleien sicher gewesen sein. Erst durch Vermittlung eines im gleichen Hause wohnenden Kupferstechers kam der Zwölfjährige in die Akademie der bildenden Künste, wo er sich eifrig dem Studium widmete. Bei der dauernden Mittellosigkeit der Eltern mußte er sich daneben selbst den Unterhalt erkämpfen durch Kolorieren von Landkarten und Kupferstichen, durch lithographische Arbeiten, Malen von Pflanzen und auch von Porträts einfacher Handwerksleute.

Als inzwischen die Not im Elternhause aufs höchste stieg, mußte er sich bei einem Zimmermaler verdingen, um der Familie Brot zu schaffen. Von 1824—1827 war der junge Amerling an der Akademie in Prag, wo er bei seinem kunstbegabten Oheim Unterkunft und Unterstützung fand. Im Sommer 1827 reiste er aufs Ungewisse nach London und machte dort die Bekanntschaft des gefeiertsten damaligen Porträtmalers Europas, Thomas Lawrence. Dieser war der gesuchteste Fürstenmaler seiner Zeit, der allerdings mehr durch unkünstlerisches Beiwerk, wie wallende Portieren, malerisch umgeworfene Mäntel und schöne Gesten zu wirken suchte, Dinge, die sich auch in den repräsentativen Bildern Amerlings wiederfinden. Wie der englische Künstler, so hat sich auch Amerling, von ihm beeinflußt, nur in Ausnahmefällen zur höchsten Bildniskunst emporgeschwungen, zur Darstellung des inneren Menschen, seines Charakters ohne äußere Pose. Amerling, der die Technik und das Kolorit des Engländers mit größtem Eifer studierte, hat auch sonst manches Englische ins Wienerische übersetzt. An der Londoner Akademie wirkte übrigens auch die Malweise Reynolds stark auf Amerling ein, besonders dessen leuchtende Farbengebung, die durch hauchdünne Lasuren eine eigentümliche Durchsichtigkeit erreichte.

Nach siebenmonatigem Aufenthalt in London reiste Amerling im Frühling 1828 nach Paris, wo ihn eine Erkrankung und heftiges Heimweh an längerem Verweilen

Elise Kreuzberger

Kaiser Franz I. von Österreich

hinderte. „Oh, wie will ich mich glücklich fühlen," schreibt er damals, „unter den Meinen zu sein; wie will ich ausrufen: ‚Es ist nur ein' Kaiserstadt, 's ist nur ein Wien'!" Am 27. Juni 1828 konnte er endlich seine Eltern wieder in die Arme schließen. Nun ging es flott an die Arbeit. Alsbald entsteht eines seiner schönsten Bildnisse, das des Akademieprofessors Redl; bald auch das Bildnis der Prinzessin Gabriele Auersperg. Zugleich widmete er sich historischen und religiösen Stoffen und erhielt für das große historische Gemälde „Dido auf dem Scheiterhaufen" den Reichelschen Künstlerpreis. Vom Sommer 1831 bis Frühjahr 1832 machte Amerling eine Studienreise nach Italien, von wo er mit den kühnsten Hoffnungen und Wünschen nach Wien zurückkehrte. Und tatsächlich war dieses Jahr sein Schicksalsjahr: Durch das Porträt Kaiser Franz I. im Krönungsornat war sein Ruf als Bildnismaler gesichert. Seitdem ließen sich alle bedeutenden Persönlichkeiten der Wiener vormärzlichen Gesellschaft von ihm malen. In diesem Jahre erblühte dem Künstler auch an der Seite seiner jungen Gattin ein leider nur allzu kurzes Eheglück.

Überraschend schnell erreichte Amerling nun die volle Meisterschaft, und auch seine materiellen Verhältnisse gestalteten sich infolgedessen günstig. Er erfreute sich in dieser Epoche seines künstlerischen Aufstiegs der Förderung einsichtsvoller und vermögender Gönner, vor allem des Grafen August Breunner-Enkevoirth und des Großindustriellen Rudolf v. Arthaber, beide leidenschaftliche Kunstfreunde und Sammler. Bald wird Amerling durch die zeitgenössische Kritik als erster zeitgenössischer Porträtmaler gefeiert. Das Jahr 1837 zeigt ihn so ziemlich auf dem Höhepunkt; von da an ist bei ihm ein Sichgleichbleiben bemerkbar. Bis 1845 erfreut sich der Künstler des vollen Glanzes der Meisterschaft.

Das Entscheidende für die künstlerische Auffassung Amerlings war stets die schöne, angenehme äußere Wirkung seiner Bildnisse. So hat er, namentlich bei seinen

zahlreichen Damenbildnissen, den größten Wert darauf gelegt, die Anmut der Erscheinung mit subtilster Technik wiederzugeben. Das Bedeutendste aber hat er in seinen Männerporträts geschaffen: die Bildnisse seiner berühmten Zeitgenossen, die seinen Lebensweg kreuzten und die er meist für sich selbst zur Erinnerung malte, stellen das Charakteristische ihrer Persönlichkeit am schärfsten heraus. In wenigen Stunden entstanden — den Kopf modellierte er mit einigen breiten Pinselstrichen kraftvoll heraus —, bezeugen diese „Primaporträts" weit eindringlicher das hohe Können Amerlings als die große Zahl der bestellten Bildnisse, die er in langen Sitzungen durchmalte. Auch im Kinderbild hat Amerling Tüchtiges geschaffen, desgleichen in den Selbstporträts seiner Meisterjahre.

Allzu rasch folgte dann sein künstlerischer Abstieg. Seine unglückliche Übersiedlung nach Italien im Herbst 1840 und eine Kette von Mißgeschicken in seinem weiteren Lebensverlauf drückten so sehr auf ihn, daß er darunter als Mensch und Künstler zusammenbrach und nicht mehr die Kraft zu neuem Aufstieg fand. Am 15. April 1852 hatte ihm unerwartet der Tod zu Rom seine Gattin Antonie, geb. Kaltenthaler, von der Seite gerafft; sie wurde zwei Tage später auf dem Campo Santo neben der Sankt Peterskirche bestattet.

Da es dem Künstler nun unmöglich schien, noch länger in der ewigen Stadt zu verweilen, wo ihn alles an das verlorene Glück erinnerte, kehrte er nach Wien zurück, um der Mutter sein Herz auszuschütten, nicht ahnend, daß auch sie ihm mittlerweile durch den Tod entrissen worden war. Diese doppelte Vereinsamung ertrug Amerling nicht lange. So ging er im Sommer des folgenden Jahres nach einem übereilten Jawort die unglückliche Ehe mit Katharina Heißler ein, einem „Bild ohne Gnade", einer Schönheit ohne Innenleben, die dem Künstler erst ganz zum Bewußtsein brachte, welch „treues, gutes und seelenvolles Weib" er in seiner ersten Gattin besessen hatte. Als sich für ihn später nach vielen Jahren dieses sein Künstlertum zerrüttende Geschick noch einmal zum Bessern wandte, war es für den altgewordenen Meister schon zu spät. Der Tod erlöste ihn am 14. Januar 1887 von seinem leidvollen Lebensabend.

Meine erste Sackuhr / Von Joh. Wunsch

Damals sagte man nämlich Sackuhr, und mein alter Schulkamerad, der Bächle-Otto im hinteren Murgtal, sagt heute noch so, obgleich bereits über vierzig Jahre seither verflossen sind. Sogar den schönen Namen „Zwiebel" mußte sich der kleine „Tick-Tack" in der Westentasche gefallen lassen.

Die Sehnsucht eines jeden jungen männlichen Weltenbürgers ist und war eine Sackuhr. Und erst durch den Besitz dieses herrlichen Zeitmessers wurde man sozusagen ein ganzer Mann, oder wir fühlten es wenigstens am Pulsschlag der Uhr, daß wir endlich den beengenden Kinderschuhen entronnen waren.

Dann gibt es auch Städte, wie Freiburg im schönen Breisgau, wo es einem oft passieren kann, daß so ein kleines Büblein oder liebholdes Mägdelein sich mit forschenden Augelein vor uns aufpflanzt und die schicksalsschwere Frage stellt, von deren Beantwortung sehr viel abhängt: „Können Sie mir nicht sagen, wieviel Uhr es ist?"

Ach, wie glücklich ist doch der Knirps, wenn er hört, daß es erst halb sechs Uhr ist, wenn er um sechs Uhr daheim sein muß! Für diesmal kommt er um die Prügel herum, ja er kann sogar noch zweimal die Dreisam mit aufgekrempelten Hosen durchwaten, wenn der mächtige Stadtstrom nicht viel Wasser hat; das ist doch zu schön!

So birgt die Sackuhr Leid und Freud in ihrem glanzvollen Gehäuse ...

Meine erste Sackuhr erhielt ich auf dem Jahrmarkt in Gernsbach im Murgtal. Mein Vater hatte mich mitgenommen, und ich selbst besaß ein ganz beträchtliches Kapital von mindestens einer halben Mark in der Tasche. Das reichte damals zu allerhand Großeinkäufen. Mein Hauptziel war aber doch eine Sackuhr, eine fein goldene.

Und dort glänzten sie in langer Reihe auf dem Meßtischstand des alten Abraham, der nebenbei das Jahr hindurch die Lumpen und abgenagten Knochen im hinteren Murgtal einsammelte; ich meine die Lumpen von abgelegten Kleidern und Küchenschürzen, nicht die anderen ...

Abraham war uns also kein Unbekannter. Und kaum hatte er uns erblickt, als er auch schon meinen Vater bearbeitete: „Nun, wollen Sie nicht kaufen für den Johannesle ein Ührlein, ein goldenes, ein silbernes Ührlein?"

Und mit begierigen Blicken schaute ich meinen Vater, dann den alten Abraham und seine vielen Uhren an, die an einer Schnur in langer Reihe dahingen. Ein goldenes Sonnenstrählchen blinkte darüber und machte sie noch begehrenswerter.

„Was kostet denn eine?" fragte mein Vater, der nur zu gut meine stille Herzenssehnsucht kannte.

„Nu, nicht viel; die silberne zwanzig und die goldene nur dreißig Pfennig, weil Ihr es seid."

So der Abraham; er war eine ehrliche und treue Haut! Und ich hätte ihn gar zu gerne umarmt; aber es ging beim besten Willen nicht, da ich zu klein war.

Natürlich mußte es eine goldene sein für dreißig Pfennig!

„Nun, ist der Johannesle nicht ein flotter Kavalier? Seht ihn mal an!" sagte Abraham stolz, als er mir eigenhändig die Uhr angehängt hatte. Ich aber war auch stolz und bezahlte von meinem ersparten Kapital die goldene Sackuhr ...

In Obertsrot ließ ich mich dann von meinen Verwandten gebührend bewundern, die immerfort wissen wollten, wieviel Uhr es sei. Mit einer geradezu weltmännischen Handbewegung zog ich die Goldene heraus, hielt sie tiefsinnig lauschend ans rechte Ohr und wunderte mich gar arg, daß es immer noch die nämliche Zeit war, die wir hatten, da wir in Gernsbach weggingen.

„Ja, du mußt sie nach der Stubenuhr richten, dann stimmt's allemal!" rief lachend mein guter Taufpate, Johannes der Ältere.

Da hatte ich den Trick bald heraus und drehte auf dem Heimweg bei jedem Kirchturm, den ich sah, die Uhr zurecht und sagte meinem Vater genau die Zeit, der sich darüber baß verwunderte.

Nur daheim hatte mein um fünf Jahre älterer Bruder daran zu nörgeln und meinte boshaft: „'s ist ja bloß eine Sägmehluhr!" Damit wollte er mich treffen. Es war aber nur der Neid der besitzlosen Klasse, der da zum Vorschein kam.

Lange hatte ich meine erste Sackuhr besessen — es war eine goldene für dreißig Pfennig —, und wichtig sagte ich jedermann die richtige Zeit, wobei ich allerdings nicht vergaß, vorher nach der Kirchturmuhr von Forbach zu blinzeln, die mich nicht im Stiche ließ. Und Tatsache ist, daß ich später, als ich eine richtige Sackuhr bekam, kaum halb so viel Freude hatte als bei der ersten, die ich auf dem Jahrmarkt in Gernsbach kaufte.

Humor in Wort und Bild

Ein Bäuerlein fährt mit dem Zuge zur Nachbarstadt, um alten Käse zum Markt zu bringen. Er verstaut sein Paket im Gepäcknetz eines Abteils und geht dann ins Nebenabteil. Während der Fahrt verbreitet sich natürlich in dem ersteren Abteil ein fürchterlicher Geruch. Man öffnet die Fenster auf beiden Seiten; es nützt aber alles nichts. Ein Fahrgast mustert bösblickend den anderen, ob er sich nicht als Eigentümer des scheußlichen Dinges verrate. Doch der Gegenstand scheint herrenlos zu sein. Endlich langt der Zug im Städtchen B. an. Der Bauer aus dem Nebenabteil öffnet die andere Abteiltür, um sein ominöses Paket zu holen. Da wird er von einem der darin sitzenden Reisenden angefaucht: „Wie können Sie sich erlauben, Ihr Paket hier hereinzulegen? Es ist ja vor Gestank nicht auszuhalten!" Da sagt der Bauer mit schlauem Lächeln: „Na, deswegen hab' ich mich ja äben ins Nähmgubee (Nebencoupé) gesetzt!"

Sächsisches

Der rabiate Mann aus Bärne. Herr Knupfke aus Pirna sitzt im Bierlokal. Der unvermeidliche Mann aus „Preißen" natürlich auch. Und natürlich ärgert der Preuß' den Knupfke. Eine Weile hält der still. Dann schwillt die Zornesader, die verkalkte: „Här'n Se, mei Kutsder! Ärscht hab'n Se mir mein Bier umgeschmissen; dann hab'n Se mir uff den Fuß gedräd'n. Jetzt schimpfen Se mir noch 'n schäb'jen Filz. Wenn Se jetzt noch 'n eenzjes Wärtche räde, dann schdeh ich Se uff und setz mer 'n andern Tisch!"

Sachse, Preuße, Eisenbahn. Wie immer. Unterhaltung. Der Sachs' möchte gern dem „Breiß" eins wischen. Eine grüne Wiese fliegt vorbei. Ein Storch darauf. — „Säh'n Se, mei Kutsder," schreit schnell der Sachs', „habe Se 'n gesähn, den Schdorch?" — Zustimmung. — „Un mid wäm had der denn ee Ähnlichgeet?" — „Weeß ick nich!" — „Nu, mid 'nem breißsche Jeneral! Schwarzweeß is a, dirre rode Beene had'r un 'n jroßen Schnabel." — Das saß. Weiter die Fahrt. Vollmond steigt leuchtend auf. Der Preuß': „Sie, Männeken, kieken Se sich mal den da ordentlich an! Mit wat hat denn der 'ne Eenlichkeet?" — „Härr Chäses, mit wäm denn?" — „Nu, mit 'n Sachsen. Der is helle. Aba nur eenmal in 'n Monat!"

Die gescheiten Hunderln

„Die zwei Dackerln, die Sie da haben, Herr Mayer, scheinen recht gescheite Tierchen zu sein!"
„Das glaub' ich, wenn ich zum Beispiel sag': So, jetzt gehn wir Gassi, so kommen's gleich — — — — —

— — mit meinen Stiefeln daher!" — — —

Noch leiser

In einem Provinzialstädtchen sollte für einen wohltätigen Zweck eine musikalische Abendunterhaltung gegeben werden. Der Orchesterdirigent war einer jener Enthusiasten, die beim Dirigieren sich bald auf die Zehenspitzen stellen, bald niederkauern, mit den Händen gewaltig herumfechten und jeden wahrgenommenen Mißton durch gewisse Ausbiegungen des Leibes verhindern wollen. Bei der Probe waren ihm besonders die beiden Waldhornisten ein wahrer Dorn im Auge. Sie mochten bei einem angezeigten Solo oder Piano noch so leise blasen, so hieß es doch immer: „Viel zu stark, meine Herren!" —

Des ewigen Kommandiertwerdens müde, verabredeten sich die beiden musikalischen Märtyrer, bis zum Schlusse der Sinfonie gar nicht mehr zu blasen.

Nach Beendigung derselben wandte sich der Dirigent freundlich schmunzelnd an die beiden Hornisten und sprach: „So, meine Herren, jetzt war's recht! Nur bitte ich, bei der Aufführung am nächsten Donnerstag noch um einen Gedanken — leiser zu blasen."

Sie hat nichts gemerkt

Eine junge Dame kommt in eine Apotheke:

„Herr Apotheker, kann man Rizinusöl einnehmen, ohne daß man es schmeckt?"

„Nichts leichter als das, mein Fräulein! Ich werde Ihnen gleich das Nötige präparieren. Bitte, nehmen Sie einstweilen einen Augenblick Platz und trinken Sie zu Ihrer Erquickung eine Himbeerlimonade!"

„Sie sind sehr gütig, mein Herr!"

Nach einiger Zeit fragt das Fräulein: „Dauert es noch lange?"

„Sie haben also noch nichts verspürt?"

„Was denn?"

„Das Rizinusöl! Es war in der Limonade."

„Um Gottes willen! Mein kleiner Bruder sollte es ja einnehmen!"

Über ihren Horizont

Arzt (zu einer Bauersfrau): „Ihr klagt über Schmerzen am linken Bein? — Ja, das kommt vom Alter!"

Bäuerin (kopfschüttelnd): „Wie sonderbar! Mein rechtes Bein tut mir gar nicht weh und ist doch gerade so alt wie das linke!"

Bücherschau / Vom Herausgeber

Die Geschichten vom Christuskind, wie sie die alte Barbara erzählt hat. Von Walter Schmidkunz. Mit 16 Holzschnitten von Rudolf Wirth. Brosch. M. 6.—, in Ganzleinen M. 8.—. Verlag Kösel & Pustet, München.

Die Heiligen in Holzschuhen und andere Geschichten. Von Heinrich Luhmann. Mit 13 Holzschnitten von Rudolf Wirth. Brosch. M. 5.50, Ganzleinen M. 7.—. Ebenda.

Die Blumenlegende. Von Leo Weismantel. Mit sechs farbigen Bildern von Alfred Hagel. Brosch. M. 6.—, Ganzleinen M. 8.—. Ebenda.

Eginhardt im Märchenland. Von Georg Terramare. Mit sechs farbigen Bildern von Alfred Hagel. Brosch. M. 6.—, Ganzleinen M. 8.—. Ebenda.

Mit diesen vier wundervollen Legenden- und Märchenbüchern hat das katholische Verlagswesen mit einem Schlage seine bisherige Rückständigkeit auf diesem Gebiete überholt und vorbildliche Jugendbücher geschaffen. Durch ihren geistigen Gehalt und ihren literarischen Wert aber überragen diese Bücher die allermeisten derartigen Veröffentlichungen. Die Verfasser haben hier aus den Tiefen des zweitausendjährigen katholischen Kulturgutes geschöpft und Schätze von der schimmernden Pracht erlöster, naturentbundener Geistigkeit zutage gefördert. Allein die „Geschichten vom Christuskind" von Schmidkunz wiegen durch ihre wundersame Güte, hohe Reinheit und blühende Poesie ganze Regale voll dicker Bücher auf. Um des herrlichen Menschentums willen, das die Abendgeschichten der Waiserlmutter ohne jede Lehrhaftigkeit ausstrahlen, wünschte ich dieses Buch in Millionenauflage in jedes christliche Haus; es gibt keine edlere und innigere Abendlesung für die Familie, denn es geht darin Himmlisches und Menschliches, Ernstes und Heiteres, Leidvolles und Beglückendes in so köstlicher, lebensechter Mischung durcheinander, wie es nur einem großen Dichter in guten Stunden gelingt. — Aus derselben Quelle urkatholischer Glaubenskultur stammen Luhmanns gemütvoll-fromme, poesieerfüllte Legendengeschichten: „Die Heiligen in Holzschuhen" — „Das verlorene Lachen" — „Glockentracht" — „Die Gotteswiege" — „Der Feulefanz" und „Die Johannisbrücke". Luhmann ist ein feiner Sinnierer und lachender Schalk zugleich, der in bildhafter Volkssprache und dennoch mit gepflegter Sprachkunst seine Fabeln zu formen weiß. Ungekünstelte Kindlichkeit und darum auch Freude an Märchenzauber und lustigem Schabernack sind ihm eigen. Alles aber ist übergoldet von dem Sonnenschein seines innigen Gemütes. — Weismantels „Blumenlegende" ist mir das Liebste von allem, was der Dichter geschrieben hat. Der Born reiner Naturfreude und naturmythischen Grübelns sind darin aus vielen Jahrhunderten her zusammengeströmt. Und auch diese scheinbar kindlich-träumerischen Legenden sind in jeder Zeile voll sittlichen Gehalts und religiösen Empfindens und darum gleichfalls ein wertvolles Abend-Lesebuch für das christliche Haus, woraus jung und alt ein neues, tiefes Naturverstehen lernen können. — Terramares „Eginhardt im Märchenland" führt in schönster Weise die gute Märchentradition ins moderne Jugendleben fort durch glückliche Vereinigung von ewig wirksamem Märchenzauber und heutiger Lebenswirklichkeit. Der frühreifen Aufgeschlossenheit der jetzigen Jugend ist Rechnung getragen, aber gerade als Gegengewicht dazu sind stark erzieherische Motive unaufdringlich in die Handlung eingebettet. — Die Illustration dieser vier Legenden- und Märchenbücher ist besonders geglückt. Die Bücher von Schmidkunz und Luhmann hat Rudolf Wirth mit Holzschnitten von starker Originalität und kräftiger Schwarzweißwirkung ausgestattet, die sich prächtig in das graphische Gesamtbild des Buches fügen; die „Blumenlegende" und „Eginhardt" sind durch Alfred Hagel mit vornehm-stilvollen und doch ganz köstlich märchenhaften farbigen Bildern geziert worden.

Reclam, „Praktisches Wissen". Herausgeg. unter Mitarbeit erster Fachgelehrter. Mit 948 einfarbigen und bunten Textbildern, 16 Seiten Atlas, 16 farb. Tafeln, 8 Kupfertiefdruck-Tafeln und 2 Doppeltonbildern. In Halbleder M. 20.—. Verlag Philipp Reclam jun., Leipzig.

Dieses Werk ist auf dem Gebiete des Buchwesens eine Art Erfindung: die Darlegung und praktische Auswertung der modernen Wissenschaftsergebnisse, technischen Errungenschaften und neuen Lebensbetätigungen, vor allem auch des Sports und Verkehrs, des Flugwesens, der Elektrizität und des Rundfunks, der Drucktechniken, der staatsbürgerlichen Rechte und Pflichten, des Gesundheitswesens, der Geschäfts- und Buchführung, des Selbstschneiderns, des Kochens und der Hauspflege, der Blumen- und Tierzucht, des Garten- und Obstbaues, der Geflügelhaltung, des Baues und der Ausgestaltung des eigenen Heims. Alle diese vielen Gebiete sind jeweils in 10 bis 35 Einzelfragen behandelt. Es ist hier nicht möglich, auch nur einen Überblick über das riesige Stoffmaterial zu geben, das in dem Werke auf den knappsten und anschaulichsten Ausdruck gebracht ist. Man wird über die Sonnen- und Mondfinsternisse ebenso unterrichtet wie über die Edelsteine oder über Hypnose und Suggestion, über die Bäder der Nord- und Ostsee, über Jiu-Jitsu, die beste Selbstverteidigung und alle modernen Sportarten, über das Autofahren und seine gesetzlichen Bestimmungen, über die Errichtung einer Rundfunk-Anlage und das Neueste in Telegraphie und Telephonie, über Sprache und Handschrift, über gerichtliche Klage und Verteidigung, über alles Wissenswerte der Gesundheitspflege, über Reklame und Bilanz, Wechsel und Hypotheken, über Kleiderstoffe und Pelze, über Kochbuchfragen und hundert andere wissenswerte Dinge. In allem ist der Nachdruck auf die alltägliche Praxis gelegt: man soll sich durch rasches Nachschlagen, welches das angefügte Register erleichtert, sofort über das betreffende Thema gründlich orientieren können. Auch die Illustration des Werkes ist außerordentlich vielseitig und interessant.

Ägypten und der Sudan. Handbuch für Reisende. Mit 21 Karten, 85 Plänen und Grundrissen und 56 Abb. 8. Aufl. In Leinen M. 24.—. Verlag Karl Baedeker, Leipzig 1928.

Da sich der Reiseverkehr durch die praktische Einführung der billigen Gesellschaftsreisen von Jahr zu Jahr steigert, wird in diesem Frühjahr auch ein Strom von Erholungsuchenden nach Ägypten gehen; tausende wird ja auch ihre Pilgerreise ins Heilige Land nach Ägypten führen. Ihnen allen sei die vorliegende Neuauflage von Baedekers „Ägypten" als das beste Reisebuch dieser Art hier bekannt gemacht, das mit seinen allerneuesten Angaben über Unterkunfts- und Verkehrsmöglichkeiten, über die jüngsten Ausgrabungen, Sehenswürdigkeiten, auch über alle Preise tatsächlich das einzige moderne Reisehandbuch über die Nilländer ist. Sein Inhalt vermag sogar eine kleine Ägyptenbibliothek zu ersetzen. Die Bearbeitung lag in den Händen des bekannten Leipziger Ägyptologen Professor Dr. Steindorff, der von anderen Fachleuten ersten Ranges, wie Gg. Schweinfurth, C. H. Becker, Sir Henry Lyons, unterstützt wurde. Auch die neuesten Funde in dem Grabe Tut-ench-amuns und die Ausgrabungen in Sakkara sind berücksichtigt. Ausgezeichnet sind die umfassenden Abhandlungen über das ägyptische Land und Volk, über den Islam, über die ägyptische Geschichte und Religion, über die Hieroglyphenschrift, über die ägyptische Kunstgeschichte, über die islamitische Baukunst und über die Literatur der Ägypter. Dieser Teil, der fast ein Buch für sich ausmacht, ist auch für alle Daheimbleibenden wertvoll. An schönen Karten und sonstigen Abbildungen ist der ganze Band überreich.

Friedrich von Amerling, der Altmeister der Wiener Porträtmalerei. Von Günther Probszt. Mit 8 vielfarbigen und 91 einfarbigen Bildtafeln. In Ganzleinen M. 25.—. Amalthea-Verlag, Wien 1927.

Diese hochwertige kunstgeschichtliche Monographie über den durch zwei Jahrzehnte als erster europäischer Bildnismaler gefeierten und ebenso rasch wieder vergessenen Wiener Maler scheint durch seinen 40. Todestag veranlaßt worden zu sein. Und zweifellos gibt das Buch nicht bloß eine bedeutsame Aufhellung der historischen Tatsachenbestände der Altwiener Malerei, sondern auch einen schönen Beitrag zu der menschlichen Seite des tragischen Künstlerschicksals Friedrich v. Amerlings, der aus bescheidensten Anfängen zu höchster Berühmtheit und wirtschaftlicher Wohlhabenheit aufstieg, um ebenso jäh wieder ins Dunkel zurückzusinken. Als man längst nicht mehr von ihm redete, im Jahre 1885, schuf er als sein Letztes ein Christusbild von seltsam ergreifendem, traurigem Ausdruck, das am besten die Wandlung seines vom Glück begünstigten und dann in Schmerz verkehrten Lebens spiegelt. In dem Aufsatz Seite 194 dieses Heftes ist einiges aus dem Leben und Schaffen dieses Künstlers mitgeteilt. In umfassenderem Maße orientiert darüber das vorliegende prächtig ausgestattete Werk, worin der Verfasser Amerlings geistige Ahnen, seine Lehr-, Wander- und Meisterjahre, Reife und Abstieg und den Ausklang seines Lebens schildert und daran anschließend eine wertvolle Übersicht über die gleichzeitige Bildnismalerei und die Schüler Amerlings bietet. In den 99 sorgfältig reproduzierten Wiedergaben kommt das ganze Schaffen Amerlings zur Darstellung.

Der katholische Gedanke. Eine Vierteljahrsschrift. Herausgegeben vom Katholischen Akademikerverband. Preis des Heftes M. 2.—. Verlag Kösel & Pustet, München 1928.

Dieser neuen Zeitschrift für unsere gebildeten Katholiken kommt angesichts der gegenwärtigen Geistes- und Kulturlage eine außergewöhnliche Bedeutung zu. Das Glaubens- und Gnadengut, das liturgische Leben und die weltumspannende Organisation, aber auch die Ausstrahlungen der katholischen Religion in die weltlichen Bezirke sollen erlebnisstark und begeisternd dargestellt werden. Der Inhalt des ersten Heftes ist verheißungsvoll: F. X. Münch, Der katholische Gedanke, sein Wesen und Ziel — Th. Michels, Des hl. Ignatios Brief an die Römer — Ludwig Baur, Religion und Recht — Ant. Scharnagl, Konkordatsprobleme — D. Sertillanges, Philosophie der Familie — A. Bergmann, Unsere pädagogischen Nöte — F. X. Landmesser, Bischof Ketteler und wir usw.

Handarbeiten der italienischen Frauen / Von Willy Hacker

Das berühmte — oder besser gesagt: das berüchtigte — „dolce far niente" der Italiener, das Faulenzen in den Tag hinein, scheint aus der Mode zu kommen; wenigstens habe ich bei aufmerksamer Beobachtung — außer Arbeitern, welche die heißen Mittagsstunden verschlafen, denen man ja auch bei uns begegnet — immer nur rührige, tätige Menschen gesehen. Besonders die Frauen sind es, die sich ebenso wie unsere Frauen nicht dazu verstehen können, selbst während des Erholungsplauderstündchens vor der Haustür die fleißigen Hände ruhen zu lassen. Dabei aber haben sie oft den ganzen Tag schwer in der Wirtschaft oder bei glühender Sonnenhitze in den Weingärten, auf den Feldern geschafft.

Schon beim ersten Eintritt in Italien fühlt der Deutsche, besonders die deutsche Frau, sich gefesselt durch die strickenden Frauen und Mädchen, die vor der Tür erscheinen, sobald es kühl wird, und, das malerische Spitzentuch auf dem Haar, den unentbehrlichen Fächer im Arm, in fröhlichen Gruppen die Straßen Veronas, Mantuas usw. bevölkern. Der italienische Strumpf ist ein wunderlich Ding. Der Fuß wächst nicht aus dem immer schlanker werdenden Bein, sondern beide Teile werden getrennt angefertigt. Aus der Hacke entwickelt sich die Spitze (in manchen Gegenden herrscht sogar ein umgekehrtes Verhältnis). Das Vereinigen der Hälften geschieht meist durch Häkeln, mitunter durch Stricken oder Nähen.

In und um Venedig, wo die Glasindustrie zu so hoher Blüte gelangte, werden sehr viele Frauen in den Fabriken beschäftigt, besonders bei den mühseligen Arbeiten des Spinnens und des Flechtens der gewonnenen schönfarbigen, aber unendlich spröden Fäden, deren Splitter selbst bei größter Vorsicht leicht in die Haut gleiten und unangenehme Schmerzen verursachen. Da braucht man Geduld — und diese ist Frauentugend. Beim Zusammensetzen des Glasmosaik findet man oft Kinder schon von zehn Jahren angestellt, deren geschickte Finger Gänseblümchen- und Vergißmeinnichtsträuße, meist ohne Vorlage, nur durch Übung und Geschmack geleitet, auf das zierlichste zusammensetzen. In den einsameren Straßen sieht man noch hier und da Spitzenklöpplerinnen, deren wundervolle Arbeiten besonders von Pariser Geschäften gern gekauft werden. Der Verdienst ist freilich sehr gering; zu groß ist die Konkurrenz der vielen Fabriken.

Die Gegend von Florenz ist nicht nur das Blumen-, sondern auch das Strohland; denn von dort kommen die riesigen gelben Hüte, die leichten Fächer und die Tausende von niedlichen Luxusgegenständen, Körbchen, Bonbonnièren usw., welche bei uns hauptsächlich in den rheinischen Bädern Absatz finden. Droben in dem kleinen, entzückend gelegenen Bergnest Fiesole ist ein Hauptsitz der Strohflechterei. Die Frauen, die auf bequemer Fahrstraße herniedersteigen zur Stadt der Künste, arbeiten während des Gehens unablässig. In der Schürze tragen sie das Material, das von den Fingern zu langen schmalen Streifen gestaltet wird. Auf dem Kopfe ruht der malerisch aufgeputzte Korb, mit Blumen, Obst, Gemüse oder dergleichen gefüllt, das zum Verkauf getragen wird. Erst zwischen den Häusern, wo es aufzupassen gilt, hört der emsige Fleiß auf. Vor Porta Romana und nach Val d'Ema hin, welches die friedliche, likörberühmte Certosa von weitem wie ein zinnengekröntes Raubschloß beherrscht, sieht man die reizendsten Gruppen auf den steinernen Türschwellen, umgeben von Haufen feinen, gelben Strohs, in dessen Behandlung schon die kleinen Enkelkinder von der Greisin unterrichtet werden. Diese „Florentiner Flechtkammer" ist ein Gegenstück zur Schwarzwälder Spinnstube.

Wasserträgerin auf Capri

An der Riviera, wo die Vegetation von wunderbarer Üppigkeit, und tiefer im Süden, wo die graugrüne Aloe ihre stachligen Blätter zwischen Felsblöcken aus dürrem Boden emportreibt, gewinnt man aus dieser Pflanze die zwirnartigen, starken Fäden, welche gesponnen und gewebt einen derben, drillichähnlichen Stoff geben, der seiner Haltbarkeit wegen hauptsächlich für Männerhemden, Arbeiterblusen usw. verwendet wird. Während bei uns

der mühseligste Fleiß nötig ist, um den Flachs zu ziehen und ihn nach den verschiedensten Behandlungen endlich auf den Rocken zu bringen, wächst den glücklichen Italienern ihre Aloe wild zu, bildet undurchdringliche natürliche Hecken um ihre Wein- und Gemüsegärten und kann ohne Schwierigkeiten gleich praktisch verwertet werden, da die Fäden — zwischen der oberen und unteren Blatthülse eingeschlossen — sich dicht und nebeneinanderruhend darbieten.

Rom ist die Stadt der Kunst, der Mosaiken, welche — anders als die Florentiner, deren Hintergrund meist aus einem dunklen Stück besteht, in welches die Blumen usw. eingesetzt sind — ganz durch kleine Steinchen gebildet werden und sich daher vorzüglich zur Nachbildung von Bauwerken und Landschaften eignen. Ferner sind seine reizenden Bronzen, seine Kameen berühmt, vor allem aber seine Perlen. Viele hundert fleißige Frauenhände drehen und durchbohren täglich die kleinen Wachskügelchen, welche, mit Weiß oder Bunt überzogen, die „schönen Tränen des Meeres", wie ein Dichter die Korallen nennt, nachahmen, oft mit der täuschendsten Ähnlichkeit.

Bei Neapel ist es hauptsächlich die Baumwollezucht, welche die Bewohner beschäftigt. Über dem noch unausgegrabenen Teil von Pompeji schwanken die großen Blüten und die mit schneeweißer Watte gefüllten Fruchtkapseln im Winde, und hier sieht man häufig die eigentümliche Gewohnheit der Frauen, von der am Gürtel befestigten Spindel abzustricken, ohne sich vorher die Mühe des Knäuelwickelns zu machen.

Die paradiesische Insel Capri bildet den Mittelpunkt einer großartigen Korallenfischerei, und die schönen Töchter des meerumspülten Eilandes schleifen die roten oder weißen Seegewächse mit Geschick und Ausdauer zu allerhand Schmucksachen. Darüber versäumen sie aber nicht den Webestuhl und das zarte Produkt der Seidenraupe, die besonders an den lachenden Gestaden des Golfes von Amalfi und Salerno gezogen wird und das, zu farbenprächtigen Bändern, Tüchern und Strümpfen verarbeitet, in die kühlen Bazars des menschenwimmelnden Neapel und des lieblichen Sorrent wandert. Dies ist die Heimat der anmutigen Holzmosaik, deren Material in den schattigen Olivenwäldern, die sich rings um die Stadt ziehen, den Bewohnern reichlich entgegenwächst. Wer der mühevollen Arbeit zugesehen hat, wer die emsigen Hände beobachtet, wie sie unermüdlich sind im Schneiden und Zusammensetzen, im Bemalen und Polieren der feinen Holzplättchen, der begreift nicht, daß die niedlichen Sachen so billig sind. Überhaupt wird die Handarbeit in Italien allgemein schlechter bezahlt als bei uns, und doch sieht man fast nur fröhliche Gesichter. Woher kommt das? Liegt es in dem leichteren Temperament der südländischen Frauen oder in ihrer Anspruchslosigkeit?

Einfacher, praktischer Regenmantel aus imprägniertem Gabardine mit Gürtel und hochknöpfbarem Kragen.

☆

Mitte:

Links: Kinder-Cape aus schwarzweiß kariertem Gummistoff mit angeschnittener Kapuze.

(Phot. Hanni Schwarz.)

☆

Die praktische Ausrüstung für Regentage

Glattfallender Regenmantel aus ölgetränkter Seidenhaut mit Regenhütchen aus gleichem Stoff.

☆

Mitte:

Rechts: Großkariertes Cape für größere Mädchen aus wasserdichtem Stoff. Dazu imprägnierte Regenkappe.

(Phot. Hanni Schwarz.)

☆

Frühjahrs-Mode

Blaugraues Jumperkleid

Links: Feine Zusammenstimmung von blau und grau, mit weißer Einfassung und passendem Filzhütchen.
(Modell Gerson.)

☆

Rechts: Beigefarbener Crêpe de Chine mit gleichfarbiger Weste.
(Modell Heß.)
(Phot. Sandau.)

Frühjahrskostüm

Frühjahrskostüm aus weiß-braun kariertem engl. Stoff mit Revers, aufgesetzten Taschen, auf einen Knopf gearbeitet.
(Phot. Hanni Schwarz.)

☆

Links: Nachmittagskleid aus lichtgrauem Kasha mit fraise Seidengürtel, Kragen und Schleife.
(Modell Ehrmann & Rosenberg.)

☆

Rechts: Dunkelblaues Crêpe-Satin-Kleid mit rosa Crêpe-de-Chine-Garnierung an Ausschnitt, Halsschal und Becherärmeln.
(Phot. Sandau.)

Crêpe-de-Chine-Kleid mit Wollweste

Hochgeschlossenes Kleid

Elegantes Kleid

Ärztliche Ratschläge / Von Dr. W. Heimer

Nichtessen der Kinder

Ist es wirklich gerechtfertigt, das Nichtessen oder vielmehr Nichtgenügendessen des kleinen Kindes mit solcher Sorge und Anteilnahme zu verfolgen, wie das vielfach geschieht? Oder schaffen sich überängstliche Eltern hier eine künstliche, unnötige Sorge?

Es gibt Kinder, die eigentlich immer und alles essen. Aber andere Kinder sind anders, und da müssen sich auch Eltern und Erzieher anders einstellen. Kinder brauchen zwar im Verhältnis zu Größe und Gewicht mehr Nahrung als der Erwachsene, denn sie müssen ihren Körper nicht nur erhalten, sondern auch aufbauen. Sehr häufig gibt man aber den Kindern aus guter Absicht zuviel zu essen, mehr als ihnen zuträglich und wünschenswert ist. Man braucht sich da nicht zu wundern, wenn das Kind auf einen Teil des Dargebotenen verzichtet.

Wenn die Kinder zuviel Zwischenmahlzeiten machen, in der Küche immer etwas finden können, dann essen sie bei den Hauptmahlzeiten nicht richtig. Andere Kinder vergessen vor lauter Spielen auf das richtige Essen. Unerzogenheiten spielen eine große Rolle. Das Kind, das nur ißt, wenn die Mutter eine Geschichte erzählt oder wenn jeder Löffel einem anderen Familienmitglied „gewidmet" ist, — „noch einen Löffel für die Mutter, einen für den Onkel Fritz" usw. — kann sich leicht zum Haustyrannen auswachsen.

Eine andere Frage ist die des Nichtessens bestimmter Speisen. Im allgemeinen ist es richtig, daß Kinder alles, was auf den Tisch kommt, essen können. Die Taktik, ihnen nichts anderes vorzusetzen, bis sie die verschmähte Speise gegessen haben, beruht auf einem richtigen erzieherischen Grundsatz. Nicht immer aber wird diese Regel anwendbar sein. Kinder können zweifellos von der Geburt an gegen bestimmte Speisen einen Widerwillen haben, den sie nie verlieren. In solchen Speisen ist, so wird man annehmen, ein Stoff enthalten, den der Körper nicht verträgt — wie ja auch manchmal Erwachsene keine Erdbeeren vertragen oder keine Krebse, ohne zu erkranken. In solchen Fällen die Kinder zwingen zu wollen, ist eine — vergebliche — Quälerei. Immerhin sind sie nicht häufig. Keinesfalls darf man daraus eine Staatsaktion machen. Die Eltern werden, wenn sie das Widerstehen eines Kindes gegen eine bestimmte Speise erkannt haben, stillschweigend darüber hinweggehen, — schon aus Rücksicht auf die Erziehung der anderen Kinder.

Gerade nach solchen Vorkommnissen gewöhnen sich Kinder das Erbrechen nach dem Essen an, das die Eltern oft beunruhigt. Erbrechen kann natürlich mit einer Erkrankung des Magens oder einer anderen zusammenhängen. Aber oft merken Kinder, die man immer zum Essen zwingt, daß man sie nach dem Erbrechen in Ruhe läßt. Sie wenden es daher an, um dem lästigen Zwang zu entgehen. Hier darf man die Kinder nur nicht zum Essen zwingen, muß sofort aufhören, wenn sie genug haben, und vor allem ja kein Wesens aus dem Erbrechen machen. Nach kurzer Zeit hört dann das beunruhigende Anzeichen gänzlich auf.

Ein Kind, das längere Zeit nicht richtig ißt, braucht deswegen nicht krank zu sein; das sonstige Befinden wird darüber Auskunft geben. Ein krankes Kind wird häufig nicht essen; da werden aber in kurzer Zeit andere Anzeichen auf das Kranksein des Kindes hinweisen. Bei längerer Dauer der Krankheit kann es freilich notwendig werden, auf das Essen zu „drücken", d. h. zu sorgen, daß das Kind trotz der Appetitlosigkeit genügende Nahrung zu sich nimmt. Beim sonst gesunden Kind ist das aber nicht von der überwältigenden Wichtigkeit, die man oft zu sehen bekommt. Vielleicht ist hier ein augenblicklich langsameres Wachstum die Ursache — das Wachstum geht ja nicht gleichmäßig vor sich, sondern zu verschiedenen Zeiten unterschiedlich stark. Nach einiger Zeit wird das Versäumte sicher eingeholt.

Was soll man also tun, wenn das sonst gesunde Kind nicht ißt? In Ruhe warten! Es wird schon wieder essen. Man wird dem Kind zur richtigen Zeit die Mahlzeit anbieten, aber es nicht zwingen wollen, nicht anflehen, nicht Belohnungen versprechen. Man muß auch etwas Vertrauen zur kindlichen Natur haben. Sie wird, wenn man sie recht versteht, nicht falsche Wege führen. Zum Glück ist die kindliche Natur so widerstandskräftig, daß sie den vielen gut gemeinten, aber recht oft schlecht angebrachten Beeinflussungsversuchen erfolgreich trotzt. Drum hat es keinen Sinn, mit List und Zwang etwas im Augenblick für den kindlichen Körper wahrscheinlich nicht Förderliches durchsetzen zu wollen — meistens ist die Bemühung auch vergeblich. Wenn man die Kinder nicht zum Essen zwingen wollte, sondern sie mehr ihrem eigenen Bedürfnis nachgehen ließe, dann würden viel unnötige Tränen und überflüssige Aufregung gespart, beim Kind und erst recht — bei der Mutter.

Der feuchte Wickel

Oft verordnet der Arzt einen feuchten Hals- oder Brustwickel und muß dann sehen, daß er nicht richtig ausgeführt wurde. Die am richtigen Platz ausgezeichnet heilsame Wirkung solcher Wasserheilmaßnahmen wird dadurch hinfällig gemacht. In Wirklichkeit ist es sehr einfach, einen feuchten Wickel wirkungsvoll und heilbringend anzulegen, man muß nur wissen, um was es sich dabei handelt. Dann wird man von selbst Fehler und Schädigungen vermeiden können.

Die Anlegung eines feuchten Wickels bezweckt, an einer bestimmten Körperstelle dampfförmige Wärme zu erzeugen. Die Wärme erweitert zunächst die oberflächlichen Hautgefäße. Bei längerer Einwirkung erstreckt sich der gefäßerweiternde Einfluß der feuchten Wärme aber auch auf tiefer gelegene Gewebe und Organe. Erweiterung der Blutgefäße hat größeren Blutzustrom an die betreffende Stelle im Gefolge. Je mehr Blut an ein krankes Gewebe oder Organ aber kommt, um so besser und rascher vermag es im allgemeinen auszuheilen. Denn die im Blut enthaltenen Schutzstoffe und Heilkräfte wirken um so stärker, in je größerer Menge sie zur Verfügung stehen.

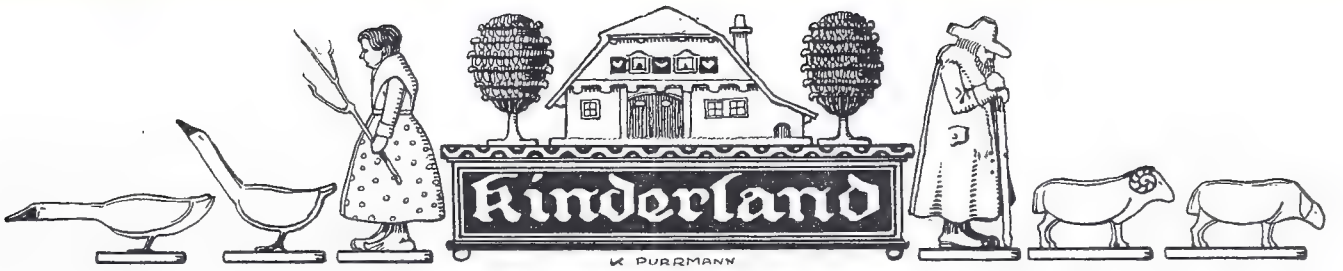
Ein feuchter Wickel, der seinen Zweck erreichen soll, muß also folgendermaßen angelegt werden. 1. Ein Tuch wird gut mit Wasser durchfeuchtet und dann ausgewunden, so daß es nicht mehr tropft. Es wird dann um den Hals, die Brust usw. gelegt. 2. Darüber kommt nun ein wasserdichter Stoff (Guttapercha oder Billrothbattist oder Guttatist usw.), der das feuchte Tuch allseits überdeckt. 3. Darüber kommt noch ein warmes Tuch, aus Wolle oder Flanell usw., das festgeknüpft oder mit Sicherheitsnadeln zugesteckt wird.

Der Punkt, auf den bei dem geschilderten Anlegen eines feuchten Wickels vor allem zu achten ist, ist: daß das feuchte Tuch wirklich ringsum von dem wasserdichten Stoff bedeckt ist und nirgends hervorblicken kann. Denn an einer Stelle, wo das der Fall ist, tritt nicht wie unter dem wasserdichten Stoff eine Erwärmung des Wasserdampfes auf, sondern gerade im Gegenteil durch das abkühlende Wasser eine örtlich umschriebene Abkühlung der Haut, und das kann zu unangenehmen Erkältungen führen. Von solchen örtlichen Abkühlungen kommt es nicht selten infolge von Fernleitung zum Auftreten einer Erkältungsschädigung an einer weiter entfernten Stelle des Körpers. Das muß unter allen Umständen vermieden werden.

Bestimmte Gründe veranlassen den Arzt, das feuchte Tuch einmal mit kaltem, ein andermal mit heißem Wasser tränken zu lassen. Auch das kalte Tuch wird ja beim feuchten Wickel rasch warm. In der Regel ist es aber vollkommen gleichgültig, ob man warmes oder kaltes Wasser zum Anlegen des feuchten Wickels nimmt.

Deshalb ist es auch nicht angebracht, Kindern, die sich vor dem kalten Wickel fürchten, nun erst recht ein Tuch mit kaltem Wasser um den Hals oder die Brust zu legen. Ein Kind, das krank und vielleicht im Fieberzustand noch besonders empfindlich ist, gehört weder „abgehärtet" noch „erzogen", sondern es muß ihm Pflege und Liebe erwiesen werden. Erziehung usw. kann später in gesundem Zustand wieder nachgeholt werden. Kinder, die vor dem naßkalten Tuch des Wickels Angst haben, sollen deshalb unbedingt und selbstverständlich einen Wickel bekommen, der mit warmem oder angewärmtem Wasser angefeuchtet ist. Im übrigen ist auch sehr vielen Erwachsenen im Erkrankungsfall ein kalter Wickel unangenehm, und auch ihnen soll, wenn der Arzt nicht aus bestimmten Gründen eigens einen kalten Wickel verlangt, das zum Anfeuchten des Tuches bestimmte Wasser vorgewärmt werden. Durch solch rücksichtsvolles Anpassen an den Zustand und die Empfindungen des Kranken verschwindet der anfängliche Widerwille gegen feuchte Wickel überhaupt in den meisten Fällen rasch.

Der feuchte Wickel bleibt, wenn er richtig und sachgemäß angelegt ist, viele Stunden hindurch warm, und braucht nur ein- oder zweimal am Tage erneuert zu werden. In der zweiten Hälfte der Nacht, wenn er anfängt, kalt zu werden, ist es ratsam, ihn entweder zu erneuern oder besser noch ganz abzunehmen, die Haut fest abzutrocknen und ein warmes Tuch darüber zu legen. Solche Zwischenpausen zwischen den einzelnen Wickeln sind zur Schonung der Haut nötig. Wenn länger dauernde feuchte Wickel angelegt werden müssen, kann sich eine empfindliche Haut leicht röten und entzünden. Dem kann man durch Einreiben mit Salben oder Fetten vorbeugen. Auf jeden Fall ist beim Abnehmen des feuchten Wickels die Haut sorgfältig abzutrocknen und warm zu umhüllen; sonst kann es leicht zu einer Erkältung kommen.



Jesus und sein Hündlein / Von Gertha Jung

Freunde, — Schwestern, — höret!

In jener Zeit geschah es, da der Herr noch auf Erden wandelte.

Durch die Lande war Jesus gezogen, zu den Armen, den Verwaisten, den Verworfenen. Hatte Bresthafte geheilt, hatte getröstet, die traurigen Herzens waren; hatte die Blinden und die Tauben und die Stummen berührt mit seinen gütevollen Händen, daß ihrer Sinne verschlossenes Tor sich aufgetan. Und sie sahen, hörten und redeten.

Und mit dem Herrn zogen seine Jünger, und viele, viele, die an ihn glaubten und ihm gefreundet waren.

Die Sonne bettete sich müde in der Abendwolken weiche Hände; von den Bergen nieder stieg geruhsam die Nacht. Sie deckte die Erde mit schwarzen Schleiern zu.

Jesus, der Wunderarzt, hatte sich verspätet; denn viele waren, die ihn angerufen in ihrer Not.

Schweigend folgten die Gefährten seiner mühevollen Wanderung.

Müde zögerte des Herren Schritt. Vor ihm lag Jerusalem, die schöne Stadt. Fackelschein lag wie eine rosige Wolke über ihr.

Und Stille herrschte ringsumher. Da vernahm der Herr ein klägliches Winseln: wie Weinen eines Kindes klang's durch die nächtliche Stille.

Jesus stand lauschend. Aus dem verfallenden Gemäuer eines verlassenen Hauses kam das leidvolle Tönen.

Da sprach der Herr zu seinen Jüngern: „Lieben, gehe einer unter euch, zu sehen, wer in diesen einsamen Mauern unserer Hilfe darbt!"

Aber die Jünger und Freunde Jesu murrten; denn müde waren sie von langer Tagfahrt und hungrig.

„Herr," sprachen sie, „was sollen wir hineingehen, zu sehen? Ist die Nacht doch finster, kein Mondstrahl leuchtet uns noch. Vielleicht ist ein böser Geist darinnen oder nur ein Tier. Sollen wir eines Tieres wegen verweilen in der Nacht vor den Toren? Komm, o Herr, laß uns einziehen in deine Königsstadt Jerusalem, auf daß uns Speisung und Herberge werde!"

Das Denkmal für den berühmten Hund „Barry" vom Großen Sankt Bernhard, der 40 Menschen das Leben gerettet hat und vom 41. getötet wurde

Da erzürnte der Herr gar sehr über seine Menschenbrüder. Selber ging er hinein in das verlassene Gemäuer, der weinenden Stimme nach.

Auf sein Geheiß glitt auf silbernen Füßen ein Mondenstrahl vor ihm her, wies ihm gehorsam den Weg. Und siehe: ein junges Hündlein war's, das unbarmherzige Menschen hier ausgesetzt hatten, auf daß es verderbe und umkomme.

Und in des Menschensohnes Seele war ein heißes Erbarmen mit der hilflosen, wehrlosen Kreatur. Er nahm das verlassene Geschöpflein auf — kaum bedeckte es seine Hand, so winzig war's, — und nahm es mit sich. Sorglich barg er das zitternde Tierchen in seinem Mantel, streichelte, liebkoste es beruhigend, wärmte es an seinem Leibe. Und das Hündlein ward ruhig und zutraulich, da es geborgen lag in seines Gottes schirmendem Arm.

Jesus zog das Hündlein auf. Es folgte dem Herrn, wohin er ging. Ward das Tierlein müde von des Weges Mühen, so setzte es sich bittend vor den Herrn, sah aus großen, treuen Augen flehend zu ihm auf, und der Schöpfer aller Kreatur nahm es gütevoll auf seine Arme und trug es.

— — — — —

Freunde, — Schwestern, — höret!

Viele, viele Tage waren in der Zeiten Lauf, die schwarze Untat bargen in ihrem Schoß. Schwärzere Untat aber beschien niemals der Sonne Licht, als den schmählichen Verrat des Judas an seinem Herrn und Freunde.

Da der Freund den Freund verkauft hatte um dreißig Silberlinge, überfielen ihn seine Feinde zu mitternächtiger Stunde. Es flohen ihn seine Jünger, seine Gefährten. Alle, alle — verließen sie ihn in der Stunde der Not.

Aber da war des Herren Hündlein. Wütend fuhr es auf die gedungenen Knechte los. Biß um sich, raste in Schmerz und Zorn. Da traf es der Fußtritt eines Geharnischten. Mit gebrochenem Pfötchen, blutend, sank winselnd das Tierchen. Durch Jesu Seele fuhr stechender Schmerz. Das mißhandelte Geschöpfchen raffte sich auf und folgte hinkend, blutend der Spur seines Herrn. Ward zurückgetrieben, getreten. Immer wieder kehrte es zu seinem Herrn zurück.

Und nun führte eine Schar entmenschter Henkersknechte, geifernden Pöbels, bestochener Schreier, diesen seinen gütevollen Herrn, gebeugt unter schmählicher Kreuzeslast, zum Kalvarienberg, — zur Schandstätte der Juden. Fern blieben die Freunde, die Gefährten. Nur dreie folgten dem Herrn: Johannes und Maria, die leidgebeugte Gottesmutter, und das winselnde, getretene Tierlein, das des Herrn erbarmende Güte einst vor dem Verderben rettete.

Da nun der Gottmensch am Kreuzesstamme hing, sank das Hündlein klagend am Kreuze nieder.

Freunde, — Schwestern, — sahet ihr je so jammervolle Klage in eines traurigen Tieres Auge?

— — — — — — — — — — —

Auf höchsten Berges ragendem Gipfel stand das Kreuz. Weithin reichte des Gemarterten Blick über die Lande. Und alles Weh der ganzen Welt lag lastend auf des Herren Herzen. Seine Men-

schenbrüder, denen er Heil gebracht, hatten ihn ans Kreuz genagelt. Da schrie er auf in tiefstem Jammer: „Gott, mein Gott, — — warum hast du mich verlassen!“

Und als das Hündlein dieses Wort vernahm, richtete es sich auf am Kreuzesstamme und schrie — schrie — so qualvoll — so klagend — daß selbst die fühllosen Henkersknechte schauernd erbebten. Über Stadt und Land — weithin zitterte des Tierleins Jammerschrei. Und es wandten sich alle und verließen die Richtstätte.

Das Hündlein blieb. Und Maria, die Mutter.

— — — — — — — — — — —

Als sie nun den Herrn gebettet hatten in sein Felsengrab, legte sich das Hündlein vor des Grabes Eingang und hielt Wache bei seinem toten Herrn. Johannes, der Lieblingsjünger Jesu, nahte, wollte es mit sich nehmen, es speisen und tränken, wie Jesus es getan. Aber das Hündlein sah den Jünger mit tottraurigen Augen an und entzog sich ihm. Da ging der Jünger leidvoll hinweg.

Tage, Nächte, wachte gramvoll das Hündlein.

Am dritten Tage aber öffnete sich die Felsentüre, die zum Grabe führte, und ans Licht trat Jesu, sein Herr, in verklärter Herrlichkeit.

Da nun das Hündlein den Herrn erblickte, schrie es abermals — schrie. Ein einziger Laut war's. O Jubel, o namenloser Jubel! Über alle Lande hallte der Schrei.

Es strebte empor an seinem Herrn mit letzter Kraft, suchte bettelnd seinen Blick. Da neigte sich der Erstandene und fuhr liebkosend mit seinen gütigen Händen, die noch die Male der Nägel trugen, über des Tierleins kleinen Körper.

Da brach des treuen Hündleins Herz.

Die Freude des Wiedersehens tötete Gottes kleinen Freund, nachdem er schwerstes Leid mit ihm getragen, mit ihm gelitten.

Zum letzten Male grüßte sein brechendes Auge den wiedererstandenen Herrn.

— — — — — — — — — — — —

Freunde, — Schwestern, sehet — das ist Hundetreue!

Der Knabe mit dem Zauberstein Tränenleid

Märchen von Franz Häußler

Es war einmal ein König, der hatte bald alle Kostbarkeiten der Erde in seinen Schatzkammern aufgehäuft. Da waren Gewölbe, die hundert Stock tief in die Erde hineinreichten und nichts enthielten als lauter Edelsteine, Demanten und Perlen. Das Gold aber, das wurde hinter einer ehernen Mauer zu solchen Bergen aufgeschichtet, daß man von den Fenstern des königlichen Palastes kaum noch ein Stückchen Himmel sah. Und trotzdem mußten des Königs Soldaten ununterbrochen Krieg führen, um den fremden Völkern ihre Reichtümer abzunehmen, und seine anderen Untertanen mußten Tag und Nacht in den Bergen nach edlem Gestein und Gold graben.

Eines Tages aber traten seine Generale vor ihn hin und sagten: „König, alle Völker der Erde sind dir untertan; es ist niemand mehr, den wir schatzen könnten.“ Und die Aufseher der Bergwerke kamen und sagten: „König, wir haben alle Gruben durchwühlt, es ist kein Fleckchen mehr, das dir Schätze zollen könnte.“ Der König strich zufrieden seinen Bart und ließ den Weissager rufen. „Gibt es wirklich keinen Schatz mehr auf Erden, den ich nicht besitze?“

Der Weissager dachte lange nach, dann sagte er: „Ja, König, einen gibt es!“ Der König sprang auf voll Wut: „Und der wäre?“ Der Weissager sagte: „Der Zauberstein Tränenleid, der alle Schlösser und Riegel löst.“ Der König aber rief: „So will ich ihn haben!“

Und die Generale führten ihre Heere nach den fernsten Ländern und Meeren in Ost und Süd, und die Arbeiter gruben zu tiefst in die Erde, aber sie fanden weder hier noch dort den Stein Tränenleid. Die Alchimisten, die sich so gut aufs Falschgoldmachen verstanden, sollten ihn in Tiegeln brauen. Sie rührten so viele Demanten zusammen, daß dem König angst und bang wurde, aber der Stein Tränenleid erstand daraus nicht. Die Gelehrten mußten alle Bücher der Welt studieren, zu erforschen, wo man den Stein Tränenleid fände. Allein sie kriegten es nicht heraus. Da versprach der König vor allem versammelten Volke: Der sollte die Hälfte seiner Schätze haben, der ihm vom Stein Tränenleid Kunde sagen könnte.

Nach drei Tagen kam eine arme Frau und Mutter, und als sie vor den König geführt wurde, sagte sie: „König, ich mag deine Schätze nicht; gib mir nur so viel für meine Kinder, daß sie nicht hungern müssen, so will ich dir Kunde sagen vom Stein Tränenleid!“

Der König sagte: „Du sollst haben, was ich versprochen; sage nur rasch, was du weißt!“ Da sprach die arme Frau: „Der Stein Tränenleid wächst nicht in Bergen und nicht im weiten Meer, der tropft allein aus den Augen eines unschuldigen Kindes, wenn es zum ersten Male weint.“ Kaum hatte es der König gehört, ließ er die Frau in den tiefsten Kerker werfen, daß sie ihr Geheimnis keinem andern verriete, und sogleich mußten seine Läufer von Haus zu Haus springen, ein Kind zu holen, das noch niemals geweint hatte.

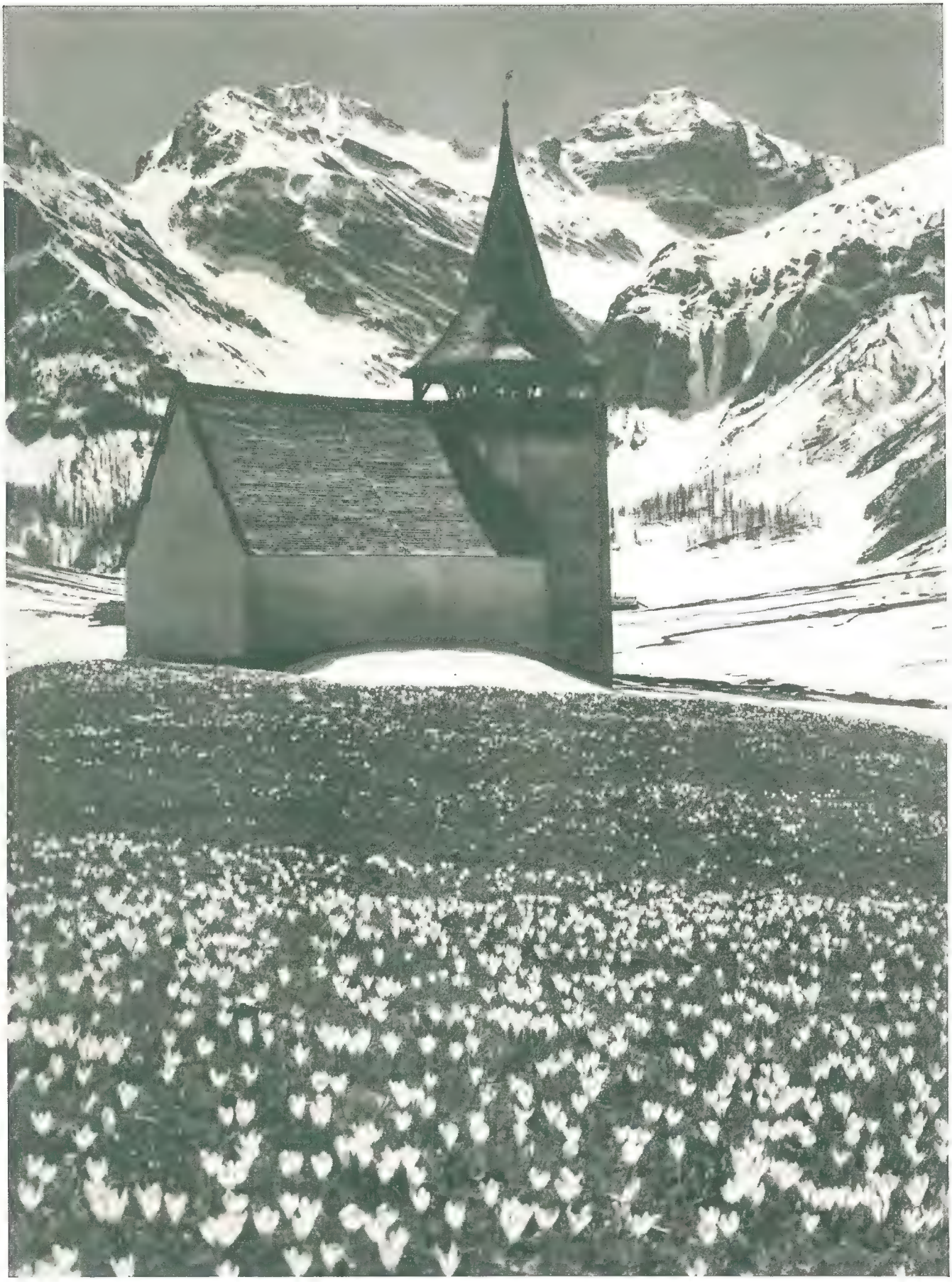
Lange suchten sie; schließlich brachten sie einen Knaben vor den König, der wußte nicht einmal, was Tränen sind. Der König hatte sich eine kristallene Schale geben lassen, trat damit auf den Knaben zu und herrschte ihn finsteren Gesichtes an: „Weine!“ Der Knabe aber lachte: „Was ist das, das Weinen?“ Darauf befahl der König den Knechten, ihn mit Ruten zu schlagen. Der Knabe ließ sich schlagen, aber er weinte nicht. Den König faßte ein heißer Zorn: „Du willst nicht weinen? So will ich's dich lehren! Bringt seine Mutter her!“ Die Läufer liefen, der Knabe aber sagte: „Meine Mutter ist zum König gegangen, ihm sagen, wo der Stein Tränenleid zu finden wäre.“ Da ließ der König den Knaben hinunterführen in den dunklen Kerker, wo weder Mond noch Sonne hinschien. Dort lag die Mutter und wartete auf den Tod. Und wie der Knabe seine Mutter hinter Gittern und in Ketten sah, da schossen ihm gleich die Tränen schwer und heiß aus den Augen.

Gierig fing sie der König in seiner Schale auf, und wie sie darin zusammenflossen, ward ein Stein von wunderbarer Farbe daraus, dessengleichen er noch nie gesehen. Er nahm den Stein und berührte damit die Schlösser des Kerkers; sie zergingen wie der Schnee vor der Sonne, und die Tränen des Knaben versiegten auch, als er seine Mutter wieder hatte. Den König kümmerte es nicht weiter. Er hob den Stein ganz nahe an seine Augen. Doch der Stein Tränenleid leuchtete und blitzte nicht wie anderes Edelgeschmeide, er sog das Licht in sich, und dabei löste es sich gleich Riegeln auch von des Königs Sinn. Er sah die Diener, die Beamten und Generale seines Hofstaates, die seinem Befehle stets gehorsam schienen; aber nicht einer war darunter, der nicht Haß und Todfeindschaft hinter einem falschen Lächeln verbarg. Der König fürchtete sich und schloß sich in sein innerstes Gemach. Dort war ein Spiegel, mannshoch aus einem einzigen Demanten geschnitten. Als der König daran vorüberschritt, zeigte ihm der Stein sein wahres Bild: alt, verschrumpft, die Finger geizgekrümmt und geldlüstern die blinzelnden Augen, daß er den Zauberstein vor Schreck weit von sich schleuderte. Sowie aber der Stein Tränenleid die Wand des Gemaches traf, schmolz sie hinweg, und wie er weiter über Säle und Stiegen des Palastes rollte, schwand auch der dahin zu nichts. Der König stand nackt und bloß seinem Volke gegenüber, das seinen Tod wollte.

Da kniete er vor den Knaben, den er um seine Tränen gequält, und seine Mutter und bat sie flehentlich, sie möchten den Stein Tränenleid wieder von ihm nehmen. Der Knabe nahm den Stein, ging zu den Schatzgewölben des Königs, rührte an Türen und Mauern: da sanken sie zu nichts zusammen. Und er ging zu dem ehernen Bollwerk: es stürzte ein, rührte auch an die Goldberge: da waren sie nicht mehr.

Als der König das sah, fiel er auf sein Angesicht und war auf der Stelle tot. Das Volk aber weinte Freudentränen, daß so Knechtschaft und Frondienst beendet sei, und rief den Knaben sogleich zum König aus, der dann lang und glücklich herrschte — ohne den Stein Tränenleid. Denn den hatte seine weise Mutter in eine Schale gelegt, darein einige von den Freudentränen gefallen waren. Und darin zerging er.

Herausgeber und verantwortlicher Hauptschriftleiter: Dr. Alfons Heilmann, München, Lachnerstraße 10, Tel. 61 406.
Druck und Verlag von Josef Kösel & Friedrich Pustet, München, Kaiser-Ludwigsplatz 6.
In Österreich für Schriftleitung verantwortlich: Paul Siebertz, Wien VI, Capistrangasse 4.
Manuskripte und Besprechungsexemplare an: Schriftleitung „Deutscher Hausschatz“ München, Lachnerstr. 10.
Nachdruck aller Beiträge verboten. — Alle Rechte vorbehalten.



Kunstbeilage zu „Deutscher Hausschatz / Sonntag ist's"

Druck von Josef Kösel & Friedrich Pustet, Kempten

Osterblumen um die Bergkirche

Phot. Alb. Steiner

Ant. van Dyck — Beweinung Christi

Der Pfarrer vom blühenden Weinberg

Roman von Felix Timmermans

Fortsetzung

Rückblick für neue Leser.

Zum Pfarrherrn Benedikt Serneels, der sein weinumlaubtes Pfarrhaus selbst „den blühenden Weinberg des Herrn" genannt hat, kommen am Ostertage sein Bruder Gommarus, Uhrmacher in Lier und dessen Tochter Leontine zu Besuch. Aus der gedrückten Stimmung der beiden merkt man gleich, daß sie etwas Schweres auf dem Herzen haben. Und der Pfarrherr erfährt vom Bruder, daß seine Nichte Leontine einen jungen Freigeist heiraten will, der noch nicht einmal getauft ist. Leontine hofft natürlich, Michael, ihren Geliebten, rasch zum katholischen Glauben zu bekehren und so das Hindernis für die Verheiratung aus dem Wege zu räumen. Während ihr Vater durchaus nichts davon wissen will, sucht der gütige Onkel die Sachlage durch eine Einladung Michaels zu klären. Es ergibt sich aber bei diesem Besuche Michaels im Pfarrhause, wo auch Leontine noch weilt, daß er trotz guten Willens sich nicht für den katholischen Glauben entscheiden kann: seine ganze bisherige Denk- und Fühlweise steht dem im Wege. So ist Michael wieder fortgegangen, und der Pfarrer selbst hat jede Hoffnung aufgegeben, den Zweifler noch bekehren zu können. Fassungslos ist Leontine, als sie diesen Ausgang der Sache vernahm, zusammengebrochen. Alle ihre Liebe schlägt in Leid um.

* * *

Die Kapelle von Unserer Lieben Frau der fünf Fontänen oder der fünf Wunden Christi liegt weiß auf dem Hügel in einem Viereck von beschnittenen Linden. Das Häuschen der Küsterin klebt unmittelbar daran, und sein Dach ist eins mit dem Schieferdach der Kapelle.

Hoch und einsam liegt sie da, und der handgroße Turmhahn blickt glitzernd über die sanften Täler. Vor ihm liegen Wälder und Felder, weiße Dörfer und ferne Städte; und wenn er sich umdreht, sieht er die Hügel von Brabant — eine ruhig wogende Landschaft von Korn und Tannenwäldern, und in der Ferne, bei klarem Wetter, die blauen Umrisse der Wallfahrtskirchen von Scherpenheuvel und Averbode.

Wie weiße Tauben, die sich ausruhen, liegen die Feldkapellen überall an den Wegen und den Kreuzpunkten.

Der Pfarrer kommt gerne auf diese Höhe, um fromme Betrachtungen anzustellen über Unsere Liebe Frau. Einmal hat er Leontine gezeigt, wieviel Türme, Baum- und Feldkapellen, Abteien und Klöster man von hier aus sehen kann und wie alle Wohnungen der Mutter Gottes sind, in denen ihr gehuldigt wird.

Damals hatte er gesagt, indem sein langer Arm mit breiter Gebärde über das Land zeigte: „Und wenn du dort auf dem fernsten Hügel stehst oder auf dem Turm der fernsten Stadt, dann siehst du wieder Türme und Kapellen und Kästen an den Bäumen, in denen Unsere Liebe Frau wohnt! Und so ist es überall, von Ort zu Ort, über das ganze schöne Flandern. Und sieh, wie die Felder wogen, wie die Blumen sich wiegen und die Winde über das Korn gleiten! Sie alle erzählen von ihr. Dreimal am Tage läuten die Glocken von allen Türmen das Ave-Maria über Menschen und Blumen und Korn. Mir ist, als ob ich sie hier alle zusammen hörte, die einen immer leiser als die anderen, je nach der Entfernung, als ob ich hörte, wie der Wind ihr Lied den Gräsern und dem Wasser weitererzählt.

Das ganze Land singt ihren Ruhm, es ist das Land Unserer Lieben Frau. Das ganze Land erzählt von ihrer Güte: diese Türme, die Madonnenbilder, die an den Bäumen hängen, die an den Wegen oder auf den Schränken und Kaminen der einfachen Leute stehen oder dunkel schimmern an den Stubenwänden. Sie ist das Brot unseres

Herzens. Wie Kinder wollen wir unter ihrem Mantel stehen. Und nachts nimmt sie ihren göttlichen Sohn bei der blutenden Hand und zeigt ihm die Häuser, in denen Leid wohnt, damit er heilen möge.

Und denk' nun einmal, Leontine, wenn du hier stehst, ja, versuche einmal, die Anwesenheit der tausend Madonnen zu fühlen, die überall verstreut sind, wie sie eine ist in allen und alle in einer!

Wenn du manchmal Kummer hast, denke daran! Dann komm hierher und bete zu ihr, und alle, wie sie auch genannt werden, wofür sie auch angerufen werden in Freude und Leid, die von Scherpenheuvel unter ihrer Sternenkuppel, die von Averbode, Hanzwijck, Hakendover, die aus Limburg und die von der Küste, ja auch die in anderen Ländern, die in den Häusern, an den Straßen und Wegen und Flüssen stehen, alle werden sie aus ihren Nischen, Altären, Stuben und Kapellen, aus ihren Wäldern, Bergen und Grotten das Haupt hinwenden zu dir und deinen Worten lauschen. Denn alle sind durch einen unsichtbaren Lichtfaden ihrem himmlischen Herzen verbunden, das herabsieht und sucht über die Welt."

Leontine hatte andächtig zugehört, und die Worte hatten an dem Zweig ihrer Hoffnung neue Knospen sprießen lassen.

Nun hat ein großes Leid ihr Herz verwundet.

Mit des Oheims Gedanken kommt sie nun zum schwarz angerauchten Bild der Madonna der Fünf Wunden, um eine neuntägige Andacht abzuhalten. Jedesmal legt sie die schönsten Blumen aus dem Garten des Herrn Pfarrers auf den Altar, jeden Tag brennt sie dort eine Kerze an und betet in ihrer großen Not: „O alle Madonnen der ganzen Welt, die ihr ein einziges Herz habt, laßt Michael gläubig werden!"

*

Die Kapelle ist sehr klein. Sie hat zwei Fenster, die mit dem Wappen eines Grafen geziert sind, der das kleine Gebäude vor hundert Jahren aus Dankbarkeit für eine Genesung hat herstellen lassen.

Etwa zwanzig Stühle stehen wurmstichig auf den grauen Steinen, und eine kleine Orgel, die noch über sechs gute Töne verfügt, steht mit schwindsüchtiger Lunge kränkelnd in einer Ecke. An den weißgekalkten Wänden hängen Heiligenbilder in schmelzenden Farben, mit einer Opferbüchse darunter. Hinten an der Wand, unter einem rotgestrichenen, hölzernen Behang, schimmert auf einem unechten Marmoraltar Unsere Liebe Frau der Fünf Wunden. Es ist ein großes, hölzernes Bild mit verblichenen Farben und umhangen mit einem purpurnen Samtmantel, der mit einer billigen Goldborte abgesetzt ist. Gegen ihre ausgebreiteten Arme lehnt ein großes Kreuz, auf dem ihr göttlicher Sohn gestorben ist.

Auf beiden Seiten des Altares befindet sich eine Tür; die eine führt in die weiße Sakristei, wo noch eine alte, grüne Vereinsfahne hängt, und die andere führt in die Küche der Küsterin, Barbara Sand.

Barbara muß die einsam gelegene Kapelle in Ordnung halten, denn am Sonntag wird dort noch immer die heilige Messe gelesen für die Seelenruhe des Grafen.

Sie scheuert, leert die fast immer leeren Opferbüchsen aus, stellt Blumen auf den Altar und läutet dreimal am Tage das Ave.

Um sich einen kleinen Nebenverdienst zu schaffen, verkauft sie Kerzen und Litaneien den vorüberziehenden Bauern, die oft zu einem kurzen Gebet hineineilen. Sie wohnt dort ganz allein, fast einfältig verwebt mit der Stille und der Einsamkeit.

Sie verkauft doch so gerne und sucht so sehr die Unterhaltung mit Menschen! Deshalb steht die Tür ihrer Küche, wenn keine Messe ist, stets offen, um die Menschen zu sehen. Wer die Kapelle betritt, sieht in die Küche hinein, sieht den Herd mit dem kupfernen Kaffeekessel darauf und Barbara am Tische sitzend, mit Strümpfestopfen, Beten oder Essen beschäftigt. Der Küchengeruch von Gemüse und Kartoffeln, von Kaffee und gebratenem Speck vermischt sich in der Kapelle mit dem Duft von Kerzen und dem Weihrauch der Sonntagsmesse. Wenn sie jemanden eintreten sieht, rückt sie ihre weiße Spitzenhaube zurecht und schlendert in die Kapelle, macht sich an den Kerzentropfen oder an einer Vase mit Blumen zu schaffen und weiß dann immer ins Gespräch zu kommen über das Wetter und die Neuigkeiten dort unten — und ihre Kerzen, die so sehr lange brennen.

Frühmorgens um sechs, zur Mittagszeit und abends zur Dämmerstunde läutet sie mit ihren steifen, rheumatischen Händen die kleine Glocke, die, fast so dünn wie Blech, ihre dürftige Kinderstimme für nichts und niemand aus dem Schiefertürmchen in die rauschende Einsamkeit ruft.

*

So ist Barbara auch mit Leontine bekannt geworden, und sie kennt den Schmerz des mitteilsamen Mädchens. Barbara ist für Leontine zu einer tröstenden Salbe geworden. Jedesmal nach dem Gebet kommt sie in die Küche, um ihr Gemüt zu erleichtern, ihre Not zu klagen, ihre Träume zu erzählen und um einmal aus vollem Herzen weinen zu können. Tränen um ihn sind Honig auf ihre Wangen.

Leontine hat ihre ganze Hoffnung auf die Kraft und die Gnade der Novene gesetzt. Sie ist felsenfest davon überzeugt, daß das neuntägige Gebet die Bekehrung Michaels herbeiführen wird. Heute ist der neunte und letzte Tag.

Jeden Tag hat sie Blumen gebracht und Kerzen gekauft bei Barbara und ihre Gebete mild aus der Tiefe ihres Herzens aufsteigen lassen zur düsteren Madonna. Sie hat sich eingebildet und sich fest in den Kopf gesetzt, daß sie erhört werden muß, daß es nicht anders sein kann und muß und daß das Glück ihr entgegeneilen wird wie ein Bündel jauchzenden Sonnenlichtes über die grüne Wiese.

Und nun betet sie dort, auf den Knien, die Litaneien von Unserer Lieben Frau, vom Heiligen Geist, damit er die Feuerzunge auf Michael herabsenden möge; sie betet Psalmen, Rosenkränze und Gebete zu allen Engeln und

Heiligen. Und es kommt ihr vor, als ob es von Tag zu Tag heller würde, als ob sie bald in eine offene Landschaft voller Tau und klaren Lichtes treten würde.

Ihre Gebete sind gesprochen. Die Novene ist beendet.

Mit gefalteten Händen sitzt sie da; ihre großen, hellen Augen, beschattet von den langen Wimpern, suchen nun das Glück auf dem dunklen, starren Puppengesicht der Madonna. Ihre Gefühle, ihre Hoffnung und ihre Sehnsucht sind von ihrem Herzen wie ein Regenbogen zu dem hölzernen Bild gespannt.

Sie erwartet das Wunder, und in Verzückung blickt sie empor, bereit, klar und ängstlich-glücklich, die gewaltige Gnade zu empfangen.

Draußen fängt der lichte Sommer an; dort sprießt das Grün aus aller Erde, aus Holz und Wasser. Das Grün füllt die Täler mit seiner überwältigenden, frischen Jugend, die Häuser ertrinken darin, und wie Federbüsche jauchzt es auf den Hügeln. Blätter und Blumen schlucken schwelgend den weißen Wein der Sonne.

Und Leontine fühlt, wie alle Madonnen der Umgebung die Augen auf ihre Seele gerichtet haben, die vom Süßen Trost, die der Stille, die der Bettler, der Labenden Quelle, der Sieben Schmerzen, des Guten Todes, der Immerwährenden Hilfe, des Goldenen Weizen, die von Scherpenheuvel, Averbode und von allen Bäumen und Häusern.

Das Wunder nimmt nun seinen Lauf.

Ängstlich-süße Erwartungen erfüllen sie. Das Wunder wird kommen, plötzlich, wie man Blumen streut, oder es wird wie Musik aus dem hölzernen Behang hervorkommen, oder mit Michael selber, der leise auf den Fußspitzen eintreten und ihr glücklich auf die Schulter klopfen wird. So erwartet sie es, und noch auf manche andere Art, immer so, wie es ihr die frommen Bücher erzählt haben.

Sie wartet, ihre Augen blicken starr nach oben, ihre Hände sind ehrfurchtsvoll gefaltet. Jeden Augenblick kann das Wunder leuchtend dastehen.

Ihr ganzer Körper ist bereit und straff gespannt, um es zu empfangen.

Ihr Herz steht still, die Seele lauscht. Der große Augenblick nähert sich; eine duftende Wolke hängt über ihr, und der Finger Gottes durchbohrt die Stille. Sie schaudert schon durch die bevorstehende Berührung. Sie krümmt sich zusammen. Da ist es...

Aber alles bleibt still.

Unhörbar fällt ein Rosenblatt vom Blumenstrauß auf den Altar. Eine Schwalbe schwirrt geschmeidig durch die Kapelle, zirpt und verschwindet in die sonnige Welt.

Leontine öffnet die Augen. Die Hände fallen schlaff herunter, der Kopf beugt sich.

Etwas scheint zu verschwinden aus der Luft; etwas ist verschwunden aus dem gemischten Küchen- und Kirchenduft; etwas entfernt sich, etwas sehr Schönes treibt davon, nachdem es eine Weile sinnend über ihr gehangen hat.

Etwas geht fort aus ihrem Leben, aus ihrem Herzen, aus ihrer Seele. Sie sieht ihre Augen wie in einem Spiegel, traurig, voll dunkler Rätsel. Ein beseligendes Glück ist dahingeschwunden und hat sie nicht besucht.

Es ist vorbei...

Und den Kopf in den Händen, schluchzt sie, hohl, enttäuscht und gebrochen.

Barbara, die soeben die Kartoffeln fürs Mittagessen aufgesetzt hat, hört das Schluchzen und kommt. Als sie, in der Tür stehend, Leontine so weinen sieht, bringt sie die schwieligen Hände an ihr runzliges Gesicht, und nun sieht sie plötzlich aus wie eine alte Madonna, die ein sehr frommer Mann gemalt hat. Sie stolpert zu Leontine hin und klopft sie tröstend und voller Mitleid auf die Schulter: „Kommen Sie, Fräulein, und trinken Sie eine Tasse Kaffee!"

In der Küche hat Leontine den Kopf auf den Tisch gelegt und weint.

„Es ist mein Tod! Barbara, es ist mein Tod!"

„Nein, Fräulein," sagt Barbara besorgt, „man stirbt nicht am Kummer, man wird bloß zäh davon; es legt sich nur eine harte Schale über unser Herz. Und außerdem, Fräulein Leontine, brauchen Sie doch jetzt noch nicht zu weinen, die Novene hängt eben erst in der Luft. Das geht nicht so hintereinander weg wie Feuerwerk..."

„Und wenn er es nun nicht wird?" schluchzt das Mädchen, ohne aufzublicken.

„Dann will es Unsere Liebe Frau nicht, und das wird dann vielleicht auch seinen guten Zweck haben."

„Das ist nicht gut," schreit Leontine heftig, „denn dann will ich nicht mehr leben! Sie wissen nichts! Sie verstehen nichts davon!"

Sie zerrt und beißt an ihrem Taschentuch, sie stampft mit den Füßen, schüttelt die Haare durcheinander, und dann läßt sie wieder hoffnungslos den Kopf in die Hände fallen.

„Fräulein, aber Fräulein!" ruft Barbara erstaunt. Das hat sie noch nie gesehen, das hätte sie von der stillen, sanften Leontine nie erwartet.

Leontine schluchzt weiter, und Barbara wird ganz gerührt davon.

Das Fenster steht offen und blickt gerade auf das ferne Scherpenheuvel, den Ort der Wunder.

„Hören Sie," sagt Barbara vollkommen ratlos, „Sie werden mich verstehen! Soll ich Ihnen einmal etwas erzählen?"

Leontine rührt sich nicht.

Barbara zieht sich einen Stuhl herbei und erzählt, die wimperlosen Augen auf die verwirrten, blonden Haare Leontinens gerichtet.

„Was ich Ihnen erzählen will, wissen nicht zwei in der ganzen Umgebung. Ich spreche nicht gern darüber, denn mir ist dann zumute, als ob ich ein Grab öffnen würde. Aber für Sie will ich es tun. Ich wohne seit vierzig Jahren in dieser Kapelle; aber ich wurde in Diest geboren, und dort machte ich mit achtzehn Jahren die Bekanntschaft eines Brauergesellen. Jeder sagte: ‚Barbara, laß die Finger davon, denn er wird aus deinem Leben eine Hölle machen!' Jeden Tag gab es Streit mit meinen Eltern. Aber ich konnte von ihm nicht lassen, ich war an ihn wie festgeleimt. Für mich war er lieb und gut, und er war so

eifersüchtig, daß kein anderer Bursche es wagte, mich anzublicken, denn er war ein Raufbold erster Güte. Ich war stolz darauf, daß er so eifersüchtig war; ich schloß daraus, daß er mich sehr lieb hatte. Mein einziger Wunsch war denn auch, so schnell wie möglich zu heiraten, und ich hoffte, durch kluges Verhalten die harten Ecken bei ihm abzuschleifen. Aber, ja... wie soll ich es sagen... ich geriet ins Unglück. Ich kam bald in Schande, und als ich es dem Mann erzählte, schlug er mich. Ich ertrug mit Geduld Schläge und Vorwürfe, aber ich wollte ihn haben; dann würde alles schon gut und schön werden. Ich machte eine Wallfahrt nach der anderen, nach Scherpenheuvel und Averbode. Endlich willigte er ein, daß wir heirateten. Für mich hing mein ganzes Glück davon ab. Und wir heirateten, oder vielmehr, wir heirateten nicht. Wir wurden auf dem Rathause getraut, und als wir dann mit der ganzen Verwandtschaft und dem Harmonikaspieler zur Kirche gingen, sagte er fluchend zu mir: ‚Nun hast du mich also; aber ich werde dir die Hölle schon heiß machen und deinem Jungen dazu!‘

Mir war, als würde ich in einen glühenden Ofen geworfen. Alles drehte sich vor meinen Augen. Ich wurde plötzlich wie von einer fremden Kraft beseelt. Es war, als ob das Kind unter meinem Herzen aus meinem Munde sprach. Ich spuckte ihm ins Gesicht und rief: ‚Aber du hast mich noch nicht! Solange wir nicht kirchlich getraut sind, sind wir nicht verheiratet!‘ Und ich drehte mich um und lief nach Hause.

Noch am selben Tage zog ich nach Antwerpen zu Verwandten. Dort ist unser kleiner Walter, mein Söhnchen, geboren. Ach, wie glücklich war ich damals, als ich das Kind in den Armen hielt! Aber dann kam mein größter Schmerz. Mein Mann wollte das Kind haben, um mich zu ärgern, und er hatte ein gesetzliches Anrecht darauf; er erklärte überall, daß er es haben wollte und zum Krüppel schlagen würde. Ach, und ich hatte unseren Walter so lieb und würde ihn hergeben müssen, um ihn leiden zu lassen! Und sehen Sie, Fräulein, dann mußte ich beten zu Gott, daß er das Kind zu sich nehmen möchte. Gott hat es auch getan!... Aber damals hat sich mein Herz mit einer Schale überzogen; denn damals sind mir sämtliche Tränen meines ganzen Lebens aus den Augen geströmt . . .“

Die alte Frau fühlt die früheren Gemütsbewegungen wieder aufwellen, aber sie vermögen nicht mehr das verbrauchte Herz völlig zu rühren. Sie blickt starr auf das ferne Scherpenheuvel, wo sie einmal so inbrünstig gebetet hat.

„Arme Barbara!“ sagt Leontine, sich aufrichtend, mit vom Weinen geröteten Augen.

„Nein, glückliche Barbara!“ erwidert traurig lächelnd die alte Frau. „Was wäre aus mir und meinem Kindlein geworden mit einem solchen Mann, der später sogar im Gefängnis gestorben ist? Und doch hatte ich auch, genau wie Sie, gebetet, um heiraten zu dürfen, ja mehr als Sie, Fräulein, zehnmal mehr als Sie. Und ist es nun nicht gut, daß ich nicht geheiratet habe?“

Leontine fängt von neuem an zu weinen: „Aber Michael ist gut, das sagt Oheim selber!“

„Dann ist es vielleicht etwas anderes, Kind. Ja, sehen Sie, ich bin nicht gelehrt, aber ich denke immer: Was Gott behütet, ist wohl behütet. Kommen Sie, trinken Sie nun eine Tasse Kaffee und versuchen Sie sich zu trösten!“

Doch Leontine klagt:

„Aber wenn ich doch nur etwas von ihm wüßte, Barbara, wie es mit ihm steht, was er denkt, was er tut! Ich weiß doch so ganz und gar nichts mehr von ihm. Ach, ich bin so mutterseelenallein mit meinem Gram!“

„Schreiben Sie einmal an Ihren Vater und fragen Sie ihn, wie es mit Michael steht!“

„Nein, nein! Er will ja nicht, daß ich an ihn denke oder von ihm spreche. Ach, ist das nicht schlimm? Er hat an Oheim geschrieben, daß er sich freut, daß Michael sich nicht zu unserem Glauben bekehrt hat, weil er mich sonst hätte heiraten können.“

„Dann lassen Sie Ihren Oheim sich einmal bei Ihrem Vater nach Michael erkundigen.“

„Ach, Barbara, das geht auch nicht! Es macht ihm soviel Kummer, wenn ich von Michael spreche, und deshalb tue ich so, als hätte ich ihn vergessen, damit ich schnell nach Hause gehen kann!... Sagen Sie mal, Barbara, würden Sie mir einen Gefallen tun?...“

„Gerne, Kind. Aber ich kann ihm doch nicht schreiben, nicht wahr? Denn ich kann ja gar nicht schreiben!“

„Nein, ich werde ihm schreiben, ich selbst.“

„Sie!“ ruft Barbara erstaunt, eine Kaffeetasse, auf dem ein roter Vogel glänzt, in der Hand. „Wenn das bloß nicht Ihr Oheim erfährt!“

„Gerade deswegen müßten Sie mir den Gefallen tun, Barbara.“

„Doch nicht den Brief nach Lier bringen? Das kann ich nicht, und das wage ich auch nicht, was sollte Ihr Oheim wohl denken, und in meinem Alter wage ich nicht mehr zu reisen, und es ist auch viel zu teuer, Fräulein.“

„Nein, das nicht, Barbara.“

„Was denn?“ . . . Die Alte staunt immer mehr.

„Ich selbst werde ihm schreiben und den Brief mit der Post schicken; niemand wird es wissen, aber . . . aber darf Michael seine Antwort an Sie richten?“

„Hierher! Zu den Fünf Wunden!“ ruft Barbara erschrocken.

Leontine nickt.

„Aber, mein liebes Fräulein,“ jammert die Alte, „wenn Ihr Oheim es erfährt, dann nimmt er mir den Posten weg! Ach, wissen Sie denn niemand sonst? Wenn der Briefträger hier einen Brief bestellen muß, dann weiß es das ganze Dorf . . . Ich bekomme nie Briefe . . .“

„Ach, nur so einen, Barbara, einen einzigen nur! Sie können ja sagen, daß er von Verwandten kommt. Oh, ich sterbe vor Angst und Kummer! Ich gräme mich zu Tode! Ich muß irgendeine Nachricht von ihm bekommen, sonst laufe ich zu Fuß zu ihm. Ich kann es nicht mehr aushalten. Ich spüre hier drinnen einen so brennenden Schmerz. Oh! Sie wissen nicht, wie das ist; ich werde noch

Fr. Mantegna: Die hl. Frauen am Grabe

wahnsinnig!“ Und wieder fällt sie weinend vornüber und stampft hartnäckig mit den Füßen.

Barbara kann es nicht länger ansehen. „Dann lassen Sie meinetwegen den Brief hierherkommen!“

Leontine dankt und jubelt; es ist, als ob ein blaues Loch sich auftut in den grauen Wolken. Ihre Freude hüpft wie ein Reh. Plötzlich kochen die Kartoffeln über; und der milchige Dunst, angezogen von der offenen Tür, zieht wirbelnd in die Kapelle.

„Oh, oh! Es ist schon zehn Minuten nach zwölf!“ schreit Barbara, auf die mit einer Landschaft bemalte Uhr sehend, „und das Ave, das Ave! Was wird Ihr Oheim sagen, wenn er es vernimmt?“

Barbara stolpert eilig in die Kapelle zu dem schmierigen Seil und zieht, schnell und heftig, wie um die verlorene Zeit einzuholen. Die mageren Blechklänge folgen kurz und abgehackt aufeinander, wie Schläge auf Leder, wie das Zerbrechen einer Tonpfeife, ohne nachschwingendes Summen.

„Kommen Sie,“ sagt Leontine, dankbar schon wegen der bevorstehenden Nachricht, „lassen Sie mich weitermachen und sehen Sie nach den Kartoffeln!“

Sie übernimmt das Seil und läutet, mit den Zwischenpausen eines langsamen englischen Grußes, dreimal die drei Schläge zu Ehren der Mutter Gottes.

Und dann setzt sie schnell den Strohhut mit blauen Kornblumen auf und läuft den grünen Hügel hinunter in der einsamen Mittagsstille, die golden glitzert im Sonnenlicht.

*

Voll Kummer reiht der Pfarrer die Stunden aneinander. Seine Gedanken sind stets vornübergeneigt und blicken in einen dunklen Teich.

Es ist jetzt still geworden im Pfarrhaus.

Das Kupfer der Leuchter, die Falten der Mullgardinen, die Fuchsien auf den Fensterbrettern und alle anderen Dinge, die das Gesicht eines Hauses ausmachen, erzählen nicht mehr. Sie haben die Gemütlichkeit verloren.

Alles wartet und lauscht.

Die Sonne zeichnet vergeblich ihre goldenen Vierecke auf Fußboden und Wände. Das Herz der Bewohner hat jeden Sinn dafür verloren.

Es kann auch naß und neblig sein; es ist alles gleich.

Es ist kein Öl mehr im Gemüt. Ein Licht ist ausgelöscht.

Sogar in der Küche, bei der eifrig-derben Sophie, unter deren roten, dicken Händen die Pfannen und Töpfe sonst einen herausfordernden Lärm machen, ist um alle Dinge eine pfirsichweiche Stille gewachsen.

Der Pfarrer blickt oft in die Luft und Leontine auf den Kamm der Hügel.

Der beste und schönste Gedanke des Pfarrers ist stets, daß Leontinens Liebe wohl von selbst abnehmen wird.

Aber das denkt er nicht lange; er braucht Leontine bloß anzusehen, wie sie drüben an jenem Apfelbaum steht und, die Hände über dem Kopf, sehnsüchtig ausblickt zur Kapelle der Fünf Wunden.

„Die Liebe sitzt ihr im Herzen fest wie eine unheilbare Krankheit“, denkt der Pfarrer kopfschüttelnd.

Er sieht, wie Leontine jeden Tag mit Blumen zur Kapelle hinaufsteigt.

Doch ein Trost ist es für ihn, zu wissen, daß sie Michael nicht nehmen wird, ihn nicht zu nehmen wagt, solange er ungläubig ist. Dazu ist sie zu sehr durchsüßt von Frömmigkeit. Das ist schon für den Pfarrer eine große Beruhigung. „Aber das schafft die Liebe nicht fort“, denkt er geduldig. „Und ach! Sie ist empfindlich wie eine Seifenblase. Wenn es nur gut abgeht mit ihr, wenn sie nur gesund bleibt!“ Jedesmal, wenn er daran denkt, läßt er den Kopf auf die Brust hängen.

Deshalb wagt er es nicht, derb einzugreifen, ihr jede Hoffnung und jede Sehnsucht auf einmal abzuschneiden. Er läßt sie gehen zur Kapelle und hinausblicken zu den Hügeln; er sagt nichts, wenn sie stundenlang die Goldfische im Teich betrachtet, wie es Michael getan hat an jenem Abend voller Mondschein; er widerspricht nicht, wenn sie viele von Michaels empfindsamen Worten gebraucht.

Er hofft nur eines: „Es wird sich schon verlieren“, und er hofft auch, aber er kann kaum daran glauben, daß Michael sich bekehren könnte.

Für diese beiden Dinge betet er stundenlang auf dem Betstuhl in seinem großen Schlafzimmer und in der Kirche vor dem gelben, gekreuzigten Heiland.

Und im Pfarrhaus steht alles still und lauscht.

(Fortsetzung folgt.)

Vorfrühling / Von Hermann Berg

Heut bin ich über den Fabrikweg gegangen.
Ihr kennt doch den Fabrikweg: grau überhangen,
Maschinenschnauf, Sirenenschrei,
flutende Schritte ... vorbei, vorbei ...
Pufferkrach und Rauch und Ruß,
links und rechts ein Sielenguß —
wie so Fabrikwege immer sind.

Plötzlich, mitten im Gehen,
sah ich ein Wölkchen am Himmel stehen —
hold wie ein bräutlich verträumtes Kind.
Aus heimlicher Tiefe aufgeblüht,
leise von rosiger Scham überglüht,
ging es mit wiegendem Gleiten
wundernd in die Weiten.

Von seinem hohen Himmelswallen
ein Schein war auf den Weg gefallen.
Trat in die Stuben, arm und klein,
mit feinem Silbergrüßen ein,
daß alles Dunkel heller sich säumte,
ein Lied im Herzen wach sich träumte ...
Lang noch über den Giebelzeilen
sah ich das Wölkchen zögernd weilen.

Als es endlich verweht, vergangen —
da hatte der Frühling angefangen.

Ostern in Ungarn. Links: Herausputzen der Gratulantin — Rechts: Die Patin überreicht das Lebzelt-Kindl

Oster-Gratulanten

Glückwünschen ist immer eine schöne Sache, namentlich in der Kinderzeit, da einem von den lieben Doten, Goten oder Paten die richtig hergesagte Gratulation gefühlvoll mit Ostereiern, knusperigen Butterbrezeln und duftenden Lebzelten erwidert wird. Deshalb mußte ich an den Ostersonntagen wohl ein dutzendmal und öfter auf die Uhr schauen, ob es noch nicht Zeit zum Aufbrechen sei. Unsere Nachbarkinder gingen immer schon bald nach elf Uhr los; aber uns wurde gesagt, daß es nicht anständig sei, vor zwölf Uhr zum Gratulieren zu gehen.

Nachdem also zuvor noch der „Engel des Herrn" gebetet war und die Mutter uns noch einmal mit einem feuchten Lappen um Mund und Nase gewischt hatte, machten wir uns mit fieberhaft roten Backen auf den Weg. Wir schauten nicht links noch rechts; denn wir waren damit beschäftigt, noch etwa zehnmal das Glückwunschsprüchlein herzusagen, um nicht im feierlichen Augenblicke stecken zu bleiben oder am hellen Ostersonntag mit der Neujahrsgratulation aufzuwarten. Der Ostersprüch war übrigens einfacher: wir brauchten uns da nicht mit dem „langen Leib und gesunden Leben", will sagen „gesunden Leib und langen Leben" der Goten zu befassen, sondern hatten nur „Glückselige Osterfeiertage und ein fröhliches Alleluja" zu wünschen. Ging es je einmal schief, so waren die Goten diskret genug, darüber zu schweigen. So war der Erfolg dieser Gratulations-Couren stets zufriedenstellend, und wir schritten immer glücklich wie nach gut vollbrachtem Werk und stolz auf die am Arm baumelnden Brezeln und die Eier und Lebkuchen im Körbchen dem Elternhause zu. —

Die fröhlichen Beschenkten

Tausende von Kindern in aller Welt tragen so heute noch ihre Ostergeschenke heim.

Auferstehung / Vom Herausgeber

So selten wirkt sich der österliche Gedanke von der allgemeinen Auferstehung des Fleisches in unserem Denken und Fühlen aus. Und doch ist es eines der wunderbarsten Glaubensgeheimnisse, das alles Traurige und Schmerzvolle unseres naturhaft der Vergänglichkeit verfallenen Erdenlebens in den Glanz unvergänglicher Herrlichkeit emporhebt. Und es ist auch allein imstande, der innigen Lebensgemeinschaft unserer Seele mit dem Körper, die wir täglich in Lust und Leid erleben, eine sinnvolle Deutung zu geben.

Unser ganzes Wesen wäre unbegreiflich, wenn der Leib, der an allem Tun und Lassen unseres irdischen Lebens teilhatte, nicht auch an der Seligkeit oder Qual des ewigen Lebens teilhaben sollte, die er mitverdient oder mitverschuldet hat. Es ist sonderbar, wie wenig der moderne Mensch trotz seines Wirklichkeitssinnes, dessen er sich so gerne rühmt, von diesem Glauben ergriffen ist. Ist die Auferstehung des Fleisches nicht die großartigste Verherrlichung unseres Leibes und Lebens? Findet nicht erst in diesem Glauben alle Leibesmühe und Körperpflege ihre letzte Erfüllung und höchste Vollendung? Wer nicht an die Auferstehung des Leibes glaubt, nimmt unserem körperlichen Leben allen Sinn. Wozu dieser ungeheure Aufwand zur Entwicklung, Erhaltung und Fortpflanzung des menschlichen Leibes, wenn er mit Tod und Verwesung endigt? Unsere Seele hätte auch ohne den Leib rein geistig alle Stufen der Entfaltung, Läuterung und Vollendung durchleben können.

Ich kann mir überhaupt nicht denken, daß im ganzen Weltall irgend etwas nur um eines andern Wesens willen geschaffen wäre; ich glaube das selbst von den uns tot scheinenden Dingen des Universums nicht. Jedes geschaffene Wesen steht um seiner selbst willen im Kreise der Schöpfung vor Gott und wird ewig vor ihm stehen, auch wenn es durch Auflösung der uns zugekehrten Erscheinungsform aus unserem Blick entschwindet. Unser Menschenleben gleicht dem Zug eines durch das Weltall wandernden Sternes: wir sehen soviel an uns vorüberziehen und unseren Augen entschwinden und wissen doch im tiefsten Grunde nicht, ob die Dinge an uns oder wir an den Dingen vorübergegangen sind. Soviel ist sicher, daß Gott nichts geschaffen hat, um es zu vernichten, sondern daß es in Ewigkeit vor ihm leuchte als Spiegel seiner Größe und Güte. „Wolltest du zweifeln an deiner Auferstehung, da vor deinen Augen täglich eine ganze Welt aufersteht? Siehe, die Sonne geht unter und steht wieder auf, der Tag steigt ins Grab und kehrt wieder; die Monate, Jahre, Zeiten, Früchte, Samenkörner vergehen und sterben, kehren aber wieder und schöpfen neues Leben aus dem Tode!" (P. Chrysologus.)

Und so wird dereinst auch unser Leib, in Vereinigung mit der Seele die vollendetste Schöpfung des Weltalls, zu dessen Bildung, Entfaltung und Erhaltung alle Kräfte des Universums zusammenwirken, beim Tode zwar in Staub zerfallen, nachdem seine irdische Aufgabe vollendet ist; aber er wird durch einen Akt der göttlichen Allmacht bei der allgemeinen Auferstehung des Fleisches in neuer, uns hienieden unvorstellbarer Seinsweise wieder mit der Seele vereinigt werden, um die Früchte ihrer gemeinsamen irdischen Arbeit und Pilgerschaft ewig mit ihr zu genießen oder zu erleiden. So teilt die göttliche Gerechtigkeit der Seele im Verein mit dem Leibe das ewige Schicksal zu, je nachdem sie zusammen den Weg heiligen oder unheiligen Lebens gegangen sind. Denn alles, was in unserem sterblichen Leben geschieht, wirkt in die Ewigkeit hinüber; jede Sekunde unseres Daseins hat eine Fernwirkung in unendliche Zeiten, ob wir wollen oder nicht. Wir können nur entscheiden, ob uns diese Fernwirkung zum Segen oder zum Fluche werden soll.

Der Glaube an die Auferstehung und das ewige Fortleben deines Leibes gibt deinem ganzen leiblichen Leben einen wunderbaren Sinn. Du magst daran denken, wenn du unter einer schweren Arbeit seufzest: wie wird dein Leib um dieser geduldig ertragenen Mühsal willen einst in Herrlichkeit erglänzen! Du magst dich in diesem Glauben trösten, wenn du an einem leiblichen Schmerze leidest oder in Krankheit hilflos darniederliegst: der Tag wird kommen, da alle Schwachheit und Not von deinem Leibe genommen wird, und dann werden die Narben und Wundmale deiner jetzigen Leiden und Schmerzen wie Perlen an deinem verklärten Körper leuchten. Diesen Glauben erwecke in dir, wenn du deinen Körper zur Mithilfe bei etwas Schlechtem verleiten möchtest, und wäre es nur ein leiser Gedanke oder eine Willensregung, die ohne sein Mittun nicht zustande kommen: die Scham über solchen Mißbrauch würde einst an deinem Leibe brennen. Doch auch die Pflicht der sorgfältigen Pflege und Entwicklung deines Leibes magst du aus diesem Glauben folgern. Der Schöpfer hat seine Freude an der Kraft und Gesundheit und Schönheit deines Körpers — warum hätte er ihn sonst erschaffen? Du sollst deinen Leib wie ein schönes Gefäß zu seiner Ehre vor ihm tragen. Darum ist es nicht christlich, seinen Leib zu verwahrlosen oder gar durch unvernünftigen Lebenswandel zu schädigen. Gott gab dir deinen Körper als ein Darlehen für die Zeit deiner irdischen Wanderschaft: du hast kein Recht, dieses Gottesgut zu verderben oder zu vernichten. Deshalb hat der Mensch auch keine Verfügungsgewalt über die Lebensdauer seines Leibes; nur der Herr, der dir dein Leben gab, ist befugt, es dir zu nehmen.

Darum habe eine heilige Ehrfurcht vor deinem Leibe; denn er ist einst der strahlende Mantel deiner Herrlichkeit oder das schauerliche Flammenkleid deiner ewigen Qual. Halte ihn in Ehren als den treuen Diener deiner Seele, der dir alles Gute vollbringen hilft, aber laß ihn nie eigenmächtig werden, wenn ihn nach der Herrschaft über dein ganzes Wesen gelüstet; denn er ist ein blinder Führer, der mit deiner Seele in den Abgrund des Verderbens taumeln würde. Darum trägt deine Seele auch die Verantwortung für das zukünftige Schicksal deines Leibes. Mögen sie beide einst in der innigen Vereinigung ihrer irdischen Lebensgemeinschaft beseligt vor Gott stehen!

Vom Osterei / Von Alb. Schweitzer

Schon um 2000 vor Christus beschenkte man sich in China beim Frühlingsfest (Tsing Ming) mit hartgesottenen, buntgefärbten Eiern. Während der drei Festtage dienten sie als Hauptnahrung, weil es streng verboten war, an diesen Tagen Feuer anzuzünden.

Auch bei den Frühlingsfesten aller nordisch-germanischen Völker spielte das Ei als Symbol der sich verjüngenden Erde eine große Rolle. Es wurden Eier den Göttern als Opfer dargebracht, und man beschenkte sich auch gegenseitig damit. Dabei kam der Hase zu der unverdienten Ehre, die bunten Ostereier zu legen. Wegen seiner großen Fruchtbarkeit galt er den Göttern heilig und gehörte zu den guten Elben. Unsere heutigen vorwitzigen Kinder glauben allerdings nicht mehr an das Eierlegen der Hasen; denn in Baden singen die Kleinen:

„I waas, i waas: 's Hinkele isch der Haas."

Die Sitte des Eierschenkens am Frühlings- bzw. Osterfest herrscht außer bei den Germanen noch bei vielen Völkern, namentlich bei allen Slawen. Auch in Persien beschenkt man sich heute noch am 20. März, dem persischen Neujahrsanfang, mit Eiern.

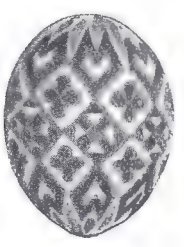
In der griechisch-orientalischen Kirche gilt das Osterei als Sinnbild der Auferstehung Christi und der durch Christus bewirkten neuen Weltschöpfung. Aus demselben Grunde wird auf alten Gemälden das Grab, aus dem der Heiland aufersteht, in Eiform dargestellt.

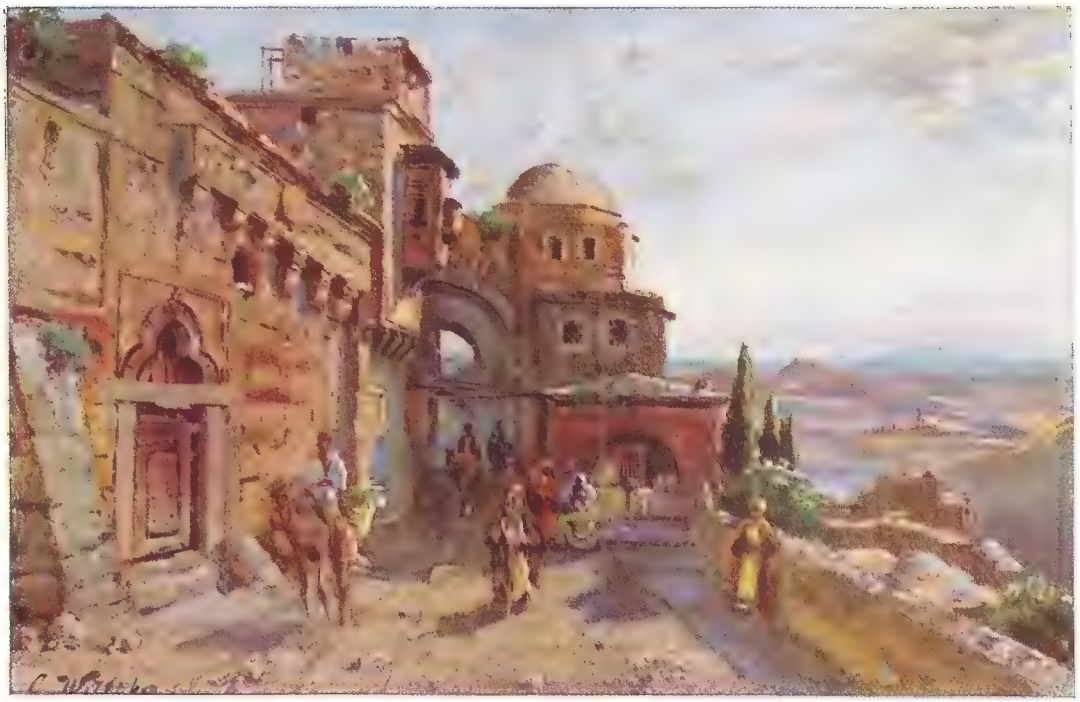
Die zum Schenken an Ostern bestimmten Eier wurden schon frühzeitig mit bunten Farben auf alle mögliche Weise verziert. Zuerst versuchte man es durch einfache Mittel, indem man Rinden und Hölzer abkochte und die Eier darin färbte. Heute gibt es die schönsten und mannigfaltigsten Ostereierfarben. In Persien und Indien bedeckte man die Eier mit Gold und Silber, mit Sprüchen und allerlei Arabesken, in denen sich bald die ganze farbenliebende Märchenpracht des Orients widerspiegelte. Im europäischen Osten verbreitete sich eine eigenartige Kunstfertigkeit in der Bemalung der Ostereier, die noch heute in Galizien und der Bukowina geübt wird. Meist sind es kirchliche Symbole, wie Engel oder ein Lamm mit der Siegesfahne oder die Leidensgeräte Christi. Zuweilen findet man auch Sprüche oder Widmungen auf Ostereiern. Ein solches Verschen (16. Jahrhundert) lautet:

„Ich, du, das Ei — das sind unser zwei; teilen wir das Ei — bleiben unser zwei; einen wir uns zwei — bleibt's bei einerlei."

Künstler versahen die Eier mit Öl- und Aquarellgemälden oder schufen auf dunklem Grund eine weiße Radierung. Man ätzte den Grund fort, um Widmungen, Sprüche und Silhouetten hervorzubringen. Von dieser Zeit an begann eine bedeutende Osterei-Industrie. Es ist Sitte geworden, sich zu Ostern mit Eiern zu beschenken, seien es nun Kinder, die an Schokoladen-, Marzipan- oder Zuckereiern ihre Freude haben, oder seien es Erwachsene, die ihren Geschenken die Eiform geben.

Die Jugend hat noch immer ihre Freude am lustigen „Eiersuchen" im Grünen, am Eiertippen, Eierrollen und was dergleichen Osterspiele sind. Glückbringer sind Ostereier allemal! Früher legte man den Ostereiern noch andere Bedeutung und andere Kräfte bei.





Blick von Jerusalem in die Wüste Juda

Ostern in Jerusalem / Von Karl Gröber

Osternacht im Heiligtum der Grabeskirche!

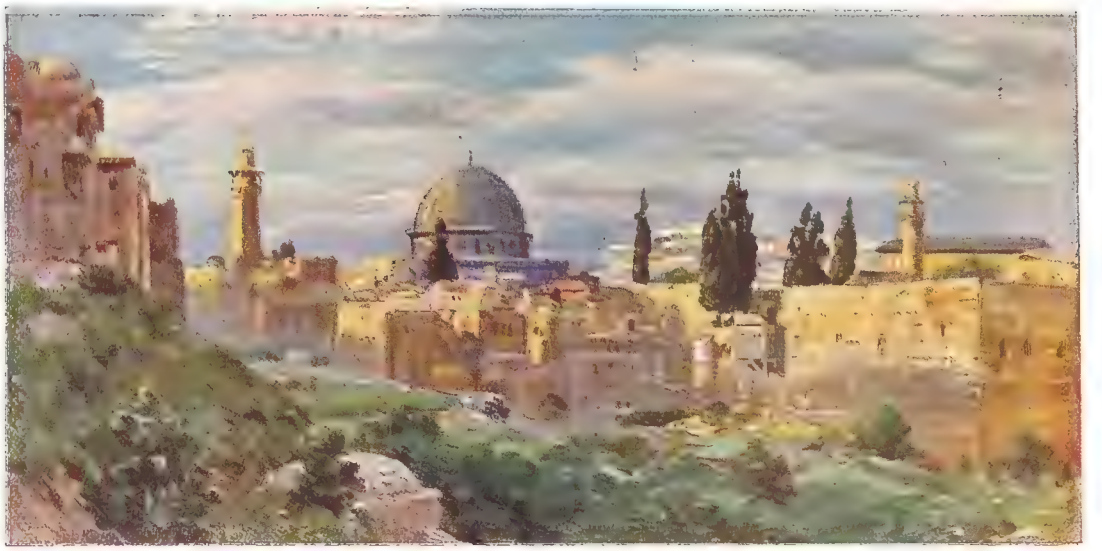
Hunderte und Tausende von kleinen Ollampen und Kerzen auf hohen Leuchtern tauchen die Hallen, Gänge und Treppen in weiches, spielendes Licht. Darin verschwindet das störende Beiwerk; die Räume bekommen ihr eigenes ergreifendes Leben. Es sind nur noch die Jahrhunderte, die zum Menschen aus diesen hohen Mauern sprechen. Der domartige Rundbau, der sich über der Grabkapelle wölbt, dehnt sich jetzt ins Unendliche, und von der Kuppelöffnung fällt nur ein schwacher Schein des vollen Ostermondes auf die Wandung der Gewölbe. Den Eingang zum Heiligen Grab umsäumen riesige Kandelaber mit mächtigen, buntbemalten Wachskerzen, und aus der engen Pforte der Grabkapelle tritt geheimnisvoll helles Licht. Die Beter und Pilger schieben und drängen sich in buntem Wechsel durch die Pforte, um in der heiligen Nacht die Platte des Grabes, das einst den Leichnam des Herrn barg, zu berühren. Es sind Menschen in der Tracht aller Länder, die weiten, weichen Gewänder der einheimischen Christen aber überwiegen doch und geben dem ganzen Bilde seine Einheit. Eine Prozession griechischer Priester mit dem in goldstrotzende Gewänder gekleideten Patriarchen, der sich in feierlichem Zuge aus dem lichtschimmernden Katholikon der Griechen in den Hauptraum bewegt, bringt ein leuchtenderes Farbenspiel. Immer mehr füllt sich die Kirche, es wird Mitternacht.

Droben in der Golgathakapelle drängen sich die Menschen; es ist fast lebensgefährlich, durch die engen Treppen und Gänge dort hinaufzukommen. Mild schimmern im Licht der silbernen Ampeln die goldenen Figuren der Jungfrau und des Lieblingsjüngers zu beiden Seiten des Platzes, wo einst das Kreuz gestanden. Hier herrscht ehrfürchtiges Schweigen, und man fühlt kaum die Anwesenheit der dichtgedrängten Beter. Das Hin und Her der Menge ist lautlos, und jeder steht so unter dem Eindruck des Erlebens, daß er sich hier auch im dichtesten Gewühle allein fühlt. Ergreifend ist die Frömmigkeit all der vielen einfachen Menschen, die sich hier zusammenfinden. In Verzückung knien sie da, ganz hingegeben der Erinnerung an das große Geschehnis.

Nur schwach erhellt sind die übrigen Räume der sich in drei Geschossen über- und untereinander aufbauenden Kapellen der Grabeskirche. Wir steigen hinunter zur St. Helena-Kapelle. Hier, abseits der Stätten, denen heute die besondere Verehrung gilt, sind die Besucher nur spärlich. Allein unten bei der Stelle, wo einst die heilige He-

Die Davidsstraße in Jerusalem

lena das Kreuz gefunden, kniet eine einsame Beterin. Ein weites, lichtgraues Gewand umhüllt die schlanke Gestalt des Weibes, das an eine antike Matrone erinnert. Der schleierartig über den Kopf gezogene Mantel beschattet das Gesicht. Beim Näherkommen sinkt die Gestalt langsam auf der Treppe zusammen, und wir schauen in das ebenholzschwarze, aber doch edelgeformte Gesicht einer jener abessinischen Nonnen, die



Blick auf Jerusalem mit der Omar-Moschee
Verlag der farbigen Bilder: Kunstanstalten Jos. Müller, München

Eingang zur Hl. Grabeskirche

von ihrer fernen Heimat unter den größten Mühseligkeiten hierhergepilgert sind, um wenigstens einmal in ihrem Leben das Osterfest an der ihnen heiligsten Stätte zu feiern. Strengstes Fasten hat dieser Pilgerin noch den letzten Rest der Kräfte genommen, und nur mit äußerster Mühe richtet sie sich wieder auf, um weiterzubeten. Erst übermorgen feiert sie ihre Ostern, und bis dahin will und muß sie noch aushalten. Manche ihrer älteren Volks- und Glaubensgenossen aber erlagen schon in den Hallen der Kirche den selbstauferlegten Entbehrungen, seliggepriesen von ihren Freunden, daß sie das Glück hatten, am Leidensorte des Herrn zu sterben.

Die Grabeskirche leert sich allmählich, und schon dringt von draußen auf den milchig beleuchteten Stein, wo der Herr für die Grabesruhe gesalbt wurde, vom Eingang her der erste Schein des kommenden Tages, eines strahlenden Ostermorgens.

Via dolorosa

Das Licht vom Berge / Von O. Berneder

An jedem Tag, der ein manierlich Wetter machte, stieg der Erste Staatsanwalt auf jene Höhe ob der Stadt, die dem Gebirge zu lag. Blies mitunter auch der Böhmische ein bißchen rauh, so nahm er ihn als derben Gruß der Berge niemals übel; denn er liebte jene Riesenwand, als wäre sie der Zaun des Paradieses.

Wunderlicherweise war es ihm die beiden Jahre, seit er in die Stadt versetzt war, noch kein einzigmal gelungen, sich dem Wunder dieses Waldgebirges in der Nähe hinzugeben; denn sobald der Jahresurlaub für ihn dämmerte, lud ihn sein Freund, Baron de Beergen, in die ausgedehnten Gründe seiner Jagd. Sie lagen weitab vom Gebirge in den Auen. Kam er aus dem Schloß dann wieder heim, hub er die Sehnsucht und sein tägliches Spazieren vor der blauen Ferne wieder an.

Doch wurde es ihm eines Tages sonderbar verleidet. Über die Blauweiten spannte sich ein klarer Himmel und war sanfter Vorlenzlüfte angefüllt. In nicht so früher Stunde wie sonst erstieg der Staatsanwalt die Höhe, und dieweil er stand, erglomm das Krongezack fern um die waldige Welt in Rosenglut. Und sieh, an jener sonderlich erhöhten Stelle schien sie gar in weiße Flammen auszubrechen! Welche Ursach'? War ein Fenster in der Sonne, dem der Zufall und die reine Luft den weiten Spiegellauf gewiesen hatte? Doch, ging er nicht jede Jahreszeit hier auf und ab? Den Feuerschein hatt' er noch niemals wahrgenommen. Gar in solcher Höhe! Wußt' er recht, so war da oben keine Siedlung mehr.

Und er gedachte sich für nächsten Tag ein Fernglas höchster Stärke beizuholen, um das Dunkel jenes Lichtes zu ergründen.

In der Nacht jedoch vertiefte sich das wunderliche Geheimnis dergestalt, daß alle Hoffnung schwand, ihm durch geschliffne Gläser auf den Grund zu kommen. Er sah in schwerer Traumnot auf den rätselhaften Berg. Ein Blockhaus ragte frischgezimmert, aufgeebnet ein bequemer Vorplatz und drei Stufen nach der Türe; in der groben Wand ein viergeflügelt' großes Fenster; und das Fenster flammte, wenn er hinsah, gleich als wäre drinnerhalb die Hölle. Durch die Augen wühlte sich das Fenster rasend und ohn' Widerstand in seinen Körper; in der Hüfte blieb es und zerquälte ihn, als fräße ihm ein Wolf aus dem lebendigen Fleisch.

Er wachte auf. Sein Atem ächzte. War ihm etwas zugestoßen? Er befühlte seinen Körper. Seltsam: fort mit dem Gesicht des Traumes auch der mörderliche Schmerz! Er drehte Licht an, und die wohligwarme Flut beeilte sich, das schreckenhafte Zeug aus seinen Nerven fortzuspülen.

Ein schweres, plumpes Zwiegespann von Tubussen hing er sich für den nächsten Gang zur Höhe um den Hals. Die Stunde und den Platz traf er genau, das Fensterleuchten aber stellte sich nicht ein. Und ohne diesen Flammenzeiger war die Hoffnung sehr gering, auf der gewaltigen Fläche ein verstecktes Blockhaus oder was da Eingeglastes stehen mochte, aufzufinden. Über eine Weile schmerzten ihn die Arme vom Gewicht der Linsenläufe. Und die Sonne glitt hinunter, ohne zu verraten, wo sie den geheimnisvollen Schein an diesem Abend hingeworfen hatte. Fest entschlossen, das nichtsnutzige Spiel jetzt abzubrechen und der quälerischen Bergwand innerlich und äußerlich den Rücken zuzukehren, ging der Staatsanwalt nun heim. Er las an diesem Abend, um sich zu zerstreuen, die Jagdtagebücher, die er sich im Schlosse des Barons de Beergen mit den Jägerseligkeiten jener Gegend vollgeschrieben hatte.

Eitles Mühen gegen dunkle Mächte! Als er schlief, da kroch derselbe Traum daher gleichwie ein Drache düsteren Geschickes; angefesselt mußte er die geisterhafte Folter noch einmal ertragen. Und er ging am Tage drauf jenseits der Ströme gänzlich anderswo spazieren, zechte wider alle Bräuche seines Lebens irgendwo tief in die Nacht hinein — und träumte in der letzten Stunde dieser Nacht dasselbe Haus mit den drei Staffeln und das Fensterglühen und das Schmerzgerase unter seinen Rippen. Um die Seele wuchs ihm kaltes Grausen; was für Hetzjagd böser Geister hatte er sich angezogen? Aber es empörte sich sein kühles Blut. Am Ende war es doch nur ein verstecktes Körperübel. Und er ging zu seinem Arzt, erzählte ihm all Drum und Dran und wollte peinlich untersucht sein. Es geschah. Doch nur das alte Lob urmännlicher Gesundheit sprach der Arzt ihm aus, und das Geheimnis triumphierte.

Doch auf einmal schien es seinen Sieg nicht weiter zu verfolgen. Das unheimliche Traumgesicht blieb aus und ebenso der rätselhafte Schmerz. Nach Tagen suchte der Herr Staatsanwalt die Höhe wieder auf, gewann aufs neu' die ferne Hochwand lieb, und keine Feuerzeichen gab sie mehr von sich; er dachte lächelnd überstandner Sorgen.

Aber wie ein Maulwurf da verschwindet und nach Weile dort sich spüren läßt, so drang viel Wochen drauf das wühlende Geheimnis von ganz andrer Seite an den längst Beruhigten heran. Auf dem Kanzleiweg ließ der Bischof des jenseits der Berge hingestreckten Bistums eine Frage an ihn kommen: das geistliche Amt habe ausgeforscht, daß er der leibliche Bruder sei des unglückseligen Priesters, über den aus Zwang der Umstände eine Kirchenstrafe ausgesprochen werden mußte; er sei nun verschollen; und das geistliche Amt vermute, er, der Bruder, wisse um den Aufenthalt, er sei gebeten, ihn zu offenbaren, weil sich Freunde um den Abgeirrten stark betrübten und desgleichen auch das oberhirtliche Amt alles Mögliche versuchen wolle, den gelehrten Priester auf die dogmenrechte Bahn zurückzulenken.

Der Staatsanwalt war maßlos überrascht. Wie hatte sich sein Bruder auf das Priestertum gestürzt! Kein Tropfen Öl so heißbegehrend in die Flamme. Just zu jener Zeit und wegen dieser Sache war's geschehen, daß sie Fehde miteinander kriegten, weil er selber anfing, seinen Glauben stückweis' wie Zigarrenasche wegzustreifen, und sein Bruder darob mit herben Worten alle Tag' wie einen Mamelucken ihn niedermachte. Sie hatten sich in Bälde innerlich und äußerlich so weit getrennt, daß heute nach gut fünfzehn Jahren keiner um den andern wußte.

Welche Wendung jetzt: der Fackelträger selbst verloren in der Nacht! Es wollte ihn beinahe freuen. Aber dennoch graute ihm. Ruhe und Glückseligkeit war ihm aus seinem Gottlossein die vergangenen fünfzehn Jahre nicht erwachsen, und er wünschte sich, wenn auch Begleiter, so doch keinen Bruder dieses leugnerischen Lebens. Niemand wußte so ganz sicher, ob da jenseits hinter Tod und Welt nicht doch ein ewig' Haus versteckt lag auf der Höhe und im letzten Augenblick die mörderischen Fensterblitze schleudern würde. Nein, er konnte sich nicht freuen. Da sein Bruder einmal auf das Geistliche geschworen, sollte er's behalten. Vierzigjährig tun, was einer zwanzigjährig hat versäumt: es blieb ein Narrenstück.

An das geistliche Amt gab er mit zwei Zeilen zurück, sein Bruder habe sich grundsätzlich selbst gehütet und vor ihm zuallermeist; er wolle drum als unwissender Zeuge nicht wieder angerufen sein.

Er hätte höflicher sein können; aber die Berührung mit

Die ersten Frühlingsblumen neben dem letzten Schnee

Millionen von Krokusblüten am Fuße der Schneeberge

der abgeschwornen Kirche war ihm leidig, und dem Seelenkriege seines Bruders anzuwohnen, hatte er nicht Lust.

Die gewohnte Zeit vor Anfang seiner Ferien kam der gewohnte Ruf zur Jagd des Herrn Barons, doch mit der großen Überraschung, dieser habe das Gebirg hinauf ein paar Geviertmeilen der besten Hochwaldjagd erworben, da auch ihm das Büschekraucheln fad geworden sei. Wie eine Lerche stieg das Herz des Staatsanwaltes: höchster Wunsch erreicht; das Schicksal war ihm gnädiger als je! Der Herr Baron bestellte ihn des kürzern Weges halber an ein Treffziel, das bereits im Jagdgebiete lag, und fügte eine Karte bei, es aufzufinden. Er entdeckte daraus bald, die ferne Hochwand fiel in den Bereich; er würde sie nach Lust durchstreifen, und mit ihr vertraut geworden, würde er nie wieder etwas von ihr fürchten müssen.

Als er die bezeichnete Herberg rechten Tags, doch über umständliche Reise gewonnen hatte, war der Graf und niemand eingetroffen. Und er kam auch nicht am nächsten Tag, dafür die Eilbotschaft des Grafen, daß ein rätselhafter Mauersturz ihn noch zwei Tag' im Schloß zu bleiben zwinge. Der Herr Staatsanwalt mög' sich die Zeit nicht lang sein lassen, sondern ins Revier aufsteigen und ganz unbekümmert schießen, was er treffe. So er ihm zur Ankunft ein Kapitalstück vor die Füße legen könne, würden sie es alle für ein gutes Vorzeichen betrachten.

Nichts Willkommeneres für den Jägerstolz des Staatsanwaltes; in der nächsten Frühe brach er auf. Des Jagdpflegers Begleitung wies er lächelnd ab; er steig' ja nicht ins Hochgebirg, Abstürzen und derlei hab' es im frommen Walde nie gegeben. Nur mit einer kleinen Rückenlast von Mundvorrat ließ er sich endlich noch beladen. Eine Holzerhütte und der Weg dahin ward ihm beschrieben, so er auf der Höhe nächten wolle, und er zog wie einer, der das Glück nicht suchen, sondern zeigen geht.

Bis in den Abend streifte er mit unersättlich großer Lust in der Unendlichkeit des Grünen fort. Er löste keinen Schuß; der Hochwald hatte ihn zutiefst ergriffen, trug ihn fort gleichwie ein Riese. In der Dämmerstunde fand er die bezeichnete Hütte, streute sich ein Lager drin und schlief einen Bärenschlaf. Nicht anders lebte er am Tage drauf. Das Waldgeheimnis wollte ihn nicht lassen; ohne sich mit Plan und Karte länger einig zu erhalten, gab er sich aufs neu' dem Hochwaldrausche preis. Manch eine Kugel konnt' er schicken, die der Beute stolzgewiß war; immer unterließ er es; ihm war, als müsse von dem ersten Schuß das grüne Paradies samt seiner grenzenlosen Lust gleichwie ein Zauber in die Luft zerstieben.

Endlich setzte er sich unter eine Buche, lange über Mittag war es, schnallte seinen Mundvorrat vom Rücken und befriedigte den Hunger. Lust zu schlafen wandelte ihn gleichfalls an. Er legte sich zuletzt hinüber; im Gesang der Vögel schlief er ein.

Doch nicht im Vogelsange schlief er weiter. Das geheimnisvolle Schreckbild jener Tage stieß von neuem auf ihn nieder wie ein Geier aus dem Horst des Schicksals. Und die Fänge tief in seine Lenden eingekrallt! Er spürte wiederum den grimmen Schmerz. Er sah das Blockhaus und die Stufen. Und jetzt, in Glut auflohend das gewaltige Fenster! Alles, alles wieder nach dem grausigen Gesetz, von dem er sinnlos ward verfolgt. Er wälzte sich in Qualen und erwachte.

Hochverstört sah er um sich. Die Sonne glitt schon durch die Kronen wie ein Apfel, der im Fallen ist, und wartend auf den Fall, schien die gesamte Schöpfung aufzuhorchen. Das war so todfeierlich rundum; es schauderte den Jäger. Doch er schlug sich draus. Das Bohren in der Hüfte war hinweg, der Traum verblaßte. Es war nichts als eine häßliche Erinnerung gewesen. Warum legte er sich auch gefüllten Magens in den Schlaf! Gemeinplatz aller bösen Träume ist der Magen.

Und er sprang entschlossen auf die Beine. Doch im Augenblick schon duckte er sich wieder: welch ein ausgesuchter Bock da unten aus dem Busche fühlend! Ja, nun sollte es in Ehren einmal knallen. Der geträumte Spuk zerstob gewiß vor einem kecken Jägerschusse vollends.

Er griff nach seiner Büchse aus und spannte flink die beiden Kugelhähne. Weil indes die Abendluft zu Tale strich, so stand der Bock gerade in der besten Witterung und setzte plötzlich weg. Verdrossen nahm der Staatsanwalt den Drilling von der Brust; da er nun wollte, kam er nicht zu Schuß; ging doch ein Schicksal tückisch neben ihm? Zu Trutz gab er nun seinen Wunsch nicht auf. Er sah sich im Geäst der Buche einen Sitz; wer ihn erklomm, der mußte wohl mit Aug' und Büchs' die kleine Lichtung mangellos beherrschen. Und der Busch gab etwa noch ein ganzes Rudel aus.

Er warf denn kurz entschlossen seine Büchse über, um zu klettern. Das Geäst hing tief und war so reichlich, daß ohn' Müh' hinaufzukommen war. Nachdem er sichren Stand gefunden hatte, legte er die Läufe seiner Büchse vor sich hin, quer über ein paar Äste, schußbereit, und schickte sich, zu warten.

Dazwischen aber fiel ihm ein, daß er von Weg und Richtung nicht die kleinste Kenntnis mehr besaß. Er mußte sich zurechtweisen, bevor ihm Nebel oder Dämmerung die Welt zudeckten. Und es deuchte ihm das Bündigste, gleich bis zur Höhe fortzuklettern und sich umzusehen.

Seiner schlanken und geschmeidigen Gestalt war es ein Kraftgenuß, durch das Gewirr der Krone mühelos gleichsam emporzuschwimmen. Und er streckte bald sein Haupt neugierig aus der schwanken Laubeskuppel. Ozean von Wald nach Süd und Ost! Ihm ein Entzücken; aber doch, er wußte nicht warum, ein Anfang auch gelinden Grauens. Dort schräg östlich war die Blöße mit der Holzerhütte! Gut, die Insel würde er sich merken. Und er drehte sich herum in seinem Mastkorb, einen Blick nach West und Nord zu tun. Was war da vorne? Höllentrug! Er riß in höchster Aufregung das Glas vor sich: kein Trug, entsetzend nahe Wirklichkeit! Ein Blockhaus und ein frischgestampfter Vorplatz; Stufen, eine, zwei, hah, richtig, drei zur starken Tür; ein Fensterflügel auf, um seine Angel spielend; jetzt, jetzt in der Sonne — Teufelsgraus, ein Bündel Glut schießt auf ihn her. Sein' kaum bewußt, entrafft er sich dem Anblick; nieder, nieder und davon! Dort drüben lauert ihm das Schicksal auf; noch früh genug ist er darüber'kommen! Weg aus diesem Walde!

Untertauchend wie ein Fisch, nach dem der Reiher schnappt, enthastet er von Sproß zu Sprosse. Keinen Hut mehr spürt er auf dem Kopf: er sei des Teufels! Nicht um seinen Hut, es geht um seinen Kopf; hinab, hinab! Es kostet Risse durch die Kleider, nie im Leben so; als müßt' ihm fetzenklein zerrissen werden, was er sich an Würde und an Wert in Jahren umgelegt. Er sieht nur halb; durch seinen Schädel braust das Blut wie Feuer. Immer nur die nächste Sprosse; kaum gesehen, steigt er drauf; bald muß die Erde kommen. Halt, die Büchse da! Es ist zu spät; die Luft hält seinen Fuß nicht mehr; mit Wucht ist er daraufgestoßen. Heftig schlägt der Kolben über, und in fürchterlichem Stoß prallt ihm der Drielauf an die Hüfte — o Entsetzen, erst lebendig wird die Höllenschlange; beide Hähne schnappen zu, ein zwiefach gräßlich Knallen, Echo wie aus seinem ganzen Leben her — und mit zerfetzter Lende stürzt er von dem letzten Ast zur Erde.

Aus der Betäubung weckte ihn sogleich das rasende Wehtun seiner Wunde. Blutheiß überrieselt um den ganzen Leib: er mußte etwas auf die Wunde bringen, wollte er nicht vor der Sonne verblutet sein. Das Tuch in seiner Tasche drauf! Ach, wie ein Löschblatt, um den Ozean auszutunken! Stöhnend zwängte er sich aus der Joppe, riß die beiden Ärmel ab und was er noch davon erreißen konnte, bauschte es an seine Hüfte und umschnallte sie mit seinem starken Lederriemen. Oh, er wußte, es war nichts gedient! Der Tod saß zwiefach in dem Krater seiner Wunde, ließ das Werk nicht stören. Hah, das war der dreimal traumgelittne Schmerz, und draußen stand das dreimal vorgeträumte Haus! Er hatte seinen Tod geträumt; jetzt war er da, und alles so entsetzlich klar.

So klar? Nein, vor die fürchterlichste Dunkelheit lag er in diesem Augenblick erst hingeworfen: sterben, ja! Doch wohin sterben? In das Nichts? Ihm deuchte plötzlich, nur sein Unglaube sei das einzige Nichts gewesen. Mächte seiner Jugend, fromm und gläubig, drangen durch die blutige Pforte an das Licht. „Herr Gott, dein' starke Faust mir in der Seite?" Doch was half es, Umkehr wünschen? Dreißig Jahre irrgegangen und auf einmal nun zum rechten Wege finden, da er nicht mehr gehen konnte? Nichts mehr war zu hoffen.

Wollte er auf diesem Platze sterben und vermodern wie ein Tier, den Füchsen zum Geschnupper? Nein, er mußte sich an das dämonische Haus hinschleppen. Was noch fürchten? Sterbend hat der Mensch nichts mehr zu fürchten — außer Gott, ha, außer Gott; er bebte bis ins Mark. Wär' aber Gott in jener Hütte, ja, dann müßte er erst recht hinüber.

Den Rest des Jägerrockes ballte er zu einem Knäuel, steckt' ihn unter seine Achsel und den Drillingskolben drangesetzt; auf dieser Krücke zog er sich voran, schwarz' Blut in jeder Tapfe hinterlassend; alle Vögel wurden stumm, wie er des Weges stöhnte und dazwischen zu Gott schrie.

Als die Sonne hinter seiner Stadt ferndraußen niedersank, entrang er sich der Dämmerung des Waldes. Nah vor ihm das Blockhaus, und die Sonne warf die letzten roten Blitze an das Glas; er mußte eine Zeit die Augen davor schließen. Eine unsagbare Schwäche kroch ihm gliederauf. Er wollte rufen, aber seine Stimme war verdorrt in Fieberglut. Mit Nötigung der letzten Kräfte überwand er die Entfernung; vor dem Fenster stürzte er zusammen.

Auf der Bank bei den drei Stufen lag ein dickes Buch; ein Lebender mußte also in dem Hause weilen, ihn gehört, gesehen haben. Doch kein Zeichen desselben; nur grübeltiefe Ruhe. Ihm aber ging der Tod ans Herz; er mußte einen Menschen haben. War's der wildeste, ein kleines Gebet zu seinem Sterben konnt' er etwa dennoch sagen und ihn ehrlich in die Erde graben.

Rufens war er gänzlich nimmer mächtig. Über sich das große Fenster, ha, das ihm die Zeichen aus der Ewigkeit gegeben hatte! „Tue mir den letzten Dienst!" Er zog die Büchse her und schob sie an der Balkenwand hinauf, den Kolben schwer voran; die Arme schwankten ihm.

Er wollte nichts als klopfen. Doch die Büchse war zu schwer; der Kolben schlug das Fenster ein. Die Scherben regneten auf ihn herab. Das Auge starr dem Fensterbruche zugewandt, lag er in Ruhe der Erschöpfung.

In der Stube war es noch die Weile still. Dann ward ein schwerer Stuhl gerückt, im ausgeschlagenen Fenster zeigte sich ein Haupt — o Gott im Himmel, welch ein Haupt! Mit einem Schrei des Schreckens riß der Staatsanwalt sich halb empor; seine Stimme begann ihm wieder zu gehorchen: „Bruder Theo, du hier?" Das Gesicht ob ihm verlor die Farbe; Augen wie zwei Nester, eben ausgeplündert, sahen wirrentsetzt hernieder. Nun verschwand das Haupt, der Stuhl drin stürzte polternd um, die Türe schrie, und ohne Stufen setzte die Gestalt im kurzen Priesterrock auf den gestampften Platz: „Gerechter Gott, Oskar, wie kommst du da herauf? Und so? Und so?"

„Jawohl, gerechter Gott — du sagst es recht. Hör', Theo, ich muß beichten, ich muß sterben. Schnell, mein Blut ist bald zu End!"

„Ich trage dich hinein."

„Ja, wenn ich tot; nun laß mich liegen, laß mich beichten!"

„Wehe mir, ich hab' dem Priestertum entsagt."

„Ich weiß es, Bruder. Sag ihm wieder zu und sprich mich los!"

„Bist du denn gläubig worden?"

„Wer da muß im eignen Blute gehen wie Christus seinen Kreuzweg, der wird es bald. Leih mir dein Ohr, gib deine Hand, ich beichte dir!"

Und es geschah, so kurz und weh, doch gut und gläubig wie des Schächers Beicht am Kreuze. Und der romgebannte Priester schlug die Hand in heißer Reue vor die eigene Brust, bevor er sie erhob und das Absolvokreuz auf seinen Bruder legte. Wunderbar mit dem Gerichte Gottes wurde nun der Staatsanwalt zufrieden. Aber reißend rasch entströmten seine Kräfte, und ein Kampf ward jedes Wort. Sie hatten sich ein Dutzend Jahre lang kein Wort geschrieben und gesagt; nun wurde ihnen deren auch kein Dutzend mehr gegönnt. Mit grauer Kälte überzog sich das Gesicht des Todverletzten; beide Hände um den Bruder krampfend keuchte er sein Letztes: „Bruder Theo — kehre um — hier grab mich ein — und geh — zu deinem Bischof — nicht wahr — du wirst gehen?" — „Ja", sprach dieser und sonst nichts. Es war das letzte, was der Sterbende von dieser Welt vernahm.

So wie man Weizen fortträgt von der Tenne, trug der Priester seinen Toten von der frischgestampften Erde weg. Und über die drei Stufen dachte er mit Erschütterung der Seele, daß er in des Vaters und des Sohnes und des Geistes Namen seinen Bruder durfte in den Himmel heben; seines Grübelns war ein Ende.

Drei Tage hielt er Wache bei dem Toten. Und die Sonne stand drei Tage in dem großen Fenster, blitzend nach der fernen Stadt. Es kam der Herr Baron und reicher Troß. Ohne einen Schuß verließen sie den Hochwald wieder; wo Gott gejagt hat, weiche jeder Mensch!

Am dritten Tag in Sonnenfrühe weihte der Priester ein Stück Erde vor dem Haus und Wasser, um die Erde zu befruchten für den armen Toten. Und mit großer, stummer Trauer legten sie ihn ein und schieden. Eilends fuhr dann der Gebannte zu seinem Bischof, schwor sich frei und durfte seinem Bruder nun das Totenopfer bringen.

Nie mehr in der Folge hat ihn Glaubensnot berührt. Alljahr in der Ferienzeit bewohnte er sein Blockhaus in dem Hochwald; nebenhin hatte er ein freundliches Kapellchen bauen lassen, und so pflegte er des Bruders Grab und Seelenruh. In Dämmerstunden las er oft des Bruders Tagebücher und am öftesten mit Ergriffenheit die Blätter, die das Licht vom Berg beschrieben.

Gebet vor der Idgah-Moschee zu Kabul während des Ramasan

Die Fastenzeit der Mohammedaner

Über das bei uns wenig bekannte Ramasan-Fasten der Mohammedaner gibt Emil Rybitschka in seinem hochinteressanten Buche „Im gottgegebenen Afghanistan" (Verlag F. A. Brockhaus, Leipzig) folgende, durch die nebenstehenden Bilder veranschaulichte Schilderung:

„Der Ramasan ist für den gläubigen Mohammedaner eine nicht ganz leicht durchzuhaltende Fastenzeit. Er muß sich nämlich von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang nicht nur der Speisen, sondern, was viel schlimmer ist, auch jedes Getränkes, ferner des Rauchens und der sinnlichen Genüsse enthalten. Jeder fromme Moslem hält die Fastenzeit ein, und nur Krankheit oder ganz dringliche Reisen geben die Möglichkeit, sie zu unterbrechen, doch müssen die fehlenden Tage später nachgeholt werden, will der Betreffende sich nicht der Mißachtung oder gar Strafe aussetzen. Die Schande, von dem die Basar- und Wohnviertel durchstreifenden Mutasib beim Bruch der Fasten betroffen zu werden und zur Strafe mit kotbeschmiertem Gesicht rittlings auf einem Esel durch die Straßen getrieben zu werden, möchte natürlich jedermann vermeiden. Zwar sollen einzelne Wächter der Frömmigkeit bereit sein, sich durch ein Sühnegeld von fünf Rupien bestechen zu lassen; immerhin ist dies eine gewagte Sache. Auch einen ärztlichen Dispens kann man sich nicht leicht beschaffen; schon der Dienerschaft wegen vermeidet man ihn. So sitzt denn der Fastende von morgens bis abends, läßt die Kugeln seines Rosenkranzes durch die Hände gleiten und zählt nach ihnen die neunundneunzig Eigenschaften Gottes auf, um schließlich ihre Reihe mit dem Namen Gottes, Allah, zu beenden. Sehnsüchtig erwartet man den Sonnenuntergang. Endlich ertönt der Kanonenschuß, und nun kann das Schmausen beginnen.

Alsbald werden die Speisen aufgetragen; man sitzt schwatzend und rauchend beieinander, schläft dann etwas und läßt sich gegen 4 Uhr morgens wecken, um mit einem neuen Imbiß die kommenden Tagesstunden besser überstehen zu können. Ein solches nächtliches Fest hat einen ganz eigenartigen Reiz, und auch wir saßen oft zur Zeit des Ramasan lange auf

Ein Fastender zur Ramasanzeit

Das Festmahl zu Ende des Ramasan

der Terrasse unseres Hauses und lauschten dem fernen, verworrenen Gesumme der orientalischen Nacht mit ihrer Lust und Freude. — Der Mittelpunkt der Festlichkeiten ist aber der Gottesdienst in der Festmoschee, der Medsched Idgah, an dem die ganze Garnison teilnimmt; daran schließt sich eine militärische Parade. Zu dem Rud-i-Eid, den anschließenden Festtagen des Ramasan, tritt der Emir mit seinem ganzen Hofe in der Öffentlichkeit auf. Am letzten Festtage begibt er sich in prunkvoller Auffahrt zur Festmoschee; im Zuge werden Elefanten mit Gold- und Silberschabracken dahergeführt; das ganze Volk staunt und starrt und freut sich der überstandenen Fastenzeit."

Die Mohammedaner sind im allgemeinen streng im Fasten; hernach aber desto eifriger im Genießen.

Im Zauberbann der Todesstrahlen

Zukunfts-Roman von Otfrid v. Hanstein

Fortsetzung

Rückblick für neue Leser.

Der Deutschamerikaner Schmidt, der sich durch Klugheit und rastlose Arbeit vom armen Jungen zum reichen Manne emporgearbeitet hat, kaufte von der Regierung Australiens inmitten der australischen Wüste ein riesiges Gebiet samt dem Berge Russel, in dem er ein großes Radiumlager von ungeheurem Werte entdeckt hat. Er beabsichtigt, das ganze Gebiet, das jetzt noch ausgedörrte Wüste ist, mittels gewaltiger Maschinen, die er zum Teil selbst erfunden hat, zu einem ertragreichen Lande und zu einer glänzenden Kolonie für das verarmte Deutschland zu gestalten. Die Verwertung des in großen Mengen gefundenen Radiums verschafft ihm unbegrenzte Geldsummen für die Ausführung dieses gigantischen Planes. Er hat auch eine Anzahl tüchtiger Mitarbeiter dafür gewonnen, wie Mister Allister, Hollborn und die Ingenieure Morawetz, Stobitzer, Helding und Kurzmüller. Ein treuer Freund ist ihm auch der Häuptling Mormora des um den Mount Russel angesiedelten Stammes von Wilden, die das geheimnisvolle Radiumbergwerk bewachen. Mittels Flugzeugen und großen Zeppelinen unterhält Herr Schmidt einen fortwährenden Verkehr mit Amerika, Europa und der übrigen Welt. Ganze Kolonnen von Arbeitern werden mit Luftschiffen herbeigeschafft.

Auf einem seiner Flugzeuge hat er durch Mr. Allister auch seinen Neffen Fritz, einen jungen Ingenieur aus Berlin holen lassen. Da er sich tüchtig erwies, machte er ihn zum Juniorchef seiner riesigen Unternehmung, und er soll später auch sein Erbe sein. Zwei Jahre sind nun schon seit der Ankunft des Neffen vergangen, und die Kultivierung der Wüste ist bereits in voller Entwicklung. Ein großes Verkehrsnetz ist nach allen Richtungen angelegt worden. Mit mächtigen Motorpflügen wird der Wüstenboden aufgeackert, durch künstlich erzeugten Regen werden riesige Strecken bewässert und dann besät, und schon sproßt eine üppige Saat. Der australische Minister Lord Albernoon, dem eine Probe davon vorgeführt wird, ist außer sich vor Staunen und bereut bereits, dieses Land an Herrn Schmidt verkauft zu haben. Schon ist auch im Geheimen Verräterei am Werke, die Onkel Schmidts großartige Schöpfung zu vernichten droht. Schmidts Neffe Fritz erzählt darüber weiter:

* * *

Sechstes Kapitel.

Wir haben wieder eine Sensation, aber diesmal eine ganz andere. Diesmal haben die Zeitungen sie uns bereitet, die riesige Überschriften in großen Lettern bringen.

„Der Radiumberg in der Wüste." — „Wie Lord Albernoon für ein paar Pfennige ungezählte Milliarden an Herrn Schmidt aus San Franzisko verkaufte." — „Der deutsche König von Australien." — „Herrn Schmidts vom Himmel gefallene Milliarden."

So geht es weiter in allen australischen Zeitungen. Weiß der Himmel, wie es herausgekommen ist: Die ganze Welt kennt jetzt die Quelle unseres Reichtums. Selbst viele, die hier bei uns wohnen, erfahren jetzt erst das Geheimnis. Alles ist in Erregung, nur der Onkel ist ruhig. Ich bin bei ihm.

„Was wird jetzt geschehen?"

„Gar nichts."

„Die Australier schäumen vor Wut."

„Dann mögen sie schäumen!"

„Wenn sie uns angreifen?"

„Du weißt jetzt, warum ich so eifrig dabei war, die Starkstromleitungen für alle unsere Strahlen so rasch um das ganze Gebiet zu lenken."

„Wer mag uns verraten haben?"

„Was weiß ich? Vielleicht die Goldgräber."

— — — — — — — — —

Die australischen Zeitungen sind ausschließlich von den Radiumfunden gefüllt. Das Parlament ist zusammengerufen. Die Opposition ist in voller Arbeit. Lord Albernoon wird schleunigst vom Urlaub zurückgerufen.

„Ich möchte nicht in seiner Haut stecken."

Der Onkel sagt es gemütlich und geht, um sich schlafen zu legen, während wir anderen erregt im großen Kasinosaale den Lautsprecher umstehen, der uns den Gang der Sitzung übermitteln soll.

— — — — — — — — —

Es war eine außerordentlich stürmische Sitzung im Parlament von Canberra. Die Opposition ließ sich durchaus nicht beruhigen:

„Es war eine unglaubliche Dummheit!"

„Wir fragen Lord Albernoon, ob er das Recht hat, das Vermögen Australiens zu verschenken?"

„Wir möchten Auskunft darüber haben, wieviel Millionen Seine Lordschaft bei diesem Geschäftchen persönlich verdienten?"

Der Lord schlug mit beiden Händen auf den Tisch.

„Ich verbitte mir eine derartige Verdächtigung! Meine Weste ist rein."

„Also nicht einmal für sich selbst geschäftstüchtig, Herr Lord?"

Die Stimmen wurden immer erregter. Noch niemals war es im australischen Parlament zu derartigen Ausschreitungen gekommen. Vergebens schwang der Präsident die Glocke, um Ruhe zu schaffen, bis der Führer der Opposition sich mit gewaltiger Stimme Gehör verschaffte.

„Wir beantragen, daß Lord Albernoon angewiesen wird, den Vertrag mit dem deutschen Mister unter allen Umständen aufzuheben und diesen samt seinen Freunden und Mitarbeitern als lästige Ausländer des Landes zu verweisen. Wir beantragen, daß dem Lord zur Ausführung dieses Auftrages zunächst eine Woche Zeit gegeben wird."

Es geschah etwas ganz Unglaubliches: Zum ersten Male seit Bestehen des Parlaments wurde ein Antrag der Opposition von allen Parteien einstimmig angenommen.

Lord Albernoon war bleich, aber wieder vollkommen ruhig.

„Es ist selbstverständlich, daß ich mich dem Auftrage dieses hohen Hauses unterziehe. Ich fordere aber, daß mir im voraus Vollmacht erteilt wird, jedes Mittel zu ergreifen, das notwendig erscheint."

„Jedes."

Der Lord ließ noch einmal seinen Blick über die Versammlung schweifen, dann nahm er seine Aktenmappe, winkte seinem ersten Sekretär Harry Spencer und verließ das Regierungsgebäude.

— — — — — — — — —

Es war eine Stunde später. Der Premierminister Lord Albernoon stand reisefertig in seinem Arbeitszimmer, vor ihm Harry Spencer.

„Ist das Flugzeug bereit?"

„Jawohl, Euer Lordschaft!"

„Wie lange brauche ich bis Desert City?"

„Etwa sechzehn Stunden; es sind ungefähr zweitausend Kilometer."

„Es ist jetzt sechs Uhr; wir fahren die Nacht hindurch; also sind wir morgen um zehn Uhr an Ort und Stelle. Wollen Sie veranlassen, daß unsere Ankunft gemeldet wird?"

„Ich habe mir bereits erlaubt, das zu tun."

Der Lord legte dem Sekretär die Hand auf die Schulter.

„Spencer, dies ist der schwerste Gang meines Lebens."

Der Sekretär zuckte die Achseln.

„Ein deutscher Ingenieur und Sie — der geschickteste Diplomat, den Australien seit Jahrzehnten hatte."

„Ich wollte, Sie hätten recht."

Er seufzte schwer auf, und die beiden bestiegen die Kabine des Flugzeuges.

— — — — — — — — —

Ich hatte fast eine Woche lang von morgens bis spät in die Nacht hinein an dem großen Uhrwerk gearbeitet, das gewissermaßen das Herz unseres Betriebes werden sollte: die Generalkontrolle aller unserer Maschinen. Ich war in dieser ganzen Woche kaum an die Oberwelt gekommen und hatte sogar die Mahlzeiten in meinem Laboratorium eingenommen.

Jetzt trat Onkel Heinrich ein. Auch ihn hatte ich in diesen Tagen nicht gesehen; er hatte andere Aufgaben erledigt, aber heute schien er mir ganz besonders fröhlich.

„Mach für heute Schluß, Junge!"

„Ich kann nicht, Onkel; ich habe vielleicht noch zwei Tage zu tun, dann können wir das Werk in Betrieb nehmen."

„So wird es eben einen Tag später geschehen."

Ich wunderte mich: Onkel Heinrich, dem jede Minute kostbar war, veranlaßte selbst einen Aufschub.

„Was ist denn geschehen?"

Er lachte über das ganze Gesicht.

„Ich will dich einer Theatervorstellung beiwohnen lassen."

Ich war starr vor Staunen.

„Einer Theatervorstellung?"

„Schade, daß du gestern nachmittag nicht bei mir warst. Ich habe mich ganz köstlich am Rundfunksender unterhalten."

Ich bekam sogar etwas Angst, aber der Onkel erriet meinen Blick.

„Nein, mein Junge, ich bin durchaus nicht krank. Und diese lustige Rundfunksendung ist eigentlich ebenso ernst als das vergnügliche Theaterstück, das ich dir heute vorführen werde. Die Wahrheit ist nicht weniger noch mehr, als daß in kurzer Zeit Lord Albernoon, der allmächtige australische Premierminister, hier eintreffen wird, und daß er uns wahrscheinlich höchst persönlich im Auftrag seiner Regierung den Krieg erklären wird."

Jetzt erschrak ich wirklich.

„Den Krieg?"

„Laß gut sein; für uns wird das alles keine Gefahren bringen." Er trat an den Tisch, auf dem mein Werk aufmontiert war. Er war ruhig und versenkte sich in meine Arbeit.

„Gut, gut. Ich denke, du hast mich vollkommen verstanden."

Ein scharfes Klingelsignal ertönte. Der Onkel faßte meinen Arm.

„Jetzt komm!"

Wir waren gleich darauf in seinem Arbeitszimmer und betrachteten die Mattscheibe, auf der in deutschen Worten eine Schrift erschien: „Australisches Flugzeug eben vorüberpassiert. Wachtposten Musgrave Range."

Ich überlegte einen Augenblick.

„Von Musgrave Range bis hierher sind ungefähr dreihundert Kilometer; sie werden also um zehn Uhr etwa hier sein."

Der Onkel hatte ein merkwürdiges Lächeln um seinen Mund.

„Ich denke, es wird ein bis zwei Stunden später werden; wir werden reichlich Zeit haben, deine Arbeit vorher genau miteinander durchzugehen."

Er setzte sich an den Morsetelegraphen, und jetzt erschienen die Zeichen, die er in die Welt hinausfunkte, als Schrift auf der Mattscheibe:

„Auto bereithalten. Flugzeug zu Hilfe eilen. Sofort Insassen hierher bringen. Schmidt."

Ich verstand nicht.

„Das Flugzeug ist doch nicht verunglückt?"

„Noch nicht, aber es wird wahrscheinlich in einer Stunde verunglücken. Jetzt komm wieder zu deinem Uhrwerk!"

Ich hatte den Ausdruck seines Gesichtes beobachtet und sah ihm an, daß er nicht gefragt sein wollte.

In größter Seelenruhe prüfte er genau in einer Stunde meine Arbeit, verbesserte eines, lobte anderes, dann sah er nach seiner Uhr und stand auf.

„Willst du mit in den Maschinenraum?"

Mister Hollborn erwartete uns bereits und hatte ein ebenso seltsames Gesicht wie der Onkel.

„Alles bereit?"

„Yes, Mister Schmidt."

Der Onkel trat an ein großes Schaltbrett und hantierte an ihm herum. Währenddessen erlosch das Licht im Raume, und dafür wurde eine Mattscheibe über der Schalttafel hell erleuchtet.

Ich sah ein Flugzeug langsam über den Himmel streichen. Langsam natürlich nur, weil ein sehr großes Himmelsstück sichtbar war. Ich hörte den Onkel andauernd mit Hebeln hantieren; dann ging das Flugzeug in ein taumelndes Hinabgleiten über, landete auf der Erde, kurz darauf war eine Rauchwolke zu sehen — der Maschinenraum wurde wieder hell, und auf der Mattscheibe war nichts mehr zu erkennen.

In demselben Augenblick ertönte wieder das Klingelsignal, und wir gingen in des Onkels Arbeitszimmer zurück.

Wieder stand eine Depesche an der großen Mattscheibe: „Australisches Flugzeug soeben abgestürzt und verbrannt. Insassen unverletzt. Hilfsauto von Musgrave Range bereits zur Stelle. Schnellstens Abfahrt nach Desert City. Wachtposten Lady Edith Lagoon."

Ich sah den Onkel entsetzt an.

„Das hast du vorher gewußt, daß das Flugzeug abstürzen würde?"

„Selbstverständlich, denn ich habe ja den Absturz, das heißt zunächst den erzwungenen Gleitflug und dann den Brand des Flugzeugs mit Hilfe der Rindell-Matthews-Strahlen selbst veranlaßt."

„Aber warum?"

„Lediglich um Seiner Lordschaft die Annehmlichkeit einer kleinen Autofahrt durch die Mittagsglut zu verschaffen."

„Aber Onkel!"

„Nicht aus Menschenquälerei; es hat einen sehr wichtigen Grund, den du nachher schon erfahren wirst."

Wir kehrten zu meiner Arbeit zurück, und der Onkel schien an nichts anderes zu denken als an mein Uhrwerk.

Um halb zwölf ertönte wieder die Klingel:

„Australisches Auto Hollborn-Werk passiert."

Der Onkel sprang auf.

„Dann sind sie in zwanzig Minuten hier, und ich muß mich umkleiden. Man darf einen Lord von Australien nicht im Arbeitskittel empfangen. Tu du das gleiche!"

— — — — — — —

Nach einer halben Stunde standen wir oben am Wellblechhaus und erwarteten das eben herankommende Auto.

Es war ein offener Wagen, und der Lord und Mister Spencer schienen vollständig erschöpft. Der Onkel verbeugte sich tief.

„How do you do, Mylord?"

Erste Frühlingsarbeit auf der Bergwiese im Oberengadin

Phot. Alb. Steiner

Der Minister versuchte zu lächeln.

„Wir sind gebraten. Weiß der Teufel, was plötzlich mit dem Flugzeug vorging. Ich bin Ihnen zu Dank verpflichtet, Mister Schmidt, daß uns Ihr Auto so rasch zu Hilfe kam."

Der Onkel lächelte sehr verbindlich.

„Ich darf wohl Eurer Lordschaft zuerst ein kühles Bad anbieten?"

„Ein herrlicher Gedanke."

„Ich habe mir gestattet, Eurer Lordschaft auch frische Wäsche bereit legen zu lassen; sie ist selbstverständlich noch niemals benutzt. Ich vermute —"

Der Lord lächelte jetzt sogar wirklich.

„Sie sind ein außerordentlich aufmerksamer Gastgeber. Da ich nur eine Stunde zu bleiben beabsichtige, habe ich nicht einmal einen Koffer bei mir."

Unsere beiden Diener, diesmal in feierlicher Livree, führten den Lord und seinen Sekretär in die beiden dafür hergerichteten Badezellen, und wir kehrten in des Onkels Zimmer zurück.

Ich hatte diesen noch niemals so vergnügt gesehen wie heute.

— — — — — — —

Wieder eine halbe Stunde später.

Der Onkel stand vor dem Schreibtisch, ich vor dem Protokolltisch im Hintergrunde, und die beiden Diener führten den Lord und seinen Sekretär herein. In den neuen Tropenanzügen und nach dem frischen Bade waren sie wieder ganz munter.

„Erlauben Sie, Mister Schmidt, daß ich Ihnen den Ersten Sekretär des Australischen Auswärtigen Amtes, Mister Spencer, vorstelle."

Onkel Heinrich sagte genau in demselben Tonfall:

„Erlauben Euer Lordschaft, daß ich Ihnen meinen Neffen, den Ersten Sekretär meines Gebietes, vorstelle."

Der Lord und Mister Spencer nahmen in den Klubsesseln Platz; wir setzten uns an unsere Tische, und der Onkel begann:

„Euer Lordschaft haben die Güte, mir persönlich die Quittung über die von mir vorzeitig geleistete Restzahlung zu überbringen?"

Der Lord machte eine sichtbare Anstrengung und begann:

„Im Gegenteil. Ich habe von der australischen Regierung den Auftrag, Ihnen nicht nur diese Restzahlung, sondern auch die vorher von Ihnen geleisteten Zahlungen wieder zur Verfügung zu stellen und Ihren Vertrag für gelöst zu erklären. Das Geld habe ich bei mir, und Mister Spencer wird die Freundlichkeit haben —"

Der Onkel hob die Hand und lächelte auch jetzt sehr verbindlich.

„Dann bin ich doppelt froh, daß Sie mit dem Flugzeug nicht zu Schaden kamen — das viele Geld!"

Der Lord sah den Onkel verwundert an, wollte wieder sprechen, und jetzt begann eine der seltsamsten Unterhaltungen, die ich jemals erlebte. Das heißt, eigentlich sprach lediglich mein Onkel; der Lord und der Sekretär machten nur von Zeit zu Zeit schüchterne Versuche, ihn zu unterbrechen, und je weniger ihnen dies gelang, je länger mein Onkel sprach, um so entsetzter wurden ihre Gesichter.

„Euer Lordschaft wollen mir diese plötzliche Änderung in der Gesinnung des australischen Parlaments erklären. Euer Lordschaft suchen nach Worten? Aber das ist doch gar nicht nötig. Wir sind doch Menschen, Sie sowohl wie ich."

„Also wenn ich . . ."

Der Onkel wurde ernst.

„Nein, Herr Lord. Der Vertrag ist nicht auf einer falschen Voraussetzung geschlossen. Vielmehr waren Sie außerordentlich erfreut, als ich Ihnen für die wertlose Wüste die hohe Summe bot."

„Sie hätten . . ."

„Das habe ich auch getan. Ich habe ganz klipp und klar den Mount Russel von Ihnen gekauft."

„Aber . . ."

„Jawohl, das ist ganz klar ausgedrückt; sehen Sie doch den Vertrag nach. Den Berg, wie er steht und geht. Den Berg mit der Luft darüber und der Erde darunter, sogar die Mutungsrechte sind in dem Vertrag erwähnt, obgleich das gar nicht nötig gewesen wäre."

„Wir . . ."

Der Onkel lehnte sich behaglich zurück und lachte.

„Ja, mein verehrter Herr Lord, wenn Sie nicht wußten, welche Schätze der Berg enthielt, so ist das wirklich nicht meine Schuld. Soviel ich weiß, ist bereits im Jahre 1787 durch den englischen Kapitän Arthur Phillip eine Kolonie in Australien gegründet worden, aus der ja späterhin das australische Reich entstanden ist, und seitdem haben die Engländer das Land niemals verlassen. Sie hatten also 150 Jahre Zeit, alle Schätze Ihres Landes kennen zu lernen. Was kann ich dafür, wenn Sie dies nicht getan haben und wenn ich, der ich erst vor wenigen Jahren hier herüber kam, und der ich damals nichts war als ein einfacher Paradiesvogeljäger, in Ihrem Lande besser Bescheid wußte als Sie selbst, und daß ich jenes uralte Bergwerk gefunden habe."

„Es wäre Ihre Pflicht gewesen . . ."

„Nein, hochverehrter Herr Lord, das war nicht meine Pflicht. Ich bin zu Ihnen gekommen und habe Sie gefragt: Was kostet der Mount Russel mit allem, was darin und darauf ist? Sie haben einen Preis gefordert, und zwar einen Preis, der für einen einfachen Steinhügel in der Wüste geradezu lächerlich hoch war."

„Ich habe . . ."

„Ganz richtig! Sie haben gedacht, ich sei ein verrückter Amerikaner, den Sie für dumm kaufen könnten."

Während ich mit offenem Munde dasaß und mir jetzt in dieser Stunde mein Onkel geradezu wie ein Dämon vorkam, wie ein überirdisches Wesen — während Mister Spencer ein vollständig entsetztes Gesicht machte, sprang der Lord auf. Ich hatte ihm angemerkt, wie er bei jedem Satz, den mein Onkel sprach, immer mehr die Beherrschung verlor. Jetzt aber war es mit seiner Nervenkraft zu Ende, und er schrie fast:

„Herr, wie können Sie sich erlauben, meine Gedanken wissen zu wollen?"

Auch mein Onkel war aufgestanden und lächelte sehr ironisch.

„Habe ich vielleicht unrecht gehabt? Habe ich Ihnen bisher nicht jeden Gedanken von Ihrer Stirn gelesen? Habe ich Ihnen nicht ganz genau jede Frage beantwortet, noch ehe Sie dieselbe gestellt hatten?"

„Ich —"

„Sie wissen, daß ich recht gehabt, und Sie werden vielleicht nun zugeben, daß ein Deutscher doch nicht immer ganz so dumm ist, wie ein australischer Lord annimmt."

Der Lord antwortete nicht, und mein Onkel fuhr fort:

„Sie haben an mich keine Ansprüche, und ich bedauere, auf meinem Vertrag bestehen zu müssen. Wenn Sie mir die Quittung des Parlaments vorenthalten, dann werde ich mich eben mit der Tatsache begnügen, daß ich bezahlt habe, was meine Bank mir bestätigt hat, und damit ist dieser Fall für mich erledigt."

(Fortsetzung folgt.)

Osterbräuche / Von Aug. Knobel

Dem Osterfeste haften noch manche Gebräuche an, deren Ursprung in die heidnische Vorzeit zurückreicht. Jedes Land hat seine eigenen Osterbräuche, an denen man oft mit Zähigkeit festhält, wenn auch unzweifelhaft im Laufe der Zeit manches davon abbröckelt und die Bräuche schließlich der Vergessenheit anheimfallen werden.

In Capri, dem glücklichen Lande von unvergleichlicher Pracht, hat man eine poetische Verwendung der ersten Frühlingssprossen für die Osterzeit gefunden. Wochenlang vor dem Fest wird Gras umgepflanzt und in den Keller gestellt. Hier im Dunkel wächst es weiter und wird lang und von heller Farbe. Am Gründonnerstag ziehen die Mädchen hinaus und bekränzen mit diesen Gräserhalmen das herrliche Denkmal der Grablegung Christi. — Eine andere merkwürdige Sitte läßt die Capreser möglichst viele Vögel einfangen. Am Ostersonntag bringen sie diese mit zur Kirche im Sacktuch, in der Tasche oder in der Hand. Das Zwitschern, Flügelschlagen wird immer ängstlicher, immer heftiger. Da erschallt aus des Priesters Munde das „Surrexit — er ist auferstanden", und mit der Antwort „Vere surrexit — er ist wirklich auferstanden" schwirren Hunderte kleiner Vögel verschiedener Art, meist Wachteln, in die Höhe und zu den geöffneten Kuppeln hinaus in die Lüfte, wo sie, frei geworden, gleichsam Jubellieder zur Ehre des Auferstandenen ertönen lassen.

In Rußland ist der feierlichste Moment des Osterfestes um Mitternacht vom Samstag zum Sonntag. Schlag zwölf Uhr, nach stillem Gebet, ruft der Metropolit sein „Surrexit". Mit der Antwort „Vere surrexit" öffnet sich das „Goldene Tor" (das Allerheiligste) für dies einzige Mal im ganzen Jahre, und im selben Augenblicke fällt überall, in der Kirche, vor derselben, in den Straßen, die überfüllt sind mit andächtigem Volk, jedermann, groß und klein, alt und jung, in die Knie, um zu beten. Ein wahrhaft feierlicher Moment! Mit festlichen Gewändern angetan, meist in weiß gekleidet, nimmt man auf Wetter, Straßenschmutz keinerlei Rücksicht. Jeder hält eine Wachskerze in der Hand, die im gleichen Augenblick angezündet wird.

In Sibirien werden überhaupt in der Nacht vor dem ersten Feiertag die Straßen der Dörfer und auch vieler Städte mit Kerzen und Fackeln taghell erleuchtet, am hellsten natürlich in der Nähe der Gotteshäuser, wo die Leute der Feier der Ostervigilie beiwohnen. Die Kerze oder die Fackel wird vor der Kirche gelöscht und in deren Vorderraum gelegt. Beim Verlassen des Gebäudes wird sie wieder angezündet. Der Anblick eines strahlend hellen nächtlichen Dorfes, den der Zug der lichttragenden, mit langen, weißen Hemden bekleideten Gestalten langsam durchschreitet, hat zugleich etwas Magisches an sich. Nach dem Gottesdienst, der in die zweite Hälfte der Nacht fällt und nach Tagesanbruch schließt, gibt der Geistliche von der Galerie des Altarraumes aus den einzelnen Personen, die vortreten, den „Osterkuß" und spricht dazu: „Christus ist erstanden", worauf jene antworten; dann küssen sich auch die Leute untereinander.

In Schweden und in Rumänien hält man am Osterfest die „Freitische", die man bei den religiösen Juden nicht nur an Ostern, sondern überhaupt an den Sabbat- und Feiertagen findet. Eine je nach Vermögen reich gedeckte Tafel steht den ganzen Tag bereit, und jedermann darf ungeladen sich hinsetzen und nach Herzenslust schmausen.

In Ostpreußen und Pommern ziehen die Kinder, Osterverse singend, in die Häuser und erhalten dafür Speck und Eier. Der Osterschinken mit Eiern steht dort am Festtag auf dem Tisch der Vornehmen und Geringen. In jenen Gegenden wie auch in Schweden ist es Brauch, am Ostertag schon vor Sonnenaufgang aus einem fließenden Gewässer das Osterwasser zu holen, das, zum Waschen des Gesichtes benutzt, blühendes Aussehen und reine, klare Haut verleiht. Es darf aber beim Schöpfen kein Wort gesprochen werden, da sonst der Zauber gebrochen wird.

Auch in der Schweiz kennt man interessante und alte, teils noch bestehende, teils schon eingegangene Osterbräuche. Einer der merkwürdigsten ist wohl das Osterfest der Metzgerburschen zu Lausanne. In weißem Schurzfell, bewehrt mit den Abzeichen der edlen Metzgerzunft, der Hacke und dem Beil, versammeln sich am Morgen des Osterfestes die Metzgerburschen zu einem Festzug. Berittene Gesellen eröffnen ihn. Vor jedem der blumengeschmückten Meisterhäuser ihrer Zunft wird haltgemacht. Der Meister tritt vor sein Haus, begrüßt die Burschen und reicht ihnen den Festtrunk. Und weiter bewegt sich der Zug durch die Straßen der alten Stadt. Auf der Place Beaulieu beginnt das eigentliche Fest. In gerader Linie werden in langer Reihe hundert Eier auf den Rasen gelegt. An das eine Ende wird ein leerer Korb gebracht. Nunmehr werden zwei Burschen gewählt. Dem einen fällt die Aufgabe zu, von dem einen Ende der Eierreihe zur andern zu laufen, das letzte Ei der Reihe — in diesem Fall das hundertste — vom Boden aufzunehmen, die Reihe wieder zurückzulaufen und das Ei unversehrt in den Korb zu bringen. Darauf begibt er sich in schnellem Laufe wieder an das Ende der Reihe, holt das neunundneunzigste Ei, um es in den Korb zu legen, und so fort, stets in ermüdendem Lauf ein Ei ums andere, bis schließlich alle Eier im Korbe sind. Unterdessen bleibt der andere der Gewählten nicht untätig. Begleitet von zwei Berittenen, hat er nach einem vorher genau bestimmten Orte — meist nach Prilly le Chasseur, einem Dorf südwestlich von Lausanne, manchmal auch nach Ouchy — zu laufen und von dort wieder nach dem Ausgangspunkte zurückzukehren. Die Berittenen wachen darüber, daß der Läufer nicht durch Wegkürzungen etwa dem Glücke zuvorkomme. Derjenige, der beim Wettlauf gewinnt, ist der Held des Tages, erhält den wohlverdienten Lorbeer und ein Geldgeschenk obendrein. Nach abermaligem Umzug durch die Stadt löst der Zug sich auf, und der Tag vergeht unter fröhlichem Trunk und Gelage.

Bezeichnend ist der Volksbrauch vom Osterwasser im Bagnerstal (Wallis), wo die Leute nur den ersten Ton der während zwei Tagen verstummten Glocken abwarten, um sich sofort an das fließende Wasser zu stürzen und sich dort die Hände zu waschen; denn dadurch ist man für das laufende Jahr vor Warzen geschützt. Auch vegetabilischen Segen bringt das erste Osterläuten mit sich: In Oberriet (St. Gallen) wurden während des Glorialäutens die Obstbäume geschüttelt, um fruchtbar zu werden.

Noch tiefer wurzelt im Volksleben die Feuerweihe, ein uralter heiliger Brauch, der in seinen Grundzügen darin besteht, daß der Priester vor der Kirche Feuer segnet. Die Kohlen des Osterfeuers sind für alle Schäden gut. In Bedano (Tessin) erhalten die Buben, die heiliges Feuer zum Herde bringen, Eier, Nüsse und Geld zum Geschenk. Osterkohlen werden wie die Palmen bei herannahendem Gewitter auf dem Herde verbrannt oder bei einer Feuersbrunst in die Flammen geworfen. Am Ostersonntag findet das Augensegnen in Cully, Kanton Freiburg, statt und das Brotsegnen in Wallis. Dieses Brot wurde, wie auch andere Eßwaren, besonders an die Kinder verschenkt.

Echinocereus tuberosus

Exotische Blütenwunder / Von H. Ilm

So oft mir bei einem Gang durch die Stadt in den Auslagen eines Blumengeschäftes oder auf dem Fensterbrett eines Blumenfreundes eine Gruppe niedlicher Kakteen vor die Augen kommt, erinnern sie mich an ihre wohlhabenderen und darum beleibteren Verwandten im Süden, die mich zum erstenmal auf dem Wege von Palermo nach Monreale mit der Pracht ihres wilden, tropischen Wachstums bezaubert haben. Wie rauhhaarige, wehrgegürtete alte Normannen stehen sie dort an der Straße entlang; im sommerlichen Staub erscheinen sie wie versteinert, aber zur Zeit ihrer Blüte machen sie einen geradezu innigen Eindruck.

Auch sie sind nur zwerghafte Nachkommen ihres Urstammes in den sonnendurchglühten Steppen und Wüsten Mexikos und Südamerikas, wo wilde Viehherden zwischen riesigen Kakteenbäumen durch unermeßliche Prärien ziehen.

Dieses seltsam Exotische haftet auch heute noch den zu uns verpflanzten Abkömmlingen an, und das ist wohl der Grund, weshalb sie von den nüchternen, aber doch ein bißchen nach Romantik sehnsüchtigen Menschen unserer Tage mit rührender Liebe gepflanzt und gepflegt werden. In lichtarmen Stadtstuben müssen sie den naturentfremdeten Bewohnern, die selbst nach jahrzehntelangem Großstadtleben ihr Heimweh nach Feld und Blumen nicht los werden, das verlorene Paradies ersetzen, und sie erfüllen diesen Liebesdienst auch hier zwischen engen Fenstern in Gottes Namen aus aller Kraft ihres nahrungsarmen und sonnenlosen Daseins.

So stachlig rauh und unansehnlich blätterlos diese Blumensonderlinge das Jahr über wie leblos oder schlafend in ihren kleinen Schalen und Töpfen sitzen, so stolz und wunderbar prangen sie in ihrer Blütezeit. „Da brechen aus dicken Knollen süße Blütenwunder hervor, schwellen zwischen Knorpeln und Stacheln seidenzarte, farbenfeine Sterne heraus; wachsen wuchtige Kolben zu Leuchtern sich aus, an denen die Festlichter der Blüten brennen; da hängen sie wie Blutstropfen an der Unbewegtheit des Pflanzenkörpers oder gehen wie ein Feuerregen nieder. Andere blitzen wie kleine Sonnen, wieder andere gehen wie ruhige Monde auf. Und wieder gibt es Blüten, die sitzen, wie Schmetterlinge aufgeflogen, über den Kakteenstacheln, unbekümmert um deren feindliche Bedrohung, während andere wie Kelche sich dem Lichte zu heben. Hundertfältig in Form und Farbe ist der Lebenserguß der Kakteen in ihren wundervollen Blumengebilden. Und Freude spendet die zarte, schimmernde, leuchtende, flammende Schönheit ihrer Blüten, die wie Augen sich öffnen und die Seele verraten, die wie ein gütiges Lächeln in einem herben Gesichte sind. Man wartet auf ihr Keimen, Knospen und Aufbrechen wie auf den ersten Freudenschein in den Augen seines Kindes.“ (Hermann Lang.)

Echinocactus hyptiacanthus

Echinocactus minusculus

Doch auch zur Zeit, da sie sich durch ihr Blühen erschöpft haben, sind die Kakteen durch ihre mannigfaltig-wunderlichen Gestalten ein ergötzlicher Anblick mit ihren seltsam säulenartigen oder kugelförmigen Körpern, ihren bizarren, eckigen, knorrigen Gliedern, ihren spaßig anmutenden Schöpfen und Mützen, ihren märchenhaften Stacheln und Haaren. Wer sich dem Geheimnis ihres eigenartigen Wachstums und ihrer absonderlichen Lebensbedingungen hingibt, den lohnen sie mit köstlichem Dank.

Die Glücksgeige

Erzählt von Edward Stilgebauer

Der Händler Salomone war ein närrischer Kauz, und ganz Cremona kannte ihn. Ein wahrhaft seltsames Gemisch aus Habgier und Mitleid, hatte er der Waschfrau Angelika Traversa ein Gelaß in seinem baufälligen Häuschen in der Via Benedetti überlassen. Und obwohl die fleißige Angelika den lieben, langen Tag außerhalb bei fremden Leuten arbeitete, erübrigte sie dennoch des Abends genügend Zeit, um bei ihrem Wohltäter Salomone nach dem Rechten zu sehen. Sie reinigte die Wohnung, flickte die Kleidung und erledigte stillschweigend, was es eben bei einem alten Junggesellen zu erledigen und zu richten gab.

Echinocereus Scheeri

Cereus flagelliformis

Angelika mußte sich, da ihr Mann gestorben war, auf sich allein und ihre beiden starken Arme verlassen, und nicht nur sie und ihr zehnjähriger Luigi, sondern auch der kluge Salomone hatten Vorteil davon.

Das Häuschen in der Via Benedetti glich in mancher Beziehung einem Museum, denn Salomone war nicht nur Geldverleiher, sondern auch Antiquar. Um ein paar Soldi kaufte er von den Unglücklichen, denen des Lebens bitterste Not grausam im Nacken saß, das Mögliche und Unmögliche zusammen und stapelte es in den lichtlosen Räumen, denen er den Namen „Magazin" gab, auf. Was er im Verlaufe von ein paar Monaten nicht an den Mann zu bringen vermochte, wanderte in die Rumpelkammer und moderte hier zwischen Spinnweben und Mottenfraß.

In dieses Arsenal der Trümmer versunkener Herrlichkeiten flüchtete sich oft der kleine Luigi und baute sich aus Fetzen und Lappen, Splittern und Scherben eine phantastische Wunderwelt. Und hier zog seine Hand an jenem schicksalentscheidenden Morgen auch die längliche Kiste hervor, die vielleicht schon seit zwanzig oder noch mehr Jahren vergessen unter einem Haufen ausrangierter Lumpen träumte. Die Neugierde ließ dem Knaben keine Ruhe; er öffnete den Kasten und fand . . . eine Geige.

Auf seinem schönen, aber blassen, von einem Kranz kohlschwarzer Locken umrahmten Gesichtchen malte sich zunächst die Enttäuschung. Wußte er doch eigentlich gar nicht, was er mit dem Instrumente anfangen sollte. Doch da fiel ihm glücklicherweise ein, daß er einmal mit der Mutter und Salomone in einer Osteria gewesen, und daß dort ein Napolitano die Violine mit einem Bogen gestrichen und dazu das Fischerlied von Santa Lucia gesungen hatte. Und aus kindlichem Nachahmungstrieb heraus suchte er in der alten Kiste nach dem Bogen, fand ihn auch in der Tat und strich nun munter darauf los.

Es war ein fürchterliches Gekratze, das Stein und Bein erweichen konnte. Salomone hätte unweigerlich Lärm geschlagen und sich solches auf das energischste verbeten, wäre er nicht gerade in seiner Bottega mit einem Kunden beschäftigt gewesen, der um die Anschaffung eines alten Spirituskochers feilschte. In seinem begreiflichen Eifer, diesem das wertlose Gerät für fünf Lire aufzuhängen,

Echinocactus submammulosus

achtete der Althändler nicht weiter auf die Katzenmusik und nahm von ihr erst in dem Augenblick Notiz, als der andere ganz plötzlich den Spirituskocher zur Seite stellte und fragte: „Wer spielt denn in Eurem Hause die Geige, Salomone?“ — „Wird wohl der unnütze Bub der Angelika Traversa sein, Maestro! Er macht sich immer in der Rumpelkammer zu schaffen.“

Der Maestro, der Violinist bei der „Banda Municipale“ war, lauschte mit sonderbarer Verklärung im Auge nach der Rumpelkammer und murmelte immer dieselben Worte: „La voce, la voce! — diese Stimme... diese Stimme!“

Dann warf er einen notdürftig zusammengeklebten Fünfliréschein auf den Ladentisch und ließ sich den Spirituskocher einpacken. — Salomone steckte die Note ein, nachdem er deren Zahl noch einmal sorgfältig überprüft hatte, und überhörte um ein Haar die leicht hingeworfenen Worte des Gehenden: „Schickt doch den Buben mal gelegentlich zu mir, Salomone!“

So kam der Sohn der Waschfrau Traversa, über den die Gnade der Kunst ausgegossen war, in Maestro Bastonettis Haus. Salomone war darüber froh, fast noch froher als Angelika; denn der Bub hatte daheim in Abwesenheit der Mutter alles auf den Kopf gestellt. Auch fand der Althändler nichts dabei, daß Luigi den verstaubten Kasten mit der alten Geige davonschleppte und beides im Hause Bastonettis stehen blieb; denn nach dem Wimmerholz hatte in zwanzig langen Jahren nicht ein einziger Mensch gefragt.

Und Luigi Traversa machte rapide Fortschritte, nachdem ihm der Maestro die ersten Griffe beigebracht hatte. Bald darauf hatte er sich auch an das Entzücken des Maestros gewöhnt; nur daß dieser immer wieder während seines Spiels das einzige Wort „La voce, la voce“ wiederholte, begriff er freilich nicht.

Da fühlte sich eines Tages der alte Salomone, der jetzt schon die Siebzig hinter sich hatte, nicht wohl. Der Doktor untersuchte seinen Patienten auf das genaueste und hob die Brauen. Dann begab er sich zusammen mit der Angelika in den Laden, da Salomones Schlafzimmer dicht hinter der Bottega lag. Hier sprach er ernsthaft und lange mit der Frau, die sehr erschrocken war, und diese fragte später den Kranken, ob sie Luigi nach dem Rabbiner schicken solle. Da glitt ein trübes Lächeln über das welke, blasse Gesicht des Alten, als wolle er sich auch ohne Rabbiner in das Unvermeidliche ergeben. Er wollte den Arm heben, als ob er sich durch ein Zeichen verständigen möchte, aber der Arm gehorchte seinem Willen nicht mehr, und auch das Sprechen fiel ihm schwer. Aber Angelika begriff, daß Salomone den Luigi zu sehen wünschte.

Der war jetzt fünfzehn geworden, und schon drehten die Cremoneserinnen die Köpfe nach ihm, wenn er durch die Gassen der alten Stadt schritt. Denn er war nicht nur schön, nein, er strich die Geige wie kein zweiter in ganz Cremona. Das hatte er bei Maestro Bastonetti gelernt. Luigi trat in das Sterbezimmer. Als er das Ohr den welken Lippen Salomones näherte, standen zwei helle Tränen in seinen großen, braunen Augen. Salomone versuchte zu sprechen, aber es gelang ihm nicht mehr. Seine Rechte, die er kaum noch zu bewegen vermochte, fuhr, als wenn sie schreiben wolle, über die Bettdecke.

Angelika hatte die Situation erfaßt. In Hast brachte sie Salomone das, wonach er verlangte, und der Alte schrieb mühsam: „Die Geige vermache ich Luigi Traversa. Salomone.“

Achtundvierzig Stunden später begrub man ihn. —

*

Der erste Soloabend, den der junge Luigi Traversa auf der von Salomone ererbten Geige in Mailand gab, haftet noch heute in aller Erinnerung. Nicht nur wegen der phänomenalen Leistung des jugendlichen Virtuosen, nein, noch mehr infolge eines Vorfalls, der sich damals im Künstlerzimmer abgespielt hatte und dann die Runde durch die italienische Presse machte.

Auch hier war das Zauberwort Bastonettis: „La voce, la voce“ von Mund zu Mund gegangen, als sich ein fremder Herr nach Schluß des Konzertes bei Luigi Traversa melden ließ. Der Dialog der beiden war sehr kurz.

„Darf ich einmal Ihre Geige sehen, Maestro?“

„Bitte!“

Nach einer langen Pause eingehender Prüfung: „Ich biete Ihnen 30 000 Lire für das Instrument!“

„Die Geige ist mir für das Zehnfache nicht feil, Signore: Sie ist ein Andenken!“

„Dann bitte ich um Entschuldigung!“

Der Fremde ging.

Aber am nächsten Tage vermochte Luigi selbst, der seine Geige immer nur geliebt und niemals nach ihrem Geldwert geschätzt hatte, der Versuchung nicht länger zu widerstehen. Den Geigenkasten unter dem Arm, betrat er den Verkaufsraum eines bekannten Fachmannes.

„Ich bitte um Ihr Urteil!“

Die Prüfung dauerte lange.

Und auf einmal traf ein Ruf höchsten Erstaunens Luigi Traversas Ohr: „Tatsächlich ... lesen Sie, bitte, selbst ... da, auf der Innenseite des Bodens ... es ist ausgeschlossen, daß ich mich täusche ...“

Und Luigi entzifferte: „A m a t i.“

„Diese Geige ist unschätzbar!“

„In meiner Hand — in der Tat!“

Das Geheimnis berühmter Meistergeigen / Von H. Mann

Jahrzehntelang hat man um das seit 1780 verlorengegangene Geheimnis der alten Italiener- und Tiroler-Meistergeigen gerungen und geforscht. Wie haben die klassischen Geigenbauer Maggini von Brescia, Amati, Guarneri, Stradivari von Cremona und Stainer von Absam ihren von der ganzen Welt bewunderten Geigenton erzielt mit seiner seitdem unerreichbaren Weichheit, Fülle und Tragfähigkeit? Man machte Versuche aller Art, um hinter dieses Rätsel zu kommen: man analysierte den geometrischen Bau dieser berühmten Instrumente und meinte, es liege an ihrer besonderen Konstruktion; man tränkte das Holz mit Flüssigkeiten, imprägnierte es mit Tempera- und Kautschuklösungen; man beklebte die Geigen innen mit Seidengeweben, um dem Ton einen edleren Klang zu geben; dann wieder glaubte man, es liege in der harmonischen Abstimmung der Resonanzplatten oder in dem richtigen Verhältnis von Steg und Stimme. Alle diese Versuche waren wohl wertvolle Vorarbeiten, aber sie vermochten doch das eigentliche Baugeheimnis der alten Geigenbauer nicht aufzudecken; sie machten es sogar wahrscheinlich, daß dieses Geheimnis nicht in einem bestimmten einzelnen Kunstgriff lag, sondern in einem ganzen Komplex von akustischen, technischen, handwerklichen und ästhetischen Problemen, welche die Meister der italienischen Spätrenaissance beim Bau ihrer Geigen berücksichtigten.

Erst dem Dresdener Professor F. J. Koch ist es nach jahrzehntelangen Studien und unermüdlichen Versuchen in seiner inzwischen weltbekannt gewordenen Geigenbau-Werk-

statt restlos gelungen, nach den altitalienischen Überlieferungen Geigen von derselben Qualität wie die Magginis, Amatis usw. zu bauen. So hatte ihm z. B. vor einigen Jahren Professor Marteau seine berühmte, über 300 Jahre alte Maggini-Meistergeige überlassen, die Professor Koch aufs genaueste nachbildete. Professor Marteau spielte später bei seinen Konzerten abwechselnd seine alte und die neue Geige, und es ergab sich, daß die Kopie von Professor Koch wie eine ideale Verjüngung der hochberühmten Maggini-Geige wirkte, ihrem Vorbild im Klangcharakter bis in die letzten Einzelheiten glich, in den Tiefenlagen überhaupt nicht von der alten Geige unterschieden werden konnte, auf den oberen Saiten sich aber sogar saftiger und in der Resonanz obertonreicher erwies. Seitdem sind aus der Werkstätte von Professor Koch (jetzt: Geigenbau Prof. F. J. Koch, G. m. b. H., Dresden) schon zahllose Kopien von berühmten Meistergeigen hervorgegangen: Violinen, Bratschen und Violoncellos. Es ist hochinteressant, den Entwicklungsgang eines solchen Instrumentes zu verfolgen.

Monate- bis jahrelanges Sonnenbad der Instrumente

Nachprüfen der Holzstärken

Zunächst werden die alten Originalgeigen mathematisch genau mit allen Mitteln neuzeitlicher Technik nachgeformt. So wird z. B. die Stärke des schöngeflammten Ahornholzes einer alten Cremoneser Meistergeige mit feinstem Tastinstrument bis auf einen Zehntelmillimeter abgemessen, das edelgeschwungene F-Loch wird haargenau nach der Zeichnung des Originals geschnitten; die typischen Wölbungen der Maggini- oder Amati-Instrumente werden aufs präziseste nachgebildet und Steg und Stimme dazu gefertigt. Ist das Instrument dann mit Saiten überzogen, so erfolgt die erste klangliche Prüfung; hierauf wandert es ins Laboratorium zu monatelanger Behandlung. Hier wird die Hauptarbeit geleistet: das Holz der Instrumente wird durch ganz individuell abgestufte Grundierungen in der Struktur gleichförmig gemacht, homogenisiert. Die Grundierungssubstanz dringt in die Poren, in die feinsten Haarröhrchen des trockenen Holzes ein und schließt es nach außen vollkommen ab. Dabei wird das Instrument fortwährend starker Sonnenbestrahlung ausgesetzt. Monate-, ja jahrelang liegt oder hängt es auf luftigem Dach in der Sonne, in Regenzeiten wird es mit künstlichem Licht bestrahlt. Dieses Verfahren geht auf die Entdeckung Professor Kochs zurück: in der Homogenisierung hat er das Geheimnis der berühmten Meistergeigen gefunden, die sich durch seltsam olivenfarbige Tönung des Holzes unter dem Lack zu erkennen gibt.

Nach dieser langen Bearbeitung wird das Instrument nochmals eingehend geprüft und auf Grund des Befundes klassifiziert: ob sopran-, mezzosopran- oder altartig, ob es über den großen Tonumfang verfügt, den der Konzertsaal verlangt, oder sich mehr für intimere Kammermusik eignet. Zuletzt wird die Geige mit weichen, nach altitalienischen Grundsätzen zusammengesetzten Öllacken überzogen; auch hier wird ganz nach dem unübertrefflichen Vorbild der alten Geigenbauer verfahren und jedes Instrument individuell behandelt. Auf den letzten Lackanstrich folgt noch einmal eine längere Trockenperiode; erst dann ist das Instrument vollendet und spielfertig.

Letzte klangliche Prüfung und Klassifizierung der Instrumente

Kein Zweifel, die Lebensarbeit Prof. Kochs hat der modernen Geigenbaukunst und ebenso der ausübenden Künstlerschaft durch die Entdeckung des Geheimnisses der berühmten Meistergeigen einen unschätzbaren Gewinn gebracht. Die Anerkennung dafür wurde ihm zuteil in der ehrenden Prämiierung auf der Internationalen Musik-Ausstellung zu Genf im Mai 1927 anläßlich des Klangwettbewerbes um die beste in den letzten zehn Jahren gebaute Geige.

Aus fremden Ländern

Eine nächtliche Feier im Kaisertempel zu Peking / Von Ferd. Silbereisen

Mit dumpfem Klang hatte der Gong die zweite Stunde nach Mitternacht des 30. März verkündet.

Eine sternenklare Nacht lag über dem schlafenden Tatyuenfa, als sich das einzigemal im Jahre die alten Tore des ehemaligen Kaisertempels knarrend öffneten, einer Feier Raum gebend, wie sie exorbitanter und grotesker wohl kaum gedacht werden kann.

Vier Höfe muß man durchschreiten, ehe man zu dem Hauptgebäude gelangt, vor dem sich eine breite, gemauerte und überdachte Balustrade erhebt, von der aus drei große Türen in das Allerheiligste hineinführen.

Die im Gegensatz zu den anderen Tempeln gelb glasierten Dachziegel, die Farbe des ehemaligen Kaiserhauses, glänzen im Sternenlicht, dazu die vielen, vielen Lampions, die überall im Hofe aufgestellt und an den Häusern verteilt sind, geben den stimmungsvollen Rahmen.

Durch die Liebenswürdigkeit eines Generals war es einigen Deutschen vergönnt, Eintritt zu der Feier zu erhalten, zu der das Volk keinen, Fremde auch nur in ganz besonderen Ausnahmefällen, Zutritt bekommen.

Auf der einen Seite des letzten Hofes, in dem sich die Feier abspielte, stand eine große Trommel, auf der anderen eine Glocke. Auf der Balustrade selbst lagen auf seidenbedeckten Tischen alte Musikinstrumente: eine Art Zithern, lange Flöten und zusammengebündelte Pfeifen.

Auch hier standen zwei große Trommeln auf kunstvoll geschnitzten Ständern; an langen Gestellen hingen anscheinend klanggebende Steine. Vor der Mitteltür lag ein großer Teppich, darauf das Kissen für die Huldigung des Gouverneurs (Tuschin).

Das Hauptgebäude ist lang und nicht sehr tief und steht mit der Längsseite zur Balustrade. In ihm liegen auf Tischen ein geschlachtetes Schwein, ein Hammel und ein ganzer Ochse, alle drei enthaart und mit den Köpfen gegen eine Nische zu gerichtet, in der sich nur zwei schmale, goldene Tafeln befinden, die in schwarzen Schriftzeichen den Namen des Konfuzius tragen. Vor dieser Nische ist ein gemauerter Tisch, auf dem sich in kunstvollen Gefäßen alle möglichen Nahrungsmittel befinden. Götterbilder sind keine vorhanden.

Die Musik, die im ersten Hofe aufgestellt war, setzt ein. Der Tuschin hat den Tempel betreten. Rote Kerzen werden auf der Balustrade und im Tempel angesteckt. Die Türen schließen sich, zwei in alte Tracht gekleidete Priester stehen rechts und links der Mitteltüre.

Der eine ruft in langgezogenen Tönen; mit dumpfem, durch die feierliche Stille hallendem Klang ertönt die große Trommel in der Ecke. In langsamem Schritt, dem Rhythmus der Trommel folgend, nahen von rechts und links zwei Züge altgekleideter Männer, gefolgt von weißgekleideten Kindern mit einer Art Schilden.

In polonaiseartigem Zug umschreiten sie langsam die Balustrade, um dann vor den alten Musikinstrumenten Aufstellung zu nehmen, die Kinder in dem freien Raum in der Mitte.

Ein Ruf des Zeremoniars an der Türe, die Trommel verstummt, lautlose Stille tritt ein: Der Tuschin naht.

Voraus zwei Fackelträger, schreitet er in langsamem, gemessenem Schritt und tritt zur Balustrade in einem wunderbar schönen, alten Gewand, das Haupt bedeckt von einer silbergestickten Mütze.

Fanale flammen auf; lautlos öffnen sich die Tore des Tempels, in dem nun auch im magischen Schein der Lampions und Kerzen die Priester Aufstellung genommen haben. Einzigartig ist das Bild, ein Stück des alten Chinas, mit seinem tiefklaren Sternenhimmel darüber.

Zwei Priester stehen rechts und links vom Tuschin. Rufe des Zeremoniars, die Trommel auf der Balustrade ertönt, dann die Glocke; die alte Musik setzt ein, dazu Gesang und Tanz der Kinder. Es ist eine eigenartige Melodie, die hier durch die Stille klingt. Ist sie verhallt, so schreitet der Tuschin feierlich in der Mitte der beiden Priester zum Tempel, aber nicht durch die Mitteltüre.

Dort liest ihm ein anderer Priester Stellen aus dem Konfuzius vor, die auf einer Tafel aufgezeichnet sind. Dann ergreift der Tuschin dieselbe und führt sie unter Neigung seines Hauptes zum Munde, einen rituellen Kuß daraufzudrücken. Wieder die Musik, nachdem der Tuschin auf seinen Platz zurückgekehrt ist. Dreimal schreitet er so in den Tempel.

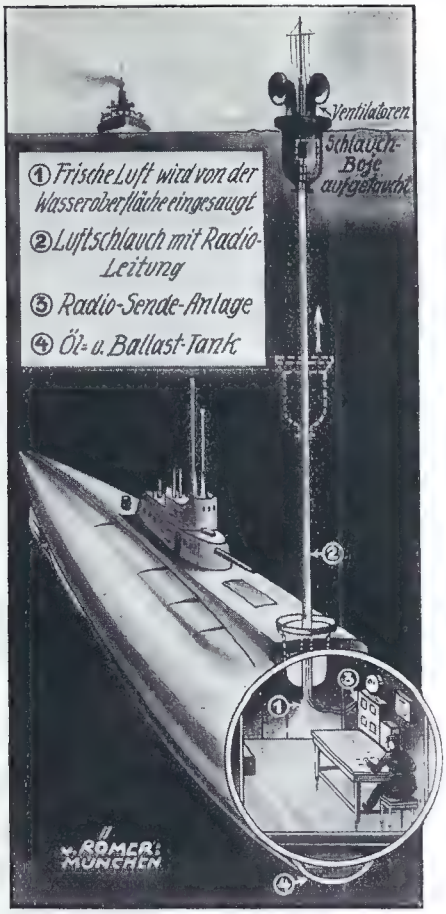
Da nahen aus dem Innern des Allerheiligsten drei Priester, in Stirnhöhe drei Opferschalen tragend; sie schreiten am Tuschin vorbei, der sich verneigt. Wieder spielt die Musik, ertönt die Trommel und tanzen die Kinder.

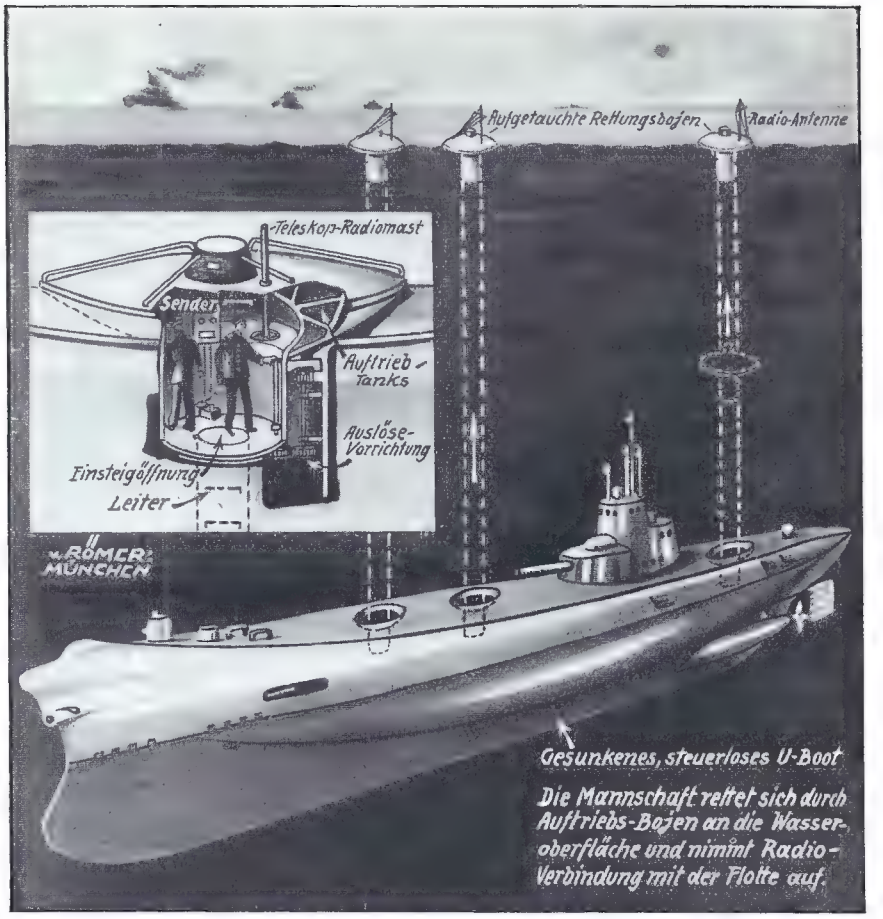
Der Zeremoniar ruft. Von der Ecke des Hofes her wird geantwortet; Glocke und Trommel hallen laut durch die weihevolle Nacht, und nun kniet der Tuschin nieder, er macht seinen Kotau, mit der Stirne den Boden berührend. Wieder Musik, wieder der Ruf und die Antwort, und so macht der Tuschin dreimal seine Huldigung.

Mit Opferschalen schreitet eine lange Reihe von Priestern einher, am Tuschin vorbei. Und wenn der Tuschin seinen Kotau macht, machen ihn alle seine Generäle und Beamte, die unterhalb der Balustrade Aufstellung genommen haben, mit, und sie sind ebenso wie er in die altertümlichen Staatsgewänder gekleidet.

Und wenn nun die Musik die letzte Weise spielt, da schließen sich wie von Geisterhänden langsam auf ein Jahr wieder die bronzenen, gewaltigen Tore, und unter Vorantritt der Fackelträger schreitet der Tuschin feierlich, wie er gekommen war, in Schönheit und Würde die Balustrade hinab.

Und wenn der Mond mit seinem silbernen Schein den Tempel wie zum Abschied übergießt, gibt er dem einzigartigen Bild noch einen stimmungsvollen Abschluß. Diese nächtlich-geheimnisvolle Feierlichkeit, die nur einmal im Jahre mit aller Prachtentfaltung des Ostens begangen wird, dauert bis vier Uhr früh.





Zur Rettung gesunkener U-Boots-Besatzungen

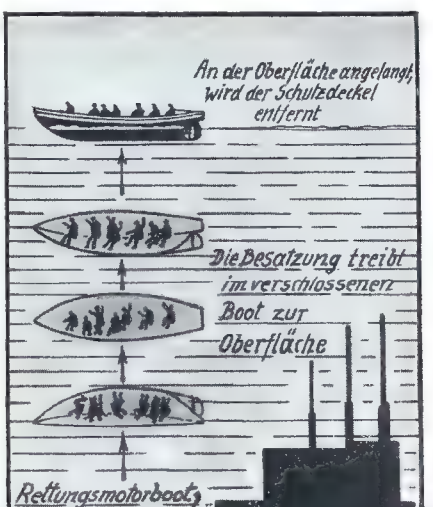
Das jüngste schwere U-Boot-Unglück der amerikanischen Marine lenkte das Augenmerk wieder auf die Notwendigkeit, Rettungsmittel für die Mannschaft gesunkener U-Boote zu schaffen. Unsere Abbildungen zeigen einige der neuesten deutschen Erfindungen auf diesem Gebiet.

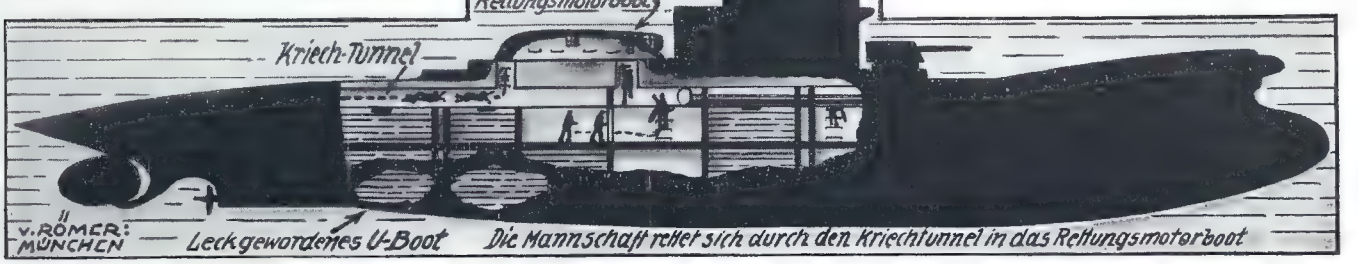
Bild 1: Mittels einer Auftreib-Boje kann die Mannschaft im gesunkenen U-Boot wenigstens Hilferufe aussenden. Die Auftreib-Boje bleibt nach Loslösung vom U-Boot durch einen biegsamen Drahtschlauch mit dem Innenraum des Bootes in Verbindung. So kann durch diesen Schlauch Frischluft eingesaugt werden. Durch den Schlauch geht auch eine Radioleitung zur Antenne auf der Boje für Aussendung von Radiosignalen.

Bild 2: Auf dem Deck des U-Bootes sind mehrere Rettungsbojen aufgeschraubt, die Raum für je vier bis acht Mann bieten und einen Radiosender enthalten. In diesen Bojen kann die Besatzung das U-Boot verlassen und an die Oberfläche gelangen, um dort radiotelegraphisch Hilfe herbeizurufen.

Bild 3: Auf dem Deck des U-Bootes ist ein größeres Rettungs-Motorboot umgekehrt befestigt, in das die Mannschaft durch zwei Steigschächte und einen Kriechtunnel gelangt. Nach Schließung der Lucken wird das Motorboot vom Schiffskörper gelöst und treibt von selbst aufwärts. An der Oberfläche kann der Schutzdeckel entfernt und die Radioanlage des Bootes in Tätigkeit gesetzt werden.

Im Seekrieg der Zukunft wird man vor allem der gefährlichen U-Boot-Waffe zu Leibe rücken. Darum ist es ein Gebot der Menschlichkeit, den gefährdeten U-Boot-Mannschaften die Lebensrettung zu ermöglichen.





Rigoletto / Von F. Frd. Oberhauser

Rigoletto war der erklärte Liebling der Theatergasse. Wohin er auch kam, überall gab es ein Schmeichelwort für ihn, eine freundliche Bewunderung und einen Leckerbissen; alle Türen standen ihm offen. Sein Gang war gemächlich, mitunter nachdenklich und etwas stolz. Seine Manieren waren in Ordnung; den Damen pflegte er stets den Vorrang zu lassen, während er der Männerwelt nicht viel Beachtung schenkte; er vermied es auch, lebhafte Unterhaltungen zu führen; der einzige, mit dem er die freundschaftlichen Beziehungen abgebrochen hatte, war der dicke Bäckermeister Habergassel, der sich zur kritischen Bemerkung hatte hinreißen lassen, der liebe Gott hätte Rigolettos Beinwerk bei der Schöpfung buchstäblich verwechselt. Ein hinreißend verächtlicher Blick strafte diese überflüssige Bemerkung seitens des gerade auch nicht vorbildlich gewachsenen Bäckermeisters Habergassel; und von dieser Stunde an war Rigoletto nicht mehr zu bewegen, in den Laden des Bäckermeisters auch nur einen seiner verkehrt eingesetzten Füße zu setzen, von denen er vier Stück zur Verfügung hatte. Denn Rigoletto war ein kohlrabenschwarzer Dackel, dessen Fell fast stahlblau in der Sonne glänzte. Er war, wenn wir Menschen seine Sprache verstehen hätten können, ein ausgemachter Münchhausen unter dem Geschlecht der Hunde.

Seine Herrin, das etwas ältliche Fräulein Mali, dessen einzige Freude im einsamen Dasein der kohlrabenschwarze Rigoletto war, brach auch ihrerseits die kaufmännischen Beziehungen zu dem Bäckermeister Habergassel ab; ein Benehmen, das Rigoletto wohl begriff, und für das er sich mit einem treuen Blick dankbar erwies; übrigens unterließ er es auch auf einige Zeit hindurch, die Strümpfe und seidenen Bänder des Fräulein Mali zu zerreißen; das Fräulein Mali machte lieber einen Umweg und lief eine Viertelstunde weiter zu einem anderen Bäcker, wobei sich Rigoletto aber nicht versagen konnte, vor der Ladentüre des feindlichen Bäckermeisters einen Augenblick stehen zu bleiben.

Aber die Zeiten, in denen, um mit Respekt zu sagen, so mancher Geschäftsmann auf die Kundschaft gepfiffen hatte, sind vorüber; mit der Geldaufwertung kam auch wieder die Aufwertung der Kundschaft; ja, man verzieh es ihr sogar, wenn sie jetzt die Waren aussuchte oder gar, ohne etwas zu kaufen, wieder das Geschäft verließ.

„Das war sehr voreilig von mir!" brummte der dicke Bäckermeister. „Aber schließlich, wer konnte denn wissen, daß solch ein Hundetier von den Reden und der Sprache eines Menschen etwas begreifen konnte, um daraus Schlußfolgerungen zu ziehen! Es wird ja immer schöner, zum Schlusse kann man nicht einmal mehr zu einem Hundevieh ein Wort sagen, ohne es mit ‚Sie' anzusprechen! Ich sage ja immer, die Welt steht verkehrt. Ah, da kommt ja das Fräulein Mali!" Und er lief auf die Gasse, wünschte einen recht angenehmen guten Morgen und machte so freundliche Augen, daß Rigoletto diesmal gar nicht stehen blieb.

„Verehrtes gnädiges Fräulein," sagte er mit seiner versöhnlichsten, klangvollsten Stimme, „ich werde mir erlauben, Ihnen ein besonders knusperiges Perigrinikipferl zu verehren!"

„Danke!" erwiderte Fräulein Mali kurz. „Ich habe einen netteren Bäckermeister gefunden; er ist auch billiger; auch meinem Rigoletto ist er sympathischer."

Man soll nicht behaupten, daß dicke Menschen keine Nerven haben; sie haben sie, denn Herr Bäckermeister Habergassel hieb einmal mit der flachen Hand auf seinen Schenkel, daß es einen lauten Knall tat. „Ei," rief er, „soll ich vielleicht Ihren hochwohlgeborenen Hund gar noch um Verzeihung bitten? Das schwarze Rabenvieh steht wohl über uns Menschen? Ich brauche ihn nicht vor meiner Ladentüre, vorwärts!"

Aber Rigoletto rührte sich kaum; er sah angelegentlich zu den gegenüberliegenden Fenstern empor.

Ich lasse meinen Rigoletto nicht beleidigen; er ist zwar ein Hund, aber Hunde können mitunter gebildeter sein als Menschen! Ich will ja keine Vergleiche ziehen, Herr Habergassel, aber ich glaube, der liebe Gott wird genau gewußt haben, wie er ihn zu formen hatte, was man bei so manchem Menschen, der weit über die Schnur haut ... hm ... und Fett ansetzt, hm ... gerade nicht behaupten kann."

„Ah! So was!" brummte der verblüffte Habergassel, und er mußte sehen, wie Rigoletto weiterhin Tag um Tag vor seiner Ladentür stehen blieb. Ich sagte schon, er war ein Münchhausen unter seinem Geschlechte. Denn ...

Eines Tages wollte Herr Habergassel sein fettes Gabelfrühstück essen; denn regelmäßig pflegte er ein bis auf die Straße hinaus duftendes Karbonaderl zu verspeisen. Aber diesmal fehlte es. Der Teller stand sauber und rein auf dem Tisch; das Karbonaderl fehlte. „Resi, Resi," rief er hinaus, „wo bleibt denn mein Gabelfrühstück?" Aber die Resi erklärte, es hereingebracht zu haben. Es entspann sich ein ebenso heftiger als unkluger Wortwechsel mit dem Erfolg, daß die Resi kündigte. „Ich hab' schon lang einen Verdacht auf Sie, jawohl, Resi! Wie hat es denn geschmeckt, das Karbonaderl?" „Das Karbonaderl wird Ihnen nicht bekömmlich sein! Die ganze Gasse soll es wissen, wie Sie mich verdächtigen! Sie haben ein schlechtes Gewissen, das Sie plagt! Und ich geh, basta!" Es dauerte keine Minute, als auch die Köchin Berta erschien.

„Einen armen Dienstboten beschuldigen? So, so! Schämen Sie sich nicht? Da schau her! Wie sauber Sie den Teller reingewischt haben! Ich geh auch, und sofort geh ich!" Herr Habergassel, noch nicht ganz im Bilde über den plötzlichen Verlust seiner Dienstboten, wurde durch ein unzufriedenes Gemurmel in den Laden geholt.

„Wie lange wollen Sie uns warten lassen? Wir können ja auch wo anders einkaufen!" knurrten einige Kunden und verließen den Laden.

„Ist denn heute alles Pech über mich gekommen?" brummte der Bäcker. „Erst verschwindet spurlos mein Karbonaderl, dann kündigen die Resi und die Berta, dann verlassen die Kundschaften meinen Laden; was soll denn ... ah, da schau her!" Was sah er da draußen vor der Türe?

Da stand der kohlrabenschwarze Rigoletto und schleckte mit seiner langen Zunge das Maul, bis weit auf die Nase hinauf. Der Dackel mußte ihm das Karbonaderl gestohlen und gefressen haben! Er stürzte auf die Straße hinaus. Aber da kam eben das Fräulein Mali herbei.

„Nein, nein, Herr Habergassel, lassen Sie nur die Schmeicheleien für meinen Rigoletto, das nützt Ihnen nichts!"

„Schmeicheleien?" fragte er betroffen. „Ich glaube, Ihr Herr Rigoletto hatte sich diebisch an meinem Karbonaderl vergriffen!"

„Sie täuschen sich! Mein Rigoletto liebt die Karbonadel nicht; oder können Sie es beweisen? Sie haben es sicher selber gegessen und wissen es nicht mehr! Aber es sollte Ihnen eine Lehre sein!"

Angesichts dieser Tatsache gab Herr Habergassel klugerweise nach. Er machte gute Miene zum bösen Spiel. Das

Karbonaderl war nun einmal verschwunden; und wahrhaftig war er nicht als Bismarck geboren; er war ein Bäckermeister und mußte sich seine Kundschaften erhalten.

Er entschuldigte sich bei dem Fräulein Mali mit den Worten, daß Rigoletto wirklich ein seltenes Prachtexemplar von einem Dackel ist, womit er das Fräulein Mali versöhnte. Dann mußte er noch seine Dienstboten um Verzeihung bitten und auf das heutige saftige Gabelfrühstück verzichten, und alles das wegen einer geringfügigen Bemerkung über einen Hund, dessen Beine tatsächlich aus der Art waren, und die der Schöpfer einst gewiß nicht deshalb verkehrt eingesetzt hatte, damit der dicke Bäckermeister Habergassel in der Theatergasse einen unangenehmen Tag verbringen mußte und eines Karbonadels verlustig wurde, das er doch über alles in der Welt liebte, und das er lächelnd opfern mußte.

„So ein Hund könnte manchmal einen Menschen belehren", pflegte er später oft zu sagen. „Es muß gerade kein kohlrabenschwarzer Dackel sein, der Rigoletto heißt und der erklärte Liebling der Theatergasse ist."

Humor in Wort und Bild

Aus einem alten Kochbuch

Im Jahre 1507 hat der gelehrte Arzt Ludovicus de Aula, der in Frankfurt am Main wohnte, im Hinblick auf die damals in Deutschland wütende Seuche ein — Kochbuch herausgegeben, das auch in Berlin stark verbreitet war. Das denkwürdige Werk führt den Titel: „Das gesunde Leibes-Regiment, von Eigenschaft, Nutz und Schädlichkeit, so zur menschlichen Speis und Tränk von Nöten seynd". Originell sind zunächst einige Eßregeln. So heißt es u. a.: „Schlürfe die Suppe nicht wie ein Schwein; blase die Kost nicht, daß sie allenthalben herumspritzt. Schnaub nicht beim Essen wie ein Igel und trink nicht, dieweil Du die Speis im Mund hast. So Du getrunken, säubre die Lippen nicht am fremden Kleid, kratz Dir die Haar nicht und bohre während des Essens nicht in der Nase. Du sollst auch nicht zugleich reden und essen — das ist baueriſch. Mach keine Schütte aus Knochenresten, Brodkrumen um den Teller herum wie ein Schanzgräber" usw. — Nachdem der gelehrte Koch über die Küche im ganzen Reich Revue gehalten hat, berichtet er uns, daß man in Berlin Rosensuppe mit Vorliebe esse. Sie wird aus breiten Blättern der Rose, Milch, Eierdotter und Vanillezucker bereitet. Eine andere Lieblingsspeise der Berliner war nach de Aula „die Hühnerbrust, in Zucker und Rosenwasser gedämpft". Als Salat aß man damals Weinranke, Kornblumen, Boreth, d. i. Gurkenkraut. „Es vertreibt die Melancholei und stärkt die Glieder." Als sicherstes Schutzmittel gegen Epidemien empfiehlt unser Arzt Zwiebelsalat. Zwiebelscheiben werden gebraten und in Wein, Baumöl, Zucker und Korinthen solange wie Eier gekocht. Zum Schluß mahnt de Aula: „Meßigkeyt ist die beste Artzeney im essen und trinken, dadurch wir die Pest vertreiben und lang mögen leben." — Sicherlich auch heute noch ein gutes Rezept!

Der Zwist in der Backstube

Das frische Ei

Ein junger Mann fand auf einem Ei, das er zum Frühstück bekam, eine mit unvergänglicher Tinte geschriebene Mitteilung nebst Adresse. Es hieß da: „Dieses Ei ist in die Kiste gepackt von einem jungen Mädchen, das sich selbst für ungewöhnlich hübsch hält. Sie möchte sich gern mit dem Manne, der das Ei ißt, verheiraten." Der junge Mann telegraphierte an die aufgegebene Adresse: „Ich möchte Sie gerne zur Frau haben!" Als Antwort erhielt er folgendes Schreiben: „Besten Dank für Ihr freundliches Angebot. Ich bin jetzt aber bereits seit vier Jahren verheiratet und habe drei Kinder."

Großmut

Buchhalter: „Darf ich jetzt endlich auf Zulage hoffen? Ich habe ein Kind bekommen und brauche mehr."

Chef: „Junge oder Mädel?"

Buchhalter: „Ein Junge."

Chef: „Zulage kann ich Ihnen nicht geben, aber eine Stelle kann ich Ihrem Jungen offenhalten, wenn er groß ist."

Vorgebeugt

Kranker Arzt: „Herr Kollege, wenn Sie mich behandeln, denken Sie daran, daß Sie auch mal krank werden können!"

Ein guter Geschäftsmann

„Dieses Jackett, das ich vorgestern bei Ihnen kaufte, taugt gar nichts. Als es gestern vom Regen naß wurde, ist es gleich an verschiedenen Stellen rot geworden."

„Na, wenn es wenigstens noch rot wird, so ist es doch noch nicht so schlecht."

Bücherschau / Vom Herausgeber

Südtirol. Herausgegeben und eingeleitet von Jos. Jul. Schaetz. 200 Abb. in Kupfertiefdruck. In Ganzleinen M. 20.—. Verlag F. Bruckmann, A.-G., München 1928.

Die ganze Herrlichkeit des verlorenen Paradieses jenseits des Brenners, durch das uns einst die Südlandsonne wie durch ein strahlendes Fenster in unsere nebelgraue, langwinterige Heimat schien, ist hier zu wunderbarer Schau vor uns hingebreitet. Gleich auf dem ersten Bilde sehen wir, an den schwarzen Umrissen einer schlanken Palme vorbei, auf das gralsburgartig aufragende Rosengarten-Massiv bei Bozen, das Sagengebiet unserer sonnenhungrigen deutschen Seele seit den Völkerwanderungstagen. Wer schon die bezaubernd schöne Wanderung durch die Dolomiten gemacht hat, wird die herrlichen Bilder, die ihm hier gezeigt werden, mit heimwehkranken Augen in sich hineintrinken. In gleicher Weise sehen wir in ganz wundervollen Aufnahmen das majestätische Ortlergebiet, die Tegelgruppe und die Zillertaler Alpen und all die sanften Tal- und Hügellandschaften, Städte, Dörfer und Höfe, malerische Gassen, Winkel und Häuser und dazu kraftvolle Figuren des Tiroler Volkstums. Das Erlesenste, was die allerersten Lichtbildkünstler von der landschaftlichen Schönheit Südtirols zu erfassen vermochten, ist hier mit den Mitteln vollendetster Reproduktionskunst in glänzender Lichtdrucktechnik wiedergegeben. Ein herrliches Buch, aus dem jeder Deutsche das Weh verlorenen Landes in sich erleben sollte.

Ordensritter und Kirchenfürsten. Nach zeitgenössischen Quellen von Johannes Bühler (Sammlung „Deutsche Vergangenheit"). Mit 16 Bildertafeln und einer Karte. In Halbleinen M. 9.—, Halbleder M. 12.—. Insel-Verlag, Leipzig 1927.

Die geistlichen Fürsten haben während des Mittelalters das Schicksal Deutschlands ganz wesentlich mitbestimmt. Ihr Machtbereich umfaßte ja etwa ein Sechstel des ganzen damaligen Reichsgebietes und darüber hinaus besaßen sie als Grundherren noch weitgehende Obrigkeitsrechte. So ist von ihnen auch ein starker Einfluß auf die Charakterentwicklung eines großen Teils der deutschen Nation ausgegangen. Grund genug, daß wir uns an Hand der Geschichtsquellen ein wahrheitsgemäßes Bild von dem Leben und den Bestrebungen dieser Kirchenfürsten und der Deutschordensritter zu machen suchen. Das wird uns durch dieses ausgezeichnete Buch Bühlers erleichtert. Seine klar und sachlich orientierenden Einführungen geben den Rahmen zu den hochinteressanten Quellenstücken, die das vielgestaltige politische, wirtschaftliche und geistige Leben dieser Territorien widerspiegeln. Selten habe ich etwas so Packendes gelesen wie diese bildhaft plastische Geschichte des Deutschordensrittersstaates und der großen Kirchenfürsten von Köln, Mainz, Augsburg, Hildesheim, Osnabrück, Bremen, Halberstadt, Paderborn, Eichstätt und Worms. Die gewaltigen Jahrhunderte des Mittelalters erzählen hier selbst ihr tatenreiches Ringen und auch ihr großes Leid.

Die Helden der Völkerwanderungszeit. Von Ludwig Wolff. Frühgermanentum, Band II. Mit 16 Bildertafeln, brosch. M. 6.50, Ganzleinen M. 9.—. Verlag Eugen Diederichs, Jena 1928.

Nie sind die herrlichen Heldensagen so aus dem Zusammenhang der weltgeschichtlichen Ereignisse selbst dargestellt und erläutert worden, wie es hier geschieht. Dadurch wird uns erst das großartig Dichterische der deutschen Heldensagen klar: wir sehen, wie die gewaltigen Geschichtsvorgänge, welche die Phantasie der Völker damals mächtig bewegten, unter allerlei Wandlungen vom dichterischen Willen geformt und ins Heldenhafte gedeutet worden sind. So scheidet der Verfasser Wahrheit und Dichtung im Sagenkreis „Germanen und Hunnen" in den Kapiteln „Germanerichs Tod" — „Die Schlacht auf den katalaunischen Feldern" — „Walther vom Waskenland" — „Attilas Tod und das Ende der Burgunden" — „Die Söhne Attilas". Aus dem Sagenkreis „Die Germanen in Italien": „Theodorich der Große" — „Hildebrand" — „Die Langobarden". Dann folgt der fränkische Sagenkreis um Brünhild, der thüringische um Iring, der sächsische um Wieland und Egil und zuletzt der langobardisch-dänische um Ingeld. Eine Menge welt- und sagengeschichtlichen Stoffes ist in die Darstellung verwoben. Das Buch ist zugleich eine Seelengeschichte der Völkerwanderungsepoche und der durch ihre tragischen Geschehnisse noch innerlich erschütterten Folgezeit. Die Ausstattung des wertvollen Werkes ist vollendet schön; ganz prachtvoll sind auch die 16 Bildertafeln, welche die Kunst der Völkerwanderungszeit illustrieren.

Frauenschicksale in der Renaissance. Von Alfred Neumont. 2 Bände. Mit einem Farbenlichtdruck und 60 schwarzen Lichtdrucktafeln nach alten Vorlagen. Herausgegeben von Emil Schaeffer. In Ganzleinen M. 20.—, in Pergament M. 35.—, in Ganzleder M. 40.—. Wolfgang Jeß-Verlag, Dresden 1928.

Man ist von seichten Feuilletons her gewöhnt, die Renaissance nur als Glanzzeit der Kunst und Literatur und des genußreichen Lebens zu betrachten. Wer aber die ganze Wahrheit hören will, der lese dieses Buch: es zeigt vor allem, wie jene vielgerühmte Zeit sich in den Schicksalen der Frauen auswirkte. Welche Tragödien stehen da vor uns auf, um so erschütternder, weil sie sich inmitten eines unerhört luxuriösen Lebens abspielten. Konnten in einer solchen Welt, die täglich von Feindschaft und Verrat, Krieg und Greueln erfüllt war, Frauen in hohen und höchsten Stellungen überhaupt von Glück und häuslicher Freude sprechen? Vielleicht gerade deshalb reiften unter diesen Verhältnissen so viele leidgeprüfte Frauen zu höchstem Seelenadel und wundersamer Größe, die um so schöner erstrahlen, da sie zugleich vom Schimmer der edelsten Anmut und vollendetsten Bildung umflossen sind. In den beiden zierlichen Bänden lesen wir über die Frauen der Florentiner Familie Strozzi, über die Familie Baglioni von Perugia, über Eleonora Cibò von Massa und ihre Familie, über Catherina von Medicis Jugendjahre, über die große Vittoria Colonna, über Irene di Spilimbergo, die Herzogin von Paliano, Vittoria Accorombano und die unglückliche Beatrice Cenci. Ich wüßte kein ähnliches Werk, das soviel packendes Frauenschicksal umschließt wie diese beiden prächtig illustrierten und entzückend ausgestatteten Bände, die sich wie Romane lesen.

Kinderspielzeug aus alter Zeit. Eine Geschichte des Spielzeugs von Karl Gröber. Mit 12 Farbentafeln und über 300 schwarzen Bildern. In Ganzleinen M. 32.—, in Ganzpergament M. 75.—. Deutscher Kunstverlag Berlin 1928.

Dieses mit bewundernswerter Sorgfalt ausgestattete Werk stellt in Wort und Bild die erste deutsche Kunstgeschichte des Spielzeugs im Kulturkreis des Abendlandes dar, seine fast 3000jährige Entwicklung von der Antike bis zu Beginn der modernen Spielzeugindustrie. Der große Stoff ist in übersichtliche Abschnitte gegliedert: Das Spielzeug der Antike — Das Mittelalter — Ritterliches Spielzeug des 16. Jahrhunderts — Die Herstellung von Spielzeug durch das zünftige Handwerk — Das Puppenhaus — Die Puppe im 16. bis 19. Jahrhundert — Der Zinnsoldat — Mechanisches und automatisches Spielzeug — Das Papierspielzeug Spielzeugkuriosa — Das deutsche Holzspielzeug des 18. und 19. Jahrhunderts — Herstellung und Handel im 19. Jahrhundert. Man ersieht aus diesen Titelangaben, daß das ganze Gebiet in gründlichster Weise durchforscht ist. Ganz erstaunlich ist die Fülle des vom Verfasser aus fast allen europäischen Ländern zusammengetragenen Abbildungsmaterials, ein wahres Entzücken für jeden Menschen, der sich noch einen Funken Kindertümlichkeit in den Falten seines alt und klug gewordenen Herzens bewahrt hat. Wir sehen z. B. ägyptische und griechische Puppen und Reiter, koptische Stoffpuppen, gotische Tonpuppen, Theater, Kasperlfiguren und Marionetten, Tiere von den frühesten ägyptischen bis zu den Schaukelpferden der Biedermeierzeit, russisches Holzspielzeug und Glasspielzeug aus dem Thüringer und Bayerischen Wald. Nur in langjähriger Museumsarbeit konnte ein derartiges Werk entstehen. Der Verfasser führt uns aber über die historisch wissenschaftlichen Gesichtspunkte hinaus auch ins Menschlich-Seelische dieser ganzen Spielzeugwelt. Das Werk bietet auch viele praktische Anregungen zur künftigen Gestaltung des guten Kinderspielzeugs.

Technik und Mensch im Jahre 2000. Von Anton Lübke. Mit 183 Abb. Geheftet M. 8.50, Ganzleinen M. 11.—. Verlag Kösel & Pustet, München 1927.

Keine phantastischen Zukunftsflunkereien, sondern aus gründlicher Kenntnis der technischen Gesamtlage und ihren Entwicklungsmöglichkeiten heraus ein weitgespanntes, doch in allen Teilen auf realer Grundlage aufgebautes Bild der Technik, wie sie sich gegen Ende unseres Jahrhunderts verwirklicht haben mag. Bei der rapiden Entfaltung der heutigen Technik wird wohl vieles davon schon früher in Erfüllung gehen. Lübke behandelt in seiner Darstellung zuerst rückschauend das Holz und die Kohle als die Grundstoffe der bisherigen Kultur, dann die Gewinnung von Energien aus der Luft, Atomzertrümmerung und Energiegewinnung, Energie aus dem Innern der Erde, die Umwertung des Wassers, die Energien des Ozeans, die Gewinnung von Energien aus der Sonne, die Zukunftsländer der Industrie und Technik, das Verkehrswesen der Zukunft, Haus, Industrie, Stadt und Mensch im Jahre 2000 und zuletzt den Zukunftskrieg und seine Technik. Mit einem optimistischen Ausblick in die Welt der Zukunft mit ihren großen Verbesserungen und Erleichterungen für das menschliche Leben schließt der Verfasser, der auch nicht unterläßt, uns zu mahnen, des inneren Menschen nicht zu vergessen, dessen Urgründe gewaltiger sind als die der Materie, um die sich die Menschheit mit so heißem Bestreben müht. Lübke weiß auch schwierige technische Probleme leicht verständlich zu machen und verfügt selbst über einen so umfassenden Überblick über alle technischen Dinge, daß er spielend die großen Zusammenhänge und Auswertungen aufzuzeigen vermag. Außerordentlich lehrreich sind die vielen Bilder des Buches. Jedem technisch interessierten Menschen sei das Werk aufs wärmste empfohlen.

Das Reich der Frau

Häßlich / Von Dina Ernstberger

„Es ist dem Weib ein Fluch, nicht schön zu sein!" — Der Ausspruch des großen englischen Dichters birgt Wahrheit. Die Menschen beurteilen ihre Zeitgenossen meist nach dem äußeren Schein. Nur das Schöne, das Ins-Auge-Fallende vermag sie zu fesseln. Alles, was ihrem Schönheitssinn nicht entspricht, ist für sie minderwertig.

Schon in der Schule macht sich dies bemerkbar. Einem hübschen Kind fliegen die Herzen zu; alles, was es tut, ist lieb und nett, selbst seine Unarten werden bewundert. — Das häßliche Kind übersieht man. Und streift je einmal ein tieferer Blick das unschöne Gesichtchen, so geschieht dies nicht aus Liebe, sondern aus Mitleid. Was man beim schönen Kinde originell und reizvoll findet, das verdammt man beim häßlichen als Unart und Bosheit. Das Kind fühlt diese Zurücksetzung. Die Erkenntnis wirft einen Schatten auf das Kindergemüt, macht es unsicher, mutlos, unzufrieden mit sich selbst und bereitet den Boden zurecht, auf dem später die Verbitterung gedeiht. Dieser Schatten der Zurücksetzung hinter die glücklichen, schöneren Schwestern weicht nie. Man nimmt ihn auch ins erwachsene Alter mit hinüber. Erst recht verdüstert er da das Leben.

Die breite Menge schaut nun einmal nicht tiefer; sie läßt sich blenden von der schönen Larve, wenngleich die Schlange dahinter steckt. Es ist immer die Minderheit, die hinter dem Äußern nach dem Kerne sucht. Wo dies aber geschieht, hat in den meisten Fällen die Häßliche den Vorzug. Das Beweihräuchern, Behimmeln und Bewundern nimmt der Schönheit in vielen Fällen den inneren Wert. Über dem hübschen Gesicht geht die innere Schönheit verloren. Umgekehrt ist dies der Fall, wo Zurücksetzung und Nichtbeachtung bescheiden, einfach und anspruchslos gemacht hat. Gar häufig findet man im unschönen Körper eine um so schönere Seele. Es ist, als wollte das Schicksal damit einen Ausgleich schaffen.

Schönheit ohne Seele ist wertlos. Sie kann nicht für die Dauer fesseln. Der schönste Mund wird mit der Zeit lästig, wenn er nichts anderes als leeren Klatsch zu plappern versteht und oberflächliches Denken verrät. Das häßlichste Gesicht aber wird liebenswert, wenn aus den unschönen Zügen eine schöne Seele spricht, wenn der Mund klug und überlegt aus den Tiefen eines reichen Seelenlebens seine Unterhaltung schöpft und bescheidenes Wesen einen goldenen Schimmer darüber breitet.

Es ist eine bekannte Tatsache, daß bei vom Schicksal verwöhnten Menschen der Charakter Schaden leidet. Nur die Härten des Lebens erziehen zur Innerlichkeit. Fruchtholz gibt nur der Baum, bei dem ein scharfes Messer die wilden Triebe und Schößlinge zurückschneidet. Auch im Leben kann es nur Fruchtholz geben, wenn das Messer des Schicksals die wertlosen Schößlinge der Seele entfernt.

Häßliche Frauen bekommen gar gern die Härten und Bitterkeiten des Lebens zu kosten. Sie stehen gewöhnlich abseits von dem Strom der Glücklichen, denen ein schönes Gesicht die Herzen der Menge öffnet.

Leider, daß das Wort „häßlich", wohin es trifft, das Selbstbewußtsein nimmt, mutlos und unsicher macht. „Ich bin ja doch häßlich, daran ist nichts zu ändern, auch wenn ich die größte Sorgfalt auf mein Äußeres verwende", denken manche und lassen sich gehen und werden nachlässig im Auftreten und in der Kleidung. Das ist ganz falsch. Harmonische Kleidung, liebenswürdige Bescheidenheit, Klugheit, Takt, Herzensbildung haben auch eine Anziehungskraft, oft eine viel dauerndere als nur äußere Schönheit. Auch ihr Häßlichen habt eure Vorzüge, die auf den wertvollen Mann eine gewisse Anziehungskraft ausüben. — Zum Spiel das hübsche Lärvchen, zum ernsten Weggenossen den Persönlichkeitswert und die Tüchtigkeit!

Ihr Häßlichen habt keinen Grund, euch so niedrig einzuschätzen! Auch ihr besitzt Werte, die bessere Menschen begeistern können. Ihr dürft nur den Mut finden, sie sehen zu lassen. Die wertvollere Schönheit ist die der Seele. Sie ist in euren Reihen mehr zu finden wie in denen eurer beneideten schönen Schwestern.

Am Ostermorgen

Der festliche Ostertisch mit Narzissen und Blumengirlanden

Zieret mit Blumen den Ostertisch!

Es gibt Frauen, deren geschickte Hände aus den einfachsten Dingen einen Festglanz hervorzaubern können: Eine Alltagsspeise machen sie durch ein schönes Geschirr und ein bißchen Garnierung zu einer Augen- und Gaumenfreude; den Tisch zieren sie durch ein paar selbstgepflückte Blümchen oder schimmernde Bänder anmutiger, als es durch die luxuriösesten Treibhauspflanzen geschehen könnte; schenken sie einem Kranken eine Flasche Wein, dann wird ihr noch schnell ein lustiges Sträußchen um den gläsernen Hals gebunden, und strahlender Dank ist dafür gewiß. So bleibt bei all ihrem Tun ein kleiner Schimmer haften, ein wehendes Freudenfähnlein ihres heiteren Herzens.

Dann gibt es aber auch Frauen — und sie gehören leider zur Überzahl — die nicht das geringste Talent aufwenden zu solcher Vergoldung des Alltags. Solche „übertriebenen Geschichten" sind ihnen zuwider, sind in ihren Augen kindisch und altbacken. Und doch ist diese Ansicht nur der Ausdruck ihrer Bequemlichkeit; sie mögen weder ihr Gehirn anstrengen noch ihre Hände, um das Wohlbehagen der Familie ein wenig zu heben. All diese Frauen seien dringend ermahnt: Laßt doch wenigstens ein paar Blumen auf eurem Ostertisch sprechen! Kauft auf dem Markt um 20, 30 Pfennig einen Buschen Frühlingsblumen, honiggelbe Himmelsschlüssel oder wundersam blaue Szillablüten, ein paar Palmkätzchen oder gar die schönen weißen Narzissen mit ihren blutroten Krönlein, verteilt sie in Vasen zwischen den Gedecken, die niederen nach außen, die langstieligen in die Mitte — ihr werdet sehen, was das für einen freudigen Widerhall findet in den Augen eurer Lieben.

Auch mit den herrlich bunten Ostereiern lassen sich doch auf dem weißen Tischtuch wunderschöne Wirkungen erzielen. Statt daß man sie den Angehörigen sang- und klanglos in einem Napf zur Verfügung stellt, läßt man sie in schönen Bechern kranzförmig in der Tischmitte aufmarschieren oder setzt sie jedem einzelnen nestchenförmig auf grünen Veilchenblättern vor den Teller. Flaumige, gelbe Kücken kann man dazwischenhüpfen lassen, das ist so lustig und spaßig; wenn man sorgfältig damit umgeht und sie wieder gut verwahrt, kann man sich noch an vielen Osterfesten daran freuen. Und wer weiß, vielleicht könnt ihr durch solche kleinen, billigen Aufmerksamkeiten den Gatten, die erwachsenen Kinder zum behaglichen Daheimbleiben veranlassen, statt daß sie draußen dem Vergnügen nachrennen und unnötig viel Geld ausgeben. Zum finanziellen Gewinn hin wäre das noch ein großer moralischer Vorteil. Euren Kleinsten aber werden sich solche Festtage unauslöschlich ins Herz prägen, daß sie zeitlebens in glückseliger Freude und Dankbarkeit ans Elternhaus zurückdenken. C. A.

Die mit Osterblumen, Eiern und Kücken geschmückte Tafel

Hausfrauen-Kleidung

Oben links:
Reizende neue Küchenschürze aus einfarbigem und kariertem Stoff in flotter Westenform mit aufgesetzten Taschen.
(Modell Grünfeld)

☆

Mitte:
Kleidsame Küchenschürze aus einfarbigem und gemustertem Stoff, weiße Paspel.

☆

Unten links:
Praktisches Schürzenkleid aus mattkariertem Waschstoff. Kochhaube (auch Staubhäubchen) aus Tupfenmull.

☆

Unten rechts:
Zofenanzug aus dunklem Satin mit weißen Piqué-Aufschlägen. Handgestickte Zierschürze und Rüsche.

☆

Sämtliche Aufnahmen von Cläre Sonderhoff.

Oben rechts:
Hübsche Hausschürze aus weißblau gewürfeltem Stoff mit weißen schmalen Blenden und kleinem, einfarbig eingesetzten Teil.
(Modell Grünfeld)

☆

Küche und Haus

Schöne, süße Kuchen! Bitte zu versuchen!

Man reicht sie zum Tee, zum Wein, zum Schnäpschen, auch zu manchen süßen Speisen, wie Weincreme usw. Allen liegt derselbe Teig zugrunde, nur die Aufmachung ist verschieden; je verschiedener diese ist, um so hübscher und reizvoller ist die große Platte, auf der man sie, anmutig lockend geordnet, anbietet.

Der einfache, gute Mürbeteig wird folgendermaßen hergestellt: 3/4 Pfund Mehl, 1/2 Pfund Butter, stark 1/4 Pfund Zucker, 1 Ei, 1 Eßlöffel Wasser, wenig Salz, das Abgeriebene einer Zitronenschale und 1/2 Teelöffel Backpulver werden in kühlem Raum rasch zusammen verarbeitet. Dann läßt man den Teig (in kühlem Raum) eine ganze Stunde ruhen. — Dann rollt man ihn aus, ziemlich dünn, und sticht von ihm allerlei runde und eckige Formen aus.

Diese kleinen Plätzchen werden bei guter Hitze auf eingefettetem Blech goldgelb gebacken und dann verziert.

1. Man bestreicht sie mit einem weißen Zuckerguß, den man mit Puderzucker und wenig Wasser angerührt hat.
2. Auf diesen Zuckerguß gibt man grob gehackte Mandeln und stellt die Plätzchen zum Trocknen in den mäßig warmen Backofen.
3. Man kann dem Zuckerguß mit etwas Birnenrot eine rosa Farbe geben.
4. Man kann dem Zuckerguß Kakao beimengen, so daß man Schokoladegußplätzchen hat.
5. Man kann auf die gebackenen Plätzchen ein Likörgläschen mit engem Rand stellen und den freibleibenden Rand dick mit Puder bestreuen. Dann nimmt man das Gläschen weg und gibt in die Mitte des Plätzchens eine eingemachte Aprikose oder ein Häufchen Stachelbeeren oder Kirschen.
6. Man gibt einen Sukkadestreifen in die Mitte des Plätzchens und bestreicht nun die eine Hälfte mit erwärmter Himbeer-, die andere mit erwärmter Aprikosenmarmelade. — Nicht dick auftragen!
7. Man bestreicht die Plätzchen mit Johannisbeergelee und gibt einen weißen Zuckerguß darüber.
8. Man bereitet eine Buttercreme, indem man Butter zart verrührt und diese löffelweise mit einer aus Vanillepuddingpulver bereiteten Creme mischt.
9. Man kauft beim Konditor etwas Marzipanmasse, die man mit geschlagenem Eiweiß und etwas Milch verrührt. Diese Masse als Rand oder Streifen oder gekreuzte Streifen auf die ungebackenen Plätzchen aufgetragen, läßt man bei mäßiger Hitze backen.
10. Man bestreicht die Plätzchen *vor* dem Backen mit Eigelb und setzt in die Mitte einen Stern von geschälten und halbierten Mandeln.
11. Man bestreicht die Plätzchen mit Eiweißschnee und gibt Hagelzucker (ganz grober Zucker) darüber.
12. Man rührt Puderzucker mit Arrak zum Zuckerguß und bestreicht die Plätzchen damit, die nun einen Punschgeschmack haben, den Herren besonders schätzen.

Alles Gebäck hebt man am besten in einem Blechkasten oder einem Porzellangefäß mit Deckel auf. Nur so aufbewahrt, bleibt es frisch und schmackhaft. Die verschiedenen Sorten Gebäck trennt man durch Pergamentpapier. Der Aufbewahrungsort soll kühl und trocken sein.

Weingebäck aus Lettland

Man verrührt 200 Gramm Butter zu Schaum, fügt 1 ganzes Ei und 2 Eidotter nebst 100 Gramm Zucker hinzu und verrührt dies stark. Dann mischt man 300 Gramm feines Weizenmehl so lange damit, bis der Teig zart geworden ist. Nun rollt man ihn dünn aus; mit dem Kuchenrädchen schneidet man ihn in lange, schmale Streifen. Diese bestreicht man mit geschmolzener Butter und bestreut sie mit einem Gemisch von Zucker, Zimt und abgeriebener Zitronenschale. Dann backt man die Streifen auf einem eingefetteten Blech bei schwacher Hitze goldgelb. Dieses vorzüglich schmeckende Gebäck hält sich lange Zeit frisch, wenn man es in Porzellan- oder Blechdosen aufbewahrt.

Frangipani-Törtchen

Man bereitet einen einfachen Mürbeteig, in welchem man 1/4 Pfund Mehl mit 60 Gramm Butter verarbeitet und dann 1 ganzes Ei mit 60 Gramm fein durchgesiebtem Zucker dazugibt. Nachdem dies alles gut durchgeknetet ist, mangelt man den Teig auf dem Brett aus (mit etwas Mehl anstäuben) und sticht mit einem Glas runde Plätzchen aus. Von dem Rest Teig wird ein Rändchen ausgerollt und auf die Plätzchen gepreßt, zirka 3/4 Zentimeter hoch. Nun bepinselt man die kleinen Törtchen mit Eigelb und füllt sie mit beifolgender Masse: 125 Gramm Butter werden (kalt) weich gerührt mit einem Holzlöffel, 100 Gramm Puderzucker, 100 Gramm geschälte süße, fein geriebene Mandeln und 1 ganzes Ei werden zusammen langsam 1/4 Stunde gerührt; dann schlägt man unter andauerndem Rühren noch 1 ganzes Ei, den Saft und die abgeriebene Schale einer ganzen Zitrone dazu. Diese Masse füllt man in die Törtchen; man gibt sie auf das eingefettete Blech und bäckt sie bei mäßiger Hitze etwa 1/2 Stunde. Wenn die Arbeit des Herstellens zu groß ist, kann man statt der kleinen Törtchen eine große Torte backen.

Windbeutel mit Schlagsahne

Damit dieses schöne und beliebte Gebäck hoch aufgehe und innen nach dem Aufschneiden den gewünschten Hohlraum zum Füllen habe, muß man mehrere Eier an den Teig tun. Spart man daran, so mißlingt das Gebäck. Folgendes Rezept ist vorzüglich. Für 12 Windbeutel: Man koche in einem Viertelliter Wasser 60 Gramm Butter und 65 Gramm Margarine, etwas Salz und 40 Gramm Zucker. Nachdem man 150 Gramm gutes Weizenmehl fein gesiebt hat, zieht man den Topf vom Feuer zurück und schüttet das Mehl hinein. Dann rührt man schnell und kräftig davon einen glatten Teig, den man wieder aufs Feuer stellt und so lange tüchtig rührt, bis er sich von dem Topfe löst. Nachdem der Teig in eine Schüssel geschüttet ist, rührt man 4 ganze Eier allmählich, also eins nach dem andern, daran, bis ein zarter, gleichmäßiger Teig entstanden ist; zuletzt mischt man einen Teelöffel Backpulver darunter. — Von diesem Teig setzt man Haufen, ca. 5—6 Zentimeter breit, auf ein eingefettetes Blech; da sie sich sehr ausdehnen, setze man sie ca. 6 Zentimeter breit auseinander. Man kann sie des schöneren Aussehens wegen mit gequirltem Ei bestreichen. Dann bäckt man die Windbeutel 20—25 Minuten. Sind sie erkaltet, so schneidet man sie mit einer Schere auseinander und füllt sie mit Schlagsahne.

Kleine Windbeutel mit Vanillecreme

Aus dem oben angegebenen Windbeutelteig spritzt man durch die Spritztüte nußgroße Kugeln auf ein Blech. Mit Ei bestrichen, bäckt man sie bei mäßiger Hitze zirka 15 Minuten. Kurz bevor sie fertig gebacken sind, nimmt man das Blech heraus, gibt Puderzucker darüber und läßt ihn im Ofen blank werden. Dann schneidet man mit der Schere von jedem Windbeutel einen kleinen Deckel ab und füllt den inneren Hohlraum mit Vanillecreme so hoch voll, daß oben ein kleiner Cremehügel herausschaut. Auf diesen setzt man das Deckelchen wieder, das man zuvor recht schön rund in der Größe eines Markstückes ausgestochen hat. Dann wird der ganze Windbeutel mit feinem Vanillezucker gepudert. Das ist ein ausgezeichneter Nachtisch und sieht sehr hübsch aus.

Ewigkeitsplätzchen

1/2 Pfund Butter, 1/2 Pfund Zucker und 3 ganze Eier. Die Butter wird zu Sahne gerührt, dann Zucker und Eier dazugegeben. Man kann Vanille oder abgeriebene Zitronenschale dazumischen oder aber Kardamom, nach Geschmack mehr oder weniger. Nun gibt man 1 *Liter* feines, durchgesiebtes Weizenmehl (Schwungvorschuß-Mehl) mit einem Teelöffel Hirschhornsalz dazu und mischt die Teigmasse gut durcheinander. Auf ein eingefettetes Blech setzt man walnußgroße Häufchen, zerdrückt sie zu flachen Plätzchen und läßt sie einige Stunden stehen. Erst dann schiebt man sie in den Backofen, bestreicht sie mit Eigelb und läßt sie goldgelb backen. Man hebt sie in fest verschlossenen Porzellangefäßen oder Blechkisten an kühlem, aber trockenem Ort auf. Man nennt sie Ewigkeitsplätzchen, weil, wenn sie richtig aufgehoben werden, ihre Haltbarkeit von unbegrenzter Dauer ist.

Kinderland

Der Hasenzeppelin / Ein Ostermärchen von Hub. Fleckes

„Frische Eier! Dicke Eier! Das Dutzend eine Mark!“

So hallt's auf der Waldwiese wider, wo das Hasenvolk der ganzen Gegend Ostermarkt abhält. Hunderte von Hasen beleben den Platz, alte und junge, schlanke und dicke. Hier sitzt einer auf den Hinterpfoten und macht ein Männchen, dort wichst ein anderer den Bart, einige Häslein spielen Nachlauf. Wenn eins der jungen Dinger im Spiel einen alten, ehrwürdigen Hasenvater anstößt, bekommt's einen leichten Schlag hinter die Löffel. Dann äugt es ängstlich mit seinen Lichtern nach dem Erbosten, um gleich darauf wieder durch das Gras zu tollen. Die jungen Hasen haben es gut; sie brauchen sich um nichts zu kümmern. Für die Ostergeschenke sorgen die alten, und das ist nicht so einfach bei den vielen tausend Kindern. Jeder Hase hat seine Aufgabe und sein Revier; der geht

zum Fest in die Stadt, jener ins Dorf, ein anderer in den nahen Weiler. Man muß sich mit allem eindecken, mit Eiern, Farben, buntem Papier, grünem Stroh, mit Zucker und Schokolade. Die Wünsche der Kinder sind so mannigfach und verschieden. Der Fritz möchte nur grüne Eier haben, der Karl wünscht sich ein Nest mit Zuckereiern. Berta will ein Häslein aus Schokolade und Anneliese eins aus Marzipan. Da heißt es heute am Markttag gut aufpassen und reichlich einkaufen.

Die Osterhasen trippeln an den Verkaufsständen vorbei und schauen sich die ausgestellten Sachen an. Alles ist zu kaufen, vom kleinsten Zuckerei bis zum großen, gefüllten Nest. Die Hasenfrauen hocken hinter ihren Waren und preisen laut die Sachen an.

„Schöne, bunte Farben, grasgrün, himmelblau, mohnrot, dottergelb! Allerliebste Pinselchen zum Bemalen, feines Papier zum Bekleben, dicke Zuckereier und süße Schokoladehäslein!“

So hört man überall rufen, und Meister Langohr geht bedächtig von Stand zu Stand. Er ist schon in Jahren, und graue Fäden schimmern in seinem braunen Fell. Auf dem Kopfe trägt er eine Schirmmütze mit den Buchstaben „O. Z.“, das heißt „Osterzeppelin“. Er ist nämlich Angestellter bei der Hasen-Luftschiffahrtsgesellschaft. Draußen vor dem Walde, am Kleiloch, steht die Halle mit dem Osterluftschiff „Zeppelin 12“. Noch heute soll es die Reise zur großen Stadt antreten, um die unzähligen Ostergeschenke zu befördern, die die Kinder dort zum Fest erhalten werden.

Diesen Morgen sagte der Direktor: „Meister Langohr, Sie sind ein tüchtiger Kerl. Fahren Sie in den Wald auf den Ostermarkt und kaufen alles ein, was uns noch fehlt! Bis 3 Uhr müssen Sie aber zurück sein; dann steigen wir auf!“ Da verneigte sich Meister Langohr tief, daß das weiße Schwänzchen aufleuchtete, und setzte sich in seinen Hühnerwagen. Gack-gack, das weiße Huhn lief los, und bald war er auf der Waldwiese.

Er hat gut eingekauft, und der Direktor wird zufrieden sein. Noch etwas rote Farbe, und dann wird die Heimreise angetreten.

„Guten Tag, Meister Langohr!“ hört er sich da angesprochen, und vor ihm steht Krummbein, sein ärgster Feind, seitdem sie sich beide damals um die Stelle bei der Hasenluftschiffahrtsgesellschaft beworben. Krummbein wurde nicht genommen, weil er lahmte. Bei einer Treibjagd hatte er nämlich von einem Jäger eine Ladung Schrot in den Lauf bekommen.

Jetzt macht er ein freundliches Gesicht und fragt: „Wann fährt das Osterluftschiff in die Stadt? Heute ist guter Wind; das wird eine schöne Fahrt werden.“

Meister Langohr mustert seinen Gegner mißtrauisch von der Seite und erwidert: „Um drei Uhr ist Aufstieg; ich fahre jetzt mit Gack-gack, dem Huhn, nach Hause.“

„Dann wird's aber Zeit!“ ruft Krummbein schnell, „sieh, die Sonne ist längst über die Mittagshöhe, und die Schatten der Bäume werden länger. Fahr nur an den drei Eichen vorbei, du kürzest den Weg um eine halbe Stunde!“

Nochmals blickt Langohr den Bekannten von der Seite an und besteigt dann seinen Hühnerwagen. Ein kurzer Pfiff, und das weiße Huhn zieht den Reisewagen an.

Höhnisch lachend schaut Krummbein dem Wägelchen nach und murmelt: „Warte, du fährst nicht mehr mit dem Zeppelin! An den drei Eichen wartet der Teufel und frißt dich!“

Schnell sucht sich Gack-gack den Weg durch den Wald. Meister Langohr schaut besorgt nach der Sonne und beschließt, an den drei Eichen vorbeizufahren. Da ist schon Rieselriesel, das Bächlein, und jetzt beginnt der Eichenwald.

Warum wird das Huhn auf einmal so unruhig?... Seine Federn sträuben sich, und es wirft den Wagen von einer Seite auf die andere. Der Kutscher schaut in das Blätterwerk, und plötzlich erstarrt sein Blut zu Eis. Zwei glühende Augen lauern unter einem Strauch, und Meister Langohr schreit:

„Lauf, Gack-gack, lauf! Der Fuchs, der Rote; es gilt unser Leben; er frißt dich und mich mit Haut und Haar!“

Das Huhn rast mit dem Wägelchen; einige Eier kollern auf den Boden, eine gelbe Farbdüte platzt, und der arme Kutscher sieht gelb wie eine Dotterblume aus. Krampfhaft hält er sich fest. Nun kommt der Bach, und darüber führt der schmale Steg.

„Vorsichtig, Gack-gack, die Brücke...!“ Schon sind sie auf dem Brette, und Langohr schließt die Augen. Wenn sie ins Wasser stürzen! Dann hat sie der Rote und beißt sie in den Hals...!

Gott sei Dank, sie sind heil darübergekommen, und auf dem breiten Wege eilt das Huhn weiter. Noch einige Minuten, dann muß der Wald aufhören und das Luftschiff zu sehen sein.

Meister Langohr dreht sich um.

„Ulm's Himmels willen, immer näher kommt der Fuchs!"

Langohr treibt das Huhn zu rasender Eile an... Noch hundert Meter, und das Luftschiff ist erreicht.

Der Direktor hat die Gefahr erkannt. Langsam steigt der Zeppelin in die Luft, und hundert Pfoten greifen nach dem Gefährt und ziehen es in die Gondel. Da macht der heranstürmende Fuchs einen gewaltigen Sprung. Aber er faßt nur noch das Seil und wird daran mit in die Luft genommen...

Schon sind sie über dem Walde, und am Seil zappelt der Rote. Meister Langohr schüttelt den Strick, daß der Fuchs ohnmächtig knurrt. Jetzt hat er keine Kräfte mehr; er läßt los und saust aus Kirchturmshöhe hinunter auf den Wald in die Baumkronen.

„Hurra!" ruft die ganze Hasenbesatzung und zieht die Fahne hoch.

Da kommt auch schon die Waldwiese. Unten winkt man mit Tüchern, und Langohr schreit hinunter:

„Ha, Krummbein, du schlechter Kerl; der Teufel von den drei Eichen, der Fuchs, frißt keinen Hasen mehr und liegt irgendwo tot im Walde!"

Und weiter segelt das Osterluftschiff. Bald sehen die Osterhasen von der Gondel aus die Türme und Zinnen einer großen Stadt, wo tausend Kinder auf die Ostergeschenke warten...

Das ist die Geschichte vom Osterzeppelin und von Langohr, dem mutigen Hasen.

Das Waldkonzert / Von Johanna Weiskirch

Tief, tief im Walde, wo die Farren so hoch stehen wie junge Tännchen, lebt seit undenklichen Zeiten das Völkchen der Waldzwerge. Tagsüber schaffen sie unermüdlich in dem bis in die Wolken hineinragenden Berge und mehren ihre Schätze an Gold und Silber und anderen edlen Erzen, aber ihre Feierstunden verbringen sie von dem Tage an, da die Maiglöckchen den Frühling eingeläutet haben, gerne an ihren Lieblingsplätzen im Walde: auf den Lichtungen, im Erlengrund, an den murmelnden Quellen oder am See, auf dem zahllose Wasserrosen blühen. Auch haben die kleinen, putzigen Männchen mit den langen Bärten um die Hutzelgesichtchen allerlei künstlerische Neigungen und Liebhabereien. Die beiden unzertrennlichen Freunde, der Fixifax und der Hutzliputz sind ganz besonders musikalisch veranlagt, so daß ihnen die Waldzwerge manchen Genuß verdanken. Herr Hutzliputz bläst das Waldhorn ganz vorzüglich, während der Fixifax die Mandoline meistert. Mitunter spielten die beiden so schön, daß alle Vögel lauschten, die Bäume den Atem anhielten und alles Waldgetier sich in der Nähe der beiden Künstler ansammelte.

So hörte sie auch einmal der junge Frühling, als er über eine der vom Abendsonnengold umwobenen Waldlichtungen kam. Nachdem er begeistert eine Weile den wunderschönen Weisen gelauscht hatte, winkte er beide zu sich, gab sich ihnen zu erkennen und sagte: „Für den gehabten Genuß möchte ich mich gerne dankbar zeigen und verleihe euch deshalb die Gabe, die Sprache und die Lieder meiner Sänger im Walde zu verstehen. Da werdet ihr noch manches hinzulernen und euch und anderen noch mehr Freude bereiten können als seither. Wenn mich mein Weg wieder hierherführt, werde ich mich davon überzeugen." Die beiden Freunde bedankten sich sehr beim Jungherrn Frühling und sahen ihm ganz begeistert nach, als er durch den von seinem Besuch beseligten Wald dahinging, wo die Menschen auf ihn warteten.

Und hinter ihm her fingen die Vögel in den Wipfeln an in Worten und Tönen zu jubeln, und da merkten Fixifax und Hutzliputz, daß des Frühlings Versprechen sich an ihnen erfüllt und sie vogelsprachen- und vogelliederkundig geworden waren und sanken einander vor Glück in die Arme. Und da kam auch schon Frau Nachtigall angeflogen, sah die beiden mit leuchtenden Blicken an und meinte: „Mir ist so, als ob es sich wunderschön anhören müßte, wenn ich euer kunstvolles Spiel mit meinem Gesang begleitete. Wollt ihr es mal mit mir zusammen versuchen?"

„Und ob wir das wollen, liebe Frau Nachtigall!" rief Fixifax voller Begeisterung, und Hutzliputz sagte schier voller Andacht: „Wenn du es nicht verschmähst, Königin des Gesanges, uns zu begleiten, so ist das eine Ehre für uns, die wir zu würdigen wissen."

„Dürfte ich nicht auch mittun?" fragte plötzlich aus der Höhe eines Baumes herab eine angenehme Stimme, und gleich darauf glitt ein Eichhörnchen hernieder und setzte sich bittend auf die Hinterbeine. „Ich bin nämlich nicht so unmusikalisch wie ich vielleicht aussehe, denn ich singe ganz vorzüglich die zweite Stimme."

„Wenn es der Frau Nachtigall recht ist, haben wir nichts dagegen," meinte Hutzliputz und Fixifax nickte sein Einverständnis.

„Selbstverständlich ist es mir recht!" sagte die königliche Sängerin. „Vielleicht meldet sich noch eine Altstimme."

„Oh, damit kann ich dienen!" rief eine Häsin und hoppelte näher herbei. Sie setzte sich gravitätisch, spitzte die Löffel, machte Männchen und gab eine Stimmprobe ab. „La-la-la-la, tralа-la, tralа-la!"

„Was meinst du dazu, Frau Nachtigall?" fragte etwas bänglich Fixifax, und Hutzliputz kratzte sich hinter den Ohren.

„Singe, wem Gesang gegeben," sagte Frau Nachtigall. „Jeder macht's so gut er kann, und der gute Wille tut unendlich viel. Auch beim Singen."

„Na, wenn dem so ist, dann langt's bei mir auch zur Teilnahme am Konzert; ich habe nämlich einen nicht üblen Baß," brummte ein behäbiger Waldkauzerich, und gab auch gleich eine Stimmprobe ab.

Auch er wurde ins Orchester aufgenommen. Ehe ein Viertelstündchen verging, war das Konzert in vollem Gange, nachdem eine herrliche Ouvertüre es eingeleitet hatte, die Fixifax und Hutzliputz meisterhaft spielten. Dann wechselten ernste und heitere Lieder einander ab.

Über allen schwebte die unvergleichliche Stimme der Frau Nachtigall, die auch einen Solovortrag spendete, der allen Zuhörern, und deren waren nicht wenige, die Tränen in die Augen trieb. Sämtliche Waldbewohner kamen allmählich herbei und erklärten, so etwas Wunderschönes noch nie gehört zu haben. Das meinte auch der Vollmond, der mit dem ganzen, vollen Angesicht strahlend über der Lichtung am Himmel stand. Fast alle Waldzwerge waren herbeigekommen, auch die Elfen vom Erlengrund schwebten in ihren schimmernden Schleiergewändern näher.

Es wurde recht spät, ehe das Konzert zu Ende ging, weil immer wieder Zugaben erbeten und gewährt wurden; als man aber dann nach allen Waldrichtungen hin auseinanderging, rieb sich der Fixifax die Hände und meinte stolz: „Der Daus, Hutzliputz, das war Musik, die sich hören lassen konnte!" und sein Freund nickte eifrig Bestätigung.

„Der Meinung bin ich nämlich auch," brummte der Waldkauzerich hinter ihnen her. „Man weiß aber doch nicht, ob das Konzert ohne meine Mitwirkung so geklappt hätte. Ohne Baß geht's nämlich nicht."

Dann wurde es still und stiller im Wald, nur die Mondstrahlen rieselten silbern und traumleise an den Stämmen hernieder.

Herausgeber und verantwortlicher Hauptschriftleiter: Dr. Alfons Heilmann, München, Lachnerstraße 10, Tel. 61 406.
Druck und Verlag von Josef Kösel & Friedrich Pustet, München, Kaiser Ludwigsplatz 6.
Manuskripte und Besprechungsexemplare an: Schriftleitung „Deutscher Hausschatz" München, Lachnerstr. 10.
Nachdruck aller Beiträge verboten. — Alle Rechte vorbehalten.

Kunstbeilage zu „Deutscher Hausschatz / Sonntag ist's“

Druck von Josef Kösel & Friedrich Pustet, Kempten

Die blaue Grotte von Capri

Frans Snyders — Vogelkonzert

Der Pfarrer vom blühenden Weinberg

Roman von Felix Timmermans

Fortsetzung

Leontine schreibt einen Brief in der Nacht. Sie ist im weißen Schlafrock und mit nackten Füßen. Sie zittert vor Angst. Das Haus ist geschlossen und alles schläft.

Auf der Treppe knarrt ab und zu eine alte Erinnerung.

Der Ostwind rauscht in den Bäumen; ein scharfer, trokkener Wind, der am Haus entlang schleift und brummend an den Zweigen zerrt.

Leontine freut sich, daß es weht; bei Wind schläft man fester; sie werden nicht aufwachen. Sie hat die Vorhänge zugezogen und jede Ritze sorgfältig mit Stecknadeln abgedichtet. Hinter die Kerze, bei der sie schreibt, hat sie ein großes, aufgeschlagenes Buch gestellt.

Ab und zu lauscht sie. Ihr ist, als ob draußen im Gang die Dielen piepen und eine Hand nach der Türklinke tastet.

Dann hält sie sich bereit, die Kerze auszublasen, das Papier zu zerknüllen und ins Bett zu springen.

Aber es ist nur der Wind. Sie fühlt ihr Herz klopfen, und sie sieht das Blut schlagen in der blauen Ader ihres Pulses.

Manchmal belauscht sie ängstlich die Stille in ihrem Zimmer, und sie wagt nicht, links von sich zu sehen, denn dort hängt über dem Waschtisch der fürchterliche Christuskopf. Sie hat immer eine feierliche Angst vor ihm gehabt von ihrer Kindheit an.

Es ist ein farbiger Steindruck in goldenem Rahmen, darstellend das Schweißtuch der Veronika mit dem Kopfe Christi. Das dornengekrönte Antlitz blickt geradeaus, mit zartblauen Augen, die voller Sehnsucht und vorwurfsvoll überallhin begleiten. Es ist wie ein Gewissen, das dort hängt.

Leontine hat nie gewagt, davor zu beten oder es lange zu betrachten. Ihr ist, als ob dieser Jesus nicht zu ihrem Glauben gehöre. Und sie fühlt beim Schreiben, wie die liebevollen, sanften Augen sie traurig und vorwurfsvoll ansehen und lesen, was sie schreibt. Es beängstigt sie so sehr, daß sie ihre Empfindungen nicht völlig auszudrücken wagt. Die Christusaugen werfen ihr vor, daß sie einen Ungläubigen liebt; diese Christusaugen sehen auf die Sünde, die aus ihren Fingern fließt. Sie weiß, daß sie bei seinem Anblick vor Angst die Feder wird fallen lassen, und deshalb hält sie den Kopf abgewendet, obwohl sie sich mächtig hingezogen fühlt. Aber Jesus dort am Kreuz gerade vor ihr blickt voller Güte und Mitleid auf sie herab und gibt ihr den Mut und die Kraft, weiterzuschreiben.

„Mein guter Michael!

Ich kann es nicht mehr aushalten! Ich muß Dir schreiben, und ich muß etwas von Dir erfahren, denn mein Herz erstickt in Angst und lang ertragenem Leid.

Als Du hier warst, Michael, da war alles so schön, und über alles habe ich mich gefreut; aber seitdem Du fort bist, hat mich der Kummer nicht mehr verlassen.

Michael, ich fühle mich so unglücklich, und ich hab' Dich doch so lieb! Ach, könntest Du nur gläubig werden! Jede Stunde erwarte ich die Nachricht, daß Du es geworden bist. Ich habe doch schon so viel dafür gebetet!

Gestern früh war es mir wie eine Eingebung, daß Du es geworden wärest; aber es wird nur Schein gewesen sein, denn es ist kein Brief von Dir gekommen. Ich glaube, daß ich bei einer solchen Nachricht sterben könnte vor Glück.

Und gläubig zu sein, Michael, ist doch so einfach; mit ein wenig gutem Willen muß es gehen! Ich fange an, zu glauben, daß Du es nicht werden willst, daß Du mich nicht genügend lieb hast! Warum wolltest Du sonst so eigensinnig bleiben? Und ich habe doch Deine Liebe so nötig!

Jeden Tag gehe ich zur Kapelle der Fünf Wunden, um dort zu beten, bringe Blumen hin und opfere Kerzen, alles für Deinen Glauben und Deine Liebe.

Oheim, dem man gegenwärtig den Verdruß vom Gesicht ablesen kann, sagt manchmal, wenn er mich fortgehen sieht: ‚Bete, daß du ihn vergessen mögest, liebes Kind! Es ist der einzige Weg zu deinem Glück.‘ Denn er sieht wohl an meinen Augen, wenn ich es auch noch so sehr zu verbergen suche, daß das Denken an Dich mich verzehrt. Und ich verspreche es ihm dann aus Mitleid.

Aber ich wage nicht, seinen Ratschlägen zu folgen, vor Angst, daß mein Gebet erhört werden könnte, denn ich will Dich nicht vergessen, Michael. Lieber sterbe ich eines langsamen Todes, indem ich an Dich denke, als daß ich ohne Dich glücklich leben sollte.

Ohne Dich ist die ganze Welt ein Gefängnis! Ach, behalte mich lieb! Ich bitte Dich, behalte mich immer lieb! Wenn ich nur weiß, daß Dein Herz sich zu mir wendet, dann will ich gerne um Deinetwillen Kummer haben.

O Michael, schreibe mir, bitte, bitte, schreibe mir! Ich lechze so nach ein paar Worten von Dir! Schreibe mir einen langen Brief; denn wenn nichts kommt, dann werde ich noch wahnsinnig. Ich spüre eine so dunkle Angst in meiner Brust!

Es tut mir leid, daß ich Dich jemals kennengelernt habe, aber jetzt will und kann ich nie mehr von Dir lassen. Ohne Dich werde ich untergehen wie ein Boot auf dem Meer.

Schreibe mir, schreibe mir und versuche zu glauben!

Und wenn auch Dein Glaube noch auf sich warten läßt — denn daß er kommen wird, das weiß ich ganz gewiß —, laß uns doch einander lieb behalten, dann wird auch eines Tages alles schön und gut werden.

Lies den Brief nochmals, Michael, und dann abermals und laut, und begreife doch meine große Not! Schreibe mir, Michael, um Gottes willen, schreibe mir! Die Stunden sind so lang. Ich bete für Dich. Schlafe gut und sei herzlich gegrüßt von

Deiner Leontine.“

Sie fügt noch die Adresse von Barbara Sand hinzu und wiederholt ihm dreimal, ihr ja unter dieser Adresse und nicht unter der des Oheims zu antworten; denn sonst könnte ein Unglück geschehen.

Sie liest den Brief noch einmal flüchtig durch, möchte noch vieles hinzufügen, aber immer größer wird ihre Angst, daß der Pfarrer ganz plötzlich hereinkommen könnte, und auch vor den Christusaugen ängstigt sie sich wie vor zwei Stahlspitzen, die drohend näherkommen. Sie stopft den Brief unter ihr Kopfkissen, bläst die Kerze aus und geht schnell ins Bett, wo sie mäuschenstill liegen bleibt, den Rücken den Christusaugen zugekehrt. Sie versucht schnell einzuschlafen; sie fühlt, wie der Schweiß ihr über das Gesicht läuft.

Ihr Herz klopft; die Nacht ist dunkel und dauert lange.

Der Wind wird stärker und wirft ab und zu ein langgezogenes Summen in den breiten Schornstein.

*

Der Pfarrer liest in seinem Brevier auf der weißen Bank in der schattigen Weinlaube; er gibt sich Mühe, weiterzulesen, aber immer wieder blicken seine blauen Augen traurig auf zum schönen, bunten Garten, der dort in der Sonne blinkt, und wo ein sanfter Wind die Farben leicht bewegt. Leontine macht ihm Kummer, er kann sich nicht davon losmachen. Seit drei Tagen ist sie so traurig; stets ist sie mit ihren Gedanken wo anders und ißt kaum genug für einen kleinen Spatzenmagen. Sie behauptet, Kopfschmerzen zu haben; aber als der Pfarrer einen Arzt holen will, versucht sie zu lachen, sagt, daß es nicht so schlimm ist, und möchte jede Aufmerksamkeit von sich ablenken. „Was soll man mit ihr anfangen?“ denkt der Pfarrer. „Sie spricht nicht über Michael, und doch sieht man recht gut, daß sie krank davon wird . . . Soll ich selber noch einmal zu Michael gehen? . . . Oder soll ich sie nach Hause zurückkehren lassen? . . . Aber dann kommen sie wieder zusammen! . . . Gott! Gott! Was soll ich tun? . . . Was soll ich tun?“

Er glaubt endlich, daß es am besten ist, wenn er noch einmal selber zu Michael geht.

„In dem Jungen steckt etwas drin,“ denkt er, „und er braucht eigentlich nicht viel; ein Funken genügt, um in ihm den Glauben zu entzünden.“

Aber wenn es nicht glückt? Was dann? Es warten Tausende auf diesen Funken.

Ja, dann mit aller Gewalt diese Liebe töten! Aber wie? . . .

Seine Gedanken sind wie trunken, sie wanken hin und her, suchen Halt aneinander, um dann alle zugleich zusammenzubrechen, und jedesmal richtet er sie wieder auf, um sie wieder fallen lassen zu müssen.

Er denkt an große Prediger und Missionare, deren glühendes Wort die Sünder und Zweifler eingeschüchtert und überzeugt hat. Kann er es nicht bei Leontine erreichen, daß sie voller Schreck jede Liebe zu Michael fallen läßt und nicht mehr daran denken mag? Ihr gegenüber ist er ohnmächtig. Liegt das nun an einer eigentümlichen Schlaffheit bei ihm oder daran, daß Leontine so unschuldig ist und zart, daß er sich unwillkürlich vor ihr fürchtet?

Er weiß es nicht, er findet sich nicht mehr damit zurecht. Er fühlt seinen Willen und sein Gemüt wie ein verwickeltes Knäuel Zwirn.

Und er seufzt zum Himmel und sieht bittersüß auf die schönen Blumen, für die er stets voll Lob und kindlicher Begeisterung ist. Die Blumen, die er stets „die Perlen der irdischen Muschel“ nennt, sie vermögen nicht mehr ihn zu locken, ihn zu überzeugen. Und sie geben sich doch solche Mühe!

Der Garten prangt im vollen Glanz seines reichen Frühlingsgewandes. Die schönsten Blumen sind im Tal gewachsen. Aber es sieht so aus, als ob sie alle auf einer Stelle zusammen sein möchten wie zu einem Fest. Sie schreiten die Hügel hinab — die bescheidensten unterwegs lassend, die dann aus der Ferne zugucken —, und die stolzesten und edelsten fließen zusammen in den grünen Schoß des Pfarrhausgartens.

Auf Sträuchern, auf Beeten und Bäumen und als Einfassung neben den Wegen, überall prunken sie mit ihren juwelenen Formen und klingenden Farben. Wie Edelsteine stehen sie im Gras und auf den Zweigen; sie hängen wie Teppiche an der weißen Mauer, wie dort diese warmpurpurnen Glyzinen und die safrangelben Kletterrosen, und Kerzen gleich stehen sie auf den Kastanienbäumen.

Goldregen glänzt am Teich und Vergißmeinnicht und weißrosige Blüten und hier und dort — die Augen können nicht nachkommen — Gewürznelken, Veilchen, Magnolien, Rosen, wie trunken von rotem Burgunder, goldene Butterblumen, Jelänger-jelieber, Pelargonien, Dahlien und Goldlack — wie könnte man sie alle nennen?

Wie konnte des Pfarrers Phantasie sich sonst mit den Blumen beschäftigen und jeder eine heilige Bedeutung geben! Er versucht es nun ab und zu, aber der Kummer läßt sich nicht verdrängen. Dann greift er wieder zu seinem Brevier, um dort Trost und Erholung zu suchen; denn alles andere geht doch nicht, aber auch das Beten fällt ihm schwer.

Und siehe, da kommt Leontine schnell durch den Garten geschritten und tritt ein in den rundgewölbten Weinlaubengang. Sie trägt ein weißes Mullkleid und hat den breiten Hut am Arm. Der Wind spielt mit ihren goldenen Haaren.

Und so sieht er sie eine Weile im weichgedämpften Blau des Schattens, während der Garten hinter ihr mit seinem Grün und Blumen daliegt im hellen, strahlenden Licht, ein einziger großer Glanz.

„Ein süßes Bild", murmelt er und denkt an das Frühlingsgemälde von Botticelli.

„Möge Gott diese zarte Blume schonen!" fügt er hinzu. Und er wundert sich, sie aufgeweckter zu sehen als gestern, wo sie noch Kopfschmerzen hatte und kein Essen anrührte. Ihre Wangen sind leicht gerötet, und ein Licht spielt in ihren Augen.

Er freut sich, sieht sie an und denkt: „Was ist geschehen?"

„Guten Tag, Oheim, schönes Wetter, nicht wahr?" sagt sie artig; eilends will sie weitergehen.

„Wohin so schnell, Kind?"

„Mich umziehen, Oheim, auf mein Zimmer." Sie will weiter.

„So hastig? Komm, setz dich mal zu mir! Kopfschmerzen besser? Es sieht doch so aus. Wo kommst du her?"

„Von den Fünf Wunden, Oheim! Ich komme gleich wieder!" Sie dreht sich schon um, aber der Pfarrer nimmt ihre Hand; er freut sich doch so sehr, daß er sie einmal aufgeräumt sieht, und zieht sie neben sich auf die Bank. „Die Novene ist doch schon beendet, oder hast du eine neue angefangen?"

Sie wird etwas verlegen und sagt verwirrt, wie jemand, den man ertappt hat: „Ich bin nur so hingegangen, nur so . . . Es ist so angenehm dort zum Beten, Oheim, so still! . . . Kann ich mich nun erst umziehen?"

„Du hast es so eilig, Kind. Darf der Oheim dich nicht auch mal fröhlich sehen? Mir wird selber ganz froh zumute dabei!"

Sie senkt den Kopf, verlegen lächelnd; und indem sie sich etwas vorbeugt, bemerkt der Pfarrer plötzlich etwas. Er runzelt die Stirn, glättet sie aber gleich wieder, als Leontine aufblickt.

Die weiße Spitze eines Briefes guckt ihr aus der Bluse.

Der Pfarrer blickt sie plötzlich anders an, so scheint es ihr, weniger neugierig, einigermaßen enttäuscht und schweigend, mit wehmütigem und vorwurfsvollem Blick.

Sollte er etwas vermuten? Ach, warum hat sie den Brief nicht im Strumpf versteckt, wie sie zuerst vorhatte!

Sie fühlt sich wie in einer Klemme, errötet, lacht gezwungen und macht nervös einen Versuch, das Papier tieferrutschen zu lassen. Sie ist in großer Aufregung; sie erzählt wie ohne Sinn, schnell, wie eine ablaufende Uhr, während sie die Augen vom Oheim wegwendet:

„Oh! es ist dort so still, Oheim, und man hat eine so schöne Aussicht; es ist, als ob man die ganze Welt sehen könnte. Ich habe auch am Teich gesessen, unten am Hügel, wo das Kreuz steht! Dort!" Sie zeigt auf die Hügel, damit der Pfarrer hinblicken soll und sie den Brief tieferstecken kann; aber der Pfarrer blickt sich nicht um, und ganz verzweifelt erzählt sie weiter: „Der ganze Teich ist von weißen Blumen bedeckt, wohl tausend, wohl zehntausend. Ich habe dort auch etwas gesessen; es war so ruhig; ein Vogel setzte sich gerade auf einen Zweig . . ." Ängstlich sieht sie ihn an.

Oheim sagt nichts und blickt sie fortwährend scharf an mit seinen blauen Augen; etwas vom Christuskopf über dem Waschtisch liegt in diesen Augen. Ihr ist gerade so, als blicke ihr Gewissen auf sie durch die Augen des Pfarrers. Sein Blick durchdringt sie ganz und gar, sie fühlt, daß er es sieht und daß er um das süße Geheimnis weiß, das sie glücklich macht. Sie wird immer verwirrter, erzählt weiter, alles durcheinander. Sie möchte aufschreien, sie kann diese Augen nicht länger auf sich gerichtet fühlen. Sie hält es nicht mehr aus. Sie wendet den Kopf zur Seite und möchte in den Boden versinken; plötzlich schweigt sie, gelähmt vor Schreck: sie sieht, wie er die Hand hebt, wie sie näherkommt, immer näher zu der Stelle, wo sie ihr süßes Geheimnis verborgen hält. Eine böse Hand kommt sie würgen.

Sie kneift die Augen zu, stößt einen Schrei aus . . . und fühlt, wie der Brief aus ihrer Bluse gezogen wird. Entsetzt schlägt sie die Fäuste vor die Augen und läuft weinend davon.

Und der Pfarrer liest den Brief, den Michael ihr geschrieben hat.

„Mein armes, gutes Herz!

Beste Leontine, meine Ahnung hat mich nicht betrogen. Dein Brief, auf den ich gewartet habe, ist gekommen! Doch wie habe ich gewartet! Ruhelos wie ein hungeriges Tier, das irrend umherschweift, bitter und wütend wird. Erbittert dem Leben, trotzig mir selbst gegenüber. Die meisten Tage habe ich meinen Laden geschlossen; ich konnte es nicht darin aushalten, ich verschmachtete wie in einer Schachtel und zog unruhig, gehetzt durch die Felder, in die Einsamkeit, verzehrt vom Hunger nach Dir. Manchmal wollte ich mich in fromme Bücher versenken; ich konnte es nicht, Dein Stillschweigen hämmerte durch meine Gedanken wie Kopfschmerzen. Sollte sie mich vergessen haben, ging es mir immer wieder durch den Kopf, sollten diese hellen Taubenaugen gelogen haben? Wem soll man dann auf der Welt noch trauen dürfen, wenn Leontine, die Lauterkeit selbst, nur Schein und eitel Wortwerk ist?

Es war eine unausstehliche Qual. Hätte ich nur schreiben können, ohne daß mein Brief in Deines Oheims Hände kam, dann wäre dies ganze wilde Jagen nicht gewesen.

Ich konnte es nicht mehr aushalten. Zwei Tage, bevor Dein Brief kam, war ich viele Stunden lang so weit feldeinwärts gegangen, daß ich ganz in der Ferne die ersten Hügel sehen konnte.

Ich bin aber wieder umgekehrt, eigensinnig, verdrießlich, indem ich dachte: ‚Wenn Leontine nach mir verlangt, kann sie mir schreiben, und zu jemandem, der kein Verlangen nach mir hat, gehe ich nicht.' Daß Du nicht krank warst, hatte ich auf Umwegen erfahren vom Bäcker, der neben Deines Vaters Hause wohnt. Ich bin wieder umgekehrt, und die Nacht war die traurigste, die ich jemals erlebt habe. Die Sehnsucht nach Dir durchwühlte mich, und ich machte mir Vorwürfe, daß ich doch nicht hingegangen war. Ich fühlte mich feige, klein, alltäglich und ohne Daseinsberechtigung. Ich hatte gesündigt gegen Dich. Oh, alles wurde so nichtig, so hohl, und dann fing ich an, mich von Dir verlassen zu fühlen.

Aber mit Deinem Brief ist das Licht gekommen.

Ich fühle mich jetzt wie ein geschliffener Edelstein, in dem die Sonne funkelt. Ich fühle mich glücklich wie ein blauer Frühlingsmorgen! Und jetzt erst bin ich mir bewußt, wie arm ich ohne Dich wäre, denn wenn Du nicht geschrieben hättest, dann wäre ich trotzdem gekommen. Ich will Dich haben, und kein Hindernis ist stark genug, um mich von Dir getrennt zu halten!

Viel hab' ich gelitten, nicht nur durch Dein Schweigen, sondern auch durch das Schweigen des Glaubens, den Du so gern in mir aufleuchten sähest!

Doch damit steht es leider immer noch auf dem alten Punkt. Es geht nicht. Ich höre die Saat nicht wachsen. Und während Dein Brief mich mit Licht überschüttet, leide ich unter diesem Glauben, den ich haben möchte und der nicht kommt. Ach ja, es wäre so leicht, zu Dir zu kommen und zu sagen: ‚Ich glaube.' Aber dann würde ich Dich betrügen, und das will ich nicht.

Dir scheint Dein Glaube einfach, weil Du ihn lieb hast, weil Deine ganzen geistigen Fähigkeiten von jung auf danach gebildet sind, und weil Du das Leben siehst durch Deinen Glauben wie durch ein Glas. Doch ich habe noch nie seine Notwendigkeit empfunden, ich habe noch kein Bedürfnis danach gespürt, ebensowenig wie ich ein Bedürfnis spüre, Apotheker oder Matrose zu werden. Ich glaube schon, daß, indem man über eine Sache spricht und auf ihre guten Eigenschaften hinweist, Interesse und Teilnahme dafür erweckt werden können, woraus später Liebe und manchmal sogar eine Notwendigkeit werden kann.

Nach allem jedoch, was ich bis jetzt von Deinem Glauben weiß, fühle ich mich nicht zu ihm hingezogen. Er läßt mich völlig kalt, obwohl ich offen gestehe, daß ein Schimmer davon über meinem Geiste hängen bleibt; aber die Flamme, die von einem heraus leuchten soll, fehlt.

Es ist, als ob mein Herz den gleichen Takt nicht finden könnte und es nicht begreift. Für die reine Vernunft ist Dein Glaube, soweit ich es beurteilen kann, durchaus unvernünftig. Das soll nicht heißen, daß das scheinbar Unvernünftige nicht doch die Wahrheit sein könnte, denn was wissen wir vom Weltall oder von dem Leben dieser Pelargonie vor meinem Fenster? Aber mein Herz bleibt kalt dabei.

Es ist, als ob man sagen wollte: ‚Liebe diese Frau, sie ist schön und lieb und hat eine edle Seele!' Und man kann sich überzeugen, daß diese Frau wirklich diese Eigenschaften besitzt, aber darum nimmt man sie noch nicht zur Frau. Es fehlt etwas, entweder mir oder der Frau, um sie wirklich zu lieben.

In mir wächst immer stärker die klare Überzeugung, daß, wie Dein Oheim sagt, der Glaube ‚eine Gnade' sei, ein Geschenk, eine Gabe. Und das kann ich Dir versichern: mit meinem ganzen Wesen verlange ich nach dieser Gnade, nicht nur um Dich zu besitzen, sondern zugleich, um dieses dunkle Ragen, dieses graue Etwas aus meinem Geist zu verbannen, denn ich komme innerlich nicht zur Ruhe. Mir fehlt geistig etwas. Wie eine offene Blume bin ich bereit, den labenden Tau zu empfangen. So wie der Mann jene Frau sucht, die sein ganzes Leben um- und durchleuchten soll, aber sie nicht finden kann, so verlangt mein Wesen nach dem Glauben, der meinen Geist erleuchten soll. Ich habe ihn durchaus nötig. Es muß ein Gott in meinem Leben stehen.

Und doch kommt es vor, daß ich mich fürchte, diese Gnade in ihrer ganzen Fülle zu empfangen. Du wirst es vielleicht unsinnig finden; ich will es aber trotzdem sagen: ich fürchte, daß ich zu fromm werden würde. Für Dinge, die mir am Herzen lagen, bin ich stets ein Schwärmer gewesen. Ich fürchte, daß ich mich erheben würde über alles, was mich von diesem Glauben ablenken könnte, und daß ich Dich dadurch verlieren müßte.

Denn wenn ich Gott so lieb gewinne, wie ich Dich lieb habe, dann werde ich auf Dich verzichten müssen, denn ich fühle es ganz deutlich: Gott verlangt uns ganz für sich!

Ich muß gestehen, daß dies ein Gefühl ist, das sich irgendwo in einer verborgenen Ecke meiner Seele rührt; oder kommen mir die Forderungen, die die Religion an uns stellt, zu schwer vor? Ich weiß es nicht, aber ich fürchte mich doch ein wenig davor.

Indes, so weit sind wir noch nicht; es ist nur dies: mein Herz sehnt sich nach etwas, das es noch nicht gefunden hat, und so steht es manchmal still und lauscht der sanften Stimme Deines Glaubens.

Und, Geliebte, immer wieder frage ich mich selbst, was mich nun eigentlich zurückhält? Sind es die sinnlichen Begriffe, die mich hindern: das Paradies, die Himmelfahrt, die Hölle usw., oder sind es allerlei Kleinigkeiten, über die ich stolpere? Bleibe ich zu sehr am Buchstaben hängen, aus dem ich nicht genügend den Geist zu ziehen vermag?

Ich weiß es nicht, meine zarte, gute Leontine, ich weiß es nicht. Du, die Du so rein und kindlich, so ohne Überlegung Deinen Glauben hinnimmst, Du wirst mich vielleicht nicht verstehen, ebensowenig wie ein Ungläubiger Deine Hingabe und Demut verstehen kann.

Oh! es ist wirklich schlimm! Stelle Dir vor: nichts auf der ganzen Welt liebe ich so sehr wie Dich; Dich zu besitzen ist mein Glück; aber um Dich zu besitzen, muß ich glauben und — kann es nicht!

Und welche Mühe gebe ich mir! Ich verliere die Hoffnung nicht und halte mich an die Lektüre der großen Denker Deiner Religion: Augustinus, Thomas von Kempen und Ruysbroeck. Möchte es doch schnell kommen — denn das weiß ich, nie wirst du mich nehmen ohne den Glauben —, damit sich mein schönster Wunsch erfüllen möge: im Frühlingshauch der Liebe in Deiner sanften Gegenwart leben zu dürfen und den frommen Duft Deiner stillen, zarten Seele einzuatmen. Du erscheinst mir so gnadenvoll, als stünde ich vor dem lebenden Bild eines Gemäldes von Fra Angelico. Es ist, als wärest Du nur Geist, ohne Körper!

Ich liebe Dich so rein innerlich. Ich glaube, daß ich, blind geworden, nichts von Deiner Schönheit verlieren würde. Ich kann mir unser Leben so klar und bildhaft vorstellen, mit Blumen am weißen Giebel und Sonne auf dem roten Fußboden, und Du so mitten drin, eine kleine, bescheidene Königin!

Aber dann tauchen wieder die quälenden Gedanken auf, dann verwischt sich dieses glückliche Bild wie Wasserfarben im Regen, und alles wird wieder dunkel. Mein gutes Herz, wir wollen trotzdem die Hoffnung nicht aufgeben. Ich arbeite an meiner Seele Stunde für Stunde, und obwohl ich noch nichts merke, pflege ich doch den Samen mit Sorgfalt. Und wenn Du denkst, Leontine, daß Deine Gebete mich zu Deinem Gott führen können, dann bete viel und inbrünstig. Sonst kann mir niemand helfen, ich muß die Perlen selber heraufholen.

Dein Brief hat mir eine klare Einsicht gegeben, und alles scheint mir jetzt leichter erreichbar. Eine schöne Stimme hat gerufen!

Fürchte nicht, daß meine Liebe vergehen wird. Auch wenn Du nichts mehr von mir wissen wolltest, dann würde mein Herz noch immer sein wie eine Rose, die fromm ihre schönsten Düfte zu Dir sendet. Ich lebe durch Dich und falle mit Dir.

Auch fürchte ich nicht, Dich zu verlieren: Du hast mich zu lieb! Laß uns trotz allem einander lieben; nur aus unserer Liebe kann Licht und Friede kommen.

Ich grüße Dich in der klaren Sternennacht!

Schreibe mir bald und viel!

Dein Michael."

(Fortsetzung folgt.)

A. Lamy: Am Maialtar

Phot. Braun & Co. Paris

Du sollst nicht begehren deines Nächsten Glück / Vom Herausgeber

Neid verrät kurzsichtige Torheit und Mangel an Welt- und Lebenskenntnis. Der Neidische mißgönnt kurzerhand, was er bei anderen Gutes und Erfreuliches wahrnimmt, ohne zu bedenken, wodurch und wozu es ihnen zuteil geworden ist. Er ist gleich dabei, das alles als unverdient zu bezeichnen, als sei es ihnen mühelos in den Schoß gefallen und als seien sie dessen nicht einmal würdig. Wüßte er, wie lange Jahre der Geschäftsmann vielleicht sich geplagt hat, um diesen Erfolg zu erringen, wie lange ein anderer studieren und probieren mußte, bis ihm diese Erfindung gelang, wieviel Zeit und Geld mancher opferte, bis er zu einer einträglichen Stellung kam, so würde er zugeben, daß diese Leute ihr jetziges Glück sauer verdienen mußten; auch der schönere Weizen auf dem Acker des Nachbarn verdankt sein Wachstum nur der reichlicheren Düngung und Pflege, das Fohlen seinen schnelleren Wuchs und die Hennen ihre früheren Eier dem besseren Futter, in dem sie stehen. Das alles übersieht der Neiderfüllte; er starrt mit seinen gierigen Augen nur auf den Enderfolg, den er jetzt selber einheimsen möchte, nachdem die andern sich darum monate- und jahrelang gemüht haben. Hätte er mit dem gleichen Eifer und mit derselben zähen Ausdauer darum gerungen, so könnte er sich wahrscheinlich heute auch zu jenen Glücklichen zählen. Die meisten Neidischen findet man unter den Trägen, Gedankenlosen und Untauglichen, die sich selbst nicht rühren und deshalb auch zu nichts kommen, aber um so mehr mit ihrem gehässigen Neid die anderen verfolgen, die sich durch Fleiß und Umsicht emporgearbeitet haben.

Und so ist es auch mit der angeblichen Unwürdigkeit der vom Glück Begünstigten. Jeder Lump, der seinen Besitz vertan und schon seinen letzten Wochenlohn vergeudet hat, maßt sich an, die Tüchtigen und Sparsamen zu verlästern, als hätten sie ihr Vermögen auf unrechte Weise erworben. Der nichtsnutzigste Tagedieb verleumdet seinen Arbeitsgenossen, der durch Eifer und Geschicklichkeit seine Stellung verbessert hat, als scheinheiligen Kriecher. Und dieser gehässige, neidische Geist geht durch alle Stände und Berufe und Lebensalter. Wo immer einer durch Klugheit, Energie und Sparsamkeit sich über die Masse der Gleichgültigen, Trägen und Verschwenderischen erhebt, wird er von einer Meute neidischer Kläffer angefallen. Das war immer so und wird so bleiben; aber mische du dich nicht in solche Gesellschaft! Du bist ein Christ und weißt, daß auch das Gute, das den Menschen widerfährt, nicht ohne Gottes Willen geschieht. Selbst wenn einem Unwürdigen ein außerordentliches Glück zuteil würde, hat der Geber aller Gaben eine weise Absicht damit, die sich unserer Kenntnis entzieht, und deshalb hast du kein Recht, über Gottes Fügung zu murren; er braucht dich nicht als Ratgeber. Gott hat auch seine guten Gründe dafür, warum er dir vorenthielt, um was du deinen Mitmenschen beneidest; und jedenfalls wärest du besonderer göttlicher Gunsterweisungen nicht würdig, solange du andern ihre Gaben mißgönnst.

Beneide deine Mitmenschen nicht um das bißchen Glück, das ihnen auf diesem leidvollen Erdenwege begegnet! Jedes Menschenleben bleibt schwer genug, auch wenn es mit irdischen Gütern und Annehmlichkeiten reich gesegnet ist. Es hängt ja gar nicht vom Vermögen und Besitz oder Rang und Stand ab, daß wir glücklich sind. Wenn du in das häusliche Leben reicher und angesehener Leute Einblicke gewinnen kannst, wirst du erfahren, daß das Glück dort meist ebensowenig zu Hause ist wie in den Häusern der Armen. Es gibt Menschen genug, die alles in Fülle haben und doch einen Taglöhner am Weg um seinen guten Appetit und heiteren Sinn beneiden. Es gibt Tausende von berühmten und angesehenen Männern und Frauen, von denen alle Welt weiß, daß sie sich unglücklich fühlen und teilweise unter den schlimmsten, häuslichen Verhältnissen leben. Du schlägst den Wert der sogenannten Glücksgüter viel zu hoch an, wenn du andere darob beneidest: alle derartigen äußeren Güter machen nur jene zufrieden, die sie weise und dankbar zu gebrauchen wissen. Hat Gott dir weniger gegeben, so kannst du durch guten Gebrauch dieses Wenigen dasselbe innere und äußere Wohlsein erreichen wie alle, die du als Glückskinder beneidest.

Die Gaben, die Gott für uns Menschen über die Erde streut, sind verschieden, aber sie haben alle denselben Glückswert für die Empfangenden. Der Hunger des menschlichen Magens und die Sehnsucht des menschlichen Herzens sind bald gestillt. Gott gibt jedem genug dazu. Aber der Neid ist jene unglückselige Leidenschaft, die so vielen von denen, die am großen Tische Gottes sitzen, den Genuß an ihrem Mahle verdirbt, weil sie über ihre eigenen Teller hinaus und in die Schüsseln der andern Gäste schauen. Anstatt mit Dank zu genießen, was er ihnen beschert hat, machen sie es wie ungezogene Kinder, die sich beim Essen beklagen, daß die andern Geschwister schönere und größere Portionen erhalten hätten. Manche Kinder beklagen sich so, obwohl sie gar keine größeren Stücke essen könnten; und so beneiden auch manche Menschen andere um Dinge, die sie nicht zu gebrauchen vermöchten.

Es wäre vielleicht ganz heilsam, wenn die Menschen einmal im Jahre probeweise alle Rollen tauschen könnten: die Armen mit den Reichen, die bisher an stillen, ruhigen Posten Stehenden mit denen in wichtigen Stellungen, die Ungenannten mit den Vielgerühmten, die Schwerarbeiter mit den Geistesarbeitern usw. Ich bin überzeugt, in kürzester Zeit würden alle wieder gerne in ihr voriges Leben zurückkehren, weil sie sich in der Lage der andern noch viel unbehaglicher vorkämen. Denn nichts vermag den Menschen glücklich zu machen, als was Gott ihm bestimmt hat.

Darum laß dein Herz nicht gelüsten nach fremdem Glück! Wenn du die Zufriedenheit noch nicht gefunden hast, so suche sie nirgends anders als in dir selbst und in den Lebensverhältnissen, in die dich der Lenker aller Menschenschicksale hineingestellt hat.

Luſtiger Wandervogel

Hinaus in die Ferne

„Der Mai iſt gekommen . . .“ / Von Alfons Heilmann

Nun heraus aus euren lichtloſen, dumpfen Stuben! Nichts gedeiht im Schatten, ohne Luft und Sonne — auch keine Menſchenblume. Wir unterſtehen den gleichen Lebens- und Wachstumsgeſetzen wie Baum und Pflanze. Wenn wir auch künſtlich trotz unvernünftiger Lebensweiſe unſer Daſein notdürftig friſten können, ſo rächt ſich ſolche Unnatürlichkeit doch unfehlbar an unſerem Wohlbefinden und vor allem in unſerem geiſtigen Leben. Nur auf dem naturfernen Boden ſonnenarmer Großſtädte mit ihrer ſchlechten Luft konnten die Sumpfpflanzen der Grübelei und Zweifelſucht und des inneren Unfriedens erwachſen. Der Menſch iſt nicht dafür geſchaffen, ſich in enge Steinkäſten einſperren zu laſſen, ſondern iſt ein Naturweſen, das zum Aufbau und zur Erhaltung ſeines Körpers beſtändig der nährenden und heilenden Kräfte der Sonne bedarf.

Da nun aber die heutige verfehlte Kulturentwicklung die meiſten von uns zu ungeſundem Leben in engen, düſteren Räumen zwingt, müſſen wir jede Gelegenheit benützen, der Natur nahezukommen.

Ein fröhliches Duett

Und es iſt ja eine der wunderbarſten Einrichtungen im Haushalt der Schöpfung, daß nach den langen Wintermonaten und dem vielen Herumſitzen in dumpfen Stuben die Natur eine geradezu ungeheure Pracht aufbietet, um uns hinauszulocken in Licht und Luft, in Wieſengrün und Waldeszauber, zu Blumen und Vogelſang. Und wer ſich noch ein wenig geſunde Natürlichkeit bewahrt hat, den treibt zur Maienzeit von ſelbſt unſtillbare Sehnſucht hinaus, die Wunder der Gotteswelt zu ſchauen.

Feineren Menſchen wird die Freude an der Natur heute allerdings getrübt durch die ſinnloſen Übertreibungen und Unbändigkeiten Halbverwilderter, welche die Natur nur als Tummelplatz für ihre Ungezogenheit und Ausgelaſſenheit betrachten, ihren wüſten Großſtadtlärm in die heilige Stille hinaustragen und mit ihrem ſeelenloſen Treiben jeden Tag des Herrn entweihen. Aber die Natur bleibt doch ein Jungbrunnen der Kraft und Geſundheit, eine Stätte köſtlicher Raſt und auch beſinnlicher Einkehr. Darum gibt es für eine Familie nichts Schöneres und

Das Familien-Picknick im Walde

Labenderes als einen sonntäglichen Ausflug ins Grüne. Früh beim Morgengrauen aus den Federn, um auch einmal einen Sonnenaufgang zu schauen! Wie tut es wohl, durch duftende Wiesen zu schreiten, die Lungen mit reiner Luft zu füllen und sich dann von dem sonntäglichen Glockenklang eines Dorfkirchleins zum ländlichen Gottesdienste laden zu lassen! Herrlich schmeckt nach solcher Wanderung und Andacht ein Vesperbrot. Und dann wieder weiter durch Feld und Wald bis zur Mittagsrast in lieblicher Lichtung. Nun teilt die Mutter den Hungrigen aus, was sie für das Picknick im Walde heimlich in den väterlichen Rucksack verpackt hat. Kein noch so reiches Mahl an festlicher Tafel mundet wie dieser Imbiß im Grünen.

Bei Sang und Klang erwacht nun erst recht der Geist des Frohsinns und der Gemütlichkeit. Alles Schwere und Werktägliche ist in der Stimmung seligen Wohlseins von den Wanderfrohen abgefallen; sie fühlen eine paradiesische Luft, und die Wald- und Wiesenblumen in ihrem Haar sind die festlichen Symbole ihres Glückes.

Was ist es dann für ein frohes Heimwandern nach solch köstlichem Tag! Unbeschwert von Arbeit und Sorge haben Vater, Mutter und Kinder sich in ungestörter Herzlichkeit geben können, und das ist wahrlich nicht der geringste Gewinn. Denn der heutige Werktagsbetrieb läßt fast kein trauliches Zusammensein mehr aufkommen, und Tausende von Familien besitzen ja nicht einmal ein menschenwürdiges Heim, worin sie sich erfreuen könnten. Ihnen muß Gott selbst einen Tag lang seinen schönen Garten öffnen. Und von dem Sonnenschein, der würzigen Luft und den schönen Bildern der sprossenden und blühenden Natur, die sie von da mit sich nach Hause tragen, zehren sie dann daheim noch tage- und wochenlang.

Auf dem Heimmarsch

„Wenn 's Mailüfterl weht..."

Todgeweiht

Erlebnis aus meiner Fahrenszeit / Von W. Gr. Schmidt

Ende der neunziger Jahre — ich fuhr damals als Leichtmatrose auf dem Londoner Vollschiff „Celestial-Empire" — lagen wir mit unserm Segler in Rangoon, um dort eine volle Ladung Reis für einen englischen Kanalhafen binnenzunehmen.

Eines Nachmittags machte ich mich landfein; denn ich brannte förmlich darauf, die Stadt und ihre Umgebung kennenzulernen. Vor einem der Basare, in denen alle Herrlichkeiten der Welt aufgestapelt zu sein schienen, traf ich mit Jim Cavanagh zusammen, den wir an Bord seiner roten Haare wegen allgemein „Ginger" nannten. Er war Ire von Geburt, hatte als Vollmatrose gemustert und gehörte, gleich mir, zur Steuerbordwache.

Ohne weitere Umstände schloß er sich mir an, obwohl ich ihn, aufrichtig gestanden, lieber dort gesehen hätte, wo der Pfeffer wächst. An Bord war er berüchtigt wegen seines Jähzorns, seiner Raufluft und Händelsucht. Allerlei dunkle Gerüchte über seine bewegte Vergangenheit waren unter der Mannschaft im Schwange. Ein paarmal hatten wir ihn überrascht, wie er in unserer Abwesenheit die Seekisten revidierte und sich Tabak oder Genußmittel aneignete; aber keiner fand den Mut, dem brutalen, bärenstarken Iren eine gehörige Lektion zu erteilen.

Wenn es irgend ging, machte ich einen großen Bogen um ihn; aber als er mir damals seine Gesellschaft aufdrängte, wagte ich nicht, ihn durch eine Zurückweisung zu reizen.

Ziemlich wortkarg schritten wir nebeneinander hin; — zuerst am Hafen entlang, dann durch die winkligen Gassen der „schwarzen Stadt", wie das Eingeborenen-Viertel genannt wird. Schließlich gelangten wir ins Freie.

Wir folgten, an angebauten Feldern vorüber, dem Laufe des Irawadi. Zuletzt fanden wir uns in einem parkartigen Garten von großer, landschaftlicher Schönheit. Die Luft schien geschwängert von den Düften tropischer Gewürze; blutrote, seltsam geformte Blüten schimmerten aus sattgrünem Blattgewirr, und auf den Sandbänken, die aus den Fluten des Irawadi auftauchten, sonnten sich riesige Gaviale. Mit ihren aufgesperrten, scheußlichen Rachen erinnerten sie mich an den sagenhaften Lindwurm. Todesstille herrschte ringsum; es war, als ob die Welt mit ihrem Hasten und ihrem Lärm in das Nichts versunken war. Ohne es zu wissen, hatten wir uns in den Tempelgarten der „Shone-Dagon-Pagode" verirrt.

Am Ende einer kilometerlangen Bananenallee erblickten wir die bizarren Formen einer Pagode, deren goldplattiertes Dach in der Sonne gleißte.

Staunen und Bewunderung erfüllten mich, als wir vor diesem Zeugen tausendjähriger Kultur standen.

Cavanagh schien ungerührt. Er stopfte sich gelangweilt seine Shagpfeife und sagte: „By Jingo, denen möchte ich das Dach abdecken! — Ob die Platten aus purem Gold sind?"

Er wartete meine Antwort nicht ab, sondern drückte gegen eine der schweren, geschnitzten Türen, die in das Innere der Pagode führten.

Lautlos drehte sich das Tor in den Angeln und ein schmaler, dunkler Gang, aus dem es erkältend wie Grabesluft wehte, gähnte uns entgegen.

„Come on! Laß uns das Dings mal von innen besehen", schlug Cavanagh vor.

Ich zögerte — von der Ahnung einer drohenden Gefahr erfaßt —, aber Cavanagh ging furchtlos hinein, und da schämte ich mich der Anwandlung von Feigheit und folgte ihm.

Ewige Dämmerung schien in den Gemächern zu herrschen, die wir durchschritten, und der Moderduft vieler Jahrhunderte umwebte die grotesken Steinbildnisse, deren fratzenhaft verzerrte Gesichter wie im Zorn auf uns Eindringlinge herabblickten. Mir war in dieser Umgebung gar nicht wohl zumute. Bald glaubte ich ein verdächtiges Knistern in den schattenerfüllten Ecken zu hören, bald wieder den Laut unsichtbar schleichender Sohlen. Dann fuhr ich jedesmal erschreckt zusammen und wandte den Kopf, nach allen Seiten spähend.

Plötzlich blieb Cavanagh stehen. Vor uns lag eine kleine Nische, in der auf einem altarähnlichen Aufsatz eine goldgetriebene Figur thronte. Ich weiß nicht, um welche indische Gottheit es sich handelte; aber noch wie heute sehe ich den kostbaren, funkelnden Rubin, der wie ein glühendes Auge mitten in die Stirn eingelassen war. Ehe ich noch Zeit hatte, hindernd einzugreifen, trat Cavanagh nach einem scheuen Umblicken an die Figur heran und löste mit seinem Scheidemesser den Edelstein aus seiner Fassung.

Einen Moment stockte mein Herzschlag angesichts dieser Freveltat.

„Cavanagh — was tust du da?" vermochte ich nur zu stammeln.

„Shut up!", fuhr er mich gereizt an, „vorwärts, daß wir heil wieder herauskommen!"

Mir war es, als hörte ich ein Geräusch wie fernes Donnergrollen.

Vielleicht schloß irgendwo eine der schweren Türen.

Jetzt hatte ich wirklich Furcht. Vor innerer Erregung zitterten mir die Knie, und ich hatte Mühe, Cavanagh zu folgen. Wie verwünschte ich den Zufall, der mich mit diesem Desperado zusammengeführt hatte, meine gedankenlose Mitläuferei, die mir vielleicht zum Verderben wurde.

Unser Rückweg war fast ein Laufen. Ein paarmal stieß ich mit dem Kopf heftig an vorspringende Steinecken; aber ich achtete dessen kaum.

Mein einziger Gedanke war nur: heraus, an die Sonne, an die Freiheit! Dann hörte ich Cavanaghs wilden Fluch und wußte, daß der Raub entdeckt war und daß man uns verfolgte.

Cavanagh stemmte sich mit aller Wucht gegen die Ebenholztür, durch die wir vorhin eingetreten waren; aber sie gab um keinen Zoll breit nach.

„Zurück!" keuchte Cavanagh. „Wir müssen einen andern Ausgang finden!"

Er stieß mich rücksichtslos beiseite und lief in einen Nebengang. Ich folgte ihm auf den Fersen; aber als wir hundert Schritte vorgedrungen waren, standen wir vor einer Mauer.

Cavanagh zerbiß eine Verwünschung zwischen den Zähnen; ich, der wesentlich jünger war, suchte in ratloser Frage seine Augen. Wie wir uns umdrehten, um nach einem neuen Ausweg aus dieser Mausefalle zu suchen — sahen wir uns vier bewaffneten Tempelwächtern gegenüber.

Cavanagh drängte sich wie schutzsuchend an meine Seite, obwohl er mir an Körperkraft weit überlegen war.

„Das ist das Ende!" schoß es mir durch den Kopf.

Rettungslos waren wir den fanatischen Hindus ausgeliefert; und was das schlimmste war, niemand an Bord konnte zu unserer Hilfe kommen, weil keiner ahnen konnte, wohin wir uns gewandt hatten.

Man konnte uns verschwinden lassen, und keine Menschenseele würde daheim unser grauenhaftes Schicksal erfahren.

Angesichts der Übermacht wäre es Wahnsinn gewesen, sich zur Wehr zu setzen. Trotzdem wunderte ich mich, daß sich Cavanagh so ruhig abführen ließ. Mußte er nicht auf alles gefaßt sein, wenn der Rubin bei ihm gefunden wurde?

Man schleppte uns durch eine Reihe von Gemächern, deren bedrückende Pracht an die Märchen aus „Tausendundeine Nacht" erinnerten.

Endlich klopfte einer der Wächter mit seinem Stab dreimal gegen eine schwere Pforte. Wie von Geisterhänden geöffnet, schwangen unhörbar die Flügel auseinander. Es war ein niedriges Gemach, in das man uns führte. Der Wandschmuck zeigte vornehmlich das Elefantenmotiv; in den Ecken standen kostbare Räucherschalen, in denen gelbe Blüten schwelten, deren süßlich-betäubender Duft mir die Sinne zu umnebeln drohte.

Inmitten des Raumes saß ein greiser Priester. Schweigend ließ er seine nachtdunklen Augen auf uns ruhen, und schweratmend versuchte ich, in diesen unbeweglichen, wie aus Bronze gegossenen Zügen unser Urteil zu lesen.

Minuten — Ewigkeiten dünkten sie mich — währte das lastende Schweigen; dann begann der Priester in gebrochenem Englisch: „Wer von Euch hat die Gottheit beraubt und den Tempel entheiligt?"

Cavanagh trat einen Schritt vor und erklärte:

„Ich weiß von keinem Raub und verlange als englischer Staatsangehöriger, sofort freigelassen zu werden! — Wenn mein Kamerad hier irgendetwas gestohlen hat, bin ich doch nicht verantwortlich."

Cavanaghs Frechheit empörte mich.

„Untersucht uns doch; dann wird sich schon herausstellen, wer den Rubin geraubt hat!" rief ich voller Entrüstung.

Der Priester nickte billigend und gab den Tempeldienern ein Zeichen, unsere Kleidung zu durchsuchen.

Und in meiner Rocktasche fand sich der kostbare Stein! Hilflos irrte mein Blick in die Runde; aber als ich Cavanaghs grünlichen Augen begegnete, war es mir, als spielte ein Ausdruck hämischen Triumphes um seine aufgeworfenen Lippen.

Nun wurde mir auf einmal klar, warum er sich vor unserer Festnahme so dicht an mich herangedrängt hatte. Als er keinen Ausweg mehr sah, mit seinem Raube zu entkommen, spielte er mir den Rubin in die Tasche, um den Verdacht von sich abzuwälzen.

Die Erkenntnis, daß es bitterernst um mich stand, schnürte mir die Kehle zusammen. Wie ein heiserer Aufschrei klang mein Protest: „Bei allem was mir heilig ist — ich schwöre, daß ich nicht der Dieb bin. Mein Kamerad brach den Stein mit seinem Messer heraus und hat ihn mir heimlich in die Tasche geschmuggelt. Ich bin unschuldig — so wahr mir Gott helfe!"

Der Priester schien mich mit seinen Augen zu durchbohren; aber keine Miene verriet, ob meine Worte Eindruck gemacht hatten.

Langsam glitt sein Blick von mir zu Cavanagh — löste sich — las wieder in meinen Zügen und senkte sich dann nachdenkend auf die verschränkten Arme.

In dieser Stille glaubte ich das wilde Pochen meines Herzens zu hören. Endlich hob der Priester den Kopf, und seine Stimme war wie klingendes Erz: „Sahib, du hast den Rubin im Besitz, und doch behauptest du, nicht der Täter zu sein. So sagt auch dein Kamerad. Einer von Euch ist ein Lügner und hundertfach schwer wiegt darum sein Verbrechen. — Ich könnte Euch beide töten lassen; aber es soll der Schuldige nicht mit dem Unschuldigen leiden. — Entheiligt ist, was ein Tschandala, ein Ausgestoßener und Unreiner, wie du, Sahib, in unsern Augen bist, einmal berührt hat. — Darum magst du den Rubin behalten!"

Ich wußte kaum, wie mir geschah. Auf alles war ich gefaßt gewesen, nur auf diese Lösung nicht.

Unwillkürlich blickte ich zu Cavanagh hinüber. Wut funkelte aus seinen Augen, und die Drohung: wehe dir, wenn du dich weigerst, mir den Stein herauszugeben!

Der Priester winkte einen der Tempeldiener heran und ließ sich von ihm einen zierlich durchbrochenen Sandelholzkasten reichen.

„Sahib!" — seine Augen schienen auf dem Grunde meiner Seele lesen zu wollen — „in diesem Kasten ruht das Auge der stirnäugigen Rachegottheit — und Euer Urteil! Sahib, du kannst gehen und deinen Sahib-Freund mit dir nehmen!"

Leidenschaftslos hatte seine Stimme geklungen; aber in seinen unergründlichen Augen lohte ein düsteres Feuer.

Befangen nahm ich das seltsame Geschenk entgegen und verabschiedete mich mit einer höflichen Verbeugung.

Einer der Tempeldiener forderte uns durch eine Geste auf, ihm zu folgen.

So eigene Gedanken kamen mir, als wir durch die dämmerdunklen Gänge schritten. Die Worte des Priesters „und Euer Urteil" gewannen eine tiefere Bedeutung. Was hatte es mit dem Rubin für eine Bewandtnis? — Brachte sein Besitz Unheil? — Nun, mir wohl nicht; denn es war zehn gegen eins zu wetten, daß Cavanagh mir den Stein nicht ließ.

In der Ferne schimmerte ein Lichtstrahl — und dann standen wir plötzlich, wie geblendet, in der hellen Sonne — in der Freiheit! Ohne Abschiedswort tauchte der Hindu in das Dunkel des Tempels zurück, und hinter uns schloß sich lautlos das Tor.

Ein bedrohliches Schweigen herrschte zwischen uns, als wir am Ufer des Irawadi entlanggingen.

Allerlei verwegene Gedanken durchzuckten mein Hirn. Ergriff ich jetzt die Flucht, war der kostbare Stein mein.

„Gib den Kasten her!" knurrte Cavanagh plötzlich befehlend. Ich preßte meinen Schatz fester gegen die Brust.

„Der Priester hat ihn mir geschenkt", entgegnete ich ausweichend.

„Gib den Kasten her!"

Irgendetwas in seiner Stimme warnte mich, und da sah ich auch schon, wie seine Linke nach der Seite tastete, wo er das breite Scheidemesser trug.

„Da nimm," schrie ich erbittert, „ehe du zum Mörder wirst!" Wahrlich, der Priester hatte mir ein gefährliches Geschenk gemacht. Cavanagh riß den Kasten an sich und wollte ihn öffnen; aber er war verschlossen.

Fluchend werkte Cavanagh mit der Messerspitze am Deckel. Plötzlich gab es ein knackendes Geräusch — der Deckel sprang auf — und aus dem Kasten fuhr der Kopf einer kleinen, schwarzen Schlange.

Mit einem Schreckensschrei ließ der Ire den Kasten fallen. Aber es war zu spät: die Schlange hatte ihn in die Hand gebissen. — — Wie eine Vision sah ich noch den Rubin, rötlich funkelnd, wie er den Abhang hinunterkollerte und im Wasser verschwand. Träge blinzelten die Gaviale, die unbestechlichen Wächter des versunkenen Schatzes.

Was blieb? — Ein Bild, das ich nie mehr im Leben vergessen werde: Jim Cavanagh, den Körper in Krämpfen windend mit blau-schwarz verfärbtem Gesicht und unnatürlich erweiterten Pupillen, im Staube der fremden Erde seinen Geist verhauchend. — Das Urteil war gesprochen!

Das Geheimnis von Benin

Von Herbert Kühn

Mädchenkopf in Bronze

Eine der grausigsten Überraschungen brachte i. J. 1897 die Eroberung der Negerstadt Benin an der Westküste von Afrika. Das englische Landungskorps traf bei seinem Eindringen in die Stadt auf die Spuren eines soeben hier abgehaltenen schrecklichen Totenfestes mit massenhaften Menschenopfern. Gleich groß war dann aber auch eine andere Überraschung: Man fand hier unter primitiven ackerbauenden Negerstämmen, die sich längst völlig von der europäischen Kultur abgeschlossen hatten, eine wunderbare, seltsame Kunst, die nach Bekanntwerden die Welt in größtes Erstaunen setzte. Dieses doppelte Geheimnis von Benin schildert Herbert Kühn in seinem prächtigen Werke „Die Kunst der Primitiven" (Delphin-Verlag, München), dessen reichem Abbildungsmaterial auch unsere nebenstehenden Bilder entnommen sind, mit packender Anschaulichkeit:

Krokodil und Fisch

Seit fast hundert Jahren hatte kein Europäer Benin gesehen außer dem kühnen Sir Richard Burton. Man sprach davon, daß der Weiße, der das Antlitz des Königs von Benin sähe, sterben müsse. Man wußte aus Berichten des 16. und 17. Jahrhunderts, daß große, militärisch organisierte Staaten in Oberguinea beständen, aber man glaubte den alten Erzählungen nicht mehr; man kannte sie wohl auch kaum, man vergaß das Land, und weiße Flecke auf den Karten von Afrika deuteten an, daß hier eine terra incognita sei. Die Neger selbst hatten das Land verschlossen. Die europäische Kultur hatte auf sie wie ein zersetzendes Gift gewirkt. Sie hatten die große Gefahr erkannt, die ihre Staaten allmählich zerstörte, ihre Frauen raubte und die Männer in die Sklaverei nach Amerika entführte. Das große, mächtige Benin hatte sich am festesten abgeschlossen, und vielleicht wäre es noch lange unbekannt geblieben, wenn nicht 1897 der englische Regierungskommissar nahe an der Grenze von Benin niedergemetzelt worden wäre.

Nach dem britischen Weißbuch, Afrika 6, 1897, war der Regierungskommissar und stellvertretende Generalkonsul für das Niger-Coast-Protectorate, Mr. Phillips, mit sechs britischen Beamten, elf Dienern und 215 Trägern von Sapele aufgebrochen, um dem König von Benin einen halbamtlichen Besuch zu machen. Der König hatte zwar mehrfach gegen den Besuch protestiert, aber Mr. Phillips bestand darauf. Kurz vor dem Aufbruch traf noch einmal eine Nachricht des Königs ein, er mache jetzt die Totenzeremonien für seinen Vater und könne Mr. Phillips nicht empfangen. Ein den Engländern befreundeter Häuptling, Dore, erklärte, die Reise sei „sicherer Tod", aber Mr. Phillips gab nicht nach. Am Nachmittag des nächsten Tages schon, am 3. Januar 1897, wurde die Expedition angefallen. Die Revolver und Gewehre konnten nicht schnell genug freigemacht werden, und so wurde die ganze Expedition bis auf den letzten Mann niedergemetzelt. Nur ein Captain, Mr. Boisragen, und Mr. Locke konnten sich, schwer verwundet, in den Busch flüchten und auf abenteuerliche Weise in Sicherheit bringen. Fünf Tage und Nächte irrten sie ohne jede Nahrung umher, nur den Tau von den Gräsern schlürfend, bis sie schließlich ein befreundetes Dorf erreichten.

Bronzeplatte „Drei Eingeborene"

Am 10. Januar schon wurde die Nachricht von der Katastrophe nach London gesandt, und sofort wurden Maßnahmen getroffen, um eine große Strafexpedition auszurüsten. Man telegraphierte nach Kapstadt, Malta und Gibraltar um Absendung von Kriegsschiffen. Am 7. Februar lag an der Mündung des Beninflusses eine Flotte von neun Kriegs-

Geschnitzte Elfenbeinbüchse

schiffen und einem Hospitaldampfer. Der Einmarsch begann, und am 18. Februar, 46 Tage nach dem Massaker, wurde die Hauptstadt erobert und dem Erdboden gleichgemacht. Unmittelbar nach der Eroberung mußte das ganze Landungskorps wieder eingeschifft werden, und so ist es zu verstehen, daß kein Plan der Stadt, keine gute Aufnahme, nicht eine wissenschaftliche Untersuchung gemacht wurde. Der Anblick des gestörten Festes, der sich den Europäern bot, war auch zu grausig, als daß man es längere Zeit an dieser Stätte des Todes hätte ertragen können. Das Weißbuch (Commander Bacon) berichtet: „Die eine bleibende Erinnerung an Benin für mich ist der furchtbare Geruch. An die vielen Gekreuzigten, an die Menschenopfer und an jegliche andere Schrecken konnten sich unsere Augen bis zu einem gewissen Maße gewöhnen, aber keines weißen Mannes Nerven konnten diesem schrecklichen Geruch widerstehen. Viermal an einem Tage war ich wirklich seekrank geworden, und noch viele Male wurde ich beinahe krank. Es schien, als ob jeder Eingeborene, der es nur irgend konnte, sich ein Menschenopfer geleistet hätte, und die, die das nicht konnten, hatten wenigstens Tiere geopfert und die Reste vor ihrem Hause liegen lassen. Am nächsten Tage schien die ganze Stadt ein einziges Pesthaus zu sein.

Und dann erst die Schächte! Wer vermöchte sie zu beschreiben! Aus einem von ihnen wurde ein Jakrijunge mit Stricken herausgezogen, der da, wie er sagte, fünf Tage unter den Leichen gelegen hatte. Aber es ist ganz unglaublich, daß er so lange an dieser Stelle hätte leben können. Ein oder zwei Tage müßten, sollte man meinen, selbst einen Neger in solcher Lage töten.

Alles war voll Blut, die Bronzen, das Elfenbein; selbst die Mauern waren mit Blut bedeckt und erzählten so die Geschichte dieser schrecklichen Stadt klarer, als dies je durch Schrift geschehen könnte. Und das war durch Jahrhunderte so gegangen. Nicht die Grausamkeit eines einzelnen Königs, nicht eine einzelne blutige Regierung, aber des Volkes Religion, wenn man dies Wort hier gebrauchen darf, war dafür verantwortlich. Das Jujusystem herrschte auf Hunderte von Kilometern in der Umgebung, und es ist wahrscheinlich, daß es in der alten Blütezeit der Stadt noch viel grausamer geherrscht hatte als in der Gegenwart. Auch in den benachbarten Negerstaaten pflegten die Häuptlinge einen Sklaven zu töten, wenn sie ihrem Vater oder sonst einer verehrten Person eine Botschaft ins Schattenreich senden wollten, und ebenso pflegte man die Frauen und Sklaven eines vornehmen Mannes an seinem Grabe zu töten, um ihm den Aufenthalt im Jenseits zu verschönern. Doch scheint es, daß die Betroffenen nicht allzuviel unter dem Schicksal litten. In Benin aber scheinen die Greuel der Menschenopfer, zum Teil aus bloßer Mordlust und um die Nachbarstaaten einzuschüchtern, ganz besonders entsetzliche Formen angenommen zu haben."

Panther aus Bronze

„Hahn". Afrikanische Bronzeplastik

In demselben Weißbuch befindet sich auch noch die Schilderung von R. Allman P. M. O., der diesen Bericht noch ergänzt. Allman schreibt:

„Auf dem großen Opferbaum gegenüber dem Haupteingang in das Gehöft des Königs befanden sich zwei gekreuzigte Leichen und unter dem Baum lagen siebzehn

frisch enthauptete Leichen und dreiundvierzig andere solche in verschiedenen Stadien der Verwesung. Auf dem Opferbaum im Westen des Haupteinganges lag die gekreuzigte Leiche einer Frau, und unter dem Baum lagen vier enthauptete Leichen. Auf dem freien Platz gegen die Straße nach Gwato hin lagen hundertsechsundsiebzig Leichen, von denen ein so unerträglicher Gestank ausging, daß meine Sanitätspatrouille mehrmals umkehren mußte. In dem südlich gelegenen Stadtteil fanden sich fünf weitere Opferleichen mit schrecklichen Verstümmelungen und in dem Gehöft hinter dem königlichen Palast noch sechs weitere. Auch auf der Hauptstraße, die von dem Stadttor nach Osten führt, lagen elf frisch enthauptete Leichen; sieben weitere mit Schußwunden fanden sich auf der Straße nach Ologbo. Alle diese Leichen und außerdem über dreihundert Skelette ließ ich beerdigen. In verschiedenen Teilen der Stadt, besonders aber in der unmittelbaren Nachbarschaft des königlichen Palastes, fanden sich große ausgehobene Schächte, vier bis fünf Meter im Durchmesser und gegen fünfzehn Meter tief, von denen sieben menschliche Leichen enthielten, fünfzehn oder zwanzig in jeder dieser Gruben, aber auch einige Lebende und Sterbende fanden sich in den Löchern. Sechs von diesen Unglücklichen konnten gerettet werden. Nachdem sie in Sicherheit gebracht waren, ließ ich sämtliche Schächte mit Erde füllen."

Von den öffentlichen Altären berichtet das Weißbuch, daß an ihnen „roh geschnitzte Keulen lehnen zum Hinschlachten der Opfer, deren Blut dann über den ganzen Altar gesprengt wurde und die Stufen hinunterfloß. In dem Hauptzujugehöft war der Geruch nach menschlichem Blut unbeschreiblich krank machend, und die ganze Oberfläche triefte von Blut".

Man kann sich nicht vorstellen, daß ein Volk, das derartig grausamen und schrecklichen Zeremonien huldigt, solch eine lebensvolle Kunst geschaffen haben soll. Und wirklich war in der Zeit, als Benin zerstört wurde, die alte sensorische Kunst schon gestorben. Die Bildwerke fallen in die Zeit des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts, als Benin eine Großmacht war, die regen, lebhaften Handel trieb mit afrikanischen und europäischen Staaten.

Europäer mit Armbrust

Bronzeplatte „Drei Mädchen"

Es ist daher nicht verwunderlich, wenn man in dem Weißbuch liest, daß die wundervollen Bronzewerke in einem Vorratshaus des königlichen Palastes unter Schutt und Schmutz vergraben lagen. Das moderne Volk von Benin hatte keinen Sinn, kein Verständnis und keine Verwendung mehr für die Kunst, die die Vorväter einstmals geschaffen hatten. Es heißt in dem Weißbuch:

„In einem der Häuser (Vorratshäuser des königlichen Palastes) aber fanden sich begraben unter dem Schmutz von Generationen: mehrere hundert in ihrer Art einzige Bronzeplatten, die fast an ägyptische Vorbilder erinnerten, aber in wunderbarer Weise gegossen waren. Auch andere Gußwerke von bewundernswerter Art und mehrere prachtvoll geschnitzte Elefantenzähne fanden sich da, aber die meisten von ihnen waren verwittert, und nur ganz wenige aus neuerer Zeit, diese aber fast unbeschnitzt."

Da es Silber und Gold nicht gab, blieben die Platten zuerst liegen; schließlich nahmen englische Offiziere und Seesoldaten einige als Andenken mit, doch nach wenigen Tagen wurde der größte Teil schon wieder an Händler in Lagos verkauft. Von dort kamen die meisten Stücke nach London in Auktionshäuser und zu Händlern, und nur der Initiative des Direktors des Berliner Völkerkundemuseums, Professor v. Luschan, ist es zu verdanken, daß sofort telegraphisch alle erreichbaren Beninkunstwerke gekauft und nach Berlin gebracht wurden. So hat noch heute Berlin die bei weitem größte Beninsammlung, nämlich neunhundertsiebenundneunzig Stück, während London etwa fünfhundert besitzt. Berlin hat damit allein fast die Hälfte aller Kunstwerke aus Benin.

Als die Werke nach Europa kamen, war die Verwunderung unbeschreiblich. Man konnte es nicht fassen, daß die Neger eine so große Kultur gehabt haben konnten; man wollte nicht glauben, daß der Bronzeguß in so vollendeter Form hier möglich war. Man erklärte die Kunstwerke wieder als Entlehnung, als Einfuhrware oder als Beeinflussung. Man dachte dabei an Einflüsse aus Indien, wie Read, aus Ägypten oder gar aus Europa, wie Crahmer und viele andere.

Demgegenüber kann nicht entschieden genug betont werden, daß alle Kunstwerke von Benin reine Negerarbeit sind, daß sie bei allem Hinauswachsen in stilistischer Beziehung über die Negerkunst der übrigen Stämme Afrikas doch nie den reinen Charakter afrikanischer Kunstwerke verlieren. Diese Kunst ist bodenständig, ganz echt und innerlich wahr. Strömungen mögen gewiß auch von anderen Ländern hereingekommen sein, aber sie haben niemals eine Kunst bilden, nie eine Kultur schaffen, sie haben nicht einmal einen Stil umzubilden vermocht. Im Einzelwerk mag wohl ein Anklang liegen an Fremdes, wie in dem Panther an islamische, in der Elfenbeinbüchse an die indische Kunst; der Stil von Benin aber erwuchs notwendig mit Unentrinnbarkeit. Es ist das afrikanische Element, das ihn bildete, das Breite, Behäbige, Schwere: das ist der gemeinsame Boden, aus dem alles in Afrika erwächst. Welch hohe, feine Kultur Benin in der alten Zeit gehabt haben muß, beweist der Mädchenkopf in Bronze. Das alles sind Meisterwerke, Wunderwerke fast.

Eine Frühlingsfahrt in Japan / Von Alb. Schweitzer

Draußen lacht der Frühling. Das ganze Land gleicht einem einzigen großen Blumengarten. Azaleen, Kamelien, Hortensien, Glyzinien — alles steht in bunter, farbenfreudiger Pracht. Kein Wunder, daß uns die Wandersehnsucht packt. Wir erreichen gerade noch den Zug, der uns nach Kamakura bringen soll, dem eine Stunde von Yokohama entfernt liegenden Seebadeort mit seinem uralten heiligen Buddha. In gemächlicher Fahrt geht es an wogenden Reisfeldern vorbei; unter Palmen versteckt liegen einzelne Bauernhäuschen mit ihren strohgedeckten Dächern, umrankt von blau- und gelblichleuchtenden Irisblüten — Mysterienlauben, „Fuji" genannt — vorüber geht es an der alten Heerstraße Tokaido, von Kyoto nach Tokio führend, von vielhundertjährigen Kryptomerienbäumen beiderseits begrenzt und beschattet. Auf dem hügeligen Terrain stehen zahlreiche blühende Kirsch- und Pflaumenbäumchen, rosa wehenden Schleiern gleich — alles fliegt kaleidoskopartig an uns vorüber. Über uns wölbt sich ein tiefblauer, leuchtender Himmel. Mit staunenden Augen betrachten wir die wechselnden Bilder dieser schönen, uns so fremden Welt.

In Kamakura angelangt, benützen wir die kleinen, aber hohen Rickschawägelchen. Dann biegen wir in eine breite, von uralten Fichten eingesäumte Landstraße, die geradeswegs zum Hachimantempel führt, der um das Jahr 1100 dem Kriegsgotte errichtet wurde. An der Seite der Allee laden mehrere offene Teehäuser zur Erfrischung ein.

Drei steinerne Tore und eine alte, verwitterte Brücke führen zu der breiten, hohen Steintreppe, auf der wir hinaufsteigen zum Tempel, dessen Hintergrund prächtige, alte Kryptomerienbäume bilden. Zu beiden Seiten der Eingangspforte blicken aus tiefen Nischen die wilden Gestalten der Tempelwächter Brahma und Narajana mit verzerrten Gesichtern. Sie sind durch Drahtgitter geschützt, an dem kleine, weiße Kügelchen kleben. Der Japaner hat die „angenehme" Gewohnheit, auf Papierstreifen geschriebene Gebete zu kauen und gegen das Gitter zu spucken. Er hofft dann auf Erhörung.

Im Vorhof empfangen uns Hunderte von zahmen Tauben, die sich aus der Luft herabfallen lassen, in der Erwartung, gefüttert zu werden. Auf den Steinstufen des kleinen Haupttempels in der Mitte des Hofes knien betende Frauen; sie verbeugen sich tief, mit der Stirn den Boden berührend. Eine offene Wandelhalle, die ein Altertumsmuseum enthält, umschließt den Hof von allen Seiten. Uralte Ritterrüstungen, Schwerter, Dolche, Lampen, Schilder, Sänften und anderes mehr füllen die langen Räume. Was könnten diese Gegenstände alles erzählen von den blutigen Kämpfen und Fehden der alten Shogune und Dainyo?

Nicht allzulange hält man es zwischen diesen vermoderten Dingen längstvergangener Zeiten aus, wenn es draußen Frühling ist. So besteigen wir wieder die Rickschas und fahren durch dieselbe schattige Allee zum Dorf. Freundliche, saubere Häuschen und offene Läden begrenzen die engen Gassen. Hohe Bretterzäune, von leuchtenden Blumen überrankt, schließen die Häuser der Vornehmen, die hier im Seebad Kamakura die warmen Sommermonate verbringen, von der Außenwelt ab.

Durch einen schmalen Weg kommend, erblicken wir am Ende den heiligen „Buddha von Kamakura", dem unser Besuch besonders gilt. Ein langer, gepflasterter Weg führt zu ihm; noch ein paar Stufen, und bewundernd betrachten wir dieses einzigartige Götterbild aus grauer Vorzeit. Von riesenhafter Größe, mit himmlischer Ruhe in den ehernen Zügen, macht der Daibutsu auch auf jeden Europäer einen erhabenen, unvergeßlichen Eindruck.

Vergoldete Lotosblumen und große Tempellaternen stehen zu Füßen des Buddha, der auf die Gläubigen herabsieht, die mit tiefer Verneigung und abgezogenem Hute kommen, ihren Gott zu grüßen. Die Zeit seines Entstehens fällt in das zwölfte Jahrhundert, wo das herrliche Denkmal japanischer Kunst aus Bronze gegossen wurde. Eine kleine Wendeltreppe führt in das Innere, das durch ein Fenster im Rücken des Gottes erhellt wird. Der ganze umliegende Grund ist als Garten angelegt, mit künstlichen Bächen, riesigen Steinen darin und Zwergbäumchen aller Art, bis er schließlich in die Landschaft übergeht.

Wir können noch nicht scheiden von Kamakura, ohne das „ewige Meer" gesehen zu haben. Ein kurzer Spaziergang bringt uns durch ein schon dämmeriges Kiefernwäldchen, in das die blasse, silberne Sichel des Mondes hineinschaut, auf die weichen Sanddünen.

Talatta, Talatta, das Meer! Die letzten Strahlen der sinkenden Sonne bestreuen es mit goldigem Licht; gleißend und plätschernd brechen sich die Wellen am Strande. Das Abendessen nehmen wir im Kathiu-iu-Hotel ein, das draußen auf der Düne liegt und von einem deutschen Wirt geleitet wird. Zu Fuß wandern wir durch das nun schlafende Dörfchen dem Bahnhof zu. Hin und wieder bellt noch ein Hund, nur aus wenigen Häusern schimmert noch Licht; wie Silhouetten bewegen sich die Gestalten hinter den Papiertüren.

Nach einer halben Stunde erreichen wir den Bahnhof und unsern Zug, der uns hinausführt in die schweigende Nacht, zurück nach Yokohama.

Ein Nest mit exotischen Hühnerküken

Bunte Yokohama-Henne

Riesenhühner

Unsere schlichten, aber fleißigen Haushühner stammen allesamt von derselben Urmutter, dem Bankiva-Huhn der indischen Dschungeln ab. Von dort kam das Huhn um das Jahr 1500 v. Chr. nach China; aus Indien erhielt wohl auch Ägypten seine ersten Hühner, und von da aus scheinen sie sich um 600 v. Chr. über Europa ausgebreitet zu haben. Heute ist das Huhn eines der wichtigsten Haustiere in allen Ländern der Erde.

Die besten europäischen Leghennen stehen an Größe freilich weit hinter den asiatischen Riesenhühnern zurück. Aber es ist auch hier so, daß Wohlbeleibtheit und Leibesschönheit nicht gleichbedeutend sind mit großer Leistungsfähigkeit. Deshalb werden bei uns die stolzen asiatischen Luxushühner nur wegen ihres Schönheitswertes gehalten. Die Brahma-, Sumatra- und Yokohama-Hühner sind allerdings von wunderbarer Größe und Farbigkeit; besonders die Hähne mit ihren teils über einen Meter langen, pfauenartigen Schwanzfedern sind eine Zierde jedes Geflügelhofes.

Rot gesattelter Yokohama-Hahn

Schöner Sumatra-Hahn

Brahma-Huhn mit Kücken

Im Zauberbann der Todesstrahlen

Zukunfts-Roman von Otfrid v. Hanstein

Fortsetzung

Während der Lord nach Gedanken suchte, schwieg auch mein Onkel, nahm dann aus dem Schreibtisch eine Kiste mit echten Havannazigarren und bot sie dem Lord an.

„Ich denke, es hat gar keinen Zweck, daß wir uns ereifern. Sie wissen ja, daß ich recht habe. Sie sind ja ein viel zu kluger und gerecht denkender Mann, um das nicht selbst zu fühlen. Ich verstehe vollkommen. Die australische Regierung ist unzufrieden mit Ihnen. Zuerst war das Geschäft gut, als Ihre Herren Abgeordneten die Überzeugung hatten, daß ich zweifellos der Hineingefallene sei. Da hat man Sie wahrscheinlich außerordentlich gelobt und Ihre Klugheit gepriesen. Jetzt ist es leider anders gekommen. Ich meine leider für Sie. Jetzt hat sich herausgestellt, daß ich der Klügere war, und nun sollen Sie die Sache wieder in Ordnung bringen. Mit allen Mitteln, ganz gleich, mit welchen. Auch mit unredlichen Mitteln, wenn es nicht anders geht. Nein, Lord Albernoon, dazu sind Sie der Mann nicht. Sie haben Ihr ganzes Leben Ihren Weg gerade gemacht. Dieser Gang ist Ihnen schwer, sehr schwer geworden, weil Sie von vornherein wußten, daß ich im Recht war.

Offen gestanden, Sie tun mir leid, Herr Lord!"

Albernoon wollte auffahren, aber der Onkel hob die Hand.

„Sie brauchen das nicht übelzunehmen. Sie wissen, daß ich es ehrlich meine. Ich will Ihnen etwas sagen: Sie sollen nicht umsonst gekommen sein. Ich will Ihnen aus freien Stücken zehn Millionen mehr zahlen. Ich denke, zehn Millionen für eine Fahrt von Canberra bis hierher sind kein schlechter Preis. Außerdem bezahle ich natürlich Ihr Flugzeug, das ich zerstört habe."

Der Lord sprang wieder auf.

„Das Sie —"

„Allerdings. Und zwar sogar durch eine englische Erfindung. Durch die von Rindell-Matthews entdeckten Strahlen, die mir hier infolge meiner großen unterirdischen Kraftstationen in beliebigem Maß zur Verfügung stehen."

„Aber warum?"

„Weil ich Ihnen ein klein wenig von den Möglichkeiten, die ich geschaffen habe, zeigen wollte."

Der Lord war einige Male nervös auf und ab gegangen, dann setzte er sich wieder.

„Herr Lord, ich denke, wir scheiden trotzdem als gute Freunde. Wir haben lange gesprochen. Ich bin ein unhöflicher Wirt gewesen. Sie sind lange gefahren — es ist die Lunchzeit vorüber. Ach richtig, es ist bereits serviert, in einer Sekunde wird wahrscheinlich die Klingel ertönen."

Er hatte einen Schalter gedreht, es wurde dunkel im Raum; dann begann ein seltsames Surren, und ich sah etwas, das mir selber die Haare zu Berge stehen ließ.

Wir waren von dem Teil der Grotte, die als Speiseraum diente, durch eine Metallwand, die mit Teppichen verhängt war, getrennt. Jetzt plötzlich konnte ich durch diese Wand hindurchsehen. Sie erschien mir wie eine Art Gelatine.

Ich sah den Eßraum und schemenhaft darin den Diener, dann sah ich auch durch die nächste Wand hindurch in den Maschinenraum. Alles war durchsichtig und schemenhaft, und dabei erfüllte ein merkwürdig rötlich fluoreszierendes Licht den ganzen Raum.

Alles das war nur ein einziger Augenblick, dann schaltete der Onkel das Licht wieder ein, und ich sah, wie die beiden Herren ebenso entsetzte Gesichter hatten wie ich.

„Was war das?"

Der Minister preßte beide Hände gegen seine Schläfe. Er zweifelte augenscheinlich an seinem eigenen Verstande, aber mein Onkel lächelte wieder.

„Nichts Übernatürliches, meine Herren, ganz gewiß nichts Übernatürliches. Sie entschuldigen, daß ich Ihnen als Entschädigung für diesen vergeblichen Gang eine kleine elektrische Sondervorstellung gegeben habe. Mußte ich Ihnen vorhin die Erfindung eines Ihrer Landsleute vorführen — was Sie eben sahen, war die Entdeckung eines Deutschen: Die Gammastrahlen, die allerdings befähigen, fast durch alle festen Körper hindurchzuschauen.

Mein lieber Lord, ich glaube wirklich, Sie täten besser, sich mit mir freundschaftlich zu stellen. Ich habe noch so allerhand kleine verborgene Dinge und Kräfte —"

Er brach ab und sagte in anderem Ton:

„Zunächst aber darf ich wohl bitten."

Ich sah dem Lord an, daß er noch keineswegs überzeugt war, daß alle diese Geschehnisse mit rechten Dingen zugingen. Er raffte sich zusammen und suchte kräftig zu sprechen.

„Ich bedaure, ich glaube nicht das Recht zu haben, in diesem Hause etwas zu mir zu nehmen."

Der Onkel erwiderte prompt:

„Schade für Sie, denn das Essen ist gut."

„Sie weigern sich also, den Vertrag wieder zu lösen?"

„Ich weigere mich selbstverständlich."

„Sie nehmen das Geld nicht zurück?"

„Ich denke gar nicht daran."

„Sie wollen Ihre Pläne weiter ausführen?"

„Ich wüßte nicht, weshalb ich sie sonst gefaßt hätte."

„Sie bilden sich ein, diese Wüste in fruchtbares Land verwandeln zu können?"

„Nein."

„Nicht?"

„Ich bilde mir das nicht ein, sondern ich weiß, daß ich es kann."

„Und was wird dann mit diesem Lande geschehen?"

„Es wird sehr viele Auswanderer zu glücklichen Menschen machen."

„Auswanderer, aus welchem Lande?"

„Selbstverständlich aus Deutschland. Und außerdem wird es ganz außerordentlichen Reichtum exportieren."

„Herr, wohin?"

„Wenn Sie nichts dagegen haben, nach Deutschland."

„Mann, dann wollen Sie gewissermaßen eine deutsche Kolonie in Australien begründen?"

„Wenn Sie das so nennen."

„Das verbiete ich Ihnen."

„Mit welchem Recht?"

„Im Namen des Parlamentes. Ich weise Sie als lästigen Ausländer aus. Ob ich Ihren Vertrag für nichtig erklären kann, das werden die Gerichte entscheiden. Sie selbst aber weise ich aus."

„So."

„Sie und Ihre Freunde haben binnen drei Tagen das Land zu verlassen."

„So."

„Haben Sie mich verstanden?"

„Allerdings."

„Und Sie werden diesem meinem Befehl gehorchen?"

„Nein."

John E. Millais: Aus dem Gefängnis entlassen

„Und warum nicht?“

„Weil ich grundsätzlich keinem Befehl gehorche, und weil ich außerdem hier auf meinem Grund und Boden stehe.

Sehr verehrter Herr Lord, ich bitte Sie, gütigst bedenken zu wollen, daß ich hier der Hausherr bin und daß ich eine ganz außerordentliche Geduld zeige, wenn ich in solchem Ton mit mir reden lasse.“

„Sie weigern sich also?“

„Wie oft soll ich das wiederholen?“

„Dann werde ich Sie zwingen.“

Mein Onkel machte ein sehr ironisches Gesicht und lächelte gemütlich.

„Würden Euer Lordschaft die Güte haben, mir zu sagen, wie Sie mich zwingen wollen?“

„Im Notfall mit meinen Soldaten.“

„Die sind nicht hier, sondern in Ihren Städten.“

„Ich werde sie hierher schicken, wenn es nötig ist, ein ganzes Regiment.“

„Das können Sie tun, Sie können sogar die ganze australische Armee aufbieten.“

„Wollen Sie sich dieser vielleicht widersetzen?“

„Nein.“

„Dann also.“

„Wenn ich mich ihr widersetzen wollte, dann müßten sie doch erst hier sein.“

„Das kann in sehr kurzer Zeit geschehen.“

„Nein.“

„Herr, Sie machen mich nervös.“

„Das kann überhaupt nicht geschehen.“

„Warum, wenn ich fragen darf?“

„Ich habe mir vorher erlaubt, Euer Lordschaft einen kleinen Beweis der Möglichkeiten zu geben, die mir zur Verfügung stehen.

Ich bin überzeugt, daß Euer Lordschaft ein sehr gutes Flugzeug und wahrscheinlich auch einen sehr geschickten Führer gewählt haben. Als ich es für gut hielt, Sie zu einer Landung zu zwingen, habe ich nur einen Schalter gedreht und Ihnen jene Strahlen, von denen wir bereits sprachen, entgegengeschickt. Nicht wahr, hochmögender Herr Lord, Sie waren gezwungen, meinem Befehl zu gehorchen, und als ich es dann für gut hielt, ging Ihr schönes Flugzeug in Flammen auf. Ich habe Ihnen bereits gesagt, daß ich bereit bin, es zu bezahlen, das nebenher. Ich halte es jetzt für meine Pflicht, Ihnen zu sagen: lassen Sie Ihre Soldaten daheim. Ich bin kein Freund von blutigen Kriegen. Ich töte nicht gern Menschen, aber ich sage Ihnen, ohne meinen Willen wird kein Mensch und kein Flugzeug die Grenze des Gebietes überschreiten, das ich rechtsgültig von Ihnen gekauft habe. Ich sage Ihnen dies im Ernst, sollten Sie meine Warnung in den Wind schlagen, dann würde ich es tief bedauern, wenn durch Ihre Schuld, hören Sie, durch Ihre, nicht durch meine Schuld, Australier, die ich gern bereit bin als meine Freunde zu betrachten, ihr Leben verlieren würden.“

„Das sind Phantastereien.“

„Möglich. Dann war es auch wahrscheinlich Phantasterei, daß Ihr Flugzeug vorhin niederging, daß der Führer jede Gewalt verlor, und daß es schließlich verbrannte.“

Beide Herren standen einander gegenüber und sahen sich an, dann sagte der Lord kurz und hart:

„Sie wollen also den Krieg?“

„Nein, ich will Frieden und mein Recht.“

„Wir werden sehen, leben Sie wohl!“

„Auf Wiedersehen, Herr Lord, auf Wiedersehen!“

„Ich werde Sie niemals wiedersehen.“

Er drehte sich um und ging, von Spencer begleitet, durch die von selbst aufspringende Tür. Der Diener öffnete die Tür des elektrischen Wagens, und dieser rollte davon.

Der Onkel drehte sich lächelnd nach mir um.

„Nun, Junge?“

„Onkel, du bist der gewaltigste Mensch von der Welt.“

„Unsinn, ich weiß nur, was ich will und was ich kann. Es gab eine Zeit, in der diese australischen Herren glaubten, mit uns Deutschen umspringen zu können wie sie wollten. Es schadet ihnen nichts, wenn sie ein wenig umlernen.“

„Jetzt ist er dein bitterster Feind. — Er ist fort.“

Onkel Heinrich lachte laut auf.

„Warte nur, jetzt kommt erst das Nachspiel.“

Der Pfiff ertönte, der jedesmal erklang, wenn der Wagen von oben herunter kam, die Tür sprang auf und der Diener trat ein.

„Seine Lordschaft lassen Herrn Schmidt bitten.“

„Mit größtem Vergnügen. Komm, Fritz!“

Wir fuhren hinauf und sahen den Lord mit hochrotem Kopf neben dem Wellblechhause.

Mein Onkel begrüßte ihn höflich, aber mit leiser Ironie.

„Hatte ich nicht recht, als ich sagte, auf Wiedersehen?“

Der Lord sagte zornig:

„Wie soll ich fortkommen, wenn ich weder Flugzeug noch Auto habe?“

„Das ist allerdings richtig, aber Euer Lordschaft sind so entschlossen und stürmisch gegangen . . .“

Der Australier gab sich einen Ruck; ich sah ihm an, wie schwer es ihm wurde.

„Ich muß Sie bitten, mir ein Beförderungsmittel zu borgen.“

„Mit Vergnügen!“

Der Onkel hantierte an elektrischen Hebeln, und wenige Minuten später glitt ein ganz neues Flugzeug heran.

„Darf ich Euer Lordschaft bitten, dieses Flugzeug als Ersatz für das verbrannte anzunehmen?“

„Ich nehme von Ihnen nichts. Lassen Sie mich bis an die Grenze bringen.“

„Bedaure, mein Führer hat keine Zeit. Sie haben ja den Ihrigen. Das Flugzeug ist Ihr Eigentum.“

Der Australier antwortete nicht mehr, stieg, von dem Sekretär gefolgt, in die Kabine, dieser schlug die Tür zu, der Führer nahm Platz, und die Laufräder glitten über den Sand. Dann erhob sich der Riesenvogel schnell in die Luft, und mein Onkel sah ihm lachend nach.

„Ich glaube, von allem, was ihm heute geschehen, ist ihm nichts so schwer geworden, als daß er mich um das Flugzeug bitten mußte. Jetzt komm zum Essen. Ich glaube, wir können mit besserem Appetit speisen als er. Ich möchte nicht in seiner Haut stecken, wenn er nach Canberra zurückkommt und im Parlament berichten muß, wie es ihm hier ergangen ist.“

— — — — — — — — — —

Es war Abend, als wir gegessen hatten.

Das Gespräch mit dem Lord hatte doch Stunden gedauert. Wir standen wieder in des Onkels Zimmer.

„Erlaubst du mir eine Frage?“

„Rede!“

„Ich möchte dich nicht gern für einen Hexenmeister halten.“

„Das bin ich auch nicht.“

„Wie war es möglich, daß du vorhin jeden Gedanken des Lord und jeden seiner Einwürfe im voraus wußtest?“

Der Onkel schwieg einen Augenblick, überlegte, dann wandte er sich mir zu.

„Es ist richtig. Dir muß ich alles sagen. Junge, das ist das größte Geheimnis, das ich besitze. Nur du sollst es

wissen, denn du bist Blut von meinem Blut, dich habe ich lieb. Aber du mußt mir dein Ehrenwort geben, daß du dieses Geheimnis hütest. Vielleicht verlange ich von dir, daß du es nach meinem Tode vernichtest und für immer begräbst."

Er sprach so ernst, daß ich befangen wurde.

„Was ist das für ein furchtbares Geheimnis?"

„Ich verstehe die Gedanken der Menschen zu lesen."

„Onkel!"

„Das ist an sich nichts Merkwürdiges. Das ist nur eine ganz natürliche, weitere Folge bereits bestehender Kenntnisse.

Du weißt mit dem Radio umzugehen. Du weißt, daß jeder Laut, daß die kleinste Bewegung durch den Ton der leisesten Stimme Wellen erzeugt, die in die Luft und in den Äther hinaus getragen werden. Auch jede andere Tätigkeit erzeugt solche Wellen, natürlich auch die Denkarbeit des menschlichen Gehirns.

Außerordentliche Hochspannungskräfte, wie ich sie hier durch meine Maschinen zur Verfügung habe, solche Kräfte, die mir die Gammastrahlen und die Strahlen Rindell-Matthews zur Verfügung stellen, vermögen diese unendlich feinen Wellen der menschlichen Gedanken so zu verstärken, daß sie eine ebenso unendlich empfindliche Membrane bewegen.

Freilich ist es dazu nötig, daß der Mensch, dessen Gedanken ich lesen will, und ich sowie mein Apparat in ganz enger Fühlung stehen. Deshalb habe ich Netzhemden machen lassen, in deren Gewebe ganz feine Drähte eines neuen Metalls eingesponnen sind, und eben solche Metallfäden müssen in den Anzug verwoben sein. Liegt nun dieses Netzhemd am Rücken an, der Anzug und das Hemd wiederum an dem Netz, und kommt der Anzug mit der Lehne des Stuhles in Berührung, der den Apparat mit den erforderlichen Lampen und Vorrichtungen in seinem Inneren enthält, steht wiederum dieser Stuhl mit meinem Sessel durch eine Leitung in Verbindung, und trage ich auf meinem Körper die gleiche, die Wellen leitende Kleidung, dann werden jene Wellen auf mich übertragen.

Du weißt, daß der Mensch nicht nur mit den Ohren hört, sondern daß die Gehörwellen auch durch die Knochen übertragen werden, so daß ein Schwerhöriger unter Umständen durch die Zähne zu hören vermag. So genügt es also, wenn die Membrane fest auf meinem Rückgrat anliegt, und ich bin so imstande, diese Schwingungen des fremden Gehirns auf dem Wege durch das Rückenmark wie gesprochenes Wort zu vernehmen.

Es könnte auf einfacherem Wege durch Kopfhörer geschehen; so aber, wie ich diese beiden Stühle hergerichtet habe, bin ich in der Lage, die Gedanken der Menschen, die auf jenem Stuhl sitzen, zu lesen, ohne daß sie es merken. Darum verlange ich von jedem, der zu mir kommt, auch von dir habe ich es verlangt, daß er die Wäsche trägt und die Anzüge, die ich ihm habe bereit legen lassen.

Deshalb mußte ich das Flugzeug des Australiers vernichten und ihn zwingen, in der Hitze das Auto zu benutzen. Nur so konnte ich ihn veranlassen, zu baden und die Wäsche anzulegen, die mit jenen Metallfäden durchsponnen ist."

Er drückte meine Hand.

„So habe ich zuerst deine Gedanken erraten, verzeih, mein Junge. Es ist ein Eingriff in die Menschenrechte, den ich mir anmaße. Ich werde dies niemals anders benutzen, als um mein Werk vor der Vernichtung zu schützen und nur solche Menschen in meinen Kreis aufzunehmen, deren Gedankenwelt lauter und rein ist.

Es ist eine furchtbare Waffe in der Hand der Menschheit, und darum will ich nicht die Verantwortung tragen, sie der Allgemeinheit zu übergeben, obgleich ich überzeugt bin, daß auch diese Entdeckung über kurz oder lang von anderer Seite gemacht wird. Du gibst mir dein Ehrenwort, daß du zu niemandem über sie sprichst, und laß es mich nicht bereuen, daß ich dir etwas anvertraute, was ich noch niemand anvertraut habe!"

„Mein Ehrenwort, Onkel!"

Er faßte mit starkem Griff meine Hand, und wir blickten einander lange und ernst in die Augen.

Nie in all diesen Wochen war ich so von der Größe und Lauterkeit dieses Mannes überzeugt, nie so stolz darauf gewesen, daß er mir rückhaltlos vertraute, als in dieser Stunde.

Wir saßen lange schweigend einander gegenüber. Ich überlegte. Welch eine Erfindung war das? Welch unglaubliche Macht? — Die Gedanken der Menschen!

„Onkel, dann wird eine Zeit kommen, in der ein jeder Mensch vielleicht einen kleinen Sender und einen kleinen Empfänger bei sich trägt, in der ein jeder mit jedem sich in Verbindung zu setzen vermag."

„Nicht jeder mit jedem. Nur zwei Menschen, deren Wellenlängen aufeinander eingestellt sind, die anderen werden wahrscheinlich immer auf einen solchen Apparat angewiesen sein, wie ich ihn hier habe. Auf eine Membrane und auf Spulen, die die Wellenlänge ausgleichen.

Aber — das, was du meinst, besteht heute schon, ohne daß wir es wissen und ahnen. Ist es nicht seltsam, daß Tausende von Menschen aneinander vorübergehen, ohne sich zu beachten, und dann plötzlich treffen sich zwei und fühlen, daß sie zueinander gehören. Sei es Mann und Frau oder seien es zwei Freunde, die sich einander verwandt fühlen. Vielleicht erklärt sich auch dies. Vielleicht sind das zwei Menschen, die von vornherein auf die gleiche Wellenlänge gestimmt sind."

— — — — — — — — — —

Es war ein kühler, herrlicher Abend. Mein Onkel saß über seinen Papieren, ich aber lag oben im Sande, und dachte nach über alle die Rätsel der Menschheit, die in der Zukunft noch ihrer Lösung harren.

Siebentes Kapitel.

Der Krieg hatte begonnen; das heißt, wir merkten noch nichts von ihm. Wir hörten nur seine Vorbereitungen, wenn wir — und dazu war jetzt immer geradezu amtlich einer von den Ingenieuren abkommandiert — durch unser Radio die australischen Berichte abhörten.

Militär wurde aufgeboten — eine ganze Flotte von Luftschiffen sollte abgehen. Wir hatten überall in der Luft unsere Fliegerposten, und unsere elektrischen Zentralen, von denen wir jetzt bereits vier besaßen, waren stets unter Starkstrom.

Der Onkel war unmutig.

„Warum das? Wenn die Leute vernünftig wären, sähen sie von selbst ein, daß es unmöglich ist, uns zu bekriegen. Warum wieder Menschenopfer?"

„Sie glauben, mit einem einzigen Geschwader von Flugzeugen unsere wenigen bisherigen Siedlungen so mit Granaten und giftigen Gasen überdecken zu können, daß in wenigen Stunden alles vorbei ist."

„Sie irren sich. Trotzdem — ich gebe nicht gern den Befehl, überall die Grenzen mit unseren starken Strahlen zu sperren. Auch das ist ein gefährliches Spiel, ist ein Spiel mit Kräften, deren furchtbare Wirkungen wir wohl sehen, die aber in ihrem Wesen noch Diener sind, deren Gehorsam wir nicht verbürgen können.

Auch als ich den Australiern die Wirkung der Gammastrahlen zeigte, natürlich auch nicht zum Spiel, sondern

als warnendes Beispiel, war ich mir der Gefahr bewußt. Schon daß eine Stromspannung von mindestens zweihundertfünfzigtausend Volt erreicht werden muß, um nur Strahlen zu erzielen, die kaum einen halben Meter Reichweite haben, ist ungeheuer. Freilich, auch diese geringe Reichweite hat ihr gutes. Sie macht es eben möglich, eine Scheidewand in der Luft zu errichten, vor und hinter der keine Gefahr liegt.

— — — — — — — — — —

In der vergangenen Nacht ist noch etwas anderes geschehen: Pfarrer Moosbach, der schon längere Zeit kränkelte, ist abgereist. Er hat das Klima bei uns nicht vertragen, und der Onkel hat deshalb seine Abreise beschleunigt, damit er vor Ausbruch der Feindseligkeiten die offene See erreicht.

Es war ein trauriger Abschied; denn der gütige Geistliche war bei allen beliebt und hat viel Gutes gewirkt.

Wenn der Frühling auf die Berge steigt

Nun ist die kleine Kapelle wieder verwaist, wenn auch der Onkel bisweilen eine Andacht abhält. Manchem geht es wie mir: gerade jetzt, wo der Krieg über uns schwebt, wäre geistlicher Zuspruch besonders erwünscht. Pfarrer Moosbach wollte deshalb auch bleiben; aber der Onkel drängte zur Abreise, weil sein schweres Leiden es unbedingt zur Pflicht machte.

Als ich mit dem Onkel allein war, fragte ich ihn:

„Nun werden die Verwundeten keinen Tröster haben!"

Er lächelte:

„Es wird keine Verwundeten geben!"

— — — — — — — — — —

Ich bin mit dem Onkel unterwegs. Wir überfahren unser Gebiet. Neun Zehntel desselben ist noch Wüste. Wir haben deshalb auch unseren Grenzschutz nur um den Teil unseres Landes gezogen, der bereits in Kultur steht.

Wir sind in einem großen Flugzeug und sehr hoch. Nur der Onkel und ich. Wir haben einen außerordentlich feinen Sender an Bord und sehr starken Strom in ganz besonders gearteten Akkumulatoren. Wir haben auch sehr scharfe Ferngläser, und außerdem einen Empfangsapparat, der uns die allerkleinsten Schwingungen zuträgt.

Wir haben berechtigten Grund, anzunehmen, daß an diesem Tage der entscheidende Schritt der Australier gegen uns geführt werden soll. Unser geschütztes Gebiet ist ja jetzt noch so klein, daß wir es von hier aus, wenn auch nicht übersehen, so doch mit unseren elektrischen „drahtlosen" Ohren überhören können. Mögen die „Feinde" über den noch wüsten Strichen tun, was ihnen beliebt.

Wir haben auch eine ganz besondere Geheimsprache, ein völlig verändertes Morsealphabet mit unserer Zentrale verabredet. Auch unsere Gegner sind klug, und es ist nicht nötig, daß sie unsere Winke verstehen.

Ich höre Geräusche in meinem Kopfhörer. Der Onkel will den Sender bedienen, wir schweben fast regungslos, wie ein gewaltiger Adler in der unbewegten Luft.

„Sie kommen!"

„Wo? Aus welcher Richtung?"

„Von Süden." — Die Ruhe des Onkels war erstaunlich.

Die Australier hatten in den Reden, die wir belauschten, von einem Angriff von Osten her gesprochen. Das war uns gleich seltsam erschienen. Warum sollten sie selbst den Mount Russel mit dem Radiumlager gefährden, und zudem, sie kannten dort unseren Sperrschutz.

Es dauert nicht lange, dann höre ich bereits das Rattern der allerdings noch Hunderte von Kilometern entfernten Luftflotte. Herrlich, wie feinfühlig mein Fernhörer ist!

Der Onkel nickt und gibt seine Befehle.

„Wir wollen ihnen entgegen."

Wir halten den Kurs genau nach Süden und fahren mit rasender Geschwindigkeit.

— — — — —

Eine Stunde ist vergangen. Wir sind jetzt vielleicht noch einen halben Kilometer von unserer Sperrgrenze. Wir fahren nun ganz langsam noch näher, bis etwa auf hundert Meter. Jetzt sehen wir die feindliche Luftflotte.

Es ist eigentlich ein herrlicher Anblick. Sie sind kühne und tüchtige Männer, diese Australier. Sie wollen uns überrumpeln und mit einem Schlage ganze Sache machen. Es sind mindestens hundertfünfzig Flugzeuge, die dort heranschießen. Sie kommen in Staffeln geordnet. Man unterschätzt unsere Maschinen gewiß nicht.

Jetzt sehen auch die Gegner uns. Sie sehen uns und — erschrecken. Erschrecken jedenfalls mehr über dieses einzelne Flugzeug, das hier in der Luft schwebt, als sie es über eine ganze, feindliche Luftflotte getan hätten.

Für einen Augenblick stockt die australische Flotte.

Es ist wirklich ein überwältigend schöner Anblick. Diese hundertfünfzig ganz gleichmäßigen Flugzeuge, immer fünfundzwanzig zu einer Staffel vereinigt, die ihre Spitze uns zukehrt und in der Mitte, wahrscheinlich als militärisches Hauptquartier dieser neuartigen Schlacht, ein großer Zeppelin. Und das alles achthundert Meter hoch in der Luft.

(Fortsetzung folgt.)

Der Fasan

Von Hedwig Hartmann

Während der Blütezeit in Südtirol

Ich ging durch den Wald, so für mich hin. Da rauschte es plötzlich vor mir auf, und mit Flattern und Flügelschlagen hob sich ein großer grauer Vogel in die Lüfte. Seine Schwingen streiften fast mein Gesicht.

Ich erschrak und war noch benommen, als ich wenige Schritte vor mir, im Dickicht, ein Vogelnest sah mit zwölf grauen Eiern. Sie waren noch warm. In Gedanken versunken, hatte ich eine Fasanenhenne verscheucht und stand nun vor der schwerwiegenden Frage: wird sie wiederkommen oder die Eier dem Verderben überlassen?

Ich ging meines Weges, merkte mir aber genau die Lage des Nestes. — Beim Heimweg war die Henne noch nicht zurückgekehrt. Es waren drei Stunden vergangen. — So beschloß ich, wenigstens die Hälfte der Eier zu retten, nahm sechs davon — und schob sie daheim einer Bruthenne zu, die auf Hühnereiern saß. — Der Heimweg mit den „geraubten" Eiern war schon recht sonderbar. Mir war, als verfolgten mich aus irgendeinem Dickicht heraus scharfe Vogelaugen. Verfolgten genau, wohin ich mich wandte. Es war eine seltsame Unruhe in mir. — Des Nachts schreckten mich dumpfe Träume. Ich hörte Rauschen und Flügelschlagen, sah dicht an die Scheibe gepreßt die Fasanenhenne. Mich suchend! — Es waren unangenehme Träume.

Tagsdarauf ging ich zum Walde, schlug leis den Weg zum Neste ein. Lugte von fern, ob die Henne zurückkehrte. Wagte keinen Annäherungsversuch. — Der Vogel war nicht zurückgekommen!

Da stand es bei mir fest, ich mußte auch die andern Eier retten vor sicherem Verderben. Ich holte die restlichen sechs.

Daheim vollendete ich das Werk der Kindesunterschiebung. Nun saß meine Bruthenne auf zwölf Fasaneneiern!

Die folgende Nacht aber war entsetzlich! Ein Stöhnen und Klagen erfüllte die Luft, als ringe grenzenloser Jammer nach Ausdruck. — Klagen einer Mutter um ihre ungeborenen Kinder!

Ich aber fühlte stechenden Schmerz. — Auf meiner Brust schien ein riesiger Vogel zu sitzen, hackte mit spitzigem Schnabel nach meinem Herzen. „Wo sind meine Eier?" fragte er bei jedem Hieb. — Ich erwachte in Schweiß gebadet.

Ich mußte schlecht gelegen haben; mein Herz schmerzte. Man sagte, es wäre eine rechte Sturmnacht gewesen. Die Äste von Kirsch- und Birnbäumen vor den Fenstern hätten tüchtig geknarrt, oft auch an die Scheibe geschlagen. — Ich aber werde nie mehr ein Vogelnest ausnehmen! Sollte ich abermals eine Mutter stören in ihrem heiligsten Geschäft?!

*

„Der Schöpfer aller Kreatur
Hat Mitleid uns ins Herz gesenkt;
Es übend, sind wir Menschen nur —
Ein Unhold, welcher anders denkt!"

Baumblüte um Schloß Lebenberg bei Meran

Das Herz Englands

Londoner Eindrücke / Von August Weber

Auf der englischen Insel nahe dem Rande des Nordmeeres, liegt das größte Ungetüm der Welt. Es schnaubt und schnauft aus Millionen von Organen, es tobt und donnert von der Lebensfülle, die es beständig durchrast. Seine Nervenfühler reichen unsichtbar bis in das Dunkel des Urwaldes und bis an die Grenzen des ewigen Eises, seine Muskelfäden umspannen in Hunderttausenden von Schiffen den ganzen Erdball. Sein Bauch verschlingt an einem Tage die Ernte ganzer Provinzen, aber sein Geist regiert auch eine Welt, neben der das Reich des Augustus zwerghaft erscheint. Es liegt da, breit und stark, die Verkörperung des stärksten Willenskomplexes, den die Menschheit bisher hervorgebracht hat. Und sein Name ist London.

Dem Festländer, der die Betäubung der ersten Tage überwunden hat und seine Eindrücke zu ordnen sucht, wird ein Unterschied vor allem deutlich: So gewaltig das Leben auch dahinflutet in den Straßen von Berlin, Paris oder Rom, es bleibt der monumentalen Ruhe des Stadtbildes selber eingefügt, der ruhende Hintergrund der Gebäude, die sinnvolle Raumbedeutung der Plätze bleibt der eilenden Menge, wenn auch unbewußt, immer gegenwärtig. Anders in London. Hier versinkt vor dem Verkehr, was rechts und links der Straße liegt: ob es Paläste sind oder elende Hütten, niemand sieht es, niemand fragt danach.

Der neugierige Fremde, der hier nach heimischer Gewohnheit die Fassaden oder auch nur die Läden mustern will, sieht sich oft hin und her gestoßen, ja bringt so oft sich und andere in Lebensgefahr, daß er den Versuch sehr schnell aufgibt. Hier werden nur eilende Menschen geduldet; wer still steht, ist ein Fremdkörper und stört. Füge dich nur in den brausenden Strom des Lebens, und du bist daheim. Er nimmt dich mit, und du fühlst seine geheime Kraft, hörst sein tolles, wildschönes Jauchzen; wie den Schwimmer flußabwärts die Wogen tragen, so gleitest du in seinem fröhlichen Wirbel verwundert dahin. Aber laß dir den Atem nicht ausgehen, du Sohn des Festlandes. Nicht nur deine Füße müssen fliegen, wie du es zu Hause nicht gewohnt warst.

An deinen Augen rast ohne Erbarmen ein Hexensabbat vorüber, Omnibusse und Lastwagen und Droschken, gleichzeitig in vier Heeressäulen, alle durch den Benzinmotor zu jagender Eile getrieben. Verschämt nur, wie ein Überrest aus vergangener Zeit, rennt ein Rößlein dann und wann neben den sausenden Maschinen einher. Ziehen elektrische Bahnen ihre geraden Linien noch durch der Straßen Mitte, dann werden aus den vier Heeressäulen sechs. Und an deine Ohren brandet gleich mitleidlos der tolle Strom. Wie pfeifen, kreischen, flöten und blasen die Automobile, daß du in angstvollen Sekunden nicht weißt, wohin sie dich jagen wollen. Dazu murmelt und poltert das Rollen der Räder, mag die Straße auch noch so glatt durch den nimmerruhenden Wettlauf gescheuert sein. Dazu stampfen und kochen die Motoren, mag das Gefährt nun jagend dahinfliegen, mag es voll zitternder Ungeduld auf der Stelle treten. Wild und froh pfeift dann auf einmal eine Lokomotive von irgendeinem nahen Bahnhof in das ganze Brausen hinein, und unheimlich, wie drohend furchtbare Ereignisse donnern die Untergrundbahnen aus den zahllosen Schallöchern der Tiefe zu dir herauf.

Fast mit einer dankbaren Liebe erhorchst du die Stimmen der Menschen in diesem Urgeheul der Maschinen, mögen sie nun in flinkem weiblichen Sopran Blumen und Streichhölzer anpreisen, in hellem Diskant des Knabenalters die letzten Zeitungsausgaben anzeigen oder im müden Baß der Greise den Wert und Preis ihrer Schuhbänder und ähnlicher Dinge besingen. Und wenn dabei der blaue Rauch all der Motoren dir unentrinnbar in Nase und Nerven dringt, wenn der Kohlenqualm aus hunderttausend Schloten sich dir warm und dick um Hals und Kehle legt — ja, dann läßt vielleicht doch deine Schwimmkraft nach, und du möchtest die Augen schließen und von einem stillen Platz im Walde träumen, wenn es nicht so furchtbar gefährlich wäre.

Doch es gibt ein Mittel, das macht dich im Nu zum Sieger über alle Angst deiner Nerven und macht aus dem drohenden Gewühle ringsum ein kitzelndes Schauspiel nur. Besteige mit mir einen der Omnibusse, die wie dicke rote, gelbe oder grüne Käfer mit ungefüger Schnelle, oft in ganzen Kavalkaden, straßauf, straßab dahertrotteln. Mit eins sind wir in Sicherheit. So plump sie aussehen, so gewandt vermag ihr Lenker sie zu steuern, und mit den gefährlichen Mordmaschinen da unten sind wir nun in nachbarlichem, vertrauten Du und Du. Hier oben, in dem behaglichen Sitz des breiten Daches vergraben, können wir dies London wie einen zaubervollen Film an uns vorüberziehen lassen, denn selbst Lärm und Gestank dringen schwächer hier herauf. Jetzt erst fangen wir an, die Stadt selbst zu sehen, und neue Eindrücke großer, eigener Art dringen auf uns ein.

Nie wird der Festländer sich überreden lassen zu glauben, daß dies (nach seinen heimischen Begriffen) eine schöne Stadt sei. Der schwermütige Himmel dieses Nordlandes ist sowieso den bunten und hellen Farben nicht hold, aber was hier je gebaut wurde in weißem und buntem Stein, was geschmückt wurde mit der Palette des Sonnenspektrums, es ist sanft, aber unweigerlich in Schwarz und Grau gekleidet worden durch den immerzu herniederrieselnden Kohlenstaub. Das Königshaus „Buckingham Palace" mit dem Erinnerungsdenkmal an die große Viktoria, das sicher blütenweiß aus der Taufe gehoben wurde, ist so schwarz wie die Spelunke des Bettlers, das Parlamentsgebäude ist so grau wie der Lokomotivschuppen am Bahnhof. Als ich diese Gebäude sah, da wußte ich, warum meine Kragen und Taschentücher Mittags schwarz sind, nachdem ich sie des Morgens blendendweiß der Schublade entnommen hatte, warum der hellere Ton der Anzüge täglich mehr die dunklen Schatten der Kleidung der Bergleute annimmt. Ich spähte verstohlen in jene berühmte Seitenstraße von Whitehall hinein, wo 10 Downing Street liegt, um zu sehen, ob der erste Minister des britischen Reiches auch im rußigen Dunstkreis der niederrieselnden Kohle zu leben gezwungen sei. Sein Haus hatte die schwarze Kruste eher noch einige Millimeter dicker auf Türen und Fensterrahmen liegen als mein Hotel. So machen Staub und Ruß hier alles gleich.

Damit ist die Angelegenheit selbstverständlich erledigt. Der Kohlenstaub muß als eine berechtigte Eigentümlichkeit der englischen Hauptstadt hingenommen werden. Aber, wie man dem Bergmann, der mit rußgeschwärztem Kleid und Angesicht aus der Grube kommt, oft zuerst scheu aus dem Wege gehen möchte, dann aber treuherzige Züge und strahlende, klare Augen unter der schwarzen Maske gewahrt, so ging es mir mit dieser Stadt.

Zunächst steckt unter ihrem Ruß eine Fülle von architektonischer Schönheit. Edel und groß steigen die Türme und Kuppeln ihrer Kirchen empor, in feierlichem Ebenmaß erklingen die Säulenreihen ihrer Museen und Galerien. Die Gotik ihrer mittelalterlichen Vergangenheit ist stolz und fein zugleich, und aus ihren beiden Nationalheiligtümern, dem Parlament und der Westminsterabtei, redet ernst und ruhevoll der Geist dieses Volkes eine überwältigende Sprache. Reich ist der Schmuck der Stadt an Bildsäulen und Denkmälern; sie machen sie traulich und wohnlich, wie Bild- und Statuenschmuck im Heim, und sie erzählen nicht minder eindrucksvoll als die geschichtlichen Gebäude selbst von nationalen Prüfungen und Großtaten. Dazu hat, so seltsam es klingen mag, selbst der Schmutz sich als ein nicht ungeschickter Maler erwiesen. Wie wir oft nach einem Schneefall wahrnehmen können, daß zwar die freien Flächen eines Gebäudes mit einer weißen Schicht belegt sind, in den windgeschützten Ecken und Winkeln aber der Stein unverhüllt zum Vorschein kommt, so überrascht auch hier das umgekehrte Spiel: An den geschützten Stellen der Bauwerke leuchtet in lachender Frische das ursprüngliche Weiß, auf der anderen leuchtet ebenso stark das ernste rußige Schwarz. So ist es in der Tat eine Schwarz-weiß-Plastik, die das monumentale London erfüllt, und der mattgrüne Rasen, aus dem sie sich zumeist aufbaut, der neblichte Himmel, in den sie hineinwächst, dienen nur dazu, ihre farblose Schönheit noch eindringlicher zu machen.

Doch der Vergleich mit dem Bergmann ist noch in einem anderen Sinne richtig. London besteht nicht nur aus monumentalen Gebäuden. Der Durchschnitt seiner Häuser ist selbst in den großen Geschäftsstraßen von einer grausam nüchternen Einfachheit. Es ist eben kein angestaubtes Festgewand, sondern ein schmutziger, derber Arbeitskittel, den diese Stadt im allgemeinen auf dem Leibe hat. Schon ihre Bahnhöfe sind einfach rußige Hallen, in denen Dampfmaschinen den Millionenverkehr arbeitender Menschen und die Beförderung ihrer Habe vermitteln. Ruhig und breit stellt sich der Fabrikschornstein neben die hohen Werke der Kunst, denn er hat hier dasselbe Daseinsrecht wie sie, vielleicht sogar ein größeres. Und die langen Zeilen der anspruchslosen Geschäfts- und Wohnhäuser, welche die meisten Straßen durchlaufen, sind ohne jedes architektonische Beiwerk hingesetzt, ohne die leiseste Andeutung irgendeines Fassadenstils.

Es sind nüchtern einfache Kästen aus graugelbem Ziegelstein mit rechteckigen Höhlen, in denen die horizontal halbierte Glaswand der Fenster sitzt. Gardinen leiten viel seltener als bei uns mit weicher Hand in die Verborgenheit der Zimmer über, und wenn nicht der meist lebhaft rauchende Kaminaufbau mit seinem Kranz brauner Tonröhren von Wärme und gutem Schmaus zur Winterszeit erzählte, würde man im Innern dieser eckigen, trübfarbigen Steinbauten alles andere eher als die Behaglichkeit eines englischen Heims vermuten. Kommt doch noch hinzu, daß alle Häuser eines Viertels zumeist über einen Leisten geschlagen, daß sie, mathematisch gesprochen, einander kongruent sind, so daß man sich bei jedem Besuch genau die Hausnummer merken muß, wenn man nicht ratlos auf der Straße stehen will. Aber eben in dieser starken Ablehnung jeder Wirkung nach außen steckt eine Stilstärke, der sich der voreingenommene Betrachter, wenn er das erste Befremden überwunden hat, nicht entziehen kann.

Es ist gerade die große Ehrlichkeit dieser Bauweise, die ihre Schönheit ausmacht. Rein und gerade, aus seinem Zweck heraus geschaffen, von innen nach außen, so steht das Haus da, und wenn die Mittel nicht reichen zum Schmuck des Werkes, zu seiner sinnfälligen Unterscheidung vom Nachbarhause, so bleibt der Schmuck eben fort, und man gibt sich mit dem Wesentlichen, das man erzielt, zufrieden und freut sich darüber.

Und weil jede Linie einfach und klar die Meinung des Erbauers ausspricht, so bringt sie auch die Eigenart dieses Volkes klar und deutlich zum Ausdruck. Ist es nicht Schönheit, so ist es doch Rasse, die sich hier kundgibt, und die ist vielleicht noch wertvoller als Schönheit, aber dabei fest und zielbewußt und von einer wuchtigen, selbstsicheren Stärke, die leicht zur Größe wird, ohne wagenden Schwung und kecke Einfälle, aber verständig und klug ohne das zischende Feuer der Leidenschaft, aber voll behäbiger Daseinsfreude, männlich bis zur Härte und von einem Nationalstolz, der roh und grausam werden kann, aber auch gutmütig und opferwillig und erfüllt von sittlichem Pflichtgefühl — so blickt einen der englische Geist aus dem Angesicht seiner Hauptstadt an.

Aber welche Veränderung hat sich leise und doch unwiderstehlich um uns vollzogen? Wo sind die grauen Zeichen der fernen Straßenzüge geblieben? Wo ist das Himmelsdach, das trüb und schwer bisher die quirlende Welt um uns unter seiner ernsten Kuppel zusammenschloß? Wo ist sie selbst geblieben, diese quirlende Welt? Wie ein Urelement, voll lösender und bindender Kraft zugleich, ist der Nebel in die Schöpfung hineingetreten und hat sie gänzlich verwandelt. Gedämpft nur noch erklingt das Rattern und Kochen der Motoren, wie fernes Rufen nur der Schall der Menschenstimme. Ein weißes Nichts umschließt uns immer enger, aus dem sich fast körperlos die umherkriechenden Omnibusse, die unruhig stutzenden Taxicabs, die wirre werdenden Menschenströme lösen, in das sie nach wenigen Sekunden wieder hineintauchen. Wir fühlen uns fast allein als Wirklichkeit auf unserem dahingleitenden Dach. Und wundern uns kaum über die Sicherheit, mit der wir in die weiße Ungewißheit hineinstoßen.

Welch eine Spötterin doch die Natur sein kann! Da spielt sie der Menschheit den Schabernack, ihr just dort, wo sie am dichtesten zusammengeballt ist, wo sie am rastlosesten sich bewegt, wo sie Zeit und Raum mit den unerhörtesten Mitteln zu überwinden versucht, ihre stärkste Schranke in den Weg zu stellen. Unterbrochen ist der jagende Rhythmus, flackernd nur schlagen sich die Geräusche durch das neblichte Dickicht, tastend und wie auf leichten Sohlen schreiten die Millionen in erzwungener Ruhe daher. Ah, wie wohl diese Ruhe dem tut, der ein anderes Zeitmaß der Bewegung und des Lebens gewohnt ist! Hier ist nicht mehr London, das Werk der Menschen und ihrer flutenden Kraft, hier ist wieder die Altmeisterin Natur, drüben hinter der weißen Wand mag ein Wald, eine Wiese, mag vielleicht gar die große Freiheit des Weltmeeres liegen. Mit tiefinnerem Lachen durchfahren wir den weißen Dunstkreis, der die anderen so zage und besorgt macht, und der gelbrote Sonnenball, der jetzt am Himmel auftaucht, scheint uns wie zum Spaß in eine spaßige Szenerie hineingesetzt.

Doch der Sonnenball wird goldener und leuchtender, und aus der bleichen Decke über uns entwirkt sich das weiße Himmelsfirmament. Die weißen Schleier ringsum heben sich langsam in ziehenden Streifen zu dem Nichts empor, aus dem sie gekommen sind, und die bunte Wirklichkeit des Lebens erfüllt aufs neue Aug und Ohr. Das große Brausen hebt wieder an, der heiße Atem dieser Stadt, und die Menschenmassen da unten stürmen aufs neue vorwärts zum Kampf und Gewinn.

Der Kinderwagen der Kirgisen

Das zahme Reh einer kleinen Försterstochter

Seine liebste Beschäftigung

Der gutmütige Elefant

Kameradschaft zwischen

Kinder und Tiere haben einander oft seltsam gern. Durch ihre geschöpfliche Einfalt erscheinen sie sich gegenseitig vertrauenswürdiger als im Verkehr mit den erwach-

Getreulich folgt es seinen Spuren

Der kleine Freund bringt das Frühstück

Kindern und Tieren

senen Menschen, deren Bewegungen und Äußerungen den Tieren wie den Kindern oftmals unverständlich und besorgniserregend vorkommen mögen.

Eine richtige Affenliebe

Zwei verwegene Reiter

„Prinz" hilft bei der Gartenarbeit

Auf der Spazierfahrt

Des Talhofbauers Pfingsten / Von O. Berneder

Es war eine kurze, aber lebhafte Sitzung im Pfarrhofe zu Griesbergen.

Im äußersten Herbste zuvor hatte ein gewaltiger Sturm das Dach der Kirche heruntergerissen und so lustig mitfortgenommen, als habe er nur einem Mägdlein die Haube entführt. Sie hatten für die Winternot eine Bretterlage über die weiten Gewölbe gebreitet und da und dort mit steinernen Platten beschwert. Das sah aus wie ein Schildkrötenpanzer, war aber an Tüchtigkeit das lautere Gegenteil. Allwöchentlich hatten die Schaufler zu tun gehabt, die erste Decke von der zweiten zu befreien; denn auf der kaum geschrägten Bretterfläche saß der Schnee sich sozusagen dick und fett. Und jetzt, nachdem er zur Not überwunden war, zeigten sich die Gewölbe im Gotteshaus St. Michael fleckig wie ein Kind im Ausschlag. Der Himmel des Jüngsten Gerichtes war an einer Stelle geradezu in einen Sumpf verwandelt; in die Hölle aber war der kühlende Tropfen, den der reiche Prasser vergeblich von Abraham begehrte, wider alle Schrift vielmalig eingedrungen.

Es war also hohe Zeit, das Verderben aufzuhalten, bevor es den Vier letzten Dingen völlig den Garaus machte. Und da endlich auch die Jahreszeit dazu gekommen war, so hatte der Pfarrer den Kirchenrat und die anderen vermöglichen Bauern berufen, auf daß sie ihm das Gotteshaus unter ein würdiges und dauerhaftes Dach bringen hälfen. Sie waren dazu auch alle bereit; denn wenn die Kirche wieder groß und schön auf dem Berge stand, das leuchtete viele Stunden weit herum, und jeder Bauer von Hauzental und Kropfenzell, von Rannaleiten und Gottswalden sah von seinem Felde aus den himmlischen Weizen derer von Griesbergen blühen.

Es war aber einer, dem es sehr wehtun würde, solches zu sehen: der Teufel. Er war deshalb schon mit dem Unkrautsamen zur Stelle, bevor der Weizen recht in die Erde kam.

Als der Pfarrer sich daran begab, die erfreuliche Menge des guten Willens in einen tauglichen Plan zusammenzufassen, erlebte er seine liebe Not. Es waren für das ungeheure Dach baumstarke Balken nötig, und das in nicht geringer Zahl. Nun hatten die Bauern von Griesbergen zwar alle ein schönes und einträgliches Besitztum, aber einen respektierlichen Wald nur einer, der Talhofbauer. Es war ein langes, mächtiges Tannengehölz in der nördlichen Niederung. Das lief dunkel und würdevoll wie ein zottiger Hund neben dem Griesberge her und gehörte dem Talhofer bis auf den letzten Stamm. Und was für Stämme das! Als wäre der Himmel mit diesen Säulen gestützt.

Es lag nicht ferne, vorzuschlagen, was der Jellenbauer vorschlug; sie wollten das Ihrige in Hand- und Spanndienst leisten und das übrige mit Geld; der Talhofer habe dafür in seinen Wald zu greifen und die erforderlichen Stämme herauszuschlagen. Alle stimmten ihm zu. Allein der Talhofer sprang wie ein getroffener Löwe empor: er solle seinen prächtigen Wald verstümmeln, weil es ihnen so passe? Nein! Es möge nur von den anderen jeder aus dem Zottelschwanz, den er mit Überhebung bisher seinen Wald geheißen habe, den besten Stamm zur Kirche geben. Es sei darum viel weniger schade, als wenn er selbst den allerschlechtesten aus seinem Großwald schlage.

Sie lachten gereizt. Er denke wohl, man könne aus Hopfenstangen ein haushohes Dachgebälk zusammenbinden und ihm dreißigtausend Ziegel nebst unterschiedlichen Fuhren Schnee zu tragen auferlegen, den Winddruck einer rauhen Höhe gar nicht gerechnet! Er müsse schon ein rechter Narr mit seinem Wald geworden sein, daß er von vielen hundert Stämmen nicht 40 darangeben wolle, zumal sie ihm deren 35 oder mehr zu handelsrechtem Preis bezahlen würden.

Weil er an seinem Walde in der Tat ein verliebter Narr geworden war, nahm er's gewaltig übel auf, daß ihm die Tatsache vorgehalten wurde. Er packte seinen Hut, und eh der alte Pfarrer es verhindern konnte, stand er in der aufgerissenen Türe: er danke für eine Sitzung, in der sie alle nur auf seinen Bäumen säßen; die Vögel werde er zu verscheuchen wissen. Und er schlug die Türe in das Schloß, wie wenn er sie mit eben diesem Schlage schon verscheuchen wollte.

Die Männer saßen verdutzt. Dem klugen Plane, mit dem sie gekommen waren, hatte der Talhofer unerwartet und in rechter Samsonhitze die unentbehrlichen Stützen hinweggerissen, seine Bäume, so daß er hoffnungslos über dem Haufen lag. Wohl dachten sie daran, es könnte das große Balkenholz aus der Ferne beigeschafft werden. Aber als sie schätzend und rechnend über die Kosten gingen, stellte sich dieser Rat als viel zu teuer heraus. Da war einstweilen nicht voranzukommen. Und so nahm auch bald von ihnen jeder seinen Hut. Der Pfarrer wehrte es nicht; denn der eine Hut, unter den er sie hätte bringen wollen, war offenkundig nicht dabei gewesen.

Unruhig wanderte er in der Sitzungsstube auf und nieder. Nun waren ihm die Bauern schon geschreckt und zaghaft; schließlich würden sie ihm auch von dem, was sie heute noch willig geboten hatten, verdrießlich zurückgehen. In diesem Falle mußten natürlich die letzten Dinge noch viel schlimmer werden als die ersten.

So viele Gedanken sich aber der gute Pfarrer über die unausbleibliche Verheerung des Gotteshauses machte, so wenige der Talhofer. Die Leidenschaft für seinen Prachtwald deckte ihm die sonst so klaren Augen völlig zu; er sah vor lauter Bäumen den Himmel nicht mehr. In zorniger Eile rannte er seinen Weg nach Hause und brummte wie ein verstocktes Gewitter unaufhörlich vor sich hin. Er bog zuletzt von der kleinen Straße, die zum Talhof führte, ab, um in den Wald zu kommen. Da lief er zwischen den Riesen um und streichelte die braunen Leiber, und es deuchte ihm, nur ein einziger hinweggenommen, würde eine Wunde hinterlassen, an der die ganze Herrlichkeit des Waldes zugrunde gehen müßte. Kaufte er nicht selbst seit Jahren fremdes Holz, wenn er's bedurfte, um den Stolz seines Hofes, den Talforst, unversehrt zu halten? Sollten sie dasselbe nicht für die Kirche tun können, wenn sie es nötig hatten? Er wollte seinen Geldsack nicht verschließen, doch ein für allemal seinen Wald.

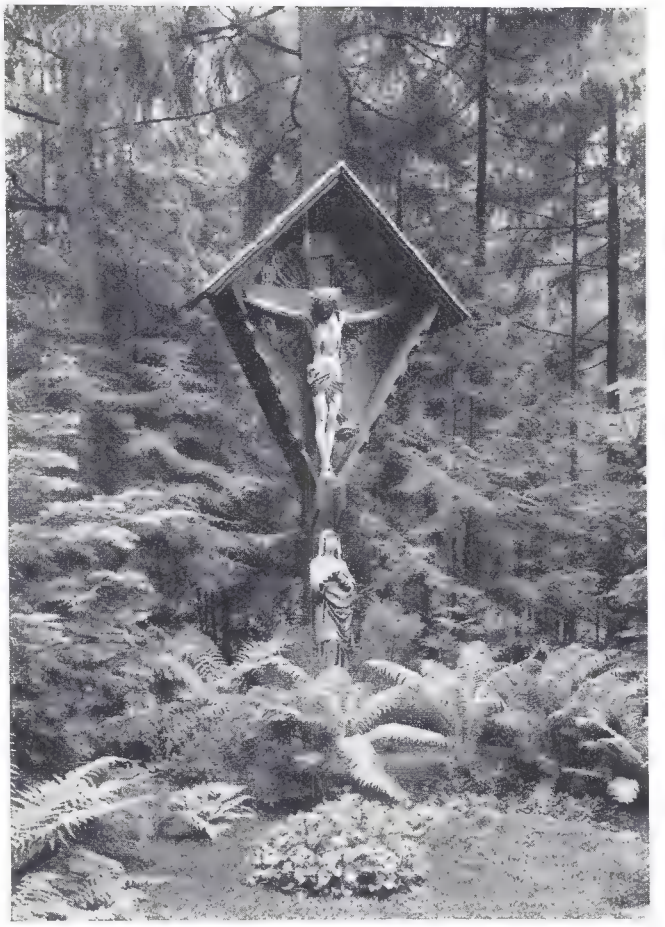
Er kam an das große Kreuz, das er halben Weges durch den Wald im Jahre vorher an die Stelle eines vermorschten hatte setzen lassen. Es sollte ein Dankeszeichen dafür sein, daß ihm der höllenwütige Orkan ganz wunderbarerweise keinen einzigen Stamm gebrochen hatte. War es seit jenem Wunder nicht geradezu der klare Wille Gottes, daß die Schönheit seines Waldes ungemindert stehen bleibe?

Es sagte ihm freilich eine Stimme, Gott möchte ihm das erzwungene Opfer an Bäumen etwa nur geschenkt haben, auf daß ihm jetzt ein freiwilliges um so leichter falle. Doch der Talhofer hatte einen starken Willen; der konnte durch ein schwaches Stimmlein nicht erschüttert werden. Und er war so klug, nicht länger vor dem Kreuze zu verweilen. So geweihte Hölzer haben eine wunderliche

Fruchtbarkeit; sie schlagen, dieweil du vor ihnen stehst, mit Sprossen und mit Ranken nach dir aus und spinnen dich in Dinge ein, die du gar nicht wolltest.

Und seit jenem Tage mied der Herr vom Talhof den Herrgott im Walde, obwohl er ihn doch selbst hineingesetzt hatte. Er mied ihn allmählich sogar in der Kirche; er fühlte sich vom Pfarrer mit Vorwurf angeblickt. Und die Bauern von ganz Griesbergen hatte er gegen sich; mit ein paar Blicken aber war es bei einem solchen Feinde schon gar nicht abgetan.

Das wurde ein schlechter Frühling in der Pfarre. Die Bauern setzten sich hartnäckig darauf fest, der Talhofer müsse nachgeben; eher schickten sie nicht Gelder noch Gespanne. Und die Schildkröte blieb auch weiterhin breit und häßlich auf dem Kirchendache liegen. Sie nahm die unterschiedlichen Regengüsse der Jahreszeit mit jenem Wohlbehagen in sich auf, das Tieren dieser Art aus jeder Nässe zuströmt. In der Kirche aber lief der feuchte Schaden unaufhaltsam die Gewölbe hin. Die Hölle des Jüngsten Gerichtes begann schon abzubröckeln. Just diese Zerstörung bedauerten die Leute sehr, weil jedermann das Bedürfnis hatte, eine wohlausgestattete Hölle zu sehen, in die er den Talhofer versetzen konnte.



Das Kreuz im Walde

Es ging dem Sommer entgegen; das Wetter wurde beständig wie ausgegorener Wein; es wäre eine Lust zu zimmern gewesen; aber um die Kirche von Griesbergen rührte es sich nicht. Der Pfarrer predigte herzgewinnend über die Not, die sie den Herrgott leiden ließen. Er beschwor alle Toten, die vor der Kirche schliefen, aufzustehen und das Werk zu tun, für das die Lebenden nicht einig werden konnten. Er machte auch wiederholte Versuche, den Talhofer selbst zu bekehren; doch der ließ sich, wenn der Pfarrer kam, verleugnen oder entwich auf die Felder.

Am Tage vor dem heiligen Pfingstfest lenkte der alte Pfarrer seine Schritte ein letztesmal nach dem Talhof. Er hatte neun Tage lang zum göttlichen Geist gebetet und hoffte in solcher Kraft, den Widerstand des Verstockten zu brechen. Er traf ihn abermals nicht an; doch verriet ihm der Stallbub, sehr heimlich tuend, der Bauer sei mit Jörg, dem Knechte, in den Wald hinaus. Der Pfarrer ging ihm nach; so oder anders wollte er heute Klarheit gewinnen.

Als er bis zum Rande des Waldes gekommen war, blickte ihm keck und scharf eine Tafel entgegen. Sie stand sehr überlegen auf einem hohen, hölzernen Bein und herrschte ihn von oben herab zwar nicht mit lauter Stimme, aber mit sehr lauten Schriftzeichen an, er dürfe den Forst in keiner Weise mehr betreten. Der Pfarrer schüttelte den Kopf und schüttelte ihn länger als ein Mann zu tun pflegt, der schon graues Haar und deshalb Erfahrung aller irdischen Torheiten hat. Es war aber auch zu wunderlich, um einen Wald wie diesen die gestelzte Polizei der Warnungstafeln herumzustellen. Es konnte keiner mit so groben Stiefeln kommen, daß er einen der Riesenstämme niedertrat.

Weil die Buchstaben auf dem Brett noch feucht vom Pinsel waren und die Erde um den Pfahl zerschunden von den Füßen, die sich eben entfernt haben mußten, ging der Pfarrer mit Beschleunigung am Rande des Waldes weiter. Das nächste, was er traf, war eine zweite Tafel. Sie war dick und fett mit derselben Drohung bemalt. Vom „u" des Wortes „untersagt" war in der Eile des Malens ein schwarzer Klecks bis an das Ende der Tafel heruntergerollt; es erweckte den drolligen Eindruck, als führe das gestrenge „u" an dicker Leine einen kugelrunden Mops mit sich. Der Pfarrer lächelte bitter: das kommt, wenn einer die Wichtigkeit zu dick aufträgt: er wird lächerlich.

Ihm selbst war aber nicht zum Lachen. An dieser Stelle erreichte den Wald jener stille Weg, den sich die Frömmigkeit der Leute seit vielen Jahren zu dem verborgenen Waldkreuz gebahnt und offen gehalten hatte. Wollte der Bauer nun die Polizei herstellen und den Herrgott arretieren, daß ihn keiner mehr besuchen konnte?

Über eine Strecke weiter an dem Wald hin traf er den Gesuchten. Der Talhofer hatte den Knecht bei sich; sie trieben gemeinsam den dritten Pfahl in die Erde, und auf dem Rasen breitete sich die große Tafel aus, die von der Höhe des Pfostens ihr Geschrei verbringen sollte. Der Bauer hielt in der Arbeit inne und zog mürrisch seinen Hut. Der Pfarrer grüßte ihn und sprach mit großem Ernst: „Ihr seid da fast wie auf dem Kalvarienberge; es wird gehämmert und genagelt, daneben liegt die Tafel des Pilatus, und der Herrgott windet sich in Schmerzen." Der Bauer sah verdutzt darein und wußte nicht gleich zu widersprechen. Der Pfarrer zog ihn sachte mit: „Die unfruchtbaren Bäume kann der Jörg auch ohne Euch setzen; kommt eine Weile!"

Der Talhofer folgte mit Widerstreben, und der Pfarrer wandte sich in den Wald. Nach einer stummen Weile sprach er: „Es ist Pfingsttag morgen; Bauer, sperret Euch nicht länger wider den guten Geist!" Der erwiderte kurz: „Meine Zusag' in Geld ist aufrecht wie zuvor. Aber meine Bäume bleiben es auch; da mögt Ihr mit dem Herrgott selber kommen, ich ändere nichts." Der Pfarrer hob den Zeigefinger: „Beschwöret den Herrgott nicht so keckerweis'; er möchte etwa kommen, wie Ihr es am we-

nigſten erwartet." — „Ich übe nur mein Recht; was kann er gegen mich haben?" Da wurde der Pfarrer ſchier böſe: „Ihr ſetzt Euch auf das Recht wie auf einen ewigen Stuhl und wollt Euch nicht einmal vor Gott von dieſem Stuhl erheben. Es kann noch Eure Strafe werden, Bauer, daß Euch der Herrgott ſitzen läßt." Der Talhofer meinte ſorglos: „Unter meinen Bäumen iſt gut ſitzen."

Der Pfarrer gab die Hoffnung auf, in dieſes waldumwucherte Herz hineinzudringen. Nur um ſeine Pflicht zu tun, ermahnte er den Bauern noch, den Weg zum Kreuze nicht zu ſperren. Der Segen, der da von den Kreuzbeſuchern ſozuſagen auf die Erde falle, werde ſchließlich der einzige ſein, der ihm verbleiben werde und ihn retten könne. Da wurde der Talhofer höhniſch erboſt. Er habe dieſes Segens allerhand ſchlimme Spuren entdeckt: davongeſchleppte Äſte, zertretene Pflänzchen und zerſtörte Rinden; er ſei entſchloſſen, auf alle, die mit den Füßen ſeinen guten Wald und mit der Zunge ſeinen guten Namen verwüſteten, inskünftig ſeinen Hund zu hetzen. Davon nehme er keinen Menſchen aus, auch wenn er ſich um jeden Finger einen Roſenkranz gewickelt hätte.

Das war die erklärte Chriſtenverfolgung. Der Pfarrer hörte es mit Entſetzen. Er dachte an ein altes lateiniſches Büchlein, daß er vor einiger Zeit aus zufälliger Neugier von der Höhe des Bücherſchrankes herabgeholt und durchblättert hatte. Es nannte ſich „De mortibus persecutorum" und ſchilderte, wie elend die Verfolger Chriſti hatten enden müſſen. Doch was nützte es, dem Talhofer mit den Strafgerichten Gottes zuzuſetzen? Er vermeinte ſich im Recht, ſah Gott nicht mehr vor lauter Bäumen und ſchien ernſtlich zu erwarten, daß ſie in den Himmel für ihn wüchſen. Ratlos und betrübt entfernte ſich der Pfarrer.

Der Talhofer ſtand noch eine Weile auf dem Platz und hämmerte mit ſeinem Stiefelabſatz grimmig gegen eine knorrige Wurzel. Dann lachte er knurrend auf: „Ein ſchöner Segen, der meinen Wald zertrampelt! Es wird am beſten ſein, das dürre Holz, um das ſie mir das grüne verwüſten, wieder hinauszuſchaffen; es iſt von eh nit hier gewachſen."

Er pfiff ſeinen Knecht herbei und ſtapfte kurz entſchloſſen mit ihm zum Kreuze. Daran löſte er mit Jörgens Werkzeug einige Bolzen und befahl: „Greif zu! Wir ſetzen es vor den Wald hinaus. Will es die Leute in den Himmel locken, ſo braucht der Weg dorthin nicht durch meinen Wald zu führen." Der Knecht beſann ſich: „Bauer, ich weiß wirklich nit, ob man den Herrgott wie einen Zaunſtecken herumverſetzen darf." Indes der Talhofer herrſchte ihn gröblich an, er habe ihn zur Arbeit gedungen, die ſei mit frommen Sprüchen nicht getan. Im übrigen gedenke er die Schuld allein zu tragen; er, der Knecht, habe nichts als das Holz zu tragen und dies nur halb; es werde ihm den Buckel nicht brechen.

Nun half der Jörg dem Bauer das Kreuz vor den Wald hinaustragen. Er dachte ſich aber des ganzen Weges: der Simon von Cyrene biſt wohl gänzlich nit, dummer Jörg. Und ein anderesmal mag der Bauer ſein Kreuz auf dem eigenen Buckel ſchleppen.

Drauß am Wegrand mußte er ein Loch aushacken. Da ließen ſie das große, ſchwere Kreuz hinein. Zwei Zaunpfoſten ſpreizte der Talhofer dagegen, und etliche plumpe Steine von der Straße rammte er um den Fuß her ein. Gegenüber ſtand eine Dornenſtaude; juſt in dieſe mußte der Herrgott am Kreuze hineinſehen. Es war alſo nicht genug, daß ſchon ſein Haupt in Dornen ſtak. „Es iſt nur ein vorläufiger Platz; ich werde morgen einen richtigeren ſuchen", beruhigte der Bauer mehr ſich als ſeinen Knecht. Dann gingen ſie heim.

In der Dämmerung aber ſchlich der Jörg noch einmal hinaus und hieb die Dornenſtaude kurzweg nieder. Ein Röslein, das er daran gefunden hatte, ſteckte er zwiſchen die Füße des Gekreuzigten und ſprach dabei in frommer Einfalt: „Ich kann nit dafür; gelt, weißt es ſchon!"

Als er zu Hauſe über den Hof in ſeine Schlafkammer ging, begegnete ihm von ungefähr der Bauer und fragte ihn: „Jörg, iſt dir auch ſo ſchwül, oder iſt bloß mir ſo wunderlich?" Der Knecht war noch auf ihn verdroſſen und wich mit Füßen und mit Worten aus. Er dachte ſich in Wirklichkeit: „Es wird einem leicht wunderlich, wenn man vorher läſterlich geweſen iſt."

Der Talhofer ging noch eine Zeit in Hof und Garten um, und überall wehte ihm dieſelbe unheimliche Luft entgegen. Er ſtellte ſich vor ſein Gehöft und blickte gegen Weſten in das Tal hinaus. Eine ſchwere Wolke hatte den Himmel dort verrammelt. Auf ihrem oberen Rande lagen etliche trübe Sterne gleich Kieſeln im Schmutz der Straße, und aus dem Rande unterhalb ſchlug ab und zu ein breiter Fächer gelben Feuers. „Da draußen will es gar ſchon ein Gewitter ſetzen", brummte der Bauer; „dieſer Juni hebt ein wenig vorlaut an." Er tröſtete ſich, daß in ſein enges Tal nichts davon dringen werde und ſetzte ſich zur Lampe in die Stube. Gelangweilt griff er die Zeitung vom Fenſterbrett und überflog jene unausrottbaren Spalten, in denen die Leute ihre Gruſelfreude und die Zeitungen ihren Ungeſchmack ſpazieren zu führen pflegen. Es ſtand eine Anzahl von Gewitterſtürmen darin verzeichnet, die, trotzdem ſie Anfänger waren, verheerend wie ausgewachſene Hundstageteufel gehauſt zu haben ſchienen. Der Bauer fühlte ſein Unbehagen immer größer werden. Er warf die Zeitung fort und ſteckte den Kopf zum geöffneten Fenſter hinaus. Eine widerliche Wärme ſtrich daher, als habe die Natur einen Augenblick das fieberheiße Bett gelüftet, auf das ſie lautlos hingeſtreckt lag. Der Talhofer wollte ſich bekreuzen; es fiel ihm aber ein, er hatte ſich mit dem Kreuz an dieſem Tage verfeindet, und er fürchtete, es könnte ihm die Stirn verbrennen. In ſpäter Stunde warf er ſich auf ſein Lager; erſt nach der zwölften Stunde ſchlief er ein.

(Schluß folgt.)

Mittag / Von Fritz Liſchka

Drei Birken winken am Wieſenweg.
Des Rainfarns goldne Knöpfe
ſtehn ſteif im Wind; die Glocke wiegt
im Takte die blauen Köpfe.

Der Quelle munteres Plaudern ſingt
durch meine ſonnigen Träume.
Des Kuckucks grelles Lachen ſchrillt
Von fernher durch die Bäume.

Ein weißer Bildſtock ſteht im Grün:
Maria mit ihrem Sohne.
Das Mittagsleuchten legt um ihr Haupt
eine flammende Königskrone.

Und bunte Falter umgaukeln das Bild
und ſpielen im Sonnenſcheine,
und ſchlanker Efeu rankt ſich empor
am lichtumfloſſenen Steine.

Die Quelle murmelt und rauſcht und rinnt,
die Birken ſchwenken die Fahnen;
und durch das Gleißen rieſelt's und glüht's
wie reifendes Ernteahnen.

Höhere Gewalt / Von Ludwig Schuster

Seit der Inflationszeit bin ich Theatermaschinist. Ich habe immer geglaubt, nur die Lokomotivführer stehen mit einem Fuß immer im Justizpalast. Aber auch die Theatermaschinisten. Das habe ich am eigenen corpus delicti erfahren, obwohl unser Stadttheater gar keine Maschinen hat, sondern ich selber die Maschinerie bin. Beim Fliegenden Holländer zum Beispiel muß ich unter die hohe See kriechen und mit dem Buckel branden. Im Lohengrin muß ich den Schwan hereinziehen. Ich bin dieser Aufgabe gewachsen wie kein anderer. Bei meinem Vorgänger hat er immer unschwanhaft gewackelt und geschnappt wie ein Kapotthut. Der Schwan. Bei mir nicht. Bei mir zieht er sacht dahin, als wäre die Schelde gar nicht aus Rupfen, sondern feinstes Olivenöl. Ich kann das. Ich habe andächtige Hände. Vom Couponabschneiden her. Ich war ja früher Rentner. Erst seit der Inflation bin ich dramatischer Motor. Und ziehe den Schwan herein. Dann wieder hinaus. Aber immer erst viel später. Es liegt viel Singsang dazwischen. Dreiviertel Stunden dauert die Schwananwesenheit in unserem Stadttheater. Wo man singt, da laß dich ruhig nieder. So verbringe ich diese Pause meist in der Kantine. Der Gralsgesandte ist aber gar nicht so tugendsam, wie man gemeiniglich meint. Böse Menschen haben keine Lieder, heißt es. Nun ja, er hatte ja welche, aber nicht genug. Er war mir zu früh fertig, er hätte noch braver sein dürfen und länger singen, neulich, als ich während meiner Schwanpause einmal ausnahmsweise nicht in die Kantine ging, sondern einen Sprung zu Tante Dietlinde hinüber, die gleich neben dem Theater wohnt. Tante Dietlinde! Sie ist eine Perle von Frau, eine Krone, mehr noch: ein Schilling. Ein Prachtexemplar von Frauenzimmerlinde ist meine Tante Dietlinde. Sie fing gleich an Tee zu kochen. Da erwachte der Blumenfreund in mir, und ich dachte nicht mehr ans Scheldeufer. Wir wurden gemütlich. Wir tauschten Jugenderinnerungen aus. Jugenderinnerungen sind immer gefährlich für das weitere Fortkommen. Auch ich blieb sitzen. Der liebe Schwan drüben auch, aber an den dachte ich längst nicht mehr.

Ich habe alles erst nachträglich erfahren. Der Fritz von der Lichtreklame hat es mir geschildert. Lohengrin hatte sich schon längst bedankt. Aber der Vogel war wider Erwarten sehr anhänglich. Lohengrin bedankte sich nochmal und schickte ihn energisch nach Hause. Aber er blieb. Wer außer mir hätte ihn auch hinausziehen sollen?! Wo überall am Personal eingespart wird. Sogar die Garderobefrauen befanden sich unter den Edlen von Brabant, und der Souffleur konnte vom Kasten aus die Schnur nicht erreichen. Das Publikum schaute schon im Textbuch nach, fand aber zu seiner Verwunderung im ersten Akt kein lebendes Bild verzeichnet. In ihrer Verzweiflung ließen sie die weiße Leinwand herunter, und Fritz machte Lichtreklame. Seidenstrümpfe, Magenbitter, Grammophonhaus Kratzdiskus, Patentmanschettenknöpfe und Koche mit Gas! senkten sich aufs Scheldeufer nieder. Die Geschäftswelt hat keine Ahnung, was sie einem beharrlichen Schwan unter Umständen alles verdanken kann.

Unterdessen hatte Lohengrin, der Direktor, seinen Lodenmantel über den Harnisch angezogen und mich persönlich von Lindens magnetischer Seite geholt. Vom Kantinenwirt, den ich eingeweiht hatte, war ihm mein Aufenthaltsort kund geworden. Er packte mich beim Stehkragen und brachte mich in die Niederlande zurück. Die weiße Wand konnte nun hochgehen und der Schwan hinter die Kulissen rudern.

Gegen mich aber wurde gerichtlich vorgegangen. Wegen Kunstniedergangsprovokation. Ich leugnete ein Verschulden meinerseits. Alle Verantwortung lud ich der Macht der Verhältnisse auf. Höhere Gewalt schützte ich vor. Wieso? drang man in mich. Na ja, bei der Trambahn und bei der Presse gibt es auch diese höhere Gewalt, das steht auf jedem Fahrschein und auf jeder Zeitung. Da erhob sich listig der Vorsitzende: „Wir wissen schon, wir sind wohlinformiert, diese höhere Gewalt ist uns zufällig gut bekannt: Eine Dame, meine Herren . . .“ Mit triumphalen Augengläsern glanzlichterte er in die Runde, um die Wirkung seiner Vorbringung zu ermessen. Da durchzuckte mich Okkasionsglück. Hic Rhodus, hic salto mortale, sagte ich mir, lächelte seriös und erwiderte: Aber nun ja, meine Herren, sind vielleicht die Damen nicht von jeher schon die höchste Gewalt gewesen?!

Ich wurde freigesprochen.

Abwendend

Vater (dem das Söhnchen eine schlechte Zensur bringt): „Das ist ja ein ganz miserables Zeugnis. Ich werde dich dafür mal jetzt gehörig durchprügeln.“
Söhnchen: „Vater, der Lehrer hat gesagt: ‚prügeln nützt bei mir nichts.‘“

Schlechte Entschuldigung

Auf einem Ball. Dame zu nebenstehendem Herrn: „Sehen Sie nur, wie komisch dieser Herr da drüben aussieht mit dem langen Hals und den abstehenden Ohren!“

Der Angeredete macht ein finsteres Gesicht: „Das ist mein Bruder!“

„Oh, verzeihen Sie, bitte,“ sagte die Dame entsetzt, „ich habe tatsächlich die Ähnlichkeit nicht bemerkt.“

Dann allerdings

„Ja, Herr Doktor, warum ich Sie aufsuche? Weil mein Gedächtnis mich in letzter Zeit im Stich läßt; ich kann fast nichts mehr behalten.“ — „Dann muß ich Sie leider bitten, mein Honorar im voraus zu bezahlen.“

Vielsagend

Wärter: „Sie sollen ja eine arge Xanthippe zur Frau haben.“

Sträfling: „Ja, aber glücklicherweise komme ich von Zeit zu Zeit zu meiner Erholung ins Zuchthaus.“

Aus Fritzens Aufsatz über eine „Rheinfahrt“

„. . . Von Rüdesheim an sieht man viele herrliche Burgen und Schlösser — am Allerindieaugenspringendsten ist aber die Germania auf dem Niederwald . . .“

Bücherschau / Vom Herausgeber

Die Halligen. 144 ganzseitige Bilder in Kupfertiefdruck nach Aufnahmen von A. Renger-Patzsch. Geleitwort von Joh. Johannsen. In Ganzleinen M. 16.—. Albertus-Verlag, Berlin W 35.

Mit diesem Bande eröffnet der junge Berliner Verlag, den eine geschickte Hand zu leiten scheint, seine zweite Bücherreihe „Das Gesicht der Landschaft" als Gegenstück zu der Reihe „Das Gesicht der Städte". Uns meerfernen Süddeutschen tut sich mit diesen Hallig-Inseln der Nordsee eine unbekannte Landschaft von stärkster Eigenart auf, von merkwürdiger Fauna und Flora, einem herben Menschentum, das in zäher Tapferkeit dem kargen Land und wilden Wasser das Lebensnotwendige entringt und dabei eine edle Volkskultur geschaffen hat. All dies zeigen uns die prachtvollen Aufnahmen dieses Buches aufs eindrucksvollste. Wir sehen die Zerstörungsarbeit des Meeres an den Kanten der Halligen, Wattenmeer und Priel, Pfahlschutzbauten und Halligweiden mit kräftigem Vieh, die Halligbewohner zu Hause, bei der Heuarbeit und Fischerei, prachtvolle Menschentypen und ehrwürdigen Hausrat. Das Gesicht dieser Landschaft trägt die Züge des Leidens und Erlebens, der Naturgewalten und der Gottesnähe; Musik der Einsamkeit und Ewigkeit rauscht ohne Unterlaß um diese Menschen. — Der herrliche Kupfertiefdruck der prachtvollen Bilder und die hervorragend schöne Ausstattung des ganzen Werkes verdienen hohe Anerkennung.

Die Volkstrachten von Bern, Freiburg und Wallis. Von Julie Heierli. Mit 14 farbigen, 16 Kupferdrucktafeln, 235 schwarzen Abbildungen und 16 Schnittmustern. In Leinen M. 15.50. Verlag Eugen Rentsch, Erlenbach-Zürich 1928.

In diesem dritten Bande der „Volkstrachten der Schweiz" hat Julie Heierli vor allem wieder ein ganz prächtiges Bildermaterial zusammengetragen. Neben den herrlichen Farb- und Kupferdrucktafeln werden im eigentlichen Bilderteil des Buches die Berner, Freiburger und Walliser Trachten in bunter Mannigfaltigkeit gezeigt: die werktägliche Ausgangstracht der Berner Bauern, Senner- und Küher-Trachten, die Rokoko- und Empire-Mode der Berner, die Sommer- und Sonntagstracht in ihrer Entwicklung bis 1920 und daran anschließend die Einzelstücke dieser verschiedenen Trachten; desgleichen die Oberländer, Guggisberger, Oberhasli-Trachten, Tracht und Kopfputz der Welsch- und Deutsch-Freiburgerinnen und der Walliser Patrizier, Bürger und Bauern. Es ist ein Genuß, das spielerisch künstlerische Schaffen der Volksphantasie in dieser Bilderschau zu verfolgen. Die schwerere Arbeit aber hatte die Verfasserin in der Erforschung und Darstellung der ganzen Trachtengeschichte dieses Teils der Schweiz zu leisten. Und sie hat diese Arbeit so gründlich besorgt, daß kaum noch etwas Wesentliches zu ergänzen sein wird. So ist das Buch eine wahre Kulturgeschichte des schweizerischen Volkstums mit all den Köstlichkeiten, für die nur eine Frau das scharfe Auge hat. Da wird alles bis zum letzten Fältchen im Gewand und bis zum kleinsten Blümchen im Kopfschmuck beschrieben und gedeutet. Ich wünschte nur, wir hätten auch für unsere deutschen Volkstrachten ein derart gediegenes und reich illustriertes Werk.

Von Unserer-Lieben Frau. Ein Marienleben von Alphons M. Rathgeber. Mit zahlreichen Bildtafeln und Illustrationen und Geleitwort von E. v. Handel-Mazzetti. In Ganzleinen M. 12.—. Sebaldus-Verlag, Nürnberg 1928.

Eine innig-sinnige Priesternatur hat hier in stiller Beschaulichkeit und seelsorgerlicher Hingabe an das heutige Geschlecht ein Marienleben von starker Wirkung auf unverbildete Menschen geschaffen. In Anbetracht der gegenwärtigen Lebensnot geht der Stil des Verfassers vielleicht etwas zu sehr ins Idyllische, Blumenhafte; aber niemand vermag die Welt anders zu sehen als mit eigenen Augen. Und so ist das Werk als Ausdruck kindlich edlen Geistes vor allem ein Buch für Mädchen und Frauen, deren Gemüt man auch heute noch im harten Daseinskampf vom zarten Duft dieser Madonnenpoesie umfangen wünschen möchte. Der Verfasser hat die einzelnen Lebensstadien der Gottesmutter in köstliche Bilder gefaßt voll warmer Stimmung und volkstümlicher Anschaulichkeit. Seine Gedankenführung bleibt immer auf einer höheren Linie und seine Ausdrucksweise meidet glücklich die vulgären Banalitäten so mancher Marienbücher. Durch geschickte Gliederung des Stoffes in kurze Abschnitte mit packenden Überschriften ist das Buch zu einer angenehmen Abendlesung gemacht. Schön und würdig ist die Illustration des Werkes, für die vor allem das Beste unserer alten deutschen Meister herangezogen wurde.

Der hl. Franziskus von Assisi. Von G. K. Chesterton. Übertragen von J. L. Benvenisti. In Ganzleinen M. 4.—. Verlag Kösel & Pustet, München 1927.

Das originellste Franziskusbuch, nicht absichtlich erbaulich, aber vielleicht am meisten aufbauend, weil es mit schonungsloser Ehrlichkeit alles Unwahre, Eingebildete, Schwindelhafte, was das moderne Leben in uns aufgehäuft hat, im Namen des großen Armen von Assisi in uns niederreißt. Wir hören keine süßen und schmachtenden Worte, wie sie der natürlichste und kernigste Heilige seit sieben Jahrhunderten so reichlich über sich ergehen lassen mußte; Chesterton spottet über jede äußerliche Franziskusschwärmerei, die nicht auf die Hauptsache, die franziskanische Christusliebe, geht. Er hält unserem schöngeistig flunkernden, mit den widersprechendsten Ideen spielerisch tändelnden Geschlecht erbarmungslos den franziskanischen Spiegel vor. Und er weiß das ganze heutige Leben so zu durchleuchten, daß uns mit erschreckender Klarheit zum Bewußtsein kommt, wie wenig die Welt heute franziskanisch ist. Vielen, die vielleicht durch die „frommen" Franziskusbücher keinen Weg zu diesem Heiligen gefunden haben, kann Chesterton ein Führer sein.

Die Kunst der Primitiven. Von Herbert Kühn. Mit 215 teils farbigen Abbildungen. In Pappe M. 25.—, in Ganzleinen M. 30.—. Delphin-Verlag, München.

Je mehr unsere jetzige Generation in der bisherigen europäischen Kunst nicht mehr die Erfüllung ihrer Sehnsucht fand, desto begieriger nahm man alles entgegen, was bei der Erforschung der außereuropäischen Menschheit an künstlerisch Merkwürdigem zutage trat. Und es kam da tatsächlich viel Bedeutsames zum Vorschein: eine bunte und vielgestaltige Kunst von einer ungeahnten Fülle der Formen und stärkstem Seelenleben. Eine riesige Literatur ist seitdem über dieses Thema entstanden. Diese zu einem grundlegenden Werke mit großem Geschick zusammengefaßt zu haben, ist das Verdienst des Verfassers. Er behandelt darin die Kunst des Paläolithikums, des Mesolithikums, des Neolithikums, der Bronze- und Eiszeit sowie der Völkerwanderungszeit in Europa; die Kunst der Buschmänner Südafrikas und der Polarvölker, der Australier, der Neger Afrikas, der Indianer Amerikas und der Ozeanier, die Kunst Kretas und Mykenäs, die Kunst von Benin (vgl. den illustrierten Aufsatz in diesem Hefte, S. 251 ff.) und die Kunst Mexikos und Perus. Ein gewaltiges Forschungsmaterial ist hier verarbeitet und unter einheitliche Gesichtspunkte gebracht. Manche Einzelheiten lassen natürlich auch andere Erklärungen und Deutungen zu; aber der Autor hat zweifellos eine ausgezeichnete Arbeit geleistet. Zugleich ist das Werk ein glänzendes Bilderbuch der primitiven Kunst mit einem seltenen Abbildungsmaterial in bester Wiedergabe. Die prächtige Ausstattung des Buches sei lobend erwähnt.

Josef Görres. Eine Auswahl aus seinen Werken und Briefen mit einer Einleitung, zahlreichen Bildern und Beilagen. Herausgegeben von Wilhelm Schellberg. In Ganzleinen M. 9.50. Gilde-Verlag, Köln 1927.

In diesem 600 Zeilen starken stattlichen Bande haben wir dem Geiste nach den ganzen Görres, wenn auch das Riesenwerk seiner Schriften ja natürlich nur in ausgewählten Stücken geboten werden kann. Dennoch ist außerordentlich viel des Besten, Kraftvollsten und auch heute noch Wirksamsten mit Geschick und Weitblick zusammengetragen in den Abschnitten: In Sturm und Drang (1797—1802) — Die Romantik und ihr Nachhall (1803—1831) — Das Vaterland (1810—1818) — Gesellschaft, Staat, Kirche (1819—1848). Diese chronologische Gruppierung ermöglicht es dem Leser, die innere Entwicklung des großen Publizisten eindrucksvoll zu erfassen. Welch ein Geist! Es tut unserer Zeit wahrlich gut, einmal die Welt und die Probleme des Lebens unter dem weiten Gesichtswinkel dieses Feuerkopfes zu betrachten. Der ganze Berg von deutschen Tageszeitungen, die im Laufe eines Jahres gedruckt werden, wiegt diesen einzigen Band an Gehalt nicht auf. Ich möchte jedem deutschen Mann dieses prächtig ausgestattete Görres-Buch als Jahreslektüre in die Hand geben.

Kaiser Friedrich II. Von Ernst Kantorowicz. Brosch. M. 14.50, Ganzleinen 17.50. Verlag Georg Bondi, Berlin 1927.

Darstellungen wie diese Lebens- und Zeitgeschichte des großen Hohenstaufers sind selten. Hier ist durch tiefstes Eindringen in die gärenden und treibenden Kräfte, die den Geschichtsverlauf jener Weltwende bestimmten, ein bewundernswert unparteiisches Werk entstanden. Das tragende Gerüst der historischen Tatsachen, das der Verfasser aus souveränem Wissen mit fachlicher Gewissenhaftigkeit errichtete, ist mit einem solchen Reichtum weltgestaltender Ideen und kulturgeschichtlicher Bilder umkleidet, daß man bei der Lektüre dauernd den Eindruck eines großartigen Kunstwerks erlebt. Hier sind fast die letzten Reste nationaler und konfessioneller Befangenheit überwunden; wir haben in diesem Geschichtsbild der Hohenstaufen-Endzeit die Erkenntnis eines ganz und ausschließlich der Erforschung der Wahrheit Dienenden, der fern von den politischen Leidenschaften und modischen Phrasen unserer Zeit mit der Sorgfalt des formenden Künstlers die Vergangenheit vor uns erstehen läßt. Und an seiner Darstellung ist alles lebendig und anschaulich. Wie prachtvoll ist z. B. die Kaiserkrönung Friedrichs II. zu Rom geschildert! Am meisten aber hat sich der Verfasser die klare Herausarbeitung der geistigen Triebkräfte dieses weltgeschichtlichen Kampfes zwischen Papsttum und Kaisertum in Europa angelegen sein lassen: er hat die feinsten Fäden des Geschichtsgewebes bloßgelegt.

Alte Taufgebräuche / Von Dora Zantner

In alten Zeiten begleiteten den Eintritt des kleinen Erdenbürgers in das Leben viel mehr Bräuche und Festlichkeiten als in unseren nüchternen Tagen. Da schlugen die Wogen der Fröhlichkeit gar hoch, zumal die ganze Sippe, alle Vettern und Basen, Bäslein und Nachbarsleute an dem freudigen Ereignis teilnahmen, es gleichzeitig und ausgiebig als ein solches für sich selbst betrachteten.

Kein Wunder also, daß manch ein Geldbeutel eines glücklichen Vaters oder Gevatters bei solcher Geschichte etwas schmal geworden, — und die hohe Obrigkeit, ängstlich bemüht und besorgt um den Wohlstand ihrer Untertanen, glaubte, sich schon beizeiten einmischen zu sollen. — In verschiedenen deutschen Ländern trug man, um die ganze Taufe damit tunlichst auf den Abend hinzuziehen, den Täufling mehr in den späten Nachmittagsstunden zur Kirche, bis eine gestrenge Verordnung alle Kindstaufen bis längstens um 2 Uhr nachmittags ansetzte. Diejenigen, die ohne ganz erhebliche Ursache zu spät kamen, besonders Schlaumeier, die durch Aufhalten der Uhr sich eine Ursache dazu auszuknobeln suchten, verfielen auch einer Strafe von 1 fl. rheinisch. — Sowohl bei der Taufe als auch beim ersten Ausgang der Wöchnerin nach dem Kindbett veranstaltete man gerne, auch um den hilfsbereit gewesenen Nachbarinnen sich erkenntlich zu zeigen, sog. Kindschenkmahlzeiten, die von wegen ihrer ungeheuren Dehnbarkeit bei 3 fl. Strafe glatt verboten werden mußten. Lediglich „den zur Tauff geladenen Weibern" erlaubten die hochweisen Herren Räte einsichtsvoll „als höchstes eynen Caffee und gebachenes". Bei den Reichen durfte noch dazu Kuchen und weißes Brot, auch „ayn wein" gereicht werden, bei den Unbemittelten aber nur ein einfacher Trunk und Brot.

Pst! Bubi schläft!

Beim sog. Gevatterbitten war es Sitte bei unseren Urahnen, ein etwas reichliches Tractement zum besten zu geben, das sie „eyr und schmaltz" benamseten, das aber gleichfalls mit 2 fl. rheinisch „zu Pön" abgesetzet ward. Wie man auch öffentlich bestimmte, daß „jede Klasse bey ihres gleichen bleiben, also niemand von höherer Stellung und Stand um Gevatterschaft angehen solle und junge personen unter 15 Jaren nit zu Gevatter zugelassen seynd".

Nun war es weithin Brauch, daß Gevatterleute sog. „Dotenhemmeter" ihren Doten (d. h. Patenkindern) schenkten, um die Kleinen zur Taufe recht nobel auszustaffieren; aber auch dies harmlose Geschenk stach schon den hohen Herren in die Augen. Allem Anschein nach, um den dabei eingerissenen Luxus zu dämmen, auch um dadurch gleich den notwendig gewordenen Gevatterwein, die zu spendierenden Lebkuchen, Konfekte „und sonst was" als Gegengabe zu unterbinden, stellten die gestrengen Herren auch diese „Vergehen" unter Buße von 5 fl., „nach Befinden auch höher".

So war es fast natürlich, daß man alle Wege krumm, wenn es nicht gerade ging, einschlug, um dem kleinen Dotenkindlein ein Liebes zu erweisen und die Taufe doch nicht ganz „ohne" verlaufen zu lassen, und man begann, dem Taufdoten etwas heimlich einzubinden. Dieses „Eingebinde" hat sich in vielen Gegenden bis heute erhalten. Flugs ward auch diese „heimliche Liebe" von den gestrengen Oberen auszurotten versucht. Auch das Spendieren von Dotenkuchen und anderen Kindbettgaben, von Angebinden zu Geburts- und Namenstagen, zu Neujahr und dergleichen. Geschenke bei Besuchen der jungen Mutter und „auch sonst" mußten unter allen Umständen vermieden bleiben, wollte man nicht dieserhalb bei Übertretung, und zwar nicht nur der Geber, sondern auch der Nehmer für den gut gemeinten Freundschaftsdienst 2 Gulden dem öffentlichen Säckel zu Nutz blechen. Das „erstemal Gevatterstehen" wurde vor dem eingerissenen, oft schon recht derben „Hänseln" durch die lieben Nachbarn und „Spezeln" geschützt, auch die zum erstenmal zur Kindstauf gelangenden, also die jungen Eltern, dem allgemein üblichen Brauch des „Einstandes" enthoben, der für viele sich zu einer ziemlich kostspieligen Sache auswuchs. Der Gemeindesäckel öffnete sich sofort, wenn solch eine Sparsamkeitsverordnung überschritten ward — hungrig, wie er ja immer ist —, um zwei Gulden Strafe zu schnappen.

Auch durfte, wenn das Kleinchen bald nach der Geburt verstarb, der Gevatter nicht seinem „Dotla" das Sterbkleidchen oder ein Kränzlein oder gar das Särglein machen lassen oder „sonst was" tun. „Man" versah sich vielmehr — und das ist sehr anzuerkennen — von den Taufzeugen und Gevattern, „daß sie statt alles dies in unnötigen und die gevatterschafften nur lästiglich machenden auffwands, den Kindern, wenn sie je in dürfftige Um-

1. Strickkleidchen für kühle Tage

ständ, sonders in den Waisenstand khommen solten, alsdan nach irem diesfallsigen freyen und christlichen willkühr mittleidige Hilff erweissen".

Und diese Erwartung setzt alle Verbote in ein anderes Licht. Wenn es nun auch scheinen wollte, als hätte sich die liebe Obrigkeit ein bißchen allzuviel um ihre Untertanen gekümmert, so war dies doch eigentlich recht gut gemeint, zumal in Zeiten der Not, die allerorts weise Sparsamkeit heischte, und jene Verbote waren auch einer gar oft nur zu sehr mißverstandenen klugen Voraussicht jener gestrengen Herren entsprungen, deren Sorge um den Wohlstand des Volkes unverkennbar gepaart war mit einer niemals wegzuleugnenden warmen Menschenliebe und weisen Fürsorge für die Kinder.

*

Zu den Abbildungen:

1. Aus grüner Wolle wird das Leibchen gestrickt, eine rechte, eine linke Masche; Ärmel extra angesetzt. Das Röckchen glatt aus weißer Wolle mit grünem Rand. Darauf bunte Sträuße in Kreuzstich verstreut.

2. Besteht aus dicker weißer Wolle in festen Maschen oder chines. Häkelstich. Zum Schluß werden bunte Wollblumen aufgestickt.

*

Phot. Hanni Schwarz.

Du und dein Kind

Versetze dich in seine Lage, aber mute ihm nicht zu, sich in die deinige zu versetzen!

*

Sei mit ihm jung, aber erwarte nicht, daß es mit dir alt sei!

*

Freue dich mit ihm, aber begehre nicht, daß es mit dir trauern möge!

*

Verlange von zehn Jahren nicht tausend Wochen!

*

Erlaube nicht abends, was du morgens verboten hast!

*

Strafe dein Kind nicht lächelnd!

*

Vergiß nie, daß deine Kinder einst den Ihrigen von dir erzählen werden!

*

Sorge dafür, daß deine Kinder deinen Unwillen mehr fürchten als die Strafe!

*

Wisse, daß sie dir einst die Grabschrift schreiben werden!

Oskar Klein.

2. Gehäkeltes Sommerkleidchen

1. Der Schmuck für die Braut

2. Brautkleid mit nachschleppendem Schleier

Das Brautkleid

Nichts ist so sehr gerechtfertigt als eine gewisse Prachtentfaltung bei jenem Kleidungsstück, das die Frau zu dem wichtigsten Schritte in ihrem Leben, der Hochzeit, trägt. Große Feste wollen stets durch äußerlichen Prunk verschönt sein, um so mehr also das Hochfest des Herzens, das der Auftakt zu einer glücklichen Daseinswende werden soll. Da hüllet euch in Spitzenschleierwolken, ihr lieblichen Bräute; was würde euch schöner kleiden als diese unschuldsweiße, rieselnde Flut, die Gesicht und Gestalt wie ein Mantel der Reinheit anmutig umwallt. Und wählet den köstlichsten Stoff, den eure Mittel verstatten; feine weiche Seide schmiegt sich am herrlichsten dem Körper an. Aber vergesset nicht, daß einer christlichen Braut die edelste Würde geziemt, daß sie nicht im kniekurzen Röckchen mit tiefem Halsausschnitt und kurzen oder gar keinen Ärmeln zum Altare treten darf.

Wir zeigen hier zwei kostbare Brautkleider, die sich aber auch aus billigerem Material nacharbeiten lassen. Abb. 2 besteht aus Crêpe de Chine und rundausgebogten Tüllspitzen. Der in Fältchen gezogene Zweistufenrock ist der blusigen Taille untergesetzt. Die langen weiten Ärmel sind in Ellbogenhöhe durch Spitzenagraffe gerafft. — Abb. 3 ist aus weißer Aimure-Seide mit Plauener Spitzen in neuester Machart hergestellt. Von besonders vornehmer Wirkung ist die ausgearbeitete Taille ohne jeden Zierrat, welcher man rückseits die langfließende Schleppe aus dem gleichen Seidenstoff ansetzt. Und sehr hübsch machen sich die Spitzenärmel. An beiden Kleidern sind Myrtenzweiglein geschmackvoll verstreut angebracht.

Der Schleier wird jetzt, wie aus Abb. 1 ersichtlich, kappenartig aufgesteckt. Ein ganz schmales Myrthenkränzlein schmiegt sich wie ein Stirnband um den Kopf. C. A.

3. Vornehmes Brautkleid mit langer Schleppe

*

Photographische Aufnahmen: Hanni Schwarz, Berlin.

Vom heilsamen Holunder

Dem Hause am nächsten stand in den guten alten Zeiten der Holunderbusch; jetzt ist er vielfach verdrängt und ausgerottet. Es sollte kein Wohnhaus geben, wo er nicht gleichsam als Hausgenosse in der Nähe wäre oder wieder in die Nähe gezogen würde; denn am Holunderbaum sind wirksam die Blätter, die Blüten, die Beeren, die Rinde und die Wurzeln.

Zur Frühlingszeit sucht die kräftige Natur manche Stoffe, die sich im Körper den Winter über angesammelt haben, zu entfernen. Wer kennt nicht diese Zustände, die sogenannten „Frühlingskrankheiten", wie Ausschläge, Diarrhöe, Kolik und ähnliches?

Wer durch eine Frühlingskur Säfte und Blut reinigen und verlegene Stoffe in leichter und natürlicher Weise ausscheiden will, der nehme sechs bis acht Blätter des Holunderbaumes, schneide sie klein, wie man Tabak schneidet, und lasse den Tee etwa 10 Minuten lang sieden. Dann nehme er in der ganzen Kurzeit täglich des Morgens nüchtern eine Tasse solchen Tees, eine Stunde später sein Frühstück.

Den einfachsten und wohl den besten Blutreinigungstee gibt uns aber der Holunderbaum selbst. Nicht umsonst stand der Holder vor fünfzig und sechzig Jahren in solch hohem Ansehen bei unseren Eltern; da durfte bei keinem Hause der Holunderstrauch fehlen, und es gab wohl keinen Haushalt, in dem nicht für den Winter gesorgt war. Bei meiner seligen Mutter stand der Holder in großen Ehren, sie hat den Tee von Blättern und Blüten und die Beeren sorgfältig aufgehoben und im Frühjahre regelmäßig eine solche Kur durchgemacht. Was in andern Gegenden die Trauben bedeuten, das sind in unserer Gegend die Holunderbeeren. Man macht anderswo kostspielige Traubenkuren durch. Uns Landleuten hat der Herrgott den Holunder gegeben; damit machen wir diese Kur wie jene mit den Trauben.

Gräbt man die Wurzel aus und schneidet sie in Stücke, so kann man ein Tränklein davon kochen, das unschätzbar ist für Wassersüchtige und für solche, die das Maß der erlaubten Korpulenz überschritten haben und die gern wieder hübsch schlank werden möchten.

Im Schatten des Holunderbaumes

Aus Holderblättern kocht man Tee gegen innere Hitzen. Die Blätter werden klein geschnitten und ungefähr zehn Minuten gesotten. Man macht in diesem Falle eine kleine Kur durch, indem man wöchentlich drei bis vier Tassen dieses Tees trinkt und so vier bis fünf Wochen fortmacht. Der Tee läßt sich an einem kühlen Orte ganz gut einige Tage aufbewahren. Noch besser wirkt und schmeckt er, wenn man ihm einige Löffel guten Honigs zusetzt. Auch zur Bereitung von Speisen verwendet man Holunderblüten. Unsere Vorfahren haben gerne sogenannte Holunderknödel gemacht, und mich hat's jedesmal gefreut, wenn meine Mutter solche bereitet hat. Aber man hat auch Holunderküchlein gebacken, und wer kennt nicht deren Wohlgeschmack?

Auch die Holunderblüte reiniget, daran zweifelt niemand, und es wäre gut, wenn in jeder Hausapotheke eine Schachtel gedörrter Blüten aufbewahrt würde. Der Winter ist lang, und es kann Fälle geben, in denen ein derart lösendes und schweißtreibendes Mittelchen überaus treffliche Dienste leistet. Schaden kann solcher Tee niemals bringen.

Die Beere, welche zur Herbstzeit häufig gekocht und als Brei, als Mus gegessen wird, wurde von den Alten hochgeschätzt als Blutreinigungsmittel. Meine selige Mutter hat alle Jahre vierzehn Tage bis drei Wochen lang eine solche Holunderkur vorgenommen. Die vorzügliche Wirkung des Holunders war der Hauptgrund, weshalb unsere Altvordern noch vor 50 bis 60 Jahren mindestens ein paar Holunderbäume vors Haus pflanzten.

Vor mehreren Jahren kam ich in ein österreichisches Alpenland. Da sah ich zu meiner großen Freude auch den Holunderbaum noch in Ehren halten. „Ja daran", sagte mir ein alter Bauer, „lassen wir keine Beere zugrunde gehen." Wie einfach, wie vernünftig! Die Vögel selbst, ehe sie ihre Herbstwanderung antreten, suchen noch überall den Holunderbaum auf, um ihr Blut zu reinigen und ihre Natur zu weiten Wanderungen zu stärken. Wie schade, daß der Mensch alle diese Naturtriebe, „den gesunden Sinn" vor lauter Kunst und Gekünsteltem nicht mehr fühlt und achtet!

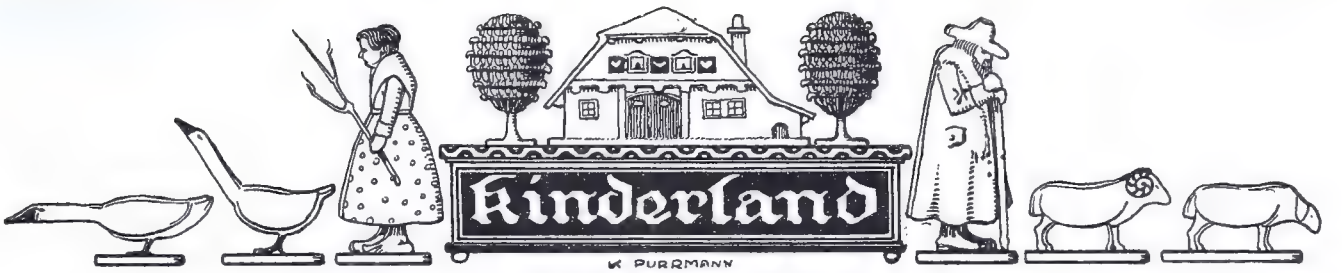
Wird die Beere mit Zucker oder besser mit Honig eingekocht, so dient diese Masse zur Winterszeit besonders solchen Leuten vorzüglich, die wenig Bewegung haben, die mehr zu ruhiger, sitzender Lebensweise verurteilt sind. Ein Löffel voll von solchem Eingekochten in ein Glas Wasser gerührt, gibt den herrlichsten Kühl- und Labetrunk ab, reinigt den Magen, wirkt auf Urinausscheidung und günstig auf die Nieren.

Viele Landleute dörren die Beeren. Verkocht man sie zu Brei oder siedet man sie ab zu Tee oder ißt man sie dürr, in allen Formen wirken sie sehr gut bei heftiger Diarrhöe. Die Rinde hat ebenfalls ihre Bedeutung. Wenn man die graue äußere Rinde wegschabt, dann kommt eine schöne grüne Rinde zwischen der obern und dem Holz. Wer einen schlechten Magen hat und Tee von dieser Rinde trinkt, wird bald die gute Wirkung verspüren; dieser Tee räumt nämlich mit den schlechten Magensäften auf und treibt sie hinaus. Man kann diesen Tee auch als gelindes Brechmittel sehr gut nehmen.

In meiner Jugend war man mit der Grippe sehr vorsichtig. Man mußte sogleich ins Bett und Sorge tragen, daß der Krankheitsstoff ausgeschwitzt werde, daß man also bald in Schweiß kam. Da gab man dem Kranken eine ordentliche Tasse Tee aus Holderblüten, mit Wollblume gemischt, so warm er ihn nur vertragen konnte. Wenn der Tee in den Magen kam, erzeugte er eine große Wärme im ganzen Körper und der Kranke kam bald in Schweiß. Dann gab man ihm nochmals eine Tasse Tee und eine dritte auch noch, so daß zwei bis drei Tassen innerhalb eines halben bis ganzen Tages getrunken wurden. Zudem legte man womöglich noch ein zweites und drittes Bett über, und wenn dann der Schweiß recht übelriechend wurde, sagte man: „Die Krisis ist überstanden, die Grippe hat keine Kraft mehr." Der Kranke blieb noch einen oder zwei Tage im Bette liegen, und die Geschichte mit der Grippe war vorbei.

Wer durch einen Luftzug die Augen erkältet hat und dadurch Augenkatarrh bekommt, der brennende Schmerzen, rote Lider usw. verursacht, der mache einen Absud aus Holunderblüten. Man nimmt fünf bis sechs Blätter und zerdrückt dieselben, bis sie feucht werden. In den Absud, zu dem man wenig Wasser nimmt, taucht man ein Tüchlein und legt dieses auf die kranken Augen. Das nimmt die Hitze und leitet die Krankheitsstoffe aus, daß es eine Freude ist.

Aus: „Das große Kneipp-Buch".
Verlag Kösel & Pustet, München.



Die drei wanderlustigen Schnecken / Von Johanna Weiskirch

Es waren einmal drei Schnecken: Jungfer Schnick, Jungfer Schneck und Jungfer Schnack, die aber ganz und gar nichts Altjungferliches an sich hatten, obschon sie über die erste Jugend längst hinaus waren. Sie waren im Gegenteil sehr lustig und guter Dinge und wanderten froh durch die Welt. Sie waren auch gut zu Fuß und kamen, obschon sie ihre Häuser immer auf dem Rücken mitschleppen mußten, an manchen Tagen mehr als hundert Nasenlängen weit. Dabei vertrugen sie sich recht gut, waren nur selten einmal zweierlei, und noch seltener dreierlei Meinung.

In ihren Kreisen waren sie wegen der Bildung und dem Wissen, was sie sich angeeignet hatten, sehr geehrt und geachtet, wurden aber auch beneidet. Das war ja nun nicht recht; denn Feld, Wald und Wiesen standen auch allen anderen Schnecken offen, nur waren sie zu faul, es den drei Wandervögeln nachzumachen, die bei allen Visiten so viel und interessant zu erzählen wußten, daß das rechtzeitige Aufbrechen oft verzögert und deshalb manche Schnecke von irgendeiner Eule als Abend-Leckerbissen verspeist wurde.

Die Jungfern Schnick, Schneck und Schnack hatten immer Glück gehabt, wenn sie von Schnecken-Festlichkeiten sattgefuttert und müdgeredet zu später Abendstunde heimkrochen.

„Ach, die Nachteulen haben viel zu viel Respekt vor uns", meinte einmal Jungfer Schnack, worauf ein Uhu, der das hörte, vom Baume herunterrief: „Ihr seid im Irrtum, Jungfern, wir lassen euch ungefuttert, weil ihr so schwer an Weisheit und Klugheit seid, daß man Magendrücken von euch bekäme. Ja, ja! Uhu! Uhu—u! Uhu—u—u—uuuuu!"

Eines schönen Frühlingstages, als die drei Freundinnen wieder einmal einen fünfzig Nasenlängen weiten Weg machten und die älteste, die Jungfer Schnick, ziemlich schweigsam war, fragte Jungfer Schneck: „Was ist denn heute mit dir los? Fehlt dir etwas, liebe Schnick?"

„Fehlen tut mir nichts, aber ich möchte euch heute eine Idee von mir unterbreiten, die mir schon lange im Kopfe herumgeht."

„Eine Idee?" fragten die beiden anderen wie aus einem Munde.

„Jawohl, eine kühne, großartige Idee, deren Ausführung uns im ganzen Schneckenreich für alle Zeiten unsterblich machen wird."

„So spanne uns doch nicht länger auf die Folter!" riefen die Jungfern Schneck und Schnack, gingen nicht weiter vom Fleck und richteten sich erwartungsvoll mit hochgereckten Fühlern empor.

Jungfer Schnick tat desgleichen und sagte: „Also, hört, geliebte Freundinnen und Wandergefährtinnen, ich mache den Vorschlag, daß wir, so lange wir uns noch in den besten Jahren befinden, einmal den Pilz-Chimborasso besteigen. Was meint ihr dazu?"

Die Jungfern Schneck und Schnack waren erst so sprachlos vor Verwunderung über ihrer Freundin Idee, daß sie gar nichts sagten. Aber das dauerte nicht lange, da waren sie Feuer und Flamme dafür. In der ganzen Sippe gab es eine ungeheure Aufregung, als man von dem ungeheuerlichen Plan der drei wanderlustigen Jungfern hörte.

So eine Kühnheit war denn doch noch nicht dagewesen! Auf den Pilz-Chimborasso steigen zu wollen! Sollte man's für möglich halten? Einstweilen glaubte man noch nicht recht an die Ausführung, aber eines Tages mußte man es doch tun. Da nahmen die drei mutigen Jungfern Abschied und begaben sich auf die Wanderschaft.

Fünfhundert Nasenlängen betrug der Weg, den sie vor sich hatten, und der Pilz-Chimborasso sollte deren achthundert hoch sein, wie im Schnecken-Reisebuch stand, das Jungfer Schnick bei sich hatte. Es war wunderschönes Wetter, in Wald und Feld und Wiese war überall der Tisch mit den feinsten Leckerbissen bereit, und wenn die drei Jungfern müde waren, rasteten sie, wo es ihnen gerade bequem war. Nur einmal befanden sie sich in großen Nöten, aber auch die gereichten ihnen zum Vorteil. Sie waren vom rechten Wege abgekommen und beratschlagten auf einer Waldlichtung, neben der ein Quellchen lustig aus einem Berge sprang, was sie nun anfangen sollten.

Da raschelte es auf einmal in den Farren am Berge, und vor ihnen stand ein putziges Männchen mit einem bis auf die Erde reichenden Bart und sagte: „Schönen guten Tag, meine Damen, mir scheint, Sie haben sich verirrt. Wo wollen Sie denn hin? Vielleicht kann ich Sie auf den rechten Weg führen."

„Wir wollen den Pilz-Chimborasso besteigen und haben scheint's die Richtung verloren", ergriff Jungfer Schnick das Wort.

„Allen Respekt!" lobte das Männchen. „So arg ist die Wegverfehlung aber nicht, beträgt vielleicht dreißig Nasenlängen."

Und wieweit haben wir noch bis zum Ziele?" fragte Jungfer Schnack. Das freundliche Männchen legte den Finger an die Nase, rechnete vor sich hin und sagte dann: „Erst geht's achtzig Nasenlängen rechts, dann fünfundsechzig links um die Ecke, dann siebenundfünfzig geradeaus. Sind Sie so weit, sehen Sie den Pilz-Chimborasso vor sich. Dicht am Ende Ihres Weges wohnt mein Vetter, der Gnom Purzel, den Sie schönstens von mir grüßen könnten. Ich heiße Hatziputzi."

„Soll bestens besorgt werden!" riefen die drei Jungfern und folgten dem ihnen voranschreitenden Männchen, das ihnen die Richtung zeigte.

„Kommen Sie gut an und fallen Sie nicht vom Gipfel herunter, denn es wäre zu schade um so drei nette, liebenswürdige und mutige Damen!"

Die drei Jungfern lachten zu diesen Abschiedsworten des Gnomen Hatziputzi, daß die Häuser auf ihren Rücken ins Schwanken kamen. Sie winkten ihm zu bis sie ihn nicht mehr sahen, dann ging's so rasch als möglich weiter. In einem gefahrlosen Schlupfwinkel hielten sie noch einmal eine ausgiebige Ruhe, und waren dann, als die Mittagssonne ihr strahlendstes Gold ausgoß, am Fuße des in einem prächtigen Buchenwald aufragenden Pilz-Chimborasso angelangt. Staunend sahen sie zu seinem ragenden Gipfel empor und dann einander etwas zaghaft in die Augen. Und Jungfer Schnack meinte nach einem tiefen Seufzer: „Kinder, Kinder, ob wir diese Leistung vollbringen, wo wir unsere Häuser mitschleppen müssen, möchte ich etwas bezweifeln!"

„Ja, ja, es muß gut gehen, wenn wir in unserer Sippe anstatt unsterblich nicht unsäglich lächerlich werden sollen!", rief Jungfer Schneck. Ehe noch Jungfer Schnick ihrer Entrüstung

über die Mutlosigkeit der beiden Gefährtinnen Luft machen konnte, rief eine freundliche Stimme vom Gipfel des Pilz-Chimborasso herab: „Die Sache ist nicht so gefährlich, wie sie von unten aussieht, meine Damen. Nur Mut, ich helfe ein bißchen, indem ich Sie an meinem Seil heraufziehe, wenigstens so gut ich kann. Aber vespern Sie erst gut, denn hier oben gibts nichts zu futtern, das Pilz-Chimborasso-Hotel wird noch gebaut."

Jungfer Schnick hatte sich zuerst von ihrem Erstaunen über die unerwartete Stimme von oben erholt und rief nun herauf: „Sagen Sie mal, Sie guter Freund, sind Sie vielleicht zufällig der Gnom Purzel, der Vetter vom Haßiputzi?"

„Jawohl, stimmt ganz genau. Aber woher kennen Sie denn den?"

„Der half uns auf den rechten Weg hierher und läßt schön grüßen!"

„Dann ist ja alles in bester Ordnung!" klang's zurück. „Stärken Sie sich nun, inzwischen rolle ich mein Seil herunter und der Aufstieg kann beginnen. Und noch einmal: Guten Mut, meine Damen!"

Nach einer halben Stunde langte Jungfer Schnick als erste dank der Hilfe des freundlichen Purzel wohlbehalten oben an, und bald auch die beiden Genossinnen. Hei, war das eine Aussicht vom Gipfel des hohen Berges! Purzel, ein sehr kluges, bewegliches Männchen, gab den drei Jungfern die notwendigen Erklärungen. Er wußte alle die kleineren und kleinen Pilzberge mit Namen zu benennen, die man vom Pilz-Chimborasso aus sah, auch die Täler, Flüsse und Wasserfälle dazwischen und schließlich kannte und nannte er alles, was in der Luft umherflog und tief unten kroch. Die Jungfern waren hochbeglückt und dankten Gnom Purzel ein über das andere Mal.

Viel zu früh für den Wissensdurst der drei Bergsteigerinnen mußte an den Abstieg gedacht werden, der sich mit des Gnomen Seil glatt vollzog. Dann folgte auch Purzel, der es sich nicht nehmen ließ, die Jungfern in seinem Heim zu bewirten, ehe sie nach einem köstlichen Schlafe den Rückweg antraten.

„Nun, war es nicht eine glänzende Idee von mir, den Pilz-Chimborasso zu besteigen?" fragte Jungfer Schnick, und die beiden anderen nickten, und Jungfer Schnack meinte: „Es bildet doch nichts mehr als das Herumwandern in der Welt. Nur dadurch bekommt man einen weiten Blick!"

„Recht hast du!" gab Jungfer Schneck zu.

Wie man sich denken kann, stieg das Ansehen der drei kühnen Jungfern, als sie glücklich heimgekehrt waren, in ihrer Sippe noch ganz gewaltig. Und noch heute, lange Jahre nach ihrem Ende, das sie tragischerweise doch noch im Bauche einer gefräßigen Eule fanden, erzählt man sich staunend und ehrfürchtig von ihrer Bildung, ihrem Wissen und ihrem unerreichten Mute, den sie bei der Besteigung des Chimborasso bewiesen haben.

Apfel und Apfelsine / Von Jutta Wilfing

In dem Korbe einer Obstlerin lag ein Apfel. Freilich nicht dieser einzige, denn was hätte sie mit einem Apfel auch anfangen sollen? Es lagen da viele beisammen, aber der eine Apfel war, weil er der schönste schien, obenauf gelegt, wie dies die Obstlerinnen gern zu tun pflegen, um Käufer anzulocken. Und weil unser Apfel nun obenauf gelegt war, so glaubte er nicht anders, als er sei der Höchste unter seinesgleichen und über die andern als ihr Präsident gesetzt. — „Ich präsidiere," sagte er, „ihr seht es ja, ihr müßt still sein und euch ducken, denn ich sitze obenauf." — Während er noch über sich und seinen eigenen Wert nachdachte und dabei zu dem Schluß kam, daß er ein ganz besonders feines Exemplar seiner Gattung sein müsse, entdeckte er drüben am andern Ende des Verkaufsstandes eine Apfelsine. Die war nun allerdings die einzige und letzte, denn als die Händlerin vorhin alle übrigen verkauft hatte, war sie unter das Pult gerollt und eine ganze Zeitlang nicht zu finden gewesen. Nun lag sie einsam und unnahbar da und sagte sich: Ich bin gewiß noch zu Höherem bestimmt, weil mich die Frau mit ihren groben Fingern nicht mit in die Düte warf.

Chinesenkinder beim Glöckchenspiel

Mitten in diese Gedanken hinein hörte sie sich angerufen: „Fräulein Apfelsine"! Überrascht und zugleich abweisend blickte sie um sich. Hier in dieser ordinären Gesellschaft von Rüben und nach Erde duftenden Rettichen, unfrisierten Kohlrosen und schmutzigen Kartoffeln konnte doch eigentlich niemand so dreist sein, sie anzureden. Sie mußte sich getäuscht haben. Aber, rief es da nicht schon wieder, und zwar vom andern Ende des Standes: „Fräulein Apfelsine?" Nein, das war keine Täuschung. Und jetzt sah sie auch den Kecken, der das gewagt hatte. Es war der rotbackige Apfel, der in seinem Korbe obenauf lag. „Sie wünschen?" fragte sie sehr zugeknöpft. — „Mein Name ist Apfel", sagte er, „und da denke ich, weil Sie doch Apfelsine heißen, Sie wären die richtige Frau für mich. Ich bin Präsident dieses Korbes und werde jeden Morgen von der Händlerin mit einem eigenen Tüchlein besonders blank poliert, denn die Frau ist zu meiner Bedienung da, müssen Sie wissen, woraus hervorgeht, daß ich sehr fein bin."

„Pah," sagte die Apfelsine, „Sie sind gar nicht fein, sondern ein ganz alberner Prahlhans. Wenn Sie sich einbilden, daß ich Ihre Frau werden könnte, so irren Sie sich gewaltig. Ich würde nie und nimmer einen solch rotgesichtigen Bauerntöffel nehmen, wie Sie einer sind. Was übrigens meinen Namen anbelangt, so nennen mich nur gewöhnliche Leute Apfelsine, in Wirklichkeit heiße ich Pomeranze. Außerdem bin ich von Haus aus sehr reich, denn ich besitze inwendig goldene Körner und nach meiner Hautfarbe zu schließen, stamme ich vielleicht gar aus China. Man denke sich nur einmal zwei geschlitzte Augen in mein Gesicht und die Chinesendame ist fertig. — Nein, mein Lieber, ich bin eine exotische Frucht und jedenfalls zu fein für einen ganz gemeinen deutschen Apfel, wie Sie es sind." — Der Apfel konnte darauf nichts erwidern, und so schwiegen sie beide. Bald nachher kam ein kleines Mädchen und kaufte ein halbes Pfund Äpfel. Eigentlich wollte die Händlerin den, der obenauf saß, nicht mit in die Düte tun, aber die Kleine tippte mit den Fingern daran und sagte: „Gerade den da möchte ich." Da mußte sie sich denn wohl oder übel dazu entschließen, auch ihn mitzuverkaufen. Als die Kleine gezahlt hatte und mit ihrem Einkauf eben abziehen wollte, fiel ihr Blick auf die einzelne Apfelsine. — „Was kostet denn diese?" fragte sie und zeigte auf die Frucht. „Na, weil's die letzte ist, einen Groschen", meinte die Händlerin, und so wurde sie dicht neben den Apfel in die Düte gelegt. „Nur einen Groschen," sagte der geringschätzig, „da können Sie nicht so weit her sein, mein Fräulein." Ein feindseliger Blick war die Antwort. Die Kleine aber biß herzhaft erst in den Apfel, zog dann der Pomeranze das gelbe Röcklein aus, kostete auch von ihrem Fleisch und sagte anerkennend: „Hm, die sind aber fein!" — Nach diesem unparteiischen Urteil verschwanden sie im Mäulchen der Kleinen und wurden nicht mehr gesehen.

*

Einer alten Sage nach, die in Thüringen herrscht, darf keine Mutter, deren Kind gestorben ist, vor dem Johannistag Erdbeeren essen, denn an diesem Tage führt die Himmelsmutter Maria ihre Kinder in die Erdbeeren. Haben die Mütter aber schon vorher Erdbeeren gegessen, so sagt die heilige Jungfrau zu dem Kinde: „Bleibe zurück, deinen Teil hat deine genußsüchtige Mutter schon gegessen!", und das Kind muß daheim bleiben. Oskar Klein.

Herausgeber und verantwortlicher Hauptschriftleiter: Dr. Alfons Heilmann, München, Lachnerstraße 10, Tel. 61 406.
Druck und Verlag von Josef Kösel & Friedrich Pustet, München, Kaiser Ludwigsplatz 6.
Manuskripte und Besprechungsexemplare an: Schriftleitung „Deutscher Hausschatz" München, Lachnerstr. 10.
Nachdruck aller Beiträge verboten. — Alle Rechte vorbehalten.

Kunstbeilage zu „Deutscher Hausschatz / Sonntag ist's"

Druck von Josef Kösel & Friedrich Pustet, Kempten

Karl Philipp Fohr: Romantische Berglandschaft in Italien

Buonaventura Genelli — Abraham und die drei Engel

Der Pfarrer vom blühenden Weinberg

Roman von Felix Timmermans

Fortsetzung

Es wird Abend. Die Dämmerung kommt herein und läßt das Licht aufleuchten vor dem weißen Madonnenbild. Der Pfarrer schreitet auf und ab in der Stube, bleibt manchmal am offenen Fenster stehen und betrachtet die kleine, von zirpenden Schwalben umkreiste Kirchturmspitze. Die Blumen schließen sich und verschwinden in der samtenen Dämmerung. Er hat nun einen Entschluß gefaßt, und er ist dem Herrn wirklich dankbar dafür.

Er hat Sophie beauftragt, Leontine zu rufen, die heute Mittag auf ihr Zimmer gelaufen ist und sich noch nicht hat blicken lassen.

In ihm herrscht nun Klarheit, er weiß, was er zu tun hat, aber doch klopft ihm das Herz, als er im Gang Leontinens Schritt vernimmt. Angstlich und verlegen tritt sie ein.

Dem Pfarrer wird es trocken in der Kehle, er vermag nur mit Mühe den Speichel hinunterzuschlucken. Aber plötzlich kommt er lebhaft auf sie zu, er möchte ihre Hand fassen, findet es aber ratsamer, das nicht zu tun. Seine hagere Gestalt bleibt vor ihr stehen, und sie wagt nicht, ihn anzusehen.

„Höre", sagt er, bebend im Anfang, aber dann fester und männlich, gestärkt durch seine Überzeugung, „Leontine, ich habe diesen Brief gelesen, und du ersiehst daraus, genau so gut wie ich, du brauchst dazu kein Theologe zu sein, daß Michael nie gläubig werden kann . . . außer durch ein Wunder. Aber darauf können wir nicht warten. Es ist immer dasselbe, was ihn daran hindert, und es wird immer dasselbe bleiben. Er ist eine jener bedauernswerten Dämmerseelen, halb Licht, halb Dunkel; und diese ändern sich weniger als die verstockte Seele eines Verbrechers oder eines Gottesleugners. Das sind die grauen Seelen, die ihre Sehnsucht nach Gott mehr lieben als Gott selbst. Sie lieben die Zerrissenheit mit starrem Eigensinn; wie er auch eigensinnig nicht zu dir kam, trotzdem er schon die Hügel sah. Er verlangte nach dir, aber er kam nicht; er verlangt nach Gott, aber er geht nicht zu ihm. Gott muß ihnen wie ein Stein aus der Luft in die Seele fallen, wenn sie ihn besitzen sollen, ebenso wie du ihm einen Brief schreiben mußtest, bevor er sich entschloß, dir zu schreiben. Dieser geringfügige Umstand, den er so ehrlich ist, dir zu erzählen, zeigt im kleinen, was er im großen ist.

Und darum muß es mit dieser Liebe ein Ende haben! Ein für allemal Schluß, fertig! Ich will es! Denn diese Liebe ist sündig und vom Übel! Und wenn du ihn noch so sehr liebst, als gläubiges Mädchen darfst du diese Beziehungen nicht fortsetzen, weder in äußeren Zeichen noch in Gedanken. Du und ich, wir haben beide versucht, ihn vom dunklen Weg abzubringen. Ich hatte gehofft, es zu können, aber es geht nicht. Ich habe mehr für ihn getan, als meine Pflicht und mein Recht war; und wenn er jetzt noch nicht hören will, was ganz offenbar der Fall ist, dann können wir es nicht ändern und müssen Gott selbst überlassen, zu tun, was er für gut befindet. Jedenfalls muß es nun mit der Liebe ein Ende haben, und du sollst nicht davon lassen, weil ich es dir jetzt als Priester sage, sondern das muß aus freiem Willen geschehen, mit vollem Bewußtsein und Überzeugung. Sonst bist du nicht des Namens einer Gläubigen würdig. Ich weiß, daß es schwer sein wird, aber du sollst den Mut nicht verlieren, nur wollen, und dich aufopfern, dein Leid und dein Kreuz tragen um der Liebe Gottes willen, du wirst deine Seele dadurch schöner machen. Denn hier stehen dir nur zwei

Wege offen. Du kannst auch deine Seele verderben. Wenn du durchaus in der Liebe zu ihm beharren und ihn nächstes Jahr, wenn du mündig geworden bist, heiraten willst, so kannst du das, aber dann verlierst du Gott, dann machst du aus deiner Seele ein Nest des Teufels. Auch das kannst du, es steht dir frei, es geht auf deine eigene Rechnung! Aber solange ich das Recht habe, über dir zu wachen, werde ich alles ins Werk setzen, um es zu verhindern! Doch ich weiß recht gut, daß du das nicht tun wirst, ich zeige dir nur den anderen Weg. Du bist zu fromm, hast eine zu reine Seele, um diesen anderen Weg einzuschlagen; aber dann mußt du dafür sorgen, daß nichts in dir übrigbleibt von dieser verbotenen Liebe, du mußt dich aufopfern, Kind; und wenn du es mit Hingabe tust, dann wird bald jeder Verdruß verschwunden sein, du wirst dich wundern, wie gnädig der Herr ist denen, die sich ihm anvertrauen.

Mit dieser Liebe ist es also aus..." Hier macht der Pfarrer eine Pause und sieht sie an. Er ist glücklich, ihm ist ein Stein vom Herzen gefallen. Aber sie antwortet nicht. Bleich und erschrocken bleibt sie stehen, verwirrt von all dem Furchtbaren, das mit plötzlicher Gewalt auf sie einstürmt. Der Pfarrer begreift, daß sie keine Worte findet; es ist reichlich viel für sie auf einmal, aber er kennt ihren Eifer und ihre schlichte Einfalt und ist überzeugt, daß sie sich mit Fleiß ihrer Aufgabe widmen wird. Er dringt denn auch nicht weiter in sie; er küßt sie auf die Stirn: „Denke sorgfältig darüber nach, mein Kind", sagt er gutmütig, „und bete zu Unserer Lieben Frau, sie wird alles ordnen und gutmachen. Schlafe wohl, ich gehe noch einmal auf den Hügel, ich brauche noch etwas Luft!"

Ja, er muß auf den Hügel gehen, er braucht Luft; sein Glück muß sich recken können, wie jemand, der schlecht geschlafen hat.

Dicke Rauchwolken paffend aus der langen Pfeife, besteigt er mit leichtem Schritt den Hügel, der schwarz im Abend vor ihm liegt.

Mit schlaff herabhängenden Armen bleibt Leontine auf derselben Stelle stehen und rührt sich nicht. Ihr ist, als ob das Gewaltige, das Furchtbare von vorhin sie noch immer umschleicht, schwere Steine aufbauend um sie, einen auf den andern, sie einschließend in einem dunklen Turm, aus dem sie nie wieder herauskommen wird.

*

In den vier letzten Tagen war sie bleich und still. Sie war kaum draußen, außer früh zur Messe und am Nachmittag eine Weile im Garten. Feierliche Entschlossenheit drückt sich aus in ihren Zügen und in ihrem Gang. Der Pfarrer, der sie im Auge behalten hatte, merkte das Ungewöhnliche und dachte ernst, aber beruhigt: „Es wird schon vorübergehen, es ist das Hinunterschlucken der bitteren Pille."

Der Pfarrer ließ sie gewähren, und auch sie berührte in keiner Weise seine letzte Unterhaltung mit ihr. Sie sprachen zueinander nur über gleichgültige, alltägliche Dinge.

Aber am vierten Tag, in den stillen Mittagsstunden, der Pfarrer schreibt gerade seine Predigt für den morgigen Sonntag, kommt Leontine mit einem Brief zu ihm. „Oheim," sagt sie mit klarer und fester Stimme, „soll ich noch etwas hinzufügen? Ist es so lang genug?"

Der Pfarrer liest verwundert und überrascht:

„Sehr geehrter Herr Michael!

Ich habe Ihren Brief erhalten. Ich habe ihn wiederholt gelesen, aber nach reiflicher Überlegung bin ich anderer Meinung geworden und finde, daß es wohl am besten ist, wenn wir unsere Beziehungen abbrechen. Ich sehe, daß es Ihnen nicht möglich ist, gläubig zu werden, und ich werde niemals einen Ungläubigen heiraten können. Das ist mir jetzt ganz klar geworden. Darum kann unser Verhältnis zu nichts führen und muß aufhören.

Wir müssen beide unseren eigenen Weg gehen. Ich tue es, und ich hoffe, daß Sie es auch tun werden.

Ihre ergebene
Leontine."

Der Pfarrer sieht sie vom Kopf bis zu den Füßen fragend an.

„Ist das dein voller Ernst?"

Sie blickt ihm fest und offen in die Augen, gibt aber keine Antwort.

„Kommt es dir von Herzen, Leontine, oder tust du es nur unter dem Einfluß meiner Worte?"

Sie blickt ihm immer noch gerade in die Augen und sagt entschlossen: „Gott kann nicht dulden, daß ich einen Ungläubigen heirate. Diese klare Einsicht verdanke ich deinen Worten."

Er kann es kaum fassen und sucht in ihrer Seele zu lesen; aber alles an ihr ist ruhige Entschlossenheit, der Klang ihrer Stimme, der feste Blick ihrer Augen, der ruhige Mund; und ihre Hände zittern nicht. Sie ist mutig durch und durch.

„Herrliches Kind," jauchzt er, „ich wußte nicht, daß du so stark warst... nein, das wußte ich nicht... ich hätte es nie vermutet... ich dachte, daß ich dich so allmählich hätte aufrichten müssen, wie ein Gärtner es mit einem schiefgewachsenen Baum tut."

Ein trauriges Lächeln spielt um ihre Mundwinkel.

„Liebes Kind," fährt der Pfarrer fort, „hätten wir das nur schon längst getan! Der Kummer wäre uns nicht so ins Haus gelaufen! Siehst du nun, daß Gott dir die nötige Kraft gibt, wenn du ihn mit heißem Verlangen rufst? Aber es ist doch schade, nicht wahr, um Michael, daß er nicht den Glauben . . ."

„Komm, Oheim, wir wollen nicht mehr darüber sprechen. Das ist nun vorbei", sagt sie kühl und düster.

„Liebes Kind, mein liebes Kind! Sieh, nun hast du mich wirklich ganz glücklich gemacht!" und er streichelt ihre Hände. „Und nun gehst du wohl wieder nach Hause, zu deinem Vater?"

„Oheim, laß mich noch ein paar Tage hier bleiben, ich fühle, daß ich noch frische Landluft brauche. Darf ich?"

„Solange du willst, gerne, mein Kind!"

„Dann bleibe ich, Oheim. Ich werde gleich an Vater schreiben, daß ich noch etwas bleibe. Willst du diesen Brief mit auf die Post nehmen, Oheim? Ich sehe, daß du auch welche fertig hast." Sie dreht sich um und geht.

„Wohin denn jetzt?"

„Ich will mein Kleid für morgen noch zurechtmachen, Oheim", und schnell geht sie davon.

„Wie hat sich die verändert," denkt der Pfarrer aufgeräumt, „wie stark ist sie und entschlossen! Das ist kein Kind mehr; es ist eine ganze Frau! Also, wir haben es geschafft!" Er reibt sich die Hände. „Wer hätte bloß gedacht, daß es so schnell gehen würde! Es schien so schwer und hat doch nichts auf sich! Wir haben nicht genügend Vertrauen, das ist unser Fehler. Ah! Ah! Nun ist diese drückende Geschichte zu Ende!"

Er will wieder an seiner Predigt arbeiten. Nein, es geht nicht. Nachher bei der Lampe! Es kribbelt ihm in den Fingern vor Freude. Er zündet seine lange Pfeife an, bläst dicke Rauchwolken vor sich hin und geht auf und ab. Ihm ist die Brust so weit wie ein Zimmer, das lange geschlossen war und nun dem Frühling offensteht.

*

Michael hat noch zwei lange Briefe geschrieben, aber keine Antwort erhalten.

Und doch fühlt er die Antwort, sie lautet: „Glaube!“ Er fühlt sie überall um sich herum wie eine quälende Gegenwart. Sie liegt wie ein Schimmer auf den Altertümern seines Ladens, auf alten Tellern und rissigen Gemälden; in der Abenddämmerung fließt der Glaube wie ein duftender Fluß durch die Straßen; die alten gekalkten Häuser mit ihren langen Gängen und knarrenden Treppen sind wie vom Glauben patiniert und übergossen; er singt aus den Türmen wie eifrige Bienen und gibt dem Treiben der Menschen einen schlichten Charakter — er spricht aus dem leisen Gang der Uhren, und vor allem rauscht er flehend empor hinter fernen, blauen Hügeln, wo ein zartes Mädchen vor Kummer um ihn vergeht.

„Glaube!“ Er weiß nicht, was mit Leontine geschehen ist. Er fühlt nur die unnatürliche Entschlossenheit ihres Briefes, in dem sie nicht einmal zu sagen wagt: „Wir wollen einander vergessen“, und das freut ihn sehr. Er weiß genau, ebenso sicher wie er seine beiden Hände sieht, daß sie ihn lieb hat wie nie zuvor und sehnsüchtig in die Ferne blickt, ihn erwartend mit dem Glauben im Herzen.

Und er ersehnt ihn, den Glauben! Er ist der goldene Schlüssel zum Haus seiner Liebe, zu dem Frieden seiner Seele. Er sucht ihn in den Teichen von Ruysbroeck, Thomas von Kempen, Augustinus und im mystischen Weinstock des Bonaventura. Er sucht mit der Leidenschaft eines Geizhalses.

Der Glaube lastet schwer auf ihm wie ein quälender Spuk; er zerrt an seinen Händen und an seinem Herzen und hält ihm nachts die Augenlider offen; er raschelt in den Bettgardinen und starrt ihn an aus den schwarzen Fensterscheiben; er knabbert an seinem Herzen wie eine Maus. Aber sein Geist bleibt ihm fest verschlossen, und wie ein hohles Kellergewölbe ist seine Seele.

Die große Liebe zu Leontine möchte den Stein abwälzen, um Gott hereinzulassen. Der Stein rührt sich nicht . . .

Und wieder ist ein Abend voll blauer Frömmigkeit.

Michael streift durch die Straßen, deren Friede sich wie eine kühle Hand auf seinen heißen Kummer legt.

Die mit Stufen und Schnörkeln verzierten Giebel zeichnen ihre dunklen Schattenbilder auf den goldenen Himmel, an dem der Abend saugt.

Es ist die Stunde, da ein Garten von Lampen aufblühen wird.

Und wieder begleitet ihn der Glaube wie ein Mondscheinschatten. Wie Weihrauch weht er ihm von jeder Straßenecke entgegen.

Alle die bleichen Straßen drehen den Ellbogen zu einer Kirche hin.

Die Türme ragen eingensinnig zum Himmel empor, und jedes stille Wasser spiegelt sie gerade wider.

Drüben, hinter dem Kloster der Schwarzen Schwestern, baden zwei Männer. Über die steinerne Brücke schreitet ein Priester mit den Sterbsakramenten zu einem Kranken: das Gold seines Gewandes und das Laternenlicht des Küsters funkeln im dunklen Wasser. Das Glöcklein klingelt durch die Stille, und die beiden Schwimmer schlagen im Wasser das Zeichen des Kreuzes; dann lachen sie wieder und bespritzen einander den rosigen Rücken.

Die Mühle auf dem Wall schlägt langsam ihre Kreuze, und in der Büßenden Magdalenastraße, im weißen Portal des Armenhauses, brennt eine Kerze vor einem riesigen Sankt-Jakob.

In den Krämer- und Bäckerläden blühen Öllichtchen in rotem Glas vor einem Heiligenbild.

Eine Begine mit weißen Strümpfen eilt über die Werft zum Beginenhof, wo das erste Ave-Läuten ertönt, und Sankt Rochus über dem Gefängnistor erhält von einem Polizisten, der dort wohnt, eine kleine Lampe zu seinen Füßen; und eine nach der andern werden vor den Straßen-Madonnen die Laternen hochgezogen. Aus der Dunkelheit eines offenen Fensters hört er das Gebet nach dem Essen.

J. Meidinger: Der Einsame

Die Wände sind heiß vom Glauben der Jahrhunderte. Wie ein Weinstock klettert der Glaube an den Hausgiebeln empor.

Und dann höhnt und spöttelt wieder die Vernunft in ihm: „Die Häuser sind Schachteln, angefüllt mit alltäglichem Kram; und wo wohnt in diesen Menschen der wahre Glaube? Der Glaube steht auf ihren Kaminen und hängt über ihren Betten in Bildern und Gipsfiguren, und sie tragen ein schweißdurchtränktes Skapulier auf der Brust. Aber all dies aus Furcht vor dem Leiden, aus Schamgefühl und gedankenloser Gewohnheit; ihr Herz ist glaubenslos, ihr Glaube ist kein Glaube, er ist ein Aberglaube, ein geistiges Geschäft um kleinlichen Besitz und äußerliche bürgerliche Gunst; Herdentrieb unselbständiger Volksmassen, Verholzung des Geistes. Nur schön, um erzählt und gemalt zu werden.“ Doch über dem Eingang des blauen Krankenhauses lacht ihm die heilige Elisabeth, den Schoß voller Rosen, entgegen; er riecht Jodoform und Hoffmannstropfen.

Und plötzlich sieht er im Geiste einen endlosen Zug von weißen Nonnen. Glaube und Liebe ist die Kraft, die sie zwischen den ewig weißen Wänden eingeschlossen hält, die sie treibt, über den Sumpf von menschlichem Elend, von Wunden, Eiter, krankem Schmutz, stinkendem Fleisch und riechendem Atem den schönen Duft ihrer Liebe zu verbreiten. „Welche Macht steckt doch dahinter,“ denkt Michael, weicher geworden, „und aus wieviel Häusern werden täglich solche scheinbar eigensüchtige, unbedeutende Menschen vom Glauben weggepflückt und fühlen plötzlich ihr Herz und ihren Schoß von roten Rosen der Liebe schwer!“

Und er denkt an alle Klöster der Stadt; das der Armen Klarissen, der Schwarzen Schwestern, der Karmeliterinnen, der Dominikaner und Franziskaner: Bienenkörbe von Gebeten für Lebende und Tote, Saiten der Buße und der Selbstzüchtigung.

Und diese Menschen stammen doch aus denselben Häusern, und der Oheim doch auch, mit seinem silbernen

Glauben, und auch Leontine, sie, die mehr Geist als Körper zu sein scheint, und auch die ganze Schar der Heiligen!

Und Michael fühlt nun wieder; wie der Glaube eine innere Flamme ist, eine treibende Gewalt, die lebt und wacht, die wie Öl ihre alltägliche Kleinlichkeit, ihr Bier und ihre geistlose Behaglichkeit durchdringt; und es wird ihm klar, wie Gott auf vielerlei Art und Weise, durch Schmerz und Genuß und Gewissen in ihren Herzen wirkt und duftet, während sie Suppe kochen, Böses voneinander erzählen und sündigen.

Eine Macht beherrscht sie, die sie nicht kennen und nicht aufhalten können. „Einen blühenden Weinberg des Herrn würde es der Pfarrer nennen", denkt Michael. Und er denkt an sich selbst, wie seine Seele suchend an diesem Weinberg entlang geht und keine Ruhe findet.

Er hat Glauben genug, ach, so viel, aber er ist zu sehr zerstückelt; er stiebt bisweilen auf wie Sand, er kann ihn nicht zusammenhalten und findet auch nicht den Gott, dem er ihn als einen geschlossenen Kranz zu Füßen legen könnte.

Trostlos wandert er weiter und biegt in das Arbeiterviertel ein, wo jeder Satz von Flüchen durchspickt ist.

Vor der blaugekalkten Kaserne, die einst auch ein Kloster war, sitzt ein Soldat, raucht seine Pfeife und guckt einer Gruppe von Kindern zu, die um eine Kerze tanzen und singen:

„Ist der Herr Pfarrer nicht zu Haus,
ich möcht' ihn so gerne sprechen,
heut abend in seinem Haus."

Die kleinen, schmutzigen Gassen sind rund wie der Boden eines Schiffes von den vielen Leuten, die an den Türen und unter den Fenstern sitzen.

Dort hängen wohl die meisten Madonnen, mit Namen wie Rosenduft.

Die Kinder schneiden Papierschnitzel für die Prozession, die hier am Sonntag vorübergehen wird, und viele Häuser sind schon zu diesem Fest frisch gekalkt.

Drüben steht ein hohes Haus, eine Kneipe, aus der die Töne einer Harmonika, Lärm von Vereinsbrüdern und ein gemeiner Bierdunst nach außen strömen; aber der ganze rosige Giebel ist bedeckt mit einem Christus am Kreuz, und die Kneipe nennt sich „Im Kreuz". Hier wurde früher einmal während einer Wallfahrt jemand von der Cholera geheilt.

Nun singt von allen Türmen das Ave-Läuten. Einzelne Glöcklein bimmeln noch, und eine große summt schwer und melancholisch über die Dächer.

In der vornehmen Karfreitagsstraße mit den vielen Klöstern, wo das Gras zwischen den Pflastersteinen wächst, läuten zwei Tischler mit einem Sarg, auf dem ein Kreuz aus Nickel glänzt, an einem geschlossenen Hause.

Auf allen Pumpen stehen Madonnen.

Vom Giebel der Zellenbrüder blickt Sankt Antonius mit dem Schwein auf ihn herab. Michael erreicht das weiße Pfarrhaus, und plötzlich erhebt sich vor ihm die Kathedrale mit der Pracht ihrer vielen Türmchen purpurnschwarz gegen die graue Abendluft.

Drinnen schwellen Orgeltöne, und ein von innen erleuchtetes Kirchenfenster zeigt in bunten Farben die Verkündigung Mariä.

Glaube! Glaube! Überall herrscht der Glaube, bis hinein in die erbärmlichsten Begebenheiten. Tagein, tagaus gibt es Oktaven und Novenen, Prozessionen und Wallfahrten, feierliche Beleuchtungen, Missionspredigten, Festlichkeiten und Ehrendienste. Der Weinberg des Herrn! Das Leben ist danach geformt wie die Frucht nach dem Baum. Der Glaube lastet auf Michael, quält ihn, hält ihn umfangen wie eine Folter, dringt ihm bis ins Mark und sucht seine Seele, aber die heiße Vernunft saugt ihn auf.

Und aufgewühlter und innerlich kränker als vorher flüchtet er nach Hause.

Trübselig betrachtet er seinen Trödelkram. Zwischen alten Schränken und Spitzen, beblümten Vasen, Töpfen und Zinn stehen Madonnen, die ihn anflehen, eine wurmstichige Hand oder eine zerrissene Falte reparieren zu lassen; ein Teller mit der Flucht nach Ägypten muß geleimt werden, alte Meßgewänder hängen auf Stühlen, Leuchter glänzen, alte Bücher erzählen von Heiligen, und alte Kruzifixe weinen.

Der Glaube verfolgt ihn wie ein Spuk und saugt sich an ihm fest. Er flüchtet sich in sein Schlafzimmer, und dort ergreift er in einem Anfall von Verzweiflung mit würgenden Händen das elfenbeinerne Kruzifix, schüttelt und und schüttelt es, als ob er ihm einen Ton abringen wollte: „Laß mich glauben, daß du Gott bist! Laß es mich glauben können! Laß es mich glauben können!"

Weinend liegt er vor dem Bett auf den Knien.

*

Der Sommer streut blaue und rote Blumen ins Korn.

Der Pfarrer schreitet, sein Brevier lesend, zwischen der heißen Fruchtbarkeit zu den Fünf Wunden empor. Und irgendwo liest er: „Du erfüllst, o Herr, die Täler mit Brot und behängst die Berge mit Wein!"

Er blickt um sich: ganz Brabant ist vom Korn wie vergoldet, die Hügel und die Täler!

Eine fromme Ehrfurcht erfüllt sein Herz wie mit Weihrauch. Er pflückt eine Kornähre, sammelt die Körner vorsichtig in seiner Hand, als wären es kleine Diamanten, und abwechselnd betrachtet er die fruchtbaren Felder und die Körner in seiner Hand.

„Wunderbares Mysterium", murmelt er. „Trauben und Korn wählt Gott, um aus ihnen sein Blut und Fleisch zu machen . . . O Korn, wie bist du glücklich, daß dir Gott die große Gnade verliehen hat, sein heiliger Leib werden zu können! So steigst du an Wert über alle anderen Früchte der Erde. Jedes Korn wartet sehnsuchtsvoll auf den Vollzug dieses großen Mysteriums. Ein Schauer von Verlangen fährt durch jeden Halm. O glückseliges Korn! Wenn die geweihten Hände dich segnen, wirst du der Esel, der Gott in das Jerusalem unserer Seele trägt, dann bist du das Tor, das die Sonne einläßt, die Kehle der Nachtigall, das Bett des Flusses! Der ganze Himmel, das ganze Weltall in einem einzigen Korn! O Korn, sei bedankt und gegrüßt, du herrlicher Knecht!" Und gerührt und ehrfurchtsvoll streichelt er die wiegenden Kornähren, die sich zu seiten seiner schwarzen Soutane beugen.

Erfüllt von schönen Gedanken und Vorstellungen, überblickt er die Landschaft, und Psalmen betend, steigt er den Hügel hinan.

Als er die Kapelle betritt, sitzt die Katze in der Küchentür, und während der Pfarrer ein kurzes Gebet spricht, kommt sie mit hochgehobenem Schwanz heran, reibt sich an seinen Beinen und miaut.

Barbara blickt herein, und als sie bemerkt, daß es der Pfarrer ist, erschrickt sie, huscht schnell in die Küche, bindet sich eine frische Schürze um, kommt dann drohend auf die Katze zu und sagt entschuldigend: „Sie macht das nie, Hochwürden, nur bei Ihnen." Sie trägt die Katze ins Haus, und der Pfarrer folgt ihr.

(Fortsetzung folgt.)

Phot. Franz Hanfstaengl, München

Bennewitz v. Loefen: Fronleichnamsprozession

Vom Kleid und Schmuck der Frau / Vom Herausgeber

Die Veredelung und Verschönerung des Lebens ist der würdigste Teil des Frauenberufes. Mit unwiderstehlicher Gewalt wirkt die Hausfrau in ihrem kleinen Reiche durch Reinlichkeit und Ordnung, durch Sauberkeit der Wohnräume, durch Zierlichkeit der Geräte und des Zimmerschmuckes, durch den schöngedeckten Tisch und die weißschimmernde Wäsche und nicht zuletzt durch die Sauberkeit und Vornehmheit ihrer eigenen Kleidung, den erlesenen Geschmack ihres Schmuckes und die Anmut ihres ganzen Benehmens. Und es gibt nichts Häßlicheres als eine Frau ohne Schönheitssinn und Reinlichkeitsliebe an sich und in ihrem Familienbereich: wenn einem der Schmutz und Staub aus allen Ecken entgegenstarrt, Möbel und Geräte, Decken und Teppiche einen verwahrlosten und verkommenen Eindruck machen, die Küche wie ein unappetitlicher Kramladen aussieht und die Herrin des Hauses selbst das peinliche Bild einer ungepflegten, schlampigen Person darstellt. Die Frau muß in ihren vier Wänden geradezu eine Künstlerin sein und ihren feinen Geschmack in den scheinbaren Kleinigkeiten zum Ausdruck bringen. Eine solche Frau wird selbstverständlich auch ihrem Kleid und Schmuck jene gebührende Sorgfalt zuwenden, die diesem wichtigen Gegenstande geziemt. Denn so, wie sich uns ein Mensch äußerlich darbietet, erscheint er uns auch innerlich geartet.

Hierin steht auch die Religion mit der Natur in vollendetem Einklang. Die christliche Religion verbietet nicht die Freude am Schönen, auch nicht das Gefallen an der Schönheit des menschlichen Leibes; wir dürfen uns in diesem Punkte nicht von übertriebenen, ungesunden Ansichten einseitiger und engherziger Christen beirren lassen, die in allem nur Eitelkeit oder Sinnlichkeit sehen. Gott selbst hat eine ungeheure Fülle von Schönheit über seine Schöpfung ausgegossen: nicht bloß die Pracht der Blumen und den Glanz der Sonne, das Leuchten schimmernder Gewässer und den nächtlichen Feuerglanz der Sterne, sondern auch den edlen, starken Wuchs gesunder Leiber, den seelenvollen Ausdruck menschlicher Antlitze, den Schimmer schönen Haares und den wunderbaren Glanz tiefer Augen. Auch an diesen Herrlichkeiten der göttlichen Schöpfung dürfen wir uns ergötzen, so gut wie an den Schönheiten der Natur. Wir müssen nur all diesen Vergnügen leiblicher Art ihre gottgesetzte Rangordnung lassen, dürfen sie nicht über die höheren Vorzüge des Geistes und der Seele stellen, dürfen nicht eine Sucht und Leidenschaft daraus machen.

So darf auch die christliche Frau die natürliche Anmut ihres Körpers durch geschmackvolle, schöne Kleidung und wirkungsvollen Schmuck erhöhen; aber sie muß sich dabei im Rahmen des für ihren Stand, ihr Alter und ihre Vermögensverhältnisse Schicklichen halten. Sie darf nicht durch Modesucht und übertriebenen Schmuck einen bedeutenden Teil des Verdienstes ihres Mannes vergeuden, sie darf nicht als einfache Bauern-, Bürgers- oder Arbeitersgattin den Ehrgeiz haben, es reichen Frauen der obersten Stände, vielleicht sogar putzsüchtigen, liederlichen Halbweltdamen gleich zu tun. Wie viele Männer seufzen heute schwer unter den fast unerschwinglichen Lasten, die ihnen die Kleiderhoffart und Putzsucht ihrer Frauen auferlegt! Manches einfache Weib aus dem niederen Volke beansprucht heute das Recht, sich ebenso luxuriös zu kleiden wie die Frauen der vermöglichsten Schichten. Das ist unchristlich: der Aufwand für Schmuck und Kleidung muß im richtigen Verhältnis zu dem eigenen Verdienst und Vermögen und zu den sonstigen notwendigen Bedürfnissen des Familienlebens stehen. Bei Hausfrauen, die soviel für Kleider und Schmuck verbrauchen, kommt es allzu häufig vor, daß sie Mann und Kinder im Wichtigsten und Notwendigsten darben lassen; sie sparen sich andauernd von ihrem Wirtschaftsgeld heimlich für ihre persönlichen Luxusbedürfnisse ab, anstatt in erster Linie auf reichliche und gesunde Ernährung der Familie, auf Neuanschaffung guter Wäsche und warmer Kleidung für die Ihrigen besorgt zu sein.

Das ist eine widernatürliche Entartung des gesunden Verschönerungstriebes, eine unchristliche Überschätzung des Äußerlichen über das Innerliche. Denn höher als alle leibliche Schönheit steht der aus der Frauenseele strahlende Schmuck der Sittsamkeit, Bescheidenheit und Tüchtigkeit. Diese Seelenschönheit soll nicht durch äußerlichen, auffallenden Flitter überwuchert, gleichsam überschrien werden. Frauen, die soviel mit umgehängter Schönheit prunken, kommen in Verdacht, daß sie dadurch ihre innere Armut verdecken wollen.

Der ewig wechselnden Kleidermode gegenüber wird die vernünftige Frau einen würdigen Standpunkt einzunehmen wissen: sie wird ihr das Praktische und Schöne entnehmen, ohne sich von ihr tyrannisieren zu lassen oder gar schamlose Kleidersitten mitzumachen; sie wird ihr Kleid ihrer äußeren Figur und ihrem inneren Wesen anpassen und auf diese Weise vor allem Herrin über sich selber bleiben.

Meist ist übertriebene Putzliebe nur der Ausfluß lächerlicher Gefallsucht. Derartige Mädchen und Frauen suchen durch ihre Kleider und Schmucksachen zu wirken, Aufsehen zu erregen, ihre Freundinnen und Altersgenossinnen zu übertrumpfen und die Männer zu beeinflussen. Das ist ein unwürdiges und gefährliches Spiel mit den schönsten und heiligsten Gefühlen des menschlichen Herzens, das schon tausendmal mit Tränen und Unglück geendet hat. Denn wehe solchen Mädchen und Frauen, wenn sie durch derartige Vorspiegelungen das Herz eines Mannes betören und an sich locken: vielleicht schon in einigen Wochen oder Monaten wird der Betrug ans Licht kommen. Der Mann wird hinter dem täuschenden Flitter nicht finden, was er erwartete: keine tüchtige, sorgsame Hausfrau, keine sich opfernde, liebende Gattin, vielleicht nicht einmal einen gesunden Leib. Solche betrügerische Frauen mögen dann den Jammer einer unglücklichen Ehe tragen, den sie selbst verschuldet haben. Denn oft gewinnen putzsüchtige Frauen die oberflächlichsten, leichtfertigsten Männer und werden mit ihnen unglücklich. Ein ernster, tüchtiger und lebenserfahrener Mann neigt nur zu einer schlichten Frau, die sich einfachschön zu kleiden weiß und dadurch bekundet, daß ihr andere Dinge wichtiger und wertvoller sind als äußerlicher Tand.

St. Gallerin bringt Pfingstblumen zur Kirche

Südtiroler Bäuerin auf dem Kirchweg

Pfingstkirchgang in Siebenbürgen

Spanierinnen gehen zum Hochamt

Heimkehr

Eine Pfingstgeschichte von Fr. C. Meyer

Die rote Trude tritt trällernd aus der Türe, die Wäschestücke hereinzuholen, die überm Bach auf schmalem Wiesenstreifen zum Trocknen ausliegen.

Es dämmert stark, und überm nebelverschwimmenden Talgrund kommt der Mond herauf. Die Herbstwälder rundum stehen schwarz gegen den trüben Lichterwiderschein der fernen Stadt.

Nichts ist in dem Schweigen als ab und zu weither das scharfe Bellen eines Hundes und vom Strom herauf der Zuruf der Schiffer.

Die Alten in der Stuben horchen hinaus in die Stille. — —

Irgendein schwerer Schritt müßte plötzlich darin sein und ein freudig-ungestümes Pochen an der Türe. Und in der Stube müßte jemand sein, der das alte Mütterlein küssen und hoch in die Luft heben würde wie einst und zu dem Alten sagen würde: „So, Vater, weil ich jetzt wieder daheim bin, nun ist das Schaffen an mir. Nun macht's Euch bequem!" Oh, daß er käme! — — —

„Ist da nicht — —, Vater, ist da nicht ein Schritt draußen?" — —

Die Alten rücken die Greisköpfe gegen die Tür und pressen die welken Hände aufs pochende Herz. Und horchen — — alle Abend, alle Abend.

*

Poltern gegen die Türe. Das Mütterlein humpelt zur Hilfe herbei. Die rote Trude wirft mit ungeduldiger Bewegung die Wäsche zuhauf auf die eichene Truhe und sagt schnippisch herb:

„Der Bernd ist da. Ich gehe auf eine Stunde. Und" — dieweil steht sie schon in der Türe — „Sonntag über vierzehn Tage ist das Aufgebot."

Ein kurzer Schlag der Türe, ein Trällern von der Deele her und Stille. Die Standuhr tickt. Vom Strom her verhalten ein Zuruf. Stille. — —

*

Alt-Menschen gibt's, um deren Mund Leidfalten sind, tief, oh, so tief! Tiefere sind im Herzen. Die Lippen aber sind stumm geworden in erkennendem Unvermögen. Und die Alt-Augen weinen nicht mehr.

Still nebeneinander auf der Lehnbank sitzen die Alten. Die gichtigen Hände der beiden ineinander, und jeder fühlt in fieberndem Herzschlag das Weh des andern im eigenen qualvollen Sinnen. Wortlos.

Die alte Standuhr tickt. In den Schlagläden ist der Wind, der von den Bergen herunterkommt.

Und der Bach plätschert durch die Stille.

*

Der schwarze Bernd und die rote Trude sind aufgeboten.

Der Form halber ist der Brautwerber bei den Alten gewesen, die rat- und hilflos dem Geschehen gegenüberstehen. Eine Weile peinliches Schweigen, dann kurz und bündig die Trude:

„Laurenz ist seit acht Jahren verschollen und hat jedenfalls längst in Sibirien eine Grabstatt gefunden. Ihr seid zu alt zum Schaffen. Wir werden euch oben ein Zimmer einräumen. Pfingsten ist Hochzeit."

Herzbrechendes Schluchzen von der Ofenbank. — Armes Mütterlein! Nun fallen die Blättchen von der letzten Hoffnungsblume, langsam, eins ums andere.

Der Alte sitzt still. Nur ein gurgelnder Laut, der gequälten Brust entquollen, und zwei Augen weit und glanzlos auf die Rote geheftet. Die zieht den Hochzeiter zur Türe, ihn durch Haus und Garten zu führen.

Pfingsten. — — Kling, klang, kling, klang.

Die beiden Alten sitzen in der Laube im Gärtchen. Im Hause hantiert des schwarzen Bernd Sippe, starkknochiges Weibervolk und Burschen, die in breiter Ungeniertheit durch die Zimmer flegeln.

Kling, klang, kling, klang — Hochzeitsglocken.

Für euch ist ein Zimmerchen bereit, ihr Alten, ein schmal-kleines unterm First. Gichthänden, die untätig sind in feiernder Ruhe, nimmt man Zepter und Regiment. Ein Junger, Starker kommt, dem beides besser ansteht.

Kling, klang — — —

*

Fackellicht auf der Deele, der schwere Klang einer Ziehharmonika und Jungvolk im Tanz.

Der schwarze Bernd macht mit der Flasche die Runde bei den Männern. Die trinken ihm eifrig zu. Das ist nicht mehr der Bernd von ehedem, der Tagedieb und Saufaus; nicht mehr der Geduldete, den es kaum einmal auf einem Hof länger denn ein halbes Jahr hielt, von dem man sich allerhand zweifelhafte Geschichten zugeraunt, dem man geflissentlich aus dem Weg gegangen. Der ist nun in ein warmes Nest geflogen und der Herr.

„Auf dein Wohl, Bernd!" — Viele der Burschen, Zugewanderte wie er, neiden ihn des Besitztums wegen. Um sein Weib wohl keiner.

Das lehnt an der Türe und sinnt. Nicht darüber, daß sie nun den Goldreif am Finger trägt und sie sich einem auf Freud und Unglück verbunden für ein langes Leben. Der Bund ist ungleich. Sie ist die Stärkere, sie wird die Zügel in den Händen halten in fester Zielsicherheit.

Ihr Sinnen ist um den totgesagten Bruder, zu dem sie einst oft bewundernd aufgeschaut ob seiner urwüchsigen Kraft, dessen Rückkehr sie nun fürchtet, stündlich fürchtet, seit jenes rücksichtslose Besitzverlangen sündig in ihrer Seele ist.

Er ist tot, er ist tot. Er muß es sein. — — —

Sie sinnt und sinnt. — Bis der Brautführer sie holt zum Ehrentanz. Wehende Röcke und Burschen mit glühheißen Stirnen.

*

Die Alten in der Laube lauschen zum Wiesenpfad hinüber. War da nicht ein Schritt? — — —

„Vater, war da nicht ein Schritt — — —?"

*

Am Hoftor steht einer, ein Riese, und lugt über die Zaunplanken. Und ist plötzlich unter den Tanzenden, die starrend einhalten mitten im Takt.

Der schwarze Bernd hält sein ohnmächtig Weib im Arme. Und alles ist plötzlich hinweggefegt wie Marschgeäst in brausenden Sturmnächten.

Nur der Riese steht im Trübfackellicht, verwundert ob des Hexensabbats, den er verscheucht.

Das Alt-Mütterlein, das in versagendem Herzschlag herbeigehumpelt, hat er dann in die Luft gehoben, zärtlich geküßt und behutsam wieder zur Erde gelassen. Und hat zum Alten gesagt:

„So, Vater, weil ich nun wieder daheim bin, jetzt ist das Schaffen an mir. Nun macht's Euch bequem!" — —

Nun ist aus gichtigen Händen Zepter und Regiment genommen. Ein Junger, Starker ist da.

In der Küche brennt die Lampe. Die Standuhr tickt. Und über den dunklen Wäldern ist der Mond.

Uferpartie des Nil bei Kairo

Grabstätte eines Scheichs bei Kairo

Die Nil- und Wüstenstadt Kairo / Von A. Heilmann

Eine gewaltige Spannung bemächtigt sich der Ägyptenfahrer, wenn sie vom einsamen schimmernden Meere aus zwischen Himmel und Wasser endlich einen schmalen Streifen Landes gewahren und dann durch die grünlich-weiße Nebelschicht die ersten Umrisse von Gebäuden und Palmen und den ragenden Leuchtturm von Alexandrien. Afrika! Das Wunderland!

Und nach den unangenehmen Umständlichkeiten der Landung geht es mit dem Schnellzug durch das Nildelta der Wüstenstadt Kairo zu: zuerst durch üble Vorstadtwelt und die unfruchtbare, traurige Landschaft des Mareotis-Sees, bald aber durch üppige Klee- und reifende Getreidefelder, vorbei an malerischen Palmengruppen, an armseligen Fellachensiedlungen mit ihren primitiven Nilschlammhütten, an Herden von Kamelen, Büffelochsen, Rindern und Eseln. Alles leuchtet in tiefen, vollen Farben.

Treiben auf dem Marktplatz zu Kairo

Kairo! Fast immer liegt ein dicker Dunst von Staub und Rauch und üblen Düften über seinem Häusermeer. Am großartigsten ist die Schau über die Riesenstadt von den Mokkattamhöhen aus. Zu Füßen liegt die Zitadelle und das Wahrzeichen Kairos, die Alabaster-Moschee Mohammed Alis, deren überschlanke Minaretts mit scharfen Spitzen in den Himmel stechen. Daneben der großartige Wüstenfriedhof bei den Mameluckengräbern. Mit unzähligen Segelbooten schimmert der Nil herüber. Am Rande der Wüste im Westen erheben sich die Riesenbauten der Pyramiden. Über den tausend Minaretts der Stadt liegt zur Abenddämmerzeit

Sonnenuntergangs-Stimmung bei den Pyramiden

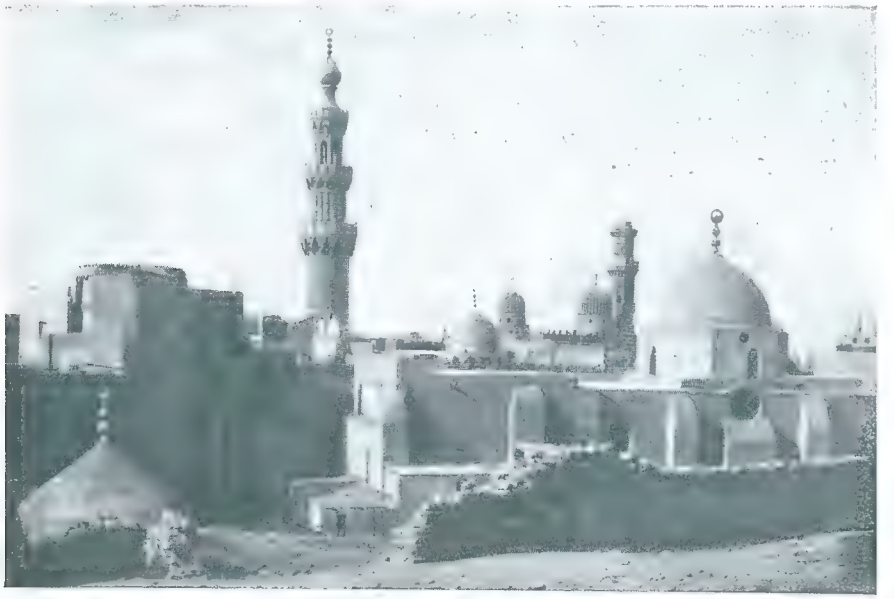
ein wundersam rosiger Hauch, und die Pyramiden werden von der sinkenden Sonne wie von einem Riesenfeuerwerk gerötet.

Die westlichen Stadtviertel Kairos um die große Nilbrücke machen einen durchaus europäischen Eindruck. Da sind die imponierenden Geschäftshäuser der großen Banken, die Paläste der Gesandtschaften, die Ministerien und sonstige öffentliche Gebäude. Hier entfalten sich in parkartigen Gärten Blütenwunder tropischen Pflanzenlebens.

Geht man weiter nach Osten, so kommt man nach Überquerung des prächtigen Opernplatzes und des Ezbekija-Gartens in das echt orientalische Kairo mit der Hauptverkehrsstraße der Muski, die sich aus dem Zentrum der Altstadt ziemlich gerade bis zu den Scherbenbergen und zum Tal der Kalifengräber am Fuße des Mokkattam zieht.

Im Äußern ist auch diese Straße ihres orientalischen Charakters fast entkleidet worden: die Modegeschäfte, die Tabak- und Zigarrenläden haben ein ganz europäisches Aussehen. Aber unverändert orientalisch ist noch das Leben und Treiben, das hier vom frühen Morgen bis in den späten Abend auf und nieder wogt. Ein unentwirrbares Gedränge von Fußgängern, Kamelen, Wagen, Autos und Lastfuhrwerken flutet beständig hin und her. Bettlern, Wasserträgern, Verkäufern von Früchten, Gemüsen, Süßigkeiten, Schmucksachen u. a. begegnet man auf Schritt und Tritt, desgleichen den wandelnden Garküchen, die gebratene Fleischklöß-

Die Mameluckен-Gräber mit Wüstenfriedhof



Eine Moscheengruppe in Kairo

chen, Fische und dergleichen anbieten; man kann sich an eine Seite der Straße setzen und seinen Imbiß einnehmen. In diesen Altstadtvierteln begegnet man auch heute noch den interessanten malerischen Aufzügen, worin die Europäer die letzten Reste orientalischer Poesie verkörpert sehen: zum Beispiel einem Brautzug, dem Musikanten mit Hoboen und Trommeln voranschreiten, dann paarweise verheiratete Verwandte und Freundinnen; darauf folgt die Braut unter einem seidenen, nur vorne offenen Baldachin, und zuletzt nochmals Musikanten. Das bunteste Leben herrscht in den Basaren, die in schmalen und schmutzigen, gegen die Sonne notdürftig überdachten Gassen nach bestimmten Gewerben zusammengedrängt sind. Die einzelnen höhlenartigen Läden reihen sich fast unabsehbar aneinander. Die dicke Luft ist von un-

zähligen undefinierbaren Düften erfüllt.

Am Rande der Stadt türmen sich wie eine steile graue Mauer die Scherbenhügel der sog. Windmühlenberge auf, durch die sich Tier und Gefährt nur mit Mühe auf einem schmalen Hohlweg vorwärts bewegen. Durch viele halbverfallene Kuppelbauten mit spitzen Minaretts kündigt sich bald die Stätte der Kalifen- und Mameluckengräber an, die ringsum die weite Talmulde füllen. Das schönste unter ihnen ist die Moschee Kait Beys mit ihrer von schlanken Minaretts umrahmten malerisch skulpierten Kuppel. Die gewaltigen Massen der moscheenartigen Einzelgräber mit ihren Höfen und Nebenbauten bilden nahezu eine Stadt für sich. Die einstigen Wohnräume, Hallen und Säulengänge neben den Kuppelbauten dienten vor Zeiten für Festlichkeiten zu Ehren der Toten und als Wohnungen für die Grabwächter.

Eine Fellachen-Hochzeit in den Straßen Kairos

Das tiefste Erlebnis bedeutet für jeden Fremden der Besuch der Pyramiden, der wunderbaren Bauwerke, welche die altägyptischen Könige am Rande der Wüste über ihren Grabstätten auftürmen ließen. Je näher man ihnen kommt, desto deutlicher entdeckt man freilich auch an diesen unzerstörbar scheinenden Kolossen die unaufhaltsame Zerstörungsarbeit der Zeit; denn die glattgeschliffenen Steinmäntel sind von ihnen abgestürzt, und Trümmerhügel von Schutt und Steinblöcken umsäumen ihren Fuß. Und hier lagert auch die Sphinx, das rätselhafteste und eigenartigste unter allen monumentalen Denkmälern Ägyptens. Darüber wölbt sich in kristallener Klarheit der wolkenlose blaue Himmel, und fern über dem grünen Niltal schimmern die Kuppeln und Minaretts der Wüstenstadt.

Nach einem Aufenthalt im dunstigen Kairo muß man für einen Tag in die köstlich frische Luft des Deltas hinausfahren, um zugleich die großartige Fruchtbarkeit des Nillandes zu schauen. Dort blühen in den Villengärten unsere Sommer- und Herbstblumen in tropischer Pracht und Fülle: Levkojen und Astern, Georginen und Rosen. Darüber wiegen sich die Kronen der Palmen, und dunkle Zypressen ragen feierlich zum Himmel. Dann wieder dehnen sich weithin blühende Felder und Wiesen und herrliches Fruchtland. Zwischen mächtigen Gebüschen von Feigenbäumen und Opuntien liegen Hütten und Gehöfte, und in ihrem Umkreis weiden mit paradiesischem Behagen schwarze Büffel, hellgelbe Kamele, braune Schafe und zierlich kleine Esel. Man merkt, daß man hier der märchenhaft schönen Urheimat der Menschheit nicht allzu ferne ist.

Die Sänfte der Braut im Hochzeitszug

Des Talhofbauers Pfingsten / Von O. Berneder

Schluß

Als der Talhofer dumpfen Hauptes wieder erwachte, lief die Sonne bereits auf hoher Bahn der pfingstlichen Feierstunde entgegen. Sie lief aber in dunstigen Schleiern dahin, verwickelte sich immer mehr in das tückische Gewebe und würde wohl bis mittag darin erstickt sein. Der Talhofer schickte die Leute kurz von dannen: er wolle die Hauswach' besorgen.

Es traf ihn nicht; er suchte nur einen Grund, aus dem er die Kirche meiden könne. Auch hatte er das unbestimmte Gefühl, er sei zu absonderlichen Dingen, die sich vorbereiteten, im Hause nötig. Er sah wie gestern in das Tal hinaus. Da stand zu seinem Erstaunen noch die gleiche Wolke, aus der es am Abend zuvor schon Feuer geregnet hatte. Nur zeigte sie statt der Schwärze von gestern heute ein schwefeltrübes Gelb. „Ein verdächtiges Feierkleid", brummte der Talhofer. Doch an sich hinuntersehend, mußte er bekennen, daß er nicht viel festlicher gekleidet war; just wie einer, der noch einen groben Strauß vor Händen hat. Er zog eine bessere Joppe an und schlenderte nach seinem Wald hinüber. Der scharfe Hund war für das Haus eine Weile Sicherheit genug.

Als er am Kreuz vorüberkam, da wollte ihn die Unruhe von gestern wieder packen. Er trotzte aber dagegen auf, nahm seine Hände nicht aus dem Hosensack und freute sich, daß er ohne Hut davon war; er brauchte sich nun nicht damit zu demütigen, daß er ihn vom Haupte zog. Die zerhackte Dornenstaude sah er mit hohem Verdruß. Da war schon wieder ein Schänder seiner Fluren am Werke gewesen! Wenn es auch bloß Dornen waren, so waren es doch die seinigen; und weder mit seinen Dornen, noch mit seinen Bäumen, ja nicht einmal mit seinen Sünden hatte irgendwer etwas zu schaffen. Er schlug im Geiste wider den Pfarrer aus und übertrat den Saum des Waldes.

In diesem Augenblick ertönte das Kirchengeläute zum pfingstlichen Hochamt. Der Bauer beeilte sich, nach der Tiefe des Waldes zu kommen; der Gesang der Glocken regte ihn auf. Nun würde der Pfarrer die Kanzel besteigen und das alte Jammern über die Schildkröte auf dem Dach anheben und schließlich durchblicken lassen — oh, so deutlich wie das Bild durch einen Rahmen blickt! —, daß er, der Talhofer, den Heiligen Geist zurückgewiesen habe und vor der höchsten Strafe Gottes stehe. Er lachte spöttisch. Vor seinen herrlichsten Bäumen stand er; die Strafe ließ er sich gefallen. Und war sein Wald nicht auch eine Kirche? Wie feierlich die Riesenstämme sich gebärdeten! Und sie predigten, wie reich der Talhofer sei und wie recht er tue, den Reichtum zu behaupten; die Predigt war ihm angenehm zu hören.

In den Wipfeln erwachte ein ehrfürchtiges Rauschen, als wehe der göttliche Geist auch wohlgefällig über seinen Wald. Und warum nicht? Sein Wald war ein Wunder der Schöpfung; und er würde sorgen, daß er es blieb. War das nicht einen gnädigen Flügelschlag des Heiligen Geistes wert?

Das Rauschen aber nahm auf einmal ganz sonderbar zu. Der Talhofer sah empor; der Himmel wollte ihm nicht mehr gefallen. Die grauen Schleier, an denen die Sonne den ganzen Morgen schon zu wickeln gehabt hatte, flogen nun plötzlich in großen Fetzen daher und so niedrig, als wollten sie sich rabengleich auf seine Bäume setzen. Und die Bäume wichen den unheimlichen Vögeln aus, indem sie ihre Wipfel duckten; ihr Rauschen wurde wie schwellende Angst.

Nun sank die Schwere des Windes bereits durch das grüne Dach des Waldes bis auf den Boden herab und schlug den Talhofer in einen lauen, klatschenden Mantel ein, der seine Seele mehr beengte als seinen Leib. Was kündigte sich an? Er stapfte wieder dem Waldrand zu, um den westlichen Himmel zu sehen. Laub und Staub fegte ihm entgegen, und das Buschwerk krümmte sich, als brächen unsichtbare Elefantenleiber durch. Der Ausblick entsetzte ihn. Zwar zuckte kein Blitz und rollte kein Donner; es wälzte sich aber, in eine einzige bleierne Wolke verwandelt, der ganze Himmel in rasender Eile heran. Wie ein Raubvogel krallte sich der Wind dem Talhofer in die Haare und riß ihn förmlich in den Wald zurück.

Was konnte das werden? Er dachte an den Sturm, der die Kirche entkleidet hatte; nur daß dieser neue tal-niedrig dahergeschleift kam, als wollte er ihm die Bäume auf der Wurzel zu lauter Balken hobeln. Ha, seine Bäume! Saubere Pfingstgabe das, wenn ihm einer gebrochen würde! Er rannte in den Forst zurück, ohne Zweck von einem Stamme zu dem andern. Er blickte nach den Wurzeln; die staken fest in ihrer guten Erde; das beruhigte ihn. Aber das Brausen! Es verstärkte sich jeden Augenblick; es war, als hätte sich über dem Walde ein himmelhoher Wasserfall in Bewegung gesetzt; als käme der ganze Ozean in Luft verwandelt herabgestürzt. Das Sausen legte sich betäubend in die Ohren. Und das Knarren der gequälten Bäume trommelte auf seine Nerven. Wie die Riesenstämme schwankten! Mastbäume auf sturmgejagtem Schiff konnten nicht unheimlicher tanzen. Und er, der starke Mann, der Bärenmensch, nicht einen würde er halten können, der zu stürzen begänne. O knirschende Machtlosigkeit!

Was krachte da drüben so entsetzlich? Doch ein Wetterblitz? Ha, nein, o unerträglicher Anblick, die Fichtensäule dort mitten entzwei! Dumpf schlug ihr oberer Körper zur Erde; ein häßlicher Strunk aber fletschte weißzackige Zähne gen Himmel. Ein Fluch entwälzte sich der Zunge des Talhofbauers. Er hatte aber nicht die Zeit, die Zunge mit einem neuen Fluch zu laden. Schon wühlte der teuflische Widderkopf des Sturmes in der Bresche; kärräckerenäck war ein zweiter Stamm geborsten; die Krone kam nachtfinster über den Bauer daher; er entwischte mit Not und war bleich wie das aufgerissene Holz. Unschlüssig starrte er in das schwellende Verderben. Da krachte es einen Steinwurf drüberhalb. Er setzte sich in Lauf und hastete ziellos dahin. Es brodelte in seiner Brust von Wut und Auflehnung; aber es war alles hilfloser Schaum, gegen die unendliche Wut der Lüfte gestellt. Und der Bauer besann sich: diese Kräfte ließ ein Stärkerer so spielen; es war nicht klug, mit Flüchen in das Spiel zu trumpfen. Lieber ein herzhaftes Beten! Doch wer kann beten, wenn der Himmel auf ihn niederstürzt?

Er sah sich plötzlich an der Stelle, wo am Tage vorher noch das Kreuz gestanden war. Da lagen noch die schweren Bolzen, wie sie Jörg, der Knecht, genau zueinander gelegt, als sollten sie bloß aufgehoben, nicht weggeworfen sein. Erkenntnis brach in die Seele des Talhofers ein: der Herrgott rüttelte so furchtbar an dem Wald, weil er mit Unrecht war hinausgeschlossen worden. Da half nur eines: Zurück das Kreuz!

Der Bauer gab sich einen Ruck, und raschen Laufes lenkte er nach der Wiese. Nur im Zickzack ließ der Wald ihn durch; es hagelte Holz von allen Stämmen. Aber rücksichtslos lief der Bauer die Spießrutengasse, die ihm sein eigener Wald entgegenhielt. Er kam glücklich an den

Rain und sah schon das Kreuz. Da hob sich die Erde unter seinem Fuß; dämonisch ächzend riß die Buche neben ihm alle unterirdischen Sehnen hervor und legte sich — whumm — entwurzelt nieder. Das aufgeworfene Stück Boden ragte zottig gen Himmel.

Der Talhofer war in die Äste gekollert. Er wand sich heraus, zerkratzt und geschlagen, und stürmte davon um das Kreuz. Er geriet in das Häuflein Dornen; sie hakten sich ein und wollten ihn nicht weiterlassen. Er riß sie mit blutenden Fingern hinweg. Und dann die Pfähle um das Kreuz, die Steine; es begann sogleich gefährlich zu schwanken.

Der Talhofer maß es: Würden seine Kräfte reichen? Es mußte geschehen! Sein ganzer Wald ging unter, wenn Gott kein Wunder wirkte; und das Wunder wollte er mit Blut und heißer Not zur Stelle bringen.

Er streifte den Rock von sich; im Augenblick war das leichte Ding mit dem Sturm davon. Nun fing er das sinkende Kreuz in die Arme und schleppte sich mit der übermenschlichen Bürde gegen den Wald.

Durch das Orkangebraus vernahm er plötzlich wieder Glockenschall; zerbröckelt und zerfetzt, als käme die Glocke in Trümmern dahergeflogen. Es mochte die Wandlung bedeuten. Und er, welche Wandlung seines Glückes mußte er erleben! Schnell voran; im Kreuz war das Unheil zu bannen!

Dieweil er über den Acker keuchte, flackerte sein Blick den Rand des Waldes entlang. Er erblindete fast vor Entsetzen. Wie es die Stämme niederlegte! Das krachte in einem dahin, als schlügen beständig Granaten ein. Es wurde die gräßlichste Niederlage seines Lebens.

Da hinten an der weißen Tafel, die er gestern noch gesetzt, da hatte sich der Sturm, das höllische Untier, absonderlich festgebissen. Drei, vier Tannen erlagen zugleich; eine Riesenwunde des Waldes erklaffte. Die Tafel stand aufrecht und ragte wie Hohn in die Luft: „Verbotener Weg!“ Nur ein Narr betrat noch die todüberhagelten Wege. Und er, der Unglückselige! Er mußte hinein; gutmachen die Schuld, verhüten die unausdenkbar fürchterliche Strafe!

Und wieder die Glockenschläge, schlimmer als Geißelknoten über ihn her! Wie stand es mit der Kirche? Sein Recht und seine Sicherheit sank um. Er hätte helfen sollen und die vierzig Bäume opfern! Weiß Gott, vielleicht lagen schon zweimal so viele in diesem Augenblick entwurzelt! In jeder Minute wurden es mehr; er mußte rennen, das Wunder bringen!

Ja, rennen unter zweimannsschwerem Kreuz! Es fehlte ihm der Jörg. Warum hatte er ihn gestern zum Bösen gehabt und heute nicht zum Guten? Der Fuß des Kreuzes pflügte eine wunderliche Furche quer über den Acker. Sein Lebtag wünschte er nicht wieder so zu pflügen. Und das gequälte Zugtier selber sein! Er fiel beinahe um. An seinen Rücken stemmte sich jetzt der brüllende Sturm und schob ihn unfreiwillig helfend voran. Aber der Sturm war ein toller Stier; als der Bauer um den Rand des Trichters tappte, aus dem die Buche ihren ungeheuren Wurzelstock herausgerissen hatte, stieß ihn der Anprall hinein.

Hätte er nicht das Herrgottsbild an der Wange gespürt, er hätte doch wieder einen Fluch geknirscht. Da lag er in der Grube, das Kreuz über ihm; es schmerzten ihn alle Knochen. Aber der Wahnsinn um seinen Wald riß ihn auf. Er zerrte sich kotüberdeckt aus der Fallgrube, zog das Kreuz hinterdrein und warf es mit letzter Kraft wieder auf seine Schulter.

Nun war er im Wald. Aber war das noch einer? War es nicht Schilf und Strohgehälm, was da wankte, schrie und krachte, als spürte ein jeder Stamm unter seinen Wurzeln die wutwühlende Hölle? Und wie der Boden zitterte von den gewaltigen Schlägen, die ihm das Stürzen der Bäume rundherum unaufhörlich versetzte!

Es war ein Spiel um das Leben; der Talhofer wußte es wohl, so unter das Fallgitter besessener Bäume zu springen; aber er blieb nicht stehen und kehrte nicht um; er hatte das Kreuz; das würde dem Teufel nun Einhalt gebieten. Hundert Schritte noch waren zu gehen; dann hatte das Kreuz seinen Platz und Gott seine Sühne; dann mußte der Sturm sich brechen.

Er brach aber nichts als Bäume und wieder Bäume. Ein Wipfel sauste hernieder, verrammelte den Fleck, auf den der Bauer just treten wollte. Er wich zur Rechten; sprang wieder zurück: der Boden wurde lebendig, zuckte in Krämpfen und barst entzwei. Eine Welle von Kot und Kieseln prasselte über den Talhofer ein und whumm war es um die herrliche Tanne auch schon geschehen. Vor den Füßen des Talhofers aber lag Wall und Graben. Er ging herum, stöhnend wie um eine Wunde seines eigenen Herzens; unterm Fetzenwerk der Äste zog er sich hindurch und dachte sich, er möchte keinen Flachshalm je so grausam durch die Hechel ziehen. Und den Herrgott am Kreuze, noch einmal gegeißelt, schleifte er mit. Doch jenseits neuer Wall, noch tieferer Graben; er verzweifelte bald.

Mit tausend Nadelstichen kratzte ihn der Schweiß schon über den ganzen Leib; das Kreuz wurde blutig von seinen Händen. Im Zickzack wie ein gehetzter Dieb stahl er sich voran. Dort war der Platz, der altgeweihte; nie sollte das Kreuz wieder weichen müssen. Aber es war noch nicht dort. Den letzten Atem zwang er sich ab und rannte über den kurzen Platz. Noch im Brüllen der Winde vernahm er sein eigenes Keuchen; ihm deuchte, sein Herz machte keinen geringeren Lärm als die rundherum stürzenden Riesen.

Nun hatte er es erreicht. Da stand die prachtvolle Kreuzesbuche; oh wie sie wacker und trotzig im Toben stand!

Da wurde ihm plötzlich so bang und so eigen. Er ließ das Kreuz von der Schulter; schwer fiel es hin. Warum bebte er so, als langte der Tod nach ihm aus? Da — der Boden bebte mit! Die Buche wand sich wie im Todeskampf; eine brüllende, unwiderstehliche Faust zerknüllte ihre herrliche Krone — krach — ischischschsch — als führe das ganze himmlische Heer zum Gerichte hernieder, so rauschte, brach und dunkelte es um den Betäubten; die Riesenbuche — die Tanne hier — helf Gott, alle Stämme ringsum, ein einziger tödlicher Sturz auf ihn her! Es warf ihn empor und schleuderte ihn weg; der Boden öffnete einen Rachen; der Thalhofer glitt hinein, hinab; er krampfte sich an das Kreuz und schrie zu Gott; aber Finsternis war die Antwort. Nur das eine sah er noch — mit Augen, die das Grausen fast zerschmolz: Ein Riesengebälk von Bäumen sauste hernieder, kreuz und quer ineinander, zerfetzter Dachstuhl des Himmels — whumm — whumm — whu-whmumm — es grub ihn ein und deckte ihn zu, überwarf ihn mit Erde wie kein Totengräber einen Toten; rund um seinen Körper spießten sich die armdicken Äste in das Erdreich, zaundicht und mörderisch. Aber keiner traf ihn; es bäumte sich das Kreuz neben ihm und drückte sie weg. Gefangen, eingegittert und halb erstickt von Erde, Laub und Finsternis mußte er liegen bleiben.

In stumpfer Betäubung lag er so, er wußte nicht wie lange. Das Rasen des Sturmes, das Krachen der brechenden Bäume, das Sterben seines Waldes hörte er nur noch ferne, und er fragte sich traumhaft, wieviel Meilen tief er unter der Erde sein mochte.

Allmählich aber hellte sich das Bewußtsein. Er griff das

Kreuz an seinem Körper, die tödlichen Spieße daneben und begann zu erkennen, wie knapp und wie gnädig zugleich der Tod an ihm vorübergestreift und was er selbst für ein Narr gewesen war, mit diesem fürchterlichen Gegner zu spielen. Was würde sein Wald ihm helfen, stünde er jetzt vor dem Gott des unendlichen Sturmes? Kein einziger Stamm wäre auch nur als Pilgerstecken mit ihm gegangen. Und er fühlte, wie sein Abgott in ihm erschüttert wurde, wie der Wald zurücktrat von seiner Seele und Licht des Herrn dafür einzustrahlen begann. Dieweil der Orkan hoch über seinen Häupten die letzten Drachenschläge tat, mit seinem Riesenschweif die letzten Bäume niederstrich, erhob sich die Taube des göttlichen Geistes über dem zerknirschten Manne und hob ihn mit zarten Schwingenschlägen aus der Sünde und Verblendung. Er konnte auf einmal beten und konnte es von Herzen, obwohl an seinem Wald, er ahnte es, nichts mehr zu retten war. Und wie ein Sträfling in der Gitterzelle wartete er geduldig, bis sie kämen, seinen Körper zu befreien. Er dankte inzwischen Gott für die Befreiung seiner Seele.

Sie kamen früher, als er zu hoffen wagte. Um die Kirchenfenster von Griesbergen war der Sturm nur wie ein übermütiger Harfenspieler herumgefahren. Als die Leute aber ins Freie kamen und arglos den Berg hinuntersahen, erkannten sie das Tal nicht wieder: licht und leer die Luft, in der seit Urgedenken die majestätische Waldeswolke stand. Sie riefen entsetzt durcheinander. Jörg aber, der Knecht, schrie auf: „Mein Bauer drin! Todsicher ist mein Bauer drin!" und stürmte wie ein Junge den Berg hinunter. Sie blickten sich an. „Ist er wirklich drin, so ist der Tod ihm allerdings sicher." Aus keiner Brust aber kam ein Ton der Schadenfreude. Im Gegenteil, es setzten sich sofort die Wackersten in Lauf und rannten hinter Jörg zu Tal. Der stand einen Augenblick verdutzt am Dornenhäuflein und an der Stelle, die eine Nacht lang Golgatha gewesen war; dann brachen sie in den zerstörten Wald, des Festgewandes ungeachtet; ihrer hundert stöberten durch die untergegangene Welt, den unglückseligen Herrn dieser Welt zu suchen.

Der Sturm war still geworden, jeder Laut zu hören. Ihr Rufen und das seine begegneten sich bald. Mit Säge und mit Beil, in Schnelligkeit herzugeschafft, zerbrachen sie seinen Kerker. Und Jörg kam niedergekrochen zu ihm, schweißtriefend und das Gewand zerfetzt, hochatmend in Eifer und Sorge. Er riß mit der Kraft eines Bären das letzte Hindernis hinweg, und mit den Tränen eines Kindes begrüßte er seinen geretteten Herrn. Der dankte ihm mit warmer Hand und sprach als erstes Wort: „Ich habe das Kreuz bei mir, Gott muß den Vortritt haben!" Der Knecht erfaßte es und zog's hinaus, und den Hergang rätselhafter Dinge erfaßte er mit einem Mal. Jetzt kam der Bauer hinterdrein gestiegen wie Lazarus aus der Gruft. Er sah erschreckend aus, und die Männer wichen fast. Dann aber drängten sie herbei und wurden beredt, und die ehrliche Freude, daß er gerettet war, glänzte untrüglich auf allen Gesichtern. Der Talhofer blickte sie groß und klein an: Da waren ja unverhofft hundert Freunde; er hatte sie nicht erkannt. Und es reute ihn, daß er nicht hundert Bäume für sie geopfert hatte.

Er bestieg das haushohe Balkenwerk hinter sich und sah über seinen Wald: er war nicht mehr. Wie ein Hagel das Korn in die Erde schlägt, so lag sein tausendstämmiger Wald geworfen und gebrochen, zermäht, zersplittert und zermalmt. In erstarrten ungeheuren Wellen war die Verheerung hingebreitet; und aus jeder Welle ein Dutzend und mehr zersplissene Masten kreuz und quer gen Himmel, als hätte jede einzige Welle eine ganze Flotte von Schiffen hinabgeschlungen. Eine grauenhafte Windhose mußte das Tal heraufgefegt haben, um zu vollbringen, was kein Mensch je für möglich gehalten hätte.

Mit nassen Augen blickte der Talhofer in das Riesengrab seines Stolzes. Doch vergaß er nicht, der Mann zu bleiben, als der er soeben aus seinem eigenen Grabe gestiegen war. „In Gottes Namen", sagte er und ließ sich herab. Und manchen von den Männern, die zu seinen Füßen standen, sah er ein Tränlein des Mitgefühls aus den Augen wischen. Er dachte sich: es ist am Ende nicht der schlechteste Tausch: hundert aufrechte Männer gewonnen, da durfte ein Wald dafür niedersinken.

Die Not des Herrgotts von Griesbergen war vorüber; ein Dachstuhl für die Ewigkeit wurde auf das Gotteshaus gesetzt, und in die Schildkröte teilten sich die Armen. Und der Herr war mit dem Talhofer wieder gnädig und schickte ihm einen Käufer seines verhängnisvollen Überflusses, der den Preis nicht aus der Not des Talhofers, sondern aus der Pracht der Stämme berechnete. Das ward eine Summe, die als Wartegeld bis zur Erneuerung des Waldes üppig reichen würde. Der Bauer aber setzte für sich und ewige Talhoferben die fromme Stiftung, daß vom wiedererstandenen Forst alljahr ein guter Stamm an die die Kirche von Griesbergen zu schenken sei.

Ein wunderliches Ding ist nachzutragen. Es ergab sich, als man die Verwüstung ordentlich zu mustern anfing. Weit oben in der letzten Brandung des Orkans war ein großer Stock von Stämmen so ineinandergewirbelt worden, daß kein einziger hätte stürzen können, obwohl kein einziger für sich allein mehr hätte stehen können. Man umhegte das gefährliche Pack in weitem Kreis; dann wurde es sich selbst überlassen. Und siehe, die Stämme faßten wieder Wurzel, entwirrten sich unvermerkt und blieben wacker stehen; sie behielten nur auf Lebenszeit den krummen Rücken von der fürchterlichen Geißelung. — Erst, als sie wieder sicher standen, fiel es dem Talhofer ein, die Bäume zu zählen: es waren vierzig. Soviel er hätte opfern sollen, soviel war ihm gelassen; soviel er hätte behalten dürfen, soviel war ihm genommen. Er ertrug auch geduldig diese letzte Strafrede Gottes; nur schwächte er sie frommklug alljährlich etwas ab, indem er aus den vierzig das Opfer für die Kirche schlug.

Sonntag / Von Martha Grosse

Ach, Sonntag, — eine Stunde Sonntag nur!
Und nieder sinkt des Alltags Mägdekleid,
Und Sehnsucht spannt die Sonnenflügel weit
Und fliegt auf aller Engel goldener Spur.

O du, der Tiefgebeugten milder Hort,
Du Heiland, der die Staubbeladenen liebt,
Der ihnen Brot und Wanderrast und Heimat gibt,
Sprich über mich auch dein Erlöserwort.

Dann wird zum Königskind die müde Magd
Und kniet im Feierkleid und lobt und singt,
Und wie sie deines Wesens Gnade trinkt
Erstirbt, um was so bitter sie geklagt.

Und Last wird Lust. Herr, deines Kreuzes Spur
Zieht goldene Furchen durch den Alltagsstaub,
Und nimmer wird die Seele ihm zum Raub,
Gibst du ihr Sonntag, — eine Stunde nur.

Der pfingstliche Garten

Von Georg Kaven

Frohfestlich und farbenfreudig rüstet sich der Garten, das liebliche Pfingstfest zu feiern. Überall blüht es in verschwenderischer Pracht. Die ganze Natur prangt im Hochzeitskleid. Berauschender Fliederduft erfüllt die Luft, Schneeball und Goldregen winken über den Zaun von Nachbars Garten, und rosafarbene Pfirsiche, leuchtende japanische Quitten und rosige Zieräpfel prunken im schönsten Frühlingsflor. Blütenschwer stehen Baum und Strauch. Auf smaragdgrünem Rasen liegt blinkender Blütenschnee. Am Hause

Der Pfingstgarten in voller Blüte

Rittersporn in vollem Flor

hängen von der Glyzine weiße und blaue Blütentrauben wie Trauben edlen Weines herab, leise bewegt vom lauen Frühlingswind.

In immer größerer Mannigfaltigkeit haben die Stauden ihren reichen Farbenschmelz entwickelt. Eine bunte und vielgestaltige Farben- und Formenwelt entsprießt in rascher Entwicklung und urwüchsiger Kraft der lenzlichen Erde, weckt in uns eine Fülle reiner Freude, die in der tiefen Verinnerlichung des Naturgenusses wohl kaum in solcher Reinheit und Beglücktheit durch eine andere Empfindung überhoben werden könnte.

Im Steingarten blüht der tiefblaue Teppichehrenpreis und der wie mit perlmutterweißen Kalkspritzern betupfte kriechende Ehrenpreis. Weiße, rosafarbene und rote Stein-

Blühende Glyzinen

Gruppe blühender Taglilien am Teichufer

sich das Weiß der Gartenlilie, auch Madonnalilie genannt. Aus starken Büschen leuchten die entzückenden Rispen der Lupine, in der Urform von blauer Farbe, jetzt aber auch in Weiß, Rosa und in allen Spielarten von Violett, Hellblau und Amethyst.

In der Ecke am Gartenzaun gucken hochragende Malven hinüber zur stolzen Pfingstrose in majestätischer Schönheit ihrer Blumen. Der trockene Abhang, spärlich beschattet von einzelnen Birken und Kiefern, leuchtet rosenrot im Blütenmeer der Frühjahrsphlox. Eine charakteristische Staude des Pfingstfestes nächst der Päonie sind die langgestielten blauen Pfingstveilchen, die jetzt auf farbigen Einzelgruppen im Rasen ihre wahrhaft königliche Pracht entfalten.

Und welcher Flor erst auf den bunten Schnittblumenbeeten!

brecharten entfalten ihre Blütenpolster, mit unzähligen weißen und zartrosa Sternchen ist das Frühlingsschleierkraut übersät. Daneben glitzern im Morgentau die roten Blutströpfchen der zierlichen Granatrispe, nicht weit hiervon ein Trupp dunkelveilchenblauer Straußglockenblumen. Vorboten der Schwertlilien eröffnen den Blütenreigen einer noch gar nicht erkannten Schwertlilienschönheit. Dort recken sich tiefblaue Ritterspore vor. In ihr Blau mischt

Schleierkrautbusch

Pfingstflor der Lupinen

Hier läßt die gefüllte Pechnelke ihre herrlich magentaroten Blumen auf langen, schlanken Stielen im Winde schaukeln; das altvertraute, seit Jahrhunderten in der deutschen Volkspoesie umwobene „Tränende Herz", feinstrahliges Berufskraut, rosenrote Staudengloxinien, orangegelbe Scheibenblumen und viele andere liebreizende Kinder Floras leisten Gesellschaft. Das Blühen nimmt kein Ende. Maiblumen und Waldmeister mit ihrem Wohlgeruch erwecken im Blumenfreunde das beseligende Gefühl mailicher Pfingstfreude.

Im Zauberbann der Todesstrahlen

Zukunfts-Roman von Otfrid v. Hanstein

Fortsetzung

Drüben hat man ein Kommando gegeben, die Luftflotte setzt sich auf uns zu in Bewegung. Ich blicke einen Augenblick in des Onkels Gesicht. Ich muß gestehen, daß mir doch etwas unruhig zumute war. Jetzt sehe ich den Onkel aufrecht stehen, sein Gesicht ein wenig gerötet, seine Augen leuchtend und um den Mund ein vergnügtes Lächeln.

Onkel Heinrich ist doch nicht ungestraft in so langen Jahren halb zum Amerikaner geworden, daß er nicht ein begeisterter Sportsmann wäre.

„Sehen sie nicht herrlich aus, ganz herrlich, diese Flugzeuge, auf deren Tragflächen, auf deren glänzenden Metallkörpern die Sonne glitzert."

Ich bin verwundert, mir fällt unwillkürlich eine Geschichte ein. Ich habe einmal gelesen, daß ein Mann im afrikanischen Dickicht von einem Löwen überfallen wird. Dieser steht über ihm, hebt seine Pranke zum tödlichen Angriff, und der Geifer aus dessen geöffnetem Maul träufelt ihm in das Gesicht. Obgleich aber die furchtbare Todesgewißheit ihn lähmt, hat er in diesem Augenblick keinen anderen Gedanken als: was doch der Löwe für einen schönen Kopf habe.

Nein, wie der Onkel jetzt zu dem Flugzeuggeschwader hinüberblickt, ist gewiß keine Todesfurcht in ihm.

Wir hören das Rattern der vielen Motore, wir sehen, wie die sechs Staffeln in höchster Geschwindigkeit auf uns zuschießen. Noch eine Minute, dann müssen sie uns erreichen, dann sind wir verloren.

Unwillkürlich, so lächerlich dies ist, umklammere ich den Revolver in meiner Hand. Da geschieht das Wunder.

Es ist, als sei mitten in der Luft, zwischen ihnen und uns eine gläserne Scheidewand aufgestellt. Die Flugzeuge halten, schwanken, wir können ganz deutlich mit bloßem Auge sehen, wie die Führer an den Steuern hantieren — es hilft ihnen nichts. Die Steuer gehorchen ihrer Hand nicht mehr, die Magnete ihrer Apparate sind unserem starken Strom hörig geworden — die Flugzeuge machen eine Wendung, und obgleich die Führer wie rasend in ihnen arbeiten, fahren die sechs Staffeln, jetzt die Breitseiten voran, auf den Zeppelin zurück, während hinter mir der Onkel ein so lautes, gellendes Lachen ausstößt, daß es sogar den Lärm der Maschinen übertönt, und daß ich vor ihm erschrecke.

Die Jahre im Busch und das Leben mit den Wilden sind nicht spurlos an ihm vorübergegangen. Trotzdem — wer nicht wüßte, was hier geschieht, müßte diesen Mann, der da aufrecht achthundert Meter über der Erde im Flugzeug steht und gellend lacht, für einen Wahnsinnigen halten.

Drüben wird Kriegsrat gehalten, dann fährt die Flotte zunächst ganz langsam in einer einzelnen Linie näher.

Sie haben uns noch immer nicht durchschaut. Sie bilden sich wahrscheinlich ein, daß diese unheimliche Kraft, die ihren Siegeslauf so jäh unterbricht, von unserem kleinen, harmlosen Flugzeug herrührt. Sie eröffnen auf uns das Feuer. Aus hundertfünfzig Flugzeugen saust eine ganze Salve von Kugeln in rasender Folge und mit betäubendem Knattern uns entgegen. Jetzt komme ich mir selbst vor wie ein mittelalterlicher Soldat, den der Teufel kugelfest gemacht hat. Dieser Regen von Geschossen scheint wieder ganz dicht vor uns an dieser rätselhaften Glaswand abzufallen.

Nicht abzuprallen, sondern sich in ein lustiges Feuerwerk zu verwandeln. Sobald die Kugeln in den Bereich unserer furchtbaren Strahlenwand kommen, flammen sie auf, ein Tröpfchen geschmolzenes Metall wird zu Gas und verbrennt.

Drüben ist ratlose Wut. Es ist uns, als hörten wir ihre Worte, als sähen wir das Zittern ihrer zornbebenden Körper. Sie sind nicht feige, sie sind tollkühn, diese Männer. Jetzt schießt ein einzelnes Flugzeug vor. Schießt vorwärts mit aller Kraft des Motors, rast gerade aus, ohne daß der Führer das Steuer berührt.

Die Gewalt des Vorstoßes überwindet die Kraft unseres Fernlenkers. Oder hat vielleicht für einen Augenblick der Strom ausgesetzt? Der australische Führer stößt einen Siegesschrei aus, winkt mit den Händen, reißt am Maschinengewehr:

Dicht vor uns eine einzige, hochauflodernde Flamme.

Nur eine Sekunde, Mann und Flugzeug, Maschinengewehr und Handgranaten sind verschwunden. Nicht abgestürzt, sind einfach geschmolzen, in Gas verwandelt — verbrannt.

Jetzt hat der Onkel ein bleiches Gesicht und zuckt ärgerlich mit den Achseln.

„Ich bin nicht daran schuld, ich habe gewarnt, ich will kein Menschenleben vernichten. Narren, wenn sie nicht hören."

— — — — — — — — — —

Die unblutige Schlacht dauert den ganzen Tag.

Das feindliche Flugzeuggeschwader steigt wesentlich höher. Wir folgen ihm. Wir haben alles bei uns, sogar warme Mäntel und Sauerstoffapparate.

Auch drüben schrauben sie sich in die Höhe; vor Luftmangel bereits halb ohnmächtig, versuchen sie wieder und wieder unsere Wand zu überwinden —

Sie reicht bis in den Äther hinauf.

Das Flugzeuggeschwader hat sich gewendet und ist in eiliger Fahrt nach Süden abgestrichen. Der Onkel nickt zufrieden.

„Sie sind vernünftig gewesen, sie haben wenigstens nur ein Flugzeug und zwei Tote verloren."

Wir sind jetzt ganz niedrig. Es ist Abend geworden. Dieser schnelle Tropenabend, der unvermittelt und ohne Dämmerung herabsinkt. Wir genießen ein eigenartiges, kolossales Feuerwerk. Der australische Heerführer tut seine Pflicht. Nun es mit dem Luftgeschwader mißglückt ist, versucht er es mit seinen weittragenden Geschützen. Es sieht lustig aus, wie die schweren Bomben und Granaten an unseren Strahlenwänden zersplittern, schmelzen, vergasen und den Flammentod sterben.

Jetzt wieder ein anderes Bild — nur Nebelschatten, die auf uns zuschleichen, bis zu den Strahlen, und dann in hellen Flammen verpuffen.

„Das sind giftige Gase, schade, manches arme Känguruh wird daran glauben."

Ich sehe ihn an.

„Onkel, ist das für die Welt das Ende des Krieges?"

„Vielleicht, aber ich glaube es nicht. Wenn nur vernünftige, besonnene Menschen diese Strahlen ausnutzen wollten, wie wir es tun, zur Verteidigung und zum Schutz. Wehe dem, der diese Strahlen in seiner Hand zu Angreifern macht, er könnte in Tagen eine ganze Welt und vielleicht auch sich selbst vernichten."

Wir haben eine einzige, schwache Stelle:

Allisterstadt und der Hafen in der Cambridgebucht. Ich bin überrascht, als ich mitten in der Nacht mit dem Onkel nach Desert City zurückkomme. Alle unsere Zeppeline und Flugzeuge sind unterwegs. Auch alle unsere Kettenbahnen, die nach Norden führen, schleppen von dort unzählige Autos heran, alle Kamele und Elefanten sind unterwegs, und unweit von Desert City sind zweihundert Chinesen eifrig damit beschäftigt, Flugzeuge, Luftschiffe und Autos zu entladen und Berge von Waren aufzustapeln.

„Was geschieht hier?" frage ich erstaunt den Onkel.

„Allisterstadt zieht um", erwidert er sachlich.

„Aber weshalb? Dazu liegt doch kein Grund vor."

„Ich gebe den Hafen auf. Er ist zu sehr gefährdet. Ich will die Strahlenwand ein wenig landeinwärts legen. Das Meer mit seiner gewaltigen Wasserfläche lenkt ab. Es ist kürzlich ein Schiff unterwegs in Brand geraten, die Seewellen leiten die Strahlen zu gut und zudem — der Hafen ist nur gepachtet, warum soll ich mich mit den Herren in Canberra herumstreiten. Ich brauche ihn nicht."

„Aber?"

„Das war im Anfang, jetzt haben wir unsere großen Zeppeline. Ich habe dort, wo unsere Strahlenwand verlaufen soll, große Sendeapparate aufgestellt, die alle Schiffe warnen. Wir müssen uns sehr beeilen.

Ich habe eben Nachricht bekommen, daß australische Kriegsschiffe bereits unterwegs sind. Wahrscheinlich morgen früh bereits liegt Allisterstadt im Bereich ihrer Kanonen. Sie mögen es nur zusammenschießen, auf die paar Wellblechbuden kommt es mir nicht an. Ich kann es auch gar nicht schützen, denn Wyndham City liegt ja auf der gleichen Linie und gehört zu Australien."

— — — — — — — — — —

Am nächsten Tage ist wieder Schlacht.

Auch der Onkel und ich sind wieder als friedliche Zuschauer unterwegs. Diesmal fahren Allister und Hollborn in zwei Flugzeugen die anderen Grenzen ab, um dort zu beobachten. Onkel und ich sind nach Norden geflogen und schweben hinter der Strahlenwand, die jetzt hundert Kilometer von der Küste entfernt unser Reich absperrt.

Die Sonne ist aufgegangen und liegt über dem Meer.

Es ist alles so friedlich. Allisterstadt ist von Menschen verlassen. Ich sehe hinunter: Das ist die Bucht, an der ich damals mit Hollborn übernachtete, der kleine Fjord, an dem ich zum ersten Male die wunderbaren Lungenfische in die Zweige der Bäume hinauf steigen sah. Dort, wo jetzt ein grüner Fleck ist, war die Lache, in der der arme, schwarze Schwan mit den Füßen im Schlamm gefangen wurde. Ein dumpfer Schlag, unten am Meer, mitten zwischen den Wellblechbuden, der Boden reißt auf, eine Granate krepiert und schleudert Sandmengen und Wellblechteile hoch in die Luft.

Der Onkel nickt.

„Gut, daß keine Menschen mehr da sind, und nichts, was uns wertvoll ist. Aber das muß ihnen der Neid lassen, sie verstehen zu zielen. Schon der erste Schuß ist ein Volltreffer."

Granate auf Granate fährt in den Boden, nach einer halben Stunde gleicht das ganze Gebiet der Stadt einem zerrissenen Trümmerfeld. Mein Onkel lächelt grimmig.

„Auch eine Art, den Erdboden umzugraben. Wirkt fast noch besser als unsere Bagger."

Leider fallen auch einige Treffer nach Wyndham hinein. Die Australier töten ihre eigenen Landsleute; es ist kaum zu vermeiden auf solche Entfernungen, und der Onkel schüttelt traurig den Kopf.

Es sind drei Stunden vergangen, das Geschützfeuer ist schon lange eingestellt, die australischen Kriegsschiffe nähern sich vorsichtig dem Ufer.

„Sie wundern sich wahrscheinlich, daß wir uns wehrlos niederknallen lassen und ihr Feuer nicht einmal beantworten."

Es ist eine stattliche Flotte, große, moderne Kriegsschiffe.

Der Onkel lächelt.

„Wenn ich wollte — ich brauchte nur einen Befehl zu geben. Sie brauchten in Desert City nur einen einzigen Hebel anders zu drücken, und alle diese Schiffe würden in hellen Flammen stehen. Ich tue es nicht, ich bin ein Mann des Friedens, und es ist auch nicht nötig." Er ist wieder sehr ernst.

Schaluppen sind an das Ufer gefahren. Zunächst nur eine, die vorsichtig beobachtet hat, dann werden Soldaten ausgeschickt, Geschütze an das Ufer gebracht. Wie muß es diesen Soldaten zumute sein, diesen siegestrunkenen Soldaten, die das Gefühl haben, daß sie uns eben eine schwere Niederlage beibrachten, daß sie jetzt unseren einzigen Hafen zerstörten, als sie nun ganz plötzlich und unvermutet laute, warnende Stimmen über sich in der Luft hörten:

„Geht nicht weiter! Hundert Schritt nach Süden sind sicherer Tod. Hütet euch vor der Starkstromwand!"

Wir sehen sie stutzen, wir sehen sie lachen. Ein Offizier hebt die Hand. Er kommandiert, wenn wir auch seine Stimme nicht vernehmen; er hat unser Flugzeug gesehen und weiß, daß die warnende Stimme von uns kam.

Wir bleiben ganz ruhig stehen. Der Offizier ist sicher

Kamillen / Von Jakob Kneip

Aus einem Pförtchen im alten Sankt-Veit-Spital,
Das droben dunkelt am Walde von Biesendahl,
Sieben Nonnen traten hinaus in die Welt,
Sieben Nonnen mit weißen, flatternden Hauben
Schweben zu Tal wie scheue, suchende Tauben
Und biegen hinaus in das sommerlich flimmernde Feld.
Horcht! Der Oberin Wort, der gütigen Mutter Sibylle,
Fällt sanft und gedämpft in die Felder- und Wiesenstille:
„Seht nur, weithin voll Blüten der Hang und das Feld,
So, als habe der Herrgott es eigens für uns bestellt!
Also fangen in Gottes Namen wir an,
Und wenn der Angelus läutet, ist unsre Arbeit getan!"

Sieben schweigsame Nonnen, kaum hörst du ihr Wort,
Wandeln am Feldrain — am blühenden Hügel dort.
Sieh! Körbe tragen sie mit;
Nun zögert — nun haftet ihr Schritt.
Und wie sie emsig, alle die sieben, sich bücken —
O schau, was sie pflücken!
Aller Feldblumen ärmste, die kein Liebender pflückt;
Zierlos steht sie; kein Wandrer, kein Mädchen schmückt
Je mit ihr sich die Brust. Nie ziert sie Tisch oder Garten.
Sie, die der Schnitter als lästiges Unkraut verwarf —
Demütig steht sie am mageren Feldrain, zu warten,
Bis der Mensch, der leidende, ihrer bedarf.
Aller Feldblumen keuscheste Blüte, die herbe Kamille,
Sammeln die Schwestern, die guten, auf daß sie den Armen,
Die Gott ihnen vertraut in mildem Erbarmen,
Heilung bereiten, auf daß sich der göttliche Wille
Wieder als Glaube und Liebe an seinen Geschöpfen erfülle.

D. Pauluzzi: Genesen

über unseren Wahnwitz, mit dem wir uns selbst als Zielscheibe darbieten, erstaunt.

Zwanzig Maschinengewehre blitzen auf, zwei schnell an Land gebrachte Schiffskanonen protzen ab. Wieder das Spiel wie gestern — die Kugeln werden zu kleinen, aufflammenden Feuerpunkten und sind machtlos, während wir ruhig hier oben schweben.

Die Soldaten starren uns an. Seeleute sind immer abergläubisch.

Augenblicke der Ruhe. Die Seesoldaten kehren an Bord zurück. Die Kriegsschiffe wenden und drehen uns ihre Breitseite zu. Eine gewaltige Kanonade beginnt, überall speien Feuerschlünde uns ihre Geschosse entgegen. Zehn Minuten furchtbares Trommelfeuer. Für uns ist es nichts, als wiederum ein gigantisches Feuerwerk.

Das Schießen verstummt, überall gehen Signalflaggen auf und nieder — die Schiffe ziehen sich auf das offene Meer zurück.

Der Onkel sagt:

„Sie erwarten noch immer den Angriff, der niemals kommt. Auch das ist vorüber."

Während wir jetzt langsam nach Desert City zurückfahren, ist es wiederum Nacht geworden. Ich habe die Hand am Steuer, es ist heller Vollmond, ich kann das Gesicht des neben mir sitzenden Onkels deutlich erkennen.

Es ist ganz still um uns herum, wir reden beide nicht. Wir sind noch zu hoch, um das Geräusch der Erde zu hören, und wir sehen unter uns die langen Karawanen der Automobile, der Elefanten und Kamele, die noch immer dabei sind, gerettete Lasten nach Desert City zu schaffen, wie Ameisen scheinbar lautlos über den Boden kriechen.

Der Onkel scheint mir in dieser Stunde gewaltig.

Gewaltiger als jemals. Er kommt mir vor wie ein übermenschliches Wesen. Er hält Mächte in seiner Hand, die in dieser Vollkommenheit noch kein Erdenbewohner beherrschte. Er hat den Krieg eines starken, waffentüchtigen Volkes in zwei Tagen abgeschlagen und hat selbst keine Kugel verschossen, mit Absicht kein einziges Leben vernichtet.

* * *

Der Onkel will nach San Franzisko reisen. Ich weiß es jetzt schon, was solche Fahrten, die er in letzter Zeit öfters unternommen hat, bedeuten. In unserem chemischen Laboratorium ist fieberhaft gearbeitet worden. Wir haben in diesen Wochen außergewöhnlich große Mengen Uranpechblende aus dem Bergwerk am Mount Russel geholt und das Radium daraus entwickelt.

Der Transport geschieht in großen Glasflaschen, die noch außerdem mit einem isolierenden Gewebe umsponnen sind. Merkwürdig sieht ein solcher Transport aus. Die Männer tragen gleichfalls Kleider aus solchen Geweben und Masken vor ihren Gesichtern mit Fensteröffnungen für die Augen. Sie sehen fast so aus, wie die Pestdoktoren im Mittelalter.

Onkel ist vorsichtig. Es könnte eine von den Flaschen zerbrechen — man weiß noch immer nicht, welche Strahlen frei werden könnten, und wir wollen jeden vor Schaden bewahren.

Wir haben außerdem ein sehr großes Gefäß aus Metall in das Bergwerk geschafft, das ungefähr zwei Zentner zu fassen vermag. Der Onkel hat in der Zentrale noch eine neue, kleine Seitenhöhle in den Felsen sprengen lassen. Er will dort für alle Fälle ein Lager einrichten.

Die Australier scheinen sich beruhigt zu haben. Nachdem sie eine Woche immer wieder ihre Angriffe wiederholt haben, ist jetzt alles still, geradezu unheimlich still. Wir bekommen keine Zeitungen mehr, denn wir haben jede Verbindung aufgegeben. Nur wenn der Onkel verreist war oder auch Herr Allister, dann brachten sie Zeitungen mit, aber es steht niemals auch nur das geringste Wort über uns darin, und auch unsere drahtlosen Empfangsstationen haben nie wieder über uns reden hören. Ob die Erklärung des Onkels richtig ist?

Hat der australische Staat eingesehen, daß er uns nichts anhaben kann, schämt er sich deswegen und will uns einfach totschweigen? — Uns soll es gleichgültig sein, wir gehen trotzdem unseren Weg.

Wir haben heute bereits den dritten Kulturkreis — wieder mit einem Durchmesser von zwei Kilometern — in Betrieb genommen. Jetzt haben sich zu unseren Pflügen und Säern auch schon die Mäh- und Dreschmaschinen gesellt, jetzt haben wir schon einige große Speicher mit Zentralkühlung, um das frühe Auskeimen zu verhindern, errichtet, denn wir ernten schon sehr viel mehr als wir brauchen.

Jetzt haben wir sogar schon ein paar große Wiesenflächen von vielen hundert Kilometern, die ebenfalls künstliche Regentürme haben. Und auf diesen weiden schon hunderte von Schafen, die uns die Wilden hergetrieben haben.

Die großen Zeppeline haben auch bereits eine Anzahl Zuchtrinder von guten Rassen gebracht. Das geht natürlich nur langsam, immerhin, wir hatten in diesem Jahre die ersten Kälber.

Es ist immer ein etwas aufregender Tag, wenn Luftschiffe oder Flugzeuge ankommen oder das Gebiet verlassen. Sie fahren dann sehr hoch, und schon ziemlich weit vor der Küste erzeugen sie um sich herum eine künstliche Nebelwolke, um nicht gesehen zu werden. Das ist keine neue Entdeckung, das ist schon längst im Weltkriege erprobt worden. Für uns hat es eine besondere Bedeutung. Denn wenn Luftfahrzeuge unser Gebiet erreichen oder verlassen wollen, müssen wir für diese Zeit natürlich einen Teil unserer elektrischen Schutzwand ausschalten und dann liegt die Gefahr vor, daß australische Flieger gleichzeitig einzudringen versuchen. Dann wird immer ein Teil unserer Luftflotte aufgeboten, um die ungeschützte Stelle im Auge zu haben und jedes eintreffende Fahrzeug genau zu untersuchen. Das sind die einzigen Male, in denen unsere Flieger bewaffnet sind, aber sie haben noch niemals von ihren Waffen Gebrauch machen müssen. Es scheint so, als ob die Australier uns wirklich vergessen haben. Jedenfalls wir vergessen nicht für eine Minute die notwendige Vorsicht und sind stets auf unserer Hut.

— — — — — — — — — —

Der Onkel will heute abreisen. Dies war schon so viele Male, und doch bin ich heute unruhig. Ich sehe ihn oft prüfend an. Er ist nicht krank, er ist ebenso frisch und gesund wie immer, und doch bin ich ängstlicher als sonst.

Er hat alle Ingenieure, Hollborn, mich und Allister, der ihn diesmal begleitet und längere Zeit im Ausland bleiben soll, in dem großen Saale des Kasinohotels versammelt.

Auch das tut er jedesmal, ehe er abreist. Er muß Anordnungen treffen und auch einen Vertreter ernennen.

Früher war dieser Vertreter immer Mister Hollborn gewesen, den ich aufrichtig lieb gewonnen habe. Dann, als die technischen Einrichtungen so groß wurden, daß der einfache Amerikaner sie nicht mehr zu übersehen vermochte, hatten wir es alle natürlich gefunden, daß Oberingenieur Morawetz während der Abwesenheit des Chefs den Oberbefehl übernahm.

Heute reiste der Onkel zum ersten Male, seitdem wir mit Australien im Krieg leben. Es ist noch Krieg, wenn auch

seit Wochen vollständige Ruhe geherrscht, denn es ist kein Frieden geschlossen worden.

— — — — — — — — — —

Der Onkel ergreift das Wort.

„Ich werde diesmal wahrscheinlich vier Wochen fortbleiben."

Oberingenieur Morawetz unterbricht.

„Sie wissen, daß Sie ruhig reisen können, Herr Schmidt."

Auch jetzt noch läßt sich der Onkel „Herr Schmidt" nennen.

Morawetz fährt fort:

„Wir kennen alle unsere Pflichten. Wir werden zunächst den vierten Kulturkreis vollenden. Ich kenne alle Ihre Pläne, und sie wissen, daß sie in mir einen Vertreter haben, auf den Sie sich in jeder Weise und vollkommen verlassen können."

Onkel lächelt ihm zu.

„Ich weiß, lieber Herr Oberingenieur, ich kenne Sie ganz genau. Ich kenne jeden meiner Angestellten und weiß, was ich von ihm zu halten habe."

Unwillkürlich war ich erschrocken. Es war wohl ein Irrtum, aber es schien mir, als mache Morawetz, obgleich mein Onkel verbindlich noch gelächelt hatte, ein etwas betroffenes Gesicht.

Ich hatte die ganze Zeit über meine Abneigung gegen Morawetz und seine drei Freunde nicht überwinden können, und jetzt schoß es mir blitzschnell durch den Kopf, daß am letzten Abend der Onkel eine sehr lange Unterredung in seinem Zimmer mit Morawetz gehabt hatte und daß dieser währenddessen auf dem Sessel gesessen hatte, den ich für mich den Gedankenstuhl getauft habe.

Hat der Onkel gestern in seinen Gedanken gelesen? —

„Mein lieber Herr Morawetz, ich muß es diesmal anders machen; ich habe beschlossen, für diese Reise meinen Neffen Fritz zu meinem selbständigen Vertreter zu machen und ihn mit allen Vollmachten auszurüsten."

Ich fühle, daß ich rot werde, während Morawetz bleich wird, für einen Augenblick die Beherrschung verliert und aufspringt.

„Habe ich Ihr Vertrauen getäuscht, daß Sie mich so kränken? Es ist —"

Mein Onkel macht ein noch freundlicheres Gesicht.

„Durchaus nicht, verehrter Herr Morawetz. Es ist gewiß keine Kränkung, es ist mein Wunsch, daß während meiner Abwesenheit das neue, große Starkstromwerk am Lady Edith Lagoon vollendet wird, und Sie sind dabei unentbehrlich. Ich bitte Sie also, mit Ihrer bewährten und von mir jederzeit anerkannten Tüchtigkeit sich dieses neuen Werkes anzunehmen. Das ist sehr viel wichtiger als die Verwaltungstätigkeit, die mein Neffe inzwischen als mein Vertreter ausüben wird. Nicht wahr, lieber Morawetz, das sehen Sie ein."

Er reicht ihm seine Hand hinüber, in die Morawetz immer noch mit etwas süßsauerem Gesicht einschlägt.

„Meine Herren! Sie haben meinen Willen gehört, und ich bitte Sie, meinem Neffen während meiner Abwesenheit ebenso treue Mitarbeiter zu sein, wie Sie es mir sind. Sie wissen ja, daß er trotz seiner Jugend ein tüchtiger Mann ist und daß ihm einmal, wenn mir etwas zustoßen sollte, das Werk gehören wird. Ich bitte Sie also, dessen eingedenk zu sein, daß er, während ich fern bin, Ihr Chef ist."

Ich fühle aller Blicke auf mich gerichtet und bin befangen.

Nicht nur befangen, sondern bestürzt. So feierlich hatte der Onkel noch nie gesprochen, wenn er verreiste. Es klang fast, als ob er selbst für seine Wiederkehr fürchte und sein Haus bestellen wollte.

Wir sind allein in dem Wohnzimmer des Onkels, der seine letzten Reisevorbereitungen trifft.

Ich fasse mir ein Herz.

„Du mißtraust Morawetz?"

Er sieht mich scharf an.

„Du auch?"

„Morawetz, Stobitzer, Helding und Kurzmüller."

„Warum?"

„Ich habe beobachtet, daß sie leidenschaftliche Spieler sind und sich oft nächtelang in der Schenke der Kameltreiber aufhalten."

„Warum hast du mir das niemals gesagt?"

„Ich habe mit Hollborn darüber gesprochen und er hat gelacht. Sie sind sonst in ihrem Berufe tüchtig, und du hast Vertrauen zu ihnen. Ich wollte dich nicht beunruhigen; ich will auch niemand verdächtigen. Ich habe ja nicht den geringsten Beweis irgendeiner schlechten Handlung dir gegenüber, und was sie mit ihrem Gelde machen, ist schließlich ihre eigene Sache. Ich wollte sie nur stillschweigend weiter beobachten."

Der Onkel sieht mich wieder eine Zeitlang prüfend an.

„Ich glaube, du hast für deine Jahre einen guten Blick. Ich denke, wenn ich zurückkomme, werde ich meine Verträge mit diesen vier Männern lösen. Jetzt brauche ich sie noch zu nötig, und ich glaube auch, daß sie jetzt nichts Unrechtes tun werden. Es ist gut, daß du sie kennst. Beobachte sie weiter, aber laß dir nichts merken, am wenigsten, daß wir über sie gesprochen."

Ich strecke ihm beide Hände entgegen.

„Ich danke dir, Onkel, für dein Vertrauen; hoffentlich kann ich mich dessen wert zeigen."

Er drückt mir die Hand.

„Und hoffentlich auf gesundes Wiedersehen!"

Ich begleite ihn bis an das Flugzeug, das er selbst lenkt; ich sehe ihm sorgenvoll nach. Lag nicht auch in diesen letzten Abschiedsworten eine trübe Ahnung? —

Dann gehe ich in den Maschinenraum, überwache persönlich das Ausschalten des Starkstroms, während der Onkel unser Gebiet verläßt, und werde erst ein wenig ruhiger, als ich eine Stunde später vom Meer her den Funkspruch erhalte, daß er glücklich die australische Hoheitsgrenze verlassen hat.

* * *

Wieder vier Wochen vergangen.

Ich hoffe jeden Augenblick, daß der Onkel zurückkehrt. Ich habe eigentlich keinen Grund, mich irgendwie zu beklagen. Die Arbeit geht rüstig weiter. Ich habe mehrere neue Regentürme in Betrieb nehmen können, der vierte Kulturkreis ist vollendet, und ich erhalte jeden Abend von Morawetz telephonische Nachricht aus Lady Edith Lagoon, daß das dortige Starkstromwerk vor der Vollendung steht.

Mister Hollborn, der jetzt an meiner Stelle die täglichen Rundfahrten macht, weil ich die Zentrale, in der immerwährend Anfragen aus allen Richtungen eintreffen, nicht verlassen kann, bringt mir auch gute Nachricht. Ich hätte allen Grund zufrieden zu sein und bin es doch nicht.

Man gehorcht mir, man führt aus, was ich befehle, und doch habe ich das Gefühl, als liege immer ein gewisses spöttisches Lächeln auf den Lippen der Ingenieure. Liegt es daran, daß ich der jüngste bin? Oder kommt es daher, daß gerade Stobitzer, Helding und Kurzmüller um mich herum sind? — Oder bilde ich mir alles nur ein? —

Ich wollte an diesem Abend mit Hollborn darüber reden; ich habe es nicht getan. Er war so sehr müde von der Fahrt. Er ist recht alt geworden, sieht viel älter aus als der Onkel — und er hätte es doch nicht geglaubt.

(Fortsetzung folgt.)

Vererbte Begabungen

Die Schauspielerin Erika Mann,
Tochter des Dichters Thomas Mann

Filmschauspieler Walter Slezak,
Sohn des Opernsängers Leo Slezak

Wie schade, daß die Männer der Kunst und Wissenschaft, die genialen Erfinder und die berühmten Diplomaten, die Meister der Strategie und all die sonstigen Träger des Wissens und der Bildung ihre Begabung und ihr Können nicht auf ihre Nachkommen zu vererben vermögen, wie man Haus und Hof, Werkstätten und Fabriken, ein Bankguthaben, wertvolle alte Gemälde oder eine berühmte Meistergeige vermachen kann. Das geistige Erbe eines großen Menschen wäre für seine Kinder ja auch unendlich wertvoller und nutzbringender als Hab und Gut, das, wie wir heute schmerzlich wissen, rasch zerrinnt. Und welch ein Gewinn wäre es für die ganze Menschheit, wenn die großartigen geistigen Errungenschaften jeder Generation in den Nachkommen erhalten und von ihnen aufs neue vermehrt werden könnten!

Aber leider lehrt die Erfahrung, daß bei außergewöhnlich begabten Menschen die Natur sich gewissermaßen zu erschöpfen scheint, und daß demzufolge die Kinder solcher überreich Gesegneten fast naturgesetzlich ärmer begabt sind als ihre Eltern, ja oft sogar ärmer als der Durchschnittsmensch. Am ehesten scheinen sich musikalische und schauspielerische Begabungen zu übertragen, was aber wohl weniger in eigentlicher Vererbung als in äußerer Beeinflussung und Aneiferung durch die erfolgreiche und ruhmvolle Tätigkeit der Eltern begründet ist.

Daß tatsächlich künstlerische und literarische Begabungen bisweilen vererbt werden, steht außer Zweifel. Aber unendlich viel öfter vererben sich die geistigen Anlagen nicht. Man kann deshalb nicht von Vererbung im Sinne eines Naturgesetzes sprechen.

Der junge Pianist Gottfried Wagner,
der Enkel Richard Wagners

Die Sängerin Lotte Walter,
Tochter des Generalmusikdirektors Bruno Walter

Fünfuhr-Tanztee unter Palmen

Die amerikanische Riviera

Für die Erholungsbedürftigen und die elegantem Nichtstun frönenden Reichen hat Europa seine Riviera und seinen Lido. Man bietet ihnen an jenen von der Natur paradiesisch ausgestatteten Orten den Komfort der Verwöhntesten.

So hat auch die neue Welt ihre Luxusstätten. Unsere Bilder zeigen den Lieblingsplatz der amerikanischen Hochfinanz in Miami an der Küste von Florida, wo die tropisch herrliche Vegetation der französischen Riviera gleicht. Dort liegen zu Dutzenden die eleganten Yachten der Dollarmillionäre, die da in fabelhaft luxuriösen Hotels Erholung und angenehme Kurzweil suchen.

Spazierfahrt in Rikschahs

Die Promenade des New Breaker Hotels

Das Luxus-Hotel in Palm Beach

Die Yachten der amerikanischen Millionäre

Ein Baum wächst in den Himmel / Von Hans Stiftegger

Das war ein böser, böser Tag, der Rastensteiner Kirchweihsonntag dazumal.

Kann es leicht einen böseren Tag geben, als einen, der zwei Geschlechtern das Leben verbittert länger als ein halbes Jahrhundert lang?

Der Harraslebbauer, der heute einen schon recht grauen Kopf hat und damals ein zehnjähriges Bübl war, der weiß es noch, wie es zuging. So gut weiß er es, als wäre es erst vorige Woche gewesen.

Im Wirtshausgarten saßen sie nach dem Kirchweihfest beisammen, die Bauersleute, gleich neben dem Tanzboden. Die Musik spielte einen lieblichen steirischen Landler und die Paare drehten sich schön langsam darnach. Der Harrasleb-Ferdl hockte neben seinem Vater auf der Bank und lutschte an einem Zuckerstein, den er sich gerade vorhin beim Standl gekauft hatte. Die Sonne rötete im Untergehen die Waldlandschaft, und die Welt schien friedlich um und um. Von Streit und Feindschaft keine Spur. Höchstens daß es auf der anderen, auf der drüberen Halbkugel der Erde eine gab.

Aber plötzlich gab es auch auf der herüberen Halbkugel eine, eine bitterböse Feindschaft.

Der Harrasleb tat gerne ein wenig groß mit seiner Wirtschaft. Sein Nachbar, der Loidank, nicht minder. Das waren die beiden stattlichsten Höfe in der Gegend. Sie lagen weitab vom Dorfe auf zwei Büheln einander gerade gegenüber. Immer schon herrschte ein heimlicher Wettstreit zwischen den Bauern. Um die saubersten Kinder, um das schönste Vieh, um die größten Apfel, um das dickste Körndl, um die fleißigsten Hühner, um... nun, um alles, was der liebe Gott wachsen und gedeihen läßt, und worauf dann der törichte Mensch stolz ist.

Vom Wald redeten sie, von den Bäumen. Da rühmte der Harrasleb seinen Wald auf der Hocheben. Wie der in den letzten Jahren hergewachsen sei, das habe man noch nicht gesehen! So ein gesundes Holz und die höchsten Tannen, an die man sich erinnern könne! Ein paar Bauern nickten bestätigend mit den Köpfen. Der kleine Ferdinand auf seiner Bank horchte auf. Das Gespräch begann ihn zu fesseln. Von den Tannen auf der Hocheben hätte er auch mitreden können. Auf einer von ihnen, auf der allerhöchsten, war er unlängst oben gewesen. Bis in den schwanken Wipfel war er hinaufgestiegen, Harz an den Händen, an den bloßen Füßen, an dem Lederhöslein. Erst ganz oben hatte er innegehalten, erst bei der letzten Gabelung, als sich der Stamm schon unter der leichten Bubenlast zu biegen begann. Dann hatte er Ausschau gehalten. Wieweit man da ins Land sah!

Aber jetzt nahm der Loidank die Pfeife aus dem Mund und sagte zum Harrasleb über den Tisch hinüber:

„In den Himmel werden sie auch nicht hineinwachsen, deine Bäum' auf der Hocheben."

Darauf der Harrasleb, vom Wein schon ein wenig erhitzt:

„Warum nachher nicht?"

Darauf der Loidank lachend:

„Wenn sie dir nachgeraten, dann schon sicher nicht."

Das hätte er nicht sagen sollen. Denn der Harrasleb war auffallend klein von Gestalt. Er war eigentlich nicht mehr gewachsen, seit er aus der Schule ausgetreten war. Einige Bauern konnten das Lachen nicht verhalten. Nichts tut so weh, als wenn körperlicher Mangel zum Gespött gemacht wird.

Jetzt sprang der Harrasleb auf. Aber er war stehend nicht größer als der Loidank sitzend.

„Kann ein kleiner Bauer keine großen Bäum' haben?" schrie er. „Leicht nachher auch ein dummer Bauer keine gescheiten Kinder?"

Und das hätte wieder der Harrasleb nicht sagen sollen, denn des Loidank ältester Bub, der in der Schule neben dem Ferdinand saß, nun ja, es war nicht zu leugnen, daß er der schwächste Schüler war, zum heimlichen Schmerz seiner Eltern.

Jetzt sprang auch der Loidank auf. Sie maßen sich mit zornfunkelnden Augen.

„Aber, aber! Seid's doch gescheit!" mahnte ein Besonnener.

Da nahm der Harrasleb seinen Ferdinand bei der Hand und ging heim.

„Daß du mir mit dem Marl kein Wort mehr redest, hörst du!"

„Ja, Vater!" versprach der Ferdinand. Aber er war traurig, denn er hatte den Nachbarsbuben lieb.

Während der Antwort verlor er den Zuckerstein aus dem Mund, doch er bückte sich nicht darnach, denn er fühlte eine Bitterkeit im Herzen, gegen die auch der süßeste Zuckerstein machtlos war.

Aus der Ferne hörte man immer noch den schönen, langsamen Landler klingen.

*

Ein paar Dutzend Worte nur, geschwinder gesprochen, als der Sekundenzeiger einer Uhr damit fertig ist, das Zifferblatt einmal zu umlaufen. Aber jedes Wort ein vergifteter Pfeilschuß. Jedes Wort eine tückisch weiterschwärende Wunde, die schier nimmer verheilen will.

Die beiden Höfe lagen weiterhin freundlich einander gegenüber auf den Büheln, als ob gar nichts geschehen wäre. Die gleiche Sonne beschien sie, die gleiche Wolke näßte ihre Dächer und gleich dick waren die Schneehauben, darein sie sich in jedem Winter huschelten. Die gleichen Finken schlugen in jedem Frühling bald herüben, bald drüben vor den Fenstern, die gleichen Schmetterlinge umschaukelten in jedem Sommer hier wie dort die Malwen und die Brennende Lieb an den Hausmauern. Aber wie anders waren die Menschen geworden seit jenem Kirchweihsonntag!

„Daß mir niemand mehr mit denen da drüben redet!" hieß es in jedem der beiden Höfe. Drohend sprach es jeder der beiden Bauern zu den Seinen. Und von der Stunde an war unsichtbar, doch zwingend ein finsteres Gebot der Feindschaft aufgerichtet, eine Gemarkung des Hasses, die unverrückbar dastand jahraus, jahrein.

Der Lehrer mußte die Kinder der beiden Familien möglichst weit auseinandersetzen. Uralte, vererbte Plätze in den Kirchstühlen wurden ausgewechselt. Die Knechte durften nicht gleichzeitig in der selben Wirtshausstube sitzen. Die Bäuerinnen sahen zur Seite, wenn sie einander begegneten. Die Bauern lenkten die Wagen tief in die Acker hinein, weil ihnen die Straße nicht breit genug war, einander auszuweichen.

Der Pfarrer versuchte ein paarmal, eine Versöhnung anzubahnen, aber er stieß auf so groben Widerstand, daß er es seufzend aufgab. „Zu denen müßte ein Engel kommen mit dem flammenden Schwert", sagte er.

Der Harrasleb starb. Niemand von den Loidankleuten ging mit seiner Leiche. Das tat dem Ferdinand bis in die Seele hinein weh. Zugleich aber erwachte auch sein Trotz. Gut. Dann ging die Feindschaft eben über das Grab hinaus weiter. Drüben lebte ja noch der Alte, der den Vater dazumal sosehr gekränkt hatte.

Der Wald auf der Hocheben stand längst nicht mehr. Einige von den schönsten Tannen lagen, zu sauberen Brettern geschnitten, im Harraslebhof. Und aus diesen Brettern zimmerte man der alten Bäuerin ihren Sarg, als man sie zu ihrem Manne legte. Wieder war unter den Trauergästen niemand vom Nachbarhof zu sehen.

Tief ins fünfte Jahrzehnt hinein fraß sich nun die Feindschaft schon. Blondköpfige Kinder wuchsen heran und gingen ins Leben. Immer wieder war ihnen gesagt worden: „Daß mir niemand mit denen da drüben redet!"

Die Bauern, die auf den Höfen regierten, die einstigen Schulkameraden, bekamen allgemach schon graue Haare und einen gebückten Gang. Einmal wurde der Loidank zum Bürgermeister gewählt. Aber er nahm es nicht an. Ein Bürgermeister muß mit allen Leuten der Gemeinde verkehren. Längst schon war auch der Pfarrer nicht mehr, der das von dem Engel gesagt hatte . . .

Dann kam er.

Nicht der Flammenengel. Der Flammenblitz.

Beim Harrasleb saßen sie an einem heißen Sommerabend in der Stube. Rund um den dunkelwolkigen Himmel hatte schon seit Sonnenuntergang ein fahles Wetterleuchten gegeistert, aber ein richtiges Gewitter war doch nicht daraus geworden. Jetzt mit einem Male gab es einen Schlag, der allen in die Glieder fuhr. Schau, ist also doch ein Wetter da!

Ein paar Minuten später schrie es der Knecht zur Türe herein:

„Beim Loidank, da brennt's!"

Da liefen sie hinaus und sahen drüben über dem Dach eine steile, züngelnde Flamme stehen.

Das prachtvolle Federkleid des Silberreihers

Alle schauten sie auf den Harrasleb. So still war es eine Sekunde lang, daß man das Prasseln von drüben hörte. Dann . . .

„Was denn? Stehen und schauen? Helfen!" schrie der Harrasleb.

Da fiel es wie ein alter, schwerer Bann von ihnen allen.

Was sie Brauchbares fanden, packten sie, Eimer, Kübel, Melkzuber. Knecht und Bauer eine lange Leiter. Und stürmten hinab in den Anger und hinauf über die Leiter.

Gottlob, da steht der lange Trog beim Stall tief voll Wasser und ein reiches Brünndl füllt ihn fleißig nach. Die Loidankleute arbeiteten schon, Männer, Weiber, Kinder. Eine Leiter lehnt an der Wand, droben ein Mensch fast ganz im Feuer. Nun an die andere Hausseite die zweite Leiter. Der Harrasleb will hinauf, aber sein ältester Sohn wehrt es ihm, drängt sich an seine Stelle. Eimer um Eimer, Kübel nach Kübel empor. Dieweilen für alle Fälle das Vieh aus dem Stall, den Hausrat aus den Stuben.

Beim Trog, wasserschöpfend, stoßen sie aneinander: „Ferdinand!" — „Marx!" Und schauen sich an eine Sekunde lang.

An der Scheunenwand, vom Feuerschein gespenstisch beleuchtet, lehnt wehklagend ein Greis.

Eine halbe Stunde später, wie gerade die Rastensteiner Feuerwehr die Spritze vierspännig über den steilen Bühel heraufschleppen will, ist das Feuer besiegt. Den Dachstuhl des Wohnhauses hat es zerstört. An die Scheune und den Stall hat es nicht heran können. Freilich, die Stuben stehen unter Wasser, triefnaß Wände und Böden.

„Wird das gescheiteste sein, ihr kommt jetzt alle zu uns herüber," sagt der Harrasleb.

Und sie gehen willig mit. Rauchgeschwärzte, vor Erregung zitternde Menschen. Den Ahnl muß man beinahe tragen.

Dann sitzen sie drüben in der Stube beisammen.

„Den Dachstuhl, den hast bald wieder!" tröstet der Ferdinand. „Wir helfen euch schon dabei. Sei froh! Hätt' leicht viel ärger werden können."

„Wär' auch viel ärger geworden, wenn ihr nicht so geschwind dagewesen wäret!"

Über den Tisch hinüber reichen sie sich die Hände und wollen sich gar nicht mehr loslassen.

„Und jetzt schlaft ihr bei uns. Wir haben gut für alle Platz. Den Ahnl, den legen wir in mein Bett. Ich? Aber ich schlaf gern im Heu."

*

In dieser Nacht, im Heu, hatte der Harrasleb einen seltsamen Traum.

Er war wieder ein kleines, bloßfüßiges Bübl und saß hoch oben in einem schwanken Tannenwipfel. Und plötzlich fing der Baum unter ihm zu wachsen an und wuchs immer höher und höher und hob ihn durch die Wolken hindurch geradeswegs in den Himmel hinein.

Da saß plötzlich sein Vater und lächelte, obgleich er Tränen in den Augen hatte, und sagte:

„Da ist dein Zuckerstein, den du verloren hast."

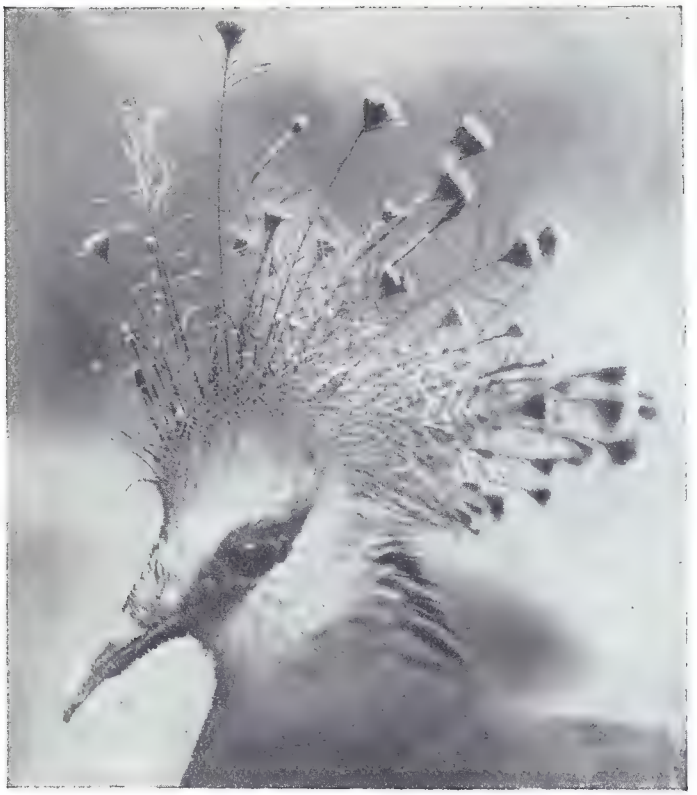
Und steckte ihm seinen Zuckerstein zärtlich in den Mund.

Und auf einmal war rundherum ein richtiger Rastensteiner Kirchweihtag. Tanzende Paare drehten sich. Aber die Musik machten lauter pausbäckige Englein. Sie spielten den lieben, langsamen steirischen Landler.

Zum Nachdenken

Im Menschen wohnt ein himmlischer Ton, durch den er der Gottheit selbst ähnlich wird. Es ist die Stimme der Barmherzigkeit, wenn sie mild, wie Gesang des Himmels im Frühlingshauche, herabweht in des Elends giftige Schauerhöhle.

E. Wagner.



Kopfschmuck der Viktoria-Krontaube

Die Vögel im Volksmund / Von C. Gruber

Fast das ganze Tier- und Pflanzenreich ist in unserer Bildersprache vertreten; besonderer Wertschätzung erfreut sich jedoch die Welt der Vögel. Das wird den Kenner des Volksgemütes nicht überraschen: Die ungehemmte Bewegung der Vögel im weiten Luftmeer, die Zierlichkeit und Anmut ihres Gebarens, der wundervolle Nestbau und die Jungenpflege, ihr Wandersinn und ihre Heimattreue und endlich ihre heiteren, oft prächtigen Lieder und Töne haben stets Auge, Ohr und Herz des Menschen gefesselt und Begeisterung für die herrlichen Geschöpfe ausgelöst. Die genaue Kenntnis des Wesens dieser Lieblinge unseres Volkes mag wohl auch Ursache gewesen sein für viele Lebenslagen und Lebenseigentümlichkeiten der Menschen, bildhafte Ausdrücke aus der Vogelwelt zu entlehnen.

Der Volksmund kennt eine „alte Nachteule", eine „dumme Gans", die beständig „schnattert", dabei wie „eine Ente watschelt", die „geschwätzig ist wie ein Papagei" und „stolz wie ein Pfau", die endlich wie „ein Rabe krächzen" und gleich „der Elster stehlen soll".

Das Volk spricht von einem „eingebildeten Gockel", der mit „Storchenbeinen einherstolziert", von dem „Hahn im Korbe", dem „einfältigen Gimpel" (hier ist die Auslegung mißglückt!) mit „Falkenaugen" und „Adlernase", von einem „gierigen Geier", dem „Aasgeier", mit „fremden Federn", die „ausgerupft" werden, und einem „komischen Kauz", der sich „von Dohlen umschreien" läßt, sich „als Rabe unter die Pfauen mischen", dabei wie ein „Rohrspatz schimpfen" und endlich seinen „Schwanengesang singen soll".

Unsere Muttersprache läßt „keine Krähe der anderen ein Auge aushacken", läßt „ein Kuckucksei in fremde Nester legen", das „eigene Nest besudeln" und „Eier faul" sein; sie kennt „Rabeneltern" (da ist die Bildersprache wieder gründlich danebengeraten!) und „halbflügge Küchlein", die „klüger sein wollen als die alte Henne", obwohl ihnen die „Eierschalen noch anhängen" und sie „frisch wie aus dem Ei geschält" sich vorstellen; die „singen, wie ihnen der Schnabel gewachsen ist", und „zwitschern" (aber nicht immer!), wie die „Alten sungen".

Wir reden von einer „Vogel-Strauß-Politik", die den „Kopf in den Sand steckt", von einem „Dreck- oder Schmutzfinken" und einem „Gänslein, das als Gickgack wieder übers Meer heimkommt" und „zärtlich wie die Tauben" oder „zänkisch wie die frechen Spatzen" ist und als ein „blindes Huhn wohl auch ein Körnlein findet". Wir nennen den einen „Pech-", den andern „Glücks-", den dritten „Spaß-", den vierten „Spottvogel", den letzten einen „Unglücksraben" und lassen den „Sperling in der Hand wertvoller sein als die Taube auf dem Dach".

Eigene Beobachtung und Studium der heimischen Vogelwelt wird die Geltung dieser Bildersprache in den meisten Fällen bestätigen. Es ist zu beklagen, daß nur wenige die Bekanntschaft unserer heimischen Vögel von Angesicht zu Angesicht erstreben. Es mag teilweise damit zusammenhängen, daß dies Geduld und Ausdauer erfordert, die nicht jeder aufbringen will. Die gefiederten Freunde halten nicht still wie die Blumen und lassen sich nicht nach Wunsch und Neigung belauschen. Wer sich aber dadurch nicht abhalten läßt und auch frühe Morgenstunden opfert, wird köstliche Stunden erleben, die doppelt zählen im Leben; Freuden, welche Ausstellungsraum, Liedersaal und Schaubühne nicht gewähren. Studiere die Natur; es ist immer mehr und bessere Poesie darin, als in den zivilisierten Kunsterscheinungen. Die Menschen verstimmen gar leicht alle Gottessaiten; und wenn die Natur nicht so ein grundgutes Instrument wäre, sie würde auch schon längst alle Töne angeben, nur nicht den rechten. So aber bleibt sie in ihrer Einfalt unverrückt und ewig, und ein einfältiges Herz hört ihre Lieder immer mit Wonne. Menschen ohne Empfänglichkeit für das Schöne und ohne Liebe zur Natur sind dem Geiste der Tugend fremd.

Kopf des Kronenkranichs
Aus: Frd. v. Lucanus: „Das Leben der Vögel". Scherl, Berlin.

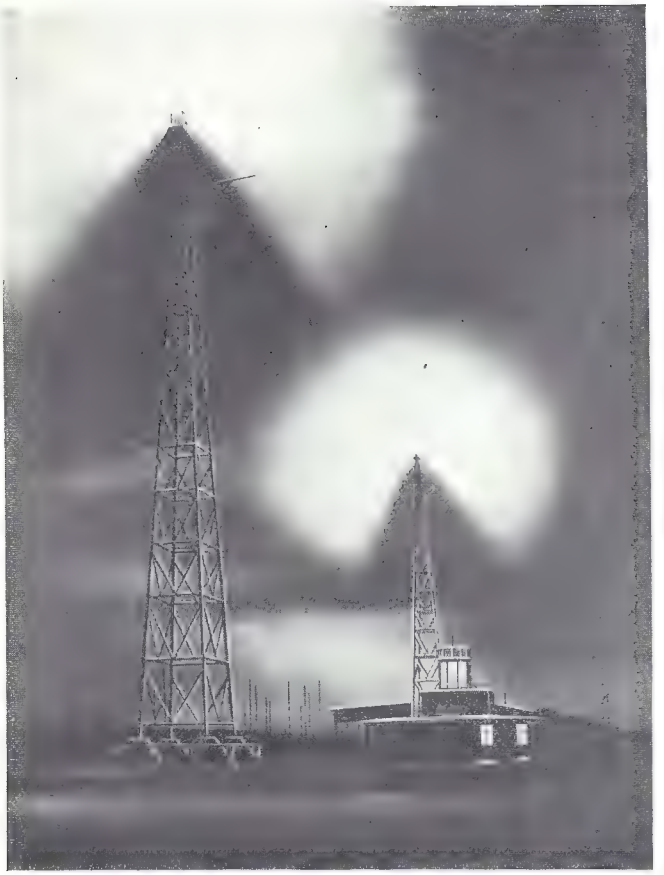
Die tiefbewegte Braut

Eine ernst-komische Szene / Von Hedwig Fischer

Man liebt es in Paris, große Hochzeiten in der herrlichen Madeleinekirche zu feiern, bietet sie doch den grandiosen Rahmen mit ihrem griechischen Stil, der den Jupiter-Tempel in Athen zum Vorbild nahm. Die grands Boulevards beginnen dort, und von der Freitreppe entrollt sich eine wunderbare Perspektive durch die Rue Royale zum weltberühmten Concordeplatz, dann bis zur Seine hinüber zum Palais Bourbon bis zur goldenen Kuppel des Invalidendomes, darunter Napoleon ruht. Das geheimnisvolle Dunkel im Innern — das Licht fällt durch Kuppeln — mit der stimmungsvollen Traukapelle, die eine schöne Marmorgruppe von Pradier „Vermählung der heiligen Jungfrau" zeigt — erhöht den Zauber, Stimmung und Schönheit. Daher bilden stets viele Neugierige Spalier bei jedem Hochzeitszug. Das Bild beim langsamen Hinaufsteigen der Braut über die Freistufen, die nachwallende Schleppe, meist von kleinen Pagen getragen, ist besonders wirkungsvoll. So fand denn kürzlich wieder eine der glänzenden, großen Hochzeiten statt. Die Brauttoilette war märchenhaft schön, ist ja das Brautkleid die einzige Robe, die nicht dem fortwährenden Wechsel der Mode unterliegt, sondern im angemessenen klassischen Rahmen bleibt und der die großen Pariser Schneider alle Sorgfalt schenken.

Die Toilette unserer jungen schönen Braut war also beendet. In holder Jungfräulichkeit trug sie die fließende weiße Atlasrobe in Prinzeßform mit sehr langem Rock. Großmütterchens herrliche alte Alençonsspitzen bedeckten in Tunikaform den unteren Teil des Kleides und hielten in leicht-seitlicher Drapierung das Orangenblütenbukett. Die Ärmel waren lang und anschließend, etwas auf die Hand fallend. Das kaum angedeutete Dekolleté zeigte nur den Ansatz des Halses. Der weite Schleier war durch einen schmalen Orangeblütenzweig aus der Stirn gehalten und an den Ohren anmutig in Rosetten mit Blüten gesteckt, ein reizendes Häubchen bildend. Das ganze duftige Gewebe fiel dann in zipfligen Falten über das ganze Kleid und bildete nach hinten die graziöse Schleppe. Die Braut ist nun im Wagen zu Seiten ihres Vaters — sie wird durch den Vater oder den nächsten männlichen Verwandten dem Bräutigam zugeführt — und das mit prächtigen Apfelschimmeln bespannte Gefährt rollt zur Madeleinekirche. Die zum glänzenden Cortège gehörenden Personen sind schon vorausgefahren, so die Ehrenfräuleins (Brautjungfern) in entzückenden, frischen Toiletten. Es ist Brauch, daß sie sich unter sich verständigen, damit die Farbenharmonie nicht gestört werde. Hier war es die Skala für rosa Crêpe-de-Chine-Kleider mit kurzen Ärmeln, faltenreichen, mit Blüten besteckten Röcken und blusiger Corsage. Schwarze Sammet- oder gezogene Taffethüte von großer Capelinform vollendeten die graziöse Harmonie. Die Kirche war schon dicht gefüllt, waren doch zahlreiche Hochzeitskarten versandt worden, die mit der Einladung zur Kirche meist auch die zur Empfangs- und Gratulationskur im Hause bedeuten, wo man die ausgelegten Hochzeitsgeschenke bewundert und am Büfett, das auserlesene Sachen bietet, eine Schale Champagner auf das Wohl des Brautpaares trinkt.

Der Brautwagen ist nun angelangt. Der Diener öffnet den Schlag, und der Vater im würdigen Gehrock steigt als erster aus, und bietet seiner Tochter die Hand. Doch die schöne Braut macht durchaus keine Anstalten zum Heraussteigen; verwundert sieht der Vater auf: „Ma chère enfant, steige aus, alles wartet; sieh, dort ist auch schon der Wagen vor uns, worin sich deine Mutter und dein Bräutigam befinden." — Doch die Tochter steigt nicht aus. — „Nein," sagt sie, abwechselnd errötend und erblassend, „ich kann nicht". — „Meine teure Denyse, ist es die Trennung von den Eltern, die dich so bewegt? Mein gutes Kind, sei ohne Furcht, wir werden ja in deiner Nähe bleiben." — Doch immer unruhiger wird die liebliche Braut. „Nein, Vater, ach nein!" — Der Vater steigt wieder zu ihr, um die Neugierde der Wartenden nicht noch mehr zu steigern. Der Bräutigam im Vorderwagen eilt beunruhigt hinzu; er trägt nach dem „dernier cri" das maronenfarbige Jackett mit gestreiftem Beinkleid in derselben Farbentönung, dazu den Seidenhut, weiße Handschuhe und Schuhe mit Knöpfen der zwei Farben. Er sieht die wunderschöne Braut und ihre große Bewegung. Ach, denkt er, wie tief empfindet sie diesen Lebensschritt, wie glücklich kann ich mich schätzen, solch ein Kleinod in unserer verderbten Zeit errungen zu haben; welch treue, liebe Gattin wird sie mir sein, welche edle Mutter! Tief gerührt beugt er sich über ihre Hand, die er ehrfürchtig küßt, indem er flüstert: „Meine Denyse, wie danke ich dir für dein hohes Empfinden, wie beseelt mich dies. Doch nun steige aus, daß der Kirche Segen uns bald verbinde, dein Vater wird dich führen —". Doch die bewegte, junge Braut ist noch immer nicht zu bewegen, auszusteigen und sieht angstvoll aus dem Wagen. Der Bräutigam eilt zurück, um die Mutter Denyse zuzuführen — daß es ihr gelinge — —. Wie unbegreiflich ist es bald! Nein, so viel Gefühl und Empfinden! Was zuviel ist, ist zuviel! Die kleinen Brüder warten auch; sie sehen entzückend aus in ihren schwarzen Samthöschen mit weißen Seidenblusen, Lackschühchen und weißen Strümpfen. Sie wollen so gern die Treppe hinauf, der schönen Schwester die Schleierschleppe tragen. Warum steigt sie nur nicht aus? Auch die Photographen harren. Ach, und wie viele warten und denken an das herrliche Büfett! — —— Es ist doch auch rücksichtslos, den Herrn Prälaten warten zu lassen! — — Die von Angst ergriffene arme Mutter geht nun am Arm ihres künftigen Schwiegersohnes zum Wagen. Sie ist selbst noch eine schöne, jugendliche Erscheinung, und die silbergraue Seidenrobe, mit echten Spitzen verhüllt, weist ganz die rue de la Paix in Schnitt und Verarbeitung. Gegen die Kälte trägt sie eine Art Dalmatika, die sie dann ablegen wird. „Mein Kind, meine Denyse," ruft sie mit Tränen in den Augen, „so sehr ich deine Kindesliebe schätze, so flehe ich dich aber an, fasse dich, steige aus, es ist ja die Bestimmung des Weibes, dem Manne zu folgen; kennst du nicht die herrlichen Verse aus Ruth: „Wo du hingehest, da will auch ich hingehen — — —" In ahnender Seligkeit bestätigt der Bräutigam die Worte der klugen, guten Mutter. „Aber Mama," sagt nun endlich Denyse, „wie konnte ich aussteigen! Weißt du, ich hatte an die Schneiderin von Worth telephoniert, daß sie komme, um beim Aussteigen die komplizierten Falten meines Schleiers erst zu ordnen, ehe ich hinaufsteige; ich warte, warte, aber Gott sei Dank, da ist das Auto, sie kommt — — —!" Wie in Dornröschens Märchen trat nun „alles in Funktion", nur daß statt des „Märchenprinzen", durch dessen eben noch so strahlende Augen aber ein Schleier leiser Enttäuschung zog, die Fee, in Gestalt der ersten Schneiderin von Worth, die erlösende Triebkraft in Bewegung setzte.



1. Die beiden Neon-Feuer

Sicherung des Nachtflugverkehrs

Eine der wichtigsten Zukunftsfragen des Flugwesens ist die unbedingte Verkehrssicherheit bei Nacht, besonders die gefahrlose Landung. Ein großes Flugfeld in solcher Stärke zu beleuchten, daß Flugzeuge sich aus großer Höhe unbedingt zuverlässig über die Bodenbeschaffenheit, freie Bahn und die Bodenwinde orientieren können, hat der Beleuchtungstechnik in den letzten Jahren viel Kopfzerbrechen gemacht.

Die nebenstehenden Abbildungen zeigen interessante neueste Einrichtungen für den Nachtflugverkehr des Berliner Flughafens auf dem Tempelhoferfelde, der mit den modernsten Hilfsmitteln der Beleuchtungstechnik ausgestattet ist.

Auf der Spitze der beiden Funktürme stehen zwei Neon-Feuer (Abb. 1), deren intensiv rotes Licht das Morsezeichen B (= Berlin) blitzt. Das rote Neon-Licht ist in dem allgemeinen weißen Lichtermeer der Großstadt stark auffallend und schließt daher eine Verwechslung mit andern Lichtern aus.

Unmittelbar neben den Funktürmen steht ein Windrichtungsanzeiger (Abb. 2), der den Flieger bei Tag und Nacht die für die Landung so wichtige Richtung des Bodenwindes erkennen läßt. Der Windzeiger hat die Form eines kleinen Flugzeugs und gehorcht durch seine reibungslose Drehung auf Kugellagern dem leisesten Windhauch. Bei

2. Windrichtungsanzeiger

Nacht wird die Stellung des Windrichtungs-Flugzeugs durch Beleuchtung mittels Tiefstrahlungslampen erkennbar gemacht.

Die glatte Landung bei Nacht erleichtert eine schattenlose Rollfeldbeleuchtung (Abb. 3), die durch kreisförmige Aufstellung von acht lichtstarken Feuern erzielt wird, deren Schein durch besondere Anordnung der Optik schräg nach unten fällt, also den Flieger in der Luft und beim Gleitflug nicht blendet.

Es ist für das deutsche Flugwesen erfreulich, daß sich in der kurzen Zeit seines Bestehens solche Fortschritte erreichen ließen und daß man sich auf die reichen Erfahrungen stützen konnte, die man seit langem mit den ähnlichen Lichtzeichen für die Seeschiffahrt gemacht hat. Ein Glück auch, daß die heutige Optik und die verfügbare Lichtquelle ihre Möglichkeiten gerade jetzt eröffnen, wo sie so dringend im Dienste des Flugwesens gebraucht werden.

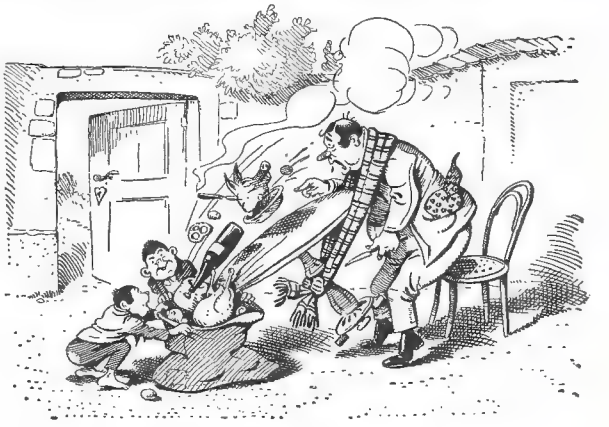
3. Rollfeldbeleuchtung des Landungsplatzes

Sieg der Mundart

Von Michael Kohlhaas

Woldemar Köppke kam von einer mehrtägigen Hochtour ins Tal hinab und freute sich auf ein normales Bett. Das einzige Wirtshaus in dem kleinen Dorf war aber schon vollbesetzt, und das dazugehörige Nebenhaus (Zuhäusl nennt man es dortlands) — ja, damit war es so eine Sache. Die Einheimischen wußten es alle. Warum aber auch noch Fremden die unheimliche Sache auf die Nase binden? Der Wirt wich darum aus, als Woldemar Köppke auf das Zuhäusl hinwies. Die Geschichte war nämlich die, daß es in dem Zuhäusl umging; nicht immer zwar, aber doch zur rechten Zeit. Der Großvater und die Großmutter des jetzigen Wirts „reigierten" darin seit ihrem Tod. Der Großvater, wie die Dörfler behaupteten, wegen seiner allzu anfechtbaren Viehhandelschaften und die Großmutter infolge ihrer lebenslänglichen Milchpantscherei. Schließlich, da er sich vor Woldemar Köppkes Drängen nicht mehr anders zu helfen wußte, sagte es ihm der Wirt, ja, quartierte den Touristen, der erklärte, „so 'n Jeist käme ihm jerade recht", im Obergeschoß des Zuhäusels ein.

Der reiche Prasser

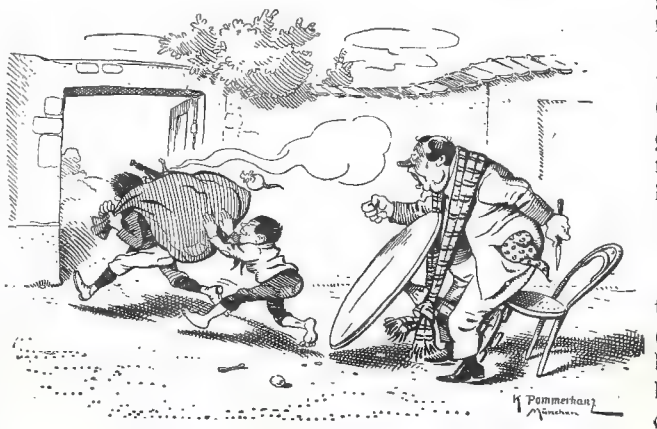


Alsbald entschlief Köppke. Er glaubte noch nicht lange geschlafen zu haben, als er es die knarrende Stiege herauf- und an seiner Zimmertür vorüberkommen hörte, in schweren Stiefeln und schlürfenden Pantoffeln, wie es schien. Dann ging eine Türe auf, und er hörte aus dem Raum neben seiner Stube die gleichen Geräusche. Sodann wieder Tür zu und das Getappe und Geschlürfe wieder treppab und hinunter bis in den Keller. Herr Köppke, der sogleich Licht gemacht hatte und horchend im Bett auffaß, fuhr jetzt beeilt in die Hose, und als nach einer Weile der nächtliche Umzug wieder die Stiege heraufkam, da streckte er den Kopf zur Tür heraus und rief: „Nanu — ?" Todesstille. „Jut so", meinte Woldemar Köppke und nahm den Kopf wieder in die Stube herein. Nun wartete er, ob der Rumor sich erneuere, tat, da alles still blieb, die Hose wieder von sich, legte sich wieder nieder, löschte das Licht aus und schlief abermals ein.

Aber nicht lange, und der Spektakel ging von vorne an, ärger als zuvor, so, daß Woldemar Köppke wieder erwachte, fluchend aus dem Bette sprang, im Nu das Kerzenlicht wieder ansteckte und damit zur Tür hinausleuchtete. Alles war wieder still.

„Verehrte Jroßmutter," sagte da Herr Köppke, „nu klappen Sie man jefälligst Ihr Jespensterooge zu! Ich kann nämlich Ihretwejen nich von zehn zu zehn Minuten in die Hose hinein- und wieder herausfahren und sehe mich deshalb zu meinem jroßen Bedauern jenötigt, Ihnen im Hemd jejenüberzutreten. Entschuldijen Sie jütigst! Sie aber, oller, ehrlicher Jroßpapa, nehmen Sie, bitte, Vernunft an und jondeln Sie doch nich in eener Tour die Treppe rauf und runter! Oder wenn Sie schon unter allen Umständen sich dazu verpflichtet fühlen, dann ziehen Sie wenigstens Ihre Stiewel aus und machen Sie Ihre Schose möglichst jeräuschlos! Ick bin hier Jast und appelliere jerade als solcher an Ihre ehemalige Hotelierehre. Vier Nächte nich aus den Kleidern jekommen und tagsüber von Jipfel zu Jipfel — Sie erinnern sich vielleicht noch, was das heißt, und daß da eener keenen nächtlichen Klamauk jebrauchen kann. Und darum jetzt Jott befohlen und anjenehme Jrabesruhe allseits!"

Und damit zog sich Woldemar Köppke in sein Schlafgemach zurück und legte sich wieder ins Bett.



Auf der Stiege draußen aber sprach einer mit hauchender Geisterstimme: „Kathl, da geh' ma für heut! Da kömma ma liaber a andersmal wieder! Dös is a Preiß!"

Erklärt

„Papa, hier in der Zeitung steht: Das Stück hatte nur einen äußeren Erfolg. Was heißt denn das?" — „Das bedeutet: Die Leute waren froh, als sie wieder draußen waren."

Bücherschau / Vom Herausgeber

Engadiner Landschaften. Ausgewählte Aufnahmen von Albert Steiner. 28 ganzseitige Kunstdrucktafeln mit Einführung von Erwin Poeschel. In Ganzleinen M. 9.60. Verlag Ernst Wasmuth, A.-G., Berlin 1928.

Albert Steiner ist der Lichtbildkünstler des Engadins: er hat wie kein anderer die Seele dieser gottgesegneten Landschaft mit seiner Kamera eingefangen. Im „Deutschen Hausschatz" sind schon viele seiner wundervollen Bilder gezeigt worden. Hier sind 28 seiner erlesensten Aufnahmen zu einem stimmungsvollen Buche gesammelt und in feinstem Kupfertiefdruck wiedergegeben. In schöner Feierlichkeit stehen diese prächtigen Berg- und Seebilder auf den großen, weißen Blättern; die schweigende Monumentalität dieses unvergleichlichen Hochtales drückt sich gerade in dieser vornehmen Aufmachung glänzend aus. Wir sehen das Engadin in seinem majestätischen Winterkleid und in der Lieblichkeit seiner blumenreichen Frühlings- und Sommerauen. Das Entzückendste aber dünken mich die wundersamen Seestücke in ihrer weltfernen Verträumtheit. Ein festliches Buch für beschaulichen Naturgenuß im eigenen Heim! Das Werk gleicht in Druck und Ausstattung den herrlichen Orbis terarum-Bänden des Verlags Wasmuth.

Venedig in Bildern. 96 ganzseitige Abbildungen in Kupfertiefdruck nach Aufnahmen von Alinari und Reiffenstein. Herausgegeben von Joh. Eckardt. In Ganzleinen M. 8.50. Verlag Dr. Hans Epstein, Wien und Leipzig 1928.

Als einer der ersten Bände einer großangelegten Sammlung „Orbis urbium" präsentiert sich dieses Bilderbuch durch handliches Format und vorzüglichen Druck aufs beste. Die Bilder sind keine Zufallsaufnahmen reisender Dilettanten, sondern sorgfältige und wohlabgewogene Aufnahmen renommierter Photographen, denen auch die schwierigen Innenaufnahmen restlos gelungen sind. So macht das ganze Buch den Eindruck vollkommener Gediegenheit und gibt den großartigen Reichtum des venezianischen Stadtbildes aufs schönste wieder. Neben prächtigen Überblicken werden vor allem die herrlichen Bauwerke der venezianischen Kirchen, des Dogenpalastes, der wundervollen Palazzi am Canal Grande und auch die Dome von Torcello und Murano gezeigt. Die Bilder ermöglichen in ihrer Klarheit sogar ein eindringendes Kunststudium. Wer aber die Lagunenstadt schon gesehen, wird erst recht an dem Buche seine Freude haben. Die einleitenden Worte von Viktor Hehn führen gut in die Geschichte und Gestalt Venedigs ein.

Hedwig die Heilige, Gräfin von Andechs, Diessen, Herzogin in Schlesien und Polen. Ein Zeit- und Lebensbuch im Anschluß an die Bilderlegende des Schlackenwerther Kodex und nach alten und neueren Berichten dargestellt von Else Promnitz. Mit 43 Bildertafeln. Brosch. M. 7.—, Ganzleinen M. 9.—. Verlag Franz Görlich, Breslau 1926.

Es war gewiß nicht leicht, aus dem mangelhaften Quellenmaterial, das über diese Heilige zur Verfügung steht, ein anschauliches Lebensbild zu formen. Denn das tatsächliche Leben der hl. Hedwig, welche die Kultur Schlesiens zweifellos begründet hat, ist ganz und gar legendär überwuchert: man feierte nur noch die Heilige und interessierte sich nicht mehr dafür, was sie als Fürstin geleistet und wie sie sich aus dem Allgemein-Menschlichen heraus zu solcher Tugendhöhe emporgebildet hat, was doch für die Nachahmung das Wichtigste wäre. So ist es nicht möglich, ihre historische Persönlichkeit klar und bestimmt zu zeichnen. Die Verfasserin hat sich aber bemüht, im Anschluß an die uns von der Heiligen bekannten Lebensdaten die Zeit- und Ortsverhältnisse und ihr Leben nach Möglichkeit darzustellen und dabei alles Unwahrscheinliche und Phantastische der alten Berichte auszuscheiden. Dafür hat sie ein außerordentlich interessantes Geschichtsmaterial aus dem 12. und 13. Jahrhundert gesammelt und als schönen Rahmen um das Leben der Heiligen gelegt. So ist das Buch besonders für das Schlesiervolk eine schöne Lektüre. Durch seine reiche Illustration ist es auch kultur- und kunstgeschichtlich wertvoll.

Die erzieherischen Eigenwerte der kath. Kirche. Von Dr. Linus Popp (Kath. Lebenswerte, Bd. 11). Brosch. M. 9.—, Leinen M. 11.—. Verlag der Bonifatiusdruckerei, Paderborn 1928.

Gewiß ein wertvolles Thema im heutigen Kampf um neue Erziehungsgrundsätze. Nach Darlegung der Grundfragen zeigt der Verfasser in klarer Allgemeinverständlichkeit die Erziehungsweisheit und Erziehungskunst der Kirche auf, das kirchliche Sondergut und seinen erzieherischen Wert, die Erziehungswerte der Kirche auf pädagogischen Einzelgebieten und die Gefahr der katholischen Pädagogik. Das Buch ist erfreulicherweise ganz auf moderne Fragen und ihre Beantwortung eingestellt und begnügt sich nicht damit, nur ein apologetisches Thema mit Gewandtheit abzuhandeln. Es steckt ein großer Gedankenreichtum dahinter, wenn auch alles in prunklos schlichter Sprache vorgetragen wird. Auch Kunst und Wissenschaft, Aszetik und Mystik, das Jugendproblem und vieles andere, was uns heute bewegt, wird hier besprochen; das Liturgische in seiner Bedeutung für das Einzelleben und die Gemeinschaft ist besonders eingehend und geistvoll behandelt. Im ganzen ein wertvolles, anregendes und lebenförderndes Buch.

Die Juden. Von Hilaire Belloc. Übersetzung und Nachwort von Theodor Haecker. Geh. M. 5.50, in Ganzleinen M. 7.50. Verlag Kösel & Pustet, München 1927.

Nicht um ein antisemitisches Kampfbuch handelt es sich hier, ebensowenig aber auch um eine Verteidigung der Juden. Belloc will rein unparteiisch die Beziehungen zwischen den Juden und den sie als Fremdkörper umfassenden Nationen darlegen, um durch solche Erkenntnisse zu einer gerechten Lösung des Problems zu führen. Er hält die bisherigen Lösungsversuche der Judenfrage für verfehlt: eine Vernichtung der Fremdrasse wäre abscheulich, jede versuchte Ausstoßung hat fehlgeschlagen, Aufsaugungsbestrebungen sind nicht gelungen. Nur die teilweise Abtrennung der Juden vom Christenvolk in eigenen Wohnvierteln war über lange Perioden erfolgreich, hinterließ aber das Gefühl der Ungerechtigkeit. Die richtige Lösung sieht Belloc in der Anerkennung der jüdischen Sondernationalität mit eigenen Institutionen. Mit rücksichtsloser Offenheit zieht der Verfasser für Juden und Christen die Konsequenzen aus den bestehenden Tatsachen. Seine Vorschläge haben bereits allerorts eine große Debatte eröffnet. Belloes Buch enthält ein riesiges Gedanken- und Tatsachenmaterial und spricht über die ganze Frage so geistreich und zugleich nüchtern realpolitisch, daß man auf jeden Fall großen Nutzen von der Lektüre hat, auch wenn man seine Lösung der Judenfrage nicht für absolut richtig hält.

Die Münchner Malerei im 19. Jahrhundert. II. Teil: 1850—1900. Von H. Uhde-Bernays. In Halbl. M. 12.—, in Ganzleinen M. 13.50. Verlag F. Bruckmann, München 1927.

Eine Geschichte der Münchner Kunst ist zum erheblichsten Teil eine Geschichte der deutschen Kunst überhaupt. Das gibt dieser Darstellung der Münchner Malerei des 19. Jahrhunderts ihre volle Bedeutung. Um so wichtiger war es, daß dieser so nah an die Gegenwart grenzende zweite Teil des Werkes nicht von einem rein akademisch-quellenmäßig arbeitenden Kunsthistoriker verfaßt wurde, sondern von einem seit den achtziger Jahren in engster Fühlung mit Münchner Künstlern und Kunstfreunden Lebenden. Der Verfasser hat vielfach noch die Repräsentanten der Münchner Malerei dieser Epoche und das Fortschreiten ihrer Arbeiten mit eigenen Augen geschaut und auch die lebendige Wirkung ihres Schaffens mitempfunden. Das gibt seiner Darstellung eine unbedingte Sicherheit und frische Anschaulichkeit. Nach einem einleitenden Abschnitt über die künstlerische Athmosphäre vor der Reichsgründung schildert er im ersten Abschnitt den Einfluß der belgisch-französischen Malerei auf die Münchner Kunst, die romantische Landschaftsmalerei, die Genre- und Tiermalerei, die dekorative Historienmalerei von Piloty und seiner Schule, den Realismus der Diez, Lindenschmit und Leibl und den Paysage Intime in der Landschaftsmalerei. Der zweite Abschnitt stellt den Wandel der Tradition dar, Franz Lenbach und die Porträtmalerei, die Genremalerei, die neue Landschaftsmalerei und die Sezession. Es ist ein Genuß, dem geistvollen, durch zahllose persönliche Erinnerungen gewürzten Vortrag des Verfassers zu lauschen und sich von ihm als sicherem Führer durch die verschlungenen Entwicklungswege der Münchner Malerei geleiten zu lassen. Die reiche Illustration und die ganze vornehme Aufmachung des Werkes verstärken noch den angenehmen Eindruck.

Altjüdisches Schrifttum außerhalb der Bibel. Übersetzt und erläutert von Paul Rießler. Brosch. M. 30.—, Ganzleinen M. 32.—. Verlag Dr. Benno Filser, Augsburg 1928.

„Nachklänge zu den Propheten und Vorspiele zu dem Evangelium" nennt der Franzose Batiffol die außerkanonischen Schriften des Judentums, die infolge Überspannung der Inspirations- und Unterschätzung der Traditionsauffassung lange nicht die verdiente Beachtung fanden. Und doch tritt auch in diesen Schriften die wunderbare religiöse Fruchtbarkeit des Judenvolkes unverkennbar in Erscheinung, und sie geben zugleich einen ausgezeichneten Einblick in die Geistesströmungen und Anschauungen der Juden vor und nach Christi Geburt. Dadurch sind sie religionsgeschichtlich von hoher Bedeutung. Außerdem aber sind es auch Erbauungsschriften im besten Sinne des Wortes. Um so begrüßenswerter ist es, daß sich mit der Herausgabe und Übersetzung dieser Texte ein Alttestamentler von bestem Ruf befaßt hat, dessen exegetische Methoden und Kenntnisse sich schon in seiner vorzüglichen Übersetzung des Alten Testaments bewährt haben. Der Tübinger Gelehrte ist einer der wenigen katholischen Orientalisten, die das schwierige Gebiet der Textkritik beherrschen. So kann man sich auch hier unbedingt auf seine Akribie verlassen. Es war gewiß eine Riesenarbeit, diese über 1200 Seiten umfassenden Texte zu übertragen und die einzelnen Stücke und Verse geschichtlich und textkritisch zu erläutern. Der Verlag hat seine Ehre dareingesetzt, durch Verwendung von Dünndruckpapier die Fülle des Stoffes in einen handlichen und vornehm schönen Band zu fassen.

Das Reich der Frau

Die Parabel von dem Manne, der den Garten reinigte

Von Safed, dem Weisen

Ich fuhr auf einer Eisenbahn und verbrachte die Nacht im vorzüglichsten Folterraum unserer ruhlosen Zivilisation, nämlich im Schlafwagen. Und ich schlief wohl und so auch der Türschließer — wie ich nach meinen Schuhen beurteilen konnte.

Nun, am Morgen hielt der Zug längere Zeit an einer Kreuzungsstelle. Ich sah zum Fenster hinaus, und siehe, da war ein kleiner Garten. Und auf seinen Wegen und Rasen lagen Papierschnitzel aller Art und in großer Fülle herum, als ob am Abend vorher ein Volksfest dort gewesen wäre. Und da gab es Papierdüten, die Erdnüsse enthalten haben mochten, und Schachteln, in denen Keks gewesen waren, und Reste von Zeitungsblättern und beschmutzte Programme. Und wenn es noch andere Sorten von Papierabfällen gibt, die von Leuten in Gärten zurückgelassen werden, so waren auch sie dort und noch etliche dazu.

Und ich sah — und siehe, da war ein Mann mit einem Sack. Und der Sack ging ihm vom Nacken nach hinten und reichte zu seiner Linken. Und die Öffnung des Sackes war von einem Reifen offengehalten, und die Öffnung war nicht sehr weit, aber weit offen. Und was in den Sack hinabfiel, fiel nicht heraus, sondern blieb drinnen. Und es war ein großer Sack, und er faßte so ziemlich fünf Kilogramm Papier.

Und in seiner rechten Hand trug der Mann einen eisernen Speer, das heißt eine Stange, die am Ende zugespitzt war. Und das andere Ende war zum Handgriff geformt.

Und der Mann ging durch den Garten, und er stieß den Speer durch die Papierreste und sogar durch die Zeitungen und die Programme und die Erdnußdüten und die Keksschachteln. Und er warf sie in den Sack. Und als der Sack voll war, leerte er ihn in einen Ofen aus Draht, den ich hinter dem Buschwerk bemerkte. Und er verbrannte das Papier im Feuer. Und er kam wieder und begann aufs neue. Und schon während wir warteten, begann der Garten schicklich auszusehen. Und ich erkannte, daß der Mann, ehe die Sonne hoch am Himmel stünde, sein Werk getan haben würde. Und daß, was bisher eine Augenplage gewesen war, bis zum Mittag ein Ort der Schönheit sein würde. Und ich sann darüber nach und sagte: „Ein Sünder zerstört viel Gutes, aber ein rechter Mann, der seines Weges geht und Gutes tut, kann bis zum Abend manches wirken, was das Werk vieler Sünder aufhebt. Denn siehe, der Leute, die das Papier herumstreuten, waren viele, und dieser Mann ist nur einer. Aber er geht geradewegs an sein Geschäft, um für sein Teil die Welt besser zu machen."

Und ich erwog, daß es in dieser Welt Menschen gibt — und ich kenne einige von ihnen —, die den Winkel, wo sie leben, helle machen. Und die ruhig am Werke sind, um diese Welt zu einem sicheren und reinen und glücklichen Ort zu machen, ohne viel Lärm zu schlagen. Denn die Menge ißt Keks und schreit „Hurra, hurra, hurra!" und streut Papier herum und schafft einen großen Wirbel in der Welt. Aber die Welt nimmt wenig Notiz von dem Manne, der die Papierreste entfernt, und sie erinnert sich nicht lange an das wohltätige Werk des Papiereinsammlers. Und ich dachte an jene guten und ruhigen Seelen, in deren Gegenwart alles Gelärme stirbt. Die keinen Vorwurf gegen den Nächsten erheben, sondern ruhig durchs Leben gehen, unnötige Aufregungen stillen und die kleinen Wunden des Lebens heilen. Und die alles das tun, ohne Aufhebens davon zu machen. Und ich dankte Gott für diese guten Leute.

Und dann dachte ich daran, wie das Menschengeschlecht seit dem Tage, da Adam und Eva den Elefanten des Paradieses fütterten und die Düte aufzuheben vergaßen, die Erde mit allerlei Abfällen verunreinigt hat. Und wie die Seele des unendlichen Vaters durch die langen Jahrtausende über unsere Art, alles auf einen Haufen zu werfen, bekümmert sein mußte. Und ich gedachte der geduldigen Liebe dessen, der unsere Sünden trägt und auf seinen Rücken nimmt und sie in die Tiefe des Meeres wirft. Und ich habe große Hoffnung, daß die Sünden der Vielen nicht schwerer wiegen werden als die unendliche Gnade des einen. Aber ich dachte auch, daß es gut wäre, den Menschen zu sagen, daß sie ein wenig sorgsamer sein und den Garten Gottes nicht unsauber machen, sondern die gute Welt, in der uns unser himmlischer Vater zu spielen erlaubt hat, rein und gesund erhalten sollten!

Übersetzt von Max Hayek.

Ina Berchtold: Madonna unterm Blütenbaum

Sommer-Mode

1. Silbergraues Georgettekleid

Abbildung 1:
Dieses vornehm wirkende Kleid besteht aus silbergrauem Georgette und ist reich mit glatten und Blumenstickereien aus farbigen Perlen verziert.
(Modell Grünfeld.)

✡

Abbildung 2:
Die schlichte Stickerei in Rot und Bastfarbe macht sich sehr hübsch auf dem Bastseidenkleid. Ein roter Ledergürtel und rote Krawatte beleben das Ganze.
(Modell Grünfeld.)

✡

Beide Aufnahmen:
Cläre Sonderhoff.

2. Bastseidenkleid mit rotem Ausputz

Abbildung 3:
Ein Kasha-Mantel für die Jugend: Die eigenartige Form des Armels ist neu, ebenso die breite Stickerei in Rocklänge und der gestickte Armel. Ein Kragen aus Maulwurfspelz bildet den Abschluß.

✡

Abbildung 4:
Heller Sommermantel für den Sport. Neu hieran ist die breite, eingewebte Bordüre rings um den unteren Mantelteil. Auch

3. Eleganter Sommermantel

Taschen, Armel und Kragen sind mit schmaler Bordüre versehen. Ein am Ausschnitt angebrachtes Blumenbukettchen in feiner Goldlacktönung vervollständigt den flotten Anzug.

✡

Abbildung 5:
Einfacher Kamelhaarmantel mit eigenartigen aufgesetzten Taschen, durch deren Laschen der Gürtel läuft. Kragen, Mantelsaum, Armelaufschläge, alles ist hohl genäht.

4. Sommer-Sportmantel

Abbildung 6:

Sehr hübsches sommerliches Complet aus champagnefarbenem Crêpe-Satin. Dazu Jumper aus Georgette mit Crêpe-Satin-Blenden und brauner Stickerei, die sich auf der Jacke wiederholt; an dieser sind die Blenden aus Georgette. Den oberen Abschluß gibt ein feiner Spitzenkragen.

☆

Abbildung 7:

Hochelegant wirkt dieses Sommerkleid aus elfenbeinfarbenem Crêpe de Chine mit Goldstickerei auf leuchtend rotem Grund.

☆

Aufnahme 6 und 7:
Cläre Sonderhoff, Berlin

5. Einfacher Kamelhaarmantel

6. Sehr hübsches Complet aus Crêpe-Satin

7. Vornehmes Kleid mit Goldstickerei

Küche und Haus

Ärztliche Ratschläge für den Sommer / Von Dr. Thraenhart

Behandlung von Insektenstichen

Ist man von einer Fliege, Mücke (Schnake), Wespe, Biene oder Hornisse gestochen worden — oft weiß man gar nicht, welche Art es war —, so zieht man zu allererst den etwa sichtbaren Stachel mit dem anhängenden Giftbläschen (Biene) heraus. Darauf drückt man die Stichstelle recht kräftig aus, zur möglichsten Entfernung des dort noch vorhandenen Giftstoffes, bevor er tiefer in Blut und Säfte eindringt. Das meist sofort vorgenommene Kratzen hat gar keinen Zweck, im Gegenteil, es verunreinigt leicht die Wunde mit Schmutz von Fingern und Nägeln und zerteilt das Gift nur noch weiter nach innen. Befindet man sich draußen, entfernt von der Häuslichkeit, etwa auf einem Spaziergange, so hält man zur Verhütung von Schmerzen und Schwellung die Stichstelle möglich bald in recht kaltes Wasser (Quelle, Bach, Brunnen), legt, bzw. bindet ein reines, ganz nasses Taschentuch darauf und taucht es bis zur Heimkunft immer wieder in kaltes Wasser. Ist ein Raucher dabei, bringt man frische Asche von einer Zigarre, Zigarette oder aus einer Pfeife auf die Stichstelle, fügt einige Tropfen Wasser oder Speichel hinzu und reibt diesen Brei tüchtig in die Wunde ein.

Zu Hause kann man Schmerzen und Schwellung lindern oder verhüten mit den verschiedensten Mitteln, die alle um so besser helfen, je schneller sie angewendet werden. Man nimmt ein Stückchen Kern- oder Schmierseife, macht es naß und reibt es so lange auf der Stichstelle und ihrer Umgebung, bis dicker Seifenschaum entsteht, den man eintrocknen und längere Zeit darauf liegen läßt. Oder man zerschneidet eine Zwiebel und reibt damit die Stichstelle einige Zeit ein, so daß sie mit dem Zwiebelsaft ausgiebig getränkt wird. Bald schwinden Schmerz und Geschwulst. Von andern Mitteln sind noch mehr oder weniger wirksam: Salmiakgeist, essigsaure Tonerde, Arnikatinktur, Anisöl, Branntwein.

Schwinden durch die bisher angegebenen Behandlungsweisen Schmerzen und Schwellung nicht oder nehmen sie sogar zu, so muß man die Möglichkeit einer Blutvergiftung in Betracht ziehen, und es liegt im Verzuge Gefahr, Lebensgefahr mit qualvollen Schmerzen. Man soll dann stets sofort zum Arzt gehen. Die wiederholten Veröffentlichungen in Zeitungen über derartige Fälle von Blutvergiftungen mögen jedermann zur Warnung dienen.

Schwere Folgen sind auch schon eingetreten, wenn jemand von einem ganzen Insektenschwarm angefallen wurde. Dies kommt gelegentlich zur Schwärmzeit der Bienen vor. Man lege sich dann sofort platt auf die Erde, mit dem Gesicht nach unten, ziehe den Rock über den Kopf und bleibe ganz ruhig liegen, bis der Schwarm vorüber ist. Niemals darf man nach den Tieren schlagen. Schlimmer ist es, wenn Wespen oder Hornissen in ihren Nestern von jemand gestört werden und sich nun wutentbrannt auf diesen stürzen.

Wenn in der warmen Jahreszeit in manchen Gegenden die Mücken (Schnaken) abends und nachts allzusehr überhand nehmen, ist es ratsam, zur Fernhaltung dieser Blutsauger sich Gesicht, Hals und Hände mit stark riechenden Stoffen einzureiben, wie Kampfer, Nelken-, Lawendel- oder Pfefferminzöl, weil sonst ein Aufenthalt in der gesunden, frischen Außenluft fast unmöglich ist oder mindestens mit vielen juckenden, schmerzenden Stichen und einer ruhelosen Nacht gebüßt wird.

Sonnenlicht ist der beste Wundheiler

Dr. Willibald Gebhardt erlitt mit dem Fahrrad einen gefährlichen Sturz. Die Hände waren stark verletzt, große Hautstücke abgerissen. Es war ein schöner Sommertag, und er hielt die Hände in das Sonnenlicht. Bald trat eine klare, klebrige, lymphoide Flüssigkeit aus den Wundstellen und überzog diese schützend. Er schonte den natürlichen Schutzstoff, und in wenigen Tagen waren die schweren Wunden geheilt, und zwar ohne merkbare Narben.

Professor Dr. Jäger benutzte die Sonnenstrahlen zur Heilung seiner Krampfadern. Hierbei zeigte sich die wunderbare Heilkraft in lehrreicher Weise. Als Prof. Jäger die strumpflosen, nur mit Sandalen bekleideten Füße wochenlang dem Sonnenlichte ausgesetzt hatte, waren alle Krampfadern verschwunden; nur unter den daumenbreiten Lederriemen der Sandalen, wo die Sonne nicht einwirken konnte, waren sie noch vorhanden. Aber auch hier verschwanden sie allmählich, als die Füße ganz unbekleidet der Sonne ausgesetzt wurden. — Die Fischer an der Ostsee pflegen die Heilkraft der Sonne stets zu benutzen, indem sie ihre Wunden einige Zentimeter unter der Oberfläche des Meerwassers in ruhiger Stellung von den Sonnenstrahlen bescheinen lassen. Die Wunden heilen dabei äußerst schnell. — Wenn die zahlreichen Verletzungen, welche auf dem Lande namentlich bei der Feldarbeit täglich bei Mensch und Vieh vorkommen, ohne jeden Verband meist gut heilen, so ist dies hauptsächlich das Verdienst des Sonnenlichtes.

Das Sonnenlicht wirkt bakterientötend, desinfizierend, wie die Erfahrung des täglichen Lebens und wissenschaftliche Versuche bewiesen haben. Im sonnenlosen Dunkel (Keller) gedeihen Bazillen, Schimmelpilze und die anderen Schmarotzer. Was die medizinische Wissenschaft durch Desinfektionsstoffe (Karbol, Jodoform) zu bewirken sucht, erreichen die Sonnenstrahlen einfach und natürlich.

Wo die Sonne hinscheint, entsteht Blutandrang, Rötung. Dadurch werden an den betreffenden Stellen Ernährung und Heilung bedeutend gebessert, die Eiterstoffe schneller beseitigt; die Bildung von neuem, gesundem Gewebe wird begünstigt, also die Heilung beschleunigt.

Ferner wirkt die Sonne heilsam durch Austrocknen der Wunde. In der Chirurgie sind alle Maßnahmen darauf gerichtet, die Ansammlung von Wundsekreten zu vermeiden. Durch das Austrocknen wird auch den Bakterien ihr Nährboden entzogen. Diese durch Sonnenlicht bewirkte Eintrocknung ersetzt den besten Verband. Die Wunde wird schnell rein und trocken und bedeckt sich mit einer glänzenden, pergamentartigen Schutzhaut, was namentlich bei Brandwunden von sehr großem Wert ist.

Diese wunderbare Naturheilkraft der Sonnenstrahlen kann und soll sich jeder stets zunutze machen. Die unverbundene Wunde wird im Freien, im Garten, in der Veranda, im Zimmer bei offenem Fenster möglichst lange, jedenfalls mehrere Stunden täglich der Sonne ausgesetzt und nachher mit einem leichten, trockenen Verbande versehen zum Schutze gegen jede äußere Verletzung. „Die Besonnung stellt die ideale antiseptische Wundbehandlung dar, indem durch sie die übrigen natürlichen Heilkräfte des Körpers besser als bisher zur Geltung kommen." (Prof. Dr. Rollier.) Sonnenlicht ist der natürlichste, wirksamste und beste Wundheiler.

Praktische Erfrischungsmittel in der Sommerhitze

Möglichst leichte und helle Kleidung tragen.

Häufiges Umziehen und besonders Wechseln der Unterkleidung bildet zugleich ein erfrischendes Luftbad.

Aufstreifen der Hemdärmel bis über die Ellenbogen, bevor man den Rock überzieht.

Im Schatten stets Hut ab!

Öfteres Eintauchen beider Handgelenke in kaltes Wasser (Wasserleitung, fließendes Bachwasser, Springbrunnen); durch die kalte Berieselung der im Handgelenk oberflächlich verlaufenden Pulsschlagadern wird der ganze Körper sehr angenehm durchkühlt.

Waschen von Gesicht und Nacken.

Morgens nach dem Aufstehen, mittags vor dem Essen, abends gleich nach der Tagesarbeit recht schnell ganze Körperüberspülung. Das erquickt, macht Appetit und verleiht ruhigen, stärkenden Schlaf.

Mund öfters kalt ausspülen und gurgeln, erfrischt sofort die trockenen Mund- und Halsschleimhäute.

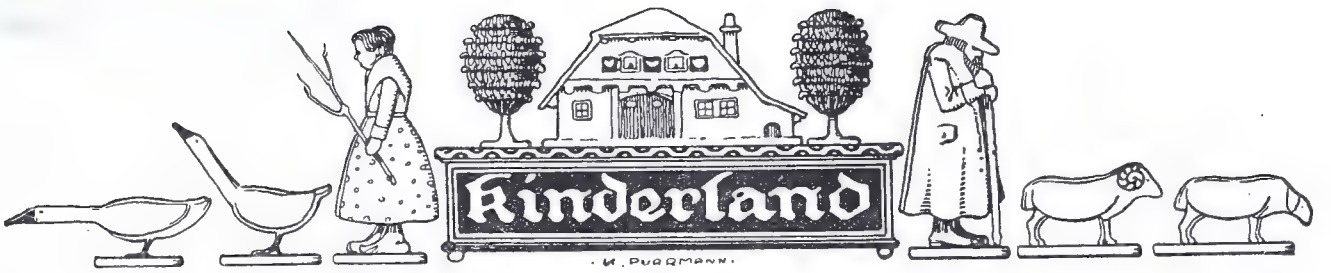
Wenig Fleisch essen, mehr Gemüse, am meisten frisches Obst und grünen Salat!

Alkoholische Getränke möglichst ganz meiden; Wein nicht ohne Wasserzusatz trinken (kohlensaurer Sprudel)!

Zu viel kohlensaures oder gewöhnliches Wasser ist auch nicht gesund. Freilich muß man Schweißverlust und Ausdünstung genügend durch Trinken ersetzen, sonst wird Hitzschlag befördert. Man trinke aber stets nur in kleinen Schlucken, niemals in großen Zügen. (Achtung auf Kinder!)

Vorher spüle man das Glas zur Abkühlung innen und außen gut ab und lasse dann das Wasser tüchtig in das Glas einspritzen (aus Brunnen, Wasserleitung), damit es sich mit viel Luft mischt, wodurch es erfrischender, wohlschmeckender und bekömmlicher wird.

Immer mal ein Schluck kalter Milchkaffee erquickt und löscht den Durst am besten, hält am längsten vor, ist zugleich nahrhaft durch die Milch und regt die Herztätigkeit an durch den Kaffee.



Das Mägdlein Treulieb / Von Franz Häußler

Es war einmal ein Mädchen, Treulieb geheißen, dem war die Mutter gestorben. Und nun lag sie kalt und starr in ihrem Bette und regte sich nicht mehr, wie auch Treulieb sie herzen und küssen mochte. Da lief Treulieb zur Nachbarin hin, die galt als eine weise Frau, und bat sie recht von Herzen: „Ach, liebe Frau Nachbarin, ich bitt' Euch gar sehr, wollt meiner Mutter doch helfen! Sie liegt so kalt und starr, daß ich mich ängsten muß." Die Nachbarin ging gleich mit Treulieb; doch als sie die Mutter tot sah, sagte sie traurig: „Liebes Kind, ich kann deiner Mutter nicht helfen; du mußt zu den Elfen hingehen und sie bitten, die vermögen mehr als ich."

Treulieb wußte gut, wo die Elfen waren. Die wohnten draußen in den Blumen auf der Wiese. Dort lief es hin und bat: „Liebe Elfen, ich bitt euch von Herzen schön, wollt meiner Mutter doch helfen! Sie liegt so kalt und starr und regt sich nicht mehr." Die Elfen aber ließen die Köpfchen hängen und sagten: „Liebe Treulieb, wir möchten dir helfen gern, doch können wir's heute nicht, denn unsere Fürstin ist gestorben. Lauf schnell zu den Zwergen, die wissen um Kräuter und Steine und vermögen viel mehr als wir!"

Sommerblumen

Wo die Zwerge wohnten, wußte Treulieb auch. Unter der Eiche am Waldrand waren ihre Kammern und Gruben. Es lief denn hin über Gras und Feld und klopfte an ihr Häuschen: „Liebe Zwerge, ach bitte, tuet mir auf! Meine Mutter, die liegt so kalt und starr. Wollt meiner Mutter doch helfen mit Kräutern und Steinen!" Gleich tat sich in der Eiche ein Türchen auf, und die Zwerge kamen heraus. Aber die hatten ihre Bärte voll Tränen geweint und konnten Treulieb nicht trösten. „Mußt wissen, Treulieb, heut hilft nicht Stein, nicht Kraut, heut ist unsere Herrin gestorben. Aber lauf zum Nöck, der im Weiher wohnt; der hat eine Fiedel wundersam, der heilet all Leiden und vermag viel mehr als wir!"

So lief denn Treulieb zu dem Weiher hin und rief: „Herr Nöck, Herr Nöck, ich bitte Euch schön, kommt schnell herauf!" Der Nöck tauchte gleich aus dem Wasser empor, war aber traurig und hatte seine Fiedel nicht mit. Treulieb hob bittend die Hände hoch und flehte ihn an: „Herr Nöck, wollt' meiner Mutter doch helfen; sie liegt so kalt und starr und lacht nicht mehr! Nehmt Eure Fiedel wundersam und spielt ihr doch ein Lied!" Der Nöck schüttelte nur trüb sein Haupt: „Guts Treulieb, meine Fiedel ist brochen, sie klingt nicht mehr; meine Freundin ist heut verstorben, drum spiel' ich die Fiedel nimmermehr; muß still drunten in den Wassern trauern. Aber lauf, mein Kind, zum König hin, der mag dir noch helfen können!"

Treulieb lief hin durch Wald und Busch, schier über die halbe Erde; da wohnte der Märchenkönig in seinem Schloß. Doch schwarz und düster war's darin, die Wände mit Tüchern verhangen. Und der König saß auf seinem Thron, hatte aber kein goldenes Krönlein mehr auf dem Haupt. Er hatte den Kopf auf die Brust sinken lassen, als ob er weinte. Mit zagendem Herzen kniete Treulieb hin und begann seine Bitte: „Herr König, höret mich gütig an! Wollt meiner Mutter doch helfen; sie liegt so kalt und starr, und niemand sonst kann sie gesunden!" Der König hob sein Haupt: „Ich weiß es wohl, Treulieb, doch meine Macht ist all dahin, seit meine Königin gestorben." Da fiel Treulieb auf sein Angesicht und fing an, bitterlich zu weinen, daß niemand seiner Mutter mehr helfen könnte. Der König aber fuhr fort: „Getröste dich, mein Kind! Wenn auch niemand sonst helfen kann, du selbst vermagst es! Weit hinter Stadt und Land, fast am Ende der Welt liegt ein stilles Tal, drin wächst inmitten ein feins Blümelein; das wird mit keinem Namen genannt, es blühet nur. Doch wenn es lange nicht getränket worden, dann welkt es hin und geht zu sterben. Kannst du 's Blümlein finden und gibst du ihm zu trinken, dann wächst und blüht es wieder, und uns allen mag geholfen sein. Aber merk: Du darfst kein Tränlein auf deine Wege fallen lassen und mußt über einen breiten Fluß, einen hohen Berg und einen tiefen Abgrund. Weiß nicht, wie du wirst drübergelangen."

Treulieb aber sagte: „Ich will schon hinüberkommen!", nahm ein Näpfchen und machte sich sogleich auf den Weg nach dem Ende der Welt. Und wenn ihm gar einmal die Tränen aus den Augen rollten, so fing sie es in dem Näpfchen auf und trug es sorgsam, daß kein Tröpfchen verschüttet wurde, bis es an den Fluß kam, der so breit war, daß Treulieb das andere Ufer gar nicht ersehen konnte. Da kamen die Nebelhexen durch die Luft dahergefahren und sagten: „Schenk uns das goldene Ringlein, das du am Finger hast, so wollen wir dich hinübertragen." Treulieb nahm das goldene Ringlein vom Finger und gab es den Hexen. Die hoben Treulieb auf eine Wolkenbank und flogen mit ihm über den Fluß. Dort stand der Berg, der so hoch war, daß Treulieb seinen Gipfel gar nicht ersehen konnte, und davor lag der Riese Schatten ausgestreckt und sagte: „Gib mir das Kettlein, das du am Halse trägst, so will ich dich über den Berg bringen!" Und Treulieb gab ihm das Kettlein von seinem Halse. Der Riese Schatten stand auf und hob Treulieb über den Berg. Drüber dem Berge aber gähnte eine Schlucht; die war so tief, daß Treulieb den Grund gar nicht ersehen konnte. Und ein Drache lag darin: „Schenk mir was, so will ich dich auf meinem Rücken hinüberschreiten lassen!" Da wurde Treulieb sehr verzagt und sagte: „Ich habe nichts mehr, das ich dir schenken könnte; das Ringlein und das Kettlein haben schon die Hexen und der Riese bekommen." — „Ei, so gib mir dein Kleidchen und deine schönen Schuhe!" verlangte der Drache. Und Treulieb gab auch das Kleidchen und die Schuhe hin und schritt bar und bloß im Hemdchen nur, über den Rücken des Drachen hinüber in das Tal, wo das Blümlein stand. Das war aber schon ganz welk und matt. Schnell sah sich Treulieb nach Wasser um, es zu tränken. Doch da war nirgends weit und breit auch nur ein Tröpfchen zu finden. Da wollte Treulieb verzweifeln. Es kniete sich vor das Blümlein hin und ließ seine Tränen fließen. Die füllten das kleine Näpfchen bald, strömten über und über und fielen auf das Blümlein. Das aber trank sie durstig ein, reckte die Blättchen wieder auseinander, hob den Blumenkopf zum Himmel, entfaltete eine wunderbare blaue Blüte; draus lächelte der Mutter Antlitz Treulieb selig entgegen. Und ihre Arme schlossen sich warm um das Kind.

Der erkannte Isegrim / Von Jutta Wilfing

Zur Hürde — alles lag im Schlaf —
Schlich Meister Wolf gemachsam;
Doch fing er sich kein einz'ges Schaf,
Denn Fips war viel zu wachsam.
Der brave Fips, des Schäfers Hund,
Vertrat den Herrn gar treulich,
Und hungrig blieb des Räubers Schlund,
Drob fluchte dieser gräulich.

Am Heimweg sann er hin und her:
Wie könnt ich nur eins kriegen? —
Halt, hab' ich nicht von früher her,
Ein altes Schafsfell liegen?
Und alsbald hüllt in Lämmerpelz
Der Wolf die schwarzen Glieder,
Und kehrt mit komischem Gestelz
Des Nachts zur Hürde wieder.

So ging er denn im Herdentrott,
Zum Schein mit ihnen weiden,
Und dachte insgeheim voll Spott:
Ihr sollt mich nicht mehr meiden.
Er hielt sich fromm, er hielt sich brav
Und dünkte sich weit klüger —
Die Herde nahm ihn für ein Schaf,
Den heimlichen Betrüger.

Als alles recht beim Weiden war
Und füllen tat sein Wämmchen,
Da sprach er recht bescheiden gar:
„Merkt auf, ihr lieben Lämmchen!
Ich bin der Älteste von euch,
Bin klug und hoch bei Jahren,
Glaubt ihr es nicht, beweis ichs euch,
Denn ich bin wohlerfahren.

Gleich morgen, zeitig in der Früh,
Führ' ich euch dicht zum Walde, —
So fette Weide saht ihr nie,
Wie dort sie trägt die Halde.
Dort Brüder, findet unser Mund
Die feinsten Leckerbissen —
Der Schäfer freilich samt dem Hund,
Braucht nichts davon zu wissen."

Wie horchten sie und standen da
Mit Lämmerschwanzgebammel;
Wie blöckten alle Schafe: „Ja,
Sei morgen unser Hammel!"
Der Wolf — das hab' ich schlau gemacht,
So dachte er im Stillen —
Ihr sollt mir morgen — heut Gut' Nacht —
Den Magen trefflich füllen!

In seiner Freude gab er breit,
So recht mit Hammelwürde,
Schon jetzt den Schafen das Geleit,
Zur abendlichen Hürde.
Sonst hatte er sich stets geschickt,
Der arge Überschlaue,
Ganz still *zuletzt* hineingedrückt,
Daß ihn der Hirt nicht schaue.

Doch heut, sein Übermut war groß
Und seine böse Freude,
Er dachte nicht an Vorsicht, bloß
An *seine* „fette Weide".
Der Hirte zählte mit Bedacht
Allabends seine Herde —
Er zählte sieben, zählte acht
Mit ruhiger Gebärde —

Wie das? — Es sollten dreißig sein —
Er zählte rasch und fleißig,
Ob er sich irrte? Aber nein,
Es waren *ein* unddreißig!
Auf unserm Wolf im Lämmerfell
Verweilten seine Blicke,
Und sieh, sein Aug' entdeckte schnell
Im Schafpelz eine Lücke.

Wie zottig kam's nicht d'raus hervor,
Da konnte was nicht stimmen!
Und unter'm weißen Lämmerohr
Sah er ein Wolfaug' glimmen. —
Zum Dörflein lief der Lämmerhirt,
„Wacht auf, wacht auf, ihr Leute!
Zu mir hat sich der Wolf verirrt,
Und lechzt nach frischer Beute!"

Sie kamen an, von ihm geführt,
Daß man den Wolf berenne,
Dreschflegel haben sie gerührt,
Wie sonst nur auf der Tenne.
Die Hiebe fielen knüppeldicht,
Nur Flucht noch konnte frommen —
Hei, hat der schwarze Bösewicht
Den Schafpelz voll bekommen!

Der schlaue Hans / Ein Tiroler Märchen

Es war einmal ein Bauer, der hatte drei Söhne mit Namen Michel, Jackel und Hansl. Hansl war anscheinend ein dummer Bursch; er war aber sehr pfiffig. Eines Tages sagte der alte Bauer zu seinen Söhnen: „Wer mir einen Widder bringt, der bekommt die Erbschaft. Aber er darf nicht gekauft sein." — Die zwei Söhne antworteten: „Oh, wir werden dir schon einen bringen, aber der Hansl darf nicht mit, sonst könnte er alles verderben." Der Hansl war sehr über den Schimpf erbittert und dachte: „Wartet nur, wir wollen schon sehen!" Hansl loste nun auf, wo die Brüder hingehen wollten, lief voraus und sagte zum Eigentümer: „Hörst du, heute kommen Diebe, die dir einen Widder stehlen wollen. Gib mir einen Widder und einen Hammer, so werde ich ihnen das Wiederkommen schon verleiden." Gesagt, getan. Hansl nahm den Hammer und ging damit in den Widderstall, setzte sich vor die Öffnung, wo man das Licht hereinläßt, und wartete auf die Diebe. Um Mitternacht kamen sie wirklich. Der Michel sagte zum Jackel: „Geh du hinein, ich werde heraußen warten und dir den Widder abnehmen." Der Jackel kroch hinein; kaum hatte er aber den Kopf ins Loch gesteckt, als er einen Schlag empfing, daß ihm der Kopf brummte. „O weh," schrie er, „Michel, Michel, zieh' mich zurück, sonst stoßen mir die Widder den Kopf ein!" Michel gab ihm einen Puff und flüsterte: „Bist ruhig oder ich haue dich windelweich! Du bist ein nichtsnutziger Tropf! Laß mich hinein!" Jedoch auch dem Michel ging es nicht besser, und so mußten sie unverrichteter Sache wieder forttrollen. Hansl aber kehrte mit einem Widder zurück und hatte somit das Haus geerbt.

Jedoch seine Brüder ließen dem Vater keine Ruhe, bis er ihnen wieder eine Probe auflegte, nämlich, die schönste Gans unbezahlt nach Hause zu bringen. Die Brüder sagten wieder: „Den Hansl lassen wir nicht mit." Jedoch Hansl wußte den Ort, wo sie die Gans stehlen wollten, lief voraus und sagte zum Eigentümer der Gänse: „Du, heut kommen Gänsediebe. Gib mir eine große Zange und eine Gans, so werde ich dir die Diebe vom Halse schaffen." Der Bauer gab dem Hansl das Verlangte, worauf er sich in den Stall begab. Am Abend kamen richtig die Brüder. Diesmal kroch zuerst der Michel hinein; doch kaum war er mit dem Kopfe darin, als schon der Hansl ihm die Nase dermaßen kneipte, daß Michel laut um Hilfe schrie. Da machten sie sich beide Hals über Kopf davon. Also kamen Michel und Jackel mit leeren Händen, Hansl aber mit einer feisten Gans heim. Jedoch die Brüder ließen nicht ab, den Vater zu bitten, bis er ihnen noch eine dritte Probe auferlegte, die war: Wer am meisten Geld nach Hause bringen würde, wird Erbe werden. Diesmal ließen die Brüder den Hansl mit. Michel nahm einen Kübel voll Wasser, Jackel einen Sack voll kleiner Steine mit und Hansl schleppte eine schwere Eisentür. So kamen sie in den Wald, als es schon dunkel war. Sie fürchteten sich vor wilden Tieren und stiegen auf eine hohe Eiche. Hansl war zuunterst. Um Mitternacht kamen auf einmal drei Hexen durch die Luft hergefahren und setzten sich unter die Eiche, um große Säcke voll Geld zu zählen. Michel ließ vor Angst den Wasserkübel fallen, daß die Hexen meinten, es regne, und Jackel warf die Steine hinunter, daß sie sagten: „Es hagelt große Schlossen!" Plötzlich ließ Hansl die schwere Eisentüre auf die Hexen fallen, welche sämtlich davon erschlagen wurden. Weil nun Hansl am niedrigsten saß, so war er am schnellsten auf der Erde, nahm alles Geld und lief heim zum Vater. Dieser übergab ihm das ganze Gut, und Hansl war glücklich und reich.

Das fromme Kind

Ein gar armes, gutes Mädchen hütete die Schafe in den Bergen. In der Nähe war ein Bildstöcklein der Muttergottes, und das Kind schmückte es täglich. Es trug Blumen zu, immer mehr, um einen Kranz zu binden. Als das Kränzlein fertig war, war es schon stockfinstere Nacht, sodaß das Mädchen nicht mehr heimfand. So schlief es bei seinen Schäflein im Freien. Als andertags die Leute das Kind suchten, stand die Muttergottes bei ihm, geradeso wie auf dem Bildstöckl, und viele Engel waren da und glänzten und sangen. Und sie nahmen das Kind mit in den Himmel.

Herausgeber und verantwortlicher Hauptschriftleiter: Dr. Alfons Heilmann, München, Lachnerstraße 10, Tel. 61 406.
Druck und Verlag von Josef Kösel & Friedrich Pustet, München, Kaiser Ludwigsplatz 6.
Manuskripte (stets mit Rückporto!) an: Schriftleitung „Deutscher Hausschatz" München, Lachnerstr. 10.
Für unverlangte Manuskripte und Besprechungsstücke haftet die Schriftleitung nicht.
Nachdruck aller Beiträge verboten. — Alle Rechte vorbehalten.

Kunstbeilage zu „Deutscher Hausschatz / Sonntag ist's"

Druck von Josef Kösel & Friedrich Pustet, Kempten

F. Leeke: Der Herrgottsbläser

Eduard Schleich — Aus Venedig

Der Pfarrer vom blühenden Weinberg

Roman von Felix Timmermans

Fortsetzung

Barbara weiß nicht, was sie tun soll. Seit jener Brief von Michael gekommen ist, hat sie weder den Pfarrer noch Leontine gesehen; sie ist fest überzeugt, daß der Pfarrer alles entdeckt hat, und um ihren Posten bangend, hat sie fortwährend daran gedacht. Den Vikar, der die Messe gelesen oder dies und jenes zu regeln hatte, wagte sie nicht danach zu fragen; er hat es immer so eilig und ist durchaus nicht gesprächig.

Voller Angst sieht Barbara den Pfarrer an.

„Ich komme wegen der Prozession," sagt er, und das beruhigt sie schon etwas. Sie nimmt Platz und gibt sich den Anschein, als ob sie der Anweisung des Pfarrers mit größter Aufmerksamkeit folge.

Aber plötzlich sagt er: „Barbara, Sie hören gar nicht zu, Sie denken an Leontine!"

„Ach, Hochwürden," sagt sie schluchzend, „ich hab' es ja gut gemeint; Leontine bat mich darum und war so traurig ... Ach ... ach ..."

„Bitte, keine Tränen, ich mache Ihnen deswegen keine Vorwürfe. Ich kann mir gut vorstellen, wie alles gekommen ist!"

„Ja, nicht wahr, Hochwürden," lacht sie durch ihre Tränen. „Ach, Sie verstehen es wenigstens! Ich habe solche Angst ausgestanden um mich und um Leontine ... das arme Kind."

„Nicht traurig sein um sie, Barbara! Die Mutter Gottes hat sie erhört, und sie ist eine mutige Frau geworden!"

„Heiratet sie dann wirklich?"

„Gerade nicht, Barbara! Sie hat ein Ende gemacht und ihm abgeschrieben. Diese Liebe ist vorüber."

„Und ist das wahr, Hochwürden? Ich kann es fast nicht glauben. Wenn Sie nicht Hochwürden wären, ich würde es nicht glauben. Wo sie ihn doch so geliebt hat!"

„Sie können sich nicht vorstellen, wie sie sich verändert hat, Barbara. Sie ist stark und ernst geworden. Sie hat die Kindheit völlig abgelegt. Gewiß hat sie viel Kummer gehabt, bevor sie diesen Entschluß gefaßt hat, denn ich weiß, daß sie ihn sehr lieb hatte. Aber sie hat gesiegt! Sie hat einen starken Willen, wissen Sie. Und wir sprechen nie mehr darüber. Freilich ist ihr ganzes Wesen anders geworden als früher, denn ihr Herz ist gebrochen. Sie spricht wenig; sie ist lange nicht mehr so gesprächig wie früher und will immer arbeiten. Sie sucht geradezu nach Arbeit und ist für Sophie eine tüchtige Hilfe. Sie bekommt jetzt dicke, rote Hände, fast wie Sophie, ha, ha, ha! Und wenn sie nicht arbeitet, dann liest sie schöne Bücher, und sie kann manchmal davon erzählen, fast wie ein Pfarrer auf der Kanzel. Ich sehe sie noch Nonne werden, wenn das so weitergeht. Sie entwickelt einen Eifer für den Glauben, der mich in Staunen versetzt! Und die Entschlossenheit einer Äbtissin. Jeden Tag, nach der ersten Messe, besucht sie die Kranken und plündert mir den halben Weinkeller; und sie fastet, daß sie davon ganz mager wird. Und wie ich auch rede und sage, daß sie nicht auf einmal so streng vorgehen dürfe, es nützt nichts, Barbara, sie fastet wie ein Trappistenmönch. Ich sage es ja, wenn das so weitergeht, dann wird sie noch Nonne!"

Barbara sagt nichts und blickt ihn verwundert und traurig an.

Der Pfarrer bemerkt es und sagt: „Sie blicken mich so sonderbar an. Sie scheinen sich darüber nicht zu freuen!"

„Ach, Hochwürden, Hochwürden, ja doch, ja doch! Aber wissen Sie, ich dachte gerade an ihre Worte, als sie weinend dort am Tische saß ..."

„Was sagte sie da, Barbara?"

Die alte Frau wagt nicht, es zu sagen, und stammelt:

„Ich hab' es vergessen, Hochwürden; ich habe es wahrhaftig vergessen. Aber ich sehe sie noch so dasitzen, so voller Tränen, und darum bin ich über Ihre Worte so erstaunt, und gewiß freut es mich, Hochwürden, wenn jemand ... wenn jemand, ja, wie soll ich das sagen, wenn jemand nicht auf dem schlechten Weg bleibt!"

Barbara hat die Fassung verloren und zittert; und um ihre Aufregung zu verbergen, sagt sie: „Eine Tasse Kaffee, Hochwürden?" Sie hat die Kanne aus Porzellan schon in der Hand.

„Nein, aber eine Prise nehme ich gern."

Als der Pfarrer die Prise genommen hat, sagt er: „Also Sie wissen Bescheid wegen der Prozession: sechs Pfund Kerzen für den Altar und viel Blumen, am liebsten weiße. Das goldene Gewand und der purpurne Teppich!"

„Jawohl, jawohl," sagt Barbara, „so schön wie alle Jahre ... Ich weiß es auswendig!"

Vom Eingang der Kapelle aus sieht sie ihn langsam zwischen dem Korn dahingehen, schüttelt den Kopf, und voller Mitgefühl seufzt sie: „Eine solche Liebe, wie das war, und ... so einfach darüber hinwegschreiten, nein, daran geht das Kind zugrunde!"

*

Heute ist die jährliche Prozession von Unserer Lieben Frau der Fünf Wunden.

Die mageren Klänge der kleinen Glocke lenken die Aufmerksamkeit auf den Hügel. Vom Dorf her und aus den weißen Gehöften, versunken im Korn, kommen die Mütter mit Mägdlein in weißen Kleidern. Auf allen Wegen steigen die Menschen im Festgewande den Hügel hinan.

Leontine geht schweigsam neben ihrem Oheim. Sie trägt ein weites Prozessionskleid aus weißer Voile und ein blaues Band über der Schulter.

Sie ist bleich und mager und erinnert an die Madonnen, die auf den Schränken der armen Leute stehen. Ihr fehlt nichts als ein Jesuskind auf dem Arm.

Die Kapelle ist ganz voll; die Leute stehen bis draußen unter den Linden.

Die unvermeidlichen Bettler sind aus Diest und Umgebung gekommen und zeigen jammernd das Elend ihrer blinden Augen und verkrüppelten Arme und Beine.

Eine Frau verkauft geschmorte Pflaumen, eine andere Skapuliere, Fähnchen und Kerzen.

Die weite Landschaft wogt einsam unter der glühendheißen Sonne.

Der Pfarrer liest die Messe; die dumpfe, feuchte Stimme der kleinen Orgel versagt fortwährend, und der Chorknabe in Rot und Weiß hat alle Mühe, um den Weihrauch anzubrennen.

In der ersten Reihe sitzen die acht weißen Mägdlein, die nachher Unsere Liebe Frau durch die Felder tragen werden, unter ihnen Leontine.

Die Sonne brennt auf die Wände und das Schieferdach, und die gräflichen Wappen funkeln wie Edelsteine.

Nach so langer Zeit sieht Leontine Unsere Liebe Frau der Fünf Wunden wieder.

Obwohl ihr das Glück verweigert wurde, spürt sie doch, daß die Hilfe der Mutter Gottes sie noch nicht verlassen hat.

Ihre früheren Gebete scheinen noch dort oben in der Dämmerung des hölzernen Behanges zu schweben und zu wirken. Ihre Hoffnung ist geblieben wie ein Dreimaster am Horizont des Meeres, aber so weit, so weit!

Sie steht wie auf einem Berg und blickt hinaus nach dem Glück. Aber es wird Abend und Morgen über dem Berg; und als es Nacht geworden ist, scheinen die Stunden kein Ende zu nehmen.

Niemand kennt ihren Kampf und ihre Schwäche. Sie hat die Kraft, sich stark zu zeigen; ihr eiserner Wille hält sie aufrecht. Aber wenn sie auf ihrem Zimmer allein ist, dann wird ihr die Last zu schwer, dann gibt ihre Kraft nach unter dem Druck, und sie klagt ihren Kummer in traurigen Worten. Michael, sie kann ihn nicht vergessen, sie will ihn nicht vergessen! Sie will die Hoffnung nicht aufgeben und schließt die Ohren für die quälende Stimme, daß Michael nie gläubig werden wird. Aber manchmal dringt diese Stimme durch die Mauer ihrer Hoffnung, und dann betet sie gebrochen und demütig: „Nimm mich hinweg, o Herr, nimm mich hinweg aus dieser Welt!"

Bisweilen überwältigt sie der Kummer wie eine versengende Flamme, die sie abkühlen möchte mit Glauben und Frömmigkeit. Dann stürzt sie sich in die heiligen Bücher, möchte ganz aufgehen in der fortwährenden Verzückung der Heiligen, will auch ein Kreuz tragen, fühlt, daß sie ein Kreuz tragen muß, will sich dareinfinden und sich daran erfreuen. Und tapfer trägt sie das Kreuz.

Doch eine Abenddämmerung mit Schwalben, ein fallendes Blumenblatt genügt, um das Kreuz von sich zu werfen und wieder mit aller Gewalt nach dem Geliebten zu verlangen. „Laß ihn kommen, o Herr, laß ihn kommen, ich kann nicht ohne ihn sein!"

Sie wagt nicht zu den Fünf Wunden zu gehen aus Angst, daß es noch schlimmer werden könnte. Manchmal fühlt sie sich erniedrigt, gekränkt durch sein Verhalten, dann wird sie bitter, findet alles hohl und ohne Licht, die Menschen und die Dinge; und sie möchte schlafen bis an das Ende ihrer Tage.

So wird sie von Kummer und Sehnsucht hin und her gerissen, und manchmal bestürmen sie die widersprechendsten Gefühle zugleich.

Aber sie schweigt; sie will es allein tragen als ein Opfer. Sie nimmt dem Pfarrer nicht seine Illusion. Was würde es auch nützen?

Er glaubt, daß sie aus allzu eifriger Frömmigkeit fastet und Buße tut; doch der Kummer schnürt ihr die Kehle zu, sie kann nicht essen. Aber manchmal spürt sie einen mächtigen Trieb in sich und möchte es hinausschreien, daß sie heuchelt und Michael nicht vergessen will. Hinterher ist sie froh, daß sie es nicht getan hat, und es ist ein kleiner Trost für sie, allein für ihn zu leiden. Und sie hält sich aufrecht. Hinter den häuslichen Arbeiten, dem Lesen von Büchern und dem Besuch der Armen und Kranken verbirgt sie die Krankheit ihrer Seele. Sie fühlt sich vergehen, und oft stellt sie sich vor den Spiegel, um zu sehen, ob sie noch dasselbe in ihren Augen findet, was sie damals sah, als Michael ihr gesagt hatte, daß sie einer gotischen Madonna gliche.

Je mehr die Tage einander folgen, um so mehr blickt sie verlangend zum Himmel empor. Und da sie nun wieder vor Unserer Lieben Frau der Fünf Wunden sitzt, möchte sie abermals die beseligte Erwartung des Wunders erleben wie am neunten Tag der Novene. Sie möchte wieder den Finger Gottes durch die Stille bohren hören; aber es geht nicht, sie kann ihre Sehnsucht nicht mehr so spannen, und jetzt erst fühlt sie schmerzlich, wie weit sie die Hoffnung bereits verlassen hat. Der Dreimaster auf dem Meer wird kleiner und kleiner. Sie selbst kann nichts mehr, nur ihre früheren Gebete können noch Rosendüfte träufeln, ihr Herz ist nun zu sehr gebrochen.

In einem Anfall von Verzweiflung möchte sie plötzlich die Arme ausstrecken zu Unserer Lieben Frau und ihr mit einem herzzerreißenden Schrei zurufen, daß sie doch helfen möge; oder sie möchte in ihrem Prozessionskleid davon-

laufen, quer durch die Felder zu ihm, zu Michael, und ihren Kummer und ihre Einsamkeit zu seinen Füßen ausweinen.

Sie zittert; das Blut steigt ihr zu Kopfe; ein warmer Dunst hält sie umfangen. Sie birgt das Gesicht in den Händen, und betend will sie das heiße Fieber besänftigen.

Barbara ist guter Dinge; sie verkauft viele Kerzen und nimmt das Stuhlgeld ein. Als sie gegen das Ende der Messe zu Leontine kommt, erschrickt sie, und voller Neugierde flüstert sie schnell: „Sie sehen wirklich schlecht aus, Fräulein. Und wie steht es mit Michael?"

Dieser Tropfen läßt das Maß überlaufen, und mit einem leisen Schrei fällt Leontine in Ohnmacht.

Während der Pfarrer mit bebender Hand den Segen gibt, tragen zwei Bauern das weiße Mägdlein in Barbaras Küche.

Draußen neben dem Weinstock hängt sie auf einem Stuhl, das Gesicht nach Scherpenheuvel, dem Ort der Wunder. Hilfreiche Menschen waschen sie mit Essig und halten ihre Hände in einen irdenen Topf mit Wasser. Ihr Gesicht ist blaß wie weißer Sand. Ihre Haare hängen offen, ihr Kleid ist bespritzt und zerknüllt, das blaue Band zerrissen, ihr Kopf und ihre Hände fallen schlaff herunter. Sie hängt dort auf dem Stuhl wie eine weggeworfene Kostbarkeit. So auch ist ihr Leben. Allmählich kommt sie zu sich; sie öffnet gerade die großen Augen, als der Oheim zu ihr gelaufen kommt. Er trägt noch das rote Meßgewand mit dem goldenen Kreuz auf dem Rücken.

Sie blickt verwundert um sich, auf die Bauersleute, auf Barbara, den Pfarrer und ihr weißes Prozessionskleid. Es ist wieder das Leben. Sie lächelt traurig und sagt: „Ach, wie glücklich war ich soeben!"

Der Pfarrer wird kreideweiß. „Was meinst du, Kind? Kind, Kind, was hast du?"

Ihr Wille richtet sich plötzlich wieder auf: „Ich hatte nur einen schönen Traum, Oheim; ich habe es schon vergessen; es ist schon vorüber!" Sie will aufstehen.

„Nein, Kind, du darfst nicht mitgehen in der Prozession, du bist zu schwach, du sollst hier sitzen bleiben, ganz ruhig! Sieh dir von hier aus die Prozession an! Gleich kommt Doktor Bos und holt dich mit seinem Wagen ab. Ich hätte ihn schon längst rufen müssen. Er wird nun schon geholt. Komm, verhalte dich ruhig! Die Leute warten. Geht es dir besser?"

„Ja, Oheim. Unsere Liebe Frau wartet..."

Sie sieht die kleine Prozession über die Kornhügel dahinschreiten. Ihre Stelle wird eingenommen von einem langen Bauernmädchen mit einem schwarzen Tuch, auf dem grellrote Blumen schreien.

Der Zug gleitet mit Farben und Gesängen durch das Korn, und das große Bild der Mutter Gottes schwebt hoch darüber und zeigt der sonnigen Welt das Kreuz. Barbara, die allein bei Leontine zurückgeblieben ist, blickt mitleidig auf das Mädchen, findet keine Worte und schenkt ihr nur ein betrübtes, mitfühlendes Lächeln.

Leontine faßt dankbar Barbaras Hand.

„Haben Sie Mut, mein Kind, es wird schon vorübergehen!" spricht zitternd die alte Frau.

„Hoffentlich nicht", schluchzt Leontine plötzlich, und den Kopf in Barbaras Schoß, weint sie, gebrochen und zerschmettert.

Der Dreimaster auf dem Meer ist verschwunden.

Doktor Bos, ein kleines Männlein mit einem Stoppelbart, mit kurzen Gebärden und knappen Worten, untersucht sie im Pfarrhaus. Nach kaum zehn Minuten ruft er den Pfarrer, der angstvoll im Gang auf und ab geht; und auf Leontine zeigend, sagt er: „Schwach wie Buttermilch! Ins Bett und jeden Tag Speck!"

Leontine hört beruhigt das Urteil an. Ein neues Leben weht ihr entgegen, rosig und zart; sie spürt ein Wohlbehagen und eine große Dankbarkeit für Doktor Bos.

Der Pfarrer gibt ihm das Geleit. „Ist es so schlimm, Herr Doktor?" fragt er mit hochgezogenen Augenbrauen.

„Und es kann noch schlimmer werden", sagt Doktor Bos.

„Ja, ja, aber glauben Sie, daß es lange dauern wird?"

„Bis es vorüber ist. Aber wenn sie gut ißt, dann ist Aussicht vorhanden, daß es bald vorübergeht. Morgen komme ich wieder."

„Aber Herr Doktor," mahnt der Pfarrer besorgt, „erklären Sie mir doch, bitte, worin ihre Krankheit besteht. Soll sie hier bleiben, oder ist sie besser zu Hause aufgehoben? Und wenn es schlimmer wird, was dann?"

„Wenn der Himmel einstürzt, sind alle Spatzen tot. Pierke Snollekens hatte schon die Sterbesakramente empfangen, und er lebt heute noch. Ihre Krankheit ist Verdünnung von Blut und Fett. Sie muß gekräftigt werden; Speck ist das Beste, und geben Sie ihr jeden Tag ein Bierglas voll Malaga und meine Medizin! Wenn sie dann noch stirbt, kann ich es auch nicht ändern. Nach Lier soll sie nicht, sie bleibt hier bei offenem Fenster. Diese Luft ist Essen und Trinken. Das habe ich auf meinen weiten Reisen erfahren. In Amerika zum Beispiel ist die Luft dick, in Afrika rot, und links vom Schwarzen Meer wohnen die schönsten Frauen. Dort wachsen Granatäpfel, Feigen und Trauben; die Luft ist dort verzehrend, und das ist auch nicht gut für sie. Hier ist die Luft fettig, weich und kräftig. Im Norden Rußlands zum Beispiel bildet..." und Doktor Bos, der sonst nur das unbedingt Nötige spricht, kann, wenn er von seinen Reisen berichtet, kein Ende finden. Aber er ist über Löwen nie hinausgekommen. Er reist nur in seiner Einbildung und in den Büchern wie „Die Reise um die Welt" und in alten Reisebeschreibungen. „Das ist genau so gut, als wenn ich dort gewesen wäre," pflegt er zu sagen, „ich sehe es mit geschlossenen Augen."

Der Pfarrer blickt flehend zu den weißen Wolken hinauf.

*

Von ihrem Bett aus sieht Leontine eine Ecke vom Teich, ein Stück Garten, und in der Ferne die Hügel mit der munteren Mühle darauf.

Früher waren die Hügel für sie eine Mauer, hinter der das Glück sich näherte, angezogen von ihren Gebeten und ihrem Kummer. Nun sind sie das Ende der Welt. Dahinter herrscht die Stille, das Nichts, wie für den, der am Strand des Meeres steht, die scharfe Linie des Horizontes das Ende des Meeres bedeutet, hinter welcher er nur noch Luft vermutet. Ihr gebrochenes Herz, das nichts mehr zu heilen vermag, verlangt nach weißer Ruhe und nach dem himmlischen Garten, wo jedes Herz das ewige Glück vermehrt. Und sie versucht, die kleinen Sündendornen, die sie hier und da gestochen haben, durch frommes Beten zu entfernen, da sie sonst im Fegfeuer davon gereinigt werden müßte.

Tag für Tag wird sie schwächer. Den Ratschlägen des Arztes folgt sie nicht; von Speck mit Eiern kostet sie kaum, und mit dem Malaga befeuchtet sie flüchtig ihre weißen Lippen und fast nur, um dem Oheim eine Freude zu machen. Michael ist nicht mehr etwas, das sie besitzen oder dessen Besitz sie sein möchte, sondern etwas, das sie sehr lieb hat und das gerettet werden muß. Sie betet für ihn in ihrer Krankheit, aber sie betet zugleich auch für alle Ungläubigen: „Erlöse alle von den Pforten der Hölle, o Herr, und Michael ganz besonders!"

Und neben diesem Mitleid keimt allmählich der Wunsch, ihn noch einmal zu sehen, bevor sie diese Erde verläßt.

Ihre grauen Augen stehen groß und hell in dem kleinen Gesicht, das immer magerer und durchsichtiger wird. Und ein zartes, kaum merkbares Lächeln erzählt fortwährend von dem Frieden ihrer Seele.

Es werden Saugflaschen angesetzt, um das Gift aus der Brust zu ziehen, wie Doktor Bos sagt; sie krümmt sich vor Schmerz, aber das Lächeln schwindet nicht; an manchen Tagen quält sie die Atemnot, die Kehle schließt sich, und die Brust ist beengt, aber das Lächeln bleibt.

Hinter all diesem Leiden und den stechenden Rückenschmerzen fühlt sie etwas Schönes sich nähern, das die Mühe und das Elend zehnfach aufwiegt.

In den Zügen des furchtbaren Jesuskopfes glaubt sie eine Zufriedenheit zu spüren. Der Pfarrer läßt traurig die Arme hängen, als er bemerkt, daß sie von Tag zu Tag schwächer wird. Vorgestern, als Sophie sie umgebettet hat, wollte sie Leontine am Arm durch das Zimmer führen, aber nach kaum drei Schritten auf den wackligen, dünnen Beinen, fiel sie schlaff in sich zusammen.

„Und wie mutig ist sie in ihrer Krankheit!" sagt der Pfarrer zu seinem Bruder Gommarus, der nun jeden Sonntag Leontine besucht. „Sie, die früher so lebenslustig war wie ein Bächlein im Frühling, so ganz kindlich in allem: furchtsam, wißbegierig, froh mit einem Nichts, sie geht nun so munter und ruhig in den . . ." Aber er wagt es nicht, das Wort auszusprechen; Gommarus blickt ihn an, als müsse nun jede Hilfe von dem Priester kommen, und fängt dann leise zu weinen an.

Sie sitzen in der Weinlaube auf der weißen Bank. Der Abend dämmert. „Nein," sagt Gommarus, „ich kann es nicht fassen, daß sie uns nun für immer verlassen soll, für immer. Das ist die Strafe! Gott, Gott, das ist alles mit diesem Michael gekommen! Wenn der gläubig geworden wäre . . ."

„Wenn sie auch nachher erst krank geworden ist," mahnt der Pfarrer, „wir dürfen doch nicht die Schuld auf Michael schieben. Gott hat es so gewollt, damit sie sich ganz ihm widmen soll. Und das tut sie auch. Sieh nur, wie geduldig sie ihr Leiden trägt, Gommarus. Ich habe schon viele Kranke gesehen, aber eine solche Geduld im Leiden, den . . . ja, wir sind doch Männer, nicht wahr, den Tod so mit einem frohen Lächeln herankommen sehen, das ist mir noch nie begegnet!"

„Aber ist ihr denn gar nicht zu helfen? Wozu sind denn die Ärzte da? Gott! Aber für mich ist Michael schuld daran, er hätte nur gläubig werden sollen! Und jetzt, jetzt geht er noch, um mich zu ärgern, in die Kirche, ja, nun geht er in die Kirche, aber ohne Gebetbuch oder Rosenkranz, so einfach um mich zu ärgern. Und dann sitzt er da, die Hände vor den Augen, wie ein Scheinheiliger, oder er blickt das Gewölbe an wie eine Eule, die es donnern hört."

„Er sucht vielleicht", murmelt der Pfarrer. Er ist wirklich erstaunt darüber. Michael sucht also immer noch. Der Glaube, der Glaube — er läßt ihm keine Ruhe, und er denkt: „Soll ich es Leontine erzählen? Gott weiß, wie sie sich freuen würde! Und wenn er nun gläubig werden sollte, würde sie dann vielleicht noch gesunden? Es sind schon so viele wunderbare Dinge geschehen! Aber nein, sie hat ihn vergessen. Und wird er wohl auch gläubig? Vielleicht würde sie nur trauriger dadurch, vielleicht auch würde es von neuem ein nutzloses Verlangen in ihr wecken, das ihre Krankheit noch verschlimmern könnte!" Und während Gommarus weiter erzählt von seinem Kummer und seinem Zweifel, denkt der Pfarrer unaufhörlich darüber nach, ob er es Leontine erzählen soll oder nicht.

(Fortsetzung folgt.)

Der letzte Tag / Von Frank Crane

Wenn du wüßtest, daß du nur noch einen Tag zu leben hättest und daß dein Leben morgen mit dem Sonnenuntergang zu Ende wäre — wie würdest du diesen deinen letzten Tag verbringen?

Zunächst: du hast bestimmte Vorstellungen vom Leben nach dem Tode und von der Wirkung deines Erdenlebens auf deinen künftigen Zustand. Würdest du diese Gedanken nicht plötzlich, anstatt sie abzuweisen und unwichtig zu nehmen, außerordentlich interessant finden? Und wenn du glaubtest, daß es nützlich wäre, sich vorzubereiten — würdest du dich dann nicht vorbereiten?

Wenn zwischen dir und einem andern Ursache zur Bitterkeit bestünde — würdest du dich dann nicht beeilen, diese Ursache aus der Welt zu schaffen?

Würdest du nicht in den Beziehungen zu deiner Familie sehr geduldig und nachsichtig sein und erkennen, daß eine ganze Menge Dinge, die dich gewöhnlich stören, nicht der Rede wert sind?

Würdest du dir nicht im Berufe lebhaft bewußt werden, daß viele Dinge, die dir von vitaler Wichtigkeit erscheinen, in Wahrheit ganz unwichtig sind? Würdest du nicht zu einer klaren Schätzung aller Werte gelangen?

Würdest du nicht soviel als möglich von jenem letzten Tag mit dem einen oder anderen verbringen wollen, deren Ergebenheit, Liebe und Vertrauen zu dir du sicher bist? Und würdest du für die vielen Leute Zeit haben, die dich jetzt beschäftigen?

Würde dir diese Welt nicht wundervoll schön erscheinen, und würdest du nicht, wie durch eine Offenbarung, das Wunder und den Zauber vieler Dinge erschauen, an denen du vorübergegangen bist, weil sie dir zu gewöhnlich waren? Der Sonnenschein zum Beispiel, der Himmel und die Wolken, die alten Bäume, der Flug der Vögel, das Haus, worin du lebst, deine Bücher, dein Stuhl, dein Bett, dein Hund, die vertrauten Geräusche des häuslichen Lebens? Würden dir nicht alle diese Dinge plötzlich von ergreifender Schönheit durchdrungen scheinen?

Würdest du unbeherrschter Genußsucht oder schlimmen Launen nachgeben, wenn du ihre Torheit erkenntest?

Würdest du nicht hunderter Eitelkeiten, all deiner Selbstherrlichkeit, deines Stolzes und des Gefühls deiner Wichtigkeit entledigt sein?

Würde dich nicht die Erkenntnis, daß dies dein letzter Tag ist, so edel, groß, fein und ehrlich machen, als dir möglich ist, zu sein? Und würdest du nicht den einen, deinen letzten Lebenstag so verleben wollen, wie es deinen besten Idealen entspricht?

Wenn es so ist — warum lebst du nicht schon an diesem Tage, als ob er dein letzter Lebenstag wäre, zumindest was seine Stimmung und seine Höhe anbetrifft?

Das Ende des Lebens ist der wahre Prüfstein des Lebens. Der große Enthüller der Werte ist der Tod.

Ist uns nicht möglich, etwas vom Lebensblick und von der Weisheit des letzten Tages zu erlangen und ein klein wenig davon über unsere anderen Tage zu verteilen?

Warum sollte das Gedenken an unseren letzten Tag uns erschrecken? Warum sollte es uns nicht eine Mahnung sein, ein Zuruf, ein Memento vivere — ein „Gedanke, zu leben"?...

Übertragen von Max Hayek.

P. H. Calderon

Da sprach Ruth zu Noemi: „Wo du hingehst, gehe auch ich hin!"

Braun & Co., Paris

Es ist der Herr / Vom Herausgeber

Es steht zwischen Erde und Himmel eine vieltausendsprossige Leiter; je höher wir darauf emporsteigen, desto klarer und vollkommener sehen wir die Herrlichkeit des Herrn, unseres Gottes. Staunen und Entzücken erfaßt unsere Seele, wenn wir auf solche Weise ihm nahekommen. Es ist die gewaltige, himmelanstrebende Stufenleiter der Schöpfung: das riesige Reich der sichtbaren Dinge, die der Schöpfer zu seiner eigenen Freude und Verherrlichung und uns als Sinnbilder seiner Macht und Güte und Schönheit erschaffen hat.

Unsere Erde und das ganze Weltall ist umwogt und durchflutet von gewaltigen dunklen Kräften, welche die Urstoffe der Dinge verbinden und zu Einzelwesen gestalten und diese auch wieder auflösen, daß sie verwittern, zerfallen, verwelken und sterben, um neue Verbindungen einzugehen oder die Nährstoffe neuer Lebewesen zu werden. Nach göttlichen Urgesetzen entfaltet sich so das Universum von Jahrtausend zu Jahrtausend. Wir Menschen mit unserem kurzen Lebensalter haben immer nur einen winzigen Ausschnitt des unermeßlichen Gottesreiches vor Augen. Aber ist es nicht etwas Wunderbares, daß wir die Fähigkeit besitzen, nicht bloß unseren engen Wohnbereich, sondern weit darüber hinaus die ganze Oberfläche der Erde zu erforschen, die Tiefen der Meere und die höchsten Gipfel der Berge und noch unendlich weiter hinaus: die ungeheuren Fernen des Himmelsraumes, durch den die Sterne kreisen. Gott scheint uns diese wunderbare Fähigkeit gegeben zu haben, um uns von den greifbaren Dingen unserer alltäglichen Umgebung weg ins Ewige zu locken, das unserer Seele Heimat ist. Reichte unser Geist nicht weiter als der engbegrenzte Gesichtskreis unserer Augen, so würden wir uns zufrieden geben mit dem, was wir jeden Tag vor uns und um uns haben, was wir zum Leben brauchen. Aber Gott hat uns einen Drang und eine Sehnsucht nach Ferne und Unendlichkeit ins Herz gelegt, weil er will, daß wir nach ihm suchen gehen. Wir können seine Spuren in allen Dingen des unermeßlichen Weltalls finden und seine Allmacht und Weisheit selbst in den kleinsten Werken seiner großen Schöpfung bewundern.

So manche Menschen sehnen sich nach Außerordentlichem; sie möchten Zeichen vom Himmel zur Stärkung ihres Glaubens; aber sie denken nicht daran, daß jedes Körnlein des Staubes, durch den ihre Füße schreiten, ein Wunder Gottes ist. Denn alles, was wir sehen, kommt aus Gottes Hand: Gott hat ihm Dasein, Weg und Wirkungsweise zugewiesen. Du trittst auf einen kleinen, glatten Kiesel, den der Bach ans Ufer geworfen hat; einst war dieser Kiesel ein Teil des Felsgesteins hoch oben im Gebirge, Regengüsse lösten ihn und schwemmten ihn zu Tal, die Bewegung glättete ihn; nun kam er durch Zufall unter deinen Fuß. Eines Tages wird er zerfahren und zermahlen werden oder im Winterfrost zerfallen, und die Pflanzen am Wege werden Teile von ihm aufsaugen, bis zuletzt auch sie zergehen und Stoff oder Dung eines neuen Lebendigen werden. Du meinst, das ist der Kreislauf der Natur. Aber ich sage dir: Es ist Gottes Wirken und Walten vom ersten bis zum letzten Augenblick.

Wie wenige erleben heute diese einfachen Naturerscheinungen als Werke Gottes! Man hat das kalte, tote Wort „Natur" erfunden und glaubt alles erklärt zu haben, wenn man nachweist, daß es natürlich ist. Als ob ohne Gottes Mitwirkung eine Schneeflocke fallen, ein Vogel fliegen, eine Wurzel wachsen, eine Hand sich rühren, ein Stern durch den Nachthimmel ziehen könnte! Alles ist Gottes Werk, was wir um uns sehen, was um uns geschieht. Könnten wir durch den äußeren Schein der Dinge und Geschehnisse in ihre innersten Triebkräfte schauen, so würden wir auf die Knie fallen in Staunen und Ehrfurcht vor der Herrlichkeit Gottes im kleinsten Geschöpf und Geschehen.

Du magst irgend etwas im weiten Reich der Schöpfung betrachten: Wenn du den Dingen bis auf die Tiefe ihres Wesens und Wirkens blickst, findest du geheimnisvoll thronend und waltend Gott darin. Gehe durch die wehenden Halme des Grases oder durch die golden wogenden Ähren eines Sommerfeldes, betrachte den Farbenschmuck eines flatternden Schmetterlings oder die Pracht reifender Äpfel und Trauben, lausche dem Summen der Biene, dem Sang eines Vogels oder dem Grollen des Donners, koste vom Duft einer Lilie oder vom Wohlgeschmack einer Speise: Wenn du nicht am Oberflächlichen und Äußerlichen hängen bleibst, sondern zum innersten Geheimnis vordringst, werden alle diese Wesen zu dir sprechen von der Majestät und Güte Gottes.

Wir Menschen können nicht in jedem Augenblick solche Erwägungen anstellen; unsere Arbeit, unsere Berufspflichten, der Verkehr mit den Mitmenschen nehmen fast unsere ganze Zeit in Anspruch. Aber wir sollten es uns zur täglichen Gewohnheit machen, Gottes Spuren in den uns umgebenden Dingen nachzusinnen und uns dadurch ein paar Minuten lang zu Gott selbst hinführen zu lassen. Du wirst, wenn du dein düsteres Haus verläßt, von Sonnenschein umflutet. Sage nicht mit teilnahmsloser Gleichgültigkeit: Wie herrlich heute die Sonne scheint! Sage: Wie herrlich läßt Gott mir heute die Sonne scheinen, meine Augen mit Glanz und Licht und meinen Leib mit Wärme zu laben! Darf ich, von so viel Gottesliebe umwogt, selber düster und kalt zu den Menschen gehen, anstatt auch ihnen von dem göttlichen Segen aus der Fülle meines Herzens weiterzugeben? Wenn du also denkst und sprichst, hast du den wahren Sinn der einfachen Naturerscheinung für dich erfaßt. Auf solche Weise kann dich auch ein Vogellied, das du vor deinem Fenster hörst, eine Blume, die am Wege blüht, ein Sturmwind, der durch die Nacht heult, ein Stern, der in deine Schlafkammer blinkt, an Gottes Gegenwart und wunderbares Walten erinnern. Wenn du dich so gewöhnst, hinter allen Dingen Gott zu sehen, wird dir dein einförmiges, freudloses Dasein bald wundersam verklärt erscheinen; denn Gott schüttet dabei jedesmal etwas von der Herrlichkeit, die er über die ganze Schöpfung ausgegossen hat, in deine Seele.

1. Moskau — Gesamtansicht

Erinnerungen an das gläubige Moskau / Von Dr. B. Poertner

Meine Fahrt von Petersburg nach Moskau im Herbst 1913 brachte mir lebhaft fühlbar die große Einförmigkeit des ungeheuren Tieflandes, das ja beinahe die Hälfte des europäischen Flächenraumes bildet, zum Bewußtsein. Die Gleichartigkeit und Eintönigkeit der Landschaft mit den spärlich hie und da auftauchenden Dörfern ist derart, daß man nach der Nachtfahrt im rollenden Zuge morgens beim ersten Blick auf die Gegend glaubt, noch an derselben Stelle wie am Abend vorher zu sein. Der Russe selbst erklärt darum auch alle seine Schwächen und Fehler wie alle seine guten Seiten aus seiner dem Charakter seines Landes entsprechenden „breit angelegten Natur".

Mein erster Gang durch Moskau ließ mich erkennen, daß ich hier auf dem Boden Altrußlands sei, in der „heiligen Stadt", die der fromme Russe so gern sein „Mütterchen" nennt. Moskau war stets das „Herz" Rußlands und blieb es auch, als Peter der Große mit grausamen Gewaltmitteln das halbasiatische Zartum Moskaus in ein europäisches Rußland Petersburgs umzuwandeln suchte. Heute, nach dem Zusammenbruch des durch Peter den Großen gegründeten Zarenreiches, ist „Leningrad", das zaristische Petersburg, vollkommen stillgelegt und geht der Verödung entgegen, während Moskau wieder für die Sowjetregierung Kopf und Herz zugleich, die eigentliche nationale Hauptstadt geworden ist. An Moskau knüpfen sich für den Russen sowohl religiöse Traditionen von höchstem geistigen Lebenswert wie auch unauslöschliche Erinnerungen an große politische Schicksale seines Volkes.

2. Die St. Basilius-Kirche in Moskau

„Über Moskau geht nur der Kreml, über den Kreml nur der Himmel", sagte mir stolz und selbstbewußt mein Führer. Darum lenkte ich gleich am ersten Tage nach meiner Ankunft meine Schritte zu dieser heiligen Stätte, wo sich alle Erinnerungen aus Moskaus Vergangenheit vereinigen. Entblößten Hauptes, wie es strenge Vorschrift war, durchschritt ich das Spaßkija-Tor, einen hohen Turmdurchgang mit rotfarbenem Helm, flankiert am Eingang von zwei Kapellen, geschmückt mit dem Monumentalbildnis des Erlösers, dem der ganze weitausgedehnte heilige Bezirk geweiht ist. Nun stand ich auf dem Zarenplatz, begrenzt rechts von dem Himmelfahrtskloster und der blauen Fassade der Katharinen-

3. Blick in den Kreml mit seinen Kirchen und Palästen

kirche. Hoch über das Klostergebäude ragen fünf vergoldete Kuppeln der zum Kloster gehörenden Kathedrale empor. In diese geleitete mich mein Führer, um mir die Gräber und Denkmäler der hier in ewigem Schlafe ruhenden 38 Zarinnen und Großfürstinnen zu zeigen. Angrenzend an das Kloster erhebt sich das Nicolai-Palais; ihm gegenüber, zum Moskwaflusse hin, ragt protzig, wie ein Symbol der Zarengewalt, das Denkmal des Kaisers Alexander II., der 1818 in dem gegenüberliegenden Schlosse geboren wurde. Die das Denkmal eingrenzende Galerie mit zwei Eckpavillons ist ein beliebter, viel besuchter Aussichtsplatz, von dem aus das Auge bewundernd über die in der Tiefe fließende Moskwa und die jenseits des Flusses liegenden, in bunten Farben schillernden Stadtteile schaut, da die meisten Häuser mit buntfarbigen Dachziegeln bedeckt sind. Der mich begleitende, offenbar sehr fromme Russe freute sich sichtlich über mein Erstaunen, wies aber dann zur Höhe des mächtigen Glockenturmes, des Iwan Welikij mit seiner vergoldeten Kuppel, von einem riesig großen goldenen Kreuz überragt. „Dahinauf müssen wir steigen," meinte er mit stolzem Lachen, „da werden Sie staunen!"

Ich folgte ihm gerne. An der auf mächtigem Granitsockel ruhenden Zarenglocke, der größten Glocke der Welt, vorbei, führte der Weg zur Besteigung des Turmes, von dessen Höhe Napoleon 1812 das „tatarische Rom" betrachtete, das in seinem Feuerbrand des Welteroberers gewaltige Pläne vernichten sollte. Wahrlich, es lohnte die Mühe reichlich, die fünf Stockwerke bis zu 90 m Höhe emporzuklimmen. Auf dem Weg bot sich übrigens im zweiten Stock eine willkommene Gelegenheit zu angenehmer Rast in der hier untergebrachten kostbaren Synodalschatzkammer mit kirchlichen Gewändern, die aus orientalischer Seide hergestellt und mit Perlen und Edelsteinen reich besetzt sind. In großen Eckvitrinen waren außerdem wundervolle silberne und goldene Kirchengeräte, durchweg deutsche Arbeiten des 17. Jahrhunderts, zur Schau gestellt.

Auf der Höhe des Turmes wird das Auge trunken von der Fülle der bunten Welt ringsumher. Nicht nur die ganze Stadt mit ihren Vorstädten konnte ich überblicken, sondern auch die zahlreichen Windungen der Moskwa, die sich wie ein silberglänzendes Band durch die weite Landschaft zieht. Wenn der Blick zunächst einmal sich bis zur Ferne des bläulichen Horizontes verloren hat, kehrt er zurück zum Nächsten vor unseren Füßen, zum Kreml mit den ihn bezirkenden roten und weißen Mauern, mit den zahlreichen vergoldeten Kuppeln, sucht sich dann langsam, dem zeigenden Finger des Führers folgend, die schönsten Stätten aus dem Häusermeer heraus, wo er länger und mit immer erneutem Entzücken verweilt.

Während meines Moskauer Aufenthaltes bin ich täglich in den Kreml gegangen, denn hier lernt man ebensowenig aus wie in Rom. Kurz will ich noch erwähnen, daß in der Uspenskij-Kathedrale („Himmelfahrt Mariä"), der ehe-

4. Die Erlöser-Kathedrale

maligen Krönungskirche des Zaren, welche im Mittelpunkt des Kreml sich erhebt, das hochberühmte, dem Evangelisten Lukas zugeschriebene Wladimirsche Muttergottesbild sich befindet in unschätzbar wertvoller Einrahmung. In dem „Heiligtum" hinter dem das Schiff der Kirche vom Chor trennenden, kunstvoll in Gold und Silber gearbeiteten Ikonastas entzückte mein Auge ein Meisterstück der Goldschmiedekunst, das wohl seinesgleichen nicht hat, ein in reinem Gold hergestelltes Relief des Berges Sinai, auf dessen Gipfel ein goldener Moses steht mit den Gesetzestafeln in der Hand. In einer Höhle dieses Goldberges ist ein kleiner goldener Sarkophag, der zur Aufbewahrung der hl. Hostie dient.

Im ganzen umfaßt der Kreml zwölf Kirchen und Kathedralen, zwei große Klöster, vier große Paläste und mehrere Museen, eine umfangreiche Kaserne und das frühere Patriarchenhaus, das jetzige Synodalgebäude mit zwei weiteren eingebauten Kirchen und einem Gerichtsgebäude. Ich will nur noch berichten, was von dem Erlebten und Erschauten für einen weiteren Leserkreis ein Interesse bieten kann.

Da ist vor allem die nördlich zwischen dem Kreml und der inneren Stadt auf dem belebten Kraßnaja-Platz liegende Basilius-Kathedrale (Abb. 2), der bizarrste Bau Moskaus, den Iwan der Schreckliche erbauen ließ. In indisch-islamischer Üppigkeit schillern zwölf verschieden geformte Kuppeltürme in allen Farben, teils zackig, teils in Zwiebelform gestaltet, so daß das Ganze einen phantastischen Eindruck macht. Das Innere besteht aus elf kleineren, dunklen Kapellen, bietet aber nichts Besonderes. Gegenüber diesem seltsamen Gebäude, an der Nordseite des Kraßnaja-Platzes, wo der Haupteingang zur inneren Stadt durch zwei Tore führt, liegt die „Kapelle der iberischen Gottesmutter" mit dem berühmten Heiligenbild Moskaus, dem auf dem Berge Athos hergestellten wundertätigen Madonnenbild. Die Kapelle ist ununterbrochen, Tag und Nacht, von Betenden gefüllt, die in Verzückung zu dem Antlitz der Gottesmutter aufschauen, das umrahmt ist mit einem Netz von echten Perlen, während das Haupt eine Krone aus Brillanten trägt. Jeder, der an der Kapelle vorübergeht, bekreuzt sich voll Ehrerbietung und neigt in Andacht sein Haupt.

Die größte und schönste Kirche Moskaus ist die Erlöser-Kathedrale (Abb. 4), die zur Erinnerung an die siegreichen Kämpfe gegen Napoleon 1812—14 erbaut wurde, auf einem freien, mit reichen Gartenanlagen umgebenen Platze gelegen. Sie ist von fünf vergoldeten Kuppeln überragt, von denen die Hauptkuppel 30 m im Durchmesser hat. Zwölf Portale führen in das Innere, zu dem man auf breiten Granitstufen emporsteigt. An den mit Marmor bekleideten Außenwänden ziehen sich riesenhaft große, herrlich ausgeführte Reliefs mit Darstellungen aus den Befreiungskämpfen hin. Der große, mit Gold und Silber reichlichst ausgestattete Innenraum in Form eines griechischen Kreuzes wirkt durch die ungeheuren Maßverhältnisse in ähnlicher Weise auf den Besucher wie das Schiff der Petersbasilika in Rom. Kolossalgemälde schmücken die Innenwände des ganzen Raumes. Der Gottesdienst, dem ich an einem Sonntage beiwohnte, ergriff offenbar die zahlreiche Schar der Andächtigen durch den feierlichen, den ganzen Raum erfüllenden Gesang eines vorzüglich geschulten vielstimmigen Chores von Männerstimmen. —

Noch eines Ausfluges will ich gedenken zu den sogenannten „Sperlingsbergen", von wo eine bezaubernde Aussicht sich bietet auf das Tal der Moskwa und die alte Zarenstadt, die wie Rom auf sieben Hügeln sich aufbaut. Gerade einhundertundein Jahre waren verflossen an dem Tage meines Besuches, seit Napoleon, an derselben Stelle

5. Die Erzengel Michaels-Kirche im Kreml

stehend, seinen ernsten Blick über die Stadt schweifen ließ. Nach schweren Kämpfen und furchtbaren Märschen hoffte der große Eroberer und Besieger Rußlands endlich in Moskau der Welt den Frieden diktieren zu können, nach seinem eigenen Willen. Er ahnte wohl nicht, daß in wenigen Tagen eine höhere Gewalt alle seine stolzen Pläne über den Haufen werfen werde. Schon am Abend desselben Tages begann die von der Bevölkerung verlassene Stadt zu brennen. Am folgenden Tage (15. Sept. 1812) war die ganze Stadt ein Feuermeer, in das der Eroberer finsteren Blickes starrte, wobei er erschüttert die Worte sprach: „Moskau, eine der schönsten und reichsten Städte der Welt, ist nicht mehr."

Nur der Kreml entging der allgemeinen Vernichtung und wurde durch den Nimbus eines gewaltigen Schicksals allen Russen noch heiliger. Wie weit heute noch, nach der gewaltigen inneren Umwälzung des russischen Reiches, der Kreml und das ganze heilige Moskau mit seinen wundervollen Kirchen in der Masse des russischen Volkes Verehrung genießen, ist schwer zu beurteilen.

Die Begegnung im Himmel / Von Botju Savoff

Aus dem Bulgarischen übertragen von Theodor Blank

Simo schaute wie von Sinnen. Diese Menge Menschen! Alle gingen sie hinauf. Und Simo ging mit ihnen. Doch seine Frau nicht, der Hund Beltscho nicht und die Eselin nicht.

„Hoho, Simo, du hast wohl schon vergessen, was du mit Wela getan hast! Sie ist schon vorüber und wartet auf dich dort . . ."

Der neben ihm, der das sagte, lächelte boshaft.

„Ach!" erinnerte sich Simo. Er hatte sie heute auf dem Felde hart geschlagen. Sie stürzte nieder, bedeckte die Augen mit den Händen und weinte wie ein Kind . . . Und dann ging sie allein fort . . . War das heute gewesen oder vor einem Jahre? „Die Arme . . . Jetzt werde ich sie sehen . . . Wenn ich sie nur sehe . . .!" flüsterte er.

Aber was sind das für Leute?" fragte Simo den Unbekannten, der neben ihm ging. Und allmählich merkte er, was das „dort" hieß, wohin alle gingen. „So schlimm ist's nicht — früh oder spät kommst du doch dahin . . ." dachte sich Simo. „Aber ich bin ein rechter Sünder. Ich komme in die Hölle. Ich werde Wela nicht sehen."

Und immer weiter stiegen sie zwischen den Sternen hindurch empor, wie Kraniche, die fortziehen.

Sie näherten sich dem Himmelstore. Das war von Wolken umgeben. Der Menschenstrom teilte sich. Die einen bogen zum weißen Engel ab, die andern zum schwarzen. Simo ging auf den weißen zu.

„Simo Sameff!"

„Ich!" meldete sich Simo und hielt inne.

„Dein Weg führt zur Hölle!" sprach der schwarze Engel und hob sein feuriges Schwert.

„Das kann nicht sein . . .! Daß es nicht ein anderer Simo ist . . .? Was soll ich Schlimmes getan haben? Habe ich einen Menschen getötet?"

„Du hast Wela geschlagen! Du hast deine Liebe getötet! Du bist mein!"

„Dein? Was?" fuhr Simo auf. Doch er erinnerte sich, wo er war, und dämpfte seine Stimme: „So ist's — ich bin ein sündiger Mensch. Aber kann ich sie nicht sehen, Wela, meine Frau . . .? Wir haben uns gestritten . . . das drückt mich . . ."

Der schwarze Engel kicherte.

Der weiße Engel nahm Simo bei der Hand und führte ihn einen hellen, breiten Weg. Sie langten an. Vor ihnen schimmerte diamanten ein großes Tor. Der Engel hob die Hand. Das Tor öffnete sich langsam. Simo sah am Tore Sankt Peter mit dem goldenen Schlüssel stehen. Sankt Peter sah Simo nicht zornig an. Doch Simo schloß die Augen, so hell war es. Als er wieder aufsah, sagte der Engel zu ihm:

„Simo, sündiger Knecht Gottes, geh! Such deine Gefährtin im himmlischen Reiche!"

Der Engel deutete mit der Hand auf Gottes Paradies. So weit die Augen schauten, sah Simo ein Meer von Licht. Er sah Gärten mit weißen und blauen Blumen. Er sah wundersame Bäume mit hängenden Zweigen, die betenden Greisen glichen. Er sah kleine Büsche, die ihre Zweige dem Licht entgegenstreckten wie Kinder, die etwas suchen. Alles sang: die Blumen und Bäume und der Lichtschein. Es sangen auch die Engel, die durch die Gärten schwebten. Es sangen die Seelen der Unschuldigen, die wie Schatten durch die Blumen glitten. Simo trat ins Paradies. An einem Baume, der mit blauen Blüten bedeckt war, rief ihn jemand an. Simo blieb stehen.

„Simo! Simo!"

„Eh . . . Wo bist du, ich sehe dich nicht . . ."

„Simo, ich bin es, die alte, lahme Stanka. Ich wohnte am Ende des Dorfes, allein, ganz allein. Aber es gab gute Menschen, die mich nicht verließen . . . Deine Wela half mir. Und du sagtest manchesmal: ‚Stanka, Wela hat dir Brot geschickt, einen warmen Laib; hast du ihn bekommen? . . . Nimm ihn! . . . Gott der Herr duldet unsereins auf der Erde nur wegen euch guten Alten . . .' Gott vergelt's dir, Simo! . . . Simo, komm her unter den Baum, daß ich dich sehe!"

Simo erblickte eine alte Frau, die war so schön wie eine Heilige.

„Ich hab dich nicht gesehen, Simo; meine Enkelin hat dich gesehen und es mir gesagt."

„Simo!" meldete sich ihre Enkelin Gena. „Suchst du Wela? Wir waren eben zusammen beim lieben Heiland. Ich habe sie hingeführt. Sie wolle zu dir zurück, Simo; sie habe dich gern, sagte sie zu Jesus."

„Sie hat mich gern, so? . . . Mich gern? . . . Ich habe sie geschlagen," dachte er bei sich, „und trotzdem: Sie hat mich gern! . . . Gott, was hab ich Gutes getan, daß er mir eine solche Frau gab?"

„Was brummst du da, Simo?" fragte die kleine Gena.

„Ich hab mich verirrt und weiß nicht, wo ich Wela suchen soll."

„Weiter dort hinaus, Simo! Geh immer geradeaus! Hörst du? Dort wirst du Jesus finden, der alle liebt. Dorthin kommen seine Gäste von der Erde . . . ‚Gena,' sagte Jesus, ‚du warst ein gutes, gehorsames Kind. Morgen schicke ich dir ein Sonnenkleid mit weißen Flügeln. Und du, Wela, bleibst bei mir und erzählst mir von deinem Kummer! Ich werde dir die Tränen trocknen und dir dein Glück wiedergeben. Du liebtest mich und vergaltest niemals Böses mit Bösem.' . . . Geh, Simo, geh! Er ist dort, Jesus ist dort!"

Simo blickte zum Baume mit den Blüten und ging weiter. Da erblickte er Jesus. Eine helle Wolke umgab ihn. Eine junge Frau hielt den Kopf über ihn geneigt.

„Was ist das für ein Lichtschein?"

„Simo, schau besser!" sagte ein Engel.

Simo starrte.

„Mein Gott! Wela! . . ."

Wela hob die Augen. Sie streckte die Arme nach Simo aus.

„Simo!"

„Komm, Simo!" sagte Jesus.

Simo sah an seinen Kleidern hinunter: Die waren staubig von der Arbeit.

„Ich schäme mich, Jesus."

Jesus wartete auf ihn, demütig und freundlich.

Der Engel führte ihn zu Jesus.

Wela sah Simo an. Der stand wie vorm Gerichte. Sie sah die ruhigen Lippen Jesu an.

„Schau, Simo," sagte Wela, „hier ist's schön . . .!"

Simo blickte auf, schaute umher. Er sah in Licht getauchte Fluren. Jede Ähre war eine Saite, die sang. Und er dachte an ihren Acker, an den Birnbaum darinnen, an die Heckenrosen am Raine.

„Schön ist's hier, Wela," sagte Simo, „aber denk einmal an unseren Acker! Könnten wir noch einmal zurück, wir wüßten schon . . . Dumm bin ich gewesen, hab dich geschlagen . . . Du ließest die Ähren fallen, . . . das hieß doch Brot auf die Erde werfen." — „Jesus," sagte Simo

Beim Garbenlegen

Getreide-Ernte in der Mark

Feierlicher Erntefestzug in Ungarn

Rast im Kornfeld

Erntearbeiter in Schweden

Nach getaner Arbeit

dann traurig, „du siehst, wir sind einfache Menschen . . . wir sündigen aus Dummheit . . . blinde Menschen . . .“

„Simo, Knecht Gottes, sieh mich an! In meinem Lichte werden auch die Blinden sehend. Der Zorn verblendete dich, und du sündigtest vor deiner Liebe.“

„Ich stolperte im Brombeergesträuch, Jesus, und fiel“, verteidigte ihn Wela.

Jesus lächelte sanft.

„Wela, deine Liebe rettet Simo. Die Liebe ist das ewige Leben. Was du für Simo wünschst, ich will es dir gewähren.“

Wela wußte nicht, was wünschen.

„Simo soll es sagen! Er ist der Mann. Ich will dasselbe.“ Sie sagte es demütig und mit sanfter Stimme.

Jesus lächelte gütig: „So sag' du es, Simo!“

„Schön ist's hier, Jesus“, sprach Simo leise. „So hell, so rein, so schöne Engelslieder. Aber gib uns wieder unseren Acker . . .! Die Liebe und das ewige Leben gib uns dort! Daß Wela und ich zusammen wieder am Raine sitzen. Daß wir wieder hören, wie in der Frühe der Kuckuck ruft. Daß wir am tauigen Morgen lauschen, wie die Sonne die Felder weckt. Daß wir den Duft des Thymians riechen. Daß wir dem Winde zuhorchen. Und daß wir auf die Ernte harren, auf deine Hand harren, daß sie unsere Mühe segne.“

„Jesus, schön ist unser Acker“, sagte Wela. „Von ihm kann man den Rauch unseres Kamines im Dorfe sehen . . .“

Jesus deutete mit den Händen auf die beiden. Der Engel nahm Wela und Simo und flog mit ihnen hinunter zur Erde.

*

Simo erwachte. Er lag zwischen den Garben, so wie er am vorigen Abend eingeschlafen war. Es dämmerte. Die Morgenröte kam; er sah seinen Acker, den Birnbaum, die Brombeersträucher, die Ochsen . . . Und Wela? Er fuhr zusammen. Wahrscheinlich hatte er sie getötet! War es so? Es wurde ihm dunkel vor den Augen. Er stand auf und rannte zum Dorfe.

Er lief quer durch die Felder, eilte zu ihrem Hof. Jetzt leise, daß man nichts merkt! Er sah den Hund Beltscho. Die Eselin schlummerte unterm Dache. Doch Wela? Wela . . . Jesus! Er trat ins Haus. Wela schlief noch.

„Wela!“

Sie öffnete die Augen, horchte, wartete.

„Nun, ist's vorüber?“ sagte Wela und drehte sich auf die andere Seite.

„Ja, es ist vorüber . . . so schlimm war das nicht . . . Steh auf!“

Wela sah ihn lächelnd an.

„Simo, du bist wie ein Kind.“

„Ist das so schlimm? Jesus liebte am meisten die Kinder.“

Und er umarmte sie und zog sie empor.

Wela bereitete das Essen für die Schnitter. Sie luden die Eselin auf. Dann gingen sie beide. Hinter ihnen, auf dem von grünen Dornbuschen und blauen Glockenblumen umsäumten Wege, trabte Beltscho her. Sie kamen zum Acker. Wela begann zu hinken. Die Schnitter waren schon bei der Arbeit. Die beiden sahen sich an und lächelten. Doch Simo sah jetzt, daß Wela hinkte, und fragte betrübt:

„Wela, du hinkst ja!“

„Ich stolperte gestern im Brombeergesträuch und renkte mir den Fuß aus.“

Simo konnte sich vor Freude nicht fassen. Dann bückte er sich, hob sie auf und trug sie mitten unter die Schnitter. Da erhob sich froher Lärm.

„Oho, Wela!“ riefen die Schnitterinnen, die Sicheln schwingend.

Wela wich, erfreut und beschämt zugleich, zurück.

„Daß sie dir lange erhalten bleibe, Simo!“ riefen alle im Kreise.

Albrecht Dürer: Der verlorene Sohn

*

Ruhe trat ein. Man hörte leise die Ähren rauschen. Aufrecht neben dem Acker stehend, schaute Simo auf die Garben, schaute auf die Schnitter. Die gesegnete Arbeit auf der Erde schien ihm jetzt schöner als das Paradies von gestern. Und als er langsam zu den hohen Ähren schritt, die, wie er die Sichel näherte, leicht schaukelten und gen Himmel sangen, hob er die Augen und rief leise:

„Schön ist Deine Welt, o Gott!“

Und er bekreuzigte sich andächtig.

Alle blickten sich nach ihm um. Und er bückte sich und begann einige gefallene Ähren aufzulesen: daß sie ihn nicht für von Sinnen hielten.

Zum Nachdenken

Wir sind töricht, unverzeihlich töricht, wenn wir von der Überlegenheit des einen Geschlechts über das andere reden, als ob sie in denselben Dingen verglichen werden könnten. Jedes hat das, was das andere nicht hat; jedes ergänzt das andere und wird durch das andere ergänzt; sie sind sich in nichts gleich, und das Glück und die Vollkommenheit beider hängen davon ab, daß jedes von dem andern fordert und erhält, was nur das andere geben kann. Ruskin.

*

Wenn die Liebe zwei Wesen zu einer heiligen Engelseinheit verbunden und verschmolzen hat, ist für sie das Geheimnis des Lebens gefunden; sie sind nur noch die beiden Endpunkte eines und desselben Geschickes, nur noch die zwei Flügel eines Geistes. Victor Hugo.

Die Madonna mit der Birne

Ritter, Tod und Teufel

Wie Meister Albrecht Dürer seiner Eltern gedenkt

Für das edle Menschentum des großen Nürnberger Malers, dessen 400. Todestag in diesem Jahre von der ganzen kunstliebenden Welt gefeiert wurde, zeugen am besten die ergreifenden Worte, die er als reifer Mann und hochberühmter Künstler seinem Vater und seiner Mutter nach ihrem Tode gewidmet hat. Was uns hier Albrecht Dürer, den man als einen der größten Deutschen verehrt, über die elterliche Tugendhaftigkeit und Erziehungsweisheit berichtet, enthüllt nicht nur die geistigen Grundlagen seines eigenen Lebens und Schaffens, sondern zugleich die Grundlagen der ganzen christlichen deutschen Kultur der letzten tausend Jahre. Wir entnehmen Dürers Aufzeichnungen über seine Eltern und die nebenstehenden Bilder dem schönen, glänzend illustrierten Buche „Albrecht Dürer" von Kurt Pfister (Amalthea-Verlag, Wien 1928).

Albrecht Dürer: Hieronymus im Gehäuse

Über seinen Vater schreibt Albrecht Dürer im Jahre 1524 in der Familienchronik: „Item dieser obgemeldt Albrecht Dürer der älter hat sein Leben mit großer Mühe und schwerer, harter Arbeit zugebracht und von nichten anders Nahrung gehabt, dann was er vor sich, sein Weib und Kind mit seiner Hand gewunnen hat. Darum hat er gar wenig gehabt. Er hat auch mancherlei Betrübung, Anfechtung und Widerwärtigkeit gehabt. Er hat auch von männiglich, die ihn gekannt haben, ein gut Lob gehabt. Dann er hielt ein ehrbar christlich Leben, war ein geduldig Mann und sanftmütig, gegen jedermann friedsam, und er war sehr dankbar gegen Gott. Er hat sich auch nicht viel Gesellschaft und weltlicher Freud gebraucht, er war auch weniger Wort und war ein gottesfürchtig Mann. Dieser mein lieber Vater hatt großen Fleiß auf seine Kinder, die auf die Ehre Gottes zu ziehen. Dann sein höchst Begehren

Albrecht Dürer: Der hl. Antonius

war, daß er sein Kinder mit Zucht wohl aufbrächte, damit sie vor Gott und den Menschen angenehm würden. Dorum war sein täglich Sprach zu uns, daß wir Gott lieb sollten haben und treulich gegen unsern Nächsten handeln . . . Und da er den Tod vor seinen Augen sahe, gab er sich willig drein mit großer Geduld und befahl mir mein Mutter, und befahl uns göttlich zu leben. Er empfing auch die heilgen Sakrament und verschied christlich im Jahr 1502 nach Mitternacht vor Sankt Matthäusabend (20. Sept.), dem Gott gnädig und barmherzig sei."

Von der Mutter schreibt Dürer im Gedenkbuch:

„Sie hätt allweg mein und meiner Brüder groß Sorg vor Sünden, und ich ging aus oder ein, so war allweg ihr Sprichwort: Geh in dem Namen Christo! Und sie täte uns mit hohem Fleiß stetiglich heilige Vermahnung, hätt allweg groß Sorg für unser Seel. Und ihre gute Werk und Barmherzigkeit, die sie gegen jedermann erzeigt hat, kann ich nit genugsam anzeigen und ihr gut Lob. Diese meine frumme Mutter hat achzehn Kind tragen und erzogen, hat oft die Pestilenz gehabt, viel ander schwerer merklicher Krankheit, hat große Armut gelitten, Verspottung, Verachtung, höhnische Wort, Schrecken und große Widerwärtigkeit, dennoch ist sie nie rochselig (rachsüchtig) gewest."

Über die Umstände ihres Sterbens schreibt Dürer, von Schmerz überwältigt:

„Nun sollt ihr wissen, daß im Jahr 1513 an einem Erchtag (Dienstag) vor der Kreuzwochen mein arme elende Mutter, die ich zwei Johr nach meines Vaters Tod zu mir nahm, die do ganz arm war, in mein Pfleg, nachdem sie neun Johr war bei mir gewest, an eim Morgen fruh jählings also tödlich krank ward, daß wir die Kammer aufbrachen, dann wir sunst, so sie nit auf kunt tan, nit zu ihr kunnten. Also trugen wir sie herab in ein Stuben, und man gab ihr beede Sakrament. Dann alle Welt meinte, sie müsse sterben. Dann sie hätt kein gesunde Zeit nie nach meines Vaters Tod. Und ihr meister Gebrauch war viel in der Kirchen, und strofet mich allweg fleißig, wo ich nit wohl handlet . . . Über ein Jahr war der 17. Tag im Maien 1514, zwu Stund vor Nacht, ist mein frumme Mutter Barbara Dürerin verschieden christlich mit allen Sakramenten, aus päpstlichem Gewalt von Pein und Schuld geabsolvirt. Sie hat mir och vorher ihren Segen geben und den gottlichen Fried gewünscht mit viel schöner Lehr, auf daß ich mich vor Sünden sollt hüten. Sie begehrt auch vor zu trinken Sant Johanns Segen, als sie dann tät. Und sie forcht den Tod hart, aber sie saget, für Gott zu kummen fürchtet sie sich nit. Sie ist auch hart gestorben und ich merkt, daß sie etwas Grausams sah. Dann sie fordret das Weihwasser. Und ich sah auch, wie ihr der Tod zween groß Stoß ans Herz gab, und wie sie Mund und Augen zutät und verschied mit Schmerzen. Ich betet ihr vor. Davon hab ich solchen Schmerzen gehabt, daß ichs nit aussprechen kann. Gott sei ihr gnädig!

Albrecht Dürer: Die apokalyptischen Reiter

Im Zauberbann der Todesstrahlen

Zukunfts-Roman von Otfrid v. Hanstein

Fortsetzung

An diesem Nachmittag ist etwas geschehen, was sonst noch niemals vorkam. Wir haben hier eine Gruppe von fünfzig chinesischen Arbeitern, die besonders unter Stobitzers Befehl stehen. Diese Leute haben mir nie recht gefallen, und ich habe öfters Veranlassung gehabt, sie zu tadeln. Heute mußte es wieder geschehen, und da sah ich feindlich drohende Blicke und geballte Fäuste.

Wollten diese Leute widersetzlich werden? Ich habe ihnen zum ersten Male einen festen Willen gezeigt. Sie haben

Albrecht Dürer: Die Flucht nach Ägypten

sich gebeugt, sie haben kein Wort geantwortet und sind davongeschlichen, aber ich weiß, daß sie innerlich meine Feinde sind.

— — — — — — — — — —

Es ist Nacht.

Ich bin müde und möchte eigentlich schlafen; der Tag war sehr schwer für mich. Aber ich fühle in mir eine Unruhe. Kommt es von den Arbeitern, oder von dem spöttischen Lächeln um Stobitzers Mund? Ich trete noch einmal aus meinem Hause. Es ist alles totenstille, und ich sehe bis zur Kameltreiberherberge die Straße entlang. Auch diese scheint vollkommen dunkel, aber der Wirt steht in der Tür.

Es ist Jacques, unser früherer Diener, der mir immer noch vom ersten Tage her eine besondere Anhänglichkeit beweist. Er sieht mich an, legt den Finger auf den Mund und winkt mit dem Kopf, daß ich nähertreten sollte. Dann flüstert er mir zu:

„Ich wollte Sie schon holen."

„Was ist?"

„Ich weiß nicht, ich verstehe die Männer so schlecht."

Ich gehe durch einen dunklen Gang hinter ihm her. Ich habe immer einen Revolver bei mir und halte ihn jetzt entsichert in der Tasche.

Der Wirt führt mich in sein Wohnzimmer, das dunkel ist und dicht hinter der Gaststube liegt. Ich presse mich an die Öffnung eines Schiebefensters.

Albrecht Dürer: Der hl. Eustachius

Im Saal sind Stobitzer, Helding, Kurzmüller und die fünfzig Arbeiter. Sie scheinen gerade aufbrechen zu wollen und ich höre Stobitzers Stimme.

„Wir müssen uns beeilen. Sind die drei Loren zusammengekuppelt?"

„Jawohl."

„Sind Akkumulatoren darin?"

„Ja."

„Wir müssen noch in der Nacht den Mount Russel erreichen."

„Werden wir durch die Starkstromwand kommen?"

„Das ist unsere Sache. Wir nehmen das gefüllte Gefäß und so viel wir sonst fortschaffen können. Dann schnell über die Grenze. Morgen früh wird ein Luftschiff erwartet und deswegen um neun Uhr die Stromwand geöffnet; zu derselben Zeit müssen wir durch die Grenze."

„Sie bürgen, daß keine Gefahr ist?"

„Unsinn, der Herr Juniorchef schläft."

„Und die Belohnung?"

„Wie verabredet; wir bringen den Australiern Millionen, wir können auch Millionen fordern."

„Dann schnell!"

Sie hasten den Ausgängen zu; ich zwinge mich zur Ruhe, wäre am liebsten vorgesprungen, aber das wäre zwecklos gewesen. Ich sah es ihren geldgierigen Gesichtern an: Sie hätten mich einfach niedergeschlagen, und dann war alles verloren.

„Schnell zur Zentrale."

„Warten Sie einen Augenblick, bis sie fort sind; es hat keinen Zweck, sich totschlagen zu lassen."

Mir fliegt ein Gedanke durch den Kopf.

An diesem Abend hat Morawetz nicht aus Lady Edith Lagoon telephoniert. Ich frage den Wirt.

„Haben Sie Oberingenieur Morawetz gesehen?"

„Gewiß, vor drei Stunden."

„Sie haben ihn hier gesehen?"

„Er kam mit Herrn Stobitzer zusammen und ist dann gegangen."

„Wohin?"

„In der Richtung zur Flugzeugstation."

Wir sind jetzt draußen; alles ist still, die drei Loren bereits abgefahren. Ich renne, was ich kann, den Weg zur Zentrale hinauf.

Achtes Kapitel.

Ich war vollständig außer Atem, als ich das Wellblechhaus erreichte.

Jetzt zum ersten Male ärgerte ich mich über unsere mechanischen Diener.

Ich drückte die Hebel, um den Wagen herbeizurufen, und wußte, daß drei Minuten vergingen, bis er kam und dann wieder zwei Minuten, bis er mit mir in die Tiefe zurückfuhr.

Das war natürlich ein Unsinn. Selbst wenn es mir möglich gewesen wäre, die Falltür zu heben, die Treppe hinunter zu laufen. Im schnellsten Rennen wäre ich sicher nicht früher angekommen, als der Wagen mich brachte.

Der Pfiff ertönte. Der Wagen kam, ich sprang hinein und zählte die Sekunden. Endlich war ich in der großen Maschinengrotte.

Hollborn hatte seinen abendlichen Rundgang beendet, prüfte noch einmal das Schaltbrett und steckte sich eine Zigarre an.

Als ich jetzt so erhitzt hineinstürmte, sah er mich verwundert an.

„Was ist?"

„Eine Verschwörung."

„Von wem?"

„Die fünfzig chinesischen Arbeiter —"

Hollborn zuckte gleichmütig die Achseln.

„Stobitzer, Helding und Kurzmüller sind mit ihnen im Bunde. Durch Zufall habe ich eben belauscht, wie sie sich verabredeten. Sie sind nach dem Mount Russel unterwegs."

„Was heißt unterwegs?"

„Sie haben drei Loren aneinandergekuppelt."

Hollborn lächelte grimmig.

„Das können wir ihnen ja unterbinden."

Er drehte einen Hebel.

„Jetzt ist die Bahn stromlos."

„Sie haben die gestern erst gefüllten Akkumulatoren; nehmen Sie die Sache nicht zu leicht. Die drei Ingenieure wissen genau Bescheid. Mir scheint die Sache von langer Hand vorbereitet."

„Was wollen sie denn?"

Ich war verzweifelt, daß der Amerikaner nicht aus seiner Ruhe kam.

„Sehr einfach, das Radium stehlen."

Wieder zuckte Hollborn die Achseln.

„Selbst das wäre nicht allzu schlimm, denn wir haben ja mehr. — Sie wissen ebensogut wie ich, daß es ganz unmöglich ist, durch den Stromkreis der Rindell-Matthews-Strahlen zu dringen, die den Berg mit einer sicheren Mauer umgeben. Ich glaube nicht, daß einer der Herren Ingenieure so dumm ist, das zu versuchen. Und wenn — es tut mir ja leid um die Menschen, aber wenn sie selbst in ihr eigenes Verderben rennen."

„Wenn aber die Strahlen abgestellt werden?"

„Ausgeschlossen, ist gar nicht möglich; es ist doch niemand bei der Maschine, die automatisch arbeitet. Glauben Sie, die Maschine ließe sich bestechen oder vielleicht durch freundliche Zurufe bestimmen?

Sie wissen ganz genau, daß es nur eine einzige Möglichkeit gibt, die Maschine abzustellen: den unterirdischen Draht, der bis an die Sodaquelle führt. Aber von denen kennt niemand die verborgene kleine Höhle, in der der Draht liegt, und wenn sie selbst die Höhle fänden, den Schalter des Drahtes, der so dicht unter den Stachelbirnen liegt, entdecken sie gewiß nicht."

„Oberingenieur Morawetz kennt ihn."

„Morawetz ist so treu wie Sie und ich. Im übrigen ist er in dieser Nacht gar nicht hier, sondern damit beschäftigt, am Carnegiesee, also ungefähr tausend Kilometer südlich von hier, das neue Werk einzurichten."

„Der Wirt Jacques hat den Oberingenieur Morawetz heute abend, ungefähr vor drei Stunden, noch hier gesehen. Er war unten in der Stadt."

„Das werden wir gleich haben."

Wir gingen in den anderen Raum, und Hollborn ließ sich die Telephonzentrale geben.

„Carnegiesee dringend."

„Sofort."

„Bitte Oberingenieur Morawetz."

Ich hatte den zweiten Hörer ergriffen und konnte die Antwort verfolgen.

„Oberingenieur Morawetz ist seit drei Tagen nicht hier. Ingenieur Weber hat seine Vertretung, wünschen Sie ihn?"

„Danke."

Jetzt zum ersten Male wurde auch Hollborn besorgt.

„Morawetz hat seinen Posten verlassen, ohne es uns zu melden?"

„Morawetz ist Stobitzers bester Freund."

„Wo ist Morawetz gewesen?"

„Unten in der Stadt, in der Nähe des Flugplatzes."

Hollborn ließ sich mit dem Flugplatz verbinden.

„War Oberingenieur Morawetz dort?"

„Hat vor zwei Stunden mit Flugzeug 237 Flugplatz verlassen, steuert selbst."

„Wohin gefahren?"

„Carnegiesee."

„Nun also."

„Ich bin überzeugt, er ist nach dem Mount Russel."

„Mensch, Sie machen mich selbst unruhig."

Wieder telephonische Verbindung mit dem Flugplatz.

„Sofort Schnellflugzeug bereit machen, zur Zentrale senden!"

Wir gingen erregt auf und nieder, dann eilte Hollborn wieder zum Fernsprecher.

„Wachtposten Lady Edyth Lagoon."

„Jawohl."

„Sofort Nachricht, wenn Flugzeug sichtet."

„Soeben Flugzeug 237 passiert."

Schloß Hohenschwangau und Neuschwanstein mit Alpsee und Schwansee

„Richtung?“

„Mount Russel.“

„Verdammt, Sie haben recht.“

Der Pfiff meldete den Wagen. Wir fanden oben das Flugzeug. Wir standen einen Augenblick zögernd.

„Ein seltsames Ereignis. Zum erstenmal kommen mir Zweifel, ob ich das Kraftwerk allein lassen kann. Meuterei bei uns? Unglaublich! Wenn sie — das Kraftwerk zerstörten? —“

„Soll ich hier bleiben?“

„Ich möchte Sie mitnehmen — ich möchte nicht allein die Verantwortung tragen.“

„Ich glaube auch nicht, daß jetzt dem Kraftwerk Gefahr droht. Die Menschen sind wild nach dem Radium. Ich glaube, sie denken in diesem Augenblick an nichts anderes.“

Hollborn machte sich an den Schaltern zu schaffen, schraubte einige ab, stellte andere Verbindungen her.

„Leicht kommen sie nicht hinein. Ich habe die Drähte anders verbunden. Jetzt ist es unmöglich, den Wagen herbeizurufen, und wer die Schalter berührt, erhält Starkstrom. Hoffentlich kommt nicht in unserer Abwesenheit der Chef.“

„Wir müssen ihn warnen.“

„Auch das ist unmöglich — wir müssen es wagen. Sollte er kommen, wird er sehen, daß der Schalter verändert ist.“

— — — — — — — — — —

Wir sausten durch die Nacht. Das Schnellflugzeug gab mehr als dreihundert Kilometer her, obgleich der Wind uns entgegenstand.

Stumm saßen wir nebeneinander; hätten auch kaum reden können, so laut ratterten die Motore.

Hollborn steuerte.

— — — — — — — — — —

Mitternacht! Wir sehen den Mount Russel vor uns. Genau wie immer hebt sich seine Silhouette vom Nachthimmel ab. Dieser merkwürdige Zuckerhut, der auf dem runden Unterbau einer Ziegelei zu sitzen scheint. Aber wir sehen am Fuß des Berges Lichter aufflammen. Nicht etwa Fackeln oder brennende Holzstöße, wie sie die Eingeborenen haben, sondern elektrische Laternen. Menschen laufen mit ihnen auf und nieder; wir sehen eine Schlange solcher elektrischer Glühfunken am Berghang emporsteigen.

Wir gleiten rasch völlig hernieder.

Auch Hollborn ist voller Erregung.

„Jetzt muß es sich entscheiden. Jetzt sind sie ganz dicht an dem Strahlengürtel — wenn sie —“

Er konnte nicht aussprechen. Ein furchtbarer Knall ertönte, der Felskegel schien plötzlich zum feuerspeienden Berge geworden. Funken und Flammen, viele, viele Meter lange Stichflammen schossen nach allen Seiten aus dem Berge heraus, unser Flugzeug krachte und barst in allen Fugen, wurde zur Erde niedergepreßt, und wir lagen unter ihm und schützten unwillkürlich unser Gesicht mit den Händen. Die ganze Hölle schien um uns losgelassen.

Es war, als seien wir im Mittelpunkt eines furchtbaren Granatenfeuers, gleichzeitig erschütterte ein Erdbeben den Boden unter uns, und Gewitter schienen in der Luft sich zu entladen.

— — — — — — — — — —

Ich taumelte auf, meine Glieder schmerzten, ich hatte das Gefühl, als sei mein ganzer Körper von glühenden Sandkörnern übergossen.

Hollborn saß neben mir, machte gleichfalls entsetzte Augen.

Der Mond schien hell und voll; ich sah, daß er fast nackt war und daß sein Gesicht, seine Arme und seine Brust von unzähligen schwarzen Punkten übersät waren.

Hollborn faßte meine Hand.

„Der Mount Russel ist verschwunden.“

Jetzt erst hatte ich mich soweit gesammelt, daß ich klar wußte, wo wir waren, und daß ich meine Augen auf den Berg richten konnte.

Mister Hollborn hatte recht.

Zwar der untere, breit ausladende Teil des Berges schien noch zu stehen, aber der spitze Kegel war vollkommen verschwunden.

„Wie ist das denkbar?“

„In den Fuß des spitzen Kegels war die riesenhafte Umformstation eingebaut, die den Starkstrom zur Erzeugung der Rindell-Matthews-Strahlen, der von der Zentrale hierhergeleitet wird, zu den Apparaten umleitet.“

„Ich weiß.“

„Morawetz hat den Strom abstellen wollen, und dabei ist die ganze Maschinenanlage explodiert.“

Hollborn sagte das in einem so energischen Ton, wie der Mensch eine Behauptung ausspricht, an die er eigentlich selbst nicht glaubt.

Ich stehe langsam auf und gehe auf ihn zu.

„Wie kann die Maschine explodieren? Wie kann eine solche Explosion eintreten, daß der ganze Berg in tausend Stücke zerspringt und in die Luft fliegt?“

Hollborn nickte.

„Ganz unglaublich. Da gibt es nur eine Erklärung.“

„Welche?“

„Wir sind wieder einmal Kinder gewesen, die sich nur mit dem Nächsten begnügen. Freilich war es diesmal vielleicht unser Glück. Wir haben gar nichts getan und gar nichts erforscht. Wir sind ganz einfach zufrieden und glücklich mit dem alten Bergwerk gewesen und haben mit beiden Händen das Radium ergriffen, das unsere wahrscheinlich viel klügeren Vorfahren vor vielleicht zehntausend Jahren uns übrig gelassen, und haben uns gar nicht den Kopf zerbrochen, was etwa jener obere Kegel enthielt.“

„Vielleicht lag das ganze Riesenmeteor durch Zufall auf dem Krater eines Vulkans, und ein anderer Zufall hat diesen Vulkan eben jetzt zum Ausbruch veranlaßt?“

Hollborn schüttelte den Kopf.

„Im Inneren Australiens sind keine Vulkane. Diese umgeben in breitem Gürtel auf den Inseln das Festland. Wahrscheinlich ist dieser ganze, seltsame Kegel entweder mit Gas oder mit einer vielleicht uns noch unbekannten außerordentlich starkwirkenden Sprengstoffmasse erfüllt gewesen.“

„Dann ging uns vielleicht eine große Entdeckung verloren.“

„Um eine Entdeckung, die nur der Zerstörung dienen kann, ist es nicht schade. So wird es sein. Als Morawetz, der immerhin diese Maschine noch nicht bedient hatte, versuchte, den gewaltigen Starkstrom vermittelst des Schalters bei der Sodaquelle abzustellen, sind wahrscheinlich innen bei den Apparaten gewaltige Funken übergesprungen. Es ist denkbar, daß durch die Erdbeben, die wir in den letzten Tagen verspürt haben, der Berggipfel Risse bekommen hat. War er wirklich ein gigantischer, mit Explosivstoffen und Gasen gefüllter Hohlraum, dann war es denkbar, daß von diesen Gasen auch die Maschinengrotte erfüllt war und der Funke jetzt zündend wirkte.“

Ich antwortete in überzeugtem Ton:

„Der Berg war bestimmt mit Gasen und Explosivstoffen gefüllt. Die Stichflammen zuckten ja nach allen Seiten aus demselben heraus.“

Hollborn faßte meine beiden Hände. Wieder einmal zeigte sich das warme Herz, das in ihm lebte.

„Wissen Sie, was das einzige und wirkliche Wunder ist, das in dieser Nacht geschah?"

Ich verstand ihn und nickte:

„Daß der Himmel uns beiden das Leben geschenkt hat."

Hollborn lächelte etwas wehmütig.

„Das brave Flugzeug war treu bis zum Tode. Nur seinen großen elastischen Tragflächen, die uns bedeckten, verdanken wir es, daß wir den Luftdruck ertragen konnten. Und ein Zufall war es, daß uns der Steinregen verschonte."

„Aber die anderen?"

„Lassen Sie uns nicht daran denken. Sie haben furchtbar gebüßt. Es ist vollkommen ausgeschlossen, daß einer von ihnen lebt. Sehen Sie dort, wo vorhin die Lichter glänzten, haben jetzt die niedergebrochenen Trümmer des Berges einen neuen Hügel geschaffen."

Wir stiegen langsam diesen Hügel hinan.

Auch die Form des unteren Berges war durch ihn vollständig verändert. Der Wald war verschüttet, und traurig ragten mit grauem Staub überdeckte Baumgipfel aus dem Geröll.

— — — — — — — — — — —

Wir standen jetzt dort, wo es in den kleinen Garten hineinging. In diesen wundervollen Garten, der unter dem Einfluß des Radiums so paradiesisch gegrünt und geblüht hat. Auch hier war ein Wunder geschehen. Vielleicht hatte der Garten dem Umstande, daß er gar zu nahe neben dem Kegel stand, und daß die Explosion diesen zunächst nach oben riß, seine Rettung zu verdanken. Er war unversehrt und seine herrlichen Blumen blühten in alter Pracht.

Dagegen dort, wo die Sodaquelle gewesen, war jetzt ein tiefes Loch, das einem Granattrichter glich, und die Quelle war verschwunden.

Der Berg selbst bildete jetzt eine Art Krater.

„Mister Hollborn — es ist doch ein feuerspeiender Berg. Sehen Sie nicht, daß in jener Mulde, die wahrscheinlich den eigentlichen Krater birgt, rötliches Licht ist?"

„Wir wollen zurück."

Wir hasteten ein paar Schritte, dann blieben wir wie gebannt stehen. Was hätte auch eine Flucht genutzt? Eine Flucht mit unseren schwachen Füßen, wenn wirklich der Berg Feuer und Lava ausgeworfen hätte. Aber das war es nicht. Es war ein vollkommen überirdisches Schauspiel, das wir jetzt anstarrten, überwältigt von seiner Eigenart.

Mitten über der jetzt ebenen Fläche des Berges schwebte, vollständig von einem zauberhaften, rötlichen Lichte umgeben, ein großer zylindrischer Gegenstand, der jetzt langsam das eine etwas zugespitzte Ende nach oben drehte.

Jetzt faßte ich Hollborns Hand.

„Das ist das große Metallgefäß, in das wir die zwei Zentner Radium verpackt hatten, um sie in die Zentrale zu überführen. Es wird explodieren."

Hollborn wehrte ab, seine Stimme klang wie die eines Menschen, der von höchster Weihe ergriffen ist.

„Radium explodiert nicht."

Ich wunderte mich selbst, warum ich flüsterte, als ich jetzt fragte:

„Wie ist es möglich, daß der schwere Metallkörper mit dem schweren Radiuminhalt schwebt? Nein, es schwebt nicht, es steigt, und zwar immer schneller, in die Luft."

Hollborn war wie verzückt.

„Sieht es nicht, wie es jetzt ganz von dem rötlichen Schimmer umflossen ist, aus wie der heilige Gral?"

Dann legte er die Hand auf meine Schulter.

„Wieder eine Entdeckung, mein Lieber. Wissen Sie, was das dort ist?"

„Nein."

„Das ist die erste wirkliche Atherrakete, die allerdings nicht von Menschen gesendet, in das Weltall emporsteigt."

„Sie glauben?"

„Es ist gewiß, an sich sind Atherraketen ausführbar. Die einzige Schwierigkeit ist, in genügender Weise einen Betriebsstoff mitzunehmen, der andauernd aus der hinteren Öffnung der Rakete ausströmt, auch dort, wo kein Luftwiderstand mehr ist, gewissermaßen eine kleine künstliche Luftschicht bereitet und durch den gleichmäßigen Auspuff die Fortbewegung des Atherfahrzeuges ermöglicht. Alle bisherigen Stoffe, auch der Alkohol, sind ungeeignet. Nur allein eine große Menge Radium wäre der gegebene Triebstoff. Sie sehen es dort. Wir haben zufällig, weil wir es gerade hatten, ein Gefäß gewählt, das sich auf beiden Seiten zuspitzt. An der jetzt nach unten gerichteten Spitze ist die Öffnung. Hier tritt das Radium mit der Luft in Berührung. Es verflüchtet sich also langsam. Und dieser ganze ständige Strom, der den Metallkörper verläßt, treibt ihn vorwärts, wie Sie sehen, mit immer stärkerer Geschwindigkeit, wird ihn vorwärts treiben, bis über den Luftkreis der Erde hinaus und immer weiter in den unendlichen Weltraum.

Das ist die Atherrakete, aber leider ist sie uns nutzlos. Uns und der Menschheit, wenn auch vielleicht die Sternwarten in den nächsten Stunden ein seltsames, ihnen unerklärliches Meteor die Erde werden verlassen sehen."

„Und hätte jener Behälter bei der Explosion mit der Öffnung nach oben, statt nach unten gestanden?"

Hollborn zuckte die Achseln.

„Dann stünde er jedenfalls noch dort."

Wir blickten ergriffen dem wunderbaren Schauspiel zu. Das Meteor, das wir eigentlich geschaffen hatten, stieg immer schneller und immer heller leuchtend empor, dann sahen wir eine Flamme hoch in der Luft aufspringen, hörten ein zischendes Geräusch, irgend ein Körper, den wir bei der Schnelligkeit des Falles nicht zu erkennen vermochten, sauste durch die Luft und stürzte nicht weit von uns mitten in den blühenden Garten.

Wir dachten zuerst, das Meteor sei geplatzt, aber als wir emporschauten, sahen wir es jetzt schon so klein wie einen glühenden Punkt hoch über uns seine Bahn dahinziehen.

Nun rannten wir in den Garten. Hollborn schrie auf.

„Ein Flugzeug! Ein zur Erde gestürztes Flugzeug!"

Ich stand wie erstarrt, meine Knie bebten.

„Der Onkel?"

Wir rannten, so schnell wir konnten. Wir fanden einen Haufen qualmender, verbogener Trümmer. Die Kabine war bei dem Anprall auseinandergeschlagen. Innen brannte sie in hellen Flammen.

„Wo ist der Onkel?"

Hollborn schrie auf.

„Hier liegt er."

Mindestens zwanzig Schritt von dem Flugzeug entfernt, sahen wir den Körper meines Onkels liegen. Jedenfalls war bei dem Anprall die Kabine des Flugzeugs geborsten, vielleicht auch schon vorher in der Luft. Dadurch war wohl mein Onkel hinausgeschleudert und hier in ein unglaublich dichtes Gebüsch von Farnkräutern gefallen, die den Sturz abgeschwächt hatten.

Wir knieten bei ihm. Hollborn riß sein Hemd auf und preßte sein Ohr auf das Herz.

„Er lebt."

Sein Gesicht, das unter den Farnen verdeckt lag, war von wächserner Totenfarbe und mit Blut bedeckt. Ich selbst bebte von Angst um ihn.

(Fortsetzung folgt.)

Das Einfetten des Gesichts

Aufgießen des flüssigen Gipses

Gipsmasken Lebender

In den Totenmasken berühmter Männer und Frauen ist uns viel von dem Wesen dieser Menschen erhalten, was uns Photographien oder Gemälde wegen ihrer Flächenhaftigkeit nicht so plastisch veranschaulichen könnten. Dennoch hat man es immer als einen Mangel empfunden, daß die erhaltenen Gipsmasken bedeutender Persönlichkeiten eben von den toten und nicht von den lebenden Menschen abgenommen wurden und deshalb, wie in einzelnen Fällen mit Sicherheit nachgewiesen ist, bereits nicht mehr ganz dem lebenden Gesichtsausdruck entsprechen. Denn in zahlreichen Fällen verändert der Tod das Antlitz der Menschen merklich; allzu rasch nach dem Verscheiden legen sich Starrheit und Strenge in den Gesichtsausdruck, während die Angehörigen im Erinnerungsbild sich doch gerade die freundlichen, gütigen Züge des Lebenden erhalten möchten.

Überflüssige Gipsteile werden entfernt

Dies ermöglicht nun das durch nebenstehende Abbildungen veranschaulichte neue Verfahren des Berliner Gipsgießers Micheli, der auf originelle Weise zuerst das Gesicht einfettet, dann flüssigen Gips aufgießt, hierauf die Hohlform abnimmt und darnach die Maske selber anfertigt. Es kann sich also jede Person zu Lebzeiten ihr wirklichkeitsgetreues Nachbild formen lassen. Auch für die Schaffung von Büsten berühmter Zeitgenossen wird dieses Gipsabdruckverfahren Bedeutung gewinnen.

Das Abheben der Negativmaske

Die ausgegossene fertige Gipsmaske

Der wandernde Schrecken / Von Heinz O. Schönhoff

Wir kennen wohl plötzlich einsetzende verspätete Nachtfröste, Dürre, Hagelschlag und Überschwemmungen, die uns in kurzer Zeit um die Früchte monatelanger, mühseliger Garten- und Feldarbeit bringen können. Von einem aber sind wir verschont, wovor der Bewohner südlicher Breiten jeden Sommer aufs neue bangt: vor dem „wandernden Schrecken" der südlichen Steppenzonen — — den Heuschrecken.

Von solch einem Überfall gewaltiger Heuschreckenschwärme berichtet ein Augenzeuge aus dem nördlichen Uruguay: „Feierabend. Wir sitzen in der Nähe der Estancia; die Sonne steht noch am Himmel. Der Wind weht schwül — schon seit einer Woche — unentwegt aus Norden. Plötzlich ein Schatten, eine eigentümliche braun-grüne Wolke, welche die Sonne verdunkelt. Die Pferde und das Vieh werden unruhig und versuchen davonzurasen; nur mit Mühe können wir sie einpferchen oder in Ställe bringen. Die frei herumlaufenden Hunde, Katzen und Schweine drängen sich um das Haus zusammen und suchen sich zu verstecken. Größer und größer wächst die Wolke . . . immer näher heran. Ein alter Peon in der Nähe schüttelt den Kopf und sieht besorgt drein: „caramba! las langostas!" (Verdammt, die Heuschrecken!) Und da saust und zischt es auch schon heran, dicht wie Regentropfen; die Luft wird finster, ein einziges Schwirren und Rascheln rings — — — minutenlang . . . Dann ist alles rings mit einer 5 Zentimeter dicken, über- und durcheinander wimmelnden Schicht gepanzerter Insektenleiber von sechs bis acht Zentimeter Länge bedeckt . . . Alles: Boden und Dach, Gras und Strauch, die Bäume der Orangen- und Apfelsinenplantage, alles, alles. Überall nur ein gleichmäßiges Knistern und Rieseln, wie gleichmäßiger Landregen auf einem Dache: die ständig niederfallenden Blattreste und Exkremente der — mit unglaublicher Gefräßigkeit und Eile alles zernagenden Langostas. Alles Grün, ja selbst die jüngeren Triebe und Zweige der Bäume und Sträucher waren später abgenagt, selbst deren Rinde bis auf das junge Holz, ebenso die schon vorhandenen Früchte bis auf Stiel und Kern. — Bald war hier nichts mehr zu vertilgen, der Schwarm stand nach und nach auf und ließ sich vom Winde treiben. Die Maisfelder mußten nun daran glauben. Was konnten wir wenigen Menschen dagegen tun, gegen diese ungeheure Menge, welche jeder Vernichtungsmaßnahme einfach spottete?!

Zwei Tage später — — eine neue Hiobspost: die Salteras kommen! Ein ungeheures wanderndes Heer, zirka vier Kilometer breit und drei Kilometer lang, so kriecht und hüpft es gegen unsere Estancia heran, alles an Vegetation auf seinem Wege mit Stumpf und Stiel zerstörend. Gewiß, man kann tiefe Gräben aufwerfen und am gegenüberliegenden Rande hohe Eisenplatten aufstellen, für die Salteras unübersteigbar; jedoch mit den paar Leuten in so kurzer Zeit . . .? Nun, zu Hunderttausenden haben wir sie in die saftigen Grasgärten getrieben und mit brennendem Benzin und Petroleum vernichtet! Lächerlich!! Millionen neue rückten an, kaum drei bis vier Zentimeter lange Panzerhüpfer . . . und alles, was pflanzenähnlich auf ihrem Wege, verschwand restlos, spurlos. Nur graue, trostlose Öde und abgenagte Stengelreste — — so fanden wir es vor, als wir später ihrem Zuge nachritten. Unsere ganze Arbeit auf dieser Strecke von Kilometern war hin in wenigen Stunden und Tagen! Kaum daß wir mit äußerster Anstrengung, bis an die Knöchel in der krabbelnden, an uns hochkriechenden Masse stehend, sie verhindern konnten, in die Gebäude einzudringen. Wir mußten stehen und zusehen, wie sie alles vernichteten. Ein kleines Geschehnis noch mit diesem Schwarm zur Illustration des eben Dargestellten. Einiges entfernt von unserer Estancia war der Zug der Salteras auf das Bahngeleise geraten und wanderte dieses lang. Ihm entgegen kommt einer der großen südamerikanischen Schnellzüge in voller Fahrt. Gerade dort ist eine mäßige Steigung. Der Zug mitten hinein in die Salteras, sie vor sich her zermalmend. Jedoch nicht lange: bald bilden die zerdrückten Salteras eine zähe, klitschige Masse, in welcher die Räder nur noch um ihre Achse mahlen, ohne Reibungswiderstand zu finden. Der Zug stockt, steht, versucht mit Volldampf durchzukommen — — — umsonst! Langsam beginnt er rückwärts abzurutschen . . . bis auf die tiefste Stelle, den Beginn der Steigung. Dort sitzt er fest, bis die Geleise reingeschaufelt und dick mit Sand bestreut und — bis die Salteras vorbeigezogen. Der „wandernde Schrecken" war — untergehend noch — mächtiger gewesen als der gewaltige Expreßzug."

Die Wanderheuschrecke (schistocerca paraensis), Ordnung der Gradflügler, ist als gefährlicher Feind der Landwirtschaft und Plantagen in Uruguay in zwei Formen bekannt: den „Langostas" oder geflügelten Heuschrecken, welche die ausgewachsene, voll entwickelte Form des Insekts darstellen, und den „Salteras" oder Hüpfern, welche dasselbe Insekt erst im Entwicklungsstadium sind. Man nimmt an, daß die Tiere hauptsächlich in den unzugänglichen und noch unerforschten Sümpfen Brasiliens entstehen, besonders, da die „Langostas" mit den — bei dortigem Sommerbeginn einsetzenden — Nordwinden kommen. Sie sind nicht so furchtbar wie die „Salteras", da sie vom Winde abhängig sind. Die Salteras dagegen kriechen und hüpfen in gewaltigen Zügen immer gradaus und vernichten auf ihrem Wege alles, was ihnen nur irgend zur Nahrung dienen kann. Infolge der großen Entfernungen und der Menschenarmut jener Gegenden, besonders der Pampas, ist eine erfolgreiche Bekämpfung — die nur mit großzügigen Mitteln einigermaßen durchgeführt werden könnte — bisher nicht gelungen.

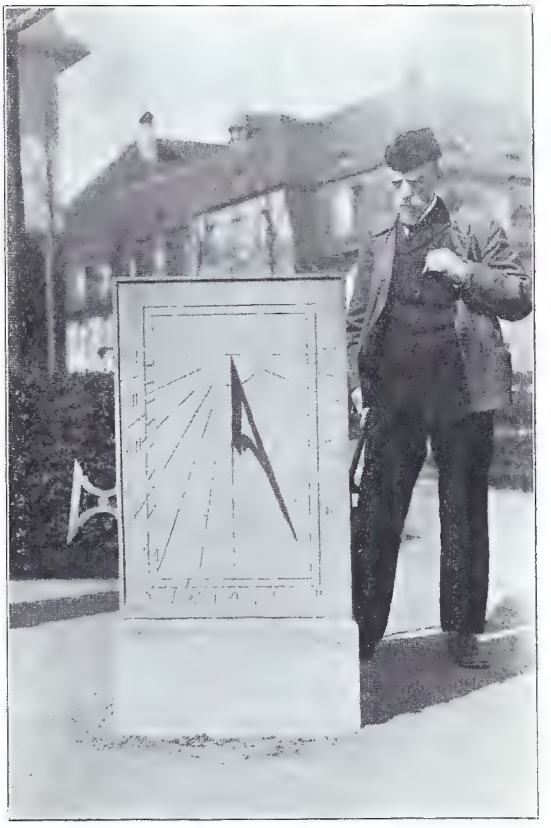
*

Unter der Heuschreckenplage hatte sogar Deutschland in früheren Jahrhunderten schwer zu leiden. Die Schwärme kamen immer aus den Steppenländern am Schwarzen und Kaspischen Meere und wanderten von dort über Polen und Galizien, um in Schlesien und Brandenburg einzufallen und teilweise ganz Norddeutschland bis nach England überfliegend, oder sie zogen durch die unteren Donauländer über Siebenbürgen und Ungarn nach Österreich und Bayern und drangen mitunter bis nach Frankreich vor. Nach den zahlreichen Berichten glichen ihre Züge schwarzen Wolken und das von ihnen erzeugte Geräusch dem Tosen eines in die Tiefe stürzenden Stromes. Besonders das 18. Jahrhundert war reich an Heuschrecken-Einfällen. 1730—1732 wurden Brandenburg und Preußen heimgesucht. 1749 tauchten die Heuschrecken bei Budweis in solchen Mengen auf, daß die Sonne wie durch eine Wolke verfinstert wurde und armdicke Baumäste unter ihrer Last zusammenbrachen. Man läutete den ganzen Tag mit allen Glocken, schoß mit Kanonen und Flinten und zündete Feuer unter den Bäumen an, doch ohne Erfolg: erst am dritten Tage zogen die Schwärme ab.

Weitere große Heuschreckenschwärme erschienen in Deutschland auch in den fünfziger Jahren des 19. Jahrhunderts; desgleichen in den siebziger Jahren.

Die heißesten Gegenden / Von Aug. Knobel

Obwohl der Europäer wie alle Menschen den Tropen entstammt, wo unzweifelhaft seine Vorfahren vor ungezählten Jahrtausenden die ersten Schritte auf der Bahn der Kultur unternahmen, hat sich die Mehrzahl von uns der Hitze doch so gründlich entwöhnt, daß man überall bittere Klage hört, wenn, wie es fast alljährlich geschieht, eine kurze Hitzewelle über unseren Erdteil hinwegflutet und die Quecksilbersäule vorübergehend auf 30—35 Grad Celsius hinauftreibt. Der wohlgenährte, gut gekleidete und nicht an fortwährenden Aufenthalt im Freien gebundene Durchschnittsmensch unseres Klimas zieht es unbedingt vor, wenn ein frischer Nordwind mit einer Temperatur von einigen Graden unter Null die Wangen rötet, als wenn sich die bleierne Schwüle eines Schirokko auf Lunge und Nerven legt oder bei wochenlang anhaltendem trockenem und sonnigem Hundstagswetter die Mauern unserer Häuser, wie man mit starker Übertreibung sagt, die Temperaturen eines Backofens annehmen.



Sonnenuhr im Garten eines Altersheims

Wir pflegen in letzteren Fällen von tropischen Temperaturen zu reden und haben wenigstens teilweise, und zwar insofern recht, als ein besonders heißer Sommernachmittag mit einer im Schatten gemessenen Luftwärme von über 30 Grad Celsius über die durchschnittlichen Temperaturen der heißesten Monate in vielen Tropengegenden nicht unerheblich hinausgeht. Wir pflegen jedoch dabei zu vergessen, daß die so quälend empfundene Hitze sich bei uns für gewöhnlich nur auf die Mittags- und Nachmittagsstunden weniger Wochen beschränkt, von einer mindestens mäßigen nächtlichen Abkühlung unterbrochen und meistens schon nach kurzer Zeit von einem wirklichen Wettersturz mit niedrigen Temperaturen abgelöst wird, während es sich bei den „mittleren absoluten Jahresmaxima" tropischer Orte um den Durchschnitt der höchsten Temperaturen in einer langen Reihe von Beobachtungsjahren, also um Hitzegrade handelt, die alljährlich wiederkehren und in annähernder Höhe meistens auch länger anhalten als bei uns.

Wäre die Erde ein Körper von rein mathematischer Kugelgestalt, der keinerlei Erhebungen und Vertiefungen und keinen Wechsel von Festländern und Meeren aufwiese, so wäre die Frage nach den heißesten Gegenden unseres Planeten theoretisch ohne praktische Beobachtungen und Forschungen zu lösen. Das heißeste Klima müßte dort vorhanden sein, wo von der Sonne durch die vermittelnde Energie ihrer Strahlen die größten Wärmemengen auf die Flächeneinheit des Erdbodens herabgesandt werden, also in unmittelbarer Nähe des Aquators, von wo aus die Wärme in allmählicher Abnahme über die zunehmenden Breitengrade gegen die Pole hin bis zu den niedrigen Temperaturen der Polarländer sinken würde.

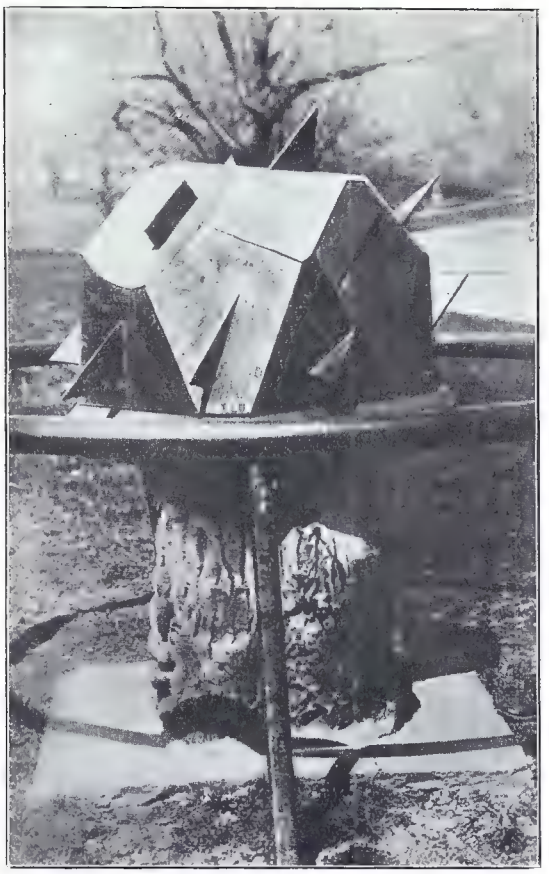
Die heißesten Gegenden der Erde liegen durchaus nicht immer unter dem Aquator, sondern befinden sich, entsprechend der Häufung der kontinentalen Landmassen, vorwiegend auf der nördlichen Erdhalbkugel. Das umfangreichste Hitzegebiet ist also das nördliche und zentrale Afrika. Die mittleren Jahresmaxima, die hier wie bei allen folgenden Temperaturangaben in Celsius ausgedrückt sind, steigen schnell von 40 auf 45 Grad und darüber hinauf. Die französischen Kolonialtruppen in den südlich von Algerien und Tunesien liegenden Saharagebieten müssen alljährlich oft bei einer Hitze von 50 Grad Celsius marschieren und manövrieren, und in den Oasen der Tuaregs hat der französische Forscher Duveyrier die bisher an keinem anderen Orte der Erde beobachtete Schattentemperatur von 67,7 Grad Wärme gemessen.

Kaum weniger heiß als diese Saharagebiete ist der angrenzende Sudan, wo sich ebenfalls Höchsttemperaturen von 45 bis 50 Grad alljährlich wiederholen, und die Lybische Wüste. Noch weit höher nach Norden reicht das nächstgrößte Hitzegebiet der Erde, das man als das mexikanische bezeichnen kann. Es beginnt etwa unter dem 20. nördlichen Breitengrade bei der Stadt Mexiko und bedeckt den ganzen östlich liegenden Teil Mexikos und denjenigen Teil der Vereinigten Staaten, der zwischen den Felsengebirgen und dem Mississippi liegt. In diesem ganzen etwa 60 000 deutsche Quadratmeilen großen Gebiete beträgt das mittlere Jahresmaximum der Temperatur mindestens 40 Grad und erreicht seinen höchsten Betrag mit 49 Grad in den Ländern des die Grenze zwischen den Vereinigten Staaten und Mexiko bildenden Rio grande del Norte.

Ein drittes, aber wenig umfangreiches Wärmezentrum der nördlichen Halbkugel liegt endlich noch in Hinterindien und nimmt nördlich von Bangkok fast das ganze Königreich Siam samt den angrenzenden beträchtlichen Teilen Tongkings und Annams ein.

Auch die heißesten Gegenden der südlichen Erdhalbkugel sind weit vom Aquator abgerückt. Das erste dieser Hitzezentren nimmt die oberen Stromgebiete des Rio de la Plata und seiner Nebenflüsse ein und bedeckt das Territorium der Republik Paraguay, die anstoßenden Gebietsteile Südbrasiliens und die weiten Ebenen Argentiniens und Bolivias, die unter dem Namen „El gran Chaco" bekannt sind.

Weit umfangreicher ist der zur Zeit der Sommerhitze wahrhaft glühende Landkomplex, der vom inneren Australien gebildet wird. Es gibt überhaupt, wenn man von den Gebirgsgegenden und einigen Küstenstrecken absieht, keinen Punkt im fünften Erdteile, der nicht durchschnittliche Jahresmaxima von 40 Grad aufwiese. Wie in Afrika steigt aber auch hier die Hitze landeinwärts noch bedeutend höher und macht in Verbindung mit dem Wassermangel speziell ganz Westaustralien mit Ausnahme der schmalen Küstenstriche zu dem fast unbewohnbaren



Eigenartige Sonnenuhr in Baltimore, welche die Zeiten aller Welthauptstädte anzeigt

Lande, in dem mancher Forschungsreisende, unter ihnen auch der Deutsche Leichhard, verschmachtete.

Die im vorstehenden gegebene Aufzählung der heißesten Gegenden kann natürlich nicht den Anspruch machen, das Thema zu erschöpfen. Kleinere Glutherde finden sich auch anderswo, wo die Gebirgsformation dadurch, daß geschlossene Kessel oder enge Schluchten gebildet werden, der Wärmeaufspeicherung günstig ist. Dies gilt besonders für das ganze nördliche Asien.

Ebenso befindet man sich im Irrtum, wenn man glaubt, die heißesten Gegenden des Erdballs seien vor dem Einbruche winterlicher Kälte geschützt.

Eine interessante Sonnenuhr von sehr zierlicher Form in einem chinesischen Tempel

Im inneren Australien sind Temperaturen bis zu 5 Grad Kälte beobachtet worden; auch im Gebiete des Gran Chaco sinkt die Temperatur zuweilen bis zu 7 Grad Kälte herab, und in den südlich vom Atlasgebirge gelegenen Saharagebieten könnte man in den Zelten der Tuaregs und anderer Araberstämme bei 9 Grad Kälte gelegentlich einmal gehörig frieren.

Wenn nun sowohl der Eingeborene als auch der Europäer bei Temperaturen zu leben vermag, die über die Blutwärme hinausgehen, so verdankt er dies der Schweißverdunstung seines Körpers, die sich an der Hautoberfläche vollzieht. Bekanntlich verschwinden bei der Verdunstung von Wasser große Mengen von Hitze, welche also auf den Körper, auf dessen Haut die Verdunstung stattfindet, keine schädlichen Einwirkungen ausüben können, vorausgesetzt, daß der Körper, und zwar ganz besonders der Kopf, gegen direkte Bestrahlung durch die Sonne, die das Nervensystem in Mitleidenschaft zieht, geschützt ist. In den Gebieten trockener Hitze, also in den Wüsten der Tropengegenden, schützt sich der menschliche Organismus, wofern nicht gleichzeitig schwere körperliche Arbeit im Sonnenbrande geleistet werden muß, durch die ungeheure Verdunstung, und man kann sich einen ungefähren Begriff von der Menge der auf diesem Wege erzeugten Verdunstungskälte machen, wenn man hört, daß der tägliche Wasserkonsum europäischer Reisenden in diesen Gegenden bis zu 10, 15 und mehr Liter steigt, die größtenteils nicht durch die Nieren, sondern auf dem Wege der Schweißverdunstung ausgeschieden werden.

Alte Sonnenuhr im Park zu Rheinsberg

Wahrhaft verhängnisvoll wird die tropische Hitze nur dort, wo sich zu ihr in wasserreichen Gegenden die Feuchtigkeit des Treibhauses gesellt. Trockene Hitze vermag der Mensch bis zu sehr hohen Graden ohne Schaden zu ertragen. In feuchten Ländern lähmt die bei mangelnder Verdunstung doppelt und dreifach schwer auf dem Organismus lastende Hitze dagegen, wie allbekannt, einen großen Teil der Willensenergie der aus gemäßigten Zonen Eingewanderten. Weit schlimmer wirkt freilich das ungezählte Heer der im feuchten Boden und Wasser sich fast ohne Grenzen vermehrenden infektiösen Keime.

Der Karawanenführer / Von Franz Friedrich Oberhauser

Wir hatten Dschebal mit seinen weißen, blendenden Häusern wie ein zauberhaftes Spiel hinter uns gelassen, da fing Scheggen, unser Führer, über Ibn Batutah, den berühmten Meister des Weges, zu erzählen an, bei dem er seit der frühesten Jugend an das Gewerbe des Karawanenführens und nebstbei auch den Reiz und die Gefahr des Abenteuers gelernt hatte, denn kein Chrebir wäre jemals in Insalah, wo die Karawanen des Westens sich treffen, in Tuat, im Sudan, in der algerischen Sahara, bis weit hinunter nach Arauan, kühner und beliebter gewesen als Ibn Batutah.

Wir hatten die Menge der uns begleitenden, immerfort rufenden, lärmenden, beglückwünschenden und Abschied nehmenden Männer, Frauen und Kinder, die immer weniger wurden, bis wir das letzte Haus erreichten, hinter uns

Tozeur, ein algerischer Ausgangspunkt der Karawanen durch die Sahara

gelassen und ritten nun allein der Wüste entgegen, dem Abenteuer zu; es war ein Donnerstag, der Tag, den Allah mit Glück beschenkt hatte.

Im blauen Schatten des Palmenhaines trafen wir Merauda, die schöne Frau des Scheichs Beni Isgem; sie kam aus ihrem Garten, in dem sie neben den singenden Wassern, in der Kühle der Blumengebüsche eine Stunde geträumt hatte; eine Negerin schritt hinter ihr her und trug einen runden, hellgelb geflochtenen Korb mit süßen Früchten, die Merauda in ihrem Garten gepflückt hatte, auf dem kurzhaarigen Kopf.

Ibn Batutah grüßte sie und rief ihr zu: „Wünsch uns Glück auf den Weg, Merauda!"

Und Merauda löste den schweren seidenen Gürtel vom Leib und ließ ihn durch die Luft wehen in der Richtung der Wüste.

Ohne uns aufzuhalten, ging der Ritt weiter. Bald verlöschte der blaue, wohltuende Schatten der Palmen; wir sahen noch Merauda in ihrer prachtvollen, seidenen, bunten Kleidung, gefolgt von der schwarzen Dienerin mit dem Korb der Früchte auf dem Kopf, würdevoll der Stadt zuschreiten, dann hob sich vor uns die Wüste, orangegolden, mit den kleinen, eiligen Schleiern des vom Winde davongetragenen Sandes.

Hinter einer Dünenwelle stieg plötzlich, gleichsam aus der Erde kommend, ein Reiter empor, kam auf uns zu; Ibn Batutah grüßte wieder; der Scheich zügelte das Pferd und erwiderte den Gruß; dann ritt er langsam an uns vorbei. Er saß in einem wundervollen Sattel aus rotem Leder von Tafilelt, wir Europäer nennen es Maroquain. Die Zügel des Pferdes waren gestickt mit bunter Seide, farbigen Riemen, Gold und Silber, in einer kunstvollen Art, die niemand schöner zustandebringt als der Arbeiter in den berühmten Stickereiwerkstätten zu Figig. Das Gewehr aus Tunis hing über dem weißen Faltenwurf des stolz getragenen Mantels, und der Jatagan in silberner Scheide blinkte am breiten Gürtel.

Das war die letzte Begegnung. Dann ritten wir in die Öde hinein, in die Leere, in die Stunden, die in der Einsamkeit gleichmäßig verliefen, ohne Grenzen; nur der Tag, wenn er sich neigte, war Zeit. Die Luft flirrte über dem Sande; der Wind griff nach ihm und trug ihn zu kleinen Wellchen zusammen, zu geschwungenen Wogen, riß ihn unter den Füßen der schreitenden Kamele fort, daß es manchmal wie ein leises, märchenhaftes Singen vernehmbar wurde.

Die Chamils prüften mitunter das Gepäck auf den Lasttieren; sie sahen nach, ob die Schläuche mit Butter unter den Fellen lagen; sie hatten Kuskussi und Hobaias (Wollkleider) aufgepackt und Drur, eine Art Weihrauch, dessen leichte Wohlgerüche die kleinen Gaststätten und Bazare füllten; sie hatten Datteln und Schläuche mit Wasser mitgenommen und buntfärbige Mahazema, Gürtel und Schleier, um sich damit andere Waren einzutauschen.

Der Karawane voraus ritten, wenn Ibn Batutah es befahl, die Schuafs, die Späher, um Ausschau zu halten, ob sich in der Ferne nicht Stürme oder räuberische Gruppen zeigten. Der Chodscha, der Schreiber, saß auf einem hohen Sattel und versuchte sich mit vorgehaltenen Tüchern Schatten zu machen. Er war wie alle Beamten mehr für das Zimmer und das seßhafte Leben; die nächsten Abrechnungen und Schreibereien mochten ihm Sorge machen; er hatte den weißen Burnus weit in die Stirne gerückt und naschte leichtsinnigerweise Datteln.

Ein dünnes Flimmern stieg draußen in der Ferne auf, ein unbeschreiblich zartes Verwehen des grellen Lichtes; wie ein traumhafter Hauch lag der zerbrechende Tag über den Sandwellen; manchmal sahen wir Spuren vor uns, dann verschwanden sie wieder; aber unerschütterlich, in

einer Art geheimnisvoller Macht fand der Führer seinen Weg.

Denn Ibn Batutah war bekannt wie die Filali aus Tafilelt; es gab keine Oase in der sudanesischen Wüste, die Ibn Batutah, der Menir der Karawanen, nicht oft gekreuzt hätte. Er kam aus dem Stamme der Tuareg, und die Lust am Abenteuer, am Spiel der Gewaffen, der Reiterei sorgten für Bewunderung.

Stunden waren vergangen; immer dieselben Stunden; nur das Spiel des verlöschenden Tages war die einzige Abwechslung. Dann kam jene Rast unter einem kleinen Palmenbestand, am verfallenen Gemäuer eines Brunnens; jene Nacht, da uns ein listiger Sandsturm überraschte. Aber Ibn Batutah hatte ihn kommen gehört und wachte über uns. Was mag in jener Nacht vorgefallen sein? Es mußte etwas Unbeschreibliches, Grauenhaftes geschehen sein! Aber Ibn Batutah sprach niemals davon.

Sonnenuntergang am Rande der Wüste

Am nächsten Tage, als die Sonne noch keine Gewalt über die Wüste hatte, ging die Reise weiter. An diesem Tage geschah es, daß Ibn Batutah von einer eigenen Unruhe gepackt wurde. Er stieg ab und schritt ganze Strecken weit zu Fuß durch den glühend werdenden Sand; er fühlte in die Luft nach den leisen Strömungen, hob eine Handvoll Sand vom Boden auf, ließ ihn prüfend durch die Finger rieseln. Dann änderte er die Richtung, schwenkte in einem schwachen Bogen ab, und es ging wieder stundenlang weiter, bis Ibn Batutah abermals das Reittier verließ und nach einer Handvoll Sand griff.

Eingeborener Karawanenführer

Jene, die ihn begleiteten, die ihm untertan waren, fingen an die Köpfe zu schütteln; sie sahen mit Erstaunen dem Tun des Menir zu. „Allah wird ihm doch nicht die Klarheit des Verstandes und Sicherheit des Entschlusses genommen haben!" sprachen sie zueinander, aber Ibn Batutah ließ sich durch kein Wort, durch kein aufgefangenes Geflüster seiner Leute stören; er gab keine Antwort, und er schwieg, als ihn einer der Leute um sein Tun befragte.

Auch dieser seltsame Tag verging; es kam eine seltsame Nacht. Seltsam war sie, denn niemals hob Ibn Batutah den Kopf, um die Sterne zu suchen und die gute Richtung des Weges zu finden; niemals wandte er sein Gesicht dem tiefgeschmückten Himmel zu; was alle anderen Menir taten, wenn sie die Karawane durch die helle Wüstennacht zu führen hatten, Ibn Batutah tat es nicht mehr; er führte die Kamele langsam den Weg weiter durch die Nacht, dem Morgen entgegen.

Da stiegen Zweifel in uns auf; das Grauen, das Gespenst der Wüste sind sie, wenn man allein ist. Sie kommen herbei aus den heißen Lüften, aus dem singenden Sand, aus der endlosen Weite. Und niemand ist da, der uns dann beistehen könnte, der uns raten, helfen könnte; und deshalb werden sie so stark; wir sind verloren; es steht alles auf dem Spiel, dann ist das Abenteuer da, unerbittlich rückt es heran; Sinne und Gefühle bewegen sich einem Aufruhr zu. Daß Mißtrauen erwacht und zugleich die Hoffnung auf die Kameradschaft. Die Gedanken überfallen uns, genährt von Furcht und Angst und Verlassenheit, und dann kommt ein Augenblick, an dem die Seele stärker sein muß als der Wille um das eigene Leben.

„Er hat die Richtung verloren!" flüsterten sich die

Knechte zu. „Er hat den Weg verloren!“ bebt es ihnen zurück, und der Chodschah fleht den mitreisenden Muezzin an, zu Allah um Gnade zu rufen.

Aber Ibn Batutah, der das Mißtrauen und die Zweifel fühlte, wandte sich ein einziges Mal zu seinen Leuten um, ohne sie anzusehen; er sagte: „Wer das Vertrauen verliert, verliert Allah, und wer Allah verliert, verliert die Welt!“

„Also hast du den Weg verloren, Ibn Batutah?“ kommt ihm eine tonlose Frage entgegen. „Und wir werden die Beute der Wüste werden?“

„Stehe ich nicht ein mit Dia, meinem Blutlohn, für alles, was ich zu führen habe, was hinter mir ist, und was ich in gutem Zustand zu überbringen versprochen habe?“ erwiderte Ibn Batutah, und er bückt sich neuerdings und hebt eine Handvoll Sand auf und prüft ihn mit der Zunge, und wieder eine Meile weiter tastet er nach einem Grashalm, und wieder eine Meile später horcht er in die Wüste hinein, daraus das unbeschreibliche Raunen der Elemente kommt; er lauscht in die Wüste hinein nach ihren Gewalten; er kennt die Sprache des erwachenden Sturmes; er kennt die Last der Hitze; er kennt das Singen des Sandes, alles kennt er, und so kennt er auch den richtigen Weg.

Warum bleibt Ibn Batutah dann so oft stehen? Warum fühlt er nach der Luft, warum tastet er nach den verdorrten Gräsern und warum lauscht er, tief herabgebeugt, nach dem Geflüster des Sandes, der mit einem metallischen Ton unter den Hufen der Kamele hervorkommt? Kann er die Richtung fühlen? Die endlose Höhe, die sich in den Mittag hebt, den gläsernen Himmel, der sich mit blendender Helle über den Sudan und die fernenlose Einsamkeit wölbt?

Und immer stärker lastet dieser Weg durch die Wüste, drückt die Last der Unsicherheit auf die Menschen; und immer heftiger schürt sie das Mißtrauen und die Zweifel, daß sie glühend werden, wie dieser Tag; denn nichts ist da, das eine Sicherheit gäbe, einen Beweis für die Richtigkeit des Weges: immer die gleiche gelbe Fläche, immer die gleiche goldene Endlosigkeit; dann schleicht die Hexe der Einsamkeit herbei, kriecht empor, dem Herzen zu, und ein Laut steckt in der trockenen Kehle, der sich nicht über die dürren Lippen wagt: denn ringsum steht das Entsetzen auf und das Wort füllt sich, ergreift uns und wird uns besiegen! Dieses eine Wort: Wüste!

In gleichmäßigem Schritt gehen die Kamele weiter. Ibn Batutah läßt sich nicht irre machen; er schreitet in die Leere hinein, in das Nichts, das nur ein Ziel kennt ...

Und wieder bückt er sich, und wieder rieselt der Sand durch seine alten Finger; und wieder lauscht er und tastet nach den Gräsern, die einen Ort künden, und er bleibt stehen und sieht hinein in diese Nacht, in diesen Morgen, und dann winkt er plötzlich dem Muezzin, er möge seinen Teppich auf dem Sande breiten, und er möge zu Allah bitten. Allah!

Und dann, als alles verloren schien, schreitet Ibn Batutah in diese entsetzliche Nacht hinein weiter, gefolgt von Zweiflern, Bedrückten, kraftlosen Knechten; da steigt draußen im ersten Mondlicht eine kleine Stadt aus der Wüste empor. Es wird eine Fata Morgana sein! Der Teufel treibt sich schon um uns her und neckt uns! Aber wie konnte es eine Fata Morgana sein, jetzt, in der hellen Nacht! Nein, es war keine Fata Morgana, es war Hoggar, und wir sahen die weißen Häuser immer näher im duftzarten Licht, und alles versank hinter uns, aller Zweifel, alle Unsicherheit, alles Mißtrauen: Ibn Batutah ist ein berühmter Führer, ein Meister der Wege.

Und als wir im Khan auf den niederen Stühlchen saßen, und als Ibn Batutah in unsere Mitte trat, und als ihn der Muezzin mit offenen Armen empfing und ihn begrüßte, da wandte sich Ibn Batutah an einen Knecht, der daneben stand, um ihm zu danken.

Ibn Batutah! Der Muezzin sprach zu dir, und du wendest dich ab von ihm und einem Knechte zu? Aber Ibn Batutah wollte sich nicht abwenden. Er hebt die Hände; man bietet ihm einen Becher kühlendes Getränk; er nahm den Becher nicht und hatte Durst! Ibn Batutah war — blind geworden! Ich sah ihn im Sandsturm über uns wachen. Was mochte geschehen sein in jener Nacht?

Wir standen ergriffen um den stolzen Mann; die Araber wichen zurück. Die Botschaft drang ringsum unter die Händler und Kaufleute. Die Menschen kamen herbei, um den blinden Karawanenführer zu sehen, und der Muezzin warf sich wieder auf die Erde nieder, um Allah für die Gnade zu danken, die er Ibn Batutah erwiesen hatte.

Die erblindeten Augen emporgerichtet, die Hände tastend vor sich her, schritt Ibn Batutah der Türe zu, das Gesicht den Sternen entgegen, neigte er den Kopf viermal in alle Richtungen des Windes, dann schenkte ihm sein Herz ein leises Lächeln, das über dieses alte Antlitz spielte.

Die Hinrichtung zum Vergnügen

Als der Schah von Persien vor mehreren Jahren in Paris weilte und von einem Vergnügen zum anderen geschleppt wurde, sprach er eines Tages den etwas ungewöhnlichen Wunsch aus, daß man ihm zu Ehren eine kleine Hinrichtung veranstalten möge. Zufällig war gerade ein zum Tode verurteilter Schwerverbrecher, dessen Begnadigungsgesuch abgelehnt worden war, im Zuchthause, so daß die Regierung der Republik den Wunsch des exotisch-exzentrischen Gastes erfüllen konnte. Der Schah war denn auch mit dem ganzen Arrangement des blutigen Schauspiels sehr zufrieden und drückte als Kenner derartiger Amüsements wiederholt seine allerhöchste Anerkennung aus. Das Messer war gefallen und hatte mit Blitzesschnelle sein sühnendes Werk getan, und der Enthusiasmus des Menschenblut riechenden Schahs kannte keine Grenzen mehr. Er klatschte wie ein Kind in höchstem Vergnügen in die Hände, zeigte auf einen zum Gefolge des französischen Staatspräsidenten gehörigen Herrn, einen gut genährten und stattlich gebauten Mann, der gerade in der Nähe der „Witwe“ (wie bekanntlich die Guillotine genannt wird) stand, und gebot mit Miene und Ton eines Herrschers, der keinen Widerspruch gewohnt ist: „Jetzt den da!“

Alle waren starr vor Entsetzen, und die Begleiter des persischen Königs hatten große Mühe, dem fremden Gebieter klar zu machen, daß eine solch plötzliche Hinrichtung des nächstbesten unschuldigen Menschen „aus dem Stegreif“ oder „von kurzer Hand“ im hochkultivierten, zivilisierten Europa schlechterdings so ohne weiteres unmöglich sei.

Dem an absolutistische Gelüste und Gebräuche gewöhnten, über Leben und Tod all seiner Untertanen wie über Spielsachen uneingeschränkt verfügenden Herrscher des persischen Reiches wollten diese europäischen Bedenklichkeiten und Zimperlichkeiten gar nicht einleuchten, und er fragte sich kopfschüttelnd, was denn die ganze Regiererei und Präsidentschaft für einen Wert und Bedeutung hätten, wenn man nicht einmal irgend so einen Kerl zu seinem Vergnügen umbringen lassen dürfe. — —

Ein Teil des Ausstellungs-Geländes mit dem „Café-Haag"-Turm

Internationale Presseausstellung „Pressa" zu Köln am Rhein

„Die Moritat" in der Abteilung für volkstümliche Journalistik

Der Messehof mit dem Hauptrestaurant

Aus den Anfängen der Buchdruckerkunst: Nachbildung von Gutenbergs Werkstatt in der Kölner „Pressa"

Blick in eine Straße der Presseausstellungs-Anlagen mit verschiedenen Einzel-Ausstellungshallen

Der Selbstmörder / Von Hans Kahof

Wo die Donau sich durch sumpfige Wiesen und hohes Weidengestrüpp schlängelt, steht hart am Waldrand ein Häuschen. Der Michl hat dieses Häusl von seinem Vater geerbt. Und weil die Nanndl, sein Weib, das kleine Sachel mit den zwei Kühlein leicht allein bewirtschaften kann, geht der Michl in den Steinbruch und verdient da als Steinhauer im Akkord alle vierzehn Tage einen schönen Batzen Geld. Somit hätten die zwei Leutl — Kinder hatten sie keine — das schönste Leben auf der Welt. Aber seit der Michl vom Krieg heimkomma is, hat er an kloan Fehler an sich, den eahm die Nanndl bis heut no net abg'wöhna hat könna, nämli: er tuat a wen'g gern kart'ln. Net daß der Michl deszweg'n aa recht saufa tät, o na! Oba sitzenbleib'n tuat er halt oft im Wirtshaus bis nach Zwölfe in der Nacht. Und dadrüber hot si' halt d' Nanndl scho' oft mentisch g'ärgert. —

Im vorig'n Jahr is amal passiert, daß sie aufblieb'n is und hot auf ihren Michl g'wart fast bis nach Mitternacht. Er hat versprocha g'habt, daß er net lang ausbleibt. Oba no ja — wia halt d' Mannsbilder scho' san! Wenn s' ins Hocka kemma, nacha bleib'n s' halt pickat. Der Michl kam net und kam halt net! Mit oamal wird 's da Nanndl z'dumm und hot g'sagt: „Jatza langt 's!", is nausganga, hot d' Haustür zuag'sperrt und is in ihr Bett ganga. Schlafa hot's oba net könna vor lauter Arger.

„Woart no," hot sie si' denkt, „du kimmst mir hoam!"

Nach ungefähr zwei Stund is da Michl o'trappt kemma. Sie hört'n, wie er erst an der Haustür a wen'g rumhantiert; wahrscheinli' hot er si' denkt, sie kunnt no auf sei'. Nacha is er um 's Haus rum ganga und hot an ihr Kammerfenster a poa Stoandl naufg'schmiss'n. Sie hot si' oba net g'rührt.

„Nanndl! Nanndl!" hot er erst a paarmal g'ruafa.

Sie rührt si' net.

„Nanndl!" is nacha wieder weiterganga, „Nanndl, geh zua, mach auf; i bi's, da Michl!"

„Schrei no zua!" denkt si' d' Nanndl.

Da Michl patscht a wen'g hint'n im Hof umanand, suacht si' a lang's Stangl und klopft damit ans Fenster. Jatza konn si' d' Nanndl nimmer länger vostell'n. Sie langt vom Bett außa, reib'lt 's Fenster auf und schreit:

„Wos willst denn?"

„Himmel, Nanndl," meint der Michl, „schlafst du oba heut fest! Geh zua, mach d' Haustür auf, daß i eini konn!"

„Dös fallet m'r ei', iatza aus'm warma Bett außageh' und mi vokält'n!" gibt d' Nanndl zur Antwort. „Geh wieder hi', wost herkemma bist, alter Hocker!"

„Oba Nanndl, wos fallt d'r denn ei — du bist a denna narrisch heit! A so hob i di no goa nia g'sehg'n! Geh zua, mach auf, i dafrier ja do herunt'!"

„Und i sog d'r, i steh net auf! Geh hi', wost herkemma bist, i brauch di net!"

„Jetza wird's mir oba denna bal' z'dumm, Nanndl! Du wirst doch net glaab'n, daß i mi für an Narr'n halt'n laß! — Mach mi net falsch, sunst konnst was daleb'n!"

„Du konnst mein'tweg'n sog'n, wost mogst, i geh net aus'm Bett außa! Host so lang ausg'halt'n, haltst es bis in da Fruah aa no' aus. I steh heut aso bal' auf, nacha laß i di scho' eina. Jatza oba will i mei Ruah hom!"

Da Michl hupft von oan Fuaß am andern vor lauter frier'n; er kunnt vor Wuat all's z'sammschlag'n, oba er verbeißt sein Arger und fangt nomal 's Bett'ln o:

„Nanndl, i siehg 's ja ei, daß i net so lang sitz'n bleib'n sollt. I tua 's oba nimma, darfst mir 's glaab'n, Nanndl! Geh weiter, mach mir heut nomal auf, du sollst di' nimma beklog'n könna über mi!"

„A wos, i hob dir's scho' g'sagt, laß mir mei Ruah!" hört er sie brummen. „Du host mir scho' oft wos vrsprocha und net g'halt'n! I glaab d'r nix mehr!"

Jatza konn oba da Michl sein Arger nimmer länger vrschlucka, iatza wird er bäri (grimmig) und sagt:

„Nanndl, wirst sehg'n, es passiert wos, wennst mi falsch machst! Laßt mi iatza eini oder net?!"

Keine Antwort.

„Nanndl, i sog dir's, es passiert wos!"

Jatza stoßt d' Nanndl oben 'n Fensterflüg'l zua. Da Michl knirscht herunt' mit die Zähn und macht a Faust nauf. Er denkt si': Wenn wenigstens 's Wirtshaus no' auf waa, nacha weret's scho' sehg'n, wos i machet! — So aber woaß er net, soll er lacha oder soll er si' ärgern. Hin und her sinnt er a Weil, find oba koan Ausweg. Auf oamal kimmt eahm a guata Gedanka.

„Woart no," denkt er si', „i kriag di' scho'!"

Nacha geht er ums Haus rum, hinter ins Eck, wo der Saustall steht und daneb'n da Holzhaufa. Dort suacht er a Zeitlang, denn die Nacht is stockfinster; oba endli' hot er, wos er braucht — an Hackstock. Den nimmt er auf die Arm und schleppt 'n neben 'n Gartenzaun nüber an die Donau und legt 'n schö' daneb'n hi'.

Da Nanndl is in ihrem Bett, weil s' gar nix mehr hört, doch a bißl zwoaraloa wor'n und hot si' scho' denkt, der Potschi wird doch koane Dummheiten macha! Auf oamal merkt s', wia da Michl mit sein Stangl wieder ans Fenster klopft. Glei' is ihre Angst wieder vorbei und hot si' für=g'numma, ihn noch a wen'g zappeln zu lass'n. Ganz leis macht s' 'n Fensterflüg'l auf, bloß so weit, daß da Michl grad hör'n kunnt, wia sie 's Schnarcha o'fangt.

Da Michl klopft all's weiter mit sein Stangl und ruaft mit hoasera Stimm: „Laßt mi' iatz eini oder net!?"

Keine Antwort. Die Nanndl schnarcht stärker.

„Nanndl, iatza sog i dir's zum letzt'nmal: Laß mi' eini oder i spring ins Wasser!"

Die Nanndl krabb'lt vor Aufregung mit die Finger auf da Bettdeck'n umanand.

„Also, wennst es net anders hom willst, Nanndl, nacha leb halt wohl; mi' siehgst nimmer!"

Kaam hot er dös g'sagt, springt da Michl auf 's Wasser zua, und plumpsdich — hot er den schwar'n Hackstock in d' Donau neig'worfa. Er hört noch, wia sei' Nanndl iatza in da Kammer drob'n zon schreia o'fangt, wia sie 's Fenster aufreißt, oba natürli' in dera Finsternis nix sehg'n ko, wia sie si' o'ziagt und dabei in oan furt jammert:

„O Gott, o Gott, mei Michl, o Gott, o Gott! I hob denna net denkt, daß er so schnell Ernst machet! O Gott, o Gott, wos hob i o'gstellt!"

Bis d' Nanndl in ihrer Aufregung über d' Stiagn runter kemma is und mit ihre zittrig'n Finger d' Haustür aufbrocht hot, war da Michl scho' lang neb'n da Haustür g'stand'n und hot si' an d' Wand hi'druckt, daß 'n d' Nanndl net sehg'n hat könna. Sie hot oba aa net links und net rechts g'schaut, sondern is wia a so a g'ölta Blitz bei da Tür nausg'flog'n und auf 's Wasser zuag'rennt.

„O Gott, mei guata Michl! Mei guata, guata Michl!" hot s' dabei in oan Trumm furt g'jammert.

Da „guat Michl" is deraweil schö' sachte zu da Haustür einig'wischt, hot innen 'n Schlüss'l umdraht und is in sei Kammer naufg'schlicha. Vom Fenster aus hat er hör'n könna, wia sei Nanndl am Wasser drent nauf und runter g'sauft is wia a so a angstige Gluckhenna und in oana

Tour nach ihrem guat'n, guat'n Michl g'heult und g'jammert hot. Schließli' hot da Michl dös Jammern nimmer o'hör'n könna und hot zum Fenster nunterg'schrien:

„Jatza hör oba bal' auf mit dein G'flenn; i bin doch do!"

Wos d' Nanndl für a G'sicht g'macht hot und wia s' z'sammg'fahrn sei mog und wos sie si' denkt hot, wia ihra Michl so plötzli' wieder do war — dös hot koa Mensch dafahr'n.

„Ja, wo bist denn eigentli'?" hot s' ganz kloalaut g'fragt.

„I bin dahoam im Bett!" hot ihr da Michl erklärt und nacha no dazuag'setzt: „So, iatza bist du drunt und i bin herinn, und d' Haustür hob i aa zuag'sperrt. Jatza sollst du amal spür'n, wia g'schmoch daß is, wenn ma' drunt' steht und wird net einalass'n!"

Und da Michl hot wirkli' im Sinn g'habt, sie grad so lang wart'n z'lass'n, wia sie's eahm g'macht hot. Wia s' oba nacha ganz schüchtern g'moant hot: „Mein'tweg'n sperr mi außa, solang 's dir paßt; i bin no grad froh, Michl, daß d' net ins Wasser g'sprunga bist!", — do hot si' da Michl nimmer länger halt'n könna, is über d' Stiag'n runter g'sprunga, hot sei Nanndl fest an sich hi'druckt und nacha auf die Arm nauftrog'n.

Drob'n ham sie si' nocha 's Versprecha geb'n, daß dös, wos heit passiert is, ganz g'wiß nimmer vorkomma soll.

Humor in Wort und Bild

Ein ganz Gescheiter

Ein Kaufmann hatte einen Angestellten, der den Kunden die Waren weder gehörig anzupreisen, geschweige denn aufzuhängen verstand. Manchen Tag brachte er zum Leidwesen seines Herrn kein einziges Stück an den Mann, das der Käufer nicht auf alle Fälle genommen hätte, weil er's halt brauchte. Da sagt ihm eines Tags der Kaufmann: „Ich hab' Euch nun zugeschaut, wie Ihr's anpackt, und zugehört, und sehe, Ihr packt's am falschen Zipfel an. Ihr müßt nicht sagen: das kostet soviel und ist gut, und das kostet soundsoviel und ist besser. Ihr müßt Worte machen, versteht Ihr?, große Reden und einen Krimskrams um den Kram herum, bis Euch der Käufer nimmer auskommt. Beim nächsten Kunden mach ich's Euch vor."

Kommt auch alsbald eine vornehme, junge Frau herein, der sieht's der Kaufmann von weitem an: sie will Strümpfe, feine seidene Strümpfe, steht auch schon dienstfertig neben ihr mit Knix und gnädige Frau hinten und vorn. Ja, sie will Strümpfe, feine seidene; also kauft sie ein Paar. Die will ihr der Kaufmann einpacken, so zum Schein; denn indem er sie einwickeln will, wickelt er die Frau ein. „Sie werden zufrieden sein, gnädige Frau", sagt er. „Aber darf ich Ihnen den guten Rat geben, gleich ein halbes Dutzend zu nehmen; noch lieber ein Dutzend, gnädige Frau; es ist zu befürchten, daß es diese Strümpfe bald nimmer gibt oder nur sehr teuer; es ist nämlich unter den Seidenwürmern eine Seuche ausgebrochen, und die Zucht ist sehr gefährdet. Darf ich Ihnen also ein halbes Dutzend einpacken, gnädige Frau?"

„Nein, lieber gleich ein Dutzend!" sagt sie, und der Herr wickelt sie ihr ein und macht Knix um Knix und Habe-die-Ehre und neue Knixe, bis er die Frau vor die Tür gnädigt hat.

Der Angestellte hat dem Handel zugehört. Und als jetzt ein Bauer kommt, beknixt er ihn und sagt: „Womit kann ich dienen, gnädiger Herr?" und beknixt ihn wieder, und der Bauer sieht ihn sonderbar an. Er will einen Regenschirm; nicht zu kostspielig, aber gut; er sei für die Bäuerin.

Der eingegangene Spaßmacher

An seinem Schreibtisch der Kaufmann denkt: Am Ende lernt er's doch; wenigstens redet er jetzt! Wenn er dann von seinem Kassenbuch herüberschaut, sieht er den Bauer Schirm um Schirm prüfen und daß der Handel weitergeht und der Angestellte den Kauf einwickelt, aber immer noch auf den Bauer einredet und: „Er übt doch endlich sein Mundwerk!" denkt er.

Ja, er übt es. Und auf einmal lacht der Bauer, und der Verkäufer redet, und der Bauer schimpft und wird wild und geht auf den Angestellten los; er will wohl den neuen Schirm an ihm erproben; aber da steht der Kaufmann neben ihm: „Beruhigen Sie sich, mein Herr! Was ist los?" fragt er.

„Was los ist? Verrückt ist er worden! Will er mir nicht ein Dutzend Regendächer aufzwingen, der Narr, und warum? An die Regenwürmer sei der Pips gekommen oder der Rotlauf, und die Zucht sei gefährdet, und drum sollen die Regenschirme rar werden oder so kostspielig, daß es unsereins nimmer aufbringen kann ...!"

„Das ist ein Mißverständnis; entschuldigt, Herr!" sagt der Kaufmann. „Neun Mark fünfzig kostet der Schirm! Ihr werdet zufrieden sein, guter Mann; beehrt mich wieder!" Und begleitet den Bauer zur Tür.

Den Angestellten aber hat er selbigen Tags noch weggeschickt.

Heinr. E. Kromer.

Bücherschau / Vom Herausgeber

Indien. Baukunst, Landschaft, Volksleben. Von Martin Hürlimann. 304 ganzseitige Abbildungen in Kupfertiefdruck mit einleitendem Text. In Ganzleinen M. 26.—, in Halbleder oder Halbpergament M. 35.—. Verlag Ernst Wasmuth, A.-G., Berlin 1928.

Die großartige Bücherreihe Orbis terrarum hat mit diesem Indien-Band einen Höhepunkt erreicht, der kaum noch zu übertreffen ist. Dieses Land bot freilich für einen guten Photographen wie Hürlimann einen überwältigenden Reichtum landschaftlicher Schönheit, wundervoller Bauwerke und exotischen Menschentums. Dennoch ist es über die Maßen erstaunlich, was er an Schönstem hier zusammengetragen hat. Mit Worten kann man keinen Begriff davon geben, aber es möge genügen, wenn ich sage, daß dieser Band all die schönen und teuren Werke über Indien, die ich kenne, in Schatten stellt. Vor allem ist hier auch das Volksleben in stärkstem Maße berücksichtigt. So haben wir das ganze indische Land mit der ungeheuren Vielgestaltigkeit seiner exotischen Pracht; darinnen die Märchenwelt seiner phantastisch prunkvollen Tempel und fürstlichen Paläste und zu beidem in packenden Kontrasten das heutige arme Volk, das trotz seiner 300 Millionen seine eigenen Geschicke nicht zu gestalten vermag. Hürlimann führt uns in seinen Bildern vom äußersten Süden Indiens mit den bedeutendsten Stätten dravidischer Kultur und Baukunst über das Hochplateau des Dekhan nach Bangalore und Haidarabad; dann von Bombay, dem heutigen Haupthafen Indiens, zu den buddhistischen Felsen- und Höhlentempeln, den großartigen Denkmälern indischer Kunst, hinauf zu den Tempelstätten von Orissa, durch Bengalen mit Kalkutta, den Brahmaputra aufwärts nach Assam bis zur Schwelle von Tibet; endlich in den äußersten Nordwesten zu den alten Städten Lahore und Amritsar und nach Kaschmir. Über die wundervollen Aufnahmen Hürlimanns ist kein Wort des Lobes zu stark und dasselbe gilt von der bezaubernd schönen Kupferdruck-Wiedergabe und Gesamtausstattung des Werkes. Dieser Indien-Band wird sicher die schönste Publikation dieses Jahres sein und jeden Menschen entzücken, dem er in die Hand gelegt wird.

Das Gesicht der Städte. Paris. 256 Bildseiten in Kupfertiefdruck nach Aufnahmen von Mario v. Bucovich. Einleitung von Paul Morand. In Ballonleinen M. 20.—. Albertus-Verlag, Berlin 1928.

Dieser zweite Band der neuen Bücherreihe „Das Gesicht der Städte, die der Albertus-Verlag mit „Hamburg" aussichtsvoll eröffnete, wird hier auf noch umfassenderer Grundlage mit der französischen Hauptstadt fortgesetzt. In einer riesigen Bilderschau werden die ewigen und flüchtigen Aspekte dieser Weltstadt vorgeführt: das alte vornehme Paris mit seinen herrlichen Kirchen und Kapellen, Palais, Parks und breiten Boulevards, mit seinem Pantheon und Elysee, seiner Oper und seinem Nationaltheater, mit seinen mächtigen Schloßanlagen von Versailles, Fontainebleau und Chantilly; aber ebenso auch das neue Paris mit seinem fieberhaften Verkehr und Erwerbsleben, seinen eisernen Brücken und Bahnen, seinen nüchternen Geschäfts- und Wohnvierteln, seinen Stapelplätzen und Markthallen und den üblen armen Vorstadtquartieren und hungrigen Spatzen. Dieses ganze Paris, das uns da gezeigt wird, ist natürlich wahrheitsgemäßer als nur das schöne Paris und darum bringt dieser Band auch seine Großstadtprobleme eindringlicher zum Bewußtsein. Deshalb kann an diesem Werke jeder Beschauer seine Freude haben, ob er sich für die Ehrwürdigkeit alter Kunst- und Frömmigkeitsdenkmale, für die Volks- und Staatengeschichte unseres Nachbarlandes oder für die Fragen des modernen Weltstadtlebens interessieren mag. Druck und Ausstattung des Bandes sind von außerordentlicher Schönheit.

Albrecht Dürer. Werk und Gestalt. Von Kurt Pfister. Mit 187 teils farbigen Abbildungen. In Ganzleinen M. 16.—, in Halbleder M. 22.—. Amalthea-Verlag, Wien 1928.

Anschaulicher und eindringlicher als es in diesem prächtig illustrierten Buche geschieht, kann man Dürers Leben und Schaffen wohl nicht darstellen. Die Hauptsache ist das malerische und zeichnerische Werk Dürers in guten Wiedergaben zu zeigen und das geschieht hier in glänzender Weise. In chronologischer Reihenfolge sehen wir die charakteristischen und schönsten Zeichnungen, Aquarelle, Stiche, Holzschnitte und Gemälde, teils auf vielfarbigen Tafeln. Der Verfasser hat dieses Bildermaterial so umsichtig ausgewählt, daß dabei die einzelnen Techniken des Künstlers klar hervortreten. Nichts von Bedeutung fehlt und alle Stücke sind ausgezeichnet gedruckt; besonders fein die farbigen Tafeln, z. B. die vier Evangelisten, die Madonna mit Tieren, das Bildnis einer Venezianerin, die Ansichten von Nürnberg und Innsbruck, der Jesusknabe, der graue Feldhase, die tote Blaurake u. a. Auch ausdrucksvolle Studien, wie Apostelhände und -Köpfe, Gewänder und Landschaften sind eingestreut und geben Zeugnis von Dürers unermüdlichem Streben. Eine ausgezeichnete Idee war es, den Text des Buches mit Dürers Randzeichnungen zum Gebetbuch Kaiser Maximilians in Originalfarben einzurahmen, die den unerschöpflichen Reichtum der Dürerschen Phantasie und sein enormes zeichnerisches Können so glänzend dokumentieren. In seiner Einführung hat sich der Verfasser vor aller kunsthistorischen Weitschweifigkeit gehütet; er geht um so mehr in die Tiefe und hat ein packendes Lebensbild des Nürnberger Meisters geschaffen. In unserem Aufsatz S. 325 ff. dieses Heftes ist einiges aus dem Text- und Bilderteil dieses schönen Volksbuches entnommen.

Das kirchliche Stundengebet oder das römische Brevier. Übersetzt und erklärt von Erzpriester Dr. Stephan. Band II: Ostern bis Schluß des Kirchenjahres. Brosch. M. 20.—, Leinen mit Rotschnitt M. 24.—, mit Goldschnitt M. 27.—, in Leder mit Rotschnitt M. 28.50, mit Goldschnitt M. 31.50. Verlag Friedrich Pustet, Regensburg 1928.

Die von den Freunden der Liturgie so lang ersehnte deutsche Ausgabe des römischen Breviers liegt nun vollendet vor. Es war zugleich das letzte Lebenswerk Dr. Stephans, der soviel für die Erneuerung des liturgischen Betens und Lebens getan hat. Diese Brevierübersetzung allein war schon eine Riesenarbeit, der vorliegende Band umfaßt ja 1500 Seiten. Und wieviel Mühe und Nachdenken kosteten all die Einführungen in die unzähligen Texte der liturgischen Stundenfeier, worin er ihren Sinn erschließt und zum Glauben- und Sittenleben im Geiste der Liturgie anleiten will. So können auch die Laien mit Leichtigkeit dieses herrliche kirchliche Andachtsbuch benützen, und wer dies tut, wird alsbald spüren, wie himmelhoch die Gebetssprache des Breviers die der gewöhnlichen Gebetbücher überragt. Dieser zweite Band umfaßt die kirchliche Zeit von Ostern bis zum Ende des Kirchenjahres, und zwar zuerst die gewöhnlichen Gebetsstunden mit den 150 Psalmen nach der Wochenordnung, dann alle Texte für die Sonn- und Wochentage, Fest- und Feiertage und zuletzt das gemeinsame Stundengebet für die einzelnen Heiligengruppen; in einem Anhang ist das Stundengebet für die Verstorbenen beigegeben. Die Einführungen Stephans gründen ganz im biblischen Geiste und deshalb ist dieses deutsche Brevier zugleich für die tägliche Schriftlesung ausgezeichnet geeignet. Die Ausstattung des Buches ist von bester Qualität und vornehmer Wirkung.

Meyers Lexikon. 7. Auflage in vollständig neuer Bearbeitung mit etwa 5000 Textabbildungen und über 1000 Tafeln, Karten und Textbeilagen. VII. Band (Korrektor bis Marunke). In Halbleder M. 30.—. Bibliographisches Institut, Leipzig 1927.

Mit diesem siebten Bande hat schon die zweite Hälfte des zwölfbändigen Lexikons zu erscheinen begonnen und die weiteren Bände scheinen in rascher Regelmäßigkeit zu folgen. Auf den fast 1800 Spalten dieses Bandes wird wieder ein gewaltiger Wissensstoff in knappster Fassung dargeboten. Am stärksten fällt schon beim Durchblättern die reiche Illustration in die Augen: die vielen Bildertafeln aus dem Gebiet der Technik und der Naturwissenschaft und die prächtigen, farbigen Landkarten und Stadtpläne, neben denen sich die vielen ausgezeichneten Textillustrationen durch den ganzen Band hinziehen. Sehr interessante, illustrierte Abhandlungen werden geboten über die Themata: Kraftwagen, Krankenhäuser und Krankenpflege, Kriminalistik, Kurs und Kurszettel, Landhäuser, Landwirtschaftskarten von Deutschland, elektrische Läutwerke, Leuchtgasbereitung, Linienschiffe, Lokomobile und Lokomotive, Luftschiffe, Luftverkehr in Mitteleuropa u. a. Gleichermaßen kommen auch die übrigen Lebensgebiete zur Geltung, und in allem ist eine angenehme Unparteilichkeit angestrebt.

Weltgeschichte von Prof. Dr. Joh. Bapt. Weiß. 1. Bd.: Geschichte des Orients, 6. und 7. verbesserte und vermehrte Auflage. Bearb. von Dr. Ferd. Vockenhuber. Brosch. M. 16.70, in Halbleder M. 22.70. Verlagsbuchhandlung Styria, Graz 1928.

Die Weißsche Weltgeschichte ist trotz aller Zeitwandlungen immer noch das umfassendste katholische Geschichtswerk, das einen stofflich fast nie im Stiche läßt und sich neben dieser inhaltlichen Fülle auch durch seine interessante und lebendige Darstellung auszeichnet. So ist es erfreulich, daß der Verlag sich zu einer Neubearbeitung des Gesamtwerkes entschlossen und mit dem vorliegenden ersten Bande einen guten Anfang gemacht hat, dem die weiteren Bände in chronologischer Reihe rasch nacheinander folgen sollen. Dieser erste Band, der nach der allgemeinen Einleitung über die Grundfragen der Weltgeschichte die Geschichte der Chinesen, Japaner, Ägypter, Babels und Assurs, der Phöniker und Nordarier enthält, bedurfte einer völligen Umarbeitung und bedeutenden Erweiterung; denn seit Erscheinen der letzten Auflage ist der alte Orient eigentlich erst aus seinem Todesschlummer geweckt worden: Menschenschicksale, ergreifende Seelenkämpfe, politische und kulturelle Ereignisse wurden der Vergessenheit entrissen, ganze Stadt- und Tempelanlagen und großartige Königsgräber wurden ausgegraben und so weite Strecken vormals dunkler Zeiten erhellt. All dem hat Vockenhuber Rechnung getragen. Er hat sich dabei die Urteile der führenden Autoritäten zu eigen gemacht. So ist diese „Geschichte des Orients" jetzt schon ihrem Umfang nach das reichhaltigste Werk, das wir vom katholischen Standpunkt aus besitzen.

Gesunde Kleidung / Von W. Hacker

Die Wirkung der Kleider besteht darin, daß sie die Wärme, die ihnen der Körper fortwährend zuführt, nur sehr langsam wieder an die Luft abgeben. Während sie von außen kalt werden, bleibt die innere Seite ziemlich gleichmäßig warm und zeigt bei einem richtig bekleideten Menschen selbst in strenger Kälte immer noch 20—25 Grad R. Die Kleider frieren, wie sich ein berühmter Forscher drastisch ausdrückt, für uns. Sie müssen also, wenn sie ihren Zweck erfüllen, schlechte Wärmeleiter sein. Die Stoffe, die dieser Forderung entsprechen und sich zur Bekleidung unseres Körpers eignen, sind nicht sehr zahlreich und — mit Ausnahme von Baumwolle und Kunstseide nebst den verwandten Geweben — seit den ältesten Zeiten dieselben geblieben. Sie stammen teils aus dem Tierreich, wie die Pelze, die Seide und die Wolle, teils aus dem Pflanzenreiche, wie Leinwand und Baumwolle. Diese Stoffe haben ein sehr verschiedenes Wärmeleitungsvermögen, der eine hält mehr, der andere weniger warm. Worin liegt diese Verschiedenheit? An der Dicke des Stoffes nicht. Jeder Mensch weiß, daß unter Umständen ein fingerdickes Zeug weniger warm hält als ein ganz leichtes. Die Beobachtung der Tiere wird uns den Schlüssel hiezu liefern. Der natürliche Pelz der in der kalten Zone lebenden Vierfüßler, das Gefieder der Vögel, sie alle bilden nicht eine glatte Decke, sondern sie bestehen aus einer Anzahl wärmender Schichten, seien es Haare oder Federn, die alle eine Menge Luft zwischen sich lassen. Wenn es sehr kalt ist, sträuben die Vögel ihr Gefieder, um die Luftschicht zwischen ihren Federn noch zu vermehren.

Ein Kleiderstoff ist ein um so schlechterer Wärmeleiter, je mehr Luft er zwischen seinen Poren festhält. Die Kleider haben also nicht etwa den Zweck, die Luft von unserem Körper abzuhalten, sonst müßten die Stoffe, die für Luft undurchgängig sind, am wärmsten sein. Das Gegenteil ist der Fall. Wir alle wissen, daß wir im Winter mit Glacéhandschuhen an den Händen frieren, während Wildleder, das die Luft durchläßt, warm hält. Ein Kleidungsstück, das mit frischer Watte, die große Mengen Luft zwischen sich faßt, gefüttert ist, hält außerordentlich warm. Ist diese Watte durch langen Gebrauch zusammengedrückt und damit ihr Luftgehalt sehr vermindert worden, so hat sie den größten Teil dieser geschätzten Eigenschaft verloren.

Holländer Pärchen

Diese Durchlässigkeit der Kleider für Luft hört bei einem gewissen Punkte auf, ein Vorteil zu sein, nämlich dann, wenn die Poren derselben so weit werden, daß sie der Luft mit großer Schnelligkeit den Durchgang gestatten. Die Kleider dürfen ferner die Verdunstung der Körperoberfläche nicht hindern. Jedermann weiß aus Erfahrung, wie unangenehm wir Kautschukregenmäntel und Gummischuhe beim Gehen empfinden. Das verdunstete Wasser, aber auch die übrigen Ausscheidungsprodukte der Haut können dann nicht entweichen und schlagen sich auf unserem Körper nieder.

Alle Stoffe nehmen mit Begierde Wasser von außen auf, allerdings in sehr verschiedenem Grade. Wolle z. B. nimmt fast noch einmal soviel auf als Leinwand, aber, und darauf ist das Hauptgewicht zu legen, sie gibt dasselbe auch sehr viel langsamer wieder ab. Wir erkälten uns deshalb in wollenen Kleidern weit weniger als in Leinwand. Jeder kennt das unangenehme Gefühl, das ein nasses Leinenhemd auf dem Rücken verursacht. Freilich wird es schneller wieder trocken, aber durch die rasche Verdunstung, durch die schnelle Abgabe des aufgenommenen Wassers wird unserem Körper so viel Wärme entzogen, daß wir frösteln.

Die Wolle hat aber auch einen weiteren Vorzug. Alle Stoffe werden undurchlässig für Luft, sowie ihre Poren mit Wasser gefüllt sind. Bei der Wolle kommt dies vermöge der Elastizität ihrer Fasern fast nie vor, ebenso bei Baumwolle, sehr leicht dagegen bei Leinwand. Personen, die stark arbeiten, also leicht schwitzen, oder die sich hohen Temperaturen aussetzen müssen, sollten deshalb keine Leinwand tragen. In heißen Klimaten befolgen die Einwohner, durch Erfahrung belehrt, diese Regel. Der Neapolitaner nennt das Leinenhemd das Totenhemd.

Nasse Kleider auf dem Leibe zu behalten, ist unter allen Umständen schädlich. Ganz besonders gilt dies von nassen Strümpfen. Wenn man nur 50 Gramm Wolle an den Strümpfen durchnäßt hat, so wird dem Körper, bis dieselben wieder trocken sind, eine Wärmemenge entzogen, die hinreicht, um ein halbes Pfund Wasser von 0° bis zum Sieden zu erhitzen oder ein halbes Pfund Eis vollständig zu schmelzen. Jedermann würde sich reiflich überlegen, ein solches Experiment zu machen, und doch tun wir ganz dasselbe, wenn wir es aus Leichtsinn oder Gleich-

Kleidsame neue Form aus Panama-Stroh mit flachen rosa Blüten

Beigehut mit schwarzem Lackband und gelackten Federposen

rere Gewebe. Dabei enthalten sie noch immer genug Stoff, um die Feuchtigkeit des Körpers aufzunehmen und das lästige Ankleben des Hemdes zu vermeiden, verhüten aber vollständig das Weich- und Feuchtwerden der Haut, weil sie der Luft ungehinderten Zutritt gestatten. Es ist nicht nur wahrscheinlich, sondern sogar wünschenswert, daß diese Netzjacken weiteste Verbreitung finden.

Kein Kleidungsstück darf an irgendeiner Stelle so eng anliegen, daß es den Kreislauf des Blutes hemmt. Über das zu starke Schnüren ist kein Wort mehr zu verlieren. Der einzige Vorteil dieser Sitte liegt — wie sich ein bekannter Arzt etwas derb, aber richtig ausdrückte — darin, daß sie die Frauen, die ihr Grundsatze vorzieht. — Gerade Kindern gegenüber wird in der Kleidung furchtbar gesündigt. Da muß ein Kind ein paar Anzüge noch auftragen, weil sie bis zum nächsten Jahre verwachsen sein würden. Man übersieht dabei, daß die Kleider, wenn sie zum Auftragen verurteilt werden, fast ausnahmslos schon zu klein sind. Man übersieht, daß ein zu enges Leibchen die Atembewegungen des Kindes in der bedenklichsten Weise hindert und den Grund legen kann zu einer fehlerhaften Körperhaltung.

gültigkeit verschmähen, die Strümpfe zu wechseln.

Von großer Bedeutung sind die Unterkleider. Sie haben nicht nur den Zweck, uns warm zu halten, sondern dienen auch dazu, die Hautausscheidungen aufzunehmen. Sobald die Poren der Unterkleider mit den Produkten der Hautausdünstung gesättigt sind, können sie diesen Zweck nicht mehr erfüllen. Deshalb ist ein öfteres Wechseln und Waschen derselben unbedingt nötig.

Sehr empfehlenswert sind die Netzjacken, die ein weitmaschiges Geflecht aus starkem, verknotetem Zwirn darstellen. Sie halten reichlich ebenso warm wie andere teue-

Großer Florentiner mit blauem Filzrand und seitlicher Rosengarnitur
(Modell Krebs & Brück, Berlin)

*

(Photos: Atelier Hanni Schwarz)

huldigen, möglichst schnell unter die Erde bringt. Manches langdauernde Kopfweh, manches häufig entzündete Auge ist einfach die Folge eines zu engen Hemdkragens, und für viele Frauen sind zu enge Strumpfbänder schon die Quelle langwieriger Leiden geworden. Nicht nur kalte Füße, sondern auch Krampfadern mit all ihren unangenehmen Folgen können durch sie hervorgebracht werden. Und dabei sind sie so leicht zu vermeiden. Ein Knopf an der äußeren Seite des Strumpfes und von diesem aus ein elastisches, oben an die Unterhose befestigtes Band ersetzt sie vollständig und sollte für Frauen und Kinder ausschließlich angewendet werden, wenn man nicht die käuflichen Strumpfhalter nach diesem

Glocke aus Exotenstroh mit Lackbandgarnierung und Federposen

Weicher blauer Strohhut mit dunklerer Borte für kühle Tage

Kinderkleid, aus weißer Wolle in Stäbchen gehäkelt, zuletzt mit bunter Seide leicht überstickt.

Gehäkeltes Jäckchen mit Mütze aus weißer Wolle, mit lachsrosa Seidenzäckchen und Band verziert.

Hübsche, gesunde Wollkleidung für unsere Kleinsten

Aufnahmen: Cläre Sonderhoff, Berlin

Unten links:
Pastellblauer gehäkelter kleiner Anzug aus Wolle; die Höschen sind dem geraden Längsteil angehäkelt und durch Knöpfe geschlossen.

Unten rechts:
Aus Fichü-Wolle gehäkeltes weißes Kinderhängerchen, ganz gerade Bahn, mit bunter Wolle durchsetzt, die Achseln mit Kreuzstich überstickt.

Küche und Haus

Internationale Tomatengerichte

1. Nach deutscher Art. Die gleichgroßen, reifen Tomaten werden sauber abgewischt; der Deckel (an der gewölbten Seite) wird abgeschnitten; die Frucht wird ausgehöhlt. — Nun bereitet man eine Füllung von halb Rindfleisch, halb Schweinefleisch (gehackt), rührt ein in Wasser geweichtes, fest ausgedrücktes Brötchen dazu, etwas Milch, Pfeffer, Salz und nach Belieben Muskatnuß hinzu. — Die Tomaten setzt man in ein niederes Kochgeschirr, streut Salz darüber und füllt sie vorsichtig mit einem Teelöffel mit obiger Farce und läßt sie, mit einem weißen Fettpapier bedeckt, in Butter oder Margarine im Backofen bei mittlerer Hitze 15 Minuten braten. — Aus den Deckelstücken und dem Ausgehöhlten bereitet man mit einer gut gewürzten Mehlschwitze, der man auch etwas Maggi zusetzen kann, eine Tunke. — Die Tunke gibt man auf eine erwärmte Schüssel und setzt dann erst die gefüllten Tomaten hinein.

2. Nach holländischer Art. Durch die Stilseite der sauber abgeriebenen Tomate sticht man ein kleines, rundes Loch, das man nach innen verbreitert zur Aufnahme der Füllung. In diese gibt man etwas Salz, etwas Zucker und dann ein Stück Margarine. Nun streut man viel von einer Mischung Reibebrot mit Parmesankäse darüber und ordnet die gefüllten Tomaten zum Braten in ein niederes, gefettetes Geschirr fest nebeneinander. Dann beträufelt man sie mit zerlassener Margarine und brät sie bei Mittelhitze gar, die gefüllte Seite, die etwas gebräunt sein soll, nach oben.

3. Nach französischer Art. Man richtet die Tomaten vor wie in Nr. 1. — Die Deckelstücke und das Ausgehöhlte (roh) werden durch ein Sieb gestrichen und mit schaumig gerührter Margarine, zirka 50 Gramm, einem Teller voll sehr fein gehackter Pilze, Steinpilze, Eierpilze usw. vermischt. Dazu kommt eine kleine Tasse voll geriebenen Parmesankäse, ebensoviel geriebene Semmel, gehackte Petersilie, Pfeffer und Salz. — Gefüllt und gebraten werden sie wie in Nr. 1. Beim Anrichten beträufelt man die Tomaten mit Zitronensaft. Man reicht sie als Vorgericht, auch als Zwischengang. Auch kann man mit ihnen den Braten umlegen.

4. Nach englischer Art. Sauber abgewischte Tomaten zerschneidet man in zwei Hälften und bestreut sie mit Pfeffer und Salz; auf die Schnittflächen träufelt oder streicht man mit dem Pinsel Öl. Diese Tomatenhälften legt man, kurz ehe sie serviert werden, auf den Brotröster und röstet sie (nur einmal umwendend) gar. Dann setzt man sie vorsichtig, damit sie nicht durchbrechen, auf gebutterte Röstbrotschnitten und gibt sie als warme Vorspeise zu Tassenbouillon. Nach Belieben kann man Petersilie, Zitronensaft, etwas Maggi, Salz und Pfeffer darüber geben.

Allerlei Pilzgerichte

1. Pfifferlinge, auch Eierpilze genannt wegen ihrer gelben Farbe, kommen wohl in unsern Wäldern am häufigsten vor. Man entfernt von den Pilzen alles Unansehnliche und Schlechte, wascht sie in drei Wassern sauber, aber ohne sie zu drücken und gibt sie mit Butter und wenig Salz in eine Kasserolle und läßt sie, fest zugedeckt, gar dämpfen.

2. Pfifferlinge mit Schweinefleisch. Man schneidet Schweinefleisch (möglichst ohne Fett) in Würfel, bestreut diese mit Pfeffer und Salz und Mehl, wendet sie gut darin um und brät sie in Butter an. Ebenso dämpft man 1/4 Liter voll in Würfel geschnittenen rohen Schinken in Butter und gibt ihn zu dem Schweinefleisch und läßt alles zusammen ein Weilchen braten. Dann fügt man ungefähr einen gehäuften Suppenteller gut gereinigter Pfifferlinge und etwas Wasser hinzu und dämpft alles, zugedeckt, bis es gar ist. Kurz vor dem Servieren rührt man 2—3 Eßlöffel saure Sahne an die Tunke und bestreut sie mit fein gehackter Petersilie.

3. Gehackte Pfifferlinge mit harten Eiern. Die ganzen Pfifferlinge werden, nachdem sie geputzt und gut gewaschen sind, vorerst in Weißwein gedämpft. Dann werden sie fein geschnitten. Nun bereitet man eine Mehlschwitze mit Butter, rührt sie mit kalter Fleischbrühe (auch Maggis Bouillonwürfel) glatt und gibt Salz, Pfeffer, nach Belieben ein wenig Muskatnuß, ein Stück dünne Zitronenschale, sauren Rahm und vor dem Anrichten fein gewiegte Petersilie hinzu; zuletzt die gewiegten Pilze. Man richtet diese Speise auf einer flachen Schüssel an und garniert sie rund herum mit hartgekochten Eiern.

4. Auflauf von Pfifferlingen. Man entfernt von den Pfifferlingen alles Unansehnliche und Schlechte, wascht sie sauber und gibt sie mit Butter, Pfeffer und Salz und 1/4 Liter gehackten, rohen Schinken in eine Kasserolle und läßt sie gar dämpfen. — Ebensoviel Kartoffel wie Pilze sind in der Schale gekocht worden. Man entfernt die Schale und schneidet sie in Scheiben. Nun gibt man abwechselnd eine Lage Kartoffel und eine Lage Pilze in eine ausgebutterte Form. Die unterste und die oberste Schicht muß aus Kartoffeln bestehen. Vier Eier zerklopft man mit 1/4 Liter Rahm, in Ermanglung auch Milch, und gibt diese Flüssigkeit über die Kartoffeln, die man mit kleinen Butterstückchen belegt. Man schiebt den Auflauf in den Backofen, ca. 3/4 Stunden. Die Eimilch muß fest geworden und die Oberfläche goldbraun gebacken sein.

5. Gefüllte Omelette mit Pfifferlingen. 4—6 Eier, je nach Personenzahl. Die Dotter werden mit 6 knappen Teelöffeln Mehl, wenig Milch und etwas Wasser, Salz tüchtig geschlagen. Von den Eiweiß schlägt man steifen Schnee, der aber nicht stehen darf. Nun gibt man in die Pfanne ein gutes Stück Butter und während diese zergeht, rührt man das Eiweiß unter die Dotter und brät das Ganze vorsichtig auf einer Seite, schiebt die Omelette auf eine warme Schüssel und füllt sie halb mit nach Nr. 1 gedämpften Pfifferlingen, klappt die Omelette zusammen und bringt sie sofort auf den Tisch.

6. Pilzsuppe von Pfifferlingen. 3/4—1 Liter Pfifferlinge werden gut geputzt und gewaschen; dann mit Salzwasser 10 Minuten gekocht. Nun hackt man die Pilze und läßt sie in Butter 30—40 Minuten dämpfen. Dann mischt man 3/4 Liter Fleischbrühe (auch von Maggis Bouillonwürfel bereitete) und 1/4 Liter Pilzbrühe und gibt etwas Pfeffer hinzu. Nachdem man eine helle Butter-Mehlschwitze bereitet hat, füllt man sie mit der Pilzbrühe (glatt verrühren) auf und läßt sie noch eine Weile kochen. Vor dem Anrichten gebe man ein Ei und fein gehackte Petersilie hinzu.

7. Pilze zu trocknen. Die Pilze werden von allem Unsaubern und Schlechten gereinigt, aber nicht gewaschen. Dann werden sie in der Luft und an der Sonne getrocknet. Man bewahrt sie in Säckchen, aber hängend, an einem trockenen, luftigen Orte auf.

Will man sie im Winter essen, so weiche man sie abends vorher in Wasser ein und bereite sie anderen Tags wie frische Pilze.

8. Pilzauflauf von Champignons. 1 Pfund Pilze werden gekocht, ein halbes Pfund Makkaroni gebrochen und ebenfalls weich gekocht. Beides läßt man abtropfen und vermischt Pilze und Makkaroni in einer gut gefetteten Auflaufform. Dann kommen 3 gut verquirlte, gesalzene Eier über die Masse; zuletzt werden 3 Löffel saurer Rahm dazu gegossen. 1 Löffel Butter zerteilt man in kleine Stückchen und gibt sie darüber. Dann bäckt man den Auflauf 3/4 Stunden lang im Bratofen.

9. Pilzkoteletts. Ein übriggebliebener Rest Pilze wird gewiegt und mit einer geriebenen Zwiebel in Schmalz geschmort. 2 altgebackene Semmeln werden in Milch eingeweicht, ausgedrückt und hinzugefügt. Etwas Salz, Pfeffer, Petersilie und 1 zerquirltes Ei werden unter die Masse vermischt, so daß man Koteletts davon formen kann. Diese werden mit geriebener Semmel paniert und in Schmalz gebraten.

Küchengebote

Milch auf dem Feuer verlaß nur, wenn dein Junge zum Fenster hinaus fallen will.

*

Koche nicht, weil du gerade Feuer hast, sondern habe Feuer, weil du kochen willst.

*

Bedenke, daß du mit jeder Mahlzeit ein Examen ablegst, also sorge, daß es gut abläuft.

*

Um einen Sperling zu braten, braucht es kein Feuer wie für eine Gans.

*

Denke beim Kochen nach, aber koche nicht beim Nachdenken.

*

Laß nicht zum Küchenfenster hinausfliegen, was schwerfällig zur Türe hereinkommt.

O. K.

Der Wundervogel Tausendfreud / Von Cäcilie Allmendinger

Die Bewohner von Lustenau waren, wie schon der Name sagt, ein gar lustiges Völkchen. Alleweil hatten sie etwas zum Lachen und Fröhlichsein. Und statt Scheltworten riefen die Nachbarn einander lustige Scherzworte zu. Dabei ging das Arbeiten gerade nocheinmal so schnell und leicht von der Hand, daß schon das Zusehen eine Freude war. Und wurden sie je einmal nicht ganz fertig, dann stellten sie des Nachts ein Töpfchen Honig auf oder ein paar Nüsse und Rosinen, da kamen die guten Lichtmännlein aus der nahen Tuffsteingrotte und machten eins — zwei — drei alles fix und fertig. Lichtmännlein hießen sie, weil sie im Sommer in einer großen Vorratskammer das Sonnenlicht aufspeicherten; im Winter, wenn auf der ganzen Erde nur spärlich die Sonne schien, ließen sie dann wunderbar warme Sonnenstrahlen über Lustenau scheinen, so daß dort das ganze Jahr hindurch immer hell und freundlich die Sonne lachte.

Aber zum Allerschönsten im ganzen Königreiche Lustenau gehörte ohne Zweifel der Wundervogel Tausendfreud, den die Prinzessin Edeltraud vom Zwergenkönig als Patengabe erhalten hatte. Wenn Tausendfreud seiner kleinen Wunderkehle ein Lied entsteigen ließ, so war das, als wenn die herrlichste Flöte spielte; die Töne schwangen sich auf zu höchstem Jubel, trillerten und jauchzten vor Wonne, daß die Einwohner von Lustenau nicht anders konnten, als sich an den Händen zu fassen und in fröhlichem Tanz über den Marktplatz zu springen.

Nun begab es sich, daß die Prinzessin Edeltraud Hochzeit machen mußte. Dem alten König, ihrem Vater, wurde das Regieren zu beschwerlich; er wollte sich zur Ruhe setzen und zuschauen, wie ein Junger regierte.

Aber der junge König, das war ein gar finsterer Mann, den man nie lachen sah, und die junge Königin Edeltraud mochte ihn nicht gar sehr; sie nahm ihn nur auf Befehl der Minister und Staatsoberhäupter, weil man gehört hatte, daß er gewaltig klug sei und lauter neue Regierungskünste wisse.

Das erste, was der König vollbrachte, war ein Verbot an seine junge Frau: sie solle nicht immer lachen und singen, das könne er nicht leiden, und es sei überhaupt kindisch und ein Zeichen von Dummheit, wenn man immer lache und singe. Da wurde die junge Königin still und bekam ein ernstes, trauriges Gesicht. Aber die Bewohner von Lustenau, die davon nichts wußten, lebten weiter in Lustigkeit und Fröhlichsein. Ein Weilchen sah der junge König diesem Treiben zu, dann schickte er Herolde aus und ließ überall verkünden: „Alle laute Lustbarkeit ist künftighin in meinem Lande verboten, Lachen und Scherzen hat zu unterbleiben. Ich brauche ernste Bürger in meinem Staate, die still ihre Arbeit tun und keinen unnötigen Lärm machen. Wer meinem Verbot zuwiderhandelt, soll meinen königlichen Zorn spüren."

Da duckten sich die Leute, und das Lachen erstarb ihnen auf den Lippen. Sie wurden scheu und heimlichtuerisch und getrauten sich höchstens noch leise und verstohlen zu kichern.

Aber als an einem sonnengoldenen Morgen der Wundervogel Tausendfreud seine Lieder wieder in die Lüfte schmetterte und seine Flötentriller steigen ließ, da zuckte es den Leuten in den Beinen, das königliche Verbot war vergessen, und heissa, juchei drehten sie sich auf dem Marktplatz im Tanz.

Das sah von seinem Schlosse aus grimmigen Blickes der König. Voll Zorn griff er zur Armbrust, rannte in den Schloßhof und schoß den singenden Wundervogel mitten ins Herz. Die wunderbare Flötenstimme, die gerade noch so glockenrein vor den Fenstern der Königin getrillert hatte, brach mit einem wehen Seufzer ab und verstummte.

Als das die Leute von Lustenau hörten, ließen sie die Köpfe hängen und schlichen einer nach dem andern furchtsam nach Hause.

Aber auch die Lichtmännlein in der Grotte hatten den Todesseufzer des Wundervogels gehört, und der Zwergenkönig schickte den schnellsten unter ihnen um Kundschaft aus. Oh, was hat das gute Männlein finden müssen! Auf dem harten Erdboden lag der Wundervogel tot und steif, die dünnen Krallfüßlein an den Leib gezogen. Dicke Tränen liefen dem Zwerg in den Bart. Und als er aufblickte, stand die Königin vor ihm mit ihrem wunderschönen traurigen Gesicht. Verzweifelt rang sie die Hände: „Tausendfreud, mein einziger Trost, ist tot!" seufzte sie. — „Das ist das Werk Eures Gatten", rief erzürnt das Lichtmännlein. Und die Königin sprach: „Ich will nicht mehr hier bleiben, ich fürchte mich vor ihm und seiner Armbrust. Liebes Lichtmännlein, nimm mich mit zu meinem Paten, dem Zwergkönig."

„Tausendfreud ist tot", seufzte die Königin

Und also hauste Edeltraud von nun an in der Zwergengrotte; diese war riesengroß, taghell erleuchtet von den Strahlen aus der Sonnenkammer; zwischen Tropfsteinblumenbeeten träumte ein wunderschön blauer Märchensee, auf dem die Königin in einem goldenen Schifflein rudern konnte. In der Mitte des Sees war ein kleiner Berg aus blutroten Korallen, der über das Wasser herausragte. Auf ihm stand ein kristallener Schrein, darin der tote Wundervogel lag. Gar oft liebkosten ihn die Augen der Königin, und dann fiel ihr wieder ihr Gemahl, der böse König, ein. Sie schickte Kundschafter aus, wie es draußen im Königreich zugehe. Oh, schlecht, sagten sie. Die Leute seien böse und händelsüchtig, sie quälen einander wo sie können, Raub und Diebstahl sei das blühendste Handwerk, statt Lachen und Fröhlichkeiten höre man nur Flüche und Schmähungen. Die Geschäfte gingen sehr schlecht, weil niemand mehr etwas arbeiten möge. An die Lichtmännlein glaube niemand mehr, deshalb sei die Sonnenkammer für Lustenau vermauert worden, und es herrsche immer ein trüb-

seliges, sonnenloses Wetter. Das alles stimmte die Königin sehr, sehr traurig.

Erst nach Jahr und Tag fragte sie den Kundschafter auch einmal nach ihrem Gemahl, dem König. Ja, das sei eine seltsame Sache, berichtete das Männlein. „Der König ist schwermütig geworden, seit Ihr von ihm gegangen seid, Herrin. Er kümmert sich um keine Regierungsgeschäfte mehr. Tag und Nacht streift er im Land umher, und sucht nach Euch —"

„Nach mir?" wunderte sie sich mit großen Augen.

„Ja, nach Euch. Aber er wird Euch nie finden, denn für Menschenaugen ist der Eingang zu unserer Höhle unsichtbar."

Die Königin Edeltraut war eine herzensgute, brave Frau, und so hatte sie großes Mitleid mit dem einsamen König, der sich nach ihr sehnte. Kurz entschlossen ging sie zum Zwergenkönig. Der saß auf einem mit scharlachrotem Samt überhangenen Tuffsteinthron, hatte eine funkelnde, goldene Krone auf, und sein langer, weißer Bart rauschte wie ein Wasserfall über die steinernen Thronstufen hinab. „Herr Pate," sprach die Königin ihn an, „wollt mir verstatten, daß ich Botschaft an meinen Gatten sende, wo er mich finden kann. Berührt mit Eurem Zauberstab den Boten, damit er nicht mehr unsichtbar ist, sondern dem König gegenübertreten kann . . ."

„Das soll geschehen," sprach milde der alte Rauschebart, „aber ehe dein Gemahl den Bewohnern von Lustenau nicht wieder das Lachen schenkt, eher soll er dich nicht wiedersehen, mein Kind."

Die Königin senkte mutlos das Haupt und ließ den Boten ziehen. Es war ja doch umsonst. Nie würde der harte König nun auf einmal nach Jahren des Trotzes und der Unbeugsamkeit nachgeben. Ach, und sie hatte doch so schmerzlich Heimweh nach ihrem Schloß, nach ihrem alten Vater und — nach ihrem Gatten. Wie wird er den Boten empfangen? Wird er ihn überhaupt anhören? Und wenn er die Bedingung vernimmt — wird er nicht schelten und fluchen und zur Armbrust greifen? — Sie setzte sich ans Ufer des Märchensees, dem blutroten Korallenberg gegenüber, der den kristallenen Schrein mit dem toten Wundervogel trug. Jetzt mußte der Bote wohl im Schlosse angelangt sein und vor dem König stehen. Mit klopfendem Herzen blickte die Königin wie unter einem Bann auf den gläsernen Vogelsarg, als könne ihr von dort Hilfe kommen. Und sieh, brach nicht auf einmal ein goldheller Schein daraus hervor? Fing das Kristall nicht zu leuchten und zu glühen an, als schlügen funkelnde Flammen daraus? Starr blickte die Königin. Und sah, wie der kleine Glasdeckel aufsprang und ein Sichregen und Flattern durch den Vogelkörper ging. O Wunder, der starre Leib erwachte zu neuem Leben, die bunten Federn funkelten und glänzten, die Schwingen breiteten sich, und mit einem hellen Jubelton entstieg Tausendfreud dem Grabe und trillerte wie einst seine herrlichsten Flötentöne.

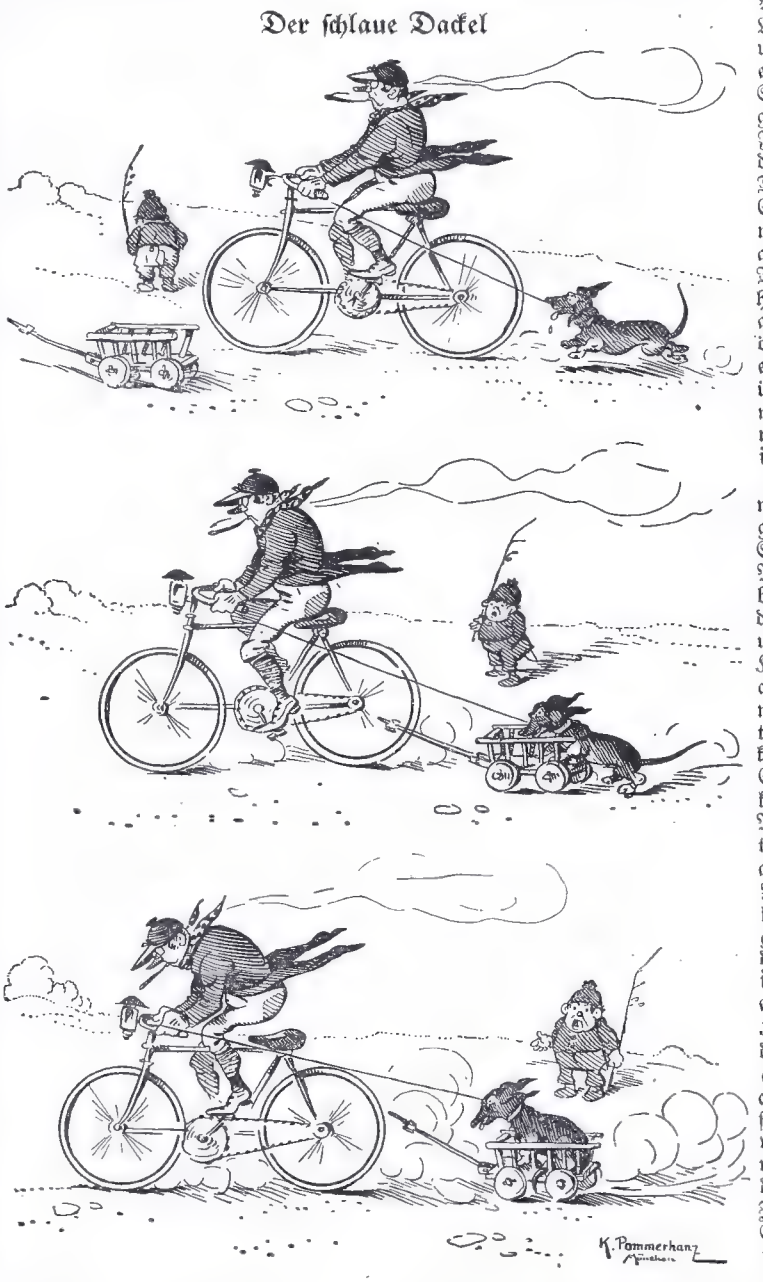
Da wußte die Königin voller Wonne, daß in diesem Augenblick das Lachen gesiegt hatte, und daß alle Trübsal zu Ende war. Ganz verzückt vor Freude folgte sie dem Wundervogel, der dem Ausgang der Höhle zuflog und nun auf einmal draußen im Freien seine schönste Weise schmetterte. Da ging es wie ein großes Aufatmen durch das ganze Land. Und schon kam voller Liebe der König herbei und schloß seine Gemahlin lächelnd in die Arme, und alles Volk, das herbeigelaufen kam, fing an zu jubeln und zu tanzen wie einst. Die Leute und das ganze Königreich wurden wieder gut und sonnig froh. Und so ist es heute noch überall, wo Menschen einander lieben — da hat das Böse keinen Platz.

Das unerschrockene Kind

Es war einmal ein braves Mädchen, das eine gar böse Stiefmutter hatte. Diese jagte das arme Kind aus dem Hause. Da lief das Mädchen weit weg und kam in einen großen, dunkeln Wald. Als die Nacht kam, sah es ein Licht in der Ferne schimmern und ging darauf zu. Da kam es bald zu einem schönen Schlosse und läutete an. Alsogleich sah ein Totenkopf zum Fenster herab und fragte nach dem Begehren des Kindes. Dieses sprach: „Ich bitte um Einlaß und Nachtherberge, damit mich nicht die Wölfe hieraußen fressen." Da rief der Totenkopf: „Wenn du mich herauftragst, will ich schon herabkommen und dir die Türe öffnen." Das Kind versprach es, und der Totenkopf kugelte über die Stiegen hinunter und machte auf. Das Mädchen nahm den Kopf und trug ihn in das Schloß hinauf.

Da sprach der Kopf: „Stell mich nun auf den Tisch und geh' in die Kuchen, mir einen Schmarren zu kochen. Eier und Mehl gibt's genug." Das Kind begann zu kochen. Während dieser Arbeit fielen Totenbeine und andere Dinge aus dem Kamine herunter. Das Mädchen ließ sich aber nicht irremachen, kochte die Speise fertig und trug sie dem Totenkopf ins Zimmer. Nach dem Essen sagte der Kopf: „Jetzt kannst schlafen gehen. Um Mitternacht wird aber ein Totengerippe kommen und dich aus dem Bette reißen wollen. Wenn du dich nicht fürchtest, kann es dich nicht herausbringen." Das Mädchen ging auf die Kammer und legte sich ins Bett. Schlag 12 Uhr kam ein Gerippe und wollte das Kind mit allen Kräften aus dem Bette werfen, konnte es aber nicht. Als das Mädchen am andern Tage erwachte, stand der Totenkopf als schneeweiße Jungfrau vor dem Bette und sprach: „Gott vergelt's dir, daß du mich erlöst hast! Zum Danke gehört mein Schloß mit allem, was darin ist, dein."

Der schlaue Dackel



Herausgeber und verantwortlicher Hauptschriftleiter: Dr. Alfons Heilmann, München, Lachnerstraße 10, Tel. 61 406.
Druck und Verlag von Josef Kösel & Friedrich Pustet, München, Kaiser Ludwigsplatz 6.
Manuskripte (stets mit Rückporto!) an: Schriftleitung „Deutscher Hausschatz" München, Lachnerstr. 10.
Für unverlangte Manuskripte und Besprechungsstücke haftet die Schriftleitung nicht.
Nachdruck aller Beiträge verboten. — Alle Rechte vorbehalten.

Kunstbeilage zu „Deutscher Hausschatz / Sonntag ist's“

Druck von Josef Kösel & Friedrich Pustet, Kempten

Gabriel v. Max: Abendglocken

Aus Gottes Wunderwelt — Im Schweizer Rosenlaui-Tal

Der Pfarrer vom blühenden Weinberg

Roman von Felix Timmermans

Fortsetzung

Als am nächsten Morgen Gommarus abgereist ist, geht der Pfarrer selbst zu Doktor Bos, um mit ihm den Fall zu besprechen, um Rat und Klarheit zu holen . . .

„Herr Doktor, Leontine geht es von Tag zu Tag schlechter. Sie hält kaum noch zusammen, und ich möchte Sie fragen, ob es außer der Medizin nicht noch ein Mittel gibt, das der Kranken helfen könnte."

„Es ist sonderbar!" sagt Doktor Bos, seine „Reise um die Welt" zuschlagend. „Wenn jemand stirbt, dann ist der Arzt schuld, und wenn er gesund wird, dann hat es Gott bewirkt! Aber muß ich denn nicht auch sterben? Erst mögen die Kranken meine Ratschläge befolgen!"

„Nein, Herr Doktor, es handelt sich nicht darum. Ich möchte mich nur bei Ihnen erkundigen. Ich habe das Bedürfnis, darüber zu reden. Ach, wissen Sie, das Kind steht meinem Herzen so nahe!" Er wischt sich mit dem Daumen eine Träne von der Backe. „Wohl bin ich ein Priester, und wenn Gott sie zu sich nimmt, werde ich das Haupt beugen und aus dem Grund meiner Seele sagen: ‚Gelobt sei der Herr!' Es gibt jedoch menschliche Beziehungen, unsichtbare Fasern, die uns trotz allem Glauben so innig mit manchen Menschen verbinden, daß wir nicht ohne Kummer und dunkler Verzweiflung bleiben können, wenn uns diese Menschen genommen werden. Unsere Seele ist stark, Herr Doktor, aber unser Körper auch; und der Kampf der Seele mit dem Körper dauert bis an das Totenbett. Ja, der Körper ist mitunter so stark, daß, wenn er etwas verliert, das ihm lieb war, die Seele dadurch verwundet werden kann. Ich bin kein Heiliger!"

Der Pfarrer blickt mit gebeugtem Kopf sinnend vor sich hin.

Doktor Bos geht auf und ab, die Hände auf dem Rücken. Er ist milder geworden durch die Niedergeschlagenheit des Herrn Pfarrers.

„Offen gesagt, ich glaube, daß sie ein Vogel für die Katze ist. Die Lunge trocknet aus. Bergluft braucht sie."

„Aber sie sagten doch, daß unsere Luft . . ."

„Ja, damals . . . aber jetzt ist Bergluft das Beste . . ."

„Können manchmal zwei Ärzte nicht verschiedener Meinung sein?"

„Der eine sagt, daß Rauchen gesund ist, der andere das Gegenteil. Ich weiß schon, wo Sie hinauswollen. Sie haben kein Vertrauen zu mir allein. Nun, Herr Pfarrer, holen Sie ruhig noch einen zweiten Arzt. Ich bin damit einverstanden. Aber eine trockene Lunge kann man doch nicht feucht machen."

Der Pfarrer erhebt sich. „Gut, ich werde einen andern Arzt, den ich kenne, fragen, ob er kommen will."

Mit einemmal kommt er sich klein und lächerlich vor, als Priester mit einem schönen Glauben, gegenüber der brutalen Lebensauffassung des Doktors Bos. Und rasch öffnet er die Tür und will gehen. Doch plötzlich sagt dieser: „Aber was meinten Sie damit, ob es außer der Medizin nicht ein anderes Mittel gäbe?"

Der Pfarrer erzählt Leontinens Liebesgeschichte, und dann meint er, ob es nicht ratsam wäre, ihr zu sagen, daß Michael immer mehr den Glauben sucht. „Kann ihr das nützen oder schaden?"

„Und wenn der junge Mann morgen ein Heiliger würde," sagt Doktor Bos, „glauben Sie, daß die Bazil-

len dann die Beine unter den Arm nehmen und ſich davonmachen würden? Tauſend Erdbeben bewirken es nicht, und auch die Liebe nicht. Man ſtirbt nicht an der Liebe, ſondern an den Bazillen. Speck, meine Medizin und Bergluft! Ja, auch das Wunder, Herr Pfarrer, davor ziehe ich den Hut; aber ſolange das Wunder nicht kommt, muß man dieſe Tierchen erſticken im Fett, mit meiner Medizin begießen und erfrieren laſſen in der Bergluft, und wenn das nicht hilft, dann müſſen wir es aufgeben. Ich habe die Bazillen nicht erfunden . . ."

Den ganzen Tag grübelt der Pfarrer darüber nach, ob er es ihr ſagen ſoll oder nicht. Als es Abend geworden iſt, geht er mit dem Leuchter über den Gang, ergreift zögernd die Türklinke von Leontinens Zimmer und iſt im Begriff, einzutreten. Er hört ſie drinnen Gebete murmeln. „Nein," ſagt er, „es könnte ſie zu ſehr angreifen", und er geht zurück auf ſein Zimmer.

*

Der vornehme Arzt aus Antwerpen gibt und ſagt dasſelbe wie Doktor Bos, aber mit einem Schwall von hohen Worten. „Die Krankheit iſt zu weit vorgeſchritten, es liegt kein unmittelbarer Grund zur Beunruhigung vor, eine Luftveränderung wäre augenblicklich nicht ohne Gefahr; ſich ruhig verhalten und inzwiſchen die Anordnungen meines Kollegen Doktor Bos befolgen . . ."

Sophie hat einen Wunderdoktor ausfindig gemacht, der eine von ihm ſelbſt bereitete Medizin gibt und bei der Kranken dreimal täglich Terpentinharz brennen läßt.

Am Sonntag darauf kommt der Pfarrer von der Abendandacht zurück. Wie aufgeplatztes Gold ſteht der Himmel hinter den Häuſern und den dunklen Bäumen.

Geſtern hat Leontine eine volle Schüſſel Blut geſpuckt, und Doktor Bos hat nur geſagt: „Es iſt beſſer, daß das Zeug wegkommt, als daß es drinnen ſitzenbleibt."

Als der Pfarrer nach Hauſe kommt, findet er ſeinen Bruder weinend an ihrem Bett.

„Was gibt es, Bruder, warum weinſt du?"

„Nun ja," ſchluchzt er, „ſie hat mich gebeten, morgen nicht abzureiſen, ſie ſagt, daß ſie mich nächſten Sonntag nicht mehr ſehen wird! Gott! Gott!"

„Was iſt denn, Leontine?" fragt der Pfarrer, dem plötzlich der Angſtſchweiß ausbricht.

„Oheim, ich fühle es. Ich träume andauernd, daß zwei Engel an meinem Bette ſitzen, hier einer und dort einer. Sie haben eine kleine Leiter aus dunklen Veilchen. Sie haben noch kein Wort geſagt . . . Nur blicken ſie fortwährend auf die Tür, in der ſie jemanden erwarten, und wenn der kommt, dann werden ſie mich auf ihre kleine Veilchenleiter legen und forttragen."

„Aber es iſt nur ein Traum, Kind . . . du darfſt nicht an Träume glauben . . ."

„Es iſt eigentlich kein Traum, Oheim, denn wenn ich nur flüchtig die Augen ſchließe," — ſie ſchließt ſie wirklich — „dann ſehe ich ſie ſitzen, da, beide in dunklem Kleid, die Flügel über den Schultern, die untere Seite der Flügel iſt glänzend purpurn, ihr Geſicht ſehe ich kaum."

Angſtvoll fragt Gommarus: „Und . . . und wer iſt es . . . den ſie erwarten?"

Sie richtet die großen Augen auf ihren Vater, der in Hemdsärmeln daſitzt, und ſagt gütig und tröſtend: „Nun . . . lieber Vater . . . es iſt namenlos und unſichtbar wie der Wind."

Der Vater fängt von neuem an zu weinen. „Komm, Kind," ſagt der Pfarrer, „ruhe dich etwas aus, dein Geiſt iſt jetzt ein wenig überſpannt! Wenn du dich an die Träume hältſt, dann hüllt ſich die ſchöne Wahrheit in Nebel. Wir wiſſen nichts von dem, was der Himmel will. Doktor Bos hat mir geſagt, daß es dir nun beſſer gehen wird, nachdem das Blut ſich aus deiner Bruſt gelöſt hat."

„Wenn Doktor Bos es ſagt, wird es ſchon ſo ſein, Oheim . . . aber ich hätte Vater gerne bei mir in dieſen Tagen!"

„Engel, mein Engel!" ſchluchzt Gommarus; er küßt ihre magere Hand, und weinend führt er ſie über ſeine Wangen und ſeinen Bart.

„Sieh, die Mondſichel lacht hinter der Mühle, Oheim!"

Und leiſe ſchläft ſie ein, zwei Engel mit purpurnen Flügeln ihr zur Seite.

*

Am Dienstag kommt Doktor Bos mit dem Pfarrer die Treppe herunter und ſagt: „Solange noch Leben da iſt, iſt auch Hoffnung vorhanden; aber reichen Sie ihr nun ruhig die Sterbeſakramente."

„Das iſt der Anfang vom Ende", ſeufzt der Pfarrer. Gommarus fällt ſeinem Bruder um den Hals und weint wie klagender Herbſtwind im Kamin.

Der Pfarrer geht hinauf, um Leontine langſam vorzubereiten.

Die Sonne wirft Licht und Farben in das Zimmer. Schräg an der Wand zeichnet ſie große Vierecke auf die Tapete mit verblichenen Schlüſſelblumen. Silbernes Laub und goldene Trauben in blauen Vaſen zu beiden Seiten des Kruzifixes glühen wie Lampen. Leontine liegt zart und klein im großen Mahagonibett. Zwei Zöpfe blonden Haares liegen ſauber auf ihrem weißen Nachthemd über der eingeſunkenen Bruſt; ihre Hände ſind lang, und durch das gelbe Fleiſch ſchimmern die weißen Knochen. Das Geſicht iſt mager, die Haut geſpannt über den Backenknochen, dem Kinn und der Naſe. Es iſt ganz durchſichtig wie der obere Teil einer Kerze, die im Dunkeln brennt. So gibt es auf alten Gemälden Geſichter von Bußheiligen, mit purpurnem Munde und trägen Augen. Aber ihre Lippen ſind weiß und ihre großen Augen hell und grau. Und ſie lächelt. Aber man weiß nicht, ob ſie der ſtillen, ſonnigen Landſchaft zulächelt, wo die weiße Mühle auf dem Kornhügel ſich dreht, oder in ſich hinein, zu ihrer eigenen Seele. Jeden Tag ſteht die ſchönſte Roſe des Gartens in einem Waſſerglas neben ihr.

Sie wendet die Augen zum Pfarrer. „Oheim, iſt Vater unten?"

„Ja, und wie fühlſt du dich, Kind?" Er ſetzt ſich nieder und verſucht das Geſpräch auf die Sterbeſakramente zu bringen, damit ſie es allmählich begreifen ſoll.

„Oheim, du biſt allein. Darf ich dir nun etwas ſagen?"

„Gewiß, Kind, gewiß", und er legt ihre kalte, magere Hand in die ſeine.

„Mein armer Vater ſoll es nicht hören, Oheim, aber ich glaube, daß ich nun bald ſterben werde." Sie blickt ihn flehend an; der Schatten ihrer langen Wimpern legt ſich wie Samt über den Glanz ihrer Augen.

„Kind, aber Kind!" ſtammelt er verlegen und entſetzt.

„Jawohl, Oheim", beſtätigte ſie nun deutlich. Und mit ruhiger, ſanfter Stimme murmelt ſie: „Meine Seele iſt wie eine losgelöſte Flamme, die an der Decke eines dunklen Zimmers umherkriecht und einen Riß ſucht, um davonzufliegen. Und die Engel haben einander ein Zeichen gegeben. Du wirſt nun veranlaſſen müſſen, daß mir die Sterbeſakramente gereicht werden, Oheim . . ."

Er beugt das Haupt und hört ſie dann zögernd flehen: „Aber Oheim, ich möchte dich noch um etwas ganz Großes bitten."

Verwundert und neugierig ſieht er ſie an.

„Frage nur, frage nur, Leontine."

„Für dich iſt es nicht viel, Oheim . . . aber wohl für

mich; es ist nur, ob ich, bevor ich sterbe, Michael noch einmal sehen dürfte."

Und als einzige Antwort drückt der Pfarrer mit ausgebreiteten Armen das Gesicht an die Wand und weint.

„Armes Kind! Armes Kind!" stöhnt er.

Ein Gedanke, den er vergessen hatte zu denken, steht plötzlich klar und deutlich vor ihm: sie stirbt für Michael! Daß er das nicht gesehen hat und daß dies doch das Einzige war, wovon er innerlich fest überzeugt war. Aber nun ist es so deutlich, so deutlich! Was mag nur in ihm geschlafen haben? Er fühlt sich plötzlich tiefschuldig an ihrer Krankheit, an ihrem Tode.

Verzweifelt dreht er sich um, ergreift ihre Hände, möchte vieles sagen, sie um Verzeihung bitten, daß er es nicht gesehen hat, sie bitten, ihm dies und jenes zu erklären; aber ruhig blickt sie ihn an und wartet mit Geduld und Verlangen auf seine Antwort.

„Daß du soviel Kummer hast verbergen können, Kind?" ist das einzige, was er sagen kann.

„Das ist nun alles vorüber, Oheim. Ich habe schon lange keinen Kummer mehr; aber ich habe ihn immer lieb gehabt. Das ist doch nichts Böses, nicht wahr, Oheim?"

Sie lächelt, als er verneinend den Kopf schüttelt.

„Und die Engel kommen, mich abzuholen, Oheim; und wenn ich ihn noch einmal sehen dürfte . . . das ist mir in den letzten Tagen so allmählich klar geworden . . . dann werde ich ruhig sterben, Oheim; aber wenn du nicht willst, wenn es dir peinlich ist, dann ist es auch gut . . . unser Heiland hat soviel gelitten."

„Er kommt, Kind, er kommt, und wenn ich ihn selber holen müßte!"

*

Es ist zwei Tage später. Weiße Gewitterwolken drohen hinter der Mühle hervor, und in der Abenddämmerung hört sie den Geistlichen sich entfernen, der ihr die Sterbesakramente gereicht hat. Sie weiß, daß die Leute nun auf der Schwelle knien und für sie beten.

Die hohe Gegenwart Gottes in ihr breitet plötzlich Sonne und heitere Farben über ihre ganze Vergangenheit: über die großen Plätze der Stadt, auf denen sie spielte, über die nackten Schulwände und die Spielkästen, über das weiße Kleid ihrer ersten Kommunion und die ersten Bücher, in denen von der Liebe gesprochen wurde.

Und wie goldene Teiche unter einem Osterhimmel liegen jetzt die Liebestage mit Michael glänzend vor ihren Augen.

Sonne legt sich auf alle Stunden, auf die süße, schüchterne und doch tiefe Neigung, da die Liebe noch nicht Liebe war, als noch kein Wort gesprochen wurde, jeder im eignen Herzen und im Auge des andren das neue Leben erriet, in der Orgelmusik und in den erleuchteten Fenstern der Kirche drüben; und goldene Trauben sind die Briefe und die Grüße. Sonne fällt nun sogar in die dunklen und trüben Stuben, auf das Geständnis, das sie ihrem Vater ablegte, auf den Abschied Michaels und ihre große Seelennot in der Kapelle zu den Fünf Wunden. Ihr Leben war eine goldene Musik, belauscht im klingenden Lichte der Gegenwart Gottes in ihr. Zur Hälfte lebt sie schon im Himmel.

Und sie möchte die Hände falten vor Dankbarkeit... aber die Finger rühren sich nicht. Sie wagt es nicht, ein einziger Faden ist noch nicht durchgerissen. Wenn Michael nun nicht kommt, dann wird alles wieder dunkel werden. Und sie wartet.

Ihn noch einmal sehen und sich ganz klein in seinen dunklen Augen spiegeln, die Hände fühlen, die sie gestreichelt; die Lippen glänzen und zittern sehen, die so begeistert zu ihr gesprochen haben.

Ihn noch einmal sehen, ihn, den sie so stark geliebt hat, daß sie ihr Leben für ihn zerkrümelt hat wie gutes Brot; und dann die Erde verlassen und wie ein duftendes Blumenblatt aufsteigen zum Himmel.

„Gott, darf es? Gott, darf es sein?" betet sie bei jedem Kreislauf ihrer Gedanken.

Jeden Augenblick kann er nun kommen; denn sie weiß, wenn Michael den Brief erhält, wird er sich erheben und nicht zögern, sei es auch zu Fuß, durch die Tageshitze oder durch die Nacht, zu den Hügeln zu eilen.

„Ob er wohl den Brief schon erhalten hat?" möchte sie den Oheim fragen, der neben ihr sitzt und die Nachtwache übernehmen wird; aber in der Dämmerung sieht sie seine Lippen sich bewegen, und sie achtet sein Gebet.

Vielleicht kommt er jetzt auf einem sehr weiten Weg auf sie zu, verloren zwischen Korn und Abendeinsamkeit. Ihr ist, als ob sie ihn herankommen sieht, ein winziger Punkt in der Unendlichkeit des Raumes, und es sieht aus, als ob er gar nicht vorwärts käme; seine Beine gehen, gehen, aber die Ferne ist zu groß, und er ist zu klein, um darin vorwärts zu kommen. Ach, wenn er nur noch zur Zeit kommt, denn die Engel heben immer mehr das Haupt zur Tür, und die Falten ihrer Gewänder bewegen sich.

„Wie spät ist es?" möchte sie immer wieder fragen, aber sie wagt nicht, den Oheim zu stören.

Sobald die Treppe knarrt, lauscht sie gespannt und hält den Atem an.

Als die Turmuhr ihre seltenen Stundenschläge über das friedliche Dorf tönen läßt, denkt sie: „Wieder eine Stunde weniger, daß ich warten muß."

Aber die Stunden sind so träge; und die kleinen Schlafpausen ab und zu, die lang erscheinen, das fünf Minuten lange Augenschließen, lassen die Zeit noch träger erscheinen. Es wird Abend, und beim aufsteigenden Mond sieht sie die weißen Gewitterwolken von vornhin noch ebenso unbeweglich hinter den Hügeln.

Die drei Fenster stehen sperrangelweit offen. Eine drückende Schwüle lastet im Zimmer. Summende Mückenschwärme spielen im hellen Mondschein.

Die Nacht ist lang.

Endlich sieht sie die Mühle aufleuchten im frischen Morgenlicht. Die Wolken sind noch da, purpurn und bleigrau mit schmutziggelbem Kopf. Eine beängstigende Dunkelheit erfüllt die Ferne; es gibt keinen Nebel — alles ist lau und trocken, matt und welk.

Und beim Ave-Läuten setzt plötzlich ein weicher Regen ein mit rauschendem, frischem Ton; ein paarmal zucken rote Blitze hinter der Mühle, der Donnerhammer pocht am Himmel, von den Hügeln widerhallen die rollenden Schläge, und die Erde raucht unter einem strömenden Regen. Man hört keinen Laut, nur den Regen und ab und zu einen Donnerschlag, vom dichten Regen gedämpft.

Noch hängt die Schwüle in der Luft.

Bis plötzlich das zuckende Licht eines starken Blitzes durch die Wolken bohrt; das Wetter wendet sich nun, als wäre es vor sich selbst erschrocken.

Ein weicher Wind, kühl wie eine Birne, bewegt die tropfenden Bäume und zerrt die Wolken auseinander. Der Regen wird dünner, zu feinen silbernen Fäden. Man riecht und fühlt etwas wie eine unangenehme Erlösung in der Luft.

Der Wind wühlt ein Loch in die Wolken, und eine Säule von Sonnenlicht stürzt auf ein grünes Feld, das plötzlich auffunkelt wie ein Kirchenfenster. Drüben treibt eine goldene Prozession übers Korn, und dann erhebt sich ein riesiger Regenbogen über der Mühle.

Leontine hat alles mit kindlichem Anteil beobachtet. Sie zieht den Regenduft ein, der durchs Fenster hereinweht; die Kletterrosen, die draußen an der Mauer das Fenster einrahmen, duften süß und feucht, und das Land liegt glänzend und sonnig da, wie neu geschaffen. Die Vögel singen aus voller Kehle, und in der Ecke des silbernen Teiches spiegelt sich das Türkisblau des Himmels.

Sophie bringt eine frische Rose. Es wird wohl die letzte sein, und es ist eine rote.

„Heute ist ein schöner Tag, um zu sterben, Oheim", sagt sie voller Verlangen.

Die weiße Mühle fängt an, sich zu drehen.

*

Wie spät ist es?" fragt sie ängstlich, mit hohler Stimme, als sie am frühen Nachmittag aufwacht.

Verwundert blickt sie auf den Oheim, ihren Vater, Doktor Bos und Sophie, die hin und her läuft und kein Gebet zustande bringt, außer: „Jesus, Maria, Joseph."

„Ist er noch nicht in Sicht, Oheim? Die Engel wollen sich schon erheben."

Der Vater geht zum Fenster und blickt auf die einsame Kornlandschaft.

„Es geht zu Ende", flüstert Doktor Bos dem Pfarrer zu.

Dem Pfarrer wird's schwindlig. Wie eine erstickende Last fällt es ihm auf die Brust. Er hatte stets gedacht: „ich werde stark sein"; und nun ist es ihm, als ob er selber sterben müßte, so greift es ihn an, da er dieses reine Veilchenleben so groß und ruhig hinsinken sieht in die Ewigkeit. Die Haare sträuben sich ihm, ihn schaudert, aber ihn schaudert vor Rührung und Ehrfurcht. Sie hat auf alles verzichten können, wonach doch ihr Herz so großes Verlangen trug; sie vermochte sich zu opfern um ihrer Seele willen. „Und ich, ich?" fragt er sich selbst. Er fühlt sich dunkel im strahlenden Lichte, das von ihrer Seele ausgeht. „Was bin ich?" Und mit Selbstvorwürfen blickt er in die Tiefe seiner Seele. „Was bin ich?" und schnell, wie einen fallenden Stern, sieht er sein Leben, ohne Verdienst, wie schmorende Pflaumen auf einem stillen Feuer, ohne Wachstum, ohne schwingende Begeisterung!

„Was bin ich? Jemand, der sein Leben mit Watte und Wolle umgibt, ebenso wie seinen Körper; der ängstlich allen alltäglichen Sorgen aus dem Wege geht und seine Tage angenehm macht mit sorglosen Stunden; der sich die Füße wärmt, wenn es kalt ist, und die Kehle erfrischt, wenn die Sonne auf der Haut brennt; und vor allem, jemand, der Gott lobt mit einem auserlesenen Weinkeller!"

Er fühlt sich nicht müßig und ist sich keiner Sünde bewußt; er war stets voller Liebe zu Gott und den Menschen! Aber wo ist sein Opfer? Was hat er gebrochen hinter sich liegen? Das Opfer, das den Geist frei macht, schärft und erleuchtet, er hat es nicht dargebracht. Nichts ist gebrochen in seinem Leben, weder für sich noch für andere, sein Leben ist wie ruhiges Öl.

Das Alltägliche hält ihn umfangen und macht ihn träge. Wo ist das große Feuer, die sprühende Begeisterung, die uns allein auf dem Wege zum Himmel vorwärts hilft? Wo ist selbst das leuchtende Ideal seiner Jugend, als er zum Priester geweiht wurde und die erste heilige Messe las und seine selige Mutter den Altar in himmlischem Feuer erblickte? Damals lebte er in dem Dunstkreis der Heiligen, die Flamme der Begeisterung wanderte mit über seinem Haupt; er schwärmte für die Armut des heiligen Franziskus und die Ausdauer des heiligen Antonius. Aber nun empfindet er seine Armut: daß er nicht über die Worte hinausgewachsen ist, daß alles nur eine schöne Sehnsucht blieb, die nicht weitergediehen ist, und daß er unbewußt mehr Freude hatte an der Sehnsucht als am Wachsen zur Verwirklichung.

„Ich bin noch schuldiger als Michael, der ebenfalls nach Gott verlangt und doch nicht zu ihm hingeht, denn ich glaube!"

Er fühlt, was seinem Leben fehlt: das Opfer.

Sein Herz erwacht nach jahrelangem Schlaf.

Eine Minute nur hat es gedauert, aber es hat ihn innerlich umgewühlt, wie der Pflug das Feld aufbricht beim Nahen des Frühlings.

„Es geht zu Ende, geben Sie Obacht", sagt Doktor Bos noch einmal zum Pfarrer, und demütig, die Seele erleuchtet von einem neuen Licht, kniet er nieder auf den Betstuhl und legt das Haupt in seine beiden Hände.

Sie meinen, daß er betet; er weint.

„Wie spät ist es?" fragt Leontine wieder.

Niemand wagt zu antworten. Alle fühlen, daß Worte die heilige Stimmung nur stören könnten. Der Sonnenschein fällt schräg durch die Fenster, betrachtet alles ganz genau und rückt dann langsam mit den Stunden weiter.

Und alles scheint in diesem Licht sich ihr Bild noch einmal einprägen zu wollen. Die goldenen Trauben spiegeln es wider mit scharfem Strahl, und die roten Kletterrosen, sich biegend im weichen Winde, gucken zum Fenster herein.

Der elfenbeinerne Christus auf dem glänzenden Kreuz aus Mahagoniholz sieht sie mit matten Augen an, und der Christus mit den furchtbaren Augen betrachtet sie mit klarem Blick. Der silberne Leuchter blickt sie an und ebenso die Medizinflaschen und die rote Rose im Wasserglas.

Alles blickt sie an, die Dinge und die Menschen.

Über die heiße Ruhe der Felder dreht sich die weiße Mühle.

„Wie spät es?" fragt Leontine, immer wieder die Augen schließend.

Es schlägt zwei Uhr vom Kirchturm, und eine Schwalbe fängt plötzlich an, vor dem Fenster auf und ab zu fliegen, mit unaufhörlichem Zirpen, als ob sie ihr Nest verloren hätte und es hier finden wollte.

Leontine öffnet die Augen und lauscht und sucht.

Freudig murmelt sie: „Genau so, als ob das Wunder, das einmal über meinem Haupt gehangen hat, nun wiederkommen wollte. Damals war auch eine Schwalbe dabei . . . das weiß ich noch!"

Der Pfarrer hat sich erhoben und hört ihr andächtig zu. Jedes ihrer Worte bekommt für ihn eine tiefe Bedeutung. Seine großen, blauen Augen sehen sie fromm und ehrfurchtsvoll an. Was er erblickt, ist so schön! Und er schuldet ihr so viel; sie hat wie ein Wind die Türen seiner Seele aufgestoßen! Er ist hinausgetreten, und was Gott von ihm verlangt, wird sein Verlangen sein.

Leontinens Zeigefinger erhebt sich bis zu ihren glänzenden Augen. Sie möchte sich aufrichten, aber es geht nicht, und mit einem kurzen Schrei jauchzt sie: „Er ist da!"

Keiner der Anwesenden rührt sich; mit erhobenem Finger liegt sie da, und draußen herrscht die Stille über den Kornfeldern.

Und plötzlich, in der ängstlichen Spannung, wird geläutet.

Der Pfarrer blickt zum Fenster hinaus und sagt: „Michael."

„Nun werde ich sterben können", sagt sie ruhig.

(Schluß folgt.)

John E. Millais: Tod der Ophelia

Im Alltagsleben / Vom Herausgeber

Wir erfahren es täglich an uns, daß wir daheim in der Stille unserer vier Wände oder im feierlichen Raume eines Gotteshauses andere Menschen sind als im Getriebe des alltäglichen Lebens. Daheim halten wir gewissermaßen unser Leben in schöner Ordnung wie die Dinge unserer Häuslichkeit, denen wir allen ihren Platz zugewiesen haben. Da sind wir in ruhiger, friedlicher Stimmung, unser Herz neigt gerne zu edlen Gefühlen, wir spüren oft einen Drang zu ernster Besinnlichkeit, zur Prüfung unseres bisherigen Lebens und machen allerlei Vorsätze für die Zukunft. Unsere sonstigen Erregungen und Leidenschaften scheinen eingeschlummert, wir werden durch keinen Widerspruch gereizt, durch keinen Anblick anderer Menschen mit Neid, Groll und Schadenfreude erfüllt. Es stünde wahrlich gut auf der Welt, wenn alle Menschen auch außerhalb ihres Hauses so rechtschaffen und gesittet wären wie daheim.

Einen solch friedlichen Anblick gewährt auch eine von Gläubigen gefüllte Kirche. Schau, mit welchem Ernste, mit welcher Ruhe und Andacht sie hier nebeneinanderknien! Der herbe Zug des Lebenskampfes ist aus ihren Mienen gewichen, sie haben nichts Verdrossenes, Bitteres, Feindseliges mehr in ihren Gesichtern, ein Schimmer der Verklärung liegt über ihren Häuptern wie ein rosiger Widerschein von der kleinen Flamme des ewigen Lichtes, das vor dem Tabernakel Gottes brennt. Wer sollte glauben, daß diese Herzen, die hier einmütig dem Herrn ihres Lebens entgegenflammen, sobald sie die Schwelle des Gotteshauses überschritten, wieder feindselig gegeneinanderschlagen? Daß die hier vor dem Allgegenwärtigen so demütig gesenkten Augen draußen voll Stolz und Lieblosigkeit auf die Nebenmenschen blicken werden? Wer würde erwarten, daß diese Lippen, die jetzt fromme Gebete flüstern und feierliche Lieder singen, sich schon vor der Kirchentüre draußen wieder zu heuchlerischem Schöntun, schadenfrohen Bemerkungen, verächtlichen und verleumderischen Reden öffnen? Ist es denkbar, daß diese Christen, die hier im Gotteshause begeistert ihr „Großer Gott, wir loben dich" und ihr „Danket dem Herrn" zum Himmel emporsenden, nach ein paar Stunden über ihr Schicksal klagen, mit ihren Verhältnissen unzufrieden sind und gegen die Fügungen Gottes murren? Ja, es stünde herrlich auf der Welt, wenn die Menschen auch im täglichen Leben so fromm und gut und gottergeben wären, wie sie in der Kirche sind!

Aber glaubet nicht, daß die Menschen zu Hause oder in der Kirche sich nur verstellen und schön tun und erst im Verkehr mit andern, im Geschäft und Beruf ihr wahres Innere offenbaren. Nein, ich möchte lieber glauben, daß sie in ihrem tiefsten Grunde besser sind, als sie sich vor andern zeigen. Es kommt mir manchmal vor, als ob die Menschen förmlich aufatmen, wenn sie aus dem Lärm und Getriebe draußen über die Schwelle eines Gotteshauses treten, als seien sie glücklich, der Hast und Gier entronnen zu sein, die sie bis vor diese Pforte hetzten, glücklich, den Leuten entrückt zu sein, die sie mit all ihren häßlichen Reden, ihrer brutalen Selbstsucht, ihrem lieblosen Benehmen bedrängten, mit ihren leichtfertigen Gedanken, verführerischen Gebärden und schlechten Sitten in Unruhe und Erregung versetzten. Sie fühlen sich hier in der Gottesnähe wieder in einem geschützten Bezirk, wo sie das Schlechte nicht mehr verfolgen, in einer reinen Luft, wo der Pesthauch der Sünde sie nicht mehr anstecken kann. Und so fühlt sich auch mancher, wenn er nach der Tagesarbeit aus dem Menschengewühl nach Hause kommt, als sei er einer Treibjagd und kläffenden Hunden entronnen und könne jetzt erst wieder aufatmen und ein Mensch sein. Und es ist keine Heuchelei oder Selbsttäuschung, wenn er wähnt, daß er für seine Person ein guter, ehrlicher, gottesfürchtiger Mensch sein könnte, wenn er nicht um seines täglichen Brotes willen immer wieder in das verderbliche Treiben des Geschäfts- und Gesellschaftslebens hineingestoßen würde. Ja, viele edelveranlagte Menschen sitzen heutzutage des Abends untröstlich oder weinend zu Hause, weil sie an diesem Tage, entgegen ihren guten Vorsätzen, aus Schwachheit wieder das Opfer des Lebens geworden sind und sich zu Ungerechtigkeit, Lieblosigkeit, Gewinnsucht, Unmäßigkeit oder unlauteren Begierden und Handlungen haben verleiten lassen. Die große Not ihres wehklagenden Herzens bezeugt, daß sie leidenschaftlich wünschen, besser zu sein, als sie sich heute im verführerischen Gedränge des Lebens gezeigt haben. Und Gott mag manchen dieser Menschen milder richten als die Leute, die sie jetzt verdammen.

Das heutige Arbeits-, Erwerbs- und Verkehrsleben ist zu einer allgemeinen Seelennot geworden, weil die Christen noch nicht so gefestigt und abgehärtet sind, um seinen tausendfachen Anreizen zum Schlechten stets zu widerstehen. Ist es verwunderlich, wenn im gegenwärtigen erbarmungslosen Kampf ums Dasein ein Mann sich auch einmal mit einem verwerflichen Mittel zu helfen sucht? Wenn jemand, der sonst jedem Tierlein freudig hilft, gegenüber der ihn bedrängenden Gewinngier, Lüge und Ausbeutung hart und rücksichtslos gegen andere wird? Wenn junge Leute angesichts der frechen Schamlosigkeit auf der Straße, in Schaustellungen, in Wort und Bild ihrer begehrlichen Triebe nicht mehr Herr zu werden vermögen? Seit die Welt steht, ist der Mensch noch nie so vom Bösen umlagert, verlockt und gepeinigt worden wie in unseren Tagen. Und deshalb braucht es heute eine ganz neue Erziehung und Selbsterziehung des Menschen. Er muß dem ungeheuren Ansturm des Schlechten ein stahlgewappnetes Innere entgegensetzen: eine unerschütterliche Gesinnung zum Guten, einen unbeugsamen Willen, das Rechte zu tun, einen unbestechlichen Abscheu vor jeder Gemeinheit in Gedanken, Reden und Taten. Wir können dem Leben nicht entfliehen, wir sind mit unseren leiblichen Bedürfnissen, mit unserem Beruf und Geschäft und selbst mit dem Guten, das wir wirken wollen, auf den Verkehr mit den Menschen angewiesen: deshalb muß auch unsere Seele diesem Wandel in der Welt gewachsen sein. Was nützen unsere schönen Gesinnungen, guten Vorsätze, frommen Gefühle zu Hause und in der Kirche, wenn wir nicht die Kraft haben, sie auch unter den Menschen, in unserem geschäftlichen, beruflichen und geselligen Leben zu bewähren?

Vom Kaffee

Von Marcel Gollé

Wie ein Roman mit bunten Bildern lieſt ſich die wechſelvolle Geſchichte des Kaffees. Schon ſeine Herkunft iſt von geheimnisvollem Dunkel umgeben. Während man bis in die jüngſte Zeit hinein annahm, der „Mokka“ ſtamme aus Arabien, haben neuere kulturgeſchichtliche Forſchungen überzeugend dargetan, daß die Heimat des Kaffees in Abeſſynien zu ſuchen iſt. Dort wurde er ſchon im Laufe des achten Jahrhunderts angebaut und war als anregendes Getränk hochgeſchätzt. Zu Beginn des neunten Jahrhunderts machte der Kaffee ſeine erſte Reiſe übers Meer; die ſchwarzen Händler Abeſſyniens brachten ihn nach Arabien, wo ſeine Kultur ſich raſch verbreitete. In dieſer ſeiner „zweiten Heimat“ nannte man ihn „kahwa“

1. Eine Kaffeeplantage in Santos in Braſilien

2. Die Kaffeeblüte

oder „makli“, d. h. „in der Pfanne geröſtet“, welche Bezeichnung ſich aus ſeiner Zubereitung zum Genuß erklärt.

Bereits zu Anfang des neunten Jahrhunderts entſtanden in Arabien die erſten Kaffeehäuſer, und zwar zunächſt in Mekka. Da die Vorſchriften des Korans dem Genuß des neuen Getränkes nicht zuwiderliefen, beſuchten die gläubigen Araber die maleriſchen Kaffeehäuſer eifrig und ſprachen unter Rauchen und Plaudern dem ſchwarzen Elixier zu. Bald indes ſchadeten Spieler und Tänzerinnen dem guten Ruf dieſer Gaſtſtätten, und die geiſtlichen Behörden ſahen ſich veranlaßt, ihren Beſuch zu verbieten. Im übrigen verbreitete ſich der Kaffeegenuß ſehr raſch in den mohammedaniſchen Ländern, blieb aber, was einigermaßen verwunderlich erſcheint, faſt ein halbes Jahrtauſend auf den Orient beſchränkt. Der türkiſche Forſchungsreiſende Gemal-Eddin findet den Kaffee im Jahre 1420 in Perſien und verfehlt nicht, dieſe ihm merkwürdig erſcheinende Tatſache in ſeinem Reiſebericht zu erwähnen. Unter Soliman III. wurde im Jahre 1554 das erſte öffentliche Kaffeehaus in Konſtantinopel eröffnet, nachdem der Mokka, wie man den „kahwa“ mit Vorliebe nannte, einige Jahre vorher von arabiſchen Händlern beim privaten Publikum eingeführt worden war. Hier in Konſtantinopel kannte man auch zuerſt das „literariſche Café“, wo Poeten und Märchenerzähler verkehrten und die Angehörigen der guten Geſellſchaft ſich einfanden, weil es zum feinen Ton gehörte, in einem ſolchen Kaffeehaus Stammgaſt zu ſein.

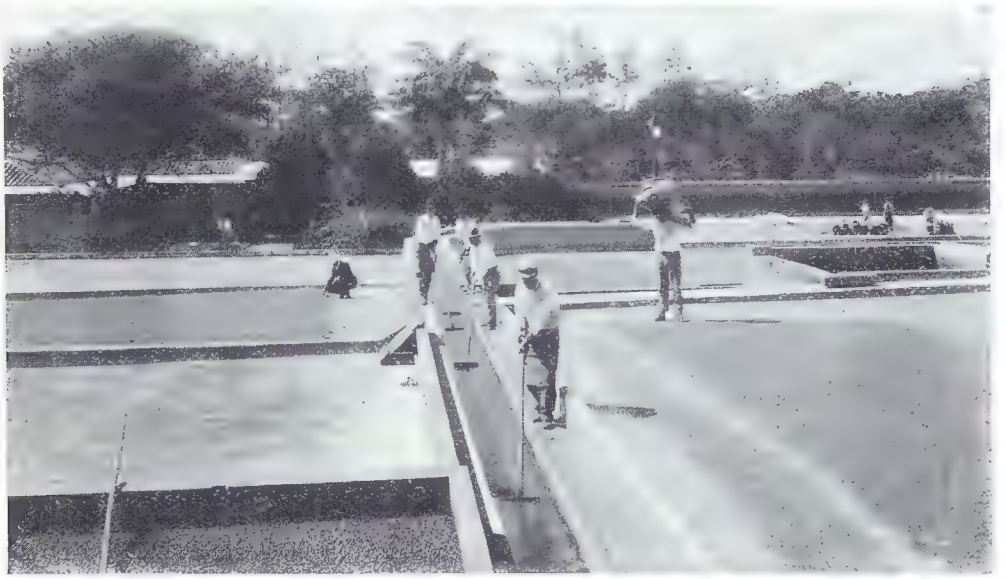
3. Kaffeezweig mit Früchten

4. Die geerntete Kaffeefrucht wird zur Fazenda gebracht

In der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts verbreitete sich der Genuß des „türkischen Elixiers" in den meisten europäischen Ländern, zuerst in Italien, Spanien, Frankreich und England.

Großes Aufsehen beim Publikum erregten die ersten Kafeehäuser in Marseille (1654), in Paris (1669) und in London (1672). In der englischen Hauptstadt eröffnete ein aus dem Orient zurückgekehrter Kaufmann namens Eduard das erste Kaffeehaus in Saint-Mitchell's Abbey, wo heute das bekannte Virginia Coffee House besteht. Deutschland und Schweden sahen ihre ersten Kaffeehäuser zwischen 1670 und 1680; ihnen folgte Wien im Jahre 1683 unter der Regierung des Kaisers Leopold. Hier entstand das erste Café unter merkwürdigen Umständen. Nach der Schlacht, in der Sobieski den türkischen Großwesir Kara Mustapha besiegt hatte, fand man im erbeuteten Lager der geschlagenen Feinde einen großen Vorrat von Kaffee. Ein Soldat namens Kulczycki, der sich während des Feldzuges gegen die Türken rühmlich ausgezeichnet hatte, erbat vom Kaiser die Gunst, den Kaffee als Beute behalten zu dürfen und ein öffentliches Kaffeehaus in der Hauptstadt einzurichten. Diese Gunst wurde

5. Aufschichten und Trocknen der Kaffeekirschen



6. Das Waschen der Kaffeebohnen in großen Behältern

ihm gewährt, und Wien war um eine Sehenswürdigkeit reicher.

Auch die Entstehung der ersten Cafés in Paris verdient, daß wir einen Augenblick bei ihr verweilen. Ludwig XIV. hatte nach langem Zögern zugestimmt, den ersten türkischen Botschafter in Europa, Soliman Aga Mustapha Raca, in feierlicher Audienz im Schlosse von Versailles zu empfangen. Das Palais, das der „allerchristlichste König" seinem erlauchten Gaste alsbald zur Verfügung stellte, wurde mit einem Schlage einer der Mittelpunkte des vornehmen geselligen Lebens. Der Pascha, ein Mann von Geschmack,

ließ seinen Wohnsitz „à l'orientale“ ausstatten und zauberte vor die Augen der erstaunten Pariser Aristokraten die bunte, seltsame Pracht seiner morgenländischen Heimat. Statt der erlesenen Weine der Bourgogne und Champagne wurde von schwarzen Sklaven ein merkwürdiger exotischer Trank, das „kahwa“, kredenzt. Man schlürfte das bittere Gebräu zwar unter etwelchen Grimassen, aber sonst mit Andacht, da die aparte Gabe des fremden Gastgebers selbstredend bewundert werden mußte. In jenen Tagen lernten die Pariser, die neben den Wienern noch heute die eifrigsten Kaffeehausbesucher sind, den orientalischen Trank kennen. Bald darauf eröffneten ein Armenier namens Gregor von Aleppo und der Sizilianer Procopio Cultelli ein elegant ausgestattetes Kaffeehaus gegenüber dem Gebäude der Comédie Française, das bei der vornehmen Welt rasch in Mode kam.

7. Das Sortieren der Kaffeebohnen in verschiedene Qualitäten

Die wohltätig anregende Wirkung des Kaffeegenusses ist auf den Gehalt der Kaffeebohne an Theobromin (Kaffein) zurückzuführen, das neben dem Kaffeeöl für den Kaffee charakteristisch ist. Das Kaffein wirkt in ähnlicher Weise aufs Gehirn wie die alkoholischen Getränke; aber während diese schnell wirken, leicht berauschen und nachher Müdigkeit hervorrufen, übt der Kaffee eine langsame Wirkung aus, erregt keinen schädlichen Rauschzustand und hinterläßt keine nachteiligen Folgen. Nur herzkranke oder sonstwie leicht erregbare Personen sollen den Kaffeegenuß meiden, da er ihren Zustand in schädlicher Weise beeinflußt. Auch ist entschieden davon abzuraten, sich den Schlaf durch den Genuß von starkem Kaffee am Abend zu vertreiben, wie es manche Geistesarbeiter tun, die bis spät in die Nacht hinein zu schaffen pflegen; selbst ein robustes Nervensystem hält auf die Dauer eine solche künstlich herbeigeführte Aufpeitschung nicht aus. — —

Noch etwas über den interessanten Anbau des Kaffees, der in vielen Ländern der Welt Millionen von Menschen mittelbar oder unmittelbar beschäftigt und ernährt. Der berühmten Familie der Rubiaceen angehörend (deren Mitglied u. a. auch der kostbare Fieberrindenbaum ist, der das Chinin liefert), präsentiert sich der Kaffeestrauch als ein immergrünes Gewächs, dessen lanzettförmige, gewellte und glänzende Blätter denen des Lorbeers ähneln. Man zieht mehrere Arten der „Coffea“, vornehmlich die Sorte „Coffea arabica“, die sehr fruchtbar ist und eine vorzügliche Bohnensorte liefert. In manchen Gegenden läßt man den Kaffeestrauch bis zu doppelter Mannshöhe aufschießen, in anderen hinwiederum werden die Sträucher beschnitten und niedrig gehalten, um müheloser ernten zu können (Abb. 1). Im Frühjahr ist der Strauch über und über mit weißen Blüten bedeckt, die im inneren Winkel der Blätter zu mehreren vereinigt stehen und sehr stark duften (Abb. 2). Die Frucht hat die Größe und das Aussehen einer kleinen Kirsche; bei einigen Sorten ist sie rund, bei anderen mehr oval geformt. Zunächst von grüner Farbe, wird sie mit zunehmender Reife tiefrot, schließlich ganz dunkelrot. Diese Kaffeekirsche enthält ein süßlich schmeckendes, gelbliches Fleisch und im Innern einen von einer pergamentartigen Haut umschlossenen gelben Kern. In dem Kern sitzen einander gegen-

8. Der Hafen von Santos in Brasilien, der größte Kaffeehandelsplatz der Welt

über zwei Bohnen. Eine feinste Pergamenthaut umschließt noch jede, auf der inneren, platten Seite mit einer Riefe versehene Bohne, die demnach gegen schädliche Feuchtigkeit vortrefflich geschützt ist. Die Kaffeebohnen haben die bekannte länglich-ovale Form; indes gibt es auch eiförmige Bohnen, Caracoli genannt, die sich besonders dann bilden, wenn durch irgendeinen Umstand die eine von den zwei Bohnen der Kaffeekirsche verkümmert. Die Farbe der völlig reifen Kaffeebohne ist grünlich, grüngelb oder rötlich, je nach der betreffenden Sorte. Die Kirschen sitzen zu Dutzenden dicht nebeneinander an den Zweigen (Abb. 3). Sie werden in große Körbe gepflückt, dann in Haufen zusammengeschüttet; beim Ernten an den hochstämmig gezogenen Sträuchern bedient man sich primitiv gebauter kurzer Leitern. Hat man genügend Früchte beisammen, so werden sie nach dem Gebäude, der „Fazenda", gefahren (Abb. 4) und dort auf riesigen Matten zum Trocknen an der heißen Sonne einige Tage ausgebreitet (Abb. 5). Alsdann befreit man sie in Spezialmühlen von der anhaftenden Hülle und wäscht und trocknet die erhaltenen Bohnen noch besonders (Abb. 6). Hierauf werden sie durch Frauen und Kinder ausgelesen und sortiert (Abb. 7).

Der Kaffeestrauch gedeiht überall dort, wo die Jahrestemperatur nicht unter 10 Grad Celsius sinkt und nicht erheblich über 35 Grad steigt. Wir finden darum seine Kultur hauptsächlich in den subtropischen Gebieten nördlich und südlich vom Aquator. Von den kaffeepflanzenden Ländern seien als die wichtigsten genannt: Brasilien, Zentralamerika und die Antillen, Ceylon, Englisch- und Holländisch-Indien (Java!). Seitdem die Holländer im Jahre 1690 die ersten Kaffeeplantagen auf Java anlegten, hat sich die Kultur der kostbaren Pflanze in ganz Ostindien weit verbreitet. Der hier erzeugte Kaffee, der von aus Arabien eingeführten Sträuchern stammt, erfreut sich mit Recht eines besonderen Rufes.

Zu noch größerer Bedeutung für den Welthandel an Kaffee ist Brasilien aufgestiegen. Während alle übrigen kaffeebauenden Länder zusammen ungefähr 5 Millionen Sack jährlich erzeugen, beträgt die brasilianische Produktion pro Jahr 15 Millionen Sack, also das Dreifache. Dabei entstammt eine große Menge Kaffee im brasilianischen Export den edelsten Sorten, die wir kennen, und Marken wie Bourbon, Ribeirao, Preto sind dem besten arabischen Mokka ebenbürtig. Liebhaber besonders starken Kaffees bevorzugen die gewürzigen Bahia- und Parana-Sorten; vortrefflich ist außerdem der Santos-Kaffee, genannt nach dem gleichnamigen Hafen (Abb. 8), in welchem der meiste Kaffee der Welt verschifft wird. Hier in Santos befindet sich auch die berühmte Kaffeebörse, an der wöchentlich Millionen im Handel des kostbaren Landesproduktes umgesetzt werden. Bei Gelegenheit der Feste, die in Brasilien gegen Ende des vorigen Jahres aus Anlaß der „Jahrhundertfeier des Kaffees" in vielen Gegenden des weiten Reiches und speziell in Sao-Paulo, der reichsten „Kaffeeprovinz", stattfanden, konnten die Brasilianer mit berechtigtem Stolze auf die beispiellose Entwicklung zurückblicken, die ihr Landesprodukt seit nunmehr zweihundert Jahren und besonders im letztvergangenen Jahrhundert genommen hat.

Vergessen sei dabei aber auch nicht, zu erwähnen, daß deutsche Einwanderer in diesem Plantagengebiet von Südbrasilien einen hervorragenden Anteil an dem Aufschwung des Landes gehabt haben, und daß viele von ihnen heute zu den reichsten und vornehmsten Bürgern dieses jungen modernen Staates zählen. Dank dem zähen Fleiß und der Tüchtigkeit seiner Einwohner hat Brasilien seinen Nationalreichtum ums Vielfache vermehrt, und der methodische Anbau des Kaffees ist dabei das wirksamste Hilfsmittel gewesen. Um diesen Reichtum zu erhalten und die Produktion gegen Rückschläge zu schützen, wurde in Sao-Paulo das sogenannte „Kaffee-Institut" gegründet. Diese Behörde setzt es sich zur Aufgabe, die Verteilung der Ernten verschiedener mehr oder minder ertragreicher Jahre zu regulieren, Verschleuderung der Vorräte ebenso wie unberechtigtes Anziehen der Preise auf dem Markt zu verhüten und der wilden Spekulation einen Riegel vorzuschieben. Dieses Bestreben liegt auch im Interesse der europäischen Verbraucher.

Der Weber / Von Albert Leitich

Weitab zur Rechten über unabsehbare Strecken von dunklen Hügelgeländen blaute der geheimnisvolle Wald, ein schmaler, dunkel begrenzender Saum. Meilenfern zur Rechten, jenseits des Striches gebraunter Auen, ruhte breit hingefaltet der Strom, und aus dem Flimmerdunst der Niederung schimmerte ein schmuckes Dörflein in herbstlicher Reinheit.

Dort war der alte Thomas, ein armselig zerbrechlicher Kerl mit einem Höcker, mit schlottrigen Beinen, die sich scheu und demütig am Erdboden hinschleppten und mit einem häßlichen, traurigen Gesicht zu Hause.

Es schien, daß ihn die Natur von Geburt aus zu seinem Beruf erkoren und mit dem Genie zur Erfüllung seiner Sendung ausgestattet hatte. Denn der Leichenbitter Thomas war in seinem Beruf ein wahrer Künstler, der es verstand, Gefühle in den widerspenstigsten Menschen zu wecken, wo sonst nur Trieb und Instinkt herrschten.

Bloß sehen brauchte man das Gesicht, so wurde man traurig; man weinte und heulte mit dem Manne, und weil er stets die gewünschte Stimmung schaffen konnte, war er in der ganzen Gegend als Leichenbitter beliebt. Wieviel fremden Menschen weinte er in seinem Leben am Grabe nach! Guten und Bösen, Frommen und Heuchlern, Ehrlichen und Wucherern, verrunzelten Weiblein und blühjungen Kindern, und bei allen wußte sein Herz vor Schmerz beinahe zu bersten, bei allen vergoß er Tränen und alle waren ihm gleich.

Und keiner dachte je daran, daß jede Zuckung des Schmerzes, jedes fromme Gebetswort, jede Träne bezahlt waren. Daß er davon sein karges Leben fristete.

Er war als Schmerzenskind geboren wie der Tenor mit seiner Goldkehle. Und nützte die Natur aus, die ihn so bedacht hatte.

Er war in seinem Beruf ein gottbegnadeter Mensch. Die feiert man zuweilen hier auf Erden, und so empfing auch Thomas oft eine Art Huldigungen. Aber wie viele bittere Ironie und Spott lag in ihnen. Er sah dies nicht. Er fühlte es nicht.

Nach einer Reihe von Jahren waren die Augen des Alten schwach geworden, und er lebte, fast ganz erblindet, bei seinem Sohne Gottfried, der in dem niedrigen Stübchen seinen Webstuhl aufgeschlagen. Vor 27 Jahren hatte er diesen als fünfjähriges Büblein einer verstorbenen Taglöhnerin an Kindesstatt angenommen.

Dieses Kind liebte er seitdem wie sein trauriges Leben. Seine Arbeit hatte Sinn bekommen. Er lebte nicht mehr für sich allein, und in sein Herz kam Freude, die ihn die Sonne sehen ließ — — —

Es war eine kümmerliche Wirtschaft, die Vater und

Sohn zusammenführten. Gottfried hockte von früh bis spät hinterm Webstuhl und ließ die Schiffchen ab und zu fliegen, und der Alte griff sich an den Wänden und an der Ofenbank hin und besorgte die allernotwendigsten häuslichen Arbeiten.

Alles war über und über bestaubt, und die Blumen an den braunen, alten Schränken und Läden sahen aus wie verwischte Farbenflecke; keine Frauenhand fuhr ordnend und glättend über die Wirtschaft.

Das ganze Jahr hindurch würde keines der schmutzumstarrten blinden Fensterlein geöffnet. In der Stube war es schwül wie unter einem Kornmandel, und es roch nach Moder und Armut, Staub und Sorge.

Die Weberlade holterte und polterte unter den harten Tritten, und wenn sich eine Fliege in den Raum verirrte, dann floh sie schnell hinaus in die Luft, die wie volle Kornblüte leuchtete und blitzte.

Auch die Menschen flohen den Raum, und nur zwei kehrten von Zeit zu Zeit in der Hütte ein: der Gemeindediener, der die säumigen Steuern einforderte und der alte Harlacher, der die Miete eintrieb. Nicht oft kam ein Mensch an dem Häuschen vorbei, und wenn Sonntags die Frühmesse aus war und die Dorfleute sich abseits auf der Straße auf den Heimweg machten, dann hörte sich das Plauschen der Menschen wie Waldrauschen an.

Selten kam es vor, daß der arbeitsversessene Gottfried aus dem Webstuhl stieg, das blinde Fensterlein aufstieß und den Kopf durch die Blätter zwängte, die der Hollerbusch vor die Scheiben hielt. Ja, es zog ihn manchmal zum Fenster hin wie den eingesperrten Singvogel zu der Käfigtür.

So lange des alten Thomas Augenlicht nicht ganz erloschen war, sammelte er Reisig und Holz im Walde. Dann ging es mit der Feuerung gar knapp zu, denn Holz und Kohlen konnten sich die zwei armen Teufel nicht kaufen.

Im Winter, wenn der Schnee das ganze Tal umblühte und umglitzerte und die Kälte das Wild bis an die Hütten herabtrieb, da hätten sie Schlingen legen und sich billiges Fleisch verschaffen können. Aber sie waren grundehrliche Leute, und daran dachten sie nicht in all ihrer Not. —

Wenn Gottfried mit seiner Webe fertig war, dann zog er seinen guten Rock an, band sich den Ballen auf den Rücken und trug ihn in die Stadt hinein.

War der Prokurist bei guter Laune, dann drückte er ihm fünf Markstücke in die Hand und gab ihm neues Material auf den Heimweg mit. Das war immer Glück; denn manchmal hieß es, daß erst in einigen Tagen neues Material vorrätig sei.

Dann hatte der Arme drei bis vier Tage nichts als trockene Brotrinde zu kauen und mußte den vielstündigen Weg nochmal machen. So kam selten ein Stück Fleisch in den Topf.

Da die Lebensmittel im Preußischen billiger waren, so scheute Gottfried nicht den Weg und kaufte in Schönwalde oder Ziegenhals ein. Die Grenzjäger kannten den armen Burschen und ließen ihn seinen Rucksack nicht allemal auspacken; sie wußten, welche Schätze er heimtrug. —

Einmal kam er wieder den heidelbeerbestandenen Fußweg über die Grenze herangewandert und dachte selbstvergessen an seine Arbeit; die weißen Fäden liefen in seinem Hirn zu allerlei Gitterlein zusammen, da zitterte ein Rosenkränzlein hervor, hier rann eine Herzlinie quer durch, dort quoll eine Hollerblüte auf, und glückselig träumte er trotz seiner Not von seinem Meisterstück.

Er war frohgemut und freute sich schon, daß er nach seiner Heimkehr sich und dem alten Vater zum Abendbrot die Kartoffeln in köstlichem Fett rösten konnte. Hatte er doch heute zwei ganze Pfund erstanden.

Eben nahm er wieder eine Brust voll Altvatergebirgsluft als starke, gnädige Wegzehrung, als ein Grenzer hart an ihn herantrat und die Öffnung seines Rucksackes forderte. Der Grüne schien ein Neuling zu sein, der Gottfried nicht kannte. —

Offenherzig nahm dieser die gekauften Waren heraus und wickelte sie auf.

„Ja, wissen Sie denn nicht, daß das verboten ist", schnauzte ihn der Grüne an.

Gottfried war starr vor Schreck. Er getraute sich nicht aufzuschauen und stand versteinert da.

„Wie ist Ihr Name?"

Gottfried nannte seinen grundehrlichen Namen, und der Grenzjäger kritzelte ihn in sein Buch. Dann legte er behutsam seine Lebensmittel wieder in den Rucksack, wischte sich den Schweiß von der Stirne und ließ den erstaunten Grünrock stehen.

Traurig und trübsinnig tapste er heim, die Stirne vor schweren Gedanken voll Runzeln, als hätte sie ihm der herbe Frost zerrissen und so tief, daß er in jede einen seiner festen Arbeitsfinger hätte legen können, und dabei dachte er daran, seinem alten Vater nichts zu sagen, damit der sich nicht unnötig sorge und gräme.

Vielleicht würde noch alles gut, denn die anderen Grenzer kannten ja die Armut dieser ehrlichen Haut.

Eine Woche ging dahin; schon neigte sich die zweite ihrem Ende zu und Gottfried hatte schon manchmal wie erlöst aufgeseufzt in der Hoffnung, daß diese böse Geschichte vielleicht doch im Sande verlaufe . . .

Da schob sich eines Nachmittags eine breite Gestalt vor das kleine halbblinde Fenster und herein trat ein Gerichtsdiener mit einem Schreiben. Der alte Thomas lauschte mit dem quälenden Mißtrauen des Blinden, Gottfried blieb im Webstuhl und rührte sich nicht.

„Leider bringe ich Euch nichts Angenehmes, Gottfried; falls Ihr schlecht lesen könnt: Ihr habt verbotene Ware über die Grenze geschmuggelt und seid deshalb zu achtundvierzig Stunden Arrest verurteilt. Am Montag müßt Ihr Euch im Bezirksgericht melden und die Strafe antreten!"

Der alte Mann blieb lautlos auf der Ofenbank sitzen; dem Jungen tropften Tränen aus den Augen. Der Bote war gegangen, die Stille war so groß, daß man ein Blumenblatt hätte fallen hören. Der Alte sprach den ganzen Abend nur mehr wenige Worte.

Als am nächsten Montag Gottfried den schweren Weg antrat, da konnte der alte Thomas vor Weinen kaum Abschied nehmen:

„Es wird Zeit, — daß wir uns fortmachen. Leb wohl!"

Lange hielten sie sich umschlungen; dann riß sich der Junge los, schlug die Türe hinter sich zu und stürmte davon, damit er ja nicht zu spät käme.

Drei Tage später eilte Gottfried heim. Die Frühe war schon blaß auf den Wolken, an den Fenstern rieselte der Reif. In der Stube staute sich eine fromme Stille, und der blinde Vater lag steif in seiner Bettstatt. Sein Herz hatte den Dienst aufgesagt.

Da ging Gottfried von Fenster zu Fenster und klappte die Läden zu.

Ein Stern schimmerte sieben Nächte vor dieser Stube und leuchtete wunderbar durch die sieben Herzluken in den zwei Fensterläden. Erst am achten Tage fanden Nachbarn den Gottfried verhungert neben dem toten alten Thomas.

Hochzeitszug nach altungarischer Sitte in der Nähe des Plattensees

Alte Hochzeitsverordnungen / Von Dora Zantner

Um den bei Hochzeiten allerwärts eingerissenen Überschwang an Festgeschmaus und Geschenkseligkeit wenigstens einigermaßen einzudämmen, wurden schon seit dem Mittelalter von den Behörden Hochzeitsverordnungen erlassen; denn die Wogen der Lustbarkeit bei den Hochzeitsfesten überschlugen sich nicht selten auch bei unseren Altvordern. Sich gegenseitig mit allerhand Gaben und Verehrungen zu beschenken, war mehr oder weniger ein Zwang, den althergebrachte Sitte zum Leidwesen vieler oft genug zu einer Plage und schädlichen Last werden ließ. Aber niemand fand den Mut, solchen Unsitten zu bremsen, und so mußte dies die Obrigkeit tun, um nicht allmählich ihrer getreuen Untertanen Wohlstand gefährdet zu sehen.

Der Beistand des Brautpaares

Solche Gesetze und Verordnungen sind uns schon seit dem 6. oder 7. Jahrhundert überliefert, und aus ihnen erfahren wir auch die herrschenden Sitten und Bräuche.

So sollten, um die allzu üppigen Hochzeitsverehrungen einzuschränken, „weder die Brautleute noch an deren Statt die Eltern und Vormünder oder Verwandten Brautstücke, Hochzeitshemmeter, Schnupftücher und Brautzeichen ausschicken oder auch andere dergleichen Verehrungen an Geschwistrigte, Taufpaten, Dienstboten und andere mehr machen bei einer Strafe von 5 rheinischen Gulden".

Braut und Bräutigam

Zwei Hochzeitsgäste — Der Hahn für den Bräutigam als Symbol der Kühnheit

Am Hochzeitstag selbst durfte der Kirchgang nicht auf nach 10, längstens ½11 Uhr festgesetzt und unter keinen Umständen und Vorwänden auf irgendwelche Gäste gewartet werden. So einer es sich einfallen ließe — und versucht wurde es genug —, die Uhr aufzuhalten, verfiel der Bösewicht gleicher Strafe. Die lieben Behörden, um ihren immer notleidenden Säckel ebenso wie um den Wohlstand ihrer getreuen Untertanen besorgt, setzten auch das allgemein übliche Hemmen der Brautleute auf dem Kirchgang, bei ihrem Einzug in ihr neues Heim oder bei einer Durchreise durch einen Ort mit Schnüren u. dgl., nur um ein Lösegeld von ihnen zu ergattern, unter Buße von 3 Gulden.

Ordentlicherweise durften die Hochzeiten nicht länger als einen Tag gefeiert werden; „nur bei Vermöglichen und Vornehmen" konnte auf Ansuchen bei den Amtern, sonderlich wegen zugereister Gäste, das Hochzeithalten auf zwei Tage erlaubt werden. Offenbar hatten diese Ämter von dem Durst und der Mäßigkeit der einheimischen Gäste ihre eigene Erfahrung; denn diesen durfte weder vor dem Kirchgang ein Frühessen noch einiges Getränk verabreicht, noch ihnen ein sog. Hochzeitsbündel mitgegeben werden.

Der Bräutigam holt seine Braut ab

Damit die ganze Festlichkeit sich nicht allzu länglich gestalte, war streng angeordnet, daß winters als sommers um 10 Uhr, höchstens ½11, „Feierabend" zu machen sei, bei Strafe von 5 rheinischen Gulden, die bei „verdingten Hochzeiten" der Herr Wirt zu zahlen hatte.

Spielleute, Fiedler und Pfeifer, die über diese Zeit aufspielten oder sich gar herbeiließen, noch ein „Ständerlein auff der gassen" zu machen, verfielen wie die Brautleute, die bei Betstundhochzeiten, das sind die sog. Stuhlfeste, sich Musikanten hielten, gleicher Buße. — Für das unsittige Jauchzen und

Die beiden Gläser, daraus die Brautleute „Bruderschaft" trinken

Hand in Hand

Wenn zwei liebende, gleichgestimmte Herzen sich treffen, so hat der Ehestand keine unangenehme Seite. Da wandelt ein Paar gute Menschen Hand in Hand. Wo sie auf ihren Wegen Dornen gestreut finden, da räumen sie dieselben fleißig und fröhlich hinweg; wo sie an einen Strom kommen, da trägt der Stärkere den Schwächeren hindurch; wo ein Felsen zu erklettern ist, da reicht der Stärkere dem Schwächeren die Hand. Geduld und Liebe sind ihre Gefährten. Was dem einzelnen unmöglich sein würde, ist den Vereinigten ein Scherz. Und wenn sie dann oben stehen am Ziele, dann trocknet der Stärkere dem Schwächeren den Schweiß von der Stirn; nie beherbergt der eine den Kummer, wenn die Freude der Gast des andern ist. Ein Lächeln auf beider Wangen oder Tränen in beider Augen. So ist ihr Leben ein schöner Sommertag.

Kotzebue.

Schreien der Leute vor und nach dem Tanz knöpften die Rumorknechte den Radaubrüdern gemäß ihrer strengen Vorschriften auf der Stelle 2 Gulden ab.

Ging es bei den Hochzeiten hoch her, so gab's natürlich ungeladene Zaungäste genug, die sehnsüchtig und verlangend den üppigen Gastereien und dem „lustigen Trieb" zusahen und nur den einzigen Wunsch hatten, sich unbemerkt „im Trubel des Gefechtes" einzuschmuggeln. Wurden nun solche arme Sünder erwischt, so setzte es auch bei diesen Bösewichtern eine Pön von 2 Gulden ab; ob die aber immer recht pünktlich berappt werden konnte, darf füglich bezweifelt werden. „Reichen, das sind solche, deren Vermögen in die Tausende läuft", waren 24 Gäste und 12 „Gänge" allergnädigst erlaubt, mit Einschluß der Kuchen und anderem Gebackenem. Der Mittelmann, dessen Vermögen über 500 Gulden hinausging, durfte nur seine 16 Gäste bei sich sehen, ihnen nur 8 Gerichte auftischen. Die Armen, „wo das neue Ehepaar nicht wenigstens 200 Gulden zusammenbringt", mußten mit einem Freundeskreis von nicht über 8 Personen vorlieb nehmen und durften ihnen gar keine warmen Speisen geben, „es sei denn ein Fleisch und Kraut".

Am schwersten wurde das Verbrechen eines Hochzeitsgeschenkes an das junge Paar geahndet. Diese Überüppigen mußten 6 rheinische Gulden dem Gemeindesäckel „für die armen Leute" blechen, wie denn überhaupt die Oberen sich „bei aller nachdrucksamen Strafe" noch vorbehielten, sie je nach den Vermögensverhältnissen der Straffälligen zu erhöhen.

Was half's? — Bei Hochzeiten mögen nun einmal die lieben Menschenkinder nicht traurig sein, und zu einer richtigen Lustbarkeit gehörten halt damals wie heute ein guter, fetter Schmaus, ein frischer Trunk und ein ehrbar Tänzlein. — Und übermorgen wird's nicht anders sein...

Von diesem Standpunkt aus betrachtet waren solche Hochzeitsverordnungen nichts als eine verkappte Lustbarkeitssteuer. So hat man sich schon damals wie heute die freudige Stimmung der Menschen nutzbar gemacht.

Mädchen mit der Holzflasche, woraus der Beistand auf die Gesundheit des jungen Paares trinkt

Im Zauberbann der Todesstrahlen

Zukunfts-Roman von Otfrid v. Hanstein

Fortsetzung

Hollborn versuchte vorsichtig, nach den Wunden des Abgestürzten zu forschen. Dann stand er auf und sah mich sehr ernst an. „Jetzt brauchen wir einen guten Arzt."

Haben Sie etwas festgestellt?"

„Die Glieder scheinen mir ungebrochen, ich glaube auch nicht, daß innere Verletzungen vorhanden sind. Er atmet jetzt ganz ruhig, hat auch keinen Schaum vor dem Munde. — Ich wünschte, er hätte beide Beine und Arme gebrochen."

„Was ist denn geschehen?"

„Die Beine könnte ich schienen, das verstehe ich zur Not; aber ich glaube, ein Stück Eisen, das neben ihm liegt, hat ihm die Schädeldecke zertrümmert."

„Onkel stirbt."

Hollborn richtete sich auf.

„Jetzt keine Weichheit, jetzt Überlegung!"

„Was können wir tun? Ihn nach der Zentrale schaffen. Womit? Wir haben weder ein Flugzeug noch ein Auto, einen Arzt auch nicht."

Er überlegte weiter.

„Es gibt einen einzigen Weg, es gibt eine einzige Hilfe. Freilich, es wäre ein außergewöhnlicher Zufall."

Er rannte von mir fort, stürmte den Hügel hinan, legte beide Hände an seinen Mund und stieß dreimal hintereinander einen langgezogenen Schrei aus. Denselben Schrei, den ich damals von meinem Onkel gehört hatte, als er Mormora, den Häuptling der Menschenfresser, herbeirief.

Alles blieb still. Hollborn wiederholte noch lauter den Schrei — dann — dann, ich hätte jubeln mögen trotz meines Schmerzes — aus weiter Ferne kam eine Antwort.

Ich wußte nicht, was Hollborn wollte, aber ich hatte viel davon gehört, wie die Wilden Wunden zu heilen verstehen. Ich verstand es gar nicht — ich klammerte mich an jede Hoffnung.

Der Onkel fing langsam zu stöhnen an. Sein Gesicht bekam Farbe und wurde rot, er schien Fieber zu bekommen. Ich konnte nichts als neben ihm knien, und ich schämte mich nicht, daß mir Tränen ins Auge traten. Wie verfallen sein Gesicht war. Dieses von tausend Runen durchfurchte Gesicht, das von Jahren der Entbehrung zeugte. Wie kraftlos und matt er dalag, nichts als ein leise wimmerndes Wesen, und wie energisch, wie groß und wie mutig war er sonst.

Ich hörte Stimmen neben mir.

Drei Männer traten heran, Hollborn und zwei Wilde.

Ich war bis jetzt wenig mit ihnen in Berührung gekommen. Sie lebten scheu in den Wäldern. Ich wußte von ihnen nur, daß sie auch jetzt noch, wenn auch heimlich und verstohlen, zu den Menschenfressern gehörten.

Die beiden Wilden waren fast nackt, ihre Körper stark tätowiert, und buntgefärbte, seltsam geformte Narben, die sie künstlich erzeugt hatten, vereinigten sich zu wilden Ornamenten.

Sie hatten beide, der Alte sowohl wie der Junge, einen wüsten, rotgefärbten Haarschopf, und dieser war mit allen möglichen leuchtenden Federn besteckt. In den Händen hielten sie Bogen und Pfeile. Ich wußte, daß die Spitzen derselben mit dem tödlichen Gift bestrichen waren, das sie aus den Wurzeln des Grasbaumes gewannen.

Während der jüngere mit unbeweglichem Gesicht stehen blieb, kniete der Alte neben meinem Onkel nieder, betastete dessen Kopf und sprach dann mit Hollborn.

Ich verstand nichts, aber zwei Worte fielen mir auf: Agala und Tena Ingiet. Ich wußte, daß das erstere Wort „Herr" bedeutet, daß damit also mein Onkel gemeint war, und daß das zweite Wort den Zauberkünstler des Stammes bezeichnete.

Gleich darauf sprangen die beiden Wilden in großen Sätzen davon.

„Sie wollen?"

Hollborn nickte.

„Wir müssen einen guten Arzt haben, jeder Augenblick ist kostbar, und da wir keinen weißen Mediziner herbeizaubern können, müssen wir uns dem Zauberkünstler anvertrauen."

Wir waren ein wenig beiseite getreten.

„Ich hatte recht, die Schädeldecke ist zertrümmert, wahrscheinlich sind Splitter in das Gehirn gedrungen, wenn irgend etwas noch retten kann, dann ist es eine sofortige Trepanation des Schädels und eine sorgsame Beseitigung aller Fremdkörper, ehe Eiterung und Wundfieber eintritt."

„Und Sie glauben?"

„Ich hoffe!"

Es waren erst wenige Minuten verstrichen, als der Häuptling mit einem ganzen Schwarm von Männern und Weibern zurückkam. Sie machten sich sofort daran, mit ihren merkwürdig scharfen Steinmessern und Beilen junge Bambussträucher im Garten zu fällen und eine kleine Hütte zu bauen. Andere flochten ebenso schnell eine Art Bahre und bedeckten dieselbe mit Farnwedeln.

Mein Onkel stöhnte.

„Wollen wir ihm nicht wenigstens einen kühlenden Umschlag auf den Kopf legen?"

Hollborn wehrte ab.

„Wir wollen jetzt alles dem Tena Ingiet überlassen."

Plötzlich stand dieser vor uns; aber er sah gänzlich anders aus als damals, als ich ihn zum ersten Male sah. Er war jetzt weder bemalt noch mit Salbe beschmiert. Im Gegenteil; er sah sehr sauber gewaschen aus und war bis auf den Lendenschurz vollkommen nackt, nur daß er ein kleines Paket, das er in grüne Blätter gewickelt hatte, in der Hand trug und auf den Boden legte.

Der Mann hatte ein sehr ernstes Gesicht; er war hochgewachsen und nicht mehr jung. Wie er jetzt neben dem Onkel niederkniete und mit ganz sanften Händen unglaublich vorsichtig den wunden Kopf betastete, war es mir nicht anders, als sähe ich einen untersuchenden europäischen Arzt.

Er winkte. Zwei junge Wilde, die ebenso sauber gewaschen aussahen und anscheinend seine Gehilfen waren, sprangen herbei, und während der Tena Ingiet selbst den Kopf meines Onkels hielt, trugen ihn die drei auf die inzwischen fertiggeflochtene Matte und legten ihn nieder. Der Zauberer rief ein paar Worte, und nun brachten die beiden „Assistenten" eine Anzahl geöffneter Kokosnüsse, die schon voller Wasser waren, aber noch keinen Keim angesetzt hatten.

Mit dieser Flüssigkeit wuschen nun alle drei sehr sorgfältig ihre Hände.

Unwillkürlich fragte ich Hollborn:

„Warum nimmt er nicht Wasser?"

Statt seiner antwortete der Häuptling in gebrochenem Englisch:

„Die Wunde soll keinen Geifer weinen."

Hollborn flüsterte mir zu:

„Sie soll nicht eitern. Wahrscheinlich hat diese Flüssigkeit antiseptische Wirkung; ich habe wenigstens noch niemals eine mit solchem Kokossaft behandelte Wunde eitern sehen."

Der Zauberer hatte inzwischen sein Paket geöffnet. Es war nichts darin als ein paar allerdings haarscharfe Feuersteinsplitter, ein paar scharfgeschliffene Muscheln und einige Fischgräten. Allerdings recht wenig; aber er wusch jetzt auch diese Instrumente sehr sorgfältig mit dem Saft einiger anderer Kokosnüsse. Ich war voller Staunen, wie unendlich sauber dieser sonst so schmutzige Mensch sein konnte, und wie besonnen und zielbewußt jede seiner Bewegungen war.

Er führte zunächst mit dem Feuersteinmesser einen scharfen Schnitt quer über die Wunde; dann hob er mit zwei Haifischgräten, die er wie eine Pinzette benutzte, die zersplitterten Knochenteile sorgfältig heraus, während der Kranke dumpf stöhnte.

„Das Hirn pulsiert nicht; es müssen Knochensplitter eingedrungen sein."

„Dann also — ist es vorbei?"

„Still, warten!"

Ich sah, wie ein rascher, tadelnder Blick des Zauberers mich traf. Was für kluge Augen dieser Mann hatte!

Er beugte sich wieder ganz dicht über die Wunde, und während mir ein Schauer über die Haut lief, sah ich, wie dieser Wilde unendlich geschickt in der Tat eine Anzahl Splitter herausnahm, ohne die Gehirnmasse irgendwie mit der Hand zu berühren, und dann —

Das Gehirn begann sich ganz leise pulsierend zu bewegen.

Er nahm nun das Herzblatt eines Bananenstrauches, wusch auch dieses in einer neuen Kokosnuß, erwärmte es über einem rasch entfachten Feuer, preßte es über die Wunde und zog dann sehr geschickt die Schädelhaut mit dem Gewebe wieder darüber, wusch nochmals mit einer frischen Kokosmuß und verband dann sehr fest mit allerhand Pflanzenfasern, die ihm seine Gehilfen zureichten.

Einen Augenblick wartete der Zauberer, nachdem er meines Onkels Kopf jetzt auf ein Kissen von kühlen Farnen hatte zurückgleiten lassen. Ich selbst war voller Bewunderung. Das Gesicht meines Onkels hatte wieder eine ganz natürliche Farbe. Er schlief ruhig; seine Haut fühlte sich nicht fiebrig an, und der Puls ging gleichmäßig und stark.

Ich konnte mich nicht beherrschen; ich trat auf den Zauberer zu, ergriff seine beiden Hände und drückte sie, während ich ihn mit feuchten Augen ansah. Ich fühlte, er hatte meinen Onkel gerettet. Der Zauberer sah mich an, zuerst erstaunt über diesen ihm unbekannten Freundschaftsausdruck, dann blickte er auf den Onkel und auf mich. Er glaubte wahrscheinlich, daß ich der Sohn sei; er klopfte mir wohlwollend auf die Schulter, fuhr mit der Hand über mein Haar, lächelte mir zu und ging mit seinen Gehilfen davon.

Auch die anderen Wilden hatten sich zurückgezogen, nachdem die Frauen uns ein Stück gebratenes Fleisch und Früchte zurechtgelegt hatten. Ich sagte zu dem Amerikaner:

„Glauben Sie wirklich, daß er gesund wird?"

„Ich hoffe es bestimmt."

Dann setzte er sich nieder und langte sein Taschenmesser heraus.

„Wir wollen essen; wir müssen Kräfte behalten."

Er sah den etwas prüfenden Blick, den ich dem Fleisch zuwarf.

„Nein, nein, es ist Känguruh!"

Ich blickte auf.

„Das sind wirklich Menschenfresser?"

„Gewiß! Andere könnten eine solche Operation gar nicht machen. Vielleicht gerade ihr Kannibalismus macht sie so vertraut mit der menschlichen Anatomie."

„Furchtbar, furchtbar! Und dabei hatte dieser Kerl etwas Gutes in seinen Augen und sicher etwas Kluges."

Hollborn nickte.

„Es ist eine merkwürdige Tatsache, die ich auch in Neupommern und Neumecklenburg wie auch auf der Bougainville-Insel gemacht habe, daß die kannibalisch veranlagten Völker meist intelligenter sind als die Nichtmenschenfresser."

Ich schüttelte verwundert den Kopf.

„Man muß auch das richtig auffassen. Gewiß ist es furchtbar, aber der Kannibalismus beruht fast immer auf seltsamen religiösen Anschauungen. Er geschieht durchaus nicht, um etwa Fleisch zu essen. Entweder sind es Opfer, die den Göttern gebracht werden, wie ja auch die alten Azteken in Mexiko in der Gestalt eines schönen Jünglings den Gott zu sich zu nehmen glaubten. Oder aber sie glauben, wenn sie einen toten mächtigen Feind verzehren, daß dessen Kraft auf sie übergeht. Es ist schwer, manches zu verstehen, leicht, zu verurteilen."

Wir aßen schweigend. Der Onkel lag ganz still mit geschlossenen Augen und schien ruhig zu schlafen.

— — — — — — — — —

Wir hatten über dem Lager des Onkels eine Art Laube aus schattigen Zweigen zusammengeflochten; dann waren wir vollends auf den Berg hinaufgestiegen, um uns von der Größe des Unglücks zu überzeugen. Das alte Bergwerk war verschwunden.

Ein halbkreisförmiger Krater führte bis auf das untere Ende des Schachtes hinab. Fast überall sahen wir blankes Gestein; aber an einigen Stellen trat auch noch Uranpechblende zutage. Wir erkannten sie sofort an ihrem fettigen Glanz.

Hollborn nickte.

„Es sind immerhin noch mehrere Zentner, und für ein paar Millionen Pfund Radium ist noch zu gewinnen. Freilich, es muß wahrscheinlich rasch geschehen; wenn erst die Urwaldpflanzen von diesem Boden Besitz nehmen, ist alles verloren."

„Ich werde ohnmächtig."

Hollborn riß mich empor. Ich sah, daß auch er taumelte.

„Wir haben keine isolierenden Kleider."

Wir hieben mit unseren Macheten eine Anzahl Stachelbirnen ab und warfen sie hinunter. Wir wußten, daß es keine Pflanze gab, die rascher wucherte und jeder anderen den Boden streitig machte. Wir wußten aber auch, daß die Stachelbirnen leichter zu beseitigen waren als Baumwurzeln.

— — — — — — — — — —

Es war Abend.

Wir hatten den ganzen Tag an dem Lager des Onkels Wache gehalten. Er hatte die Augen noch immer nicht geöffnet, aber er atmete ruhig. Jetzt, als es kühl wurde und die Sonne verschwand, kamen die Wilden zurück. Wir hatten ihnen nichts gesagt; sie wußten ganz von selbst, daß wir sie brauchten. Der Tena Ingiet war nicht mit ihnen gekommen; er schien seines Erfolges sicher zu sein. Ohne viel Worte zu machen, nahmen die Wilden die Bahre mit meinem Onkel auf und begannen sie langsam talab zu tragen. Ich ging mit Hollborn nebenher.

Denkmal des unglücklichen letzten Hohenstaufers, König Konradin, zu Neapel

„Einer von uns muß so schnell als möglich zur nächsten Station. Wir müssen ein Flugzeug hierher haben; es muß aber auch so rasch als denkbar einer von uns in der Zentrale nachsehen, ob dort alles in Ordnung ist. Du bist jünger als ich, willst du?"

„Wenn du es für gut hältst."

Keinem von uns beiden fiel auf, daß wir du zueinander sagten, was wir sonst niemals getan hatten. Es erschien uns selbstverständlich nach dem großen Schmerz, den wir miteinander erlebt hatten.

— — — — — — — — — —

Es war in der zweiten Nacht nach dieser.

Ich war trotz der Glut den ganzen Tag über gewandert; zum Glück war es durch den Busch gegangen und nicht durch die Wüste.

Dann hatte ich einen der Wagen getroffen, auf denen die Meuterer zum Berge hinaufgefahren waren. Er war von selbst zurückgerollt, und der Zufall hatte ihm einen Stein vor die Räder geworfen. Vielleicht war es ein Stein von dem zersplitterten Berge. Ich konnte das Hemmnis fortschaffen, und nun rollte der Wagen mit mir schnell abwärts. So sparte ich viele Kilometer.

Dann wieder ein Nachtmarsch. Ich hielt den Revolver in meiner Hand. Unzählige Schlangen huschten mir über den Weg, Vögel kreischten in den Büschen. Beutelwölfe schweiften in der Ferne umher, und bisweilen gellte über mir das Gelächter der „lachenden Esel".

— — — — — — — — — —

Als die Sonne zum zweitenmal aufging, hatte ich Lady Ediths Lagoon und damit unseren Wachtposten erreicht.

Er hatte wohl den Feuerschein am Himmel gesehen, aber sonst wußte er nichts. Ich telephonierte an die Zentrale in Desert City. Ingenieur Zöllner war dort, war erstaunt, daß niemand von uns in der Zentrale war. Ich sagte ihm auch jetzt nichts, als daß er augenblicklich zwei schnelle Flugzeuge schicken solle.

— — — — — — — — — —

Die beiden Flugzeuge sind gekommen. Das eine habe ich sofort weitergeschickt und dem Führer aufgetragen, daß er niedrig fliegen und Umschau halten solle. Ich habe ihm gesagt, daß mein Onkel leicht verwundet sei und des Flugzeuges bedürfe.

Mit dem anderen bin ich selbst, so wie es Hollborn für gut hielt, nach Desert City zurückgeflogen.

— — — — — — — — — —

Ingenieur Zöllner hatte mich erwartet. Er hatte wohl gesehen, daß die Schalter an dem Wellblechhause verändert waren. Er hat sie nicht berührt, und wir brachten sie gemeinsam wieder in Ordnung. In der Stadt ist nichts vorgefallen. Die wenigen Einwohner waren ruhig, und ich merkte Zöllner an, daß die acht anderen Ingenieure nichts von der Meuterei der vier, die ihre Tat mit dem Leben gebüßt hatten, wußten.

— — — — — — — — — —

Ich ging durch die leeren Grotten, durch das Zimmer meines Onkels. Die Türen öffneten sich vor und schlossen sich hinter meinen Schritten. Der Lichtschein glitt wie immer an der Wand entlang und begleitete mich bis in die Maschinenhalle. Hier war alles beim alten. Die Räder surrten und rollten, die Schwungriemen sausten immer gleichmäßig durch die Luft, das Öl tropfte in die Gelenke, in den Turbinen brauste und sprudelte das Wasser. Alles wie immer, nur daß ich ganz allein war. Auch die Diener hatte ich nicht gesehen; Zöllner war oben geblieben und in die Stadt gegangen. Mein Onkel war krank — vielleicht schon tot —

Und vor mir streckten und reckten diese gigantischen Maschinen, die mich gar nicht gebrauchten, ihre eisernen Arme und drehten ihre gewaltigen Schwungräder und neigten sich wie lebende Wesen nach rechts und nach links und sangen dazu ihr dröhnendes Lied: das Lied der Maschine, das Lied des eisernen Menschen.

Ich aber starrte sie an, und ich glaubte zu verstehen, daß der Mann, von dem mir mein Onkel erzählte, wahnsinnig geworden war, als er allein war mit diesen eisernen Menschen.

Neuntes Kapitel.

Ich bin fast volle acht Tage allein gewesen, habe das ganze Werk leiten müssen, und meine Gedanken waren andauernd bei meinem Onkel. Er ist nicht mit dem Flugzeug gekommen. Der Tena Ingiet, der Zauberkünstler und Schamane, der Menschenfresser, den wir doch nun einmal augenblicklich als unseren Arzt ansehen müssen, hat sich widersetzt. Er will, daß die Wilden den Onkel bis zur Zentrale tragen. Ich sehe ein, er hat recht, er ist wieder einmal klüger als wir. Onkel ist sehr, sehr krank.

Wenn auch die Operation gelungen sein sollte, er hat eine sehr schwere Wunde, und die allergeringste Erschütterung müßte sein Tod sein. Freilich, die Fahrt im Flugzeug würde nur eine Stunde dauern, und dann wäre er daheim.

Aber wie leicht kann er bei dieser Fahrt erschüttert werden; schon das Surren des Propellers läßt natürlich den Körper erbeben. Das Aufsteigen und Niedersinken ändert die Blutzufuhr zum Gehirn.

Der Tena Ingiet hat recht; ich verstehe jetzt gar nicht, daß wir nicht selbst so klug waren.

Der Onkel wird getragen; natürlich nur in der Nacht, während für den Tag an jedem Morgen die Wilden eine neue Laubhütte erbauen, damit er Schatten hat. Ihre Weiber schleppen das ganze Material für diese Hütten mit.

Ich weiß das alles, weil ein Flugzeug sie ja immer begleitet und zu mir zurückfährt, Eis von unseren künstlichen Kühlmaschinen, Getränke und Speisen holt. Es ist wieder einmal seltsam.

Es beruhigt mich, daß dieser wilde Stamm meinen Onkel begleitet und bewacht. Ich habe mehr Zutrauen zu diesen Kannibalen wie zu unseren eigenen Leuten. Unsere eigenen Leute wollten uns bestehlen, haben das ganze Unglück veranlaßt, sind schuld an dem schweren Unglücksfall, der meinen Onkel betroffen hat.

— — — — — — — — — —

Es ist eine gute Schule für mich, daß ich jetzt allein bin. Ich fühle, daß ich doch sehr viel gelernt habe. Ich habe nicht nur gelernt, Aufgaben zu erfüllen, die mir gestellt wurden, ich bin selbständig geworden. Ich sitze an dem Tisch, an dem sonst mein Onkel saß. Ich weiß ganz genau, was zu geschehen hat, und gebe telegraphisch die Befehle, die, wie ich vermute, mein Onkel gegeben haben würde. Unser Gebiet ist ja so groß. In den meisten Teilen ist gar nichts von dem Unfall meines Onkels bekannt. Immer wieder leuchtet die Mattscheibe auf, Depeschen erscheinen auf ihr, und ich gebe die Antwort. Entscheide, wie ich es für gut halte. Es hat keinen Zweck, die Leute auf morgen zu vertrösten; es werden Wochen vergehen, ehe mein Onkel wieder gesund ist.

Herr Allister ist leider auf längere Zeit verreist.

Ich habe eine Untersuchung angestellt. Die vier anderen Ingenieure, die in der Nähe sind, habe ich in Flugzeugen kommen lassen. Jetzt erst weiß ich, daß diese alle Morawetz und seine drei Freunde nicht mochten.

Ich fürchte, die ahnten mehr als wir.

Wir haben die Wohnungen der vier Verbrecher erbrochen und untersucht. Sie sind natürlich schuldiger als die Arbeiter. Morawetz war die Seele vom Ganzen.

Mir schaudert die Haut, wenn ich alles das überdenke. Wie gut, daß Onkel verreist war! Sie wollten ihn töten.

Morawetz ist leichtsinnig gewesen, oder seiner Sache sehr sicher. Er hat nicht einmal seine Papiere verbrannt. Ich habe Briefe aus Canberra gefunden. Mister Spencer, der Sekretär des Lords Albernoon, hat sie geschrieben. Der Lord selbst wollte wahrscheinlich seinen Namen nicht nennen. Seitdem sie den Krieg aufgegeben, haben sie es auf diese Weise versucht. Sie haben Morawetz eine Riesensumme geboten, wenn er ihnen den Inhalt des Berges und zunächst den Inhalt des großen Gefäßes, das als Meteor in den Äther hinausgeflogen ist, auslieferte.

Ich will all das vor dem Onkel verbergen. Er soll an einen Unfall glauben, bis er wieder vollkommen gesund ist. Ich erschrecke über meine eigenen Gedanken. Ich rechne so bestimmt darauf, daß er wieder gesund wird, und doch — —

Endlich ist der Morgen gekommen, an dem die Wilden Desert City erreichten. Wenn es nur nicht so aussähe, als trügen sie einen Toten! Unsere Chinesen stehen zu beiden Seiten der Straße, als sie vorüberkommen. Zuerst der Häuptling in voller Kriegsbemalung; er hält Speer, Pfeil und Bogen in der Hand, als müsse er den Onkel beschützen. Dann die Bahre, auf der der Kranke liegt, und hinter ihr schreiten nebeneinander, wie zwei Freunde, der alte Hollborn und der Tena Ingiet, der jetzt wieder allen Schmuck seines Zaubererhandwerks angelegt hat.

Der ganze Stamm folgt dem Zuge.

— — — — — — — — — —

Wir haben den Onkel in die Höhle hinuntergebracht und auf sein Bett gelegt. Er sieht sehr bleich aus und hat die Augen geschlossen. Ich stehe jetzt mit Hollborn und dem Tena Ingiet im Nebengemach. Der Zauberer leert eine bräunliche Flüssigkeit aus einer Kürbisflasche in ein Glas. Der Onkel soll es trinken, wenn er erwacht. Wir haben uns daran gewöhnt, den Zauberer wie einen Arzt zu betrachten, aber er gefiel mir vorher besser, als er nur ein einfacher Mensch war, als jetzt in seinem Zauberschmuck.

Hollborn sieht recht gealtert und sorgenvoll aus und drückt meine Hand.

„Wenn das Herz es nur aushält!"

— — — — — — — — — —

Ich sitze bei dem Onkel auf dem Bettrand. Er hat die Augen auf und spricht. Sehr leise, aber vollkommen klar. Er erkundigt sich nach dem Werk.

Ich bin so glücklich: Er hat kein Fieber und ist beim vollen Verstand. Er sieht mich mit so guten Augen an.

— — — — — — — — — —

Es ist heute ein trauriger Tag. Es sind genau vier Jahre, daß ich in Desert City ankam. Vier Jahre! Was waren dies für Jahre! Ich denke noch an den Tag, als ich zum ersten Male aus dem Flugzeuge stieg und die trostlose Öde sah — das einsame Wellblechhaus — als ich zum ersten Male mit bebendem Herzen in die Höhle hinabfuhr, um dann meinen Onkel zu treffen.

Ich denke des Tages, als das Goldgräberdorf abbrannte. Das war der Anfang des heutigen, trostlosen Tages. Ich denke an die Stunde, in der Lord Albernoon uns den Vertrag brachte, an den Tag des Triumphes, als er wieder bei uns war und zum ersten Male die Regenwolken in unseren vier Türmen erzeugt wurden, als der erste grüne Flaum über dem ersten Kreisfelde lag, und ich denke des Tages, an dem derselbe Lord Albernoon uns den Krieg erklärte und uns ausweisen wollte.

Ich stehe auf dem hohen Turm, dem größten unserer Funktürme, der jetzt bei der Zentrale errichtet ist, und blicke hinaus. Habe das Fernglas in der Hand und schaue in die Weite.

Jetzt sind schon sechs solcher großen Kreise, ein jeder mit dem Durchmesser von zwei Kilometern, in Betrieb. In jedem eine Plattform, und von ihr aus werden die Maschinen dirigiert. Wir haben auf das Uhrwerk verzichtet. Jetzt ist um Desert City herum schon ein hübscher Eukalyptuswald. Wir essen Bananen, Mais und Gerste, die wir selbst ziehen. Dort ziehen, wo früher die Steinwüste war.

Wir haben neue, gewaltige Pläne. Wir haben gesehen, seitdem wir den Regen erzeugen, seitdem wir die Ätherstrahlen immer mehr in unserer Gewalt haben, ist auch das Klima anders geworden. Wir brauchen uns nicht völlig dem Willen unserer eisernen Arme unterzuordnen.

Der rastlose Geist meines Onkels hat neue Pläne ersonnen. Wir werden Städte erbauen. Industriestädte, die zwischen den Kreisen liegen, die zwischen ihnen das Land ausnützen. Städte mit Häusern, die nicht wie in der Heimat Zentralheizung, sondern überall Zentralkühlung haben, um die herum wir Palmenhaine wachsen lassen.

Seitdem wir den Hafen und die Cambridgebucht verloren haben, beschränken wir uns auf unsere Flugzeuge und Zeppeline. Wir haben keine Eisenbahnen erbaut. In rascher Folge ist das ganze Land, soweit wir es in Kultur nehmen, von einem ganz dichten Flugnetz überspannt. Wir bauen sie selbst, seit wir schon am Lady Edith Lagoon das Eisenwerk erschlossen, und wir vermissen die Kohle nicht. Wir ziehen elektrische Energie aus den großen, sonnenbestrahlten Steinflächen unserer Wüsten, und zudem haben wir jetzt fünf unterirdische Ströme erbohrt, die uns Wasserkraft geben.

Unsere Flugzeuge fahren in schneller Folge. Während des Tages werden Luftschiffe mit Kühlanlagen geschickt, während der Nacht die Personenschiffe. Wir haben für sie keine Führer, sie werden alle von den Zentralen nach demselben System gelenkt, das die Probierschiffe hatten, die wir herstellten, als wir die erste Strahlenwand um den Mount Russel erprobten.

Unsere Luftschiffe fahren sehr hoch, wenn sie nach Übersee wollen. Wenn sie unser Gebiet verlassen, wird auf Minuten die Strahlenwand unterbrochen, die es jedem Fremden unmöglich macht, unser Gebiet zu erreichen.

Man hat sich mit uns abgefunden in Canberra. Man beachtet uns nicht, man schweigt uns tot, weil man uns nicht vernichten kann. Man hat ein Märchen hinausgesandt in die Welt, daß seltsame Luftströme es unmöglich machen, das Innere zu überfliegen. Da die australische Regierung keiner anderen Nation erlaubt, Forschungen anzustellen, glaubt es die Welt, muß es glauben.

Ich hatte lange mit Onkel Heinrich gesprochen, ehe er seine letzte Reise antrat. Onkel Heinrich ist jetzt sechsundsechzig Jahre alt. Bis zu seinem siebzigsten Geburtstag wollten wir so weit sein, daß alles bearbeitet ist. Dann sollen alle unsere farbigen Arbeiter, die Afrikaner und Chinesen, fortgeschafft werden. Dann brauchen wir sie nicht mehr. Dann sollen nur noch Deutsche hierherkommen und hier leben, die Früchte des großen Werkes genießen, in den Industriestädten leben und schaffen, in den großen Laboratorien die Strahlen weiter erforschen, essen, was dann der neugeschaffene Boden spendet.

— — — — — — — — — —

Es war vor acht Tagen, als der Onkel so sprach mit leuchtenden Augen, den noch immer jugendlich elastischen Körper gestrafft. Acht Tage! Und jetzt liegt er matt auf seinem Lager, und ich weiß, daß er sterben muß.

(Schluß folgt.)

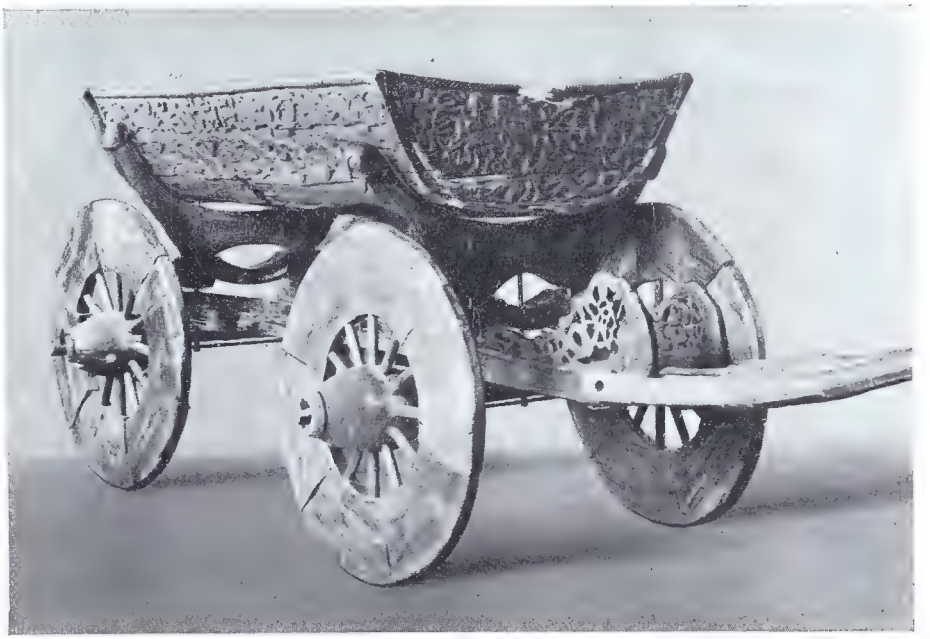
Ausgegrabenes Wikingerfahrzeug: Das Gokstadschiff

Wikinger-Fahrten / Von A. Heilmann

Zu den abenteuerlichsten Kriegs- und Raubzügen der ganzen Weltgeschichte gehören die kühnen Wikinger-Einfälle an der norddeutschen, englischen und nordfranzösischen Küste, die sich später sogar bis zur südfranzösischen Mittelmeerküste und noch weiter südwärts nach Italien und Sizilien ausdehnten. Im 9. Jahrhundert wurden gleichzeitig alle Westküsten von diesen nordischen Seefahrern heimgesucht: zwischen 810 und 836 Irland, Wesser, Kent, Antwerpen, Mecheln, Cornwalis, die Hebriden und Orkaden. Nirgends konnte man damals ihren Flotten eine erfolgreiche Abwehr entgegensetzen. Vom Jahr 836 melden angelsächsische Chronisten eine beängstigende Zunahme ihres Unwesens. „Damals", klagt einer, „schickte der allmächtige Gott Geschwader von grausamen heidnischen Dänen, Norwegern, Goten und Schweden, Vandalen und Friesen aus, die Mensch und Vieh töteten, weder Weiber noch Kinder schonten." Der Tod König Ludwigs des Frommen und der Thronstreit seiner Söhne ermutigten die Seeräuber erst recht. Seitdem wiederholten sich die Raubfahrten der Wikinger wie Ebbe und Flut; sie schlossen sich zu größeren Flottenverbänden zusammen, die gemeinsam ihre Überfälle auf ganze Landschaften unternahmen. Das Morden und Brennen, Jammern und Flüchten nahm kein Ende. Mit Vorliebe plünderten sie reiche Klöster und Kirchen. In seinem interessanten und schön illustrierten Werke „Wikinger und Normannen" (Hanseatische Verlagsanstalt, Hamburg) schildert Karl Theodor Strasser deren Kämpfe und Taten, Zerstörungen und Kulturleistungen in anschaulicher Weise. Diesem Buche entnehme ich außer den hier wiedergegebenen Abbildungen die nachstehenden Schilderungen von Raubzügen der Wikinger, die am besten ihr sturmflutartiges Erscheinen und ihre rücksichtslose Grausamkeit erkennen lassen.

Der Überfall auf Nantes.

Mit welcher Schnelligkeit und Verwegenheit die Wikinger bis tief in die französischen Landschaften hinein heerten, beweist die Überwältigung der alten Stadt Nantes, wohin die französische Sage den Hof des Königs Arrus verlegt hat. Man feierte eben Johannisfest, und eine bunte Menge aus der reichen Umgegend war in die festliche Stadt zusammengeströmt, als plötzlich Flüchtlinge die Nachricht von dem Herannahen einer furchtbaren Flotte in die Mauern hereintrugen. Ein bleicher Schrecken legte sich über die Feiernden. Doch traute man den Fremden nicht die Verwegenheit zu, eine befestigte Stadt anzugreifen. Ja, manche waren beim Anblick der Flotte geneigt, an friedliche Kauffahrteischiffe zu denken. Die Wikinger aber legten sofort an einem Werder vor der Stadt an, verließen ihre Fahrzeuge, erstiegen mit Sturmleitern die Mauern und erbrachen die verriegelten Tore. Dann begannen sie unter Männern und Frauen ein sinnloses Blutbad und warfen sich zum Übermut die Säuglinge gleich Fangbällen in die Spieße. Entsetzt flüchtete alles in die Domkirche St. Peter und Paul. Der Bischof zelebrierte eben die Messe und fuhr unerschüttert in der heiligen Handlung fort. Rasch wurden die Portale verrammelt; aber schon zertrümmerten die Normannen Fenster und Türen und richteten auch unter der hierher geflüchteten



Aus dem Osebergfund: Alter Wikingerwagen

Menge ein grausiges Gemetzel an. Der Bischof sprach die Worte „Sursum corda!“, als ihn das Schwert in sein eigenes Blut stürzte. Das Münster ging noch am gleichen Tage in Flammen auf, und erst gegen Abend zogen sich die Wikinger mit ungeheurer Beute und vielen Gefangenen auf ihre Schiffe zurück. Auf einer Loire-Insel schlugen sie ein befestigtes Lager mit Hütten für sich, ihre Verwundeten und die Gefangenen auf, die sie als Sklaven im Norden oder Osten zu verkaufen gedachten. Die gesamte Reede umgaben sie dann mit dem Wall ihrer Fahrzeuge.

*

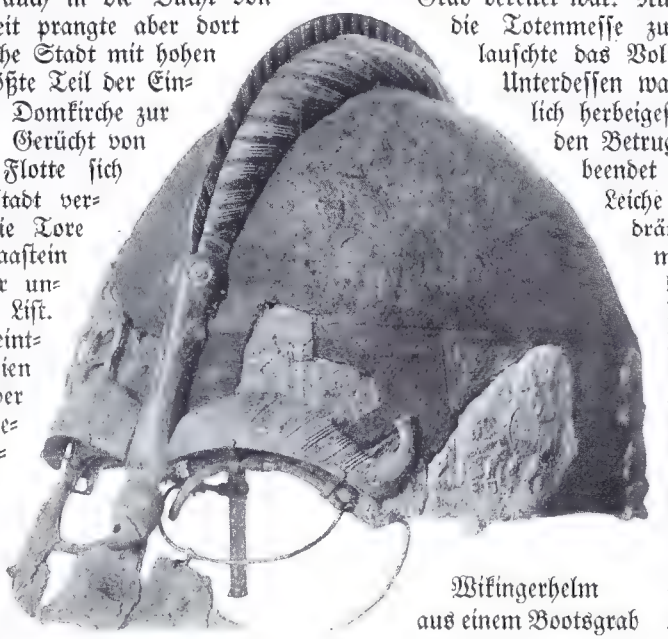
Nicht unrichtig vergleichen fränkische Chronisten die Wikinger Heere mit einem aus den Alpen Skandinaviens entsprungenen, alles verheerenden Strome. Noch viel unheimlicher aber schwoll dieser Strom in den Jahren 850 bis 878 an. Ein zweites Geschlecht von Wikinger-Führern trat auf den Plan und unternahm einen dritten, vierten, fünften und sechsten Seine-Zug, suchte mindestens dreimal die Loire-Landschaften heim, zerstörte Tours und Orleans und verheerte Friesland, Aquitanien, den Sommegau und das Marnegebiet, Flandern und die Bretagne.

Wikingerschwert

Diese ertragreichen Raubzüge lockten von 858 bis 862 eine nordische Flotte nach Spanien und ins Mittelmeer. Ihr Führer war einer der verwegensten Seekönige dieser Zeit namens Hasting oder Haastein. Der im ganzen Abendland gefürchtete Meeresfürst plante nach Ansicht eines fränkischen Geschichtschreibers nichts Geringeres, als Rom zu erobern und seinem Pflegesohn Björn Eisenseite die Würde des römischen Kaisers zu verschaffen.

Das Blutbad von Luna.

In der Meinung, daß Rom nicht mehr weit sei, warfen sich die Geschwader Haasteins gegen die Küste der Riviera, eroberten Pisa und liefen eines Tages auch in die Bucht von Spezia ein. Zu damaliger Zeit prangte aber dort noch Luna, eine ältere etruskische Stadt mit hohen Mauern und Türmen. Der größte Teil der Einwohner befand sich eben in der Domkirche zur Feier der Christvesper, als das Gerücht von der Ankunft einer fremden Flotte sich vom Hafen her durch die Stadt verbreitete. Man schloß hastig die Tore und besetzte die Mauern. Haastein ersann daher beim Anblick der unersteiglichen Befestigungen eine List. Er ließ durch Boten den vermeintlichen Römern sagen, sie seien Nordleute, nach dem Willen der Götter aus der Heimat vertrieben, hätten sie in Franken siegreiche Kriege geführt und seien durch widrige Winde auf der Heimfahrt nach Dänemark nur mit knapper Not an dieser Küste gelandet. „Wir bitten um Frieden und Brot; unser



Wikingerhelm aus einem Bootsgrab

Wikingerkunst: Pforte der Stabkirche zu Aal im Hallingdal

Führer ist krank, von Schmerzen zerschlagen, sehnt er sich nach der christlichen Taufe. Sollte er aber vor Schwäche vorher sterben müssen, so ruft er eure Barmherzigkeit an um ein Begräbnis in eurer Stadt.“ Da versprachen Bischof und Graf von Luna Frieden, Taufe und freien Lebensmittelkauf. Sogleich begann ein reger Handel, der Bischof rüstete das Taufbad, Haastein stieg ins Wasser und wurde als Schwerkranker zum Hafen zurückgetragen. In der nächsten Nacht aber ließ er einige Normannen wehklagend durch die Straßen laufen mit der Nachricht von seinem Tode. Er habe dem Kloster als nunmehriger Christ reiche Schätze vermacht und bitte um ein christliches Begräbnis.

Das Klagegeschrei der Normannen hallte weithin, während das Läuten der Glocken in der Stadt das Volk zur Kirche rief. Da kam die Geistlichkeit in feierlichem Ornate, die Stadtältesten und das Volk. Voran schritten Chorknaben mit Kerzen und Kreuzen und dahinter nahte auf der Bahre Haastein; von Christen und Normannen wurde er vom Stadttore zum Kloster getragen, wo das Grab bereitet war. Nun begann der Bischof feierlich die Totenmesse zu zelebrieren, und andächtig lauschte das Volk den Gesängen des Chores. Unterdessen waren auch die Heiden allmählich herbeigeströmt, ohne daß die Christen den Betrug ahnten. Nachdem die Messe beendet war, befahl der Bischof, die Leiche ins Grab zu senken. Da drängten sich plötzlich die Normannen zur Bahre, einander heftig zurufend, er dürfe nicht begraben werden. Wie vom Donner gerührt standen die Christen da. Auf einmal springt Haastein von der Bahre, reißt das blitzende Schwert aus der Scheide, dringt auf den unglückseligen Bischof ein, der das Meßbuch in der Hand hält, und stößt ihn nieder, ebenso den Grafen. Die Normannen verrammeln rasch die Kirchentore, und nun beginnt

ein grausiges Würgen und Morden unter den fassungslosen Christen. Darauf stürmen sie durch die Straßen, jeden niedermachend, der sich zur Wehr setzt. Auch das Schiffsvolk dringt durch die weitgeöffneten Tore ein und mengt sich in den rasenden Kampf. Endlich ist die Blutarbeit getan, das Christenvolk fast vernichtet. Was übrig bleibt, wird kettenbelastet zu den Schiffen geschleppt. — Da rühmte sich Haastein mit den Seinen und glaubte, er habe Rom — das Haupt der Welt — erobert. Als er aber erfuhr, es sei nicht Rom, ließ er vor Wut die ganze Stadt niederbrennen.

*

Doch auch diese wilden Nordlandssöhne entgingen nicht dem Wandel der Zeit und dem geistigen Einfluß der Länder, die sie sich unterwerfen wollten: Schon nach Ablauf der ersten Gründungszeit traten sie in Nordfrankreich allmählich dem katholischen Glauben bei und betätigten in der Folgezeit ihren Abenteurersinn in zahlreichen Pilgerzügen nach dem Heiligen Lande.

Als sie — jetzt meist Normannen genannt — von ihren wilden Kriegsfahrten weg zur Teilnahme am gesitteten Leben der christlichen Welt gelangt waren, regte sich in ihnen alsbald auch eine mächtige Bauluſt, und es entstanden unter ihren Händen von Sizilien bis Schottland prächtige Schlösser mit hohen Zinnen und wundervolle Kirchen.

Die Fibel des Goldschmuckes von Hiddensö

Auch ein Mensch / Von A. O Ruſt

„Na, Kopp," meinte Pastor Vieweger wohlwollend in seinem Amtszimmer, „nun haben Sie es also geschafft. Im Augenblick hätten wir zehn Uhr fünfzig Minuten, die Sekunden zählen nicht, nach einer reichlichen Stunde also sind Sie wieder ein freier Mann. Aber etwas peinliches Wetter heute, Kopp. Immerzu Regen und Regen. Werfen Sie bloß einmal einen Blick durch mein Fenster!"

Der Gefangene Viktor Kopp, entlassungsfertig bereits in seinen eigenen Kleidern, der Aufforderung gehorsamst folgend, blickte prüfend durch das vergitterte Fenster der Amtsstube auf den Innenhof innerhalb der großen Ringmauer — mehr war nicht zu sehen —, fand dieses Wetter in Anbetracht seiner bevorstehenden Entlassung wirklich etwas rücksichtslos, erklärte aber nichtsdestoweniger mit strahlender Miene: „Schlecht Wetter draußen ist besser als schön Wetter hier drinnen. Meine Stiefel sind frischbesohlt, Herr Pastor, und einen Mantel habe ich auch."

„Ja, richtig," versetzte Pastor Vieweger, auf diese Feststellungen eingehend, und betrachtete den Zuversichtlichen aufmerksam vom Kopf bis zu den Füßen, „adrett sehen Sie aus, und wenn man Sie so sieht, sollte kein Mensch für möglich halten, was doch Ihre Akte leider außer Zweifel stellt, daß Sie jetzt schon das drittemal dieses Haus hier besuchen mußten. Süh mal, süh! Also dieses Mal wollen Sie bestimmt nicht wiederkommen?"

„Aber erlauben Sie mal, Herr Pastor", versetzte Viktor Kopp tief aus der Brust heraus und stemmte dabei gekränkt beide Arme in die Seiten, obwohl nach den Vorschriften der Hausordnung eine Haltung dieser Art nicht zulässig war. Aber in Augenblicken gesteigerter Erregung pflegt sich der Mensch aus eigener Machtvollkommenheit Gesetze zu geben. Der alte Herr drückte denn auch ein Auge zu und meinte mit einer Miene, in der ein sanftmütiges Lächeln dem Ernst der Stunde nicht ganz weichen wollte: „Ja, sehen Sie, diesmal waren es immerhin zwei ganze Jahre. Eine lange Zeit, mein lieber Kopp, sowohl zum Angewöhnen wie zum Abgewöhnen. Also diesmal, meinen Sie, haben Sie sich das Wiederkommen bestimmt abgewöhnt?"

„Herr Pastor," versetzte Kopp mit Leidenschaft, „wenn Sie mich hier wiedersehen, so soll mich auf der Stelle, hier wo ich stehe, der Donner . . .!"

„Ja doch, ja!" unterbrach ihn Pastor Vieweger etwas hastig, „ich würde es gerne glauben, aber, mein Lieber, wir wollen lieber ruhig alles miteinander erwägen. Da steht zum Beispiel in Ihrer Akte ein Posten über Ihre Arbeitsbelohnung. Nach Abzug aller Auslagen für die Instandsetzung Ihrer Sachen erhalten Sie neunzehn Mark und einige Pfennige ausbezahlt. Anderseits haben Sie draußen keine Wohnung, keine Stellung und auch keinerlei Anhalt. Abgesehen von dem, was Sie am Leibe haben, ist dieser Betrag alles, was Sie mit hinaus in das Leben nehmen. So gerne ich an Ihren guten Willen glaube, Kopp, aber diesen Bestand finde ich allzu dürftig für einen neuen Anfang."

„Herr Pastor," stellte Kopp tröstend fest, „einmal bin ich mit drei Mark zwanzig entlassen worden."

„Und dann bald darauf wiedergekommen", fügte Pastor Vieweger stillseufzend hinzu. „Aber man soll die Hoffnung nicht aufgeben, und zu Ihnen, mein lieber Kopp, hätte ich eigentlich ein schönes Zutrauen. Nur eins möchte ich gerne wissen, was gedenken Sie nun eigentlich nach Ihrer Entlassung anzufangen?"

„Hier wiedersehen werden Sie mich nicht mehr!" rief Kopp mit glaubwürdiger Überzeugtheit.

„Sehr schön," meinte Pastor Vieweger, „sehr schön, mein lieber Kopp, aber präziser, bitte. Wie gedenken Sie sich also zu ernähren? In welcher Weise hoffen Sie Ihr geregeltes Fortkommen zu finden? Denn geregelt muß es sein. Ohne Ordnung hat nichts Bestand."

Damit war die Unterredung an einem Punkt angelangt, der dem Entlassungskandidaten sichtlich das Herz bedrückte. Er unterließ an dieser Stelle nicht, vorerst einige überzeugende Anzeichen seiner Gemütslage zum Ausdruck zu

bringen. Zum Beispiel stieß er etliche erkleckliche Seufzer aus, scheuerte bedrückt die frischgenagelten Sohlen auf den Dielen, atmete schwer und rollte kläglich die Augen. Schließlich aber sagte er: „Daß der Herr Pastor nur selber davon anfängt! Indem ich mir lieber die Zunge abbeiße, um nicht nahetreterisch aufgefaßt zu werden. Nämlich dieses ist meine einzige Sorge; weil meinen Trikot die Motten haben."

Pastor Vieweger blickte Kopp nach dieser Leistung mit hochgehobenen Brauen ziemlich erstaunt an. „Ich verstehe kein Wort. Nicht wahr, Sie tun mir den Gefallen und drücken sich deutlicher aus. Wirklich, ich verstand etwas wie Trikot und Motten, was doch keinesfalls als Antwort auf meine Nachfrage gelten kann. Also präziser, bitte!"

Kopp wurde unter der Bemühung um einwandfreie Satzgebilde krebsrot im Gesicht. Er sagte: „Indem die Gelehrsamkeit nicht mein Fach ist, weiß ich manchmal nicht recht Bescheid mit der Einleitung. Hingegen was die Sache selber betrifft, da weiß ich mich immer gut auszudrücken. Es ist aber wirklich so, wie ich sagte: Die Motten haben ihn, meinen Trikot, und die Löcher sind ganz ohne Hoffnung. Ohne Trikot kann ich aber nicht arbeiten."

„Ach Gott, ach Gott," klagte Pastor Vieweger beweglich, „Sie wollen also doch wieder als Artist gehen?"

„Bitt schön," versicherte Kopp zutraulich, „mit Feuerfressen und Degenschlucken bin ich nicht mehr behaftet, denn damit kann man sich heutzutage nicht mehr ernähren, weil daß die Konkerrenz zu übermächtig ist. Hingegen was ein richtiger Artist sein tut, der kann es zu Pferd und Wagen, und sogar zu einem illustrierten Bild in den öffentlichen Blättern bringen. Aber dazu muß man eben erst einen Trikot haben!"

„Erbarmen Sie sich," versetzte der alte Herr eindringlich, „jetzt quälen Sie mich um einen Trikot, und nach drei Monaten, ich will Ihnen meinetwegen sogar sechs geben, stehen Sie wieder auf derselben Stelle, nur in anderen Kleidern, vor mir und sagen: Herr Pastor, es ging nicht. Der Trikot ist nicht das richtige gewesen; ich hätte lieber eine Schippe nehmen sollen."

„Diesmal nicht, Herr Pastor, diesmal ganz gewiß nicht," rief Kopp überzeugt, „wie könnte Gott das zulassen, daß es mir diesmal wieder schief geht, wo ich mich nun zwei Jahre lang Tag für Tag in der Zelle abgeschunden habe, damit ich den richtigen Trick herauskriege? Sogar die Rede habe ich schon auswendig gelernt! Und es ist eine schöne, eine wunderschöne Rede, und ich habe sie ganz allein selber gemacht, und keiner hat mir dabei gehulfen!"

„Welche Rede?" fragte der Geistliche erstaunt.

„Nu, diejenige, wo ich jedesmal halten muß", erklärte Kopp unbefangen. „Freilich kann ich Ihnen nicht zumuten, daß Sie in die Destille gehen oder gegangen sind, und also werden Sie diese Brangsche nicht kennen. Die Sache ist aber so: Man zieht einen Trikot an, wo aber keine Mottenlöcher in sein dürfen, weil es nachher herauskommen täte, und darüber einen so langen Mantel, wie ich einen habe. Man muß nur noch Schuhe anziehen und einen Hut aufsetzen, dann kann man ruhig auf die Straße gehen, und die ganze Polizei sieht einem nicht an, daß man nur einen Trikot darunter anhat. Wenn nun seitwärts am Wege eine passende Destille liegt, trete ich ein, ziehe höflich den Hut, nehme mir den Wirt beiseite und frage ihn: ‚Mein Herr, Sie gestatten doch, daß ich hier zur Unterhaltung Ihrer werten Gäste eine wirklich sehenswerte, kleine Vorstellung gebe? Ganz ohne Belästigung und Ansprüche an Ihre werte Kasse.' Meistenteils sagt er nun ja, indem er gerne sieht, wenn ihm einer die Gäste animiert und zusammenhält; von wegen der vermehrten Umsatzgelegenheit. Sofort ziehe ich jetzt die Schuhe aus, es sind Zugstiefel, Herr Pastor, die ohne Bemühung von den Füßen gehen, schlüpfe aus dem Mantel, und stehe jetzt im bloßen Trikot mitten zwischen den Gästen. Natürlich schweigt alles und sieht mich an, was nun weiter werden wird, und das ist jetzt die richtige Gelegenheit für meine Rede. Denn eine Rede muß sein, Herr Pastor. ‚Meine geehrten Damen und Herren,' sage ich, ‚ich habe die vorzügliche Ehre, Ihnen anmit Cäsar Cäsarini vorzustellen, den Mann, der alles leistet und nichts verlangt, sondern zufrieden ist mit dem, was Sie die Güte haben werden, ihm zu geben, falls Ihnen seine Leistungen gefallen sollten. Er hat sich in aller Bescheidenheit vorgesetzt, Ihnen, meine hochgeehrten Damen und Herren, ein bißchen die Zeit zu vertreiben; erschrecken Sie also nicht, wenn etwas Ungewöhnliches geschieht, denn alles was vorkommt, geschieht nur zu Ihrer geehrten Unterhaltung. Er arbeitet reell und nicht etwa, wie andere, mit vorgerichteten Attrappen. Ich habe also die Ehre, jetzt um Ihre geneigte Aufmerksamkeit zu bitten.' Und nun, Herr Pastor," fügte Kopp hinzu und fiel aus der Sprache der Emphase in seinen Alltagston, „nun fange ich eben an."

„Aber womit nur, du lieber Himmel, Sie Unglückswurm?"

„Meit scheint, daß mich der Herr Pfarrer noch nicht von der richtigen Seite kennen", versetzte Kopp gekränkt. „Ich sage nichts weiter, als doppelter Handbock mit Schikanen! Kennen Sie den doppelten Handbock mit Schikanen, Herr Pastor? Wenn Sie ihn nicht kennen, und ich glaube ganz bestimmt, daß Sie ihn nicht kennen, wäre ich in der glücklichen Lage, Ihnen dieses Primakunststück vorzuführen. Aber ich fürchte, daß mir die Hosenknöpfe dabei ausreißen, und das wäre mir etwas schanierlich. Ich will Ihnen den doppelten Handbock mit Schikanen lieber beschreiben, Herr Pfarrer. Also Sie nehmen einen gewöhnlichen Tisch, das heißt, ich nehme ihn natürlich, stelle einen Stuhl darauf, und gehe auf der Stuhllehne in den Handstand. Wenn ich soweit bin, kippe ich den Stuhl auf künstlerische Weise erst auf zwei Füße und dann auf einen Fuß, ziehe schließlich auch noch eine Hand ab und halte mich so mit einer Hand auf einem Stuhlbein im Handstand in der Balangse. Natürlich reißen sie jetzt alle die Augen auf, weil sie denken, daß ich falle und ein Loch in den Kopf haue und alle Rippen breche. Und wenn der Herr Pastor meinen sollten, das wäre nichts, so täte mich diese Meinung sehr verdrießen, denn ich weiß, was ich weiß, und meine Rippen haben es auch erfahren, als ich mir diesen Trick eingelernt habe. Und das ist nur erst e i n e Nummer in meinem Programm, denn ich arbeite auch als komischer Trottgänger, als Jongleur, als Zahnathlet und als Schlangenmensch. Auf das alles habe ich mich während dieser zwei Jahre eingearbeitet, und manchmal wäre ich dabei fast in den Arrest geflogen, weil der Aufseher geglaubt hat, daß ich Nichtsnutz treiben täte, was aber nicht an dem war."

Pastor Vieweger blieb aber Zweifler und stellte ihm eindringlich vor, daß er sich mit diesen Fertigkeiten unmöglich sein Brot und alles, was weiter zu diesem Grundbestandteil europäischer Bedürfnisse gehöre, erwerben könne, aber Kopp war anderer Meinung.

„Herr Pastor," erklärte er mit Überzeugung, „es sind welche in der Brangsche anwesend, die sich sehr gut stehen und doch weiter nichts können, als einen Kasten mit Schlangen oder Meerschweinchen von Destille zu Destille zu tragen. Und meistenteils ist alles Schwindel, weil daß es gar keine richtigen Giftschlangen sind, und weil daß die Meerschweinchen bloß Männchen machen nach der Brotrinde, die oben

auf dem Deckelgitter liegt, indem sie meist sehr hungrig sind, weil sie nichts zu beißen haben. Aber solche sind immer welche von denjenigen, die Schürzen tragen, indem ein Mann keinen Menschen findet, der ihm für diesen Schwindel einen roten Pfennig gibt. Für einen reellen Schausteller von der Brangsche sind fünf Groschen die Mindesteinnahme in jeder Destille, und acht bis zehn Destillen im Tage sind eine Kleinigkeit. Und weil keine Unkosten da sind, ist jeder Pfennig reiner Verdienst. Ich lebe bescheiden. Ich miete mir ein Zimmer und koche mir selber. Was über ist, trage ich auf die Sparkasse, und wenn es langt, richte ich mir ein Zimmer und eine Küche ein und heirate. Eine richtig gehende Hochzeit, Herr Pastor, mit Standesamt und Kirche. Aber ehrlich muß sie sein."

„Wie, heiraten wollen Sie dabei auch noch?" fragte der alte Herr, gelinde erschrocken.

„Es ist nur von wegen der Einnahme," erklärte Kopp offenherzig. „Denn, sehen Sie, Herr Pastor, wenn ich eine mit dem Teller umschicke, die ein bißchen nett ist und die einen lieblichen Augenaufschlag hat, dann macht das viel bessere Kasse als unsereiner, indem sich die Kunden dann nicht lumpen lassen, weil daß sie sich ein Ansehen geben wollen. Bei den Damens freilich muß ich selber gehen, indem die gegenseitig immer futterneidisch sind und einander nichts Gutes gönnen."

Pastor Vieweger vergewisserte sich, ob hier nicht etwa in aller Einfalt ein bißchen Schalkhaftigkeit getrieben wurde, aber an Kopps Harmlosigkeit war kein Schönheitsfehler zu entdecken. Nach diesem Befund leitete er das Gespräch mit der zurückhaltenden Vorsicht, die sich bei der Behandlung von Gegenständen dieser heiklen Art für die geistliche Würde geziemte, auf die tieferen und in gebildeter Sprache schwer hinreichend zu kennzeichnenden Ursachen dieser weiblichen Überlegenheit bei der Handhabung des Sammeltellers, aber dabei zeigte sich, daß Kopp völlig im Bilde war. In seiner Antwort ließ er keinen Zweifel über seine weltweise Genügsamkeit in dieser Beziehung, die sich, alles in allem, auf die Forderung der puren physischen Treue beschränkte.

„Geschäft ist Geschäft, Herr Pastor," erklärte er mit einer Miene resignierter Abfindung mit Unabänderlichem, „und wo gesägt wird, da fallen Späne. Der Mensch muß nicht unbescheiden sein und mehr verlangen, als zu haben ist. Die Hauptsache bleibt, daß sie ehrlich ist und den Sammelteller heilig hält, indem es den Mann, wo die ganze Arbeit leistet, verdrießen muß, wenn er die Güte des Publikums statt in den Sammelteller in ihren Strumpf fließen sieht, allwo es doch nur für unnützen Litzenkram hinausgeht."

Pastor Vieweger suchte nunmehr Kopp mit allen Künsten sanfter Überredung von den Vorteilen anderer Berufszweige zu überzeugen, deren Angehörige nicht dem peinlichen Zwang unterstehen, den lieblichen Augenaufschlag der Ehefrau geschäftlich zu verwerten, aber er predigte tauben Ohren. Kopp blieb ungerührt bei seiner eigenen Meinung.

„Menschen von unserer Brangsche müssen auch sein," behauptete er im schönen Berufsstolz, „indem der Mensch manchmal eine kleine Vernüchterung ebenso nötig hat wie eine Sonntagmorgenpredigt. Auch von wegen der Noblen in der Destille, wo die Großartigen spielen wollen mit ihren Silberlingen für den Sammelteller, die sonstens alle der Wirt in die Tasche schieben täte, was sehr schädlich ist, von wegen dem zu vielen Alkohol. Aber es müssen welche von denen sein, die reelle Arbeit liefern, und nicht solche mit der Schürze und den Schlangenkasten, wo gar keine mit giftigen Zähnen innen sind, sondern was sie nur weismachen wollen, damit sie mehr in den Sammelteller bekommen, von wegen dem Mitleid, weil sie sich mit solchen Biestern aus heiliger Not abgeben müssen, was aber meistenteils alles erlogen ist, indem sie alle Strümpfe tragen mit eingemachten Löchern. Und der schießt daneben, der uns von der reellen Brangsche im Verdacht hat, unsolid zu leben, indem wir alle im Rathaus gemeldet sind, feste Wohnung haben und den Versicherungsschein bezahlen, weil daß niemand nicht weiß, ob er nicht eines Tages Pech hat und beim Doppelhandbock mit Schikanen danebengreift, was für die Rippen sehr ungesund ist. Und Völlerei ist ganz ausgeschlossen von wegen dem Training, Herr Pastor! Training ist nämlich die Hauptsache."

Der alte Herr vernahm diesen Rechtfertigungsversuch zwar mit Kopfschütteln, aber doch auch mit dem nachsichtigen Lächeln der Weisheit, die nichts Menschliches befremdlich findet, mag es auch noch so barock an das Licht des Tages kommen. Es oblag ihm nun, die Frage der Kostenbeschaffung für den Trikot in den Kreis der Beratung zu ziehen und nach der glücklichen Lösung dieses Problems an den Abschied zu denken. Er betrachtete Kopp mit bedenklichen Blicken und sagte:

„Kopp, wenn das nur gut tut. Das ist der erste Trikot, zu dem ich in meinem Leben das Geld gebe. In früheren Jahren hätte ich eine solche Zumutung mit Entrüstung abgelehnt. Nun ich alt und grau bin, verzichte ich darauf, die Leute zu bekehren, denn was den Menschen ausmacht, das läßt sich nicht umkehren wie ein Handschuh. Das Kleid macht nicht das Wesen aus. Tragen Sie also Ihren Trikot in Ehren und werden Sie darin glücklich oder, was mehr ist, brav. Aber eine Frage habe ich noch: Was werden Sie jetzt gleich nach Ihrer Entlassung beginnen?"

„Je, Herr Pfarrer," erklärte Kopp, „zuerst muß ich mir eine Logismutter suchen."

„Und dann?"

„Dann kommt die Anmeldung am Rathaus an die Reihe, von wegen damit es nicht heißt, ich wäre auch einer von denjenigen, wo ohne Schein herumziehen, was mich verdrießen und auch in polizeiliche Ungelegenheiten bringen täte. Wenn ich aber den Schein habe, ziehe ich gleich den Trikot an und gehe los."

„So sind Sie also fest überzeugt, darin Ihr Auskommen zu finden?"

Nachdem Kopp in dieser Hinsicht noch mit aller wünschenswerten Überzeugung Versicherungen abgegeben hatte, reichte ihm der alte Herr die Hand und wünschte ihm alles Gute. — Er sah ihn nicht wieder.

Die Weizenblüte

In einigen Gegenden Deutschlands hat man das Sprichwort: Wenn man sagen will, daß man durch irgendwelche günstige Umstände einen Gewinn oder Vorteil zu erhoffen habe, so sagt man: „Mein Weizen blüht!" Als daher eines Nachts der Dorfarzt und der Baumeister miteinander vom Wirtshaus über die Straße gingen und in der Ferne das Nachbardörflein brennen sahen, deutete der Baumeister hinüber und sagte: „Herr Gevatter, mein Weizen blüht!" Nämlich weil es neue Häuser aufzuschlagen und zu bauen gibt, wenn die alten verbrennen. Weil er aber bei solchem Schauen und Reden auf das brennende Dorf und nicht auf den Weg sah, fiel der Baumeister im nämlichen Augenblick in einen Graben und brach sich einen Arm. Da sagte der Dorfarzt schelmischerweise: „Gevatter, es kommt mir vor, mein Weizen sei zeitig!"

Nie soll man sich über fremdes Unglück freuen, auch wenn es einem Nutzen bringt; sonst kommt die Zeit, wo andere sich wieder freuen. Nach Hebel.

Die Silbermöve

Die Brutplätze der Silbermöven findet man massenhaft in den Dünen der Nordsee, an den Küsten Skandinaviens bis hinauf ins Eismeer, an den britischen Inseln und der nordfranzösischen Küste. Auf der Nordspitze von Sylt nisten seit Menschengedenken ungeheure Scharen; noch vor einem Jahrhundert konnten bei 30 000 Eier gesammelt werden.

Obwohl die Silbermöve kaum größer ist als ein Kolkrabe, legt sie die reinsten Gänseeier. Die blaß-olivgrünen Eier haben tiefbraune und aschgraue Flecken, Tupfen und Linien; manche Silbermöven legen aber auch himmelblaue Eier ohne Zeichnung.

Silbermöven-Gelege auf den Halligen

Nach vierwöchentlicher Brutzeit schlüpfen die Jungen in schmutzig-weißem, oben dunkelgeflecktem Daunenkleid aus den Schalen. Sie bleiben nur ein paar Tage im Nest: sobald sie watscheln können, streichen sie mit häßlichem Geschrei in den Dünen umher, und die besorgten Eltern haben viel Mühe, den allzeit Hungrigen genügend Futter beizuschaffen. Erst wenn den Jungen genügend Federn gewachsen sind, wagen sie sich ins Wasser, und wenn sie vollends ihre Schwingen und Schwanzfedern besitzen, beginnen die Flugversuche. Im dritten Jahre erst erhalten sie das prächtige Federkleid ihrer Eltern: Kopf, Hals, Brust, Bauch und Schwanz sind dann blendend weiß, die Flügel und Schultern mövenblau, die Schwingen schwarz mit weißen Spitzen.

Außer der Brutzeit streifen die Silbermöven auch von der Küste landeinwärts über Flüsse und Seen. Am interessantesten aber ist ihr Leben und Treiben in den Dünen, wo man namentlich ihre erstaunlichen Flugkünste bewundern kann. Mit langsamen Flügelschlägen gleiten sie unter dem blauen Himmel dahin. In Spiralen schrauben sie sich in die Höhe und schießen dann wieder in weitem Bogen auf den Wasserspiegel hinab.

Das ausgeschlüpfte Junge der Silbermöve

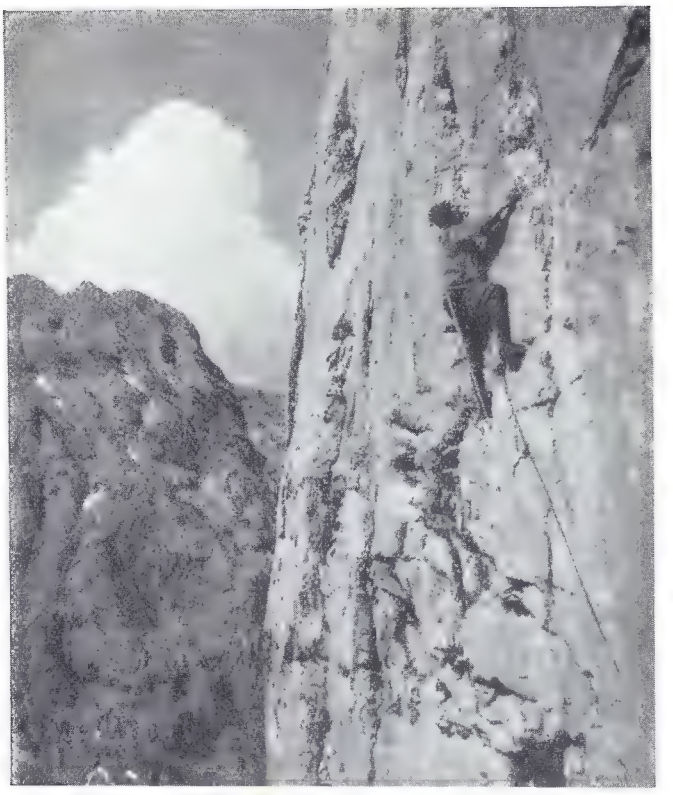
Junges der Silbermöve, etwas älter

Junge Silbermöve

In seinem schönen Buche „Die Halligen" (Albertus-Verlag, Berlin 1928) zeigt A. Renger-Patzsch eine Reihe köstlicher Silbermöven-Bilder aus den Dünen der Nordsee, von denen einige hier wiedergegeben sind. Tag für Tag ziehen dort die Silbermöven über das flache Halligenland und ihr Geschrei mischt sich in den ewigen Gesang des Meeres zu friedlicher und gewaltiger Melodie. Durch ihren fröhlich-beschwingten oder stürmisch-wilden Flug sind sie auch die Wetterboten für die Halligmenschen.

A. H.

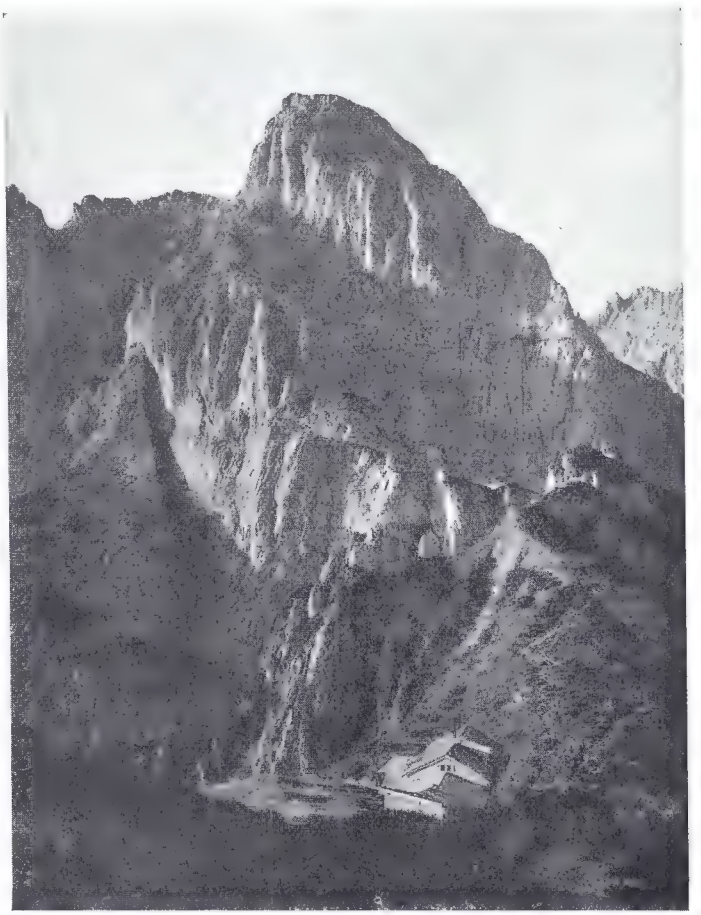
Kletterei am sog. „Schiefen Riß"



Aufstieg an der Südwand des „Totenkirchl"

Einsamkeit und Sportbetrieb am Totenkirchl

Der sagenumwobene, gespensterhafte Felskoloß des „Totenkirchl" im Tiroler Gebirgsmassiv des „Wilden Kaiser" lockt jährlich zahllose Bergfreunde und Kletterer zu kühnem Aufstieg, und viele büßen ihren Wagemut mit tödlichem Absturz. Denn die Besteigung des Totenkirchls ist ein Unternehmen, bei dem auch der Tüchtigste und Geübteste sein Leben nicht sicher in der Hand hat. Aber gerade hier tobt sich eine ungezügelte Sportsucht in leichtfertigster Weise aus. Der durch seine kühnen Gipfelfahrten bekannte Bergsteiger Paul Hübel klagt darüber: „Was geht heute in dieser einst so einsamen, ernsten Wildnis vor sich, wenn der Abendzug einen bunten Knäuel mehr oder minder seltsam ausstaffierten Jungvolkes beiderlei Geschlechts ausleert, wenn unter Hussa und Horrido Wiesen und Wälder durchstürmt, jede Bank, jeder Rastplatz mit den Abfällen menschlicher Unerzogenheit verunziert werden und die Schutzhütten bis spät in die Nacht vom Gejohl unbekümmert zechender „Bergfreunde" erdröhnen; wenn es dann bei grauendem Morgen scharenweise hinaufzieht in die Kare, die unwillig von rohem Gekreisch widerhallen, und wenn darauf die schwierigste Wand, die ausgesetzteste Gratkante sorglos wie auf dem Turnplatz angegangen, mit Massen von Mauerhaken und Seilringen verachtungsvoll „bezwungen" wird, wenn dann zuletzt bei der Rückkehr im überfüllten Zuge unter Drängen und Stoßen, Geschrei und Gelächter jede noch so geringfügige Mauer und Ritze, deren Begehung einem vernünftigen Menschen nie einfallen würde, als Erstersteigung und mächtige Tat gefeiert wird! — Der Adel und die Ruhe dieser schönen Berge ist für immer dahin, seit die Vielzuvielen davon Besitz ergriffen haben und unverständig heilige Werte vergeuden, die nur dem Innerlichen und Gotterfüllten Gewinn sein können." Es ist schade, daß durch solche Verwilderungen der körperstärkende und geisterhebende Bergsport den wirklichen Naturfreunden verekelt wird.



Das berüchtigte „Totenkirchl" im Kaisergebirge

Versunkene Städte / Von A. Strukat

Von alters her hat die Menschheit in Geschichte und Sage die Erinnerung an Städte bewahrt, die plötzlich untergingen, und gewöhnlich wird dabei von gewaltigen Naturereignissen gesprochen.

Der bekannteste Fall ist wohl der Untergang der Städte Pompeji, Herkulanum und Stabiä, die am 24. August 79 durch einen Ausbruch des Vesuv verschüttet wurden, nachdem Herkulanum bereits 16 Jahre vorher durch ein Erdbeben teilweise zerstört war. Man wußte wohl von dem Untergang der Städte, glaubte aber nicht, daß noch etwas von ihnen erhalten wäre, bis man im Jahre 1713 beim Graben eines Brunnens in der 20 bis 30 Meter dicken Schicht auf einen Saal mit Statuen und Nischen stieß. Dann wurden planmäßig Ausgrabungen betrieben, in umfangreichem Maße aber erst gegen Ende des 19. Jahrhunderts. Sie zeigten, welche bedeutende Kultur die untergegangenen Städte bargen, allen voran Pompeji.

Die am meisten genannte Stadt in Sage ist Vineta in der Ostsee. Eine gewaltige Sturmflut soll die prächtige Wendenstadt mit ihren Palästen und Türmen in einem Augenblick zerstört haben, und da, wo sie gelegen hat, bei der Insel Wollin, sollen heute noch die Fischer das Läuten der Kirchenglocken vernehmen. Im Jahre 1777 sollen zwei holländische Schiffe auf drei Marmorpfeilern gescheitert sein, die Vinetas Palästen angehörten, aber Joachim Nettelbeck fand an jener Stelle nur eine Sandbank, und spätere Untersuchungen haben statt der Bauwerke nur Granitblöcke gezeigt.

Der Chronist Helmold war der erste, der von Vineta gesprochen hat, und zwar um das Jahr 1168 in seiner slawischen Chronik. Da erzählt er von einer reichen Stadt, an der Mündung der Oder gelegen, die von einem dänischen König zerstört wurde. Seine Ausführungen zeigen aber, daß er nur nachgeschrieben hatte, was der Geschichtschreiber Adam von Bremen (gest. 1076) von der Stadt Julin berichtete. Durch die slawische Aussprache Jumma oder Jummeta ist wohl der Irrtum entstanden. Die Verwirrung wurde bei den nachfolgenden Geschichtschreibern immer größer, und die wirklich vorhandene Stadt Julin und das sagenhafte Vineta wurden bald derselbe Ort. Thomas Kranzow hat in seiner „Pommerschen Chronik" sogar einen genauen Plan von Vineta gegeben, und die untergegangene Stadt wuchs immer mehr an Pracht und Herrlichkeit, wobei man aber gar nicht bedachte, daß die Wenden jener Zeit nicht im entferntesten auf so hoher Kulturstufe standen, wie es bei Vineta der Fall sein sollte.

Der Name wurde sprichwörtlich, und jeder untergegangene Ort, ob er der Sage oder Geschichte angehörte, wurde ein Vineta. Gewöhnlich sollen die Bewohner, durch Reichtum hochmütig und gotteslästerlich geworden, den Untergang selbst verschuldet haben.

Die Geschichte erzählt von einem schweizerischen Vineta, dessen Zerstörung geschichtlich ist. Im Bergall-Tal der Graubündener Alpen, 4 Kilometer östlich von Chiavenna und dicht an der italienischen Grenze, sieht man noch jetzt die Stelle, wo unter einer 40 Meter tiefen Schicht von Felstrümmern in der Nacht des 4. September 1688 der reiche Ort Piuro oder Plurs und das Dörfchen Schilano durch einen Bergsturz des Monte Conto völlig begraben wurden. Dabei fanden 2430 Bewohner ihren Tod.

Soviel berichtet die Geschichte. Die Sage weiß aber noch mehr zu erzählen. Nach ihr soll der Ort so schön und blühend gewesen sein, daß man ihn und seine schöne Umgebung Belfort, d. h. Schönort, nannte, und erst, nachdem er verschüttet war, hatte er den Namen Plurs, d. h. Ort des Weinens, erhalten. Seine Bewohner betrieben den Seidenhandel nach Italien so ausgiebig, daß sie schon dadurch reich wurden. Auch waren an der Bergspitze des Rothorns oberhalb Churwalden Silbergruben von solchem Reichtum entdeckt, daß der Zug der Maultiere Tag und Nacht unterwegs war, um das Edelerz zur Schmelze zu tragen. Sogar Bäche fließenden Goldes soll es gegeben haben, an denen man an jedem Morgen und Abend eine Maßkanne schöpfen konnte.

Bei diesem übergroßen Reichtum hörte die Einfachheit bald auf, und nur das wurde beachtet, was Geld und Gut einbrachte. So stand es, als man im Jahre 1618 eine Hochzeit mit größter Pracht feierte. Unter goldgestickten Baldachinen war man zur Kirche gegangen, aus Silbergeschirr hatte man gespeist, und nun erging man sich an dem Meira-Fluß, wo das Brautpaar durch eine neue Festlichkeit überrascht werden sollte. Da blökte auf der nächsten Weide ein Lämmchen nach seiner Mutter, und das mißfiel der Braut. Kaum hatte sie das gesagt, so erboten sich ihre Begleiter, das Tier zum Schweigen zu bringen. Mit Grausamkeit banden sie es am Boden fest und zogen ihm lebendig das Fell ab, sich schon im voraus darauf freuend, wenn es ohne Fell zu seinem Besitzer zurückkommen würde.

Da war die Stadt zum Untergang reif geworden. Die beiden gegenüberliegenden Berge bekamen Risse und Spalten, neigten sich, und unter schrecklichem Donnerkrachen wurde die ganze Stadt mitsamt der Hochzeitsgesellschaft verschüttet. Bis über die Turmspitze reichten die Schuttmassen und Felsen, und keine Macht der Erde war in der Lage, sie zu beseitigen. Sie wurden die Grabsteine für die gottlose Stadt.

Auch Frankreich hat sein Vineta, gelegen in der Bretagne am Kraz du Raz. Wer diese Gegend besucht hat, weiß sicher schon von der gesunkenen reichen Stadt Is, die auf dem Meeresgrunde liegt, und oft sehen die Schiffer noch ihr Mauerwerk. Ob hier wirklich eine Stadt versunken ist, läßt sich nicht mehr nachprüfen. Vielleicht war es auch eine Burg oder ein Fischerdorf, die von einer Sturmflut verschlungen wurden. Sicher waren sie nicht so reich, denn die Kultur jener Gegend war nie so hoch.

Die Sage aber berichtet, daß die mächtige und reiche Stadt Is von einem Könige namens Grallon regiert wurde, der stets auf das Wohl seiner Untertanen bedacht war und mit einem großen goldenen Schlüssel eigenhändig die Schleusentore verschloß, damit die Meeresfluten nicht nachts in die Stadt eindringen sollten.

Seine mißratene Tochter Dahut aber lockte alljährlich Fremdlinge in das Schloß. Dann stahl sie aus ihres Vaters Schlafgemach den goldenen Schlüssel und stieß die Gäste durch die geöffneten Schleusen hinterlistig ins Meer. Einmal aber hatte sie das Abschließen vergessen, die Meeresfluten drangen in die Stadt und verschlangen alles. Nur König Grallon und seine Tochter Dahut vermochten sich auf schnellem Pferde zu retten. Die Fluten verfolgten sie aber und ließen erst nach, als sie die Prinzessin erfaßt hatten. Der König allein konnte sich retten.

Eine Vineta-Sage knüpft sich auch an das Städtchen Stavoren oder Staveren der holländischen Provinz Friesland, das im 13. Jahrhundert durch Schiffahrt und Handel eine mächtige Stadt geworden war, nun aber eine kleine Ansiedlung von einigen hundert Einwohnern ist. Nicht untergegangen ist das alte Stavoren, sondern eingegangen durch Versandung des Hafens.

Von diesem Vorgang berichtet die Sage folgendes: Einst

lebte in Stavoren eine reiche Frau, die einen solchen unermeßlichen Reichtum besaß, wie kaum jemand in der Welt. Ihre Schiffe befuhren alle Meere und brachten immer größere Schätze. Da rief sie einstmals ihren ältesten Schiffskapitän und befahl ihm: „Fahre hinaus und bringe mir das Kostbarste in der Welt, was du findest! Komm nicht wieder zurück, bis du es gefunden hast!" Der Mann fuhr ab und suchte und suchte. Wohl begann er oftmals sein Schiff zu beladen, aber immer hörte er damit auf, denn er meinte, noch immer Kostbareres zu finden. Da sagte er sich: Was kann es etwa Besseres geben als den goldgelben Weizen, aus dem man das liebe Brot bereitet! Alles andere kann man entbehren, aber dieses nicht. So belud er denn in Danzig sein Schiff mit Weizen und fuhr zufrieden heimwärts. Am Hafen erwartete ihn seine Herrin und fragte ihn, was er denn mitgebracht habe. Als er ihr davon erzählte, wurde sie zornig und fragte: „Von welcher Seite hast du den Weizen eingeladen?" Er sagte: „Von der rechten." „Nun," sprach sie, „so wirf ihn von der linken in das Meer, denn was soll mir das Bettlerbrot!" Vergebens bat der Kapitän, vergebens baten die Armen der Stadt, sie blieb bei ihrem Befehl. Wo aber die goldgelben Körner in die Flut fielen, da wuchs ein seltsames Gras. Es hielt wie mit tausend Armen den Sand fest, den die Wogen heranrollten, und der Hafen wurde flacher und flacher. Kein Schiff kam mehr herein. Die stolze Flotte der reichen Frau ging in den Stürmen unter oder wurde von Seeräubern genommen. Da wurde sie so arm, daß sie als Bettlerin von Haus zu Haus ging und um ein Stückchen Brot bat. Ihre stolzen Paläste verfielen, und auch die ihrer Freunde. So verschwand Stavoren. Die Sandbank aber nannte man den Frauensand.

Verschwundene Orte gibt es sicher eine Menge. Die schreckliche Zeit des Dreißigjährigen Krieges hat viele zerstört, und manche davon sind nicht wieder aufgebaut. So mochten die verschiedensten Sagen entstehen. Auch da, wo jetzt Seen liegen, sollen früher Städte gestanden haben; das erzählen besonders brandenburgische und ostmärkische Sagen. Fast immer soll es sich da um gottlose Bewohner gehandelt haben, die vom Strafgericht ereilt wurden.

Vom alten Veitel Schmuhl / Von K. L. Bauer

Auf der Bank vor der Gerichtsvollzieherei in Oberquirrlenbach saß der in dieser Gegend wohlbekannte Viehhändler Veitel Schmuhl und wartete geduldig, bis die Amtsräume geöffnet wurden. Er war am Gericht als rührsamer Gläubiger bekannt, und deshalb war der Gerichtsvollzieher ein von ihm vielgeplagter Mann.

Als der Beamte kam und den alten Halsabschneider sah, machte er ein Gesicht, als würden ihm sechs Stockzähne gezogen.

„Nun, Schmuhl, haben wir wieder ein Geschäft? Wer ist es diesmal?" fragte der Gerichtsvollzieher.

„Mit Verlaub, Herr Margreiter," antwortete Schmuhl und trat in das Bureau ein, „heute wär' es der Kainzinger Jakl aus Dasing. Er ist fast an vierzig Mark schuldig!"

Daß beim Kainzinger nichts zu pfänden war, wußte der Gerichtsvollzieher auswendig, aber Schmuhl bestand auf einem Pfändungsversuch. Auf dem Heimweg kam dem Schmuhl ein guter Gedanke. Er wollte heute selbst einmal nach Dasing fahren und bei Kainzinger Umschau halten. Gegen Abend, als sich das Wetter aufhellte, fuhr er nach Dasing. Der Kainzinger war daheim und lud seinen Gläubiger freundlich ein, in die Stube zu treten, welche außer einem Ofen, einem Tisch und Bank nicht viel anderes Mobiliar aufwies. Er versuchte im Guten seinen Schuldner zur Zahlung zu bewegen, aber der Jakl war ein trockener Kunde. Als Schmuhl schließlich mit dem Gerichtsvollzieher drohte, lachte er nur.

Plötzlich setzte wolkenbruchartig heftiger Regen ein; an eine Rückfahrt mit dem Rad war nicht zu denken. Schmuhl wartete, aber das Wetter besserte sich nicht, im Gegenteil, die Wolken türmten sich immer drohender, so daß er sich entschloß, das Rad dem Kainzinger zur Aufbewahrung zu übergeben und zu Fuß heimzuwandern. Er mußte ja morgen mit dem Frühzug nach Ludwigstadt und noch auf andere Viehmärkte. Der Kainzinger nahm mürrisch das Rad und stellte es in eine Kammer; dann gab er dem Schmuhl eine alte Decke, die sich dieser über den Kopf stülpte, um so den Heimweg anzutreten.

Als der Kainzinger am anderen Morgen unter der Haustüre stand, sah er den Gerichtsvollzieher auf das Haus zukommen. Mit freundlichem Grinsen empfing er den Beamten und zeigte ihm, wie schon oft, die wenigen kahlen Räume. Da in der letzten Kammer sah der Gerichtsvollzieher hinter alten Säcken etwas hervorblitzen. „Kainzinger, Sie alter Schlauberger, Sie haben ja da ein ganz neues Rad; das wird gepfändet!" Der Kainzinger war keiner von denen, die sich durch rasche Auffassungsgabe auszeichnen. Es dauerte eine geraume Weile, bis es in seinem Hirnkasten dämmerte, daß das Rad des Schmuhl gepfändet worden war und versteigert werden sollte. Er schwieg aber und lachte über das ganze Gesicht, als er das Pfändungsprotokoll unterschrieb.

Kaum war der alte Schmuhl von seiner zweiwöchigen Reise zurück, so suchte er den Gerichtsvollzieher auf. „Sie kommen wegen der Sache Kainzinger", rief der Beamte und suchte einen Akt hervor. „Sie können bei Heller und Pfennig Ihr Geld haben!" Nun war Schmuhl doch überrascht. „Hat der alte Ganeff doch bezahlt?" rief er aus. Der Gerichtsvollzieher lachte gemütlich.

„Bezahlt hat er nicht, aber sein neues Rad habe ich gefunden und für achtzig Mark versteigert."

Mit Schrecken fiel Schmuhl sein Fahrrad ein, das er bei Kainzinger stehen hatte. Ein Blick in den Akt bestätigte seinen fürchterlichen Verdacht, und wie verrückt tanzte er im Zimmer herum.

„Herr Gerichtsvollzieher, das war ja mein eigenes Rad; ich hatte es wegen dem Regen bei Kainzinger nur eingestellt...!"

Das war eine schöne Geschichte. Endlich tröstete sich Veitel Schmuhl.

„Ein schlechtes Geschäft," meinte er; „geben Sie also die achtzig Mark her, — wenig genug für das schöne Rad!"

Bei diesen Worten wurde es dem Gerichtsvollzieher sichtlich unbehaglich.

„Daß Sie achtzig Mark erhalten, Herr Schmuhl, davon kann keine Rede sein", antwortete Margreiter darauf. „Ihre Forderung gegen Kainzinger beträgt nur 38 Mark 20 Pfennig. Der Versteigerungsübererlös mit 41 Mark 80 Pfennig ist deshalb den Vorschriften entsprechend an Kainzinger ausbezahlt worden!"

Als Schmuhl diese Botschaft vernahm, setzte er sich sprachlos auf den nächsten Stuhl...

Der Kainzinger Jakl aber kam in diesen Tagen aus dem Rausch gar nicht mehr heraus. Er gedachte die Feste zu feiern, wie sie kommen. Was konnte ihm passieren? Er war gesetzlich eingerichtet, und wo nichts ist, hat bekanntlich der Kaiser und der Gerichtsvollzieher das Recht verloren.

Allerlei Humor

Die Erkennung

Ein polnischer Kaufmann reiste nach Konstantinopel, nur begleitet von seinem Kutscher, der ihn fuhr. Als sie auf türkisches Gebiet kamen, fiel es dem Kutscher ein, daß er einmal den Herrn spielen könne. Er stieg vom Bock und drohte seinem Herrn, ihn zu ermorden, wenn er nicht seine Sachen mit ihm vertauschte und seinen Kutscher spielen wolle. Der Herr mußte notgedrungen auf diesen üblen Scherz eingehen. Aber in Konstantinopel angelangt, ging er zum Richter und verklagte seinen Kutscher. Der Kutscher wurde geholt, behauptete aber, daß er der Herr und der andere sein Diener sei, der sich durch diese Lüge seines Vermögens bemächtigen wolle. Der Richter wußte nicht, wie er diese Angelegenheit schlichten solle. Schließlich sagte er, daß er die Sache überlegen wolle, und sie am nächsten Tage wiederkommen sollten. Als sie hinausgehen wollten, rief er ihnen nach: „Kutscher!" Sofort drehte sich der wahre Kutscher um.

„Gut," sagte der Richter, „nun weiß ich, wer der Herr und wer der Knecht ist. Deine Strafe ist dir sicher."

„Du, Ludwig, riech' mal, da hat uns der Straßenwirt eine schlechte Plunzen geschenkt! Mit der werden wir uns wenigstens einen Spaß machen — — —

Kindermund

Ein Lehrer, der rote Haare und einen roten Bart hatte, sonst aber ein in jeder Beziehung einwandfreier junger Mann war, heiratete ein siebzehnjähriges Mädchen. Zur Hochzeit waren auch seine Schulkinder geladen und sollten zum Dank für die Bewirtung dem Ehepaare etwas Schönes singen. Nach einer kurzen Verlegenheitspause sangen diese unentwegt: „Fuchs, du hast die Gans gestohlen . ."

Abwarten

Richter zum Angeklagten: „Reut Sie denn Ihre Untat nicht?"

„Aber Herr Präsident, ich weiß ja das Urteil noch gar nicht!"

Man muß sich zu helfen wissen

„Als ich gestern abend von dir nach Hause kam, fragte meine Frau, wie spät es sei. Ich antwortete: Zwölf. — Aber im selben Augenblick schlug die Kuckucksuhr zwei Schläge.

„Na, was sagte sie denn da?"

„Nichts. Ich machte selbst die andern zehn Kuckucksrufe."

Schnell, da kommt ein Auto, legen wir sie da auf die Straße; wenn sie die Wurst überfahren, werden sie glauben — — —

Die Schoßhündchen

Als der Staatsmann und Vizekönig Lihungtschang London besuchte, beschloß ein Mitglied der Börse, dem berühmten Chinesen ein wertvolles Geschenk zu machen.

Der Bankier überlegte hin und her, welcher Art dieses Geschenk sein könnte, und verfiel endlich auf den Gedanken, ein paar Schoßhündchen für diesen Zweck zu verwenden. Um schweres Geld erstand er dann auch bald zwei Exemplare von reinster Rasse, mit einem Stammbaum, der die Bewunderung und den Neid aller Kenner erregte, und schickte sie dem hohen Gaste.

Nach wenigen Tagen erhielt er einen Dankesbrief vom Vizekönig. Er lautete: „Ihr Geschenk hat mir viel Freude gemacht. Leider zwingen mich mein Alter und meine Gesundheit zu einer sehr strengen Diät. Ich habe daher die beiden Hündchen für einige Herren meines Gefolges herrichten lassen. Sie haben ihnen vortrefflich geschmeckt."

*

„Sag mal, deine Braut ist wirklich ein Rätsel?" — „Wenn sie wenigstens noch ein einsilbiges wäre!"

— — daß die Pneumatik geplatzt ist! — —"

Bücherschau / Vom Herausgeber

Das alte Rom. Von Guglielmo Ferrero und Corrado Barbagallo. Aus dem Italienischen übertragen von Prof. Dr. W. Weißer. Geheftet M. 19.50, Leinen M. 22.—, Halbleder M. 27.—. Verlag Julius Hoffmann, Stuttgart 1928.

In vierzig klargefaßten und von großen Ideen durchleuchteten Kapiteln schildert der durch seine frühere Geschichtsschreibung auch in Deutschland rühmlich bekannte Ferrero und sein Mitarbeiter die ganze gewaltige Geschichte des alten Römerreiches von seiner Gründung bis zur welterschütternden Katastrophe seines Zusammenbruches. In dieser geistvollen, die Ursachen, Zusammenhänge und Entwicklungslinien greifbar herausarbeitenden Darstellung wird einem ersichtlich, daß sich in der Geschichte des alten Rom fast alle Möglichkeiten staatlichen und kulturellen Lebens ausgewirkt haben und daß daher die altrömische Geschichte gewissermaßen als Urtyp aller späteren weltgeschichtlichen Geschehnisse bezeichnet werden kann. In diesem Sinne findet auch die besondere Betrachtungsweise Ferreros und Barbagallos ihre innere Berechtigung: die Ziele und Grundsätze des damaligen staatlichen und menschlichen Lebens heutigen Problemen des Staats-, Wirtschafts- und Gesellschaftslebens gegenüberzustellen und ihre Übereinstimmung oder Gegensätzlichkeit darzutun. Daraus ergibt sich in vielem eine interessante Beleuchtung unserer eigenen Zeit, deren Chaos ja so oft als Gegenstück zu der Verfallszeit des römischen Weltreiches gedeutet worden ist. Darüber hinaus ist dieses Buch aber vor allem eine bildende und genußreiche Lektüre für die durch Studium der Antike Vertrauten und besonders für die den Wandel der Völkergeschicke mit teilnehmendem Herzen Betrachtenden.

Wikinger und Normannen. Mit 47 Abbildungen auf 27 Kunstdrucktafeln. In Ganzleinen M. 12,50. Hanseatische Verlagsanstalt, Hamburg 1928.

In ihrem ganzen Umfang wird hier zum erstenmal die Geschichte und Kultur der Wikinger oder Normannen dargestellt: ihre Kämpfe um die Nordseereiche, ihre Züge und Staatengründungen im südwestlichen Europa und im Mittelmeer, die Entstehung des Warägerreiches in Rußland, die Eroberung Kiews und ihre Vorstöße bis nach Byzanz. Das zunächst Unbegreifliche ihrer scheinbar regellosen Raubzüge gliedert sich in Straßers Schilderung in eine geordnete Folge geschichtlicher Vorgänge mit Sinn und Ziel. Dieser Teil des Werkes liest sich stellenweise wie ein aufregendes Abenteuerbuch; der illustrierte Aufsatz S. 368 dieses Heftes mit den Schilderungen der Wikingerüberfälle auf Nantes und Luna gibt eine anschauliche Probe davon wie auch von der prächtigen Illustrierung des Werkes. Der Verfasser gibt auch einen ausgezeichneten Überblick über die bildende Kunst der Wikinger und führt uns in Art und Geist ihres Kunstgewerbes und ihrer Architektur ein. Auch Dichtung, Sage und religiöse Vorstellungen werden im Zusammenhang des nordischen Kulturkreises aufgezeigt. Die Ausstattung des Werkes ist seiner Bedeutung entsprechend schön und von bester Qualität.

Deutsche Kulturgeschichte. Von Friedrich Zoepfl. Erster Band: Vom Eintritt der Germanen in die Geschichte bis zum Ausgang des Mittelalters. Mit einer Farbentafel und 279 Textbildern. In Ganzleinen M. 23.—. Verlag Herder, Freiburg 1928.

Mit dieser „Kulturgeschichte des Mittelalters" tat die Herdersche Verlagshandlung den kühnen Wurf zu einer bislang uns Katholiken mangelnden großen deutschen Kulturgeschichte mit außerordentlichem Geschick und in geradezu glänzender Aufmachung. Zum erstenmal steigen nun in dieser großen Zusammenfassung unseres gegenwärtigen Wissens von der deutschen Vergangenheit die neuen Erkenntnisse vom Werden und Wesen des christlichen Mittelalters zu unserem Volke herab, während sich der Wandel der Auffassungen bis jetzt mehr in wissenschaftlichen Schriften vollzog. Im katholischen Volksteil hatte man freilich immer ein viel richtigeres Bild vom deutschen Mittelalter als im protestantischen, dem sich zugunsten der eigenen Reformationstat die Vergangenheit unmerklich immer düsterer und trostloser färbte; solche Verzerrung führte die Katholiken in der Abwehrstellung ihrerseits wieder zu einer übertreibenden Glorifizierung der mittelalterlichen Geschichte. Diese Zwiespältigkeit des allgemeinen Urteils hat dem Verfasser dieser deutschen „Kulturgeschichte" die Arbeit nicht leicht gemacht. Doch er ließ sich einzig und allein vom Grundsatz der Sachlichkeit und Gerechtigkeit leiten und hat so ein Werk geschaffen, dem niemand die vornehme Unparteilichkeit absprechen kann. Zoepfl beschränkt sich grundsätzlich auf die Schilderung der großen Entwicklungslinie; aber er bietet trotzdem eine solche Fülle von Einzelheiten, daß in jedem Leser der Eindruck eines gewaltigen Zeitbildes entsteht. Er zeigt so die Kultur der Germanen, die Kultur der Völkerwanderungszeit, die Kulturarbeit Karls des Großen, die Kulturarbeit des 9. Jahrhunderts, das Zeitalter der klösterlich-geistlichen Kultur und die Kultur des höfischen und des bürgerlichen Zeitalters. Immer sucht er das Wichtigste herauszuarbeiten: den Menschen, seine durch die jeweilige Kulturlage gegebenen Daseins- und Schaffensmöglichkeiten, seine Leistungen und seine inneren Kämpfe und Auseinandersetzungen. So geht der bildende Ertrag dieses prächtigen Werkes weit über die bloße Vermittlung geschichtlichen Wissens hinaus und gibt auch dem einfachen, unstudierten Menschen tiefste Einblicke in die geheimen Triebkräfte und die tragischen Verflechtungen alles Völkerlebens. Für die glänzende Druck- und Bildausstattung gebührt dem Verlagshause volle Anerkennung.

Der hl. Hildegard von Bingen „Wisse die Wege" (Scivias). Nach dem Urtext des Wiesbadener kleinen Hildegardiskoder ins Deutsche übertragen und bearbeitet von D. Maura Böckeler O. S. B., Chorfrau der Abtei St. Hildegard, Eibingen im Rheingau. Mit 35 Tafeln nach den Miniaturen des Koder. Mit einem Geleitswort von DDr. Ildephons Herwegen O. S. B., Abt von Maria Laach. In Ganzleinen M. 22,50. St. Augustinus-Verlag, Berlin SW 48.

Eine Perle ältester deutscher Mystik wird uns hier in klarer und edler Verdeutschung und mit gründlicher Einführung in die prophetisch-bildhafte und feierlich-symbolische Gedankenwelt der großen Äbtissin und Seherin vom Rupertsberg († 1179) geboten. Ihr Erstlingsbuch „Scivias" = „Wisse die Wege" fand schon die nachdrückliche Anerkennung des hl. Bernhard und ist mit seinen von erhabenen und doch erdnah mit der Natur verflochtenen Bildern und Gesichten in der Tat von einer außergewöhnlichen Geheimnistiefe und Ideenfülle: die licht- und kraftvolle Darstellung des göttlichen Gnadenbundes mit der Menschheit und seiner fortschreitenden Auswirkung und Entfaltung in der menschlichen Geschichte. Es ist ein einzigartiges Christusbuch, ein majestätischer Lobgesang auf Christi allbeherrschendes Königtum und erlösendes Hohepriestertum. Der seherische Geist der Heiligen hat die Menschheitsgeschichte von ihren Uranfängen im Schoße des göttlichen Ratschlusses an bis zu ihrem Ausklang am Ende der Zeiten geschaut und geschildert. In vorliegendem Buche werden ihre großartigen Gedankengänge in voller Geschlossenheit wiedergegeben; durch glückliche Verbindung von Übersetzungstext und erläuternden Bemerkungen werden die einzelnen Visionen leichtfaßlich gedeutet und erschlossen. Durch die vollständige Wiedergabe der Wiesbadener Scivias-Miniaturen auf 35 Tafeln ist diese Veröffentlichung auch kunstgeschichtlich von hohem Werte. Der Verlag hat sich eine feine Ausstattung des Buches angelegen sein lassen.

Sun Yatsens Vermächtnis. Geschichte der chinesischen Revolution. Von Gustav Amann. Mit Vorworten von Prof. Dr. Karl Haushofer und Prof. Dr. theol. Engelbert Krebs. 18 Abbildungen. In Ganzleinen M. 8,50. Kurt Vowinckel Verlag, Berlin-Grunewald 1928.

Diesem Buche kommt von vorneherein der Vorteil höchster Aktualität zugute. Die allerjüngsten Ereignisse in China haben den vollen militärischen Sieg der Anhänger Sun Yatsens gebracht, und wir lesen, daß Sun Yatsens Leiche von Peking nach Nanking, der neuen Hauptstadt des Reiches, überführt wurde zum Zeichen, daß sein Geist nun auch den innerstaatlichen und wirtschaftlichen Ausbau Chinas bestimmen soll. Um so wichtiger ist es, Sun Yatsens Vermächtnis kennen zu lernen. Der Verfasser dieses Buches hat sich erfreulicherweise darauf beschränkt, die Anschauungen Sun Yatsens und seiner Freunde und die daraus erwachsenen politischen Ereignisse aus eigenem Miterleben, aber ohne eigene Meinungsäußerung darzustellen. So ist das Buch durchaus unparteiisch, und nur die Verfasser der beiden Vorworte haben den Inhalt des Buches in europäische Beleuchtung gerückt und damit Werturteile ausgesprochen. Nur ein Miterlebender konnte mit solcher Klarheit und Übersichtlichkeit die Wirren der chinesischen Revolution und die Motive ihrer Führer veranschaulichen. Wer das jetzige China begreifen will, muß dieses Buch Amanns lesen, das auch mit den Bildern der führenden Persönlichkeiten geschmückt und aufs beste ausgestattet ist.

Die Lauretanische Litanei in Bildern von alten Meistern mit liturg. Texten von Franz Baltin. In Ganzleinen M. 7,50. Verlag Kösel & Pustet, München 1928.

Mit seinen 65 farbigen Wiedergaben der erlesensten Marienbilder der alten Meister ist dieses auch sonst entzückend ausgestattete Buch geradezu eine Kostbarkeit. Und es war wirklich ein sinnreicher Einfall, diese Fülle herrlichster Madonnen- und Heilandsbilder an der Gebetskette der Lauretanischen Litanei aufzureihen. Jedem Gebetsruf ist also zur Veranschaulichung des marianischen Geheimnisses und Vertiefung der Gebetsstimmung eines der innigen Bilder von Giotto, Fra Angelico, Filippo Lippi, Botticelli, Leonardo, Raffael, Murillo, Rubens, van der Goes, Schongauer, Holbein und anderer beigegeben. Auf der gegenüberstehenden Seite wird je ein passender kurzer Betrachtungstext und ein kirchliches Gebet geboten. So ist ein schöner Zusammenklang von Wort und Bild, von Beten und Schauen erzielt worden.

Das Reich der Frau

Wirtschaftssinn und Familienwohlfahrt / Von P. Hoche

Entgegen dem bekannten Dichterwort von dem Glück in der kleinsten Hütte bedarf eine Familie doch gewisse äußere Bedingungen für ihr Gedeihen. So heiratet der Mann im allgemeinen doch erst, wenn er wirtschaftlich dazu in der Lage ist. Es stünde heute auch vielfach besser, wenn dieser Punkt immer genügend beachtet würde. Man braucht natürlich nicht übertriebene Ansprüche gutzuheißen, aber eine gewisse Grundlage fürs wirtschaftliche Auskommen muß doch vorhanden sein. Schon manche Ehe ist daran gescheitert, daß diese Vorbedingung fehlte. Der Volksmund urteilt erfahrungsgemäß ganz richtig: „Kommt die liebe Not ins Haus, fliegt die Liebe zum Fenster hinaus." In der heutigen Zeit, wo so vieles ins Schwanken geraten ist, wo wir ein armes Volk geworden sind, ist diese Erkenntnis natürlich erst recht ernst zu nehmen. Das geschmälerte Einkommen zwingt zum Sparen und weisen Einteilen, und wer diese Kunst verständig ausübt, wird damit noch immer seine Lage wesentlich verbessern.

Das geht beide Eheleute in gleichem Maße an, aber jeden Teil doch in besonderer Weise. Vom Manne gilt allgemein, daß er erwirbt, von der Frau, daß sie verwaltet und erhält. Dadurch wird ihre Stellung nicht weniger wichtig als die des Mannes. Sie braucht dazu einen starken wirtschaftlichen Sinn. Es muß von vornherein die rechte Einstellung zur Aufgabe vorhanden sein, nämlich der feste Wille zum Sparen und besten Durchhalten. Dieser starke Wille, der nicht gleichbedeutend mit dem bloßen gelegentlichen Wünschen ist, wird auch zu den geeigneten Mitteln einer rechten Ökonomie hinführen, er wird viele Möglichkeiten sehen, wo ein anderer blinden Auges vorübergeht. Es fehlt nicht an Naturen, die der hauswirtschaftlichen Arbeit von vornherein keine Neigung entgegenbringen, sie wohl gar hochmütig unterschätzen und sich lieber in „höherer" Art, vielleicht mit einer Handarbeit, mit Lesen oder irgendeiner Kunst, beschäftigen. Das ist verkehrt. Der sogenannte höhere Sinn ist durchaus zu begrüßen, und es beglückt und hebt gewiß die Hausfrau, wenn sie auch für das Schöne und Geistige Verständnis hat. Aber wie jedes seinem Beruf die Hauptkraft widmen muß und ihn dann in der Regel auch liebgewinnt, so auch die Hausfrau. Sie muß erkennen, welche Pflichten ihr nun einmal am nächsten liegen. Es tut auch der Würde und Bildung einer Frau durchaus keinen Eintrag, wenn sie mit Kopf und Herz bei ihrer Hausarbeit ist. Hausangestellte können sich heute nur wenige leisten, und selbst da, wo sie vorhanden sind, muß das Auge der Frau doch über allem wachen.

Zweifellos hat es die Frau von heute schwerer als vor dem Kriege. Sie muß mehr entbehren und arbeiten. Mancherlei, was sonst erstanden wurde, muß sie sich heute selbst herstellen, und es kommt dabei nur darauf an, daß sie es in der Richtung tut, wo ihre besondere Begabung liegt. Jede ersparte Mark kommt der ganzen Familie zugute, und ein praktischer Blick, der jeder Frau zu wünschen wäre, wird immer neue Wege finden.

Um die Familie gesund und doch wohlfeiler zu ernähren, ist es nötig, daß die Frau selber kocht, schmackhafte Speisen auf den Tisch setzt und daß sie auch etwas von der Küchenchemie versteht. Eine halbwegs gebildete Frau soll nicht nur das Richtige tun, sondern sich auch Rechenschaft über das Warum geben können. Es ist doch ein materieller Vorteil, wenn die Frau erfährt, daß oft für billigeres Geld auch nahrhafte Speisen erstanden werden können, so z. B. der wertvolle Weißkäse, oder daß Mahlzeiten nicht in der Hetze, sondern in Ruhe und Behaglichkeit, wenn möglich in gehobener Stimmung eingenommen werden sollten. Wirtschaftlichkeit erfordert in der Hauptsache Fleiß, Klugheit und Enthaltsamkeit. Das letztere fällt oft am schwersten, ist aber unerläßlich fürs Vorwärts- oder Auskommen. Die oberste Regel im Haushalt heißt: Strecke dich nach der Decke! Einnahme und Ausgabe müssen auf jeden Fall in Einklang gebracht werden. Das Entbehren mag oft bitter schwer werden, aber klare Einsicht und fester Wille werden es zu ertragen wissen.

Mädchen von Celebes

Der Gedanke, für die, die man liebt, zu sparen, wird die Mühen und Opfer sehr erleichtern. Hierbei muß sich das Gemeinschaftsgefühl erweisen. Es ist natürlich zu verwerfen, wenn eins oder einzelne allein die schwere Last zu tragen haben, während andere Glieder bedenkenlos einen besseren Tag leben. Das wäre rücksichtsloses Schmarotzertum.

*

Die Frauen müssen echte, tüchtige Vertreterinnen ihres Geschlechtes werden und keine schlechten Nachahmungen der Männer. Sie sollen ihren Geist des Herzens wegen bilden und nicht umgekehrt; nur dann können sie Anspruch auf den göttlichen Beruf des Weibes erheben, indem sie Priesterinnen der Reinheit, Schönheit und Liebe sind.

Apfelsinencreme mit Fruchtscheiben und Mokkabohnen

Erdbeercreme mit Beeren und Schlagsahne

Cremespeisen

Die Hausfrau sucht immer nach Gerichten, die das ganze Jahr über eine Bereicherung der Tafel bilden und die vor allem schnell herzustellen sind, wenn Gäste kommen. Zu diesen Speisen gehören vor allem alle Arten von Cremes, die man am besten in kleinen Schalen oder entsprechenden Gläsern anrichtet und die den Vorzug haben, sehr hübsch auszusehen, wenn man sie auf den Tisch bringt. Bis auf die Preißelbeerspeise gehört zu allen in unseren Abbildungen angegebenen Cremes die gleiche Grundmasse, nämlich sahnig gerührte Eier, denen man den Schnee und Gelatine — auf jedes Ei ein Blatt — hinzufügt. Dann rührt man die Creme gut durcheinander und versetzt sie mit den verschiedenen Zutaten. Zu Apfelsinen- und Zitronencreme rührt man vor dem Schlagen der Eier den Saft von einer ganzen Apfelsine bzw. einer halben Zitrone unter die Gelbeiermasse. Zu Kaffeecreme stellt man aus einigen Lot Kaffee einen starken Kaffee her, zu dem man keinen Zusatz verwendet und nur sehr wenig Wasser nimmt. Der Kaffee wird dann unter die Masse gerührt; beim Anrichten nimmt man einen Teil reine Creme und einen zweiten aus der gleichen Masse, unter die man Schlagsahne mischt, und richtet in einem Fußglase an. Als Garnierung dient Sahne. Erdbeercreme stellt man gleichfalls aus der gleichen Eiermasse her und rührt Erdbeersaft darunter; man kann auf die gleiche Weise auch Himbeer- oder Johannisbeercreme herstellen. Schokoladen- und Kakaocreme werden wie Kaffeecreme bereitet. Preißelbeercreme kann man ebenfalls mit Eiermasse herstellen, aber besser schmeckt eine Mischung von Schlagsahne mit Preißelbeeren, die gut durchgerührt werden und eine Weile stehen muß. Alle diese Cremespeisen richtet man in Gläsern oder kleinen Schalen portionsweise an. Alle Weißweingläser eignen sich hierzu, ebenso Sektschalen, die flach sein müssen, sowie Eisschalen, in denen die Speisen besonders hübsch aussehen. Die Garnierung der verschiedenen Cremespeisen bilden die entsprechenden Früchte oder eine ausgespritzte Schicht von Schlagsahne, die man auch in Verwendung mit Früchten anbringen kann.

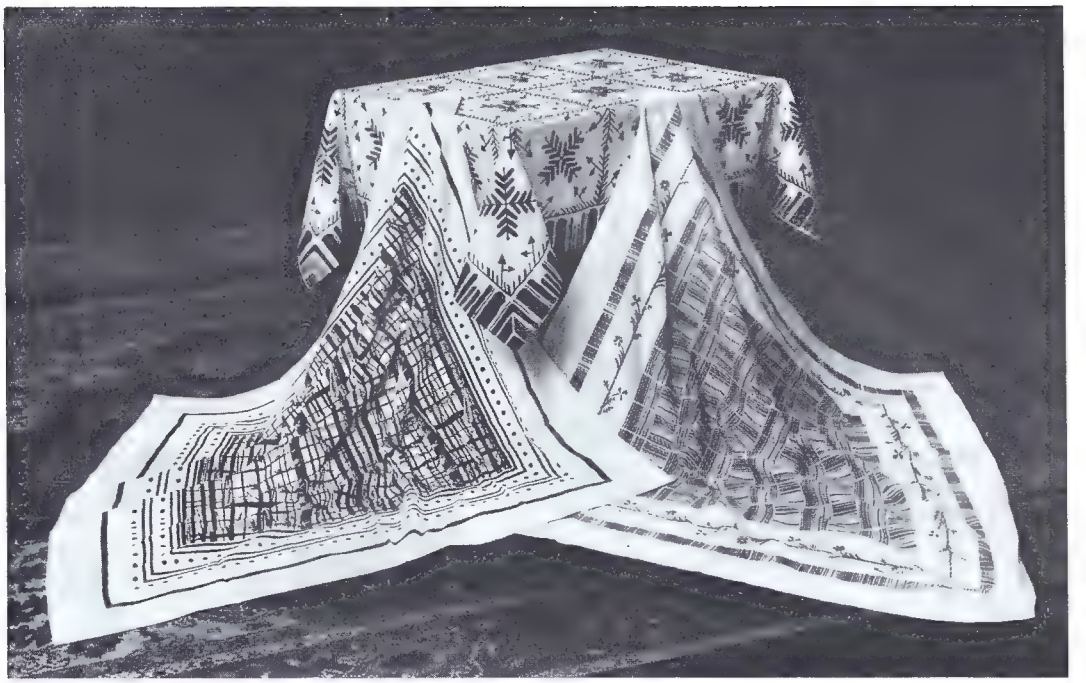
Preißelbeercreme mit Sahne

Für die Zitronencreme eignet sich eine Lage von Schokoladenplätzchen sehr gut, denn sie stechen durch ihren dunklen Ton gut von dem hellen Gelb ab. Alle diese Speisen sind in ganz kurzer Zeit herzustellen, lassen sich aber auch eine Weile aufbewahren, da sie durch die Gelatine haltbar sind.

Mokkacreme, halb mit Sahne gemischt

Zitronencreme mit Schokoladeplätzchen

Rechts:
Drei bedruckte Indanthren-Ripsdecken in modernen Farbmustern.



☆

Nach Entwürfen von Professor Schröder.

Neue Tischdecken-Muster mit Indanthrenfarben

☆

Elegante Indanthren-Gartentischdecke aus Baumwollrips in geschmackvoller Farbengebung. Alle Indanthrenfarben sind bekanntlich licht-, wasch- und wetterecht.

Unten:
Salontischdecke aus bedruckter Agfaseide in feinabgestimmter Musterung.

☆

Bezugsquelle für die fertigen Decken:
Indanthrenhaus München.

Küche und Haus

Nützliche und schädliche Abmagerungskuren / Von Dr. W. Heimer

Es gibt nicht nur Kranke in der Einbildung, wie sie Molière so grausam charakterisierte, sondern es gibt auch Gesunde in der Einbildung. Mancher Mensch, der einen außerordentlichen Leibesumfang besitzt, gerötetes Gesicht, pralle Wangen, ein ordentliches Doppelkinn und Fettnacken hat, gilt für besonders gesund, bei sich und bei anderen. Sehr zu Unrecht: über ihm hängt das Damoklesschwert der schlimmen Folgen hochgradiger Fettleibigkeit, und ehe der Faden reißt, an dem es hängt, sollte es durch eine geeignete Entfettungskur entfernt werden.

Eine solche Kur „schwächt" den Körper nicht, wie man vielfach befürchten hört. Die falsche Auffassung ist durch falsche Kuren oder falsche Anwendung einer richtigen hervorgerufen. Es ist nicht angängig, schematisch irgend eine Kur, ein bekanntes System auf jeden Fall von Fettleibigkeit anzuwenden. Die Auswahl unter den zur Verfügung stehenden Methoden, auch unter den Diätkuren, ist so groß, daß sich für jeden einzelnen das Richtige finden läßt.

Es sind oft nicht so sehr die gerade vorhandenen Beschwerden als die Rücksicht auf die Zukunft, die eine rechtzeitige Entfettungskur angezeigt erscheinen läßt. Insbesondere Rücksicht auf Herz und Blutgefäße sollte rechtzeitig zur Entfettung veranlassen. Durch die Fettdurch- und -umwachsung, durch Behinderung von seiten umliegender Fettmassen, schließlich durch die außerordentliche Vermehrung von Körperumfang und Körpergewicht, durch gewaltige Steigerung der zu bewegenden Last erwächst dem Herzen erhöhte Arbeit. Das Herz wird hier schon unter normalen Verhältnissen bis zur Grenze seiner Leistungsfähigkeit beansprucht. Kommt nun irgendeine Krankheit hinzu, eine Entzündung der Bronchien oder Lungen, eine starke Allgemeininfektion, oder eine Erkrankung, die durch Entzündung von Herzklappen oder Herzmuskel den treibenden Motor selbst weniger leistungsfähig macht, so bildet die Tatsache, daß eigentlich keine nennenswerten Herzreserven mehr zur Verfügung stehen, eine beachtenswerte Komplikation. Auf solches Zusammentreffen wird man es nicht ankommen lassen und deshalb rechtzeitig in gesunden Tagen durch Abbau eines überschüssigen Fetteiles für Entlastung des Herzens und Möglichkeit zur Bildung von Reservekraft sorgen.

Aus den gleichen Gründen wie das Herz sind die Blutgefäße stärker beansprucht. Nicht jedes Fettleibigen Blutgefäße sind der dauernden Ueberlastung gewachsen. Sie reißen an einer Stelle unter dem hohen Druck, der im Gefäßsystem herrscht, oder es bilden sich Gerinnsel und örtliche Verstopfungen der Blutbahn. Tritt eine solche Gefäßveränderung im Gehirn auf, so entstehen die typischen Erscheinungen des Gehirnschlags. Auch in einem bedenklichen Vorstadium kann ein Schlaganfall durch geeignetes Verhalten unter ärztlicher Leitung noch vermieden werden. Der Fettleibige wird aber durch rechtzeitige Entfettungskur überhaupt darnach trachten, ein solches Stadium gar nicht eintreten zu lassen.

Nierenkranke, namentlich solche, bei denen eine Schrumpfniere besteht, tun gut daran, durch rechtzeitige Entfernung des überschüssigen Fettes die Belastung der Nieren auf ein Mindestmaß zurückzuführen. Das Allgemeinbefinden von Nierenkranken verschlechtert sich häufig, wenn infolge ungeeigneter, überladener Kost Fettleibigkeit gezüchtet wird: Herzbeschwerden, Atemnot, allgemeines Unbehagen und Müdigkeit sind die Folge. Die Beschwerden bilden sich rasch wieder zurück, oft sogar in wirklich auffallender Weise, wenn geeignete Kost eine Fettabnahme mit sich gebracht hat.

Es ist eine leicht zu beobachtende Eigentümlichkeit vieler fettleibigen Personen, daß sie immer husten und sich räuspern müssen und jeden Augenblick Katarrhe der Atmungsorgane bekommen. Endgültig sind diese chronischen Luftröhren- und Bronchialkatarrhe recht häufig erst dann zu beseitigen, wenn mit dem Schwund des überschüssigen Fettes Bronchien und Lungen sich wieder frei ausdehnen, tief atmen und das in ihnen gestaute Blut in den regelmäßigen Kreislauf abgeben können. Vor allem schwinden oft mit dem überschüssigen Fett auch die krampfhaften Zustände von Reizhusten, die dem Patienten sehr zugesetzt haben.

Erkrankungen der Leber und Gallenblase, die mit der Fettleibigkeit einhergehen, sind im allgemeinen eine Indikation zur Einleitung einer Entfettungskur. Die Diätkur wird hier zweckmäßig mit einer geeigneten Heilquellentrinkkur verbunden. Die Erfolge derartiger Trinkkuren bei Lebervergrößerung, Leberschwellung, Gallensteinen, Gallenblasenentzündung usw. hängen in vielen Fällen unmittelbar mit dem Rückgang der Fettleibigkeit zusammen.

Krankheiten der Bewegungsorgane und Fettleibigkeit beeinflussen sich wechselseitig ungünstig. Die Anstrengung beim Gebrauch der erkrankten Muskeln und Gelenke läßt die Bewegungen auf ein Mindestmaß beschränken; dadurch wächst die Fettleibigkeit. Umgekehrt erschwert die Fettleibigkeit die ohnehin gehemmten Bewegungen durch das schwere Gewicht, das zu bewegen ist und fördert unbewußt den Drang nach möglichst geringer Bewegung. Ein Plattfuß, der unter dem Uebergewicht des fettleibigen Körpers heftige Schmerzen verursachte, bessert sich nach einer Entfettungskur. Gelenkversteifungen und Muskelschmerzen schwinden in ihrem Gefolge.

Als Methode erwies sich vegetarische Entfettungskost mit eingeschlossenen Milchtagen als vorteilhaft. Doch muß das von Fall zu Fall ärztlich entschieden werden.

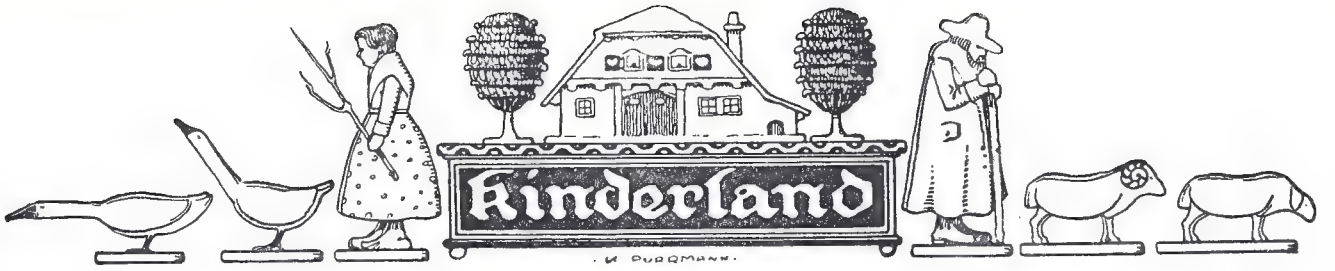
Unangebracht sind Entfettungskuren bei älteren Personen, die das ganze Leben hindurch oder wenigstens die letzten Jahrzehnte fettleibig gewesen waren. Mit 60 Jahren oder noch mehr sollen keine Entfettungskuren (ohne zwingende Gründe in Ausnahmefällen) begonnen werden. Der Körper hat sich an die jahrzehntelange Fettleibigkeit so gewöhnt, daß man ihm nicht eine so späte Umstellung zumuten darf. Auch wenn gewisse subjektive Beschwerden der Fettleibigkeit mit der Abnahme der Muskelkraft stärker hervortreten und unangenehmer empfunden werden, sollte einem plötzlichen Verlangen nach Entfettungskur nicht entsprochen werden. Mit der Erfüllung des Begehrens stellt sich sehr oft ein allgemeiner körperlicher Zusammenbruch ein, der nur schwer wieder zu beheben ist. Auch bei jungen Menschen in der Entwicklungszeit und Kindern sind eigentliche Entfettungskuren nicht angezeigt.

Das Vorhandensein von Krankheiten kann vorübergehend den Aufschub einer an und für sich notwendigen Entfettungskur bedingen. Zuckerkranke (Diabetiker) befinden sich im allgemeinen besser, wenn ihr Körpergewicht das Normalgewicht übersteigt. Entfettungskuren werden von ihnen häufig nicht gut vertragen. Nur starke, bedrohliche Grade von Fettleibigkeit werden daher bei Zuckerkranken zu aktivem Vorgehen herausfordern, während bei mittleren Graden höchstens auf Vermeidung der Weiterzunahme des Fettüberschusses geachtet werden soll. Geringe Grade von Fettleibigkeit sollten unbeachtet bleiben. Der Verlauf der Gicht, einer anderen Stoffwechselerkrankung, wird dagegen durch Entfettung günstig beeinflußt, schon durch die damit Hand in Hand gehende für Gichtbehandlung geeignete Umstellung der Lebensweise.

Scharfe Entfettungskuren erfordern besondere Aufmerksamkeit von seiten des Arztes wie des Patienten, um nicht zu einer Gefahrenquelle zu werden. Es ist wohl nur selten möglich, sie in den Plan des täglichen Lebens mit seinen Berufspflichten und -sorgen einzufügen; sie bringen eine zu große Belastung mit sich. Fast immer wird sich ihre Durchführung in einem Sanatorium oder ärztlich geleiteter Kuranstalt notwendig erweisen.

Aber auch leichte Entfettungsmethoden, wenn sie zu lang fortgesetzt oder zu schroff durchgeführt werden, führen zu unangenehmen Erscheinungen und Zwischenfällen. Abnahme der Muskelkraft, Schlaffheit, Reizbarkeit der Nerven, Weinkrämpfe und Erregungszustände, Schlaflosigkeit, Herzschwäche, Herzklopfen, Schwindelanfälle und Kopfschmerzen, Blutarmut sind die rasch bemerkbar werdenden Folgen von Uebertreibungen auf diesem Gebiet. Dabei wird der Fettbestand nicht in der gewünschten Weise gelichtet. In der Regel sollen die Entfettungskuren — außer dem allgemeinen Gewichtsüberschuß — das Fett an den Bauchdecken und in den Organen entfernen. Rasche Entfettungskuren bringen meistens aber zunächst das Fett an Nacken, Hals und Brust, an den Waden, im Gesicht zum Schwinden und greifen erst später sichtbar auch am Unterleib an. Die Folge ist Runzlig- und Schlaffwerden der Hautpartien an Hals, Gesicht und Brust, ein Vorgang, der gealtertes Aussehen gibt und schon schlecht und mager aussehen läßt, wenn das Körpergewicht insgesamt noch recht wenig abgenommen hat. Das ist natürlich eine höchst unerwünschte Folge für viele Menschen. Langsame Abmagerung dagegen bringt das Fett gleichmäßig am ganzen Körper zum Schwinden und bewahrt daher auch vor ungünstigem, überaltertem Aussehen.

Wichtig ist immer die Erhaltung des Eiweißbestandes des Körpers bei jeder Entfettungskur. Die richtige Durchführung ist eine Kunst, die aber nicht gefühlsmäßig, sondern nur mit Wissen und Können unter Aufsicht des Arztes zu betreiben ist.



Schneewittchen / Von Gustav Adolf v. Ehrenkrook

„Es war einmal vor vielen tausend Jahren", begann die Großmutter, während draußen ein Sturm um's Haus heulte und den Regen an die Fenster peitschte. Und wir Kinder drückten uns alle auf die lange Ofenbank um den alten Kachelofen in Großmutters Stube und lauschten.

„Es war einmal vor vielen tausend Jahren", wiederholte die nochmals und fuhr dann fort, „da wurde in einem kunstvoll gebauten Palaste ein Prinzeßlein geboren und der König und die Königin, der ganze Hofstaat und alles Volk hatten eine große Freude darüber, denn Prinzeßlein sollte einmal selbst Königin werden und über viel Volk regieren.

So beschloß man denn, eine große Taufe zu rüsten und das ganze Volk an den Festlichkeiten teilnehmen zu lassen. Und so geschah es auch. Und weil den Eltern der Name so gut gefiel, nannte man Prinzeßlein „Schneewittchen".

Schneewittchen wuchs heran und wurde gepflegt und gehegt, es erhielt die beste Kost und brauchte nichts zu arbeiten.

Was Wunder, wenn es da übermütig wurde, das Folgen vergaß und seiner Gouvernante Kummer und Sorgen bereitete! Durfte es mit ihr den Palast verlassen, um im Sonnenschein zu lustwandeln und im Walde spazieren zu gehen, war es unfolgsam und lief davon, daß die Gouvernante mehrfach ihre Not hatte, das unartige Kind vor Gefahren zu bewahren, die es nicht kannte.

All ihr Bitten half nichts, auch das Flehen der Königin-Mutter verhallte ungehört, ja selbst den eindringlichen Mahnungen des Königs schenkte Schneewittchen wenig Glauben.

So mußte eines Tages ein Unglück geschehen, wenn Prinzeßlein nicht zur Einsicht kam, daß Eltern und Erzieherin nicht grundlos warnten. —

Und richtig, so geschah es auch. — —

Doch zuvor muß ich euch noch einiges von Schneewittchen und seiner Heimat erzählen.

Der Palast, in welchem Schneewittchen das Licht der Welt erblickt hatte, lag am Rande eines großen Waldes unweit des blauen Meeres und war aus Hölzchen, Tannennadeln, Steinchen und Sand sorgfältig erbaut worden. Er hatte die Höhe von fast einem Meter und wurde vom Volk der Ameisen bewohnt, über welches Schneewittchens Eltern regierten. Also war auch Schneewittchen eine Ameise und sollte dereinst in einem Nachbarreiche Königin werden.

In der Nähe des Palastes, der durch zahlreiche Wachen gesichert war, konnte Schneewittchen schwerlich ein Leid geschehen, weiter im Walde aber trieb sich zahlreiches Gesindel umher: da waren einmal die Bewohner feindlicher Burgen, die Prinzeßlein einfach überfallen und fortgeschleppt hätten, da waren Löwen, die gefährliche Trichterfallen stellten, über die strauchelnden Opfer herfielen und sie zerfleischten, da gab es allerlei feindlich gesonnene Lebewesen.

Als nun Schneewittchen eines Tages wieder lustwandeln durfte, war es unfolgsamer denn je. Die flehende Gouvernante verspottete und verlachte es und als diese gar zu schelten anfing, lief Prinzeßlein schnurstracks in den Wald hinein, so schnell, daß die alte Erzieherin nicht mehr folgen konnte. Atemlos stand das alte Fräulein und horchte in den Wald, ob Prinzeßlein nicht seine Unfolgsamkeit einsehen und umkehren würde.

Da sah sie sich mit einem Male von einer Schar stark bewaffneter Soldaten des feindlichen Nachbarstaates umzingelt, und mit Scheltworten, Flüchen, Püffen und Stößen vorwärtsgetrieben. Das alte Fräulein aber, das schon lange herzleidend war, brach auf dem Wege zusammen und als die feindlichen Soldaten sich von ihrem Tode überzeugt hatten, ließen sie die Ärmste liegen.

Schneewittchen war indessen sorglos in den Wald gelaufen. Plötzlich bemerkte es, wie ihm eine ganze Bande unter lautem Johlen und Gröhlen folgte. In seiner Angst und Verzweiflung wußte es nicht aus noch ein. Schließlich beschloß es, sich auf den nächststehenden Baum zu retten: emsig kletterte es an der rissigen Rinde des alten Riesen empor; aber schon bald erlahmte seine Kraft, es mußte ein wenig verschnaufen.

Das Dackelpärchen

Der Riese aber schwitzte im Sonnenbrand des heißen Sommertages, daß ihm die dicken Tropfen herabperlten. Gerade wollte Schneewittchen sich aufmachen und weiter emporklettern, da kollerte eine dicke, klebrige, gelbe Träne am Stamme herab. „Bums" — war Prinzeßlein darin begraben. Wie es sich auch mühte, herauszukommen, da gab es keine Rettung. Langsamer wurden die rudernden Bewegungen der kleinen Beinchen, der Atem stockte, Schneewittchen hatte seine Unfolgsamkeit mit dem Tode bezahlt.

Während unablässig die dicken Harz-Schweißtropfen des Baumes herniederperlten und sich über Schneewittchen eine immer stärkere Schicht des glänzenden Harzes bildete, trauerte das Volk der Ameisen um seine tote Prinzessin.

Seit jenem Tage sind viel tausend Jahre vergangen. Viel hat sich inzwischen geändert. Prinzeßleins Volk wurde von einem stärkeren Feinde vernichtet. Der Wald, an dessen Schneewittchens Elternhaus gestanden, ist versunken. Der Sturm hat die Baumriesen gefällt, daß sie am Waldesboden vermoderten, das Meer hat das Erdreich hinweggespült.

Tausend Jahre lag der Waldboden am Meeresgrund, nach tausend Jahren spülten die Wogen ihn wieder an's Land.

Moderne Kinderspiele: Autos und Flugzeuge am Start

Schneewittchens Volk ist im Kampfe untergegangen, die Bäume brach der Sturm, am Waldesboden moderten sie, das Meer spülte das Land hinweg und warf den Sandboden nach tausend Jahren wieder an die Küste zurück.

Eins hat die Jahrtausende überdauert; das ist das tote Schneewittchen, das bis heute erhalten geblieben ist. Großvater hat es als Kind gefunden, als er im Sande spielte.

Als er die Großmutter heiratete hat er es ihr geschenkt zusammen mit vielen anderen Harztropfen, die sich durch die Jahrtausende erhalten haben und die wir Bernstein nennen."

Mit diesen Worten öffnete Großmutter das Schloß ihrer Halskette und zeigte uns die große Bernsteinperle, in deren Innerem Schneewittchen den tausendjährigen Schlaf schlief. —

Die drei grünen Zweige

Es war einmal ein Einsiedler, der lebte in einem Walde am Fuße eines grünen Berges und brachte seine Zeit in Gebet und guten Werken zu, und jeden Abend trug er noch zur Ehre Gottes ein paar Eimer Wasser den Berg hinauf. Manches Tier wurde damit getränkt und manche Pflanze damit erquickt, denn auf den Anhöhen weht beständig ein harter Wind, der die Luft und die Erde austrocknet, und die wilden Vögel, die vor den Menschen scheuen, kreisen dann hoch und suchen mit ihren scharfen Augen nach einem Trunk. Und weil der Einsiedler so fromm war, so ging ein Engel Gottes, seinen Augen sichtbar, mit ihm hinauf, zählte seine Schritte und brachte ihm, wenn die Arbeit vollendet war, sein Essen, so wie jener Prophet auf Gottes Geheiß von den Raben gespeiset ward.

Als der Einsiedler in seiner Frömmigkeit schon zu einem hohen Alter gekommen war, da trug es sich zu, daß er einmal von weitem sah, wie man einen armen Sünder zum Galgen führte. Er sprach so vor sich hin: „Jetzt widerfährt diesem sein Recht." Abends, als er das Wasser den Berg hinauftrug, erschien der Engel nicht, der ihn sonst begleitete und brachte ihm auch nicht seine Speise. Da erschrak er, prüfte sein Herz und bedachte, womit er wohl gesündigt haben könnte, weil Gott also zürne, aber er wußte es nicht. Da aß und trank er nicht, warf sich nieder auf die Erde und betete Tag und Nacht. Und als er einmal in dem Wald so recht bitterlich weinte, hörte er ein Vöglein, das sang so schön und herrlich, da ward er noch betrübter und sprach: „Wie singst du so fröhlich! Dir zürnt der Herr nicht; ach, wenn du mir sagen könntest, womit ich ihn beleidigt habe, damit ich Buße täte und mein Herz auch wieder fröhlich würde!" Da fing das Vöglein an zu sprechen und sagte: „Du hast Unrecht getan, weil du einen armen Sünder verdammt hast, der zum Galgen geführt wurde, darum zürnt dir der Herr; er allein hält Gericht. Doch wenn du Buße tun und deine Sünde bereuen willst, so wird er dir verzeihen." Da stand der Engel neben ihm und hatte einen trockenen Ast in der Hand und sprach: „Diesen trockenen Ast sollst du so lange tragen, bis drei grüne Zweige aus ihm hervorsprießen; aber nachts, wenn du schlafen willst, sollst du ihn unter dein Haupt legen. Dein Brot sollst du dir an den Türen erbitten und in demselben Hause nicht länger als eine Nacht verweilen. Es ist die Buße, die dir der Herr auferlegt."

Da nahm der Einsiedler das Stück Holz und ging in die Welt zurück, die er so lange nicht gesehen hatte. Er aß und trank nichts, als was man ihm an den Türen reichte; manche Bitte aber ward nicht gehört, und manche Türe blieb ihm verschlossen, also daß er oft ganze Tage lang keinen Krumen Brot bekam. Einmal war er vom Morgen bis Abend von Türe zu Türe gegangen, niemand hatte ihm etwas gegeben, niemand wollte ihn die Nacht beherbergen; da ging er hinaus in einen Wald und fand endlich eine angebaute Höhle, und eine alte Frau saß darin. Da sprach er: „Gute Frau, behaltet mich diese Nacht in Eurem Hause." Aber sie antwortete: „Nein, ich darf nicht, wenn ich auch wollte. Ich habe drei Söhne, die sind bös und wild, wenn sie von ihrem Raubzug heimkommen und finden Euch, so würden sie uns beide umbringen." Da sprach der Einsiedler: „Laßt mich nur bleiben, sie werden Euch und mir nichts tun." Und die Frau war mitleidig und ließ sich bewegen. Da legte sich der Mann unter die Treppe und das Stück Holz unter seinen Kopf.

Um Mitternacht kamen die Räuber heim, lärmten und tobten. Sie zündeten ein Feuer an, und als das die Höhle erleuchtete und sie einen Mann unter der Treppe liegen sahen, gerieten sie in Zorn und schrien ihre Mutter an: „Wer ist der Mann? Haben wir's nicht verboten, jemand aufzunehmen?" Da sprach die Mutter: „Laßt ihn, es ist ein armer Sünder, der seine Schuld büßt." Die Räuber fragten: „Was hat er getan?" — „Alter," riefen sie, „erzähl' uns deine Sünden." Der Alte erhob sich und sagte ihnen, wie er mit einem einzigen Wort schon so gesündigt habe, daß Gott ihm zürne und er für diese Schuld jetzt büße. Den Räubern ward von seiner Erzählung das Herz so gewaltig gerührt, daß sie über ihr bisheriges Leben erschraken, in sich gingen und mit herzlicher Reue ihre Buße begannen. Der Einsiedler, nachdem er die drei Sünder bekehrt hatte, legte sich wieder zum Schlafe unter die Treppe. Am Morgen aber fand man ihn tot, und aus dem trockenen Holz, auf welchem sein Haupt lag, waren drei grüne Zweige emporgewachsen. Also hatte ihn der Herr in Gnaden zu sich aufgenommen.

Der neueste Sport: Das Kinder-Raketenauto

Herausgeber und verantwortlicher Hauptschriftleiter: Dr. Alfons Heilmann, München, Lachnerstraße 10, Tel. 61 406.
Druck und Verlag von Josef Kösel & Friedrich Pustet, München, Kaiser Ludwigsplatz 6.
Manuskripte (stets mit Rückporto!) an: Schriftleitung „Deutscher Hausschatz" München, Lachnerstr. 10.
Für unverlangte Manuskripte und Besprechungsstücke haftet die Schriftleitung nicht.
Nachdruck aller Beiträge verboten. — Alle Rechte vorbehalten.

Kunstbeilage zu „Deutscher Hausschatz / Sonntag ist's"

„An der Quelle saß der Knabe . . . ."
Phot. Alb. Steiner

Druck von Josef Kösel & Friedrich Pustet, Kempten

Stockholm — Das Stadthaus

Der Pfarrer vom blühenden Weinberg

Roman von Felix Timmermans

Schluß

Leontine erschrickt durchaus nicht, als der Pfarrer Michael nach dem Bett hinschiebt. Nur steigert sich ihr Lächeln, und ihre Augen werden größer, dunkler, aber mit einem hellen Glanz unter der glatten Stirn, hinter der ein Licht zu brennen scheint.

„Gott ist doch gut", murmelt sie, und mit ihren großen Augen blickt sie froh auf Michael; sie sucht seine Hand und zieht sie auf ihre Brust.

Sie vermag flüchtig den Kopf zu heben: „Ich habe so lange auf dich gewartet! So ist es gut, so ist es gut!"

Sie drückt seine große, rosige Hand fest in ihrem kleinen, blassen Händchen und liegt so ruhig und glücklich da, als läge eine schöne Blume auf ihrem Herzen, die sie mit süßem Duft erfüllt.

Ab und zu sieht sie ihn froh lächelnd an und blickt dann wieder auf die sich drehende Mühle und die immerfort zirpende, suchende Schwalbe. Der Vater hat sie schon einmal verjagt, aber sie kommt immer wieder. Gommarus möchte nun etwas in seinen Händen zerbrechen vor Verzweiflung und Eifersucht, weil er zusehen muß, wie seine Tochter stirbt mit Michaels Hand auf der Brust. Er möchte den jungen Mann ergreifen und zum Fenster hinauswerfen, aber er fühlt sich durch Michaels Kühnheit gelähmt. Seinen Ärger verschluckend, dreht er ihm den Rücken zu, um seine ganze Aufmerksamkeit nur noch Leontine zu schenken.

Ab und zu flüstert sie Michaels Namen und sieht ihn dankbar an.

Einmal wendet sie den Kopf zu ihm und sagt: „Michael, wenn ich nun bald von den Engeln hinweggetragen werde, mußt du mir die Augen schließen, willst du?"

Er nickt gedankenlos mit dem Kopf.

Und dann liegt sie wieder still da, seine Hand fest auf die Brust gedrückt, mehr lebend vom Lächeln als vom Atmen.

Michael sieht sie mit zugeschnürter Kehle an.

Sein Herz bebt. Ihm ist alles so fremd, als ob eine Schale von durchleuchtetem Wachs auf seinen Augen klebte. Alles ist hier so weiß mit goldenen Tüpfeln. Unterwegs hatte er gedacht, daß er Leontine aufgewühlt und verzweifelt, zuckend im Todeskampf finden würde, klagend und seufzend und gellend die Arme ausbreitend nach ihm. Er hatte sich vorgestellt, wie er sie trösten und schöne Worte zu ihr sprechen, und wie sie dann in seinen Armen sterben würde. So hatte er es erwartet und gewünscht.

Und wie ruhig und schlicht liegt sie da, mit hellen, friedlichen Zügen, gleich einer frommen Seele, die sich die Prozession ansehen will!

Sie hat sich nicht sehr verändert, dünkt ihm, nur noch mehr vergeistigt. Und es ist sonderbar, schon da er sie kennen lernte und wenn er an sie dachte, hat er sie sich stets so vorgestellt: bleich wie Wachs, mit großen, glänzenden Augen, einer glatten Stirn und einem blassen Mund. Fast durchsichtig, wie durchleuchtet von einer innerlichen Flamme.

So hat er sie in seiner Einbildung liebgewonnen, so hat er sie schon das erstemal gesehen, trotz ihrem roten Mund und der jugendlichen Gesundheit unter der duftigen, lebendigen Haut; so hat er sie gesehen, als er ihr sagte: „Du gleichst einer gotischen Madonna."

Und das Bild, das er sich von ihr gemacht hat in seiner Liebe, sieht er nun verwirklicht bei ihrem Sterben.

Sein Herz klopft von ungekannten, seltsamen Empfindungen. Er spürt etwas in seinem Geist, was er nennen könnte: das Fühlen des Lichtes.

Denn was hier geschieht, ist für Michael der höchste Glaube, der Glaube, den man sehen kann. Sie betrachtet ihn bewundernd und entzückt, und doch bereitet es ihr keinen Kummer, daß sie ihn nun auf ewig verlassen muß.

Sie ist ein Garten der Freude, nie hat er sie so überaus froh gesehen, und doch beklagt sie sich nicht, daß diese Freude bald für ewig wird durchgeschnitten werden. Sie hat ihn erwartet und nach ihm verlangt, und nun sie daliegt, seine Hand auf der Brust, betet sie nicht zu Gott, daß er sie am Leben lassen möge. Sie hat keine Träne im Auge und kein Flehen im Gesicht. Sie ist ganz und gar ein Lächeln vor äußerem und innerem Glück.

„Ist das Sterben?" denkt Michael, staunend und bewundernd.

Ist das der Untergang des Lebens? Ist das nun der gewaltige Augenblick, der gähnt über dem dunklen, geheimnisvollen und furchtbaren Abgrund des ewigen Todes? Dieser Augenblick, bei dessen Gedenken allein schon die Furcht erstarrt über jedem Fest. Der geheimnisvolle und so quälend rätselhafte Tod, die Eisfläche, auf der wir alle laufen und einander durchbrechen sehen.

Das Eis bricht unter ihr, und sie lächelt. Sie lächelt, weil nun das Ende naht, weil sie noch Michael hat Lebewohl sagen können; sie lächelt alle an, denn auch sie werden später durch das Eis brechen, und dann wird sie alle wiedersehen. Sie geht nur etwas früher fort, weil es so am besten ist für alle und für sie selbst.

Eine klare Überzeugung singt dieses Lied in ihr, und darum ist der Abschied so freundlich. Sie fürchtet sich nicht, ihr schaudert nicht, und das Auge ihrer Seele scheint bereits in der Ferne das leuchtende Paradies zu ahnen.

Sie läßt sich hinabgleiten in die Tiefe und greift nicht einmal nach der treibenden Blume, um sich daran festzuklammern, wie der Ertrinkende nach einem treibenden Blatt greift, sondern sie nimmt die Blume, um ihr noch einmal mit dem Glanz ihrer Augen zu sagen: „Ich habe dich immer schön gefunden, du warst die Freude meines Lebens, habe Dank!" Und ihr letzter Wunsch lautet einfach: „Schließe du meine Augen."

„Oh, man könnte weinen vor Rührung", denkt er, und doch kommt nicht eine einzige Träne in sein Auge. Bestürzt, bebend, überwältigt und gebrochen steht er da. Ihr Sterben ist für ihn etwas, das alle menschlichen Kräfte übersteigt. Sie ist noch so jung, so voller Verheißung von Liebe und Lenz, und sie stirbt glücklich, seine Hand in der ihren.

Welche große seelische Kraft muß sie durchleuchten!

Und er muß wieder an den Abend denken, der so sehr auf seinen Geist gewirkt hat, als er das Kruzifix schüttelte, wie um den Klang des Glaubens zu vernehmen.

Und jetzt, bei dem Tod seiner Geliebten, der wie tausend solche Abende auf seiner Seele lastet, jetzt hört er den Klang des Glaubens, jetzt sieht er das Licht des Glaubens! Und nun ist die Vernunft nicht mehr imstande, diese Überrumpelung des Glaubens, die wie ein die Dämme durchreißender Fluß auf ihn einstürmt, aufzusaugen.

Er begreift es nicht, aber sein Herz überfließt von Gnade; eine Frömmigkeit ohne Namen durchtränkt sein ganzes Wesen.

Er ist selbst ein Wunder. Er ist so voll Ergebenheit, spürt ebenfalls keinen Kummer, stampft nicht mit den Füßen, rauft sich nicht die Haare und ruft nicht in wollüstiger Freude der Selbstbeschuldigung: „Es ist meine Schuld", wie er sich das alles vorgestellt hat.

Er möchte nun still niederknien und weinen vor Glück, den heißen Kopf auf ihrer kühlen Hand.

Sie lächelt ihn freundlich und dankbar an. Ach, wie zart und schön ist sie noch, nein, sie ist nur noch Seele, eine Seele, von einer dünnen Haut umspannt.

„Ein Licht umgibt dich, Michael!" sagt sie froh, mit schwacher Stimme, und sich zum Pfarrer wendend: „Oheim, ich freue mich . . . daß ich dieses Licht um Michael noch gesehen habe . . ." Nach einer Pause sagt sie schnell: „Zündet nun die geweihte Kerze an, denn die Engel haben sich erhoben . . ."

Hinter der Bettstatt zündet ihr Vater mit Sophiens Hilfe schluchzend die Kerze an.

Doktor Bos, der sie die ganze Zeit schweigend, ein paar Haare seines Bartes zwischen den Zähnen, beobachtet hat, ergreift nun ihre Hand. Die Schwalbe zirpt lauter.

Der Atem wird kürzer, man sieht kaum noch ihre Brust sich heben. Leontine wendet plötzlich das Haupt zu Michael und sagt ernst mit schwacher Stimme, während sie ihren dünnen Zeigefinger hebt: „Man braucht nur einmal tief zu glauben, Michael, ein einziges Mal, dann glaubt man für immer . . . so wie man nur einmal zu lieben braucht, um für immer zu lieben." Ihr blondes Haupt fällt zurück, die Augen sind geschlossen.

Als sie sich wieder öffnen, ist aller Glanz verschwunden. Alles an ihr wird schlaff.

Der Pfarrer gibt ihr die Kerze in die rechte Hand und liest bebend die Sterbegebete. Man hört ihren Vater und Sophie schluchzen. Ihre Lippen wiederholen murmelnd die Worte des Pfarrers, und plötzlich sagt sie: „Er kommt, er kommt zur Tür herein. Wie schön ist er, in Weiß und Gold gekleidet! Schweigt nun alle . . ." und dann, hastig, um alles noch sagen zu können: „Leb' wohl, Vater . . . Oheim . . . leb' wohl, Michael . . . Sophie!" Sie schließt die Augen, sie scheinen halb offen, so lang sind ihre Augenwimpern. Der Pfarrer betet weiter, die Kerze ist still und feierlich wie eine kranke Tulpe.

Und plötzlich erhebt sie sich schaudernd, blickt schnell um sich und keucht erstaunt und froh: „Die Flamme ist weg, die Flamme ist fort! Jesus, Maria . . . ich komme!"

Plötzlich zirpt die Schwalbe, fliegt wild ins Zimmer, saust wieder zum Fenster hinaus und verschwindet kerzengerade in die Luft.

Leontine dreht sich zur Wand und bleibt mit halb offenen Augenlidern liegen.

Das Lächeln liegt noch um ihren Mund . . .

Michael schließt ihr mit dem Zeigefinger die Augen . . .

Und während alle knien, legt die Mühle ihre Flügel still, und ein langer Zug von Vögeln fliegt über die Hügel zum fernen, fernen Westen, wo das Meer ist.

*

Es ist eine blaue Nacht. Der klare Mond, umgeben von stillen, weißen Schäfchen, blickt ins Fenster nach dem toten Mädchen. Sie liegt da, wie eine grüne Wachspuppe; man kann sich nicht vorstellen, daß sie jemals gelebt hat und ein Mensch war.

Sie scheint so winzig auf dem breiten Bett in dem großen Zimmer, so dünn wie eine Maikerze. Zusammengesunken, mit einem kindlichen Lächeln auf den blassen Lippen, liegt sie da, in den schmalen, gefalteten Händen einen Rosenkranz und ein paar geweihte Buchsbaumzweige.

Ihre beiden Zöpfe glänzen wie Gold auf dem weißen Prozessionskleid.

Die Schwestern von der Volksschule haben sie gewaschen und angezogen, und als die goldpurpurne Dämmerung kam, hörte man durch das stille Dorf den Schreiner noch am Sarge hämmern.

Michael sitzt neben ihrem Bett, sieht sie unaufhörlich an und streichelt manchmal ihre Hand voll Ehrfurcht und Dankbarkeit.

Er hat sie getötet. Doch fühlt er sich nicht schuldig und kann nicht einmal sagen, daß er Kummer hätte; nur weiß er, daß er sie nie so rein und tief geliebt hat wie jetzt, und daß die harte Schale seiner Seele zerknackt und weiß aufgeplatzt ist wie eine Mandel. Etwas Gewaltiges und Schönes hat ihn gestreift; sein ganzes Wesen rauscht und regt sich und seufzt noch davon. Die scharfe Vernunft ist erlöst wie ein Stück Eis, das auftaut.

Er denkt nicht nach über das, was geschehen ist, sondern erlebt es immer wieder von neuem und fühlt sich jedesmal tiefer und reicher geworden. Er hat das Licht gesehen, aber es läßt sich nicht in Worten ausdrücken und ist in keinem Buch zu finden.

Wie die Wogen eines Meeres tauchen ab und zu noch Fragen auf, wie: „Was ist der Zweck des Lebens? Wozu hat Gott die menschliche Seele auf die Erde geblasen? Und wenn auf den höchsten Sternen auch Menschen wohnen, hat sich dort ebenfalls das Trauerspiel des Paradieses abgespielt und ist Jesus auch dort gekreuzigt worden?"

Manche Fragen, plötzlich auftauchend, sehen ihn an mit durchdringenden Tintenfischaugen. Er fühlt sich verloren dahinschweben in einer lockenden Nacht von Mysterien; und ängstlich rafft er seine fliehenden Gedanken zusammen und stellt sie als Kerzen der Ehrfurcht um die schöne tote Geliebte.

Diese hat ihm nun den Weg gezeigt und ihn mit eigner Hand, indem sie starb, auf die Schwelle gesetzt. Vor ihm liegt der Weg: kindlich glauben, und froh und demütig fortschreiten zum Licht, das am Ende steht.

Er fühlt ein äußerliches Wohlbehagen, wie ein Hündchen, das sich im Regen verirrte und sich nun in ein warmes Körbchen legen kann; aber zugleich sind die wegziehenden Dunkel seiner Seele von festlichem Licht durchleuchtet.

Ein Morgenpastorale hebt sich mit Musik und Düften aus dem Nebel seiner grauen Jugend.

Er fühlt sich nicht mehr durch Worte gehindert, er sieht nun ein, daß die Worte nur die Schatten sind der Lichtgestalten. Er ist in eine neue Welt getreten. Und sich über Leontine beugend, flüstert er mit frommen Worten: „Du, mein himmlisches Licht, möge deine Hand in der meinen bleiben, wie eine Kerze, möge ich sie nie wieder loslassen!" Dankbar küßt er ihr die marmorkalte Stirn.

Hell ist nun seine Seele und erlöst von jeder Verwirrung und Zerrissenheit, rein wie ein Kristallglas und bereit, den Wein des Geistes zu empfangen. Er sieht die große, helle Nacht und geht ans Fenster.

Er sieht die Nacht, die schlafenden Felder mit niedrigem Nebeldunst, ein einsames Haus, die stille Mühle, und entzückend hoch darüber die weißen Wolken, den runden Mond, die Sterne, die Unendlichkeit. Er ist ein Sandkorn, das am klingenden Gewande Gottes klebt.

Er entsinnt sich einer solchen Nacht, als der Pfarrer ihre Hände ineinanderlegte und ihn fast anflehte, zu glauben . . .

Ihm ist, als hörte er die Mondscheinsonate von Beethoven, wovon er damals erzählte. Sie scheint von den kreisenden Sternen zu kommen, die, jeder wie eine feurige Zunge, einen schwellenden Ton von sich geben und sich zu einer beseligenden Harmonie verbinden.

Er fühlt wieder, wie alle Wesen nacheinander verlangen und wie das Glück über jeden Schmerz emporsteigt.

Er fühlt die Gegenwart Gottes in und über allen Dingen, wie ein Duft von unendlicher Süße.

Es quillt ihm aus dem Herzen, wie das Echo eines früher ausgestoßenen Rufes: „Aus der Tiefe habe ich gerufen, o Herr, zu dir! Herr, erhöre meine Stimme . . ."

Und die Innenwände seiner Seele wiederholen singend die Töne, wie die Saiten einer Harfe, die vom Winde gestreift wird.

Dankbar fühlt er, daß Gott seiner Stimme lauscht, daß er lauscht im Mondenschein, im Lächeln der toten Leontine, im reifenden Korn, das da schläft in der Nacht, und in den Tränen, die ihm vor heiliger Rührung an den Wangen hinabfließen. Seine lebende Hand auf ihren toten Händen, wartet er auf den Morgen, auf Gott und Unsere Liebe Frau.

*

Über ihrem toten Leib hat man das triumphierende „In Paradisum" gesungen; man hat sie in ein Grab gelegt, Erde über sie geworfen, und nun ist sie für immer von dieser Welt verschwunden.

Die Verwandten sind zum Begräbnis gekommen, und nun wird im Pfarrhaus gekocht, hin und her gelaufen und geschnattert. Der Pfarrer steht mitten drin, wie in einem Traum, staunend über die vielen Leute, das Essen, den Wein und über sich selbst. Er sucht Ruhe, weiße Ruhe, und während die andern unten, Leontinens Leiden schon vergessend, sich über schöne Kleider und anderer Vermögensverhältnisse unterhalten, geht er durch das ganze Haus, durch die reinlichen Schlafzimmer, auf den stillen Speicher und setzt sich sinnend, mit geschlossenen Augen, irgendwo in eine stille Ecke, wo etwas Sonne auf seine Hände fällt.

Leontine hat ihm viele Träume zerstört und viele Lichter in ihm ausgeblasen! Er fühlt sich ärmer geworden, aber auch frischer und heller, und er dankt dem Herrn mit flüsternden Lippen . . .

Michael irrt unruhig über die Hügel.

Und als der Abend gekommen ist, kehrt er ins Pfarrhaus zurück.

Solange Leontine noch über der Erde lag, fühlte er sich glücklich um all der Schönheit willen, die ihn wie ein Gewand umkleidet hatte, und um den nahenden Seelenfrieden, den er spürte wie ein wohltuendes Öl.

Aber nun ist sie begraben und dahin, und sein ganzer Reichtum fällt plötzlich von ihm ab, als hätte sie alles mitgenommen. Er ist ein armer Bettler geworden, dessen Hunger die Finsternis und dessen Brot der Glaube ist.

Er fühlt, daß der Rosenduft, der ihn umfing, ihr Duft war; sein wahres Glück war ihr Glück, das er mitempfand; das Licht, das er leuchten sah, war das Licht, das sie erblickte, das aber auf ihn widerspiegelte. Etwas hat ihn verlassen; er ist nun allein in der leeren Finsternis. Früher wäre ihm die Vernunft eine Stütze gewesen, aber nun hat sie sich spurlos verflüchtigt. Er kann nicht mehr denken, er wagt nicht mehr zu denken; er sucht nur eine Stütze, eine Wand, an der er sich entlangtasten kann, einen Faden, der ihn führt, denn seine Seele ist ängstlich geworden und ruft klagend wie eine Turteltaube.

Gestern noch fühlte er sich wie ein Sandkorn, das am klingenden Kleide Gottes klebt; jetzt hat er sich irgendwo verloren, getragen von einem heißen Wind. Er fühlte Gott über sich, so wie eine Blume die Sonne spürt; das Leben schien ihm eine herrliche Laube. Doch das war alles in Leontinens Gegenwart, deren Seele ihn blühend umgab wie der Garten den treibenden Schwan. Jetzt ist er einsam zurückgeblieben, aber durchspült von der reinigenden Gnade, und er fühlt die Leere in sich. Nein, das ist nicht das Leben: mit offenen Händen genießend unter einen Honigtropfen des Glaubens zu stehen; das Leben ist ein Kampf des Lichtes gegen die Finsternis. Arbeit ist not!

Böse, zerstörende Mächte begleiten ihn wie Schatten und breiten Finsternis um ihn. Er hat nie gewußt, daß soviel Böses in den Falten seines Lebens verborgen war. Und er ist sich durchaus bewußt, daß es ausgeklopft werden muß wie der Staub aus einem Teppich, wenn er würdig sein soll, vor den Füßen Gottes zu liegen.

Er fühlt sich wie ein hilfloses Kind, das sich im Wald verirrte, und demütig, klein und furchtsam geht er auf ein kleines Licht zu, das in der Ferne funkelt.

Dieses Licht ist der Pfarrer.

Er findet den alten Mann allein im Garten, am Eingang der Weinlaube sitzend, die Hände zwischen den Knien und den Kopf lauschend zu den Sternen emporgehoben.

„Ich denke gerade", sagt der Pfarrer, Michael zum Sitzen einladend, „an ein Wort, das ich einmal zu Ihnen sprach: Daß es Menschen gibt, die wie eine Blume aus den Händen Gottes über die Mauer der Welt fallen, und dort ihren wunderbaren Duft verbreiten . . ."

Michael lehnt sich an einen Pfosten und blickt schweigend in die von Sternen durchfunkelte Nacht. Ihm ist das Herz so voll, und er kann die Worte nicht finden zum Anfang; ein Ringen und Wühlen ist in ihm, als ob irgend etwas ihm die lichten Worte wegnehmen und zerstören wollte.

Ein gewaltiges Heer von Sternen breitet sich hoch über ihnen aus. Die Nacht trieft von Herrlichkeit. Stern steht neben Stern. Das Weltall scheint sich aufgetan zu haben, um seine tiefen Tiefen und fernsten Schätze zu zeigen.

Jahrhunderte werden sichtbar, Unendlichkeiten rücken heran. Jeder Stern ist Licht, und das eine Licht erleuchtet das andere durch den ganzen endlosen Raum. Es ist die Ewige Lampe, die zu den Füßen Gottes brennt.

Beide blicken empor; beider Seele ist wie ein kleiner Spiegel, in dem sich der sterndurchfunkelte Raum widerspiegelt mit seiner ganzen Herrlichkeit, seinem mystischen Zauber und seiner unwandelbaren Ewigkeit.

Und plötzlich bebt durch die Stille die Stimme Michaels.

„Herr Pfarrer, ich glaube, daß nun der Augenblick gekommen ist, um . . ."

Der Pfarrer erhebt sich. Sie sehen einander an. Der Pfarrer beißt sich auf die Unterlippe. Im Licht der Sterne blicken sie einander in die Augen.

Langsam beugt Michael das Haupt und fällt weinend dem Pfarrer an die Brust.

Die Himmel träufeln Glück in die Seele des alten Mannes. Er ist trunken von Entzückung und Bewunderung; von seinen Lippen strömt ein dankbares Loblied, während er Michael in die Arme schließt wie ein verloren geglaubtes Kind:

„Und deshalb mußte sie sterben! Nun ist mir die Absicht Gottes offenbar. Nun fühle ich so deutlich die beständige Gegenwart des göttlichen Weinbergs, sein Wachstum und seine Fruchtbarkeit. Sieh, der Sternenhimmel ist ein goldener Weinstock, der sich über das ganze Weltall ausbreitet. So ist jeder Mensch eine Traube im Weinberg des Herrn, und Gott selbst ist der Weingärtner.

O himmlische Stickerei, wovon wir manchmal einen Streifen Oberseite genießen dürfen! Wie harmonisch verbindet sich alles miteinander in dieser für uns furchtbaren Verwirrung. Und wie wachst du, Herr, mit der gleichen Sorge über die entferntesten Sterne der Milchstraße und den Wurm, den ich in diesem Holz klopfen höre. O Herr, hab' Dank, daß du mich in deinem Weinberg hast wachsen lassen!

Zeige mir, o Herr, den rechten Weg, und ich werde ihn ziehen mit dem Jubel der Schwalbe. Ich bin zu allem bereit.

Gesegnet sei dein Name, o Herr, um der neuen Traube willen, die du bestimmt hast für deinen göttlichen Becher! O wahrer Weinberz Jesu Christi!"

Und entzückt, väterlich froh, küßt er Michael auf die heiße Stirn und macht über den eigenen Leib das Zeichen des Kreuzes, voll Hingabe und tiefer Dankbarkeit um Leontine, die Er genommen, und um Michael, den Er ihm gegeben hat.

Die Himmel tauen Wein in ihre Seelen.

Und hinter dem Rande der Hügel steigt still und feierlich der Mond empor wie eine große, weiße Hostie.

Ende.

Wessen die Welt voll ist / Von Frank Crane

Die Welt ist voll von Freunden für die, die ihr als Freunde begegnen.

Und sie ist voll von Feinden für die, die ihr feindlich begegnen.

Die Welt ist voll vornehmer Männer für den, der selbst ein vornehmer Mann sein will, und sie ist voll vornehmer Frauen für die Frau, die selbst vornehm sein will. Ansonsten ist Wohlerzogenheit selten.

Die Welt ist voll Schönheit für jene, welche die Schönheit lieben und suchen.

Die Welt ist voll von Leuten, die gut und freundlich zu uns sind, wenn wir guten und freundlichen Herzens sind. Für jene aber, die grausam und übel sind, sind alle Menschen Heuchler und Schwindler.

Die Welt ist voll von Beweisen, daß alles immerfort besser wird, für jene, welche sich bemühen, selbst besser zu werden. Für jene aber, welche sich nicht bemühen, besser zu werden, welche sich gehen lassen und das dann das Leben nennen, ist nichts wahr als der Pessimismus. Pessimismus heißt, von zwei Übeln beide wählen.

Die Welt ist voll von Tapferkeit, Ehrlichkeit und Edelmut für jene, welche tapfer, ehrlich und edelmütig sind.

Die Welt ist voll von Gelegenheiten für jene, welche in wacher Bereitschaft sind, um sie zu ergreifen.

Die Welt ist voll von Leuten, die geradezu begierig sind, uns zu helfen, solange wir beweisen, daß wir uns selbst helfen.

Die Welt ist voll von Menschen, die durchaus gewillt sind, uns Geld zu leihen, solange sie glauben, daß wir es nicht brauchen. Sie können das nur nicht tun, wenn wir wirklich in Not sind. Denn das hieße ihnen die Armut ermutigen.

Die Welt ist voll Ursachen zu Kriegen, Streitereien und Zank aller Art für jene, welche dazu neigen.

Die Welt hat eine Fülle Luft für jedermanns Atem, Wasser für jedermanns Durst und Nahrung für jedermanns Hunger. Hungersnot ist nur dort, wo die Verteilung unvollkommen ist.

Die Welt ist voll kleiner Kinder, die nach Kameradschaft und Führung verlangen.

Die Welt ist voll von Beweisen für das Gute und voll von Ausblicken auf das Besserwerden für alle jene, welche etwas zu tun haben und es auch tun. Sie ist ein ziemlich schlimmer Ort für den Müßiggänger.

Die Welt ist voll von Liebe für die, welche lieben.

Alles in allem ist die Welt so voll von Dingen, daß wir, meine ich, glücklich sein sollten wie die Könige.

Übertragen von Max Hayek.

Chriſtus und die Samariterin am Jakobsbrunnen

Nach einem Gemälde von Johann Bilivert

Zwischen Hoffen und Fürchten / Vom Herausgeber

Hinter uns liegt wie ein großer Traum unser vergangenes Leben; vor uns breitet sich wie ein undurchdringlicher Nebel die Zukunft aus. Zwischen dem Vergangenen und Zukünftigen liegt unser heutiger Tag, die kurze Spanne Zeit, die uns als eigentliches Leben gegeben ist. Denn an der Vergangenheit können wir nichts mehr ändern, und die Zukunft ist noch nicht in unsere Hand gegeben. Diese eherne Tatsache können wir uns nicht oft genug vor Augen halten. Dächten wir jeden Morgen daran, wie viel gewissenhafter und eifriger würden wir an unsere Arbeit gehen im Bewußtsein, daß heute unser Schicksal entschieden wird.

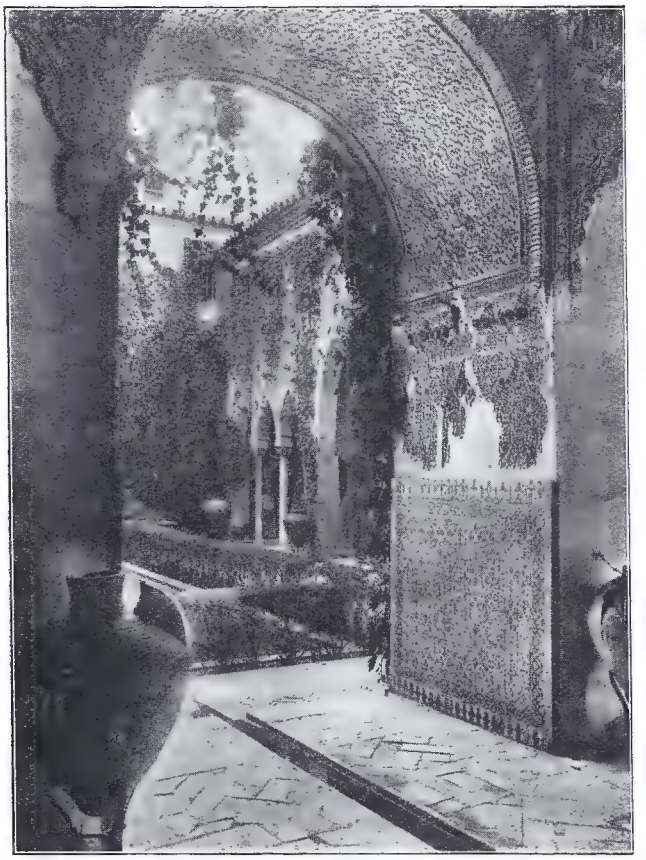
Doch die einen leben mit ihren Gedanken und Gefühlen noch in der vergangenen Zeit, träumen wehmütig irgendeiner schönen Erinnerung nach und wünschen sich dies und das zurück. Sie meinen, daß früher alles viel besser und angenehmer gewesen sei; sie haben ganz vergessen, daß ihnen auch damals so manches nicht gefiel, daß sie auch damals nicht restlos glücklich waren. Auch in früheren Zeiten war Gutes und Schlimmes ins Leben gemischt; jeder Stand und Beruf hatte auch damals von beidem seinen Teil. Gesunde Menschen sollten sich deshalb nicht durch solche Selbsttäuschungen die Freude an der Gegenwart verderben, sondern mutig an den heutigen Tag herangehen und zu verbessern suchen, was ihnen daran nicht genügt und gefällt, und das Unvermeidliche mit Geduld und Gottvertrauen tragen.

Aber es gibt noch eine andere Art von Unzufriedenen, die immer nur das Gute und Nützliche haben möchten und täglich empört sind, daß ihnen auch Leidiges zugemessen wird. Und weil ihnen so die Gegenwart nicht recht gefällt, erwarten sie das große Glück und Wunder von der Zukunft. Immer haben sie eine Menge Wünsche auf dem Herzen, so viele, daß sie vor lauter Wünschen und Hoffen das Wichtigste ganz versäumen, dem heutigen Tage sein Gutes abzugewinnen. Statt dessen schwärmen sie in den übertriebensten Hoffnungen, erwarten das Unwahrscheinlichste und Unmöglichste, Glücksfälle, die von selber eintreffen, ohne daß sie einen Finger zu rühren brauchen. Selbstverständlich werden sie stets enttäuscht. Es wäre besser gewesen, sie hätten nichts gehofft, aber fleißig und vertrauensvoll an der Verbesserung ihrer Verhältnisse und an sich selbst gearbeitet. Der vernünftige Christ nimmt den heutigen Tag als von Gott geschenkte Gelegenheit, seine zeitlichen und ewigen Angelegenheiten zu verbessern, und so bereitet er sich selbst, soweit dies in der Macht eines Menschen liegt, eine bessere Zukunft. Alles übrige überläßt er in gläubiger Zuversicht der Zukunft; denn er weiß, daß der Mensch mit allem Sorgen und Mühen nichts erzwingen kann. Darum hütet er sich, von der Zukunft weder zu viel zu hoffen noch zu viel zu fürchten.

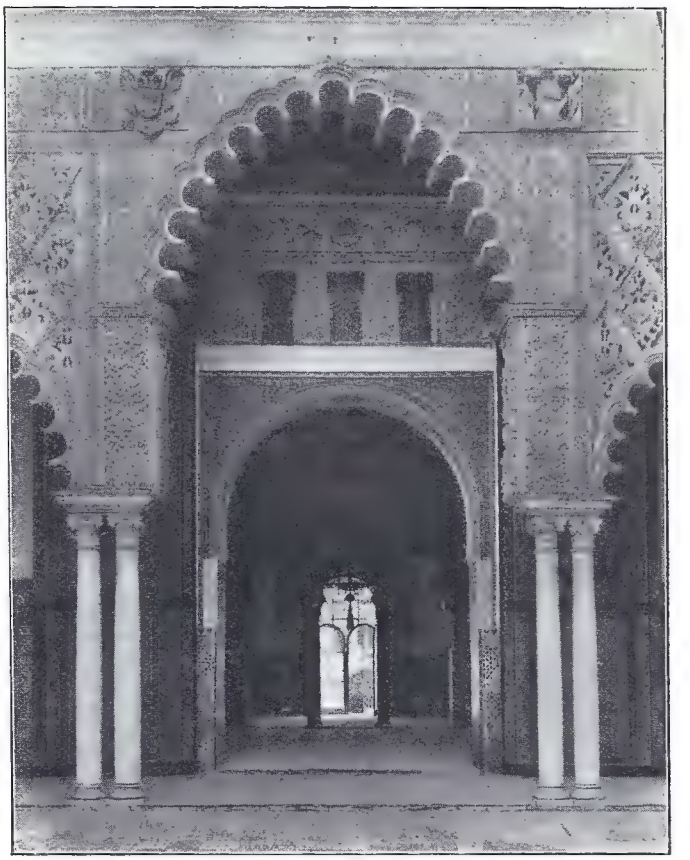
Wer zu viel hofft, wiegt sich gerne in ruhige Sicherheit und läßt es darum an der nötigen Umsicht und Vorsicht fehlen. Er sieht im Geiste seine Zukunftsträume schon erfüllt und nimmt sich gewissermaßen einen Vorschuß darauf. Viele leben zu kostspielig und verschwenderisch, weil sie hoffen, noch viele Jahre gesund zu bleiben und geschäftlich Glück zu haben. Deshalb denken sie gar nicht daran, sich etwas für die Tage der Not zu ersparen. Ereignet es sich nun dennoch anders, als sie erwarteten, dann sind sie fassungslos und verzweifeln an allem. Es ist eine alltägliche Erscheinung, daß die Hoffnungsseligsten am raschesten hoffnungslos werden. Auf die Zeit der goldenen Träume folgen dann oft Jahre des Kummers, der Unzufriedenheit und Bitterkeit. Wer sich gerne mit schönen Erwartungen schmeichelt, entwöhnt sich dem Ernste des Lebens, verzärtelt und verweichlicht sich. Ein vernünftiger Mensch muß wissen, daß es auch anders kommen kann, als man erwartet, oft über Nacht. Deshalb gibt er sich keinen übertriebenen Hoffnungen hin, sondern rechnet im voraus mit Schicksalsschlägen und wappnet sich darauf, indem er auch für solche Ereignisse Vorsorge trifft und vor allem sein Herz zur Ertragung derartiger Heimsuchungen erzieht.

Erwarte von der Zukunft nicht mehr, als du dir durch Fleiß und Sparsamkeit und ein tugendhaftes Leben mit Gottes Hilfe erwerben kannst. Erwarte also von der Zukunft nur so viel, als du dir selber zu geben vermagst, wenn Gott dich gesund erhält und deinem Mühen und Sorgen seinen Segen schenkt. Das ist die einzige gesunde und aussichtsreiche Grundlage deiner Zukunft. Alles andere sind törichte, kindische Träumereien. Es werden dir auch in Zukunft keine gebratenen Tauben in den Mund fliegen, und auf den Haupttreffer warten nur Narren und Abenteurer. Aber eines hast du sicher in Händen: Was du dir heute ehrlich erarbeitest oder an deinem Wesen besserst, das ist der Grundstock für deine glücklichere Zukunft. Und wenn dann je, was du dir an materiellen Gütern erworben hast, durch Unglück wieder verloren ginge, so bleibt dir doch das beglückende Bewußtsein, daß du ein tüchtiger, ehrlicher und tugendhafter Mensch gewesen bist, und du kannst darum auch Vertrauen haben: Gott verläßt dich nicht!

Deshalb fürchte auch nicht zu viel von der Zukunft. Wer immer in Angst und Besorgnissen ist, wird seines Lebens niemals froh und lähmt seine Schaffenskraft. Denke nicht, daß alle Krankheiten und Unglücksfälle, die in der Welt möglich sind, gerade dich treffen werden. Es ist nicht wahr, daß die Welt nur ein Jammertal ist; es leben mehr Gesunde als Kranke, mehr erfolgreich Arbeitende als Notleidende, mehr froh ihr Tagewerk Ausübende als Unzufriedene und Schwermütige. Die Welt ist ja doch in Gottes Hand, und Gott hat uns nicht zur Qual und Trübsal erschaffen. Wer sich freudig und gläubig Gottes Führung und Fügung überläßt, wird auch das Schwere, das durch die Sündhaftigkeit der Menschen über die Erde gekommen ist, mit Fassung und Ergebenheit ertragen. So gehe mutig deiner Zukunft entgegen! Komme, was kommen mag! Mit Gottes Hilfe kann der Mensch viel ertragen, und auf Regen folgt immer wieder Sonnenschein. Die Zukunft wird nicht viel anders sein als die Vergangenheit: eine Mischung von Erfreulichem und Unangenehmem, von Erfolgen und Enttäuschungen, von schweren und schönen Stunden. Gott segne dir beides: Liebes und Leides!



Schöner Hof im Alcázar von Sevilla



Eingang zum Gesandtensaal im Alcázar

Sevilla

Andalusien gilt dem Spanier als Paradies, wo Sonne und Palmen, Heiterkeit, Musik und Tanz der Menschen Herz erfreuen. Und Sevilla ist die Hauptstadt dieses märchenhaften Landes. Sevilla hat auch die schönsten Gärten Spaniens, und seine schloßartige Stadtburg, der Alcázar mit seinen reichen arabischen Höfen, Galerien, Bögen, Säulen und gärtnerischen Anlagen, ist wie ein berauschender Nachhall höchster orientalischer Lebenskunst. Die Anlagen des Alcázar sind von paradiesischer Schönheit, mit hochwehenden Palmen, tausendjährigen Laubbäumen und einer einzigartigen Südlandspracht von Pflanzen und Blumen.

Auch im Park draußen vor der Stadt ist wieder alles voller Rosen; ganze Wände, Hecken und Türme sind daraus gebildet. Sie blühen hier im Lande der ewigen Sonne das ganze Jahr hindurch, und Tausende von Wagen mit lächelnden Menschen fahren Tag für Tag durch diesen „Weg des Entzückens".

Sevillanischer Straßentyp: Der Früchteverkäufer

Reizende Blumenbilder findet man auch überall im Innern der Stadt: epheuumrankte Häuser, blumengeschmückte Fensterbänke, kunstvolle Eisengitter, aus denen Hyazinthen und Geranien quellen, blumenüberwucherte Nischen mit Madonnenbildern. Und wenn sich die andalusische Nacht herniedersenkt, ziehen Ströme von Blumendüften durch alle Gassen und Straßen und einen sich mit dem Gesang der frohen Menschen.

Das große Ausstellungsgebäude in Sevilla mit seinen prachtvollen Anlagen

Pavillon der schönen Künste im Park von Sevilla

Jugend / Von Gust. Halm

Als ich ein Knabe war, stieg ich auf die Leiter in Vaters Hof und schaute über die Mauer in die Gärten. Die lagen weit und grün in der Sonne und dufteten. Und ihr Duft schwamm zu mir her, als lägen all diese Fliederblüten, all diese Rosen auf einer Woge, die warm und wohlig um meine Glieder, um mein Antlitz spülte...

Und mir war so frei und glücklich zumut auf meinem Hochsitz wie dem Jäger in seinem Wald, wie dem Fürsten auf seinem Thron. Denn alles war mein, für mich blühten Goldlack und Vergißmeinnicht, für mich hatten die Stiefmütterchen ihre vielfarbigen Augen aufgetan, für mich brannten in gelber Glut die Königskerzen.

Damals war ich einsam und glücklich.

Und immer mehr ward der Platz auf der Mauer mein Reich. Die Geschwister tollten und tobten auf den Gängen des Hauses, auf der Straße, in den Zimmern, auf dem Spielplatz. Ich saß auf meiner Mauer und ließ sie rufen und mich einen Träumer spotten. Ich war König über die Wolken, König über die Schmetterlinge, König über die Raupen, die glatten, grünen, die braunbepelzten, die bunten, die großen grasgrünen mit dem harten Horn; sie waren meine Lindwürmer, Nashörner, Bären und Pfauen. Ich war König über die Sträucher und Bäume, denn sie breiteten mir ihre Äste hin, dufteten zu mir aus ihren Blüten, würden ihre Früchte vor mir niederlegen, wenn die Zeit der Reife kam... Und meine Seele wanderte zwischen den Hecken aus dunklem Tax und den Beeten voll Verbenen, Phlox und Astern. Nippte aus den Kelchen der Winden und Kapuziner am Zaun und tanzte mit Mücken und Libellen über dem kleinen, steingefaßten Wasserbecken. Mein war der Grottenstein, aus dem der Strahl aufsprang, wie ein silberner Fächer sich verbreiterte und wie ein Vorhang aus Spitzen in das Becken fiel. Mein auch die goldgrüne Eidechse mit dem klugen, schwarzen Auge, die auf der Grotte saß und zur Sonne äugte und wie der Blitz im Stein verschwand. Hoch in der Bogenhalle der Wipfel, im flimmernden, zarten Laub zwitscherten und sangen meine Vögel: die schwarze Amsel, der bunte Fink und der freche, graue Spatz.

Alles das war mein Reich: und es endete erst, wo hinter einem hohen Wall von Rittersporn und Ehrenpreis ein schwarzer Zaun aufstand. Dahinter lag die Straße; die gehörte allen. — Auch die Menschen waren mein, die in den Gärten gingen. Und ich fühlte mich erst recht als Fürst auf einsamer Höh, wenn sie mich schalten, daß ich auf die Mauer stieg. Freilich — *sie* mußten *unten* bleiben! Der alte Mann mit der blauen Schürze schnitt meine Hecken und grub meine Beete um. Die kleine Frau im grauen Kleid mit dem großen, gelben Strohhut bleichte meine Hemden in der Sonne und brach von meinen Gemüsen. Mochte sie! Ich war ja reich, ich konnte Rosen verschenken und Lilien und Malven, Kürbisse und Rhabarber, Spargel und Stangenbohnen und Erbsen. Groß war mein Reich, und viele wurden satt. — Und in meiner Sonne sonnte sich das alte, taube Mütterchen mit dem schwarzen, kleinen Hut und der großen, violetten Sammetschleife. In meinem Sande wühlten drüben die Bäckerbuben, auf meinem Teich ließen sie ihre Schiffchen schwimmen. Auf meinen Wegen fuhr das kleine, blonde Mädel seine große Puppe spazieren. Und auf meiner Mauer schrie nachts der große, schwarze Kater...

Auch meine Schatzkammer war da oben in meinem luftigen Reich. Ich hob Stein um Stein aus der Mauerkrönung heraus: mit dem Messer schabte ich den Mörtel los, und in den Lücken barg ich meinen Schatz für den Tag der Not. In einer Kammer schlummerte das Silber, das ich von den Weinflaschen und den Schokoladetafeln meiner „königlichen Mähler" sammelte. Zu herrlichen, flachen Platten geglättet und sorgsam zusammengelegt, füllten die Silberbogen das Mauerloch. Daneben lag Gold, aber es war wenig. Geschliffene Diamanten von dem großen Leuchter meines königlichen Thronsaals ruhten in den Mauerritzen.

Eine besondere Kammer barg hier auch mein Heer. Es waren die Invaliden meiner Armee, die nicht mehr stehen konnten, denen Köpfe, Beine und Arme fehlten — aber im Fall der Not meine treuesten Veteranen, auf die ich bauen konnte... Endlich war noch ein Fach, darin barg ich Pfennige, Bonbons, Federn, Goldhaar vom Christbaum, Glasröhrchen, Weihnachtskerzen. Das war der allerletzte Schatz für die allerhöchste Not. — Das alles wurde mit grauen, braunen und roten Ziegeln wieder zugedeckt, sorgsam die Mörtelstreifen in die Fugen gelegt, schwarze Erde und Moosstückchen darüber verteilt. Niemand ahnte meinen Schatz. Alles war mein.

Ja — und einen Abend hatte ich sogar Feuerwerk in meinen Gärten. Fröhliche Menschen gingen durch die Wege und Hecken und ahnten nicht, daß ihr Fürst sie sah und für sie wachte. Männer brachen Rosen und steckten sie jungen Frauen an die Brust, und Kinder scheuchten Schmetterlinge und Vögel auf und tanzten auf dem Rasen. Und dann traten sie alle in einen Kreis zusammen und sangen mir ein Lied, das schöne, traurige Lied vom Heideröschen. Und während sie sangen und die süßen Stimmen im Duft der Sommernacht zitterten und schwebten, stiegen hinter ihnen Schwärmer und Raketen in die Luft und drehten sich auf hohen Stangen zwei Feuerräder. Lilarote Lichter glimmten auf, leuchteten eine Zeit und übergossen die Welt mit ihrem Schimmer — flackerten bläulich und versanken. Knatternde Funken sprühten, und aus jäh aufzischenden Feuerschlangen spritzte ein grelles, grünes Licht, das als langsam verlöschende Feuerkugel in meine Gärten sank. Und immer drehten sich die Feuerräder.

Und mir ward, als sei dies das Ende meines Königtums. All meinen Reichtum an Gold und Blumen schleuderten die Gärten aus sich heraus. Mein Goldlack, meine Himmelsschlüssel, Löwenmäulchen, Afrikanernelken und Gottesaugen tanzten auf diesen wahnsinnigen Feuerrädern und spritzten als gelbe Lichter in die Welt und verloschen. Auf dieser dünnen Rauchbahn, die wie ein Peitschenhieb in den Himmel schlug, rankten meine Rosen, meine roten Winden und Geranien, meine Petunien und Nelken in die Wolken. Was da an blauen, grünen und weißen Funken durch die Nachtluft knatterte, das waren meine Lobelien und Vergißmeinnicht und Glyzinien, meine Stachelbeeren und Kapern, meine Maßliebchen und Jasmin- und Fliederblüten. Und aus ihrem Duft und ihrem Sterben schlug das Lied vom Heideröschen traurig, schluchzend und doch selig über mir zusammen.

Das war der letzte Abend in meinem Reich. Als der Feuerregen versprüht und das Lied verklungen war, hob ich die Steine aus der Mauer und warf mit vollen Händen meine Schätze in die toten Gärten: Silber und Gold, Diamanten und Engelshaar, Soldaten und Kanonen und Lichterstümpfe. Und die Menschen, die mich nicht verstanden, schalten und beschimpften mich.

Am anderen Tage verbot man mir mein Reich. Niemand wußte, daß ich es tags zuvor verschenkt, an alle Himmel verschenkt hatte. Einsam und glücklich!

Fakire auf dem Weg zum Heiligen See

Aus tibetanischen Klöstern

Seit den kühnen Forschungsreisen Sven Hedins in das unbekannte und heute noch unzugängliche Tibet wissen wir, daß sich in jenem von der ganzen Welt abgeschlossenen Gebiet nördlich der gewaltigen Gebirgsmauer des Himalaja das buddhistische Mönchswesen in unzähligen großen Klöstern auf eigenartigste Weise entwickelt hat. In seinem neuesten Buch „Mein Leben als Entdecker" (F. A. Brockhaus, Leipzig 1928) schildert Hedin seine zahlreichen Besuche bei solchen in wildromantischen Gebirgstälern liegenden tibetanischen Klöstern und Einsiedeleien: in Taschilunpo, der Kloster- und Tempelstadt von mehr als hundert Häusern, wo 3800 Mönche um den Taschi-Lama wohnen; in dem Frauenkloster zu Gandän-tschöding, dessen Nonnen wie Mönche gekleidet sind und kurzes Haar wie diese tragen; im prächtigen Kloster Taschin-gembe am Südfuß des Transhimalaja, einer weißen Stadt von Heiligtümern, wo das ganze Jahr hindurch zwei Mönche von Sonnenaufgang bis Mitternacht eine dreieinhalb Meter hohe Gebetsmühle drehen, die mit Millionen auf dünnes Papier geschriebener Gebete gefüllt ist.

In der Nähe des Klosters Lingagumpa, das aus etwa vierzig Häusern besteht, kam Sven Hedin auch in die Einsiedelei Dupkang, einer am Fuße einer Bergwand liegenden Grotte. Der Eingang der fensterlosen Grotte war zugemauert; nur durch eine Scharte konnte man auf einem Brett Nahrungsmittel hineinschieben. „In dieser stockfinsteren Höhle war ein Lama seit drei vollen Jahren eingemauert, ohne

Vierhörniges Hausschaf der Tibetaner

Musikkapelle des Tempels der Gelbhut-Mönche

daß er sich jemals während dieser ganzen Zeit der Außenwelt hätte mitteilen können. Vor drei Jahren kam er nach Linga, namenlos, keinem bekannt. Da die Grotte leer stand, legte er das grausamste, bindendste und furchtbarste aller Mönchsgelübde ab: sich für den Rest seines Lebens einmauern zu lassen. Kurz vorher war ein anderer Einsiedler gestorben, nachdem er zwölf Jahre in der Höhlenwohnung zugebracht hatte; vor diesem hatte ein Mönch hier 40 Jahre lang in der Dunkelheit gelebt. Im Kloster Lung-gandän-gumpa, in dessen Nähe sich eine ähnliche Grotte befand, hatten uns die Mönche von einem Eremiten erzählt, der ganz jung in die Finsternis eingegangen war und 69 Jahre lang von Welt und

Licht abgeschlossen gelebt hatte. Als er sein Ende nahen fühlte, hatte er der Sehnsucht, die Sonne noch einmal zu sehen, nicht mehr widerstehen können und das Zeichen gegeben, das die Mönche berechtigt, ihm die Freiheit zu schenken. Aber der Greis war völlig erblindet, und er war kaum in das Sonnenlicht hinausgekommen, als er zusammenbrach und starb. Kein einziger von den Lamas, die ihn vor 69 Jahren eingemauert hatten, war damals noch am Leben.

Der Einsiedler, der hier in der Höhle bei Linga-gumpa wohnte und den Ehrentitel Lama Rinpotsche, der „heilige Mönch", trug, sollte gegen 40 Jahre alt sein. Jeden Morgen wurde ihm eine Schale mit Tschamba hineingeschoben, Wasser lieferte ihm die Quelle, die im Innern der Höhle aufsprudelte. Die leere Schale setzte der Eingeschlossene

Tibetanische Nonnen mit geschnittenen Haaren

Die große Grabpagode in Gyantse

wieder hin, damit sie aufs neue gefüllt wurde. Jeden siebenten Tag erhielt er etwas Tee und ein Klümpchen Butter und zweimal im Monat einige Stücke Holz, die er mit Hilfe eines Feuerstahls zum Brennen bringen konnte. Der Lama, der ihm täglich die Nahrung bringt, weiß, daß er sich ewige Verdammnis zuzöge, wenn er durch die Scharte mit ihm zu reden versuchte, und schweigt. Eines Tages ist die Tschambaschale unberührt; da weiß der draußenstehende Mönch, daß der Einsiedler entweder krank oder tot ist; er schiebt dann das Gefäß wieder hinein und geht, in schwermütige Gedanken versunken, davon. Wenn die Speise auch an den folgenden Tagen unberührt bleibt, bricht man am siebenten Tag die Grotte auf; denn dann kann man sicher sein, daß der Einsame in der Dunkelheit gestorben ist. Der Tote wird nun hinausgetragen, und seine irdische Hülle wird im Feuer vernichtet wie die der Heiligen.

Seltsame Gedanken erfüllten mich. Der Mensch dort drinnen, nur wenige Schritte von mir, besaß eine Willenskraft, mit der verglichen alles andere unbedeutend erscheint. Er hatte der Welt entsagt, er war schon tot."

Wandernde Bettler in Tibet

Der unbekannte Tote / Von K. Michaelis

Am 14. Mai 19.. brachte die „Daily Mail" unter vielen anderen Nachrichten auf der zweiten Innenseite ganz zum Schluß nachfolgende kurze Notiz:

London-S.... „Unweit der Chelsea Bridge wurde heut im Morgengrauen die Leiche eines etwa fünfzigjährigen Mannes aus der Themse gezogen. Da der Tote zahlreiche Verletzungen aufweist, läßt der Befund die Annahme eines Verbrechens nicht ausgeschlossen erscheinen. Doch nehmen wir eher an, daß diese Verletzungen von den Schraubenflügeln der Schiffe herrühren. Ob nun tatsächlich Mord oder ein Unglücksfall vorliegt, kann einwandfrei erst durch die Obduktion festgestellt werden. Auch in der Kleidung des Toten wurde nichts gefunden, was auf die Herkunft des Mannes schließen ließe..."

Für eine Großstadt wie London ist es nun gewiß nichts Außergewöhnliches, wenn aus den Wassern der Themse eine Leiche gezogen wird; doch gerade dieser Fall verdient durch seine Eigentümlichkeit besondere Beachtung.

Die Obduktion des Toten hatte lediglich ergeben, daß der Tod durch Ertrinken eingetreten war. Da Zeugen über den Vorfall nicht ermittelt wurden, gab man, ohne die Herkunft des Mannes erfahren zu haben, die Leiche zur Beerdigung frei.

Erst lange Zeit später wurde ganz durch Zufall das Geheimnis des unbekannten Toten aus der Themse restlos geklärt. In nachstehender Erzählung soll dieser seltsame Fall weiteren Kreisen zugänglich gemacht werden:

Williams Mackenzie war nun seit mehr als zwanzig Jahren der erste Kassenbote in einem der angesehensten Bankhäuser Londons. Niemals hatte man nötig, ihm gegenüber das geringste zu bemängeln, niemals fand sich in seinen Rechnungen der kleinste Fehler. Er lebte völlig abgeschlossen und vermied sorgfältig, irgendwelche Beziehungen anzuknüpfen. Er besuchte kein Café, trank nicht und liebte auch nicht das Spiel. So erschien er allen wunschlos und glücklich. Wenn mitunter jemand zu ihm sagte:

„Es muß doch äußerst verführerisch sein, so große Summen zu verwalten", antwortete er einfach:

„Warum? Geld, das uns nicht gehört, ist kein Geld."

Er genoß in seinem Viertel den besten Ruf und war Schiedsrichter in mancher heiklen Frage.

Am Abend eines Tages jedoch, an dem er viele Wechsel einkassiert hatte, wurde er vergeblich zurückerwartet. Der Gedanke eines Vergehens von seiner Seite wurde bei keinem laut, der ihn kannte. Daß er einem Verbrechen zum Opfer gefallen sein mußte, erschien allen klar und verständlich. So prüfte dann schließlich die Polizei fieberhaft alle seine Geschäftsgänge nach, die er an jenem verhängnisvollen Tag getan hatte. Es wurde ermittelt, daß er überall pünktlich seine Wechsel präsentiert hatte; ja, man hatte sogar in Erfahrung gebracht, daß er den letzten um sieben Uhr bei der Firma Sharleigh & Sons Ltd. vorgezeigt hatte. Man hatte ferner festgestellt, daß beim Verlassen dieses Geschäftshauses seine Einnahme bis dahin ca. 10 000 Pfund Sterling betragen haben mußte. Von hier ab fehlte jede Spur von ihm. Die Direktoren der Bank und auch die Polizei waren voll und ganz davon überzeugt, daß ihn Strolche verfolgt, in einen Hinterhalt gelockt, dortselbst beraubt und ihn dann ins Wasser geworfen hatten. Gewisse Anzeichen ließen sogar mit Sicherheit darauf schließen, daß die Tat von berufsmäßigen Verbrechern von langer Hand vorbereitet worden war.

Nur ein einziger Mensch in ganz London zuckte beim Lesen der Zeitungen mit den Achseln. Und dieser Mensch war Mackenzie. —

Zu der Stunde, wo die schärfsten Spürhunde der Polizei Mackenzies Spur verloren hatten, war er hinaus aus der Stadt über die Pimlico Road zur Chelsea Bridge geeilt. Unter einem Brückenbogen hatte er dann seine bürgerliche Kleidung, die er einige Tage vorher hier verborgen hatte, mit seiner Bankbotenuniform vertauscht und sie und seine Geldtasche, nachdem er sie erleichtert hatte, zusammengeschnürt, mit einem großen Stein beschwert, in den Fluß geworfen. Dann war er in größter Ruhe nach London zurückgekehrt, hatte Wohnung in einem der ersten Hotels genommen und schlief sogar den Schlaf des Gerechten. Er, der in wenigen Stunden ein durchtriebener Dieb geworden war.

Nun galt es, klug zu handeln. Er konnte seinen Vorsprung gut benutzen, um die Grenze zu passieren. Doch er war zu schlau, um zu glauben, daß ihn einige hundert Kilometer Entfernung vor dem strafenden Arm der Gerechtigkeit hätten schützen können. Deshalb war er sich über sein Schicksal vollständig im klaren. Daß er schließlich erwischt werden würde, darüber war er keinen Augenblick im Zweifel. Daher kam er zu folgendem Entschluß:

Am nächsten Tage legte er die 10 000 Pfund in einen starken Geldumschlag, versiegelte ihn fünfmal und begab sich zu einem Notar in der Long Lane.

„Ich will Ihnen sagen, mein Herr, um was es sich hier handelt. In diesem Umschlag habe ich einige Wertpapiere, die ich sicher aufbewahrt wissen will, da ich eine längere Reise antrete und nicht weiß, wann ich zurückkehren werde. Ich möchte deshalb dieses Wertpaket Ihnen anvertrauen. Dem steht doch nichts entgegen?"

„Gewiß nicht", antwortete der Notar. „Ich habe nur nötig, Ihnen eine Empfangsbescheinigung auszustellen."

Mackenzie willigte ein. Doch dann dachte er plötzlich: „Das ist fatal — diese Bescheinigung. Wo soll ich sie verbergen? Wem soll ich sie anvertrauen? Wenn ich sie bei mir behalte, so ist die ganze Hinterlegung zwecklos." Er zögerte. An diesen Umstand hatte er wahrhaftig nicht gedacht. Dann aber sagte er ganz unbefangen zum Notar:

„Mein Gott, ich stehe ganz allein in dieser Welt; ich habe keine Eltern und auch keine Freunde. Die Reise, die ich unternehme, ist sehr gefahrvoll. Es wäre da nicht ausgeschlossen, daß Ihre Quittung verloren ginge. Können Sie der Ordnung wegen dieses wichtige Papier nicht bei sich in Ihren Akten aufbewahren? Würde es nicht genügen, wenn ich bei meiner Rückkehr Ihnen oder Ihrem Vertreter meinen Namen nenne?"

„Auch dieses würde völlig genügen", erwiderte der Notar.

„Dann vermerken Sie also bitte auf der Quittung, daß mein Depot nur unter dieser Form zurückverlangt werden kann. Und schließlich bin ich ja auch der einzige, der ein Risiko eingeht."

„Wollen Sie mir dann bitte Ihren werten Namen nennen?" sagte der Notar.

Und ohne zu stocken, antwortete Mackenzie:

„Perkins... Jim Perkins." Er sagte diesen Namen so sicher, als ob er niemals einen andern geführt hätte.

Darauf verabschiedete er sich, während der Notar noch mit den Eintragungen beschäftigt war. Als Mackenzie wieder auf der Straße stand, atmete er erleichtert auf. Der erste Teil seines Programms war vollendet. Nun konnte die Polizei ihn an dem Kragen packen, seine Beute war in Sicherheit. Er hatte mit kühlem Kopf gerechnet:

„Nach Ablauf meiner Strafe werde ich mir das Geld abholen", sagte er sich. „Niemand wird mir den Besitz

ſtreitig machen können. Jetzt handelt es ſich nur noch darum, einige ſchlechte Jahre zu verbringen, dann bin ich reich."

Er wartete noch 24 Stunden, um ſicher zu ſein, daß die Polizei nicht im Beſitz der Nummern der Banknoten war. Nachdem er ſich auch hierüber volle Gewißheit verſchafft hatte, zündete er ſich eine Zigarette an, zog den Rauch in langen, behagenden Zügen ein und ſtellte ſich freiwillig der Polizei. Ein anderer hätte an ſeiner Stelle irgendeine Geſchichte erſonnen. Er zog es aber vor, die Wahrheit zu ſagen und ſeinen Diebſtahl einzugeſtehen. Warum auch viel koſtbare Zeit verlieren? Doch weder vor dem Unterſuchungsrichter noch in der Hauptverhandlung verriet er mit einem Sterbenswörtchen den Verbleib der 10 000 Pfund. Immer wieder erklärte er, daß er dies nicht wiſſe, da er auf einer Bank im Park eingeſchlafen und dortſelbſt wieder beraubt worden ſei. Wegen ſeiner bisherigen Unbeſcholtenheit erhielt er eine Gefängnisſtrafe von fünf Jahren, und ohne eine Miene zu verziehen, nahm er den Urteilsſpruch entgegen.

Auch im Hauptgefängnis, wo er ſeine Strafe verbüßte, war er das Muſter eines Gefangenen. Ohne Ungeduld, ohne Erregung ſah er die Tage dahinſchwinden, ſtetig nur auf ſeine Geſundheit bedacht. Endlich erſchien auch ihm der erſehnte Augenblick der Entlaſſung, und man händigte ihm beim Verlaſſen des Gefängniſſes ſeine kleinen Erſparniſſe aus.

*

Sein erſter Gang ſollte der zum Notar ſein. Wie oft hatte er dieſe Stunde erträumt! Wie oft hatte er in ſeinem Geiſte ſein Erſcheinen bei dem Notar durchlebt!

Während er jetzt langſam durch die Parkanlagen ſchritt, ſah er ſich ſchon in das große und ernſte Arbeitszimmer des Hauſes in der Long Lane eintreten. Würde der Notar ihn auch wieder erkennen? Er betrachtete ſich im Spiegel. Wirklich, er war doch recht gealtert. Nein, ſicherlich, der Notar würde ihn nicht erkennen. Dies mußte doch zu komiſch werden!

„Sie wünſchen, mein Herr?" würde der Notar ihn fragen.

„Ich komme meines Depots wegen, das ich Ihnen vor fünf Jahren zur Aufbewahrung übergab."

„Was für ein Depot?... Haben Sie eine Quittung?... Auf welchen Namen...?"

„Auf den Namen..."

Plötzlich hielt er inne. „Verteufelt, das iſt ſtark! Jetzt erinnere ich mich nicht mehr des Namens, den ich angegeben habe."

Er ſuchte und ſuchte und fand ihn nicht.

Er ſetzte ſich auf eine Bank nieder, denn eine Entkräftung drohte ihn zu befallen.

Er ſuchte ſich ſelbſt zu beruhigen und gegen die Erregung anzukämpfen.

„Ruhe... Ruhe, alter Junge!"

„Wenn du nur erſt den Anfangsbuchſtaben gefunden haſt, da wird es ſchon gehen."

Während einer ganzen Stunde ſaß er ſo und wälzte ſein Gedächtnis um und um, einen Anhaltspunkt zu finden. Alle Mühe war vergebens. Er ſah den Namen vor und neben ſich hin und her tanzen. Er ſah die Buchſtaben hüpfen, dann wieder die Silben entfliehen. Aber je mehr er ſeine Aufmerkſamkeit anſtrengte, deſto mehr ſchien der Name ſich zu entfernen. Ungeduldig ſtampfte er mit dem Fuß auf, erhob ſich und ſagte:

„Warum auch ſuchen?... Ich werde ihn jetzt doch nicht finden. Wenn ich gar nicht an ihn denke, wird er plötzlich von ſelbſt kommen."

Schließlich brach die Nacht herein, die Straßen wurden leerer. Erſchöpft vor Ermüdung ging er in ein Hotel, beſtellte ein Zimmer und warf ſich angezogen auf das Bett. Die ganze Nacht hindurch ſuchte er. Erſt als der Morgen dämmerte, ſchlief er ein.

Es war heller Tag, als er wieder erwachte. Er reckte ſich befriedigt eine Weile. Dann aber kam ein quälender Gedanke, mehr noch — ein neues Gefühl trat zu ſeiner Beklemmung hinzu.

Die Furcht!

Die Furcht, dieſen Namen niemals mehr wiederzufinden. Er ſtand auf und ging fort. Stundenlang durchquerte er die Straßen aufs Geratewohl und umſchlich mehrmals das Haus des Notars.

Und wieder kam die Nacht.

Er vergrub ſeine Hände in den Haaren und ſeufzte: „Es iſt zum Verrücktwerden!"

Ein ſchrecklicher Gedanke kam ihm. Er beſaß 10 000 Pfund in Banknoten — 10 000 Pfund, allerdings unredlich erworben. Ihm gehörten ſie jetzt, und doch konnte er ſie nicht in ſeinen Beſitz bringen. Um ſie erreichen zu können, hatte er fünf Jahre Gefängnis abgeſeſſen, und jetzt ſollten ſie ihm entſchlüpfen?

Er ſah ſie in greifbarer Nähe, aber ein einziges Wort, das ſich trotz allen Kopfzerbrechens nicht einſtellen wollte, ließ ihn alles wieder verlieren. Dies war kein Schmerz mehr, das war Raſerei, die ſein ganzes Weſen, ſein Gehirn, ſeinen Leib ergriffen hatte. Es war ihm zur Gewißheit geworden, daß er den Namen nicht mehr finden würde. Er glaubte, ein ſpöttiſches Lachen an ſeinen Ohren zu vernehmen; ihm ſchien, als ob die Vorübergehenden mit den Fingern auf ihn deuteten.

Er fing an zu laufen, immer geradeaus, an alles anſtoßend, dabei Gefahr laufend, überfahren zu werden. Am liebſten hätte er jeden, der ihm in den Weg kam, geſchlagen. Auch war es ihm gleich, wenn er bei ſeinem raſenden Lauf unter einen Wagen gekommen wäre.

Schließlich war er am Fluſſe angelangt.

Grünlich ſchimmernd floß die Themſe dahin, über ihr das Sternendach.

Mackenzie brach in ein lautes Schluchzen aus: „O Gott ... jener Name... jener Name!?"

Er ſtieg die Stufen hinunter, die zum Ufer führten. Platt auf dem Bauch liegend, ſchob er ſich zum Fluß, um ſeine Hände und ſein Geſicht zu kühlen.

Er keuchte — das Waſſer zog ihn an — ergriff ſeine Augen — ſeine Ohren — ſeinen Körper — —

Er fühlte ſich hinabgleiten, außerſtande, eine Handbewegung zu machen, um ſich an der ſteilen Böſchung feſthalten zu können. Er fiel — —

Die kalte Flut peitſchte ihn, er zappelte, breitete die Arme aus, richtete ſeinen Kopf hoch — verſchwand — kam wieder an die Oberfläche — und plötzlich mit einer verzweifelten Anſtrengung, die Augen entſetzt aufgeriſſen, heulte er:

„Ich habe ihn gefunden!... Hilfe!... Perkins... Perk..."

Das Ufer aber war einſam. — Das Waſſer klatſchte gegen die Brückenpfeiler. Das Echo der dunklen Brücke gab den Namen in die Stille zurück. Läſſig floß der Fluß dahin. Lichter tanzten darauf — fahle — und rote. Alles war ſtill. — —

*

Und als am zweitfolgenden Morgen nach jener Nacht ſich das erſte Leben in den Straßen Londons regte, brachte die „Daily Mail" die eingangs erwähnte Notiz über den unbekannten Toten.

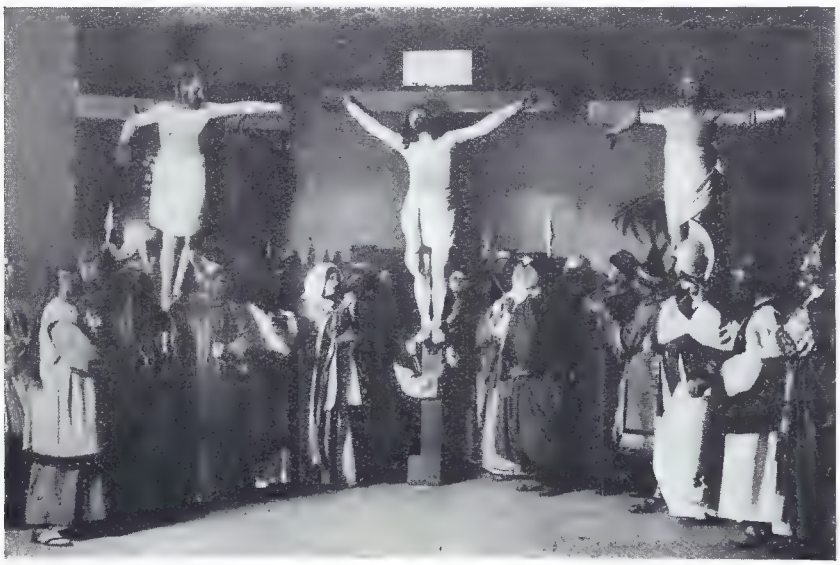
Eine schöne Gruppe aus dem Waaler Passionsspiel:
Christus bei Maria und Martha

Petrus und Johannes

Passionsspiele in Waal

Das schwäbische Städtchen Waal, das als Stätte eines der bedeutendsten und ältesten Volkstheater bekannt ist, hat auch heuer wieder sein großes Passionsjahr. Die Darsteller sind einfache, schlichte Handwerker und Bauersleute, die tagsüber in schwerer Berufsarbeit stehen. Aber sie spielen ihre Rollen mit der ganzen inneren Ergriffenheit, deren nur gläubige Menschen fähig sind. Ihnen ist die Passion nicht bloß ein Spiel, sondern ein erschütterndes Miterleben mit dem Herrn und Meister.

Das Verhör vor Pilatus,
eine der großen, packenden Volksszenen in Waal



Die Kreuzigung

Der Verräter

Im Zauberbann der Todesstrahlen

Zukunfts-Roman von Otfrid v. Hanstein

Schluß

Ich weiß es seit einer Stunde, daß der Onkel nicht mehr zu retten ist. Seit der Arzt ihn untersucht hat, den wir aus San Franzisko holten und den wir durch eine märchenhafte Summe dazu bewogen, daß er sich mit verbundenen Augen im Zeppelin herüberfahren ließ vom Meer bis zur Zentrale, weil wir jetzt noch unser Geheimnis wahren wollen.

Der Tena Ingiet hat die Operation trefflich gemacht, aber — das Herz ist erschöpft. Dieses Menschenherz, das keine eiserne Maschine ist, deren Teile man auswechseln kann.

Der Onkel wird sterben. Wahrscheinlich noch in dieser Nacht. Ich möchte es hinausschreien über sein Werk. Er wird sterben. Und dann?

Ein Lichtzeichen flammt unten auf. Ich habe es mit Hollborn verabredet. Er soll es mir senden, wenn der Onkel aus dem Schlummer erwacht ist. Ich werfe noch einen Blick in die Runde. Eben verläßt ein Flugzeug den Hafen und steuert nach Norden. Es ist der Arzt; er reist wieder ab, weil seine Kunst doch vergeblich ist.

— — — — — — — — — —

Ich bin unten in der Höhle. In derselben Höhle, in der er sein Werk begonnen, wird der Löwe auch sterben. Er hat es verschmäht, eines der neuen Häuser zu beziehen, die jetzt Desert City bilden.

Hollborn nickt mir zu. Er ist in diesen Tagen ein alter Mann geworden; er scheint wie zusammengeschrumpft. Es ist ein furchtbarer Anblick. Ich selbst muß mit den Tränen kämpfen. Ich schäme mich nicht, aber es ist erschütternd, diesen alten Mann, diesen Mann, der ein Menschenalter in der Wildnis verbrachte, der nichts ist als verkörperter eiserner Wille, weinen zu sehen.

„Er will dich sprechen."

Onkel liegt in dem großen Klubsessel. Er will das Bett nicht; es ist auch seinem schwachen Herzen besser, wenn er sitzt. Ich würde ihn kaum erkennen, hätte ich diese letzten Tage nicht mit ihm verlebt. Der Tena Ingiet hat ihn nicht retten können, und doch ist er es vielleicht, dem das ganze Werk seine Zukunft verdankt. Er hat es vollbracht, daß sein Geist klar ist.

Der Onkel sieht mich an. Lange und schweigend. Ich werde mir plötzlich klar. Der Onkel sitzt auf dem alten Sessel, ich ihm gegenüber — ich weiß, der Apparat arbeitet — der Onkel liest zum letzten Male in meinen Gedanken.

Er mag sie lesen, sie sind nichts als Trauer um ihn.

„Steh auf, setz dich hier auf den Schemel! — Nein — nicht weinen! Wir sind ja doch Männer. Jeden von uns trifft einmal seine Stunde. Mit mir hat es der Himmel gut gemeint. Besser, viel besser als mit Wenzel Aporius, den er mit Wahnsinn geschlagen."

Wieder hielt er inne; sein Kopf sinkt ein wenig vornüber. Hollborn tritt zu ihm. Da winkt er lächelnd:

„Noch nicht — ich fühle — noch nicht."

Dann richtete er sich wieder auf und sagte zu mir, meine Gedanken wissend:

„Nein, mein Junge, auch darüber sorge dich nicht! Gewiß wäre es mir ein Trost, wenn Pfarrer Moosbach jetzt hier wäre, aber — ich weiß nicht, woher es kam, ich hatte vor dieser Reise Ahnungen, als ob mir der Tod bevorstünde. Deshalb habe ich vor der Abfahrt meine Seelenangelegenheiten ins Reine gebracht und denke, daß ich ruhig sterben kann. Pfarrer Moosbach selbst, der jetzt in Indien der Gesundung entgegengeht, hat mir seinen Segen gegeben."

Nach einer kleinen Pause fuhr der Onkel fort:

„Ich habe Hollborn meinen letzten Willen diktiert. Ich habe ihn unterschrieben. Hollborn und der fremde Arzt, der auch nicht mehr kann als der Tena Ingiet, der mir schon gestern sagte, daß mein Herz nichts mehr taugt, haben als Zeugen gezeichnet. Nimm das Testament! Geh damit in dein altes Gemach, lies es genau, und dann komm wieder zu mir!"

Er sieht, wie ich zögere, und lächelt wehmütig.

„Geh ruhig, so lange habe ich noch Zeit! Ich bitte dich, geh!"

— — — — — — — — — —

Ich sitze in dem alten Höhlengemach. Demselben, das zuerst meine Wohnung gewesen, als ich nach Desert City kam, und lese. Es ist nicht leicht. Mister Hollborn hat es geschrieben, und seine ungelenke Hand ist nicht gewöhnt, die Feder zu führen.

„Ich sterbe. Ich weiß es. Ich hätte gern noch gelebt, aber ich bin Gott dankbar. Dir, mein lieber Fritz, hinterlasse ich alles, was ich besitze. Mein Neffe warst Du, als ich Dich rief, jetzt bist Du mein Sohn. Ich habe die Urkunde Deiner Adoption längst beim Gericht in San Franzisko hinterlegt. Ich danke Dir, Fritz! Ich habe mich in Dir nicht getäuscht. Nun sei auch in dieser Stunde ein Mann! Lies, was ich bestimme, und ich will das große Schicksal, das über den Menschen waltet, bitten, mir das Leben zu lassen, bis ich Deinen Entschluß kenne.

Das Werk ist bereitet. Die Maschinen lagern dort, wo wir sie brauchen. Ich habe in den letzten Jahren sehr viel Radium dem Berg entnommen und selbst in San Franzisko zu Geld gemacht. Ich ahnte, daß einmal so etwas geschehen würde, wie es jetzt am Mount Russel eintrat. Auf der Bank von San Franzisko liegen auf meinen Namen hundert Millionen Pfund.

Sie gehören Dir, ebenso wie dieses Land, wenn Du mein Werk fortsetzen und meine Bedingungen erfüllen willst.

Mein Werk gehört Deutschland. Nur Deutsche sollen seine Früchte genießen. Männer, die Deutschlands wahres Wohl und den Frieden wollen; denn zu Kriegszwecken dürfen die Schätze von Neudeutschland nicht verwertet werden, und seine Maschinen sollen nie zu Kriegsmaschinen werden.

Willst Du mein Erbe antreten? Dir vertraue ich es an. Du rufe Dir Deine Freunde zu Hilfe, aber laß alles ein Rätsel und ein Geheimnis bleiben, bis alles vollendet ist, bis Neudeutschland eine Macht ist. Willst Du es nicht, zieht es Dich zu den Menschen zurück, nimm eine Million, geh und tu, was Du willst!"

Es dauert lange, bis ich zu Ende gelesen. Ich kann die Tränen nicht aufhalten; denn ich sehe, daß Hollborn geweint hat, während seine steifen Finger die Buchstaben malten.

Ich bin wieder bei meinem Onkel. Er hat geschlummert. Hollborn sitzt bei ihm und hält seinen Puls. Er winkt mich heran.

„Er wird schwächer und schwächer."

Hat ihn der Onkel gehört? Er richtet sich auf und sieht mich an. Noch einmal zwingt diese gewaltige Energie seinen erschlaffenden Körper.

„Nun?“

Ich will mich in den großen Sessel setzen, will, daß er noch einmal in meinen Gedanken liest, aber er wehrt ab.

„Nicht mehr — sieh mir ins Auge!“

„Ich danke dir, Onkel!“

Ich vermag kaum zu sprechen.

„Wofür?“

„Ich schwöre es dir, schwöre es dir bei allem, was mir heilig: Mein ganzes Leben gehört deinem Werk, gehört Neudeutschland!“

„Mein Sohn!“

Ich knie vor ihm; seine Hand ruht auf meinem Kopf, die andere hat Hollborns Rechte gefaßt. Wir sind lange schweigend, dann ist es mir, als fühle ich ein leises Zucken in den Fingern, die auf meinem Scheitel ruhen.

„Es ist vorbei.“

Hollborn hat es gesprochen, aber es ist nicht wie ein Laut menschlicher Stimme, es ist wie der Schrei eines gequälten Tieres. Wir betten den toten Onkel auf sein Lager, dann umarmen wir uns und weinen.

— — — — — — — — — —

Es ist tiefe Nacht, wunderbar klare Nacht. Die Sterne überſäen den Himmel, der Mond scheint voll und hell. Es ist eine der schönsten Nächte, die ich in Australien verlebte.

Wir befolgen genau des Onkels Bestimmungen. Kein Telegraph schreit den Tod des Chefs über das Land. Er soll geheim bleiben. Kein feierliches Leichengepränge folgt ihm zur Gruft.

Ein großer Bagger senkt seine Schaufeln in mürbes Erdreich. Einer der Maschinenmenschen, die er geschaffen, gräbt ihm mit seinen eisernen Armen das letzte Ruhebett.

In einem großen, schweren Metallsarg ruht der Körper. Er selbst hat diesen Sarg schon vor Jahren aus Amerika mit herübergebracht.

Die Eisenarme unserer Maschinen fahren ihn hinaus und senken ihn in das Grab; der Bagger schaufelt es zu.

So hat es der Onkel bestimmt, und am Grabe stehen nur Hollborn, ich und Mormora, der Häuptling, und die Wilden tanzen den feierlichen Totentanz ihres Volkes um die geschlossene Gruft.

— — — — — — — — — —

In derselben Nacht ist ein Luftschiff gekommen und hat Pfarrer Moosbach wieder gebracht. Eine innere Unruhe hat ihn nicht länger fortbleiben lassen.

Er ist einige Stunden zu spät gekommen, aber nun kann er wenigstens mit uns an dem Grabe des Onkels beten und in Zukunft wieder unsere Seelen betreuen.

Ausklang.

Es ist ein nebliger Frühwintertag.

Der Sturm hat den ganzen Tag über dem Großstadtmeer von Berlin geheult; jetzt ist es feucht und unangenehm, und die Menschen, die aus den geöffneten Toren der Fabriken kommen, hasten in ihre Wohnungen.

Auch Walter Gerhard geht mit beschleunigten Schritten. Er ist jetzt ein Mann von etwa dreißig Jahren, noch unverheiratet, ein wenig verbittert. Er hat es noch immer nicht zu einer Anstellung als Ingenieur gebracht; er ist die letzten fünf Jahre hindurch Obermonteur bei Siemens gewesen, froh, einen Unterschlupf zu haben.

Heute aber ist er anders als sonst, ist erregt, war sogar während der Arbeit zerstreut, und nun springt er ungeduldig die Treppe zu seiner Wohnung in der Elsässerstraße empor.

„Guten Abend, Frau Müllensiefen!“

„Herr Gerhard, Sie springen ja wie ein Junge.“

Er tritt hastig in das große Zimmer, das er vor fünf Jahren bei der rätselhaften Abreise seines Freundes Fritz übernommen hatte, und sieht sich um.

„Alles in Ordnung.“

„Jawoll, ick hab meinen großen Tisch reingestellt und zehn Stühle drum rum, und Bier hab ick och gleich einen janzen Kasten besorgt.“

„Dann ist es ja gut.“

Frau Müllensiefen bleibt in der Tür stehen und sieht ihren Mieter verwundert an.

„Sie haben doch heut nicht Jeburtstag?“

Sie wartet vergebens auf Antwort, dann schüttelt sie den Kopf und geht brummend hinaus.

Walter Gerhard ist währenddessen an seinen Schreibtisch getreten, hat ihn aufgeschlossen und ein dickes Paket herausgenommen.

Ein Manuskript, das in einem Kuvert steckt, und dieses Kuvert ist mit sehr vielen chinesischen Briefmarken beklebt und trägt den Poststempel Shanghai.

— — — — — — — — — —

Es ist eine Stunde später.

Gerhard ist nicht mehr allein; jetzt sind zehn junge Männer bei ihm, dieselben, die am 31. März vor fünf Jahren im Patzenhofer in der Friedrichstraße zusammensaßen. Zehn junge Männer, die auch jetzt noch Freundschaft verbindet. Man sieht ihnen allen an, daß sie nicht viel Seide gesponnen haben; aber man sieht ihnen auch an, daß sie ernste Menschen sind, die fleißig zu arbeiten verstehen.

Sie begrüßen Walter Gerhard, den Vorsitzenden ihres kleinen Vereins, etwas verwundert.

„Warum heute bei dir?“

„Warum nicht wie immer im Patzenhofer?“

„Ihr werdet schon sehen!“

— — — — — — — — — —

Sie sind alle versammelt und sitzen jetzt um den großen Tisch und sehen Gerhard erwartungsvoll an, der das Paket vor sich auf den Tisch gestellt hat.

„Es ist heute wieder einmal der 31. März. Ihr kennt das merkwürdige Erlebnis, das genau heute vor fünf Jahren unseren Freund Fritz in so seltsamer Weise aus unserer Mitte gerissen hat. Ihr wißt, daß ich ihn selbst an jenem Abend auf den Flugplatz hinausgeleitet habe, daß er in die Nacht hinausfuhr, ganz allein in einem Flugzeuge, das ihm ein Mann, der sich Allister nannte, zuwies, und ihr wißt auch, daß dieser Herr Allister, während ich noch dem ganz schnell davonsausenden Flugzeuge nachsah, spurlos verschwunden war und daß es uns auch nicht gelungen ist, weder von diesem Herrn Allister eine Spur zu bekommen, noch jemals von unserem Freund zu hören.

Ihr wißt, daß wir langsam die Überzeugung gewonnen haben, daß er irgendeinem uns vollkommen unverständlichen Verbrechen zum Opfer gefallen ist.

Heute morgen habe ich plötzlich eine Nachricht von Fritz erhalten.“

Die Freunde springen auf:

„Eine Nachricht von Fritz?“

„Jawohl, eine sehr ausführliche Nachricht. Seht her, es ist fast ein Buch, und dieses umfangreiche Manuskript trägt einen chinesischen Poststempel, ist ungefähr vor sechs Wochen abgeschickt und kommt anscheinend aus dem Innern von Australien!“

Wolfgang Sperber springt auf.

„Aus Australien? Sollte nicht Fritz damals mit diesem rätselhaften Allister nach Australien reisen?“

Andere Stimmen reden durcheinander.

Jung-Schweden in der Tracht von Dalekarlien

„Was schreibt er denn?"

„Geht es ihm gut?"

„Spann uns doch nicht auf die Folter!"

Walter Gerhard klopfte auf den Tisch.

„Ihr müßt mich ausreden lassen. In dem Brief, der dieses Manuskript begleitet, steht nicht weniger und nicht mehr, als daß Fritz behauptet, Besitzer nicht nur sehr vieler Millionen, sondern auch eines großen, einer gewaltigen Zukunft entgegengehenden Teiles von Australien zu sein, und daß er uns alle, hört ihr, uns elf, die wir zufällig ja noch alle hier miteinander in Freundschaft verbunden sind, auffordert, zu ihm zu kommen, falls wir verheiratet sind, unsere Familien mitzubringen und unter glänzenden Bedingungen ihm zu helfen, seine Kolonie, die eine halbe Million Quadratkilometer groß sein soll und die er Neu-Deutschland nennt, weiter zu entwickeln."

Die zehn jungen Ingenieure sind aufgesprungen.

„Das ist ja unglaublich!"

„Wie kann es eine solche Kolonie geben?"

„Davon hat man doch nie etwas gehört."

„Von einer solchen Unternehmung?"

„Davon müßte doch in den Zeitungen gestanden haben."

„Wir leben doch im Zeitalter des Funkspruchs."

Wieder schlägt Walter Gerhard mit dem Hausschlüssel auf den Tisch.

„Kinder, ihr müßt ruhig bleiben. Alles das, was ihr mir da zuruft, habe ich mir natürlich selbst gesagt. Hier ist ein Manuskript. Es ist wie eine Art selbstverfaßte Lebensgeschichte, die Fritz geschrieben hat. Sie beginnt mit dem 31. März vor fünf Jahren und endet etwa vor sechs Wochen bei Absendung dieses Briefes aus Shanghai. Deswegen bat ich euch, heute zu mir in meine Wohnung zu kommen. Ich habe die ganze letzte Nacht hindurch diese merkwürdigen Aufzeichnungen gelesen und darüber nachgedacht. Sie machen durchaus nicht den Eindruck, als habe sie ein Wahnsinniger geschrieben, und trotzdem sind sie so voller unglaublicher und rätselhafter Dinge, daß ich mich selbst nicht zurecht finde.

Ich will euch nur noch eines vorher sagen. Ich habe euch erzählt, daß Fritz uns alle auffordert, allein oder mit unseren Familien zu ihm zu kommen. Bei diesem Brief lag ein Scheck über fünftausend englische Pfund, das sind hunderttausend Mark in deutschem Gelde. Zahlbar bei der Deutschen Bank in Berlin. Ich habe heute meine Mittagspause benutzt, um auf die Deutsche Bank zu fahren: Der Scheck ist echt und wird sofort ausbezahlt, wenn wir elf gemeinsam eine Quittung unterschreiben. Wir sollen den Betrag genau zu gleichen Teilen unter uns verrechnen, und falls einer von uns inzwischen gestorben ist, sollen dessen Erben an seine Stelle treten. Da wir alle elf noch beisammen sind, steht also nichts im Weg, diesen Scheck einzulösen. Allerdings geht aus dem Briefe hervor, daß es sein Wille, daß wir das Geld dazu benutzen, um zu ihm zu kommen."

Ehe die anderen wieder reden können, hebt Gerhard die Hand.

„Ich habe mir gedacht, daß es das einfachste ist, wir setzen uns hier um diesen Tisch, ich lese euch die ganze Lebensgeschichte vor, die Fritz selbst geschrieben hat, wenn es auch allerdings einige Stunden dauern wird, und wenn ihr alles gehört habt, dann werden wir unsere Meinungen darüber austauschen und uns beraten."

— — — — — — — — — —

Sie setzten sich um den großen Tisch, Bier und Zigarren werden verteilt. Sie sind alle voller Erregung und Erwartung, und Walter Gerhard beginnt zu lesen, alles das zu lesen, was Fritz erzählt von dem ersten Augenblick an, als er verzweifelt über die andauernden abschlägigen Antworten an jenem 31. März vor fünf Jahren den rätselhaften Brief des Herrn Allister erhielt, bis zu der Stunde, in der er seinen toten Onkel in das Grab senkte und sich gelobte, dessen Werk fortzusetzen.

*

Mitternacht ist längst vorüber, als Walter Gerhard die letzte Seite des Manuskriptes aus der Hand legt.

Draußen rüttelt der Wintersturm an den Fenstern und peitscht den ersten Schnee gegen die Scheiben. Hier im Zimmer sitzen die elf jungen Männer mit rotglühenden Gesichtern und haben lautlos in atemloser Spannung alle den seltsamen Dingen gelauscht, die Gerhard ihnen vorgelesen.

Eine Zeitlang herrscht unter den jungen Leuten tiefes Schweigen; dann nimmt Gerhard wieder das Wort, und seine Stimme bebt vor tiefer Erregung.

„Meine lieben Freunde! Nach alledem, was wir gehört haben, dürfen wir nicht mehr daran zweifeln, daß nicht nur dieser rätselhafte Herr Schmidt gelebt hat, sondern daß auch unser lieber Freund Fritz in allem die Wahrheit gesprochen."

Niemand widerspricht, alle sind aufs tiefste bewegt; einige legen im aufwallenden Gefühl ihre Arme auf die Schultern der Freunde.

Gerhard aber fuhr fort:

„Wenn dies aber wahr ist, dann ist es etwas Gewaltiges, was da entsteht, nicht nur eine unglaublich geniale Ausnützung aller technischen, elektrischen und chemischen Kräfte unserer Erde, sondern auch eine neue Art friedlicher Welteroberung.

Australien hat eingesehen, daß es machtlos ist dieser Eroberung gegenüber. Für uns alle und für unser Vaterland aber kann es von unendlicher Bedeutung sein. Unser Freund, der das Erbe seines toten Oheims angetreten, hat seine junge Kolonie Neu-Deutschland genannt und hat uns aufgefordert, uns, die wir hier in vergeblichem Ringen uns verzehren, zu ihm zu kommen und ihm am weiteren Aufbau zu helfen. Er hat uns reichlich mit Geldmitteln versehen, aber er nimmt uns allen das Ehrenwort ab, vorläufig über das entstehende Werk noch zu schweigen. Ich werde dieses Ehrenwort halten, aber ich habe bereits meine Stellung gekündigt, ich reise zu Fritz nach Neu-Deutschland. Wer kommt mit?"

Einer nach dem andern tritt auf ihn zu und reicht ihm die Hand: „Ich auch, ich und die Meinen auch."

Und dann stehen die elf um den Tisch und haben fest ihre Hände ineinandergefügt, und ihre Augen strahlen voll begeisterter Hoffnung.

— — — — — — — — — —

Acht Tage später.

Der Dampfer „Sierra Ventana" vom Norddeutschen Lloyd verläßt Bremerhaven.

Unsere elf Freunde sind an Bord, sechs von ihnen mit jungen Frauen und kleinen Kindern.

Der Dampfer steuert hinaus auf das Meer mit dem Ziel nach Ostasien.

Walter Gerhard hält in der Hand ein Funktelegramm, das er eben erhalten:

„Hurra! In Colombo auf Ceylon erwarten euch zwei meiner Zeppeline. Fritz."

— — — — — — — — — —

Die „Sierra Ventana" hat den Suezkanal verlassen und dampft über das freie Meer, Colombo entgegen.

Erwartungsvoll sehnen die elf mit ihren Familien das rätselhafte Land herbei, ihre neue, bessere Heimat.

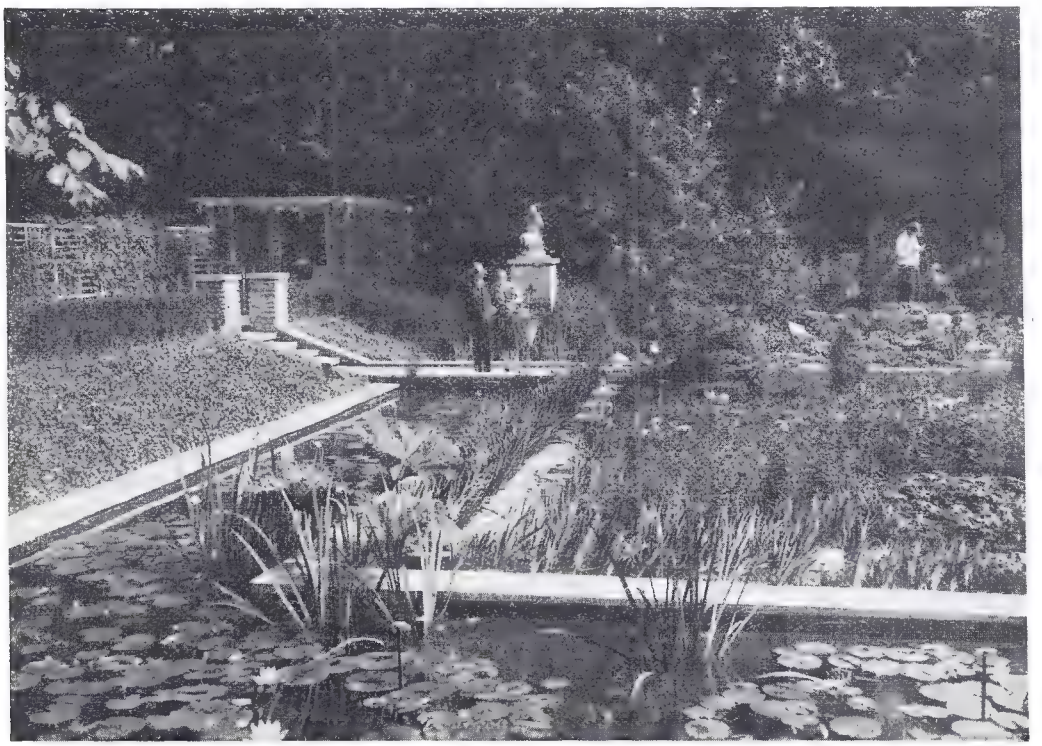
— Ende. —

Seerosen

Von Gust. Schön

Seerosen im stillen Weiher

Schon die Seerosen und Nixblumen unserer heimischen Gewässer geben diesen an warmen, sonnigen Sommertagen einen hohen Stimmungsreiz, wenn gegen 10 Uhr vormittags mit der steigenden Sonne die weißen Blütensterne sich erschließen. Wie ruhig und ernst liegt am Morgen der dunkle Weiher da! Nur leise Lichter gleiten über die auf seinem Spiegel unmerklich im Morgenwind schwankenden breiten Seerosenblätter. Noch sind die Blüten schlafbefangen. Doch die Sonne ruft sie wach. Langsam öffnet sich ein weißer Stern nach dem andern, bis sein goldenes Innere ganz freiliegt und in der Sonne leuchtet! Welch Leben auf dem eben noch so verloren stillen Weiher! Oft reihen sich Hunderte, ja Tausende aneinander. Doch gegen Abend schließt sich wieder eine Blüte nach der anderen. So geht es mit jeder einzelnen Blüte durch etwa fünf bis sieben Tage. Dann ist sie Mutter und zieht sich unter Wasser zurück, um im Verborgenen die Samen zu reifen. Dies dauert sechs bis zehn Wochen. Dann entläßt die Kapsel die Samen. Sie sind einige Stunden lang schwimmfähig und treiben auf der Wasseroberfläche, um schließlich meist in kurzer Entfernung von der Mutterpflanze auf den Boden niederzusinken. — Neben der europäischen wilden Seerose, Nymphaea alba, gibt es schöne Wildarten in Nordamerika. Sowohl die unsrige hat eine karminrosa blühende Form in Schweden, als auch die amerikanische Duftseerose, Nymphaea odorata, besitzt eine rosafarbene Wildform. Diese roten Formen hat nun der Gärtner zur Zucht von mannigfach gefärbten Kulturformen benutzt. Es gibt deren eine große Menge. Einige der schönsten tragen nach dem französischen Züchter den Namen Nymphaea Marliacea. Alle diese Formen erfreuen sich einer großen Beliebtheit im kleinen Garten wie auf den Wasserflächen großer Parks. Man kann sie im kleinsten Bassin halten, wenn man sie entsprechend ernährt und dort hinein nicht zu wüchsige Sorten nimmt.



Parkecke mit Seerosenteich

Diese Seerosen bilden im Schlamme starke kriechende knollenartige Wurzeln (Rhizome), durch deren Teilung sie am leichtesten vermehrt werden. Die Anzucht aus Samen dauert zu lange. Sie fallen dann auch nicht samenecht. Um gut zu blühen, verlangen die Seerosen eine sehr nahrhafte Erde und vollsonnigen Standort. In tiefem kalten Wasser versagen sie; man pflanze sie eher in zu flaches als zu tiefes. Als Erdmischung nehme man lehmige Rasenerde und setze noch ein Drittel Kuhdung

Die große weiße Seerose

zu. Man pflanze auch nie in ganz frisch hingestellte Bassins. Die neue Zementkonstruktion muß erst auslaugen. Die beste Zeit ist Mitte April bis Mitte Mai, in sehr rauhen Lagen bis Ende Mai. Nur wer seine Seerosen richtig pflanzt und pflegt, wird die rechte Freude an ihnen haben. Gut gedeihende Pflanzen sind aber zu den allerschönsten Gewächsen im Garten zu zählen und erfreuen uns durch monatelangen Flor.

Die schönsten Seerosen können wir leider nur in Warmhäusern pflanzen: den indischen Lotos, die berühmte Wasserpflanze Südasiens, und die „Königliche Wasserlilie" Amerikas (Victoria regia) mit ihren herrlichen, bis 40 cm breiten, stark duftenden Blüten.

Seerosen im Hausgarten-Bassin

Die rote Froebel-Seerose

Bettlertricks im Mittelalter

Schon aus dem neunten Jahrhundert berichten uns alte Chroniken über die beängstigende Zunahme der Bettelei. Der alte germanische Wandertrieb, die Arbeitsunlust vieler Gesellen und schließlich die Not, der Hunger und die Unmöglichkeit, Arbeit zu finden, waren die Ursachen der Bettelei. Aus der Bitte um ein Nachtlager oder ein Stück Brot wurde die gewinnsüchtige Schnorrerei um Pfennige, abgelegte Kleider und andere Dinge, die man gut an irgendwelche Händler lohnend verkaufen konnte. Zuverlässige Urkunden teilen uns mit, daß der sechste Teil der Bevölkerung Deutschlands sich in jenen Jahrzehnten durch Bettelei ernährt hat, so daß schließlich das Bettelwesen unter Kontrolle kam. Ein Reichsbettelvogt wurde eingesetzt, der über die ordentliche Abwicklung der „Geschäfte" zu achten hatte und dem man als Entgelt für seine Bemühungen einen Anteil vom Erbettelten zu geben hatte. Außerdem fielen ihm die Erbschaften aller Bettler zu. Es waren trostlose Verhältnisse. — Im Jahre 1419 erließ der Rat von Basel eine Verordnung, wonach alte Leute nur dann ins Siechenhaus durften, wenn sie sich fünf Pfund Pfennige erbettelt hatten. Die Stadt Lübeck regelte das Unwesen unter der Leitung eines Bettelvogtes und gab für diesen Verhaltungsmaßregeln heraus, in denen klipp und klar dargelegt wurde, was erlaubt und was nicht erlaubt war. Man kann sagen, daß diese Gesetze in großmütigster Weise die „Belange der Bettler" wahrten. Diese mußten ihrem vorgesetzten Vogt eine gewisse Steuer zahlen; dafür wurde ihnen aller mögliche Schutz gewährt. So wurden sie z. B. von der Konkurrenz fremder Bettler verschont, die nicht durch das Gebiet der freien Stadt Lübeck ziehen durften.

Mit der Zeit bildeten sich regelrechte Zünfte. Auf dem Kochberg bei Basel war die Frei- und Gerichtsstätte; hier beriet man, wie man die deutschen Bürger noch mehr aussaugen und schikanieren könne, hier war die „Börse" des Bettlergewerbes, die Zentrale und Verwaltung. Im Jahre 1500 erschien das erste Buch über das Bettelunwesen in

Deutschland. Von diesem kulturgeschichtlich wertvollen Werke existieren nur noch zwei oder drei Exemplare.

In diesem Buche werden alle die mittelalterlichen Praktiken und Tricks beschrieben, die die Bettler anwenden mußten, um aus den vorsichtig gewordenen Bürgern Almosen zu pressen. Das Überhandnehmen der Bettler, die Tatsache, daß man täglich zu Dutzenden Malen von allen möglichen Individuen angesprochen und angeschnorrt wurde, veranlaßte die sparsamen Bürgersleute, ihre Wohltätigkeit einzuschränken. Die Geschäfte der Schnorrer gingen immer mehr zurück. So kam man auf allerlei Auswege; man beschwindelte die Leute, log ihnen die unheimlichsten Geschehnisse vor und erreichte bei der damals noch leichtgläubigen Bevölkerung sehr viel. Die Hochstapelei hat in diesen Zeiten ihren Anfang genommen; jene gutgekleideten Bettler, die ohne Anstrengung große Gewinne einheimsten, nannte man in der Bettlersprache „Stabuler". Aus diesem Wort ist Hochstapler geworden. Man muß bedenken, will man die Tricks verstehen, daß in jenen Zeiten die Kirche auf dem Höhepunkt ihres Einflusses und ihrer Macht stand. Nur so ist es erklärlich, daß namentlich mit religiösen Dingen der meiste Unfug getrieben wurde. Da zogen Bettler über Land und baten um milde Gaben: sie hätten einem armen Mann unrecht getan und gelobt, einem Heiligen einen silbernen Leuchter zu stiften. Die Summe für diesen Leuchter wolle man nur durch Betteln zusammenbringen, man wolle sich also selbst entwürdigen, um Buße zu tun und Reue zu zeigen. Viele Pilger zogen durchs Land und baten um milde Gaben; denn ihrem Gelübde entsprechend mußten sie sich den ganzen Weg — sie wählten natürlich die entlegensten heiligen Orte — Nahrung und Kleidung erbetteln. Diesen Leuten gab man immer gern, denn sie versprachen willig, die Geber in ihre Gebete einzuschließen.

Wir kennen heute die Zitterer, die Krüppel, die mit bebender Stimme um ein Almosen flehen. Diese Gebrechen kannte man schon vor Jahrhunderten, die Armen lagen vor den Kirchen oder schleppten sich vor die Häuser der Reichen, wo sie wehklagend liegen blieben, bis man ihnen Geld gab, daß sie weiterziehen konnten. Diese Bettler, denn es handelte sich fast ausnahmslos um gesunde, aber arbeitsscheue Menschen, hatten dann auch hohe Einkommen, sie waren die angesehensten in ihrer Zunft.

Man fand oft einarmige oder einbeinige Krüppel vor den Kirchen und öffentlichen Gebäuden; neben sich hatten sie den anderen Arm oder das andere Bein, halb verfault, liegen und wehklagten, man hätte ihnen vor kurzer Zeit das Bein amputieren müssen, sie besäßen nicht einmal das Geld, um in ein Spital gehen zu können. Mit diesen Unglücklichen hatte man viel Mitleid; man überhäufte sie geradezu mit Geschenken und Gaben. Dieser Unfug nahm erst dann ein Ende — inzwischen hatte sich dieses neue „System" nämlich über das ganze Land verbreitet —, als man vor der Kirche in Schlettstadt einen dieser Krüppel aufgriff, der das verwesende Bein einem Dieb vom Galgen abgeschnitten hatte, selber aber noch im Besitze seiner beiden gesunden Füße war. Sehr beliebt war auch der Trick mit der aufgeschnittenen und auf der Brust kunstvoll befestigten Rindermilz — das Aussehen dieses Fleisches war furchtbar, zumal wenn die Bettler wimmernd versicherten, ein schweres Geschwür zerfresse ihren Leib. Elegante Männer reisten in Kutschen und Wagen durchs Land und sammelten Gelder und kostbaren Schmuck für eine neue Kapelle oder Kirche oder sie baten um Geld für eine wohltätige Stiftung. Gewöhnlich ließ sich in irgendeiner Stadt ein Mann nieder und kündete an, er werde ein Spital oder Siechenhaus bauen. Er schickte Agenten herum und suchte Leute, die sich daran beteiligen wollten. Natürlich ließen sich die Vornehmen nicht lumpen und gaben gern und viel. Nach kurzer Zeit verschwanden aber diese „Wohltäter" dann mit dem Gelde. Mönche und Geistliche zogen umher, sammelten ein, erteilten Absolution, lasen Messen, verkauften geweihte Kerzen zu besonders hohen Preisen und waren doch nichts anderes als Bettler.

Man heuchelte Fallsucht und Epilepsie; man ging sogar so weit, Seife in den Mund zu nehmen, um den Schaum aus dem Munde kommen zu lassen, um nur ja einen möglichst echten Eindruck zu erwecken. Namentlich vor den Kirchen, nach dem Gottesdienste hatten diese Bettler und Gauner großen Erfolg. Man kannte auch schon die Zinken: Zeichen an den Häusern, die besagten, daß man hier oder da nicht betteln sollte, da Gefahr oder Mißtrauen drohe. Bettler legten sich in den kaltwerdenden Herbsttagen splitternackt an die verkehrsreicheren Straßenecken und stellten sich halb tot. Diese Armen kleidete und speiste man fürsorglich und gab ihnen Geld und Wegzehrung mit. Die Kleider verkauften die Schwindler noch in der selben Stadt an Händler.

Eine Chronik erzählt von einem elegant auftretenden Hochstapler, der auf raffiniert einfache Art zu einem Riesenvermögen gekommen ist. Er zog von Stadt zu Stadt und erzählte, man habe ihm auferlegt, für eine böse Tat, die er begangen, fünf heilige Leute zu finden, die ihm nicht kleine Münzen, sondern 10 Taler schenkten. Kleinere Beträge durfte er nicht annehmen, nur zehn Taler. Und, fügte er bittend hinzu, er reise nun schon drei Wochen, aber er habe erst zwei heilige Leute gefunden. Er pflegte hinzuzufügen, daß die Namen der Geber und ihre zehn Taler in einer Kirche an sichtbarer Stelle aufbewahrt würden. Das ganze war nichts weiter als ein Appell an die Eitelkeit religiös veranlagter und frommer Menschen; der Erfolg übertraf alle Erwartungen.

Irrsinnige — die in Wirklichkeit normaler waren als diejenigen, die auf ihren Schwindel hereinfielen — wurden in schweren Ketten von wehklagenden Verwandten durch die Stadt geführt. Man bat um Geld für diese Irren, damit sie ärztliche Pflege genießen könnten und in einer Heilanstalt wieder gesunden würden. Andere malten sich gelb oder blau und rannten schreiend durch die Stadt, sie seien fieberkrank und aussätzig. Man warf ihnen das Geld nur so zu, damit sie ja keinem zu nahe kamen.

Es gab auch damals schon ehrliche und unglückliche Geschöpfe, die bitterste Not zum Betteln trieb, aber die Mehrzahl der Bettler war gerade im Mittelalter nichts als profitgieriges, geldsüchtiges, arbeitsfaules Gesindel. Ihre Tricks waren zu jenen Zeiten verblüffend neu; heute würde niemand mehr auf solch plumpe Manöver hereinfallen.

Gott überall / Von Frd. Rückert

Auf Erden gehest du und bist der Erde Geist;
Die Erd' erkennt dich nicht, die dich mit Blüten preist.

Auf Sonnen stehest du und bist der Sonne Geist;
Die Sonn' erkennt dich nicht, die dich mit Strahlen preist.

Im Winde wehest du und bist der Lüfte Geist;
Die Luft erkennt dich nicht, die dich mit Atmen preist.

Auf Wassern gehest du und bist des Wassers Geist;
Das Wasser kennt dich nicht, das dich mit Rauschen preist.

Im Herzen stehest du und bist der Liebe Geist;
Und dich erkennt das Herz, das dich mit Liebe preist.

Ein typisches schwedisches Touristenhotel in Bostad,
das die Gemütlichkeit eines vornehmen Heims verkörpert

Berghaus Jungfraujoch,
das höchstgelegene Hotel Europas

Das Biltmore-Hotel in Miami an der amerikanischen Riviera,
im Lieblingsstil der heutigen Amerikaner erbaut

Hotelpaläste

Das Reisen durch die Welt ist heute wahrhaftig zum Genuß gemacht. Wo immer man aus dem Zug oder Schiff oder Flugzeug steigt, wird man von einem Schwarm dienstbeflissener Hoteldiener in allen Sprachen empfangen, aufs höflichste in den samtgepolsterten Hotelwagen geleitet und kurz darauf durch das Portal eines imposanten Herbergspalastes eingeführt, wo einem für ein paar Tage oder Wochen ein ganzes Aufgebot von Menschen vom Liftboy bis zum vornehm befrackten Direktor jeden Augenblick des Tages und der

Stevens-Hotel in Chicago, das größte Hotel der Welt,
ein Beispiel des veralteten Wolkenkratzertyps

„El Cortez",
ein Riesenhotel in San Diego in Kalifornien

Das neuerbaute Luxushotel auf der Insel Rhodos im Ägäischen Meer

Das berühmte Exzelsior-Hotel am Lido in Venedig

in aller Welt

Nacht zu dienen bereit ist. Es sei im nördlichsten Schweden oder in Taormina auf Sizilien, in Neuyork oder Bombay, in Venedig oder am Bosporus, auf Malta oder in Abessinien — überall herrscht heute derselbe internationale Hotelbetrieb, der sich von Jahr zu Jahr an Komfort, aber auch in den Rechnungen zu überbieten trachtet. Alles, was Technik und Kultur zur Verschönerung des Lebens ersonnen haben, wird in diesen Hotelpalästen aufgeboten, um den Gästen den Aufenthalt im fremden Lande möglichst angenehm zu machen.

Die herrlich gelegene Luxusgaststätte Hotel „Tokatlian" in Konstantinopel

Das Zionistenhotel „Ben Nahun" zu Tel Aviv in Palästina

Ein elegantes internationales Hotel in Kairo, wo besonders Amerikaner und Engländer abzusteigen pflegen

Vogelkonzerte in den Tropen / Von M. Müllner

Die Vögel der Tropen passen sich in ihrem Gesang ganz den Verhältnissen an und sind ebenso merkwürdig, überschwenglich und bizarr wie ihre Umgebung. Für unsere Ohren eine allerdings nicht immer einwandfreie Musik. So „singt" in Zentralamerika der Jammervogel seine betörenden Weisen: das heißt, er schreit stundenlang, durchdringend, gellend, in melancholischem Tonfall, was ihm den Spitznamen „die verrückte Witwe" eingetragen hat. Eine Rallenart, der Agami, betätigt sich als Bauchredner. Die Naturforscher schildern in humorvoller Weise, wie der Agami die Leute foppen und die Jagd auf ihn vereiteln kann. „Man hört ihn auf einem Ast ganz in unmittelbarer Nähe, richtet die Schußwaffe, um im nächsten Moment beschämt dazustehen. Der Agami hat nur eine kleine Vorstellung gegeben, fliegt mit spöttischem Gelächter hinter dem Rücken des fassungslosen Schützen auf, streicht dicht über seinen Kopf dahin, sich mit geschickter Wendung auf Nimmerwiedersehen entfernend."

Der Schakubemba in Brasilien erinnert die Reisenden an unser gemütliches Grautier, dessen ohrenbeleidigendes Geschrei von dem Vogel noch übertroffen wird.

Wenn Ostafrikas Geierperlhühner ihr Konzert beginnen, so hört es sich an, als ob Hunderte von schlechtgeschmierten Schleifsteinen in Bewegung wären. Ausgezeichneter Leistungen ist auch der Seriéma fähig, denn Professor Hohmayer warnt: „Springt die Seriéma auf einen ihrer Baumstümpfe, so mögen sich alle Nervenschwachen möglichst weit entfernen, denn nun beginnt im wahren Sinne des Wortes ein Schreikonzert. Der Musiker nimmt eine aufrechte Stellung an, sieht gen Himmel, und gellend erklingt sein Hahaha, Hihihi hiél, mit solcher Gewalt, daß die Federn zittern."

Kein Schriftsteller, der Australien bereist, übersieht den Jägerliest, der unter dem Namen „lachender Hans" figuriert. Gen Sonnenuntergang erklingt sein unbeschreibliches Gelächter. Man meint, es hätte sich jemand an einer Gräte verschluckt und wolle sich darüber zu Tode lachen.

Der Doppelhornvogel soll, nach Bourdallon, einen Gesang anstimmen, der getreu das Geschrei von hundert Eseln zusammen wiedergibt. Nur das schreckliche Gebrüll der Rohrdommeln vermag es an Lautstärke gleichzutun.

Ein merkwürdiger Geselle ist der Hornrabe, von den Eingebornen „Brunnenvogel" genannt. Hohl und tief, wie aus unergründlichem Brunnen kommend, tönt seine Stimme, und es ist vorgekommen, daß Fremde aus dem Zelte eilten, um einen vermeintlich Verunglückten herauszuziehen.

Unter den ausländischen Konzertisten sind aber auch Meister nach unserem Geschmack. Der Vortrag des Perlvogels gleicht süßem, dunklem, verworrenem Balladengesang. Das livländische Haselhuhn ist Kunsttrillerin. Der Moorwasserpfeifer besorgt regelrechtes Jodeln, und vor dem Mönchsschmuckvogel Südamerikas müssen die besten Bassisten unserer Gesangvereine vor Neid erblassen.

In stiller Nacht läßt sich der Klagenachtschatten vernehmen, der im Volksmund die verschiedensten Namen führt und dieselbe abergläubische Rolle spielt wie unser Kauz. Merkwürdig finden wir mit diesem Vogel ein ähnliches herzbeklemmendes Märchen verknüpft wie unser „klagendes Lied".

Erstaunliches leisten die fremdländischen Trommler, Spechte, welche die unseren an Geschick übertreffen, denn sie benützen gleichzeitig zwei Pauken, dürre Äste, indem sie, hin und her fliegend, bald den einen, bald den andern in zitternde Bewegung versetzen. Und diese Trommeln sind noch dazu abgestimmt, je nach der Stärke des Zweiges.

Der Sonderbarkeit wegen sei auch des Wendehalses gedacht. Dr. Lenz, welcher eine Brut aufzog, vergleicht die kleine Gesellschaft mit einem richtigen Kasperltheater. Klopft man auf das Nistkistchen, so verwandelt sich dieses augenblicklich in eine Spieldose: die Jungen surren wie Maultrommeln. In der Stille des Urwaldes erklingen geheimnisvolle Stimmen. Deutlich artikuliert ertönt der Ruf des Pfefferfressers: Dios, te de, Gott gebe dir. Gleich darauf hört man den Glöckner, dessen Gesang uns in das Märchenreich versetzt. Man meint, Elfenhände halten unsichtbare Glasglocken, um sie in wunderbarer Harmonie anzuschlagen. In Ostafrika überrascht uns der Orgelvogel, dessen klangvoller Orgelton tief und getragen über das schweigend durch den Urwald strömende Wasser hinschwebt.

Neuseelands Wildnisse bergen den Predigervogel, so genannt wegen der weißen Bäffchen an der Kehle. Sein Gesang soll nach den Berichten der Reisenden den unserer Nachtigall bei weitem überragen.

An stillen Sonntagen vernimmt man in den Australischen Alpen Hundegekläff, menschliches Lachen, Kindergeschrei, das ohrenzerreißende Gekreisch ungeschmierter Sägen, Schweinegrunzen, die wilden Schreie des Geiers — kein Mensch kennt sich aus in dem Wirrwarr — es ist die berühmte Spottdrossel Australiens, der Türkenvogel. Kein Lied vermag sie zu hören, ohne es sofort zu stehlen und mit größtem Feuer als Eigentum vorzutragen; kein Laut existiert, den sie nicht in ihren Gesang aufnimmt. Selbst die Volkslieder der Eingeborenen gehören ihr.

Hudson berichtet, daß die amerikanische Chakra sich zu Flügen von Tausenden vereint, wenn sie konzertieren. Dabei bilden sie Chöre von sechs- oder siebenhundert Exemplaren, welche in strenger Regelmäßigkeit miteinander abwechseln.

Die Gesangskönigin unter den fremdländischen Vögeln ist nach dem Urteil des Vogelkenners Friedrich von Lukanus die Schamadrossel, die die Dschungeldickichte Indiens bewohnt. „Der Gesang dieser Drossel ist unbeschreiblich schön. Mit leisen, zarten Flötentönen beginnt ihr Lied. Allmählich schwillt die Stimme an. Es folgen laute, aufjauchzende Strophen, die bald an den verschlungenen Pfiff des Pirols, bald an die Rufe der Singdrossel oder an die markigen Flötentöne der Amsel erinnern. Jetzt geht sie wieder zum leisen Piano über. Man hört die rieselnde Stimme der Grasmücke, getragene Weisen, die dem leisen Rotkehlchengeflüster gleichen, oder feine, lerchenartige Triller. Einen Augenblick wird die Stimme unterbrochen, um dann im kräftigen Forte jodelnde Flöten oder nachtigallartige Wasserrollen hervorzuzaubern. Die Kehle der Schamadrossel verfügt über alles, was die Stimme der Singvögel überhaupt hervorzubringen vermag. Bisweilen ertönt ihr Lied zweistimmig: man hört gleichzeitig eine Alt- und eine Sopranstimme erschallen. So hat ihr Gesang immer neue Reize, schier unerschöpflich ist die Melodie. — Wir sehen also, daß es unter den fremdländischen Vögeln auch ganz vorzügliche Sänger gibt, die unseren deutschen Singvögeln ebenbürtig zur Seite stehen, ja sie sogar übertreffen. Dennoch gilt im allgemeinen, daß die exotischen Vögel sich gegenüber der schlichteren europäischen Vogelwelt nicht in gleicher Weise durch reicheren Gesang auszeichnen wie durch ihr buntes Gefieder.

Diese Plauderei soll würdigen Abschluß finden mit den Siamangs auf Sumatra — den singenden Affen. Laut Bericht der Naturforscher beginnen sie mit tiefen, glockenähnlichen Tönen, gehen die chromatische Tonleiter durch und enden mit einem schmetternden, regelrechten Juchezer.

Die Landshuter Hochzeit 1928

Der Hochzeitswagen mit der Braut, Prinzessin Hedwig

Herzog Ludwig der Reiche, die Braut und Erbprinz Georg

Die Ratsherren im Festzug

Edelfrauen und Hochzeitsgäste

Eine reizende Kindergruppe bei der Hochzeit

Die Brüder des Sultans Mohammed II. mit Gefolge

Dichtung aus dem Glauben / Vom Herausgeber

In diesem Hefte geht der wundersame Roman „Der Pfarrer vom blühenden Weinberg" zu Ende — eine der dichterisch vollendetsten und gehaltvollsten Erzählungen der letzten Jahre. Selten hat der Herausgeber einer katholischen Zeitschrift das Glück, seinen Lesern ein Werk von solcher Reife und Tiefe bieten zu können. Unserer heutigen, inmitten einer geistig zersetzten und in ihrem Gefühlsleben verderbten Welt lebenden Dichtergeneration fehlt bis auf wenige Ausnahmen die selbstverständliche Verwurzelung im katholischen Gedanken- und Gemütsleben, wie sie dem Dichter Felix Timmermans inmitten seines Vlamenvolkes eigen ist.

Timmermans ist freilich selbst eine Art mittelalterliche Natur von ungebrochener Kindlichkeit und Gläubigkeit, und deshalb vernimmt er auch in der anders gewordenen Welt noch all die frommen Stimmen seiner Heimat und ihrer gläubigen Menschen. In einem kleinen Essay „Aus meiner Werkstatt" hat er aus eigenem Erleben heraus den Einfluß der ganz katholischen Umgebung auf die mittelalterlichen Künstler geschildert: „In jeder Stunde, überall, wohin sie, und nicht nur sie, auch der Alltagsmensch, das Auge wandten, wurden sie an Christus erinnert. Keine Brücke war ohne Liebfrauenbild, keine Straße ohne Kirche. Draußen auf dem Lande deuteten die Kirchen wie Finger zum Himmel. In jeder Uhr pries eine Glocke Gott den Herrn. Über allem lag ein Duft von Frommheit und tiefem Glauben. Auch über der Kunst: sie lebte aus diesen Quellen. Wenn sie an Jesus dachten, sahen sie ihn nicht über den heißen Wüstensand wandeln, sondern über unsere Weiden, die gesprenkelt sind mit Kühen. Wenn er am Kreuz hing, sahen sie im Hintergrund nicht das kreideweiße Jerusalem mit den runden, platten Dächern, sondern unsere Städte. Die Hirten waren keine Araber, sondern Leute, die sie kannten. Der Tempel war nicht der marmorglänzende Bau in Jerusalem, sondern das Innere ihrer Kirche, wo sie tagtäglich einkehrten. Sie konnten sich das Evangelium nicht mehr ohne unser Land und unsere Menschen vorstellen, wenn sie auch wußten, daß es sich anders begeben hatte." Und wie beglückt, auf vlämischer Erde jetzt noch so denken und fühlen zu dürfen, fährt der Dichter fort: „Auch heute ist, um nur eine Gestalt anzuführen, Maria immer noch ein Kind unseres Landes, das wir uns mit frischer Gesichtsfarbe, unsere Sprache sprechend, denken. Sie ist nicht braungebrannt von der arabischen Sonne, sie hat die goldblonde Farbe, die gleichen gelben Zöpfe wie unsere Mädchen. Und ebenso alle Gestalten um sie. Wir sehen sie von uns aus, sehen sie auf unserem Boden gewachsen. Solange ich den Plan meiner Erzählung „Das Jesuskind in Flandern" in mir trug — das ist seit meiner frühesten Jugend —, sah ich alles in flandrischer Umwelt geschehen. Die ganze Zeit, als Kind und Jüngling, war ich damit beschäftigt. Mein ganzes Schreiberdasein ist davon durchtränkt und durchsüßt. Immer hat es mich gefangengehalten, hat in mir geklungen von seinen beschaulichen Gestalten, seiner Buntheit, von seinem einfachen und doch hoheitsvollen Verlauf."

Der vlämische Dichter Felix Timmermans

In seiner köstlichen Legende „Das Jesuskind in Flandern" hat Timmermans die Traumwelt seiner Kindheit aus übervollem Herzen gestaltet. Im „Pfarrer vom blühenden Weinberg" aber hat der Dichter den tiefsten Lebenserfahrungen seiner Mannesjahre Ausdruck gegeben. Das ist nicht bloß ein Glaube im Sinne demütiger Hinnahme der christlichen Heilswahrheiten, sondern ein sicheres und seliges Erfülltsein von Gott und dessen tagtäglichem Schaffen und Schenken im Bereich der flandrischen Fluren und Hausgärten und auch im Bereich der ihm liebend ergebenen oder noch zweiflerisch von ihm abgekehrten Seelen. Da ist nichts im Geschehen und Erleben der Menschen, es sei noch so schmerzlich und schwerverständlich, das nicht vom Sonnenschein der sieghaften Gläubigkeit des franziskanischen Pfarrherrn erhellt und verklärt würde, dieses von mildester Weisheit und grenzenloser Güte erfüllten Priesters, der sich in mystischer Gotterfülltheit aller Kreatur verbrüdert fühlt.

Und wie hat der Dichter in der Idealgestalt der Leontine das Problem des Kampfes zwischen Liebe und Glauben gestaltet! Die Gläubige kann ihr Leben und ihre Seele nur dem Gläubigen anvertrauen. Aber sie bleibt dem Ungläubigen gegenüber nicht beim Neinsagen: sie übt den erhabensten Heroismus, indem sie sich entsagend opfert, um dadurch dem Geliebten die höchste Lebenskraft des Christentums zu erweisen, vor der alle Zweifel schwinden.

Timmermans hat in dieser Erzählung auch die Stimmung katholischer Landschaft gemalt, wie es mit solcher Vollendung vor ihm in der Weltliteratur nie geschehen war. Geradezu wundervoll ist seine Schilderung der Marienverehrung, deren Türme, Kapellen und Bilder das ganze flandrische Land durchziehen, deren Ave-Glocken dreimal täglich über Menschen, Korn und Blumen läuten.

Möchte dieser Roman vor allem unseren jungen Leuten die Schönheit, Tiefe und weltüberwindende Kraft eines Lebens aus katholischem Glauben vor Augen führen! Wegen Raummangels konnte die Erzählung im „Deutschen Hausschatz" nur stark gekürzt zum Abdruck gelangen; eine schöne Buchausgabe des ganzen Romans ist im Insel-Verlag zu Leipzig erschienen.

Der Bürgermeister / Humoreske von F. Franzell

Georg Zumpel mußte sich eines schönen Tages sein Sonntagsgewand anziehen, er mußte sich die Stiebel sauber putzen und mit ordentlich gekämmten Haaren und also peinlich genau gekleidet bei dem Herrn Bürgermeister des Ortes als Bewerber um die frei werdende Stelle eines Ortspolizisten vorsprechen.

Die Sache war nicht ganz ohne dramatischen Zwischenfall vor sich gegangen, denn Georg Zumpel fühlte wirklich nicht die leiseste Fähigkeit in sich, ein gestrenger Polizist zu sein, der unter Lebensgefahr für Zucht und Ordnung in der Öffentlichkeit zu sorgen hatte.

Er war bisher ein bescheidener Arbeiter gewesen, der gemütlich in einer geräumigen Werkstatt saß und mit ebenso biederen Kameraden Bürsten, Besen und Federwascheln erzeugte. Allerdings war er, da die Technik immer mehr die einfachen Gebrauchsgegenstände des Haushaltes verdrängte, brotlos geworden und trieb sich nun seit einigen Wochen ohne Arbeit umher. Aber wie zum Kuckuck, fragte er sich insgeheim oftmals, kommt ein Binsenarbeiter zu einem Polizisten? Ach Gott, daran war seine Frau Therese schuld! Ihr stand der arbeitslose Mann im Hause fortwährend im Wege, und außerdem, die kleinen Ersparnisse würden bald verschwunden sein, was dann? Georg Zumpel war ein stattlicher, hühnenhafter Mann, ein Riese unter seinem Geschlechte, und mit Jubel begrüßte daher die Frau Theres den Zufall, daß sie von der Stellenausschreibung des Bürgermeisteramtes zuerst die Kenntnis erhielt. Also hieß es gehörig umsatteln.

„Soll ich denn", fragte Georg Zumpel, „mich von nun an mit Dieben, Radaumachern, Betrunkenen und Verbrechern herumschlagen?"

„Ein starker Mann wie du!" erwiderte Therese. „Du wirst eben gehen und basta!"

„Ja, aber da fällt mir ein..."

„Was fällt dir ein?" kam ihm die laute, strenge Stimme seines Weibes zurück. Es fiel ihm ein, daß er kaum fähig war, einen ordentlichen Brief zu schreiben, wie sollte er nun gar die Protokolle einer Amtshandlung...

Es half ihm nichts; er mußte sein Sonntagsgewand anziehen, und Therese tat desgleichen, sie wollte mit auf das Bürgermeisteramt. „Doppelt genäht hält besser", pflegte sie zu sagen. „Das Faulenzen und Spazierengehen muß ein Ende haben!"

Im Grunde genommen war ihm das selber schon zuwider. Aber es muß gesagt werden, daß in dem starken, riesenhaften Körper nur ein kleinwinziges Flämmchen Mut und Tapferkeit saß, und das war auch der Grund, daß Georg Zumpel widersprach.

Als der große Mann auf dem Bürgermeisteramt auftauchte, begleitet von seiner mundtüchtigen Frau Therese, da machte der Bürgermeister alsogleich lachende Augen.

„Mein Mann sehnt sich so sehr, eine Stelle als Polizist zu bekommen", begann Therese. „Sehen Sie ihn an, Herr Bürgermeister, er ist groß und stark, und er wird schon das öffentliche Leben gehörig sauber halten! Das war immer sein Verlangen."

Kurz und gut, der Handel war bald abgeschlossen. Georg Zumpel war durch die tapfere Fürsprache seines Weibes zum Ortspolizisten emporgerückt, und alsbald marschierte er in einer funkelnagelneuen blauen Uniform mit silbernen Knöpfen und mit weißen Handschuhen, die er allerdings fein sauber halten mußte, durch die Straßen. Mit Mißbehagen hatte er einen kurzen Unterricht genossen, und vor allem behagte es ihm nicht, daß an der unteren Seite des Ortes, die an den Fluß grenzte, sich allerlei lichtscheues und krawalluſtiges Pack aufhielt.

Solange es Tag war, ging die Sache noch an. Da waren ja ringsherum Menschen, die ihm zu Hilfe kommen konnten. Aber es stand ihm auch der Nachtdienst bevor. Dann kamen gewöhnlich zwei Landgendarmen, die ihn während der Woche, da er Nachtdienst hatte, vertreten mußten.

Oh, es ist nicht so einfach, ein hühnenhafter Kerl zu sein, der sich im Grunde genommen wie ein Kind vor einer Maus fürchtet. Das quälte Georg Zumpel, und er tröstete sich damit, daß schon nichts passieren würde und er sich mit der Zeit an seinen gefährlichen Posten gewöhnen würde, und daß damit auch der Mut wachsen würde, je mehr man ihn respektierte und je mehr man vermutete, daß er es mit einer ganzen Rotte von Dieben aufnehmen würde, um sie in das Schlaffittchen zu befördern.

Es brauchte ihm nur einmal so eine schwere Sache unter seine großen Hände zu kommen; das mußte ihm Achtung und Gehorsam bringen ringsumher. Die Bewohner müßten mit Stolz sagen: Ah, Herr Polizist Georg Zumpel, der bewahrt uns vor Feuer und vor Licht, vor Dieb und allerlei Nachtgesindel!

Und wie sie alle freundlich waren, wenn er seine Rundgänge machte! Es war doch ein schöner Beruf; wie blitzsauber die Knöpfe in der Sonne funkelten, und kein Härchen hing an dem blauen Tuch seiner Uniform. (Dafür sorgte Therese!)

Aber dann kam die erste Nachtwache.

Stockfinster war es. Wenn bloß der Mond leuchten würde! dachte sich Zumpel. Aber der stand versteckt hinter düsteren Wolken. Und die Häuser waren alle so dunkel; kein Leben ringsum. Einsam schlug die Kirchturmuhr die zwölfte Stunde.

„Wenn ich mich jetzt schön gemächlich in mein Zimmer begeben würde?" grübelte der Polizist Zumpel. „Alles schläft; es ist gottlob Fried' und Ruh', und wenn was los sein sollte, würd' ich's schon hören!" Aber in der Nähe seines Hauses zögerte er. Das wäre die ärgste Feigheit! Wenn ihn jemand sehen würde!

Also nahm er sich zusammen und schritt durch die ganz wenig helle Gasse hinab. Er müßte noch auf die andere Seite des Ortchens, dort, wo — — ach was, es ist nicht gefährlich, und alles schlummert so süß und wonnig..., daß ihn die Lust ankam, leise vor sich hinzusummen.

Da ertönte plötzlich ein schriller Pfiff.

Mit einem Satz war Herr Polizist Zumpel in den Schatten eines Hauses neben einen Brückenbogen gesprungen. Er lauschte. Aber es rührte sich nichts. „Unsinn!" sagte er. „War sicher ein Vogel!" Ein leises Beben lief durch seine Glieder; aber er beherrschte sich bald und äugte in die schwarze Nacht hinein.

Doch... da... ein kleines Licht, das auf und nieder ging. Und jetzt — wahrhaftig! — ein Schatten, der sich davor bewegte; was sollte das bedeuten? Er schlich langsam weiter die Straße hinab.

Der Pfiff... das Licht... der Schatten... Potz Blitz und Kanarienvögel! Ausgerechnet im Hause des Bürgermeisters! Ganz recht! Nun sah er es deutlich: Dort drüben auf jenem freien Platz, wo sich der Bürgermeister ein neues Häuschen gebaut hatte, das eben fertig geworden war, und darauf ihn der Herr Bürgermeister noch besonders aufmerksam gemacht hatte, denn das Haus war noch nicht ganz in Fug und Klamm... Er wagte nicht mehr,

einen Schritt weiter zu machen. Da war sicher eine ganze Bande am Werk!

Er sah ganz deutlich, wie der Schatten eines Mannes immer vor dem Licht vorbeihuschte. Aber er konnte da nicht stehen bleiben, mitten auf dem Wege. Wie leicht konnte ihn einer überfallen. Die Furcht stieg wieder hoch in ihm. Was sollte er tun? Er schlich sich näher und kam bis knapp vor das Haus.

Wahrhaftig, da stand einer in dem Zimmer und hing die Bilder ab und tat sie in einen Sack und räumte das Geschirr von den Kommoden und arbeitete emsig, als gäbe es keinen einzigen Polizisten auf der Welt! Wenn er es nur nicht gesehen hätte! Wie sollte er sich ein Herz fassen? Da lauerten zehn und zwanzig Verbündete ringsum; er brauchte sich bloß zu rühren ... ah ... da raschelte etwas ... ein lautes Knacken ... der Polizist Zumpel tat noch einen Sprung ... flusch ... war das Licht aus ... nun stand er mitten im Kampf, sicherlich ... nun schlug die große Stunde ... da stieß er mit einer Gestalt zusammen; das mußte der Dieb sein, der sich aus dem Hause schlich ... Ein glücklicher Zufall wollte es, daß ihn der Polizist rückwärts am Kragen erwischte! Er fühlte wieder festen Boden unter sich.

„Vorwärts", sagte der Polizist, „und keene Fisematenten! Hab' Sie beobachtet!"

„Lassen Sie los, zum Teufel!" schimpfte der andere.

„Das würd' Ihnen so passen, he? Nee, bleiben Sie schön ruhig und gehen Sie bloß voraus, ich hab' Sie fest! Hinter mir sind noch sechs Gendarmen!"

„Aber ich bin doch der Bürgermeister!" ertönte die Stimme vor ihm.

Der Polizist Zumpel, einmal den Kerl am Kragen mit seiner festen Hand, deren eisernem Griff niemand auskam, und immer mehr in Sicherheit darüber, daß der Dieb allein war, drängte ihn rasch vorwärts.

„Bürgermeister", rief Zumpel mit immer festerer Stimme und den Verhafteten weiterschiebend, der sich vergeblich zu wehren versuchte, „könnt' jeder sagen!"

„Ich bin der Bürgermeister, zum Donnerwetter!" knurrte wütend der Verhaftete.

„Ja, jetzt, nach Mitternacht, geht der Bürgermeister mit einem Kerzenlicht in eine neue Villa!" Er lachte.

Der andere versuchte sich loszumachen.

„Still", knurrte Zumpel, „und vorwärts!"

„Ich sage Ihnen nochmals, ich bin der Bürgermeister! Hören Sie doch, Zumpel ...!"

„Quatsch!" rief der Polizist Zumpel. „In der Nacht sind alle Katzen schwarz, und jeder kann ein Bürgermeister sein!"

„Ich war doch bloß in meinem neuen Haus, um die Bilder aufzuhängen!"

„Sie haben Sie 'runtergenommen!" sagte der Polizist Zumpel mit großer Freude, ihn ertappt zu haben.

„Natürlich, weil ich sie in einem anderen Zimmer wieder ..."

„Quatsch!" Der Dieb begann sich nochmals loszureißen, aber Zumpel hielt fest. „Noch einen Versuch, und ich schlag' Sie wie einen Nagel in den Erdboden!"

Mit der Zeit waren sie endlich vor das Amtshaus gekommen. „Heda!" schrie Zumpel zu dem Fenster des Wächters hinauf. „Aufmachen, Licht, ich hab' 'nen Dieb aus dem Bürgermeisterhaus! Wart, gleich sitzt du im Schlaffittchen, Kerl!"

Die Türe wurde aufgerissen; der Diener stand da, mit einer Laterne in der Hand, und hob sie hoch ... Und leuchtete den beiden ins Gesicht.

„'ne feine Nummer bring' ich! Mach' auf den Kasten und steh' nich' 'rum! Er sagt, er is der Bürgermeister!"

„Aber ... aber ..." begann der Diener.

„Da gibt's kein Aber, aber ...! Vorwärts ... ich halt' ihn schon seit einer halben Stunde!"

Er drängte ihn in den dunklen Gang und öffnete die Tür zur kleinen Zelle. „So ..." sagte er, „morgen wirst du's überlegt haben ... Er will der Bürgermeister sein!" Der Polizist Zumpel lachte gehörig ... aber ehe er die Türe schließen konnte, drehte sich der Verhaftete um, sah ihn mit zornigen Augen an ...

Der Polizist wich zurück:

Es war der Bürgermeister!

„Morgen sprechen wir uns!" sagte der Herr Bürgermeister, sich den Kragen richtend.

Und am nächsten Morgen, als der Polizist Zumpel ein Donnerwetter über sich glaubte, sagte der Bürgermeister: „Ein wenig zu voreilig, Herr Zumpel! Aber ich verzeih' ihm's wegen der Wachsamkeit! Wird sich später schon geben! Zuviel Mut ist schlecht, Polizist Zumpel ...! Aber wie gesagt, sonst bin ich ganz zufrieden!"

Der gestrenge Herr Bürgermeister

„Sie, Gemeindediener, seit drei Monaten sind keine Strafgelder eingegangen! Badet sich denn gar niemand mehr an der verbotenen Stelle, lauft niemand über die Felder, reißt niemand 'was ab? ... Was ist denn das für eine Wirtschaft?"

Tanzwut im Mittelalter

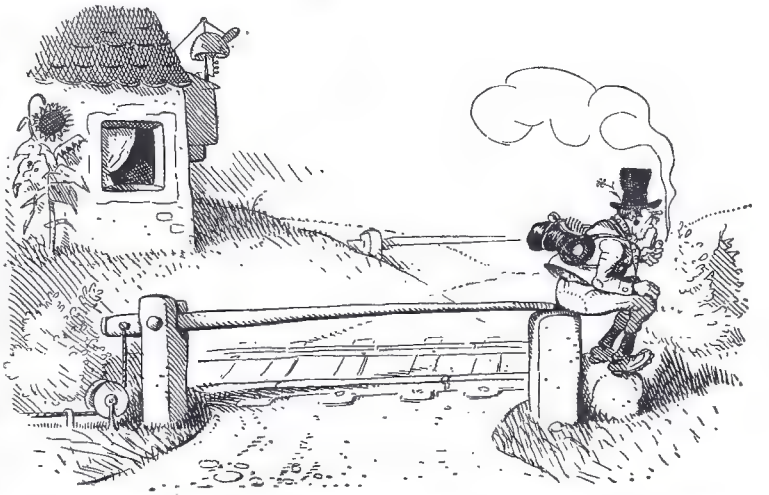
Nach Berichten einer alten Chronik sollen um das Jahr 1237 über hundert Kinder von einer Raserei ergriffen worden sein. Tanzend und springend legten sie den Weg von Erfurt nach Arnstadt zurück. Viele von ihnen starben, andere litten bis zu ihrem Tode an einer chronischen Zitterkrankheit. Derselbe Vorfall wiederholte sich in Utrecht, wo etwa 200 Menschen tanzend die Brücke überquerten und durch deren Einsturz ihren Tod in den Wellen fanden. Die Anfälle häuften sich. Im Jahre 1374 durchtanzten Scharen von Männern und Frauen die Stadt Aachen. In langer Kette durchzogen sie die Stadt, bis ein vollständiger körperlicher Zusammenbruch der Raserei ein vorläufiges Ziel setzte. Ihr Leib schwoll auf in Gestalt einer Trommel, nur durch Zusammenschnüren mit Tüchern wurde ihnen eine Erleichterung zuteil. Landleute verließen den Pflug, die Handwerker die Werkstätte, Hausfrauen den Herd, um sich dem Reigen anzuschließen.

Felix Platter um 1600 erinnert sich noch aus der Zeit seiner Jugend, daß die Obrigkeit der Stadt Basel einige starke Männer beauftragt habe, mit einem tanzsüchtigen Mädchen zu tanzen und es durch Eingehen auf seine Neigungen der Genesung zuzuführen. Die Besessene soll vier Wochen ohne Ermüdung getanzt haben, nur durch kurze Essenspausen und Augenblicke leichten Schlummers unterbrochen, wobei die hüpfende Bewegung des Körpers unentwegt fortdauerte. Nach Ablauf dieser Zeit erfolgte der völlige Zusammenbruch, und mit wundbedeckten Füßen wurde sie ins Hospital eingeliefert, wo sie genas. Hecker.

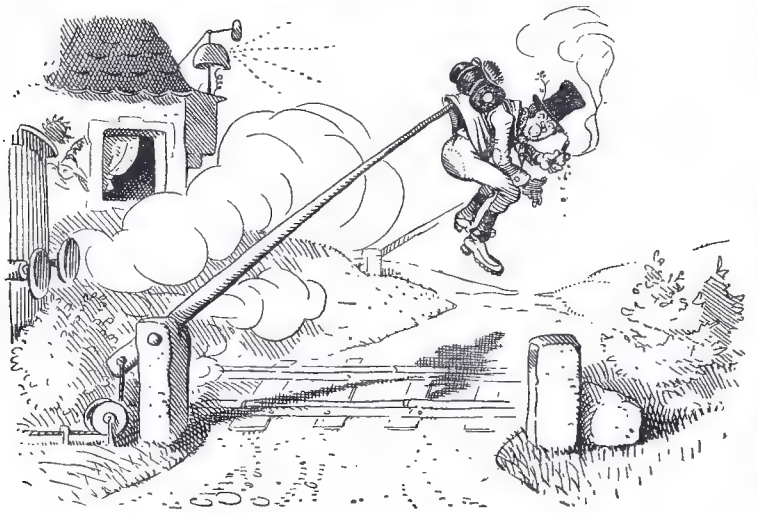
Humor in Wort und Bild

Zwei, die sich ergänzen

Als Christus noch auf Erden ging, wollte er einmal mit Petrus von Bethanien nach Jericho. Unterwegs kamen sie an einen Baum, unter dem ein fauler Bauernknecht im Schatten lag und die Füße gen Himmel streckte. Der Herr sprach zu ihm: „Gesell, stehe auf und zeig' uns den Weg nach Jericho!" Der Knecht war aber so stinkend faul, daß er nur den Kopf ein wenig aufrichtete, mit einem Fuß deutete und mit trägen Worten sprach: „Dort bei jener Marterſäule geht hinaus den Weg zur linken Hand." Dann fiel er vor großer Faulheit wieder zurück.



Der Herr und Sankt Petrus wanderten dahin, und als sie etliche Feldwege hinter sich hatten, gingen sie wiederum irre. Da sah sich Petrus um und hörte eine Bauernmagd singen, die in einem Acker graste und bei ihrer Arbeit guter Dinge war. Als sie zu ihr kamen, fragte sie der Herr und sprach: „Meine liebe Tochter, wo gehen wir den Weg nach Jericho?" Die Magd lief flugs dazu und sprach: „Kommt, ich will euch



den rechten Weg weisen!" Und sie ging mit ihnen wohl über drei Feldwege, bis sie zu einem Fußpfad kamen. Da sprach die Magd: „Jetzt geht nur diesen Weg vor euch, so kommt ihr gleich auf die rechte Straße nach Jericho." Dann schied sie von ihnen mit fröhlicher Gebärde.

Als nun der Herr und Sankt Petrus das Weglein dahingingen und auf die richtige Straße kamen, da fing Petrus an und sprach: „Mein Herr, ich bitte dich, du wollest dieser Magd etwas bescheren für ihre Mühe und Arbeit, daß sie uns so treulich hat auf den Weg gewiesen und so weit mit uns gegangen ist." Da sprach der Herr: „Was meinst du, daß ich ihr dafür zum Lohn geben soll?" Sankt Petrus antwortet: „Mein Herr, bescher' ihr einen frommen Mann! Denn sie ist ganz willig in all ihren Sachen und arbeitet ihre Ding fleißig mit züchtigem, fröhlichem Gesang!" Der Herr sprach: „Hast du den faulen Knecht dort unter dem Baum liegen sehen? Denselbigen muß die Magd zum Manne haben." Petrus sprach: „Ach, Herr, das wäre eine Schande, sollte sie einen solch faulen Schelmen bekommen: gib ihr doch einen frommen Mann!" Der Herr sagte: „Nein, wenn sie nicht wäre mit ihrer Arbeit, so käme der Knecht in Jammer, Schande, Angst und Not wegen seiner Faulheit." — „Ei," sprach Petrus, „es ist wahrlich zum erbarmen, daß sie soll mit dem faulen Knecht geschlagen sein!" Der Herr antwortete: „Es ist von Gott also verordnet und muß auf der Welt also zugehen, daß Faule und Fleißige zusammenkommen; denn es muß eins dem andern die Hand geben."

Das kleinere Übel

„Na, wie schmeckt Ihnen der ‚Neue'? Das ist was für Ihr Magenleiden!" — Gast: „Seien Se mir nur nicht beese, Herr Wirt, aber da is ma mein Magenleiden doch noch lieber!"

Empfindlich

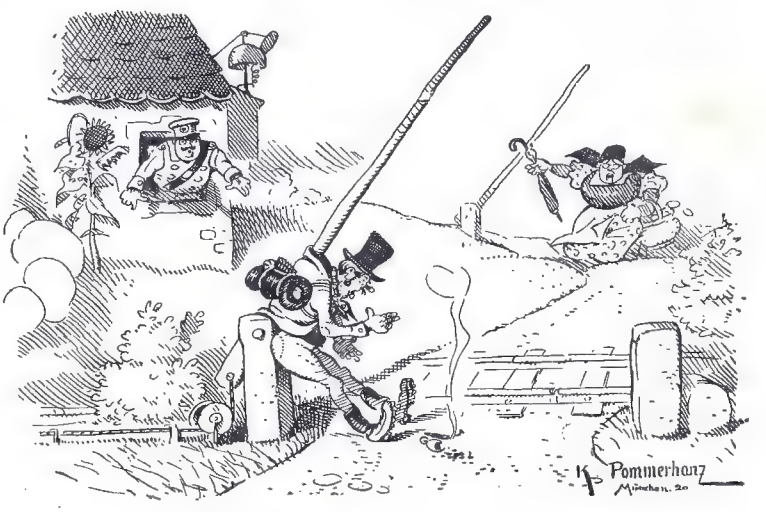
Herr: „Sie wollen, wie ich höre, die Stadt verlassen und zu Ihrem Schwiegersohn verziehn? — Das tut mir leid!"

Dame (pikiert): „Wen bedauern Sie, die Stadt — oder meinen Schwiegersohn?" — — —

Recht hat er

„Ich verstehe nicht, wie man solange im Wirtshaus bleiben kann!"

„Na, wenn du es nicht verstehst, warum redest du dann darüber?"



Bücherschau / Vom Herausgeber

Die Hl. Schrift des Neuen Testamentes. Übersetzt und mit Anmerkungen versehen von Fritz Tillmann. Taschenausgabe. In Ganzleinen M. 7.—, Ganzleder M. 12.—. Verlag Kösel & Pustet, München 1928.

Ein entzückendes kleines Buch für die Tasche, wie bislang in gleich geschmackvoller und moderner Aufmachung nichts auf dem Büchermarkt zu finden war. In einem freudig-leuchtenden Rot mit goldenem Kreuz — nicht in dem üblichen Trauergewand protestantischer Bibeln wird hier die Frohbotschaft und Geschichte des Herrn und seiner Apostel auf ausgezeichnetem Dünndruckpapier in elegantem Taschenformat (10,5 mal 16 cm) geboten. Dieses prächtige Buch mag einer ruhig auch in der Eisenbahn oder sonst unter Menschen herausziehen: er würde dadurch nur beweisen, daß ein gläubiger Mensch nicht notwendig altmodisch und rückständig sein muß. Um deswillen begrüßte ich diese köstliche Ausgabe der Tillmannschen Übersetzung des Neuen Testamentes mit besonderer Freude. Über die textlichen Vorzüge der Tillmannschen Fassung habe ich hier schon bei Besprechung der größeren zweibändigen Ausgabe Lobendes gesagt. Es wäre zu wünschen, daß sie nun durch diese Verbilligung zu Hunderttausenden in die Hände des Volkes käme!

Oberitalien mit Ravenna, Florenz und Pisa. Handbuch für Reisende von Karl Baedeker. Mit 45 Karten, 49 Plänen, 10 Grundrissen und einem Alpenpanorama. 19. Auflage. In Ganzleinen M. 14.—. Verlag Karl Baedeker, Leipzig 1928.

Baedekers „Oberitalien" ist der älteste und in der vorliegenden 19. Ausgabe auch wieder der modernste und beste Italienführer. Seit Jahren wurde diese Neuauflage von Tausenden von Italienfahrern sehnsüchtig erwartet. Nun ist es wirklich eine gründliche Umarbeitung geworden unter Berücksichtigung all der inzwischen eingetretenen geographischen, wirtschaftlichen und finanziellen Veränderungen. In der kunstgeschichtlichen Einführung Dr. Nachods macht sich auch die seitdem durchgedrungene Höherbewertung der Kunst des Mittelalters und der Barockzeit geltend. Der Text ist überall bis in die letzten Monate aufs laufende gebracht, was in Anbetracht der unzähligen praktischen Angaben und Ratschläge eine Riesenarbeit voraussetzt. Ich habe aus eigenen Erfahrungen vieles nachgeprüft und bin erstaunt über die Gründlichkeit und Sicherheit dieser Bearbeitung. Vor allem der für Reisende wichtigsten Frage der Unterkunft in guten Gasthöfen auch zu billigen Preisen wurde die größte Sorgfalt gewidmet. Die Sehenswürdigkeiten der einzelnen Städte und Plätze, die Eintrittszeiten und Eintrittspreise der Museen usw. sind mit größter Ausführlichkeit behandelt. Die Karten und Pläne sind um 23 Blätter vermehrt. So mag jeder Italienreisende mit diesem neuesten Baedeker getrost seine Fahrt antreten.

Österreich. Landschaft und Baukunst. 304 ganzseitige Kupfertiefdruck-Bilder von Kurt Hielscher. Einleitung und Bilderklärung von Dr. Rudolf Guby. In Ganzleinen M. 26.—, in Halbleder M. 35.—. Verlag Ernst Wasmuth, A.-G., Berlin 1928.

Wer Hielschers wundervolle Orbis Terrarum-Bilderbände „Das unbekannte Spanien", „Deutschland", „Italien" und „Jugoslawien" kennt, hat sicher mit Spannung und Freude dem Erscheinen seines „Österreich" entgegengesehen. Denn dieser herrliche Kulturgarten Europas bot einem Photographen wie Hielscher unerschöpfliche Schätze des Schönen an Bauwerken, an Kunst und Landschaft. Er scheint mit seiner Kamera dieses Österreich mit einem wahren Jubel durchmessen zu haben. Er erzählt uns in seinen prachtvollen Bildern von köstlichen Wanderungen an den blaugrünen Seen des Salzkammergutes, von einer Frühlingsfahrt die Nibelungenstraße entlang durch die weingesegnete Wachau, von Winterwundern in der Bergeinsamkeit der österreichischen Alpenwelt von heiteren Tagen in altertümlichen Städten mit ihren Toren, Türmen und Gassen; von besinnlichen Stunden in kampftrotzigen Burgen, in erhabenen Gotteshäusern, in schlichten Wehrkirchen und prunkenden Schlössern. Er erzählt von seiner Bewunderung vor den Werken edelsten Menschengeistes, von seiner Ergriffenheit an Erinnerungsstätten erlauchter Meister der Kunst: eines Mozart, Beethoven, Schubert, Liszt, Bruckner. Er zeigt uns in seinen Bildern aber auch die Mühsal und den Kampf mit Gletschern, Felsgraten, Eisgipfeln. Aus seinem ganzen Werke spricht eine tiefe Ehrfurcht vor all der geschauten Schöpfungspracht. Alle, die deutsch denken und fühlen, werden aus diesem unsagbar schönen Bilderbande mit neuem Verstehen und Lieben dieses deutsche Ostmarkenland in ihre Seele aufnehmen, das so oft in schweren Kämpfen unser eigenes Land vor der Überflutung durch die Wogen wilder Ostvölker bewahrt hat. Der Verlag dieser Orbis Terrarum-Bände hat alles getan, um die stimmungsreichen Aufnahmen Hielschers in denkbar größter Vollendung wiederzugeben. Tausende, die jetzt während der Ferien in den österreichischen Landen weilen, werden nach ihrer Heimkehr mit wahrer Andacht dieses Buch der Erinnerungen durchblättern, und allen andern wird es eines der prächtigsten Länder der Erde wie in strahlendem Spiegel zeigen.

Der kleine Toussaint-Langenscheidt zur Erlernung fremder Sprachen durch Selbstunterricht. Italienisch in 20 Lektionen (10 Briefe). Mit 3 Beilagen: Lautlehre, Konjugationstabelle und Sachregister). Von Gustavo Sacerdote. In Kassette M. 12.—. Langenscheidtsche Verlagsbuchhandlung, Berlin-Schöneberg 1928.

Wer für eine Reise nach Italien, zum Studium der italienischen Literatur und Geschichte oder für den kaufmännischen Verkehr ein gutes Italienisch ohne große Mühe erlernen will, greife zu diesen ausgezeichneten Briefen, die ich selbst mit Genuß und großem Nutzen durchgearbeitet habe. Hier ist das Praktische und Alltägliche in vorzüglicher Weise mit den höheren Interessen des Studiums vereinigt, daß alle auf ihre Rechnung kommen. Gegenüber den großen Sprachbriefen von Toussaint-Langenscheidt ist hier auf möglichste Ausschaltung alles Überflüssigen Bedacht genommen, um das Gedächtnis des Lernenden nicht unnötig zu belasten. Die grammatikalischen Regeln sind auf den knappesten Ausdruck gebracht. Durch die jedem Lektionstext folgenden Übungen werden die Wort- und Satzbildungen fast spielend eingeprägt. Es ist wirklich jammerschade, wenn begabte Kinder von ihren Eltern nicht angeleitet werden, mittels dieser billigen Sprachbriefe Italienisch, Englisch und Französisch zu lernen: wie viele könnten sich später mit solchen Kenntnissen in angesehenen Stellungen leicht ein gutes Brot verdienen!

Bei dieser Gelegenheit sei für Fortgeschrittene Langenscheidts fremdsprachliche Lektüre erwähnt, die zur Auffrischung vergessener und Erweiterung vorhandener Sprachkenntnisse dient. Das erste Bändchen der „Englischen Reihe" (Preis kart. M. 1.50) bringt englische und amerikanische Originaltexte mit Erläuterungen, die in lebendiger und unterhaltender Form das heutige Leben in England und Amerika widerspiegeln und gleichzeitig in den Geist der englischen und amerikanischen Sprache, in die Einrichtungen und in das Denken des fremden Landes einführen.

Meyers Lexikon in 12 Bänden. 7., völlig neu bearbeitete Auflage. Über 160 000 Artikel und Verweisungen auf etwa 21 000 Spalten Text mit rund 5000 Abbildungen, Karten und Plänen im Text; dazu etwa 755 besondere Bildertafeln (darunter etwa 100 farbige) und 280 Kartenbeilagen und Stadtpläne usw. Band 8 (Marut bis Oncidium) in Halbleder gebd. M. 30.—. Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig 1928.

Von einem großen Lexikon wie dem „Meyer" verlangt man fast Unmögliches: Menschen aus allen Ständen, Berufen, Altern und Ländern erwarten auf die Fragen, die ihnen gerade am Herzen liegen, eine möglichst gründliche Antwort. Mehr als das Meyer-Lexikon auch in seinem soeben erschienenen 8. Bande bietet, kann man vernünftigerweise nicht erwarten. Da wird den Suchenden wieder über Geschichtliches und Geographisches, Politisches und Wirtschaftliches Unterweisung, in medizinischen Dingen Belehrung und Rat, auf den immer riesiger anwachsenden Gebieten der Technik und der Naturwissenschaften jedwede Auskunft: in diesem neuen Bande z. B. über Metallbearbeitung, Motorboote und -schiffe, Mühlen, Nähmaschinen, Nutzhölzer, Öfen u. a. An allgemein interessierenden wissenschaftlichen Aufsätzen seien noch hervorgehoben die Artikel: Maße, Meeresfauna und Meeresflora, Menschenrassen, Kultur der Metallzeit, Meteorologie, Mikroskop, Milchverwertung, Mineralwässer, Moore, Münzen, Musik und Musikinstrumente, Nahrungsmittel, Naturvölker, Obst und Obstbau. Nahezu 100 ein- und vielfarbige Tafeln, Karten und Textbeilagen zieren diesen Band außer den unzähligen Textillustrationen.

Geschichte der chinesischen Kultur. Von Richard Wilhelm. Mit 1 farbigen und 32 schwarzen Tafeln. Brosch. M. 9.—, in Ganzleinen M. 12.—. Verlag F. Bruckmann, A.-G., München 1928.

Wir stehen mitten in den Anfängen einer neuen politischen und kulturellen Ära Chinas von unabsehbarer Bedeutung auch für Europa. Und darum regt sich auch überall der Drang, die Geschichte Chinas und die Entwicklung seiner Kultur kennen zu lernen. Dazu ist dieses Buch Richard Wilhelms vorzüglich geeignet. Ihm haben sich ja während seiner zwanzigjährigen Tätigkeit in China alle Quellen des Landes für ein solches Buch erschlossen. So umfaßt seine Darstellung die Kulturgeschichte Chinas von der Urzeit bis zum Jahre 1911. Besonders die in der bisherigen Literatur sehr vernachlässigte Periode des chinesischen Mittelalters ist von Wilhelm klar und übersichtlich herausgearbeitet worden. Die geistesgeschichtliche und besonders die religiöse Entwicklung der einzelnen Geschichtsabschnitte ist überzeugend dargestellt. Man hat bei jedem Satze das Gefühl, daß der Verfasser aus langjährigem, reichem Wissen schöpft. Seine Darstellungsweise ist allgemeinverständlich. Einen wertvollen Bestandteil dieses Werkes bilden die prächtigen Abbildungen, meist nach Originalaufnahmen des Autors selbst, worin herrliche Beispiele chinesischer Baukunst, Plastik, Malerei und Handwerkskunst gezeigt werden. Die Ausstattung ist von der vornehmen Gediegenheit aller Bruckmannschen Publikationen.

Das Reich der Frau

Ordnung muß sein! / Von Cäcilie Allmendinger

Die langen Ferien haben wohl wieder ein großes Loch in die häusliche Ordnung gerissen. Man ließ die Kinder jeden Tag schlafen, solange sie wollten; sie wurden bei Tanten und Großeltern oder in einer behaglichen Sommerfrische zu süßem Nichtstun, zu ungebundenem Herumstreifen verzogen.

Das ist nun bald zu Ende. Die Schule steht wieder als unerbittliche Pflichtruferin da. „Raus aus den Federn!" heißt es schon in aller Frühe. Aber nur ja kein langes Gähnen und Sichsträuben und Herumwälzen im Bett; sobald man da nachgibt, ist man schon verloren. Dann gibt's zu guter Letzt ein Hetzen und Rennen; nur allzu flüchtig wird die Morgenwäsche und das Ankleiden vorgenommen, zuletzt aufgeregt im Stehen der Kaffee hinuntergeschüttet und die Semmel noch unterwegs gekaut. Der Weg zur Schule wird ein Dauerlauf; schnaufend erreicht man gerade noch nach dem Läuten das Klassenzimmer. In diesem Zustand soll dann aufmerksam dem Unterricht gefolgt werden — ein Ding der Unmöglichkeit, wo doch durch dieses Rennen und Jagen die ganze Konzentration gewaltsam zerrissen wurde. Womöglich wurde auch noch das Vesperbrot vergessen, so daß dem abgehetzten Körper nicht einmal sein Recht wird.

Den Kindern selber Besserung zu predigen, nützt bestimmt nichts. Sie sehen die ungünstige Sachlage ja vielleicht ein, aber sie geben sich wohl kaum selbst einen Aufschwung zum Bessern. Das ist ausschließlich Sache der Mutter! Sie allein hat es in der Hand, eine straffe morgendliche Ordnung durchzuführen. Natürlich muß da sie selbst die Erste beim Aufstehen sein. Denn nicht nur die Schulpflichtigen müssen pünktlich und ohne Aufregung aus dem Hause kommen, auch der Mann und vielleicht erwachsene Kinder, die schon zum Verdienen gehen, sollen sich in aller Gemütsruhe ausgangsfertig machen können. Wenn die Mutter das allgemeine Aufstehen schon um eine halbe Stunde früher festsetzt und es unerbittlich durchführt, dann ist genügend Spielraum, um alles in Ruhe zu vollbringen; ja, das eine oder andere Kind hat noch Zeit, ihr helfend an die Hand zu gehen.

Und die Mutter ist es, die rechtzeitig am Frühstückstisch erscheinen und alle um sich versammeln muß; andere Arbeiten folgen erst nachher, wenn das Haus leer ist. In Ruhe und Behaglichkeit wird Kaffee getrunken und ein wenig geplaudert; das ist dann schon wie ein erfrischendes, gesundes Atemholen für den ganzen Tag. Es ist auch eine kleine, zuvorkommende Rücksichtnahme auf die Mutter selbst. Denn sie wird den ganzen Tag allein gelassen; außer den Kleinsten sucht jedes Familienmitglied seine eigenen Interessen außer dem Hause zu vertreten; sie hat tagsüber keinerlei Ansprache. Man ist ja eigentlich nur während der Mahlzeiten gemütlich beisammen, und da soll dann auch wirklich Gelegenheit zu schöner gegenseitiger Aussprache sein.

Und die Mutter

Morgentoilette

Gute Nacht!

ist es dann wiederum, die dafür sorgt, daß keines zu säumig ist, daß jedes so rechtzeitig aus dem Hause kommt, um ohne Hast bequem seine Arbeitsstätte zu erreichen. Ordnung muß sein! Wenn sie in der Kindheit angelernt wird, der wird sie durch sein ganzes Leben beibehalten — und solche äußerliche Pünktlichkeit wird auch nicht wenig Einfluß haben auf seinen ganzen Charakter. Wer aber zu faul ist, um täglich ein wenig früher aufzustehen, den wird dieses verschlafene halbe Stündchen durch sein ganzes Leben hindurch plagen: er wird ein ewig zerfahrener, abgehetzter und unzuverlässiger Mensch sein, dem niemand eine ordentliche Leistung zutraut.

Die Mode für den Spätsommer und Herbst

7679: Hübsches Kleid aus gemustertem Baumwollkrepp. Die Passe, Manschetten, Gürtel und Innenseite der Quetschfalten aus Foulardseide.

7680: Straßenkleid aus Jersey. Wäscheplastron; Kragen- und Manschettenblende aus demselben Stoff. Der Rock hat Quetschfalten.

7681: Kleid aus gemustertem Marquisette. Bolero-Imitation durch Stoffblenden. Samtledergürtel. Am Rock Faltengruppen.

7682: Übergangskleid aus Crêpe marocain. Teilweise gestickte Stoffblenden, die gleiche Garnierung an den Manschetten und der einseitigen Tasche.

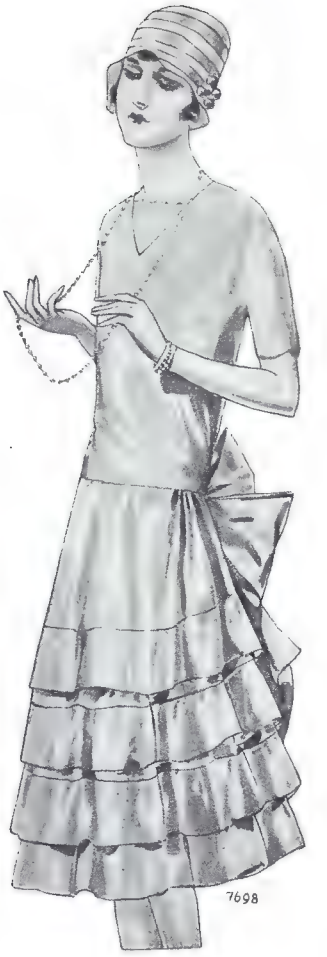
Sämtliche Modebilder entnommen aus:

„Die Wienerin". Verlag Bachwitz, A.-G., Wien III, Löwengasse 47, von wo auch die Schnittmuster zu beziehen sind.

7675:
Duftiges Kleidchen aus geblumtem Etamine, weißer Etaminekragen und -Plastron mit einfarbigem Zackenausputz. In Zacken angesetzte plissierte untere Partie.

7709:
Einfaches Tussorinekleid, garniert mit farbigem Stoff und gestickten Punkten.

7710:
Surahkleid mit inkrustierten Faltenpartien am Rock. Passepoilierung und Krawatte aus gestreifter Seide. Gleichfarbener Ledergürtel.



7698:
Entzückendes Stilkleid für junge Damen aus Taft. Angesetzter, volantierter Rock, große Stoffschleife.

7684:
Kleid aus Tussakasha mit plissierten Stoffblenden. In Zacken angesetzter Plisseerock.

7685:
Kleid aus dunklem Krepp. Volantierter Kragen und Manschetten aus Linon. Aneinandergesetzte, unten in Falten aufspringende Blenden.

7686:
Kleid aus Marocain. Angesetzter Plisseerock. Mit Stoffschleifen abschließender Doppelgürtel.

Küche und Haus

Verschiedene Fleischgerichte

Gefüllte Ochsenzunge. Wenn die Zunge in Wasser und Salz weichgesotten ist, ziehe man die weiße Haut ab, schneide den Schlund davon und teile die Zunge der Länge nach in zwei Hälften; das inwendige Fleisch jeder Hälfte wird ausgehöhlt und zusammen mit dem Schlund kleingewiegt. Ein paar Löffel voll fein geschnittene Petersilie, etliche Handvoll in Butter ganz trocken geröstetes Semmelmehl, ein paar Messerspitzen voll gestoßene Muskatblumen und, wenn man will, eine Handvoll gewaschene Weinbeeren werden unter das Gewiege gemengt. Dann rühre man es mit 2 bis 3 Eiern an; sollte die Fülle so noch zu fest sein, kann man ein wenig Milch darangeben. Damit wird die ausgehöhlte Zunge gefüllt und die beiden Hälften wieder zusammengedrückt. Dann wird die Bratpfanne mit Fett, die Zunge mit zergangener Butter bestrichen und schön gelb gebacken. Mit einer leichten Sauce wird die Zunge dann angerichtet.

Pikante Ochsenzunge. Die Zunge wird wie oben angegeben gesotten und die weiße Haut abgezogen. Dann bereitet man aus Mehl und zerlassener Butter eine dunkelbraune Schwitze, röstet eine gewiegte Zwiebel darin und füllt dann mit der Zungenbrühe nach Belieben auf. 1 Löffel voll Kapern, 3 ganz klein gehackte Sardellen, 3 entkernte Zitronenscheiben, ein paar gehackte Essigpilze werden zusammen mit Salz, ganz wenig Paprika und 1 Löffel Estragonessig noch dazugetan. Kurze Zeit kochen und dann die Zunge eine Viertelstunde darin ziehen lassen. Vor dem Anrichten wird die Zunge in Scheiben geschnitten und schön auf die Platte gelegt. Dann kommt noch rasch ein Glas Wein in die Tunke, die man nun über die Zunge gießt und das Gericht aufträgt.

Gefüllte Kalbsohren: Wenn die Ohren recht sauber geputzt und gewaschen sind, siedet man sie im Wasser mit einer ganzen Zwiebel, ein wenig Speck und Salz. Sind sie weich gesotten, dann nimmt man sie heraus und bestreicht sie inwendig mit einem verquirlten Ei. Eine übliche Fülle aus Grünzeug, Semmel und Ei, nach Belieben auch mit Wurstbret oder gehacktem übriggebliebenem Fleisch vermengt, wird bereitet und in die Ohren gefüllt, die man ein wenig zusammendrückt, in Ei und Semmelmehl umkehrt und dann in Schmalz schön gelb herausbäckt.

Gebackene Kalbs- oder Schweinsohren. Nach erfolgter Säuberung werden die Ohren in halb Wasser und halb Wein gesotten; es kommen Zwiebel, ein paar Scheiben Zitrone, Lorbeerblätter, Salz, ganzer Pfeffer, Ingwer, Muskatblume und Nelke dazu. Das lasse man alles kochen, bis die Ohren schön weich sind. Dann nehme man sie heraus, kehre sie in Mehl um und backe sie schön gelb aus heißgemachtem Schmalz heraus. Da die Schweinsohren meist sehr groß sind, kann man sie vorher in der Mitte der Länge nach durchschneiden.

Leberkuchen im Netz. Eine Kalbsleber wird sauber abgewaschen. Dann lasse man sie eine gute Stunde im frischen Wasser liegen, damit sich das Blut herauszieht. Die Leber wird herausgenommen und, wenn das Hautige weggeschnitten ist, ganz klein gehackt zusammen mit einer großen Zwiebel. 2 Kaffeeschalen süße Milch und 5 bis 6 Eier werden darangerührt; etwas Salz, Muskatnuß und gestoßene Nelke kommt noch dazu und 3 bis 4 Handvoll Semmelmehl. Ein eigroßes Stückchen Butter läßt man zergehen und gießt es über die Masse, die dann gut durcheinandergearbeitet wird. Nun läßt man in der Bratpfanne Schmalz zergehen, legt ein paar sauber gewaschene Kalbsnetze aus, gießt das Angerührte hinein und schlägt die Netze darüber zusammen. Im Bratofen wird das Ganze eine Stunde lang gebacken.

Holländer Zwiebelfleisch. Gutgelagertes Filet oder Rindsrippenstück wird mürbe geklopft und in halbhandgroße Stücke zerschnitten, mit Salz und Pfeffer bestreut und in Butterschmalz schön braun angebraten. Für 3 Personen werden 5 bis 6 Zwiebeln in Viertelstücken geschnitten und beigefügt, bis sie goldgelb überbraten sind. Dann übergießt man mit Buttermilch; zu 1 Pfund Fleisch ist gut 1 Liter Buttermilch nötig. Das Ganze wird, aber ohne Wasserzusatz, gut weich geschmort. Eine halbe Stunde vor dem Anrichten kommt auf das Fleisch noch eine Lage dick in Scheiben geschnittener Kartoffeln, die leicht gesalzen und mit kleingewürfeltem Räucherspeck vermischt gargekocht werden. Durch die reichliche Tunke wird das ganze Gericht sehr saftig und wohlschmeckend.

Vogelnester. Für je eine Person nimmt man ein hartgekochtes Ei, schält es ab und umwickelt es mit einer dünnen Scheibe Räucherspeck. Ein Schweinsschnitzel, das geklopft und mit Salz und Pfeffer bestreut wurde, wickelt man darüber. Dann kommen auf eine Rindfleischscheibe gehackte Zwiebel und dünne Schnittchen einer kleinen Essiggurke, was als dritte Auflage auf das Vorherige gewickelt und dann wie Roulade zugebunden wird. Etwa eineinhalb Stunden auf allen Seiten in Butter weichschmoren, öfter übergießen. Die Sauce wird zuletzt mit saurem Rahm aufgekocht. Dann entfernt man vorsichtig die Fäden, schneidet jedes „Vogelnest" der Länge nach durch und richtet sie so auf der Schüssel an, daß die Schnittflächen nach oben kommen. Man kann jedes Nest mit grüner Petersilie umgeben und die Zwischenräume mit gekochten Blumenkohlröschen ausfüllen. Dann gibt man die Sauce daran, und die ausgezeichnete Speise ist fertig zum Servieren. Natürlich läßt sich statt Blumenkohl auch manches andere feste Gemüse verwenden.

Allerlei aus reifen Zwetschgen

Gebackene Zwetschgen. Frische gewaschene Zwetschgen werden geschält, die Steine herausgenommen und statt dessen je eine ganze geschälte Mandel hineingeschoben. Dann macht man von 4 Löffeln Mehl, 1 oder 2 Eierklar und Wein einen Teig in der Dicke wie zu Apfelküchlein. Darein wird eine Zwetschge nach der andern getaucht, daß sie gut mit Teig umgeben ist, und in heißem Schmalz schön gelb herausgebacken. Wenn sie abgelaufen sind, bestreut man sie mit Zucker, Zimt und feingemahlenen Mandeln.

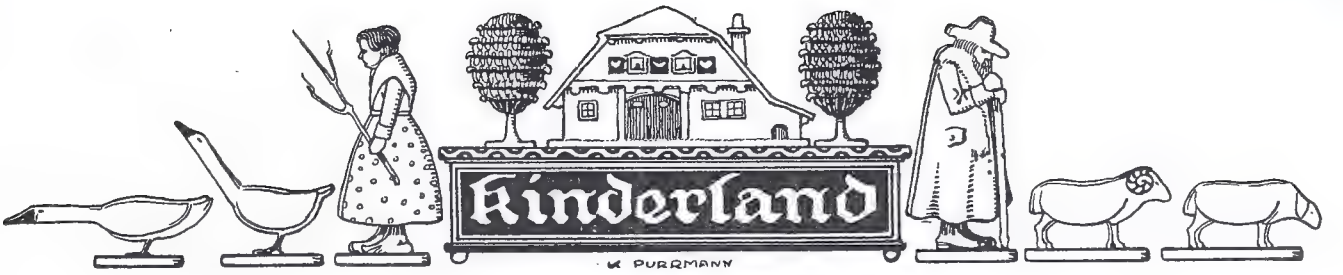
Zwetschgensuppe. Frische Zwetschgen werden entkernt und mit 2 Teilen Wasser, 1 Teil Wein, Zitronenschale und einem ganzen Stücklein Zimt recht weich gekocht. Das wird nun durchgetrieben, wieder siedend gemacht und über geröstetem Weißbrot oder Mandelklößchen angerichtet, mit gestoßenem Zucker und Zimt bestreut. Die Mandelklößchen werden wie folgt gemacht: Ein Viertelpfund abgezogene Mandeln recht fein mahlen mit ein wenig Rosen- oder frischem Wasser; eine zerschnittene Semmel in Milch einweichen und hernach recht fest ausdrücken, unter die Mandeln mischen und Zucker und Zimt, ein paar Eier daran und alles gut durcheinanderkneten. Indessen wird Schmalz in der Pfanne heiß gemacht, von dem Teig kleine Klößchen geformt und langsam gelb herausgebacken; sie schmecken ausgezeichnet zu solch süßen Suppen.

Torte von Zwetschgen. Diese werden, womöglich geschält, mit Wein, Zucker und geschnittenen Zitronenschalen gekocht. Wenn sie fertig sind, läßt man sie kalt werden. Dann rührt man gestoßene Nelke und Zimt nebst kleingemahlenen Mandeln darunter. Aus Butterteig wird der Tortenboden gefertigt, ungefähr messerrückendick. Einen zweifingerbreiten Streifen legt man als Rand außen herum, damit die Füllung nicht auslaufen kann. Das erkaltete Zwetschgenmuß wird daraufgegeben und wieder ein Deckel aus Butterteig, in den man vorher Blumen ausstechen kann, darübergelegt und mit einem verquirlten Ei bestrichen. Dann stellt man die Torte in den Ofen und läßt sie schön gelb backen. Wenn sie beinahe fertig ist, nimmt man sie heraus, bestreut sie stark mit gestoßenem Zucker, schiebt sie wieder in den Ofen und läßt sie vollends ausbacken: so wird der Zucker vergehen und die Torte aussehen, als wenn sie glasiert wäre. Auf diese Art kann man alle Torten von geblättertem Butterteig machen und statt der frischen Zwetschgen auch gedörrte nehmen oder Weichselkirschen oder frisches Obst.

*

Geschnittene Gurken aufzubewahren

Dazu nimmt man Gurken, die wenig Kerne haben, schält sie so, daß nichts Grünes daranbleibt und hobelt sie wie zum Salat ein, salzt sie, schwingt sie um und läßt sie gut eine Stunde stehen. Dann drückt man sie aus oder man legt sie in einen irdenen Seiher und läßt sie über Nacht abtropfen, damit sie nicht so zerdrückt werden. Danach legt man sie in ein Einmachglas oder noch besser in einen Steintopf, streut ein wenig Pfeffer darunter und schüttet so viel Essig, der zuvor gesotten und wieder kalt geworden ist, darauf, daß er ein wenig über die Gurken geht. Dann macht man das Gefäß mit Olivenöl oder zergangenem Schmalz voll und bindet es mit Pergamentpapier zu. Ist Schmalz verwendet worden, so sticht man beim Gebrauch solches mit einem Messer entzwei und hebt es weg, daß die Gurken leicht herausgenommen werden können. Hernach läßt man das Schmalz wieder zergehen und gießt es wieder obenauf. Wurde dagegen Oel verwendet, so läßt sich dieses leicht abgießen und nach Gebrauch wieder darüber.



Die Quelle der Heinzelmännchen / Von C. Nabor

Über dem schönen Badestädtchen Ems im Lahntale steigen mächtige Bergfelsen auf, von deren Fuß man mit Gewalt riesige Steinblöcke wegsprengen mußte, um nur die schmale Häuserreihe zwischen Wasser und Bergwand bauen zu können. Der Berg heißt die Bäderley, und noch heutigen tags sieht man hoch droben im kahlen Felsgestein die Heinzelmännchenhöhlen, die hier im Bilde gezeigt werden.

In alten Zeiten, als es auf der Welt noch recht ruhig und besonnen zuging, waren diese kleinen Höhlen bewohnt von noch viel kleineren Heinzelmännchen. Es muß ein recht hübscher Anblick gewesen sein, wenn die kleinen Kerlchen von weitem gesehen wie die Ameisen um ihre Höhlennester herumkrabbelten und zappelten. Aber was das Wunder war: von den kleinen Männlein starb nie eines, sie wurden ur-uralt. Denn ganz im Innern des Berges sprudelte, keinem Menschen sichtbar, ein heilsamer Quell. Wer daraus trank oder darin badete, von dem fiel alle Krankheit ab und der Tod konnte ihm nichts mehr anhaben.

Die Heinzelmännchenhöhlen in Ems

Einmal vor mehreren hundert Jahren hat sich ein Hirtenbub in der Bäderley verstiegen, als ein schweres Gewitter vom Rhein herüber ihn mit seinen Schafen fluchtartig heimwärts trieb. Da ist er über einer Felsnase ausgerutscht und ein Stück weit abgestürzt — gerade vor die Höhlen der Heinzelmännchen hin, zu denen aber von keiner Seite ein Pfad führte. Hilfsbereit sprangen die Männlein herzu, schleppten den ohnmächtigen und am ganzen Leibe blutenden Knaben an ihre Quelle und badeten ihn darin — und sogleich war er wieder gesund. Wie riß der Bub die Augen auf, als er die kleinen putzigen Männlein sah! Und er bat sie so dringend: „Gebt doch auch uns armen Menschen aus eurem Gesundbrunnen zu trinken, daß wir nicht mehr sterben müssen." Die Männlein schüttelten die grauen Köpfe: „Nein, nein, die Quelle gehört dem Zwergenvolk ganz allein!" Aber als der Hirtenbub immer noch inständiger bat und versicherte, daß ihnen alle Menschen gewiß lebenslang dankbar seien, da hielt das kleine Völklein Beratung ab, und der älteste von ihnen, wohl ihr König, stimmte schließlich dafür. „Aber eine Bedingung knüpfen wir daran," sprach er zu dem Knaben: „Wir wollen unsichtbar bleiben. Wer also eine Quelle in seinem Hause haben will, der lasse des Nachts die Haustüre offen, dann kommen wir und graben in seinem Keller, aber niemand darf uns belauschen." Der Bub versprach es und als ihn eines der Zwerglein auf den richtigen Pfad geführt hatte, rannte er ins Dorf hinab und verkündete die Botschaft allen Bewohnern. Da hub ein großes Freuen an.

Indes machten sich die Heinzelmännchen droben in ihrer Höhle schon emsig an die Arbeit. Mit winzig kleinen silbernen Hämmerchen und Pickeln schlugen sie neue Kanäle für die Heilquelle, die nun durch den Berg ins Dorf hinabgeleitet werden mußte. Tick-tick-tack, tick-tick-tack klingelte und klopfte es den ganzen Tag im Berg, und des Nachts wuselte die kleine Schar in die offenstehenden Häuser, grub und hämmerte im Schein eines Glühwürmchenschwarmes bis zum Morgengrauen. Und gar nicht lange dauerte es, da sprudelte bei der kranken Botenlies die erste Quelle, — und wie sie sich darin badete und vertrauensvoll das Wasser trank, da war sie heil und gesund wie die schnalzenden Fische in der Lahn. Welch ein Jubel! Und mit jedem neuen Tag sprudelte irgendwo im Keller eines Bürgers wieder eine neue Quelle auf. Als Dank dafür mußte man den Heinzelmännchen nur ab und zu etwas Eßbares hinstellen, das sie gern mitnahmen. Lange, lange Zeit haben sich die Leute von Ems an dem Wasser gesund erhalten.

Das hat aber zuletzt den Teufel verdrossen. Er wollte wieder einmal eine Seele für sich gewinnen, und so überredete er eine böse Schustersfrau, die Männlein, wenn sie wieder kämen, im Keller einzusperren und sie sich einmal genau anzuschauen. Solcher Rat gefiel dem garstigen Weibe gleich. Und sie schmierte Pech auf den Kellerboden und wartete hinter der Kellertüre, bis die Heinzelmännchen kamen. Auf kleinen Schühlein trippelten sie bald heran. Als aber die Frau die Türe zuschlagen wollte, rutschte sie aus, fiel hin und war tot.

Da merkten die Heinzelchen den Verrat, flohen wie der Wind und kamen niemals wieder. Aus Gram über die Verderbtheit der Menschen zogen sie sich ganz tief in den Berg zurück und verstopften alle Quellen, also daß die Leute wieder wie früher sterben mußten. Nur die Bäderley, die gute Fee, hat es später durchgesetzt, daß in ihrem Bergbereich die Quelle wieder sprudeln durfte. Freilich war dem Wasser die Kraft der Unsterblichkeit für immer genommen, aber Heilung und Genesung bringt es heute noch. Und wer ein richtiges Sonntagskind ist, der kann auch heute noch, wenn er im Glanz der scheidenden Sonne die Bäderley besteigt, ein feines Klingen und Klirren hören wie weithergetragenes Echo: das sind die Heinzelmännchen im Berg, die das Heilwasser aus dem Felsen klopfen.

Das geheimnisvolle Wichtelbrot

Ein Bauer pflügte auf seinem Acker. Da hörte er unter dem Boden plötzlich Stimmen rufen: „Back mir ein Brot! Mir auch! Mir auch ein Brot! Lachend rief der Bauer: „Mir auch ein Brot!" und ging nach Hause. Als er andern Tages aufs Feld zurückkehrte, fand er auf seinem Pfluge ein kleines Brot. Er nahm es mit nach Hause, und er und seine Familie aßen täglich davon, ohne daß das Brot abnahm, so oft sie auch davon schnitten. Auf dem Brote aber stand, der Bauer dürfe niemand verraten, woher er es habe. Eines Tages kam ein Bekannter, dem der Bauer auch das Brot vorlegte, daß er davon nähme. Als jener dankte, entschlüpfte dem Bauer das Wort: „Iß nur davon, es ist Wichtelbrot!" Von diesem Augenblicke an nahm das Brot ab, und es blieb nichts mehr übrig.

Die Kinder als Bauern und Bäuerinnen

*

Das Kinderfest

Zu Biberach im württembergischen Oberland wird alljährlich im Juli das althistorische Kinder-Schützen-Fest gefeiert. Es war bisher stets das größte Kinderfest Deutschlands. Sein Ursprung wird bis auf das Jahr 1632 zurückgeführt. Im Gegensatz zu vielen ähnlichen Kinderfesten hat sich das heurige Biberacher Kinder-Schützen-Fest besonders durch edle Volkstümlichkeit und Natürlichkeit ausgezeichnet. Es wurden nicht fremdartige und kostspielige Maskierun-

*

Unten:
Koch mit Küchenpersonal

Reizender Biedermeier-Wagen im Festzug

Niedliche Mädchengruppe mit Schäflein

*

zu Biberach

gen der Kinder geboten, sondern man nahm darauf Bedacht, den Kinderfestzug zu einer Verherrlichung der Arbeit zu gestalten. Die Kinder fühlten sich als die großen Leute der Zukunft und gewannen so spielend Interesse und Lust am täglichen Tun der Erwachsenen. Zugleich war dieses Biberacher Kinderfest eine schöne Volkstrachtenschau, die sich an den drolligen naiven Mädchen und Buben besonders wirkungsvoll bekundete.

*

Unten:
Auszug zur Feldarbeit

Herausgeber und verantwortlicher Hauptschriftleiter: Dr. Alfons Heilmann, München, Lachnerstraße 10, Tel. 61 406.
Druck und Verlag von Josef Kösel & Friedrich Pustet, München, Kaiser Ludwigsplatz 6.
Nachdruck aller Beiträge verboten. — Alle Rechte vorbehalten.

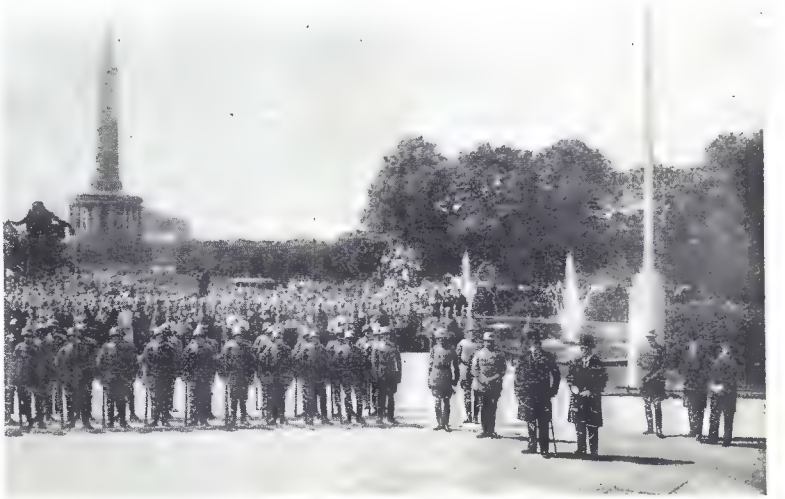
Weltbilderschau des Deutschen Hausschatz

Der Fürst-Primas von Ungarn, Kardinal Csernoch, ist 75jährig gestorben.

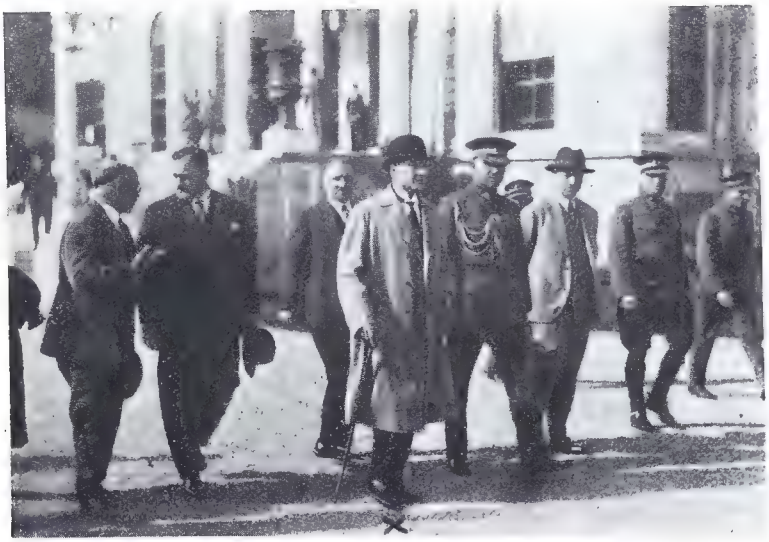
Der St. Christoph-Tag in Paris. Auch den Franzosen ist St. Christoph der Schutzpatron der Automobilisten. Vor der Kirche des Heiligen werden die Automobile von weit und breit her durch die Geistlichkeit gesegnet. Kleine Kinder wollen für ihre Spielzeug-Automobile ebenfalls den Segen der Kirche.

Amerikas Oberammergau wird, wie bekannt ist, jetzt zum siebten Male in Los Angeles gespielt: Der Erlöser predigt.

Eines der größten Denkmäler der Welt: die in Arona am Lago Maggiore errichtete 23 Meter hohe Riesenstatue des Kardinals Karl Borromeo.



Verfassungsfeier in Berlin: Reichspräsident von Hindenburg und Reichskanzler Dr. Marx vor dem Abschreiten der Front der Ehrenkompagnie.



Der türkische Staatspräsident Mustapha Kemal Pascha (X) stattete Konstantinopel seinen ersten offiziellen Besuch ab.

König Ferdinand von Rumänien auf dem Totenbett.

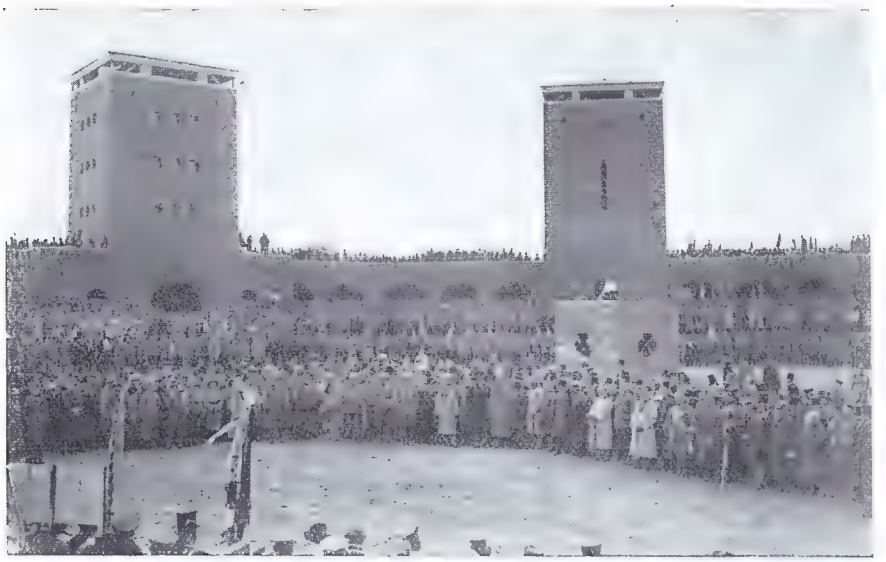
Aegyptischer Königsbesuch in Rom: König Fuad I. von Aegypten mit dem italienischen König bei der Ankunft in Rom, wo er mit großen Ehren empfangen wurde.

Eine Gruppe chinesischer Soldaten, die kaum den Kinderschuhen entwachsen sind. Derartige jugendliche Krieger befinden sich massenhaft in der neuen Armee, mit welcher General Chiang-Kai-Shek die Hankau-Nationalisten bekämpfen will.

Exkronprinz Carol von Rumänien hat in der Pariser Presse durch eine aufsehenerregende Erklärung seinen früheren Verzicht auf den rumänischen Thron widerrufen.

Weltbilderschau des Deutschen Hausschatz

Links: Ehrung des Limburger Bischofs. Bischof Dr. Augustinus Kilian von Limburg wurde zum päpstlichen Thronassistenten ernannt und zugleich mit dem Rang eines Grafen in den Adel erhoben. — Rechts: Der schwarze Staatspräsident von Liberia im Vatikan.



Links: Einweihung des Tannenberg-Denkmals bei Hohenstein in Gegenwart des Reichspräsidenten v. Hindenburg.
Rechts: Zum 80. Geburtstag des Reichspräsidenten: Tölzer Kinder bringen dem Jubilar als erste Gratulanten Glückwünsche dar.

Links: Agnes Sorma †: Grabstätte der Künstlerin auf dem neuen Friedhof in Wannsee. — Rechts: Fest des hl. Stephan in Ungarn: Der kostbare Reliquienschrein mit der rechten Hand des hl. Königs wird in feierlicher Prozession durch Budapest getragen.

Besuch der amerikanischen Legionäre in Paris: Der große Parademarsch der ehemaligen amerikanischen Frontkämpfer über die Champs Elysees zum Pariser Rathaus.

Die 450-Jahr-Feier der schwedischen Universität Upsala: Enthüllung des Denkmals für den Gründer der Universität, Erzbischof Jakob Ulfson.

Von den deutschen Flottenmanövern vor Swinemünde: Das Flottenflaggschiff Schleswig-Holstein, auf dem der Reichspräsident den Manövern beiwohnte.

Auf dem Schlachtfeld von Douaumont bei Verdun wurde unter großen Feierlichkeiten das monumentale Beinhaus eingeweiht, worin die Gebeine von 300 000 gefallenen deutschen und französischen Soldaten ruhen. Auf dem Turme, in dem eine versilberte Glocke hängt, brennt dauernd ein Ewiges Licht. Übertragung der Gebeine der nicht mehr erkennbaren Gefallenen in 52 Särgen.

1600-Jahr-Feier der Errichtung der ersten christlichen Kirche am Niederrhein: Der Festzug verläßt den Dom St. Viktor in Xanten.

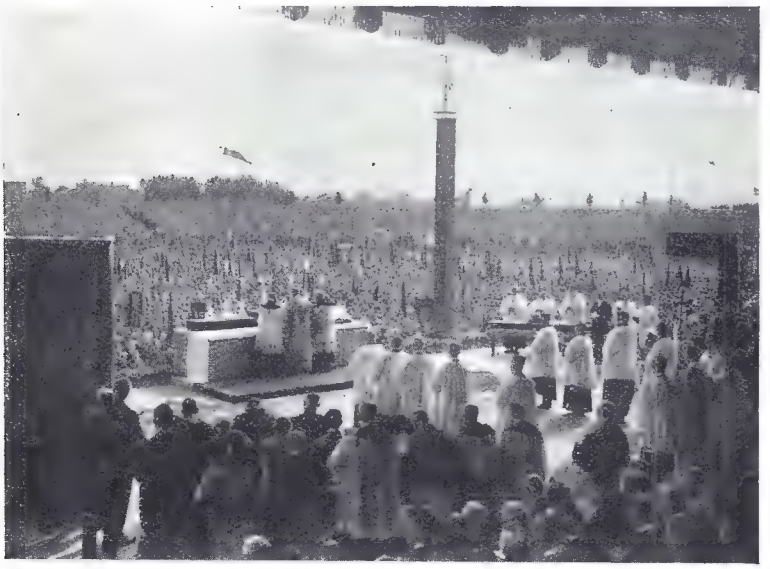
(Sämtliche Photos: Atlantic-Photo-Co.)

Der Altarraum im Dortmunder Stadion. Die vieltausendköpfige Menge wohnt dem Festgottesdienst bei.

Der österreichische Bundeskanzler Dr. Seipel begibt sich zum Festgottesdienst.

Nuntius Pacelli segnet die Festteilnehmer.

Bilder vom großen deutschen Katholikentag in Dortmund



Nuntius Pacelli zelebriert die Festmesse vor den etwa 150 000 Teilnehmern des Katholikentages.

Bischof Klein von Paderborn bei der Eröffnung des Katholikentags.

Annie Beſant, die 80jährige Führerin der theoſophiſchen Bewegung, hielt in Berlin Vorträge über „Die neue Raſſe und Deutſchlands Stellung in der Welt".

Marburger Jubiläumstage: Die Begrüßung Philipp des Großmütigen von Heſſen, des Begründers der Univerſität, und ſeiner Gemahlin vor dem Rathauſe.

Das Geburtshaus der Thereſe Neumann in Konnersreuth, das zurzeit von Tauſenden von Menſchen beſucht wird, um die Stigmatiſierte zu ſehen.

Die Stigmatiſierte von Konnersreuth. Ein Rätſel für die Wiſſenſchaft iſt die wunderbare Begnadung der ſchlichten Bauerstochter Thereſe Neumann von Konnersreuth in der Oberpfalz: ſie trägt an ihrem Körper die Wundmale Chriſti und erleidet in ekſtatiſchem Zuſtand die ganze Paſſionsgeſchichte des Herrn.

Winzerfeſt in Vevey, das bedeutendſte Volksfeſt der Schweiz. Aufführungen der Winzer und Winzerinnen in dem mitten in der Stadt errichteten geräumigen Freilicht-Theater.

Links: Die ungarische Schönheitskönigin des Jahres 1927: Susanne David in Budapest. — Rechts: Schloß Fürstenstein bei Salzbrunn, eines der schönsten Schlösser Deutschlands, wurde der öffentlichen Besichtigung freigegeben.

Links: Der Geburtstag des Propheten Mohammed wird in Kairo mit feierlicher Prozession durch die Straßen der Stadt begangen. — Rechts: Der ungekrönte König von Albanien: Staatspräsident Achmed Bei Zogu bei einer Parade in Skutari.

Links: Aus dem fernen Osten: Ein Priester der Schinto-Sekte mit den Abzeichen seiner Würde. — Rechts: Das Riesengebäude der Stadtbibliothek von Los Angeles.

Das erste Hochhaus in Württemberg: Das Paketpostgebäude in Stuttgart mit seinen mehr als 11 Stockwerken und 1000 Fenstern.

(Sämtl. Bilder Atlantic-Photo-Co.)

Stapellauf des neuen Kreuzers „Karlsruhe" der deutschen Reichsmarine.

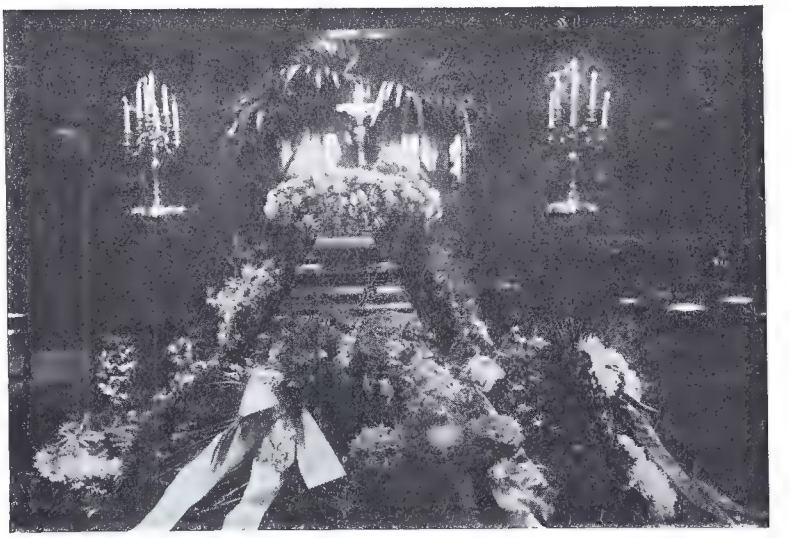
Enthüllung einer Görres-Büste in der Münchener Universität: Die katholische Studentenschaft Münchens machte der Universität eine Büste von Josef Görres zum Geschenk.

Links: Monumentales Postgebäude der Oberpostdirektion in Berlin-Witzleben. — Rechts: Zu Fuß um die Welt. Der Globetrotter F. A. Hauptmann, der die ganze Welt zu Fuß umreist und bereits 30 000 Kilometer zurückgelegt hat. Er trägt ein dickes Buch mit, voll von Bescheinigungen und Autographien hervorragender Persönlichkeiten und Staatsoberhäupter.

Weltbilderschau des Deutschen Hausschatz

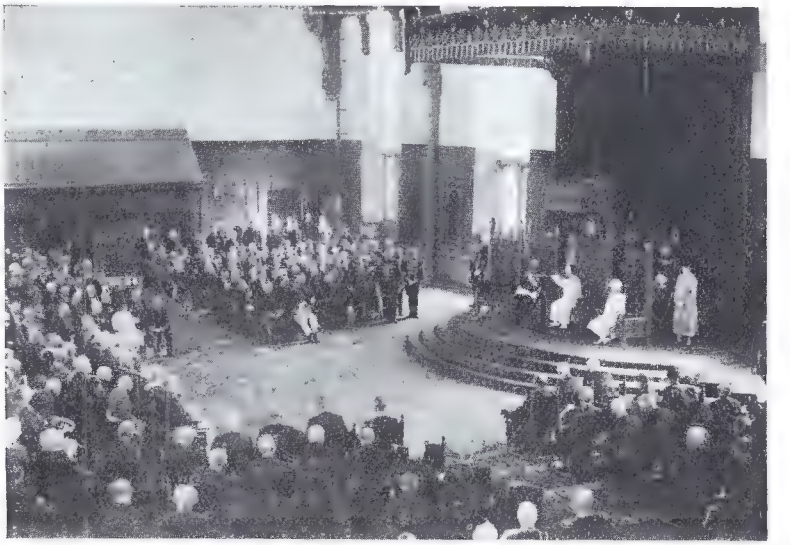
Zum ersten japanischen Bischof wurde am 30. Oktober in Sankt Peter vom Heiligen Vater selbst Rev. Hayasalka von Kakodate geweiht. Damit hat Japan seinen ersten einheimischen Bischof.

Bischof Antonius v. Henle in Regensburg ist im Alter von 76 Jahren gestorben.



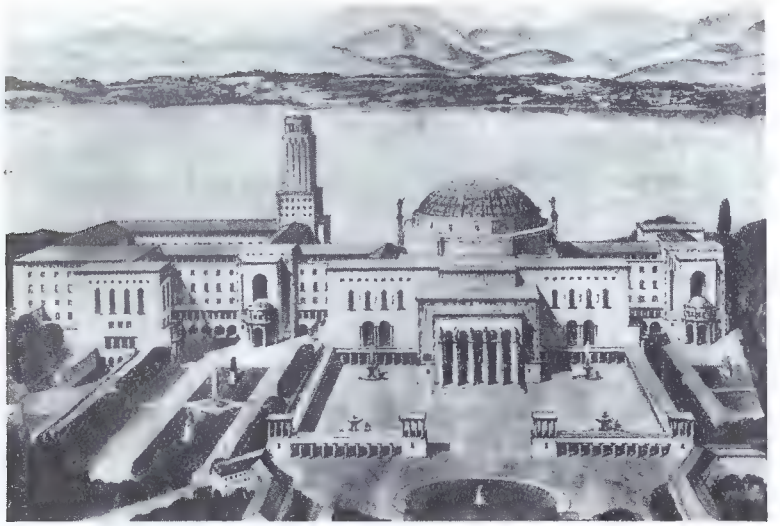
Aufbahrung des deutschen Botschafters in Amerika, Frhr. v. Maltzan, der durch den Flugzeugabsturz bei Schleiz tödlich verunglückte.

Das Kloster Neresheim, einer der schönsten Barockbauten Württembergs, wurde vom Fürsten v. Thurn und Taxis mit allen zugehörigen Ländereien anläßlich der Gelübde-Ablegung seines Sohnes Max Emanuel dem Benediktinerorden geschenkt.



Eröffnung des holländischen Parlaments: Verlesung der Thronrede im Rittersaal durch Königin Wilhelmine.

Zur Marokkoreise des spanischen Königspaares: Der König überreicht dem General Sanjurjo das Großkreuz San Fernand.



Entwurf des geplanten Völkerbunds-Palastes am Genfersee von dem ungarischen Architekten Vago.

Infolge der zahlreichen terroristischen Akte der amerikanischen Geheimorganisation Ku-Klux-Klan hat sich eine großzügige Abwehrliga gebildet. Eine Zusammenkunft des Ku-Klux-Klan in einem Walde.

König Boris von Bulgarien verlobt sich mit der Prinzessin Giovanna, der 20jährigen Tochter des Königs von Italien.

Die bekannte japanische Schauspielerin Yoshiko Okada, die ihre freie Zeit zu wissenschaftlichem Studium benutzte, promovierte zum Doktor der Medizin.

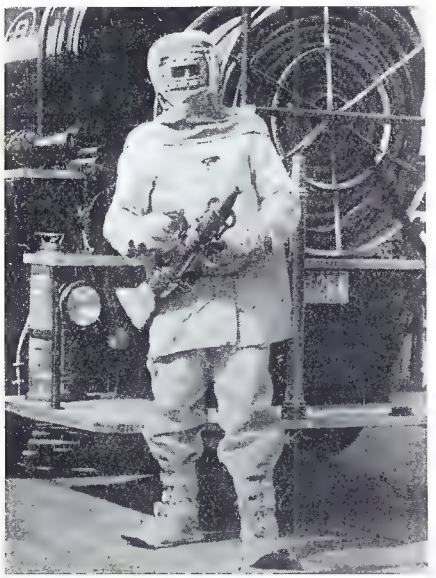
Links: Ihsane Hanem Ahmed, die Führerin der türkischen Frauenbewegung in Ägypten. — Mitte: Die islamische akademische Vereinigung in Deutschland will in der Moschee des Schwetzinger Schloßgartens eine freie islamische Hochschule errichten. — Rechts: König Fuad I. von Ägypten wurde zum Mitglied der Pariser Akademie der Wissenschaften gewählt.

Links: Das Augsburger Stadttheater blickte im November d. J. auf ein 50jähriges Bestehen zurück. — Rechts: Die italienische Sportsdame Marchesa Codi di Codio erhielt vom Papst Pius XI. den Orden vom Hl. Grabe, die höchste Auszeichnung einer Frau.

Links: Die älteste Frau Deutschlands ist wohl Frau Wöbke in Hamburg, die kürzlich in voller geistiger und körperlicher Frische ihren 105. Geburtstag feiern konnte. — Mitte: Ein interessanter Neubau ist das Geschäftshaus des Hannoverschen Anzeigers mit seinem Zeiß-Planetarium. — Rechts: Ein neuer japanischer Riesen-Buddha von 18 Meter Höhe in den Anlagen von Shurakuen.

Links: Ein Lotterie-Apparat zur Vermeidung von Betrügereien wurde von dem Uhrenfabrikanten Bürk in Schwenningen erfunden, der wie ein Roulette arbeitet. — Mitte: Modernes Kinderspielzeug: Kinderfahrrad mit Beiwagen, das sich bereits in England großer Beliebtheit erfreut. — Rechts: Junge Japanerin mit dem alten Musikinstrument Biwa, das vor Jahrzehnten außerordentlich populär war.

Links: Der neue Fallschirm des Schweden Thornblad ermöglicht Absprung auch aus geringer Höhe. — Rechts: Wind-Auto, die neueste Erfindung des französischen Konstrukteurs Vitori, mit einer Geschwindigkeit bis zu 120 Kilometer.



Links: Die amerikanischen Feuerwehrmänner können jetzt mit ihren Asbest-Anzügen mitten in die Flammen steigen, ohne zu verbrennen. — Mitte: Tesla-Transformator der A. E. G., der bei einer Million Volt Spannung und 50 000 Wechsel in der Sekunde Entladungen bis zu 4 Meter Länge zuläßt. Der Apparat dient zur Erforschung der bei Gewittern an Hochspannungsleitungen auftretenden Entladungen. — Rechts: Atherwellen-Musik. Der russische Professor Theremin von Leningrad führte in Deutschland seinen neuen Apparat zur Hervorbringung von Tönen auf elektrischem Wege vor.

Weltbilderschau des Deutschen Hausschatz

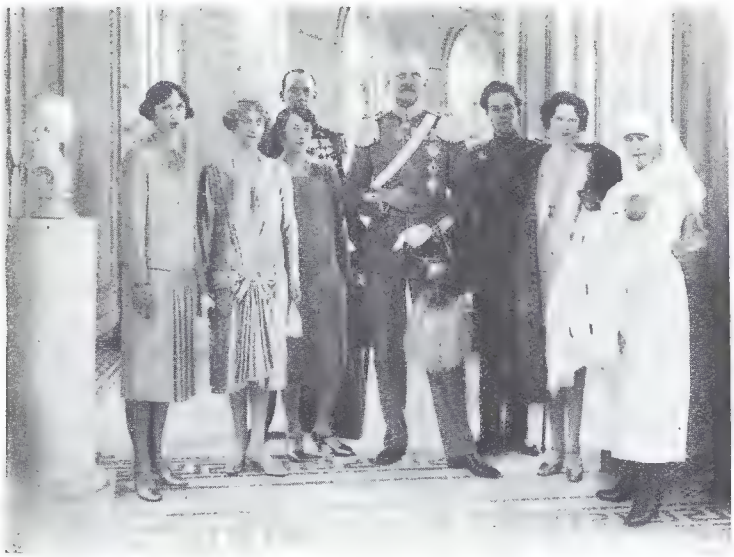
Bild des kürzlich verstorbenen Primas von Irland: Kardinal O'Donnell.

Einweihung des Ehrenmals der Schweizergarde im Hof des Vatikans (rechts) durch den Heiligen Vater zur Erinnerung an den Heldenkampf und Heldentod der Schweizergardisten im Jahre 1527 bei der Plünderung Roms.

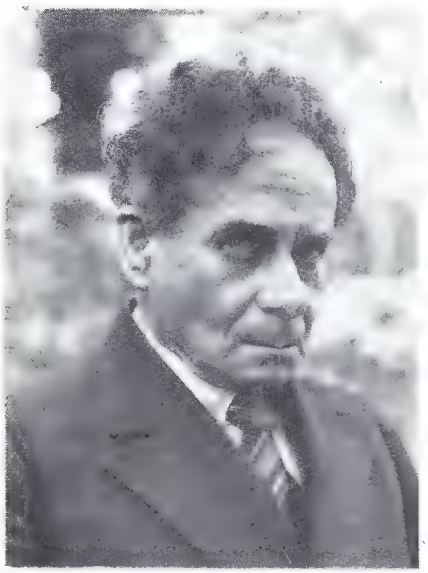
Unterzeichnung des Freundschaftsvertrages zwischen Frankreich und Jugoslawien durch den serbischen Außenminister Marinkowitsch.

Der bisherige Weihbischof von München, Dr. Michael Buchberger, wurde vom Papst zum Bischof von Regensburg ernannt.

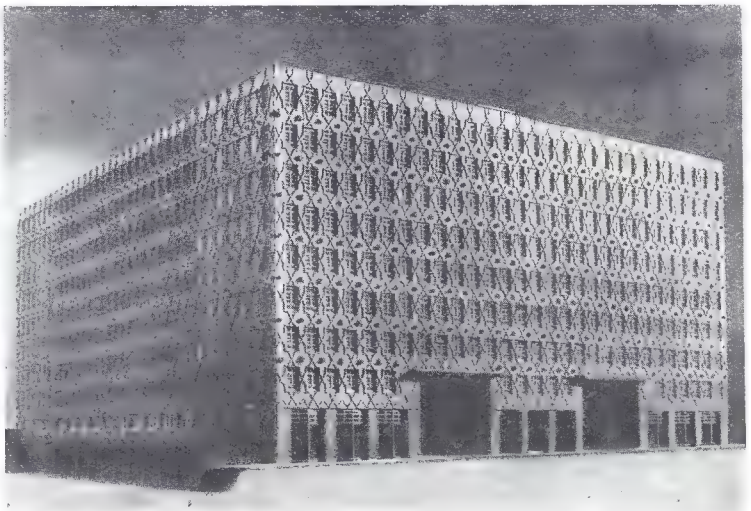
Fürstenhochzeit in Neapel: In Anwesenheit der Könige von Spanien und Italien fand in Neapel die Vermählung des Herzogs von Apulien mit Prinzessin Anna v. Bourbon statt.



Links: Prinzessinnentaufe in Belgien: Im königlichen Palais zu Brüssel fand die Taufe der Tochter des Kronprinzenpaares statt. — Rechts: Zum Besuch des greisen Führers der Heilsarmee beim Reichspräsidenten v. Hindenburg: Heilsarmee-General Bramwell Booth mit seiner Tochter Mary, der „Kommandeurin der Armeegruppe Deutschland".



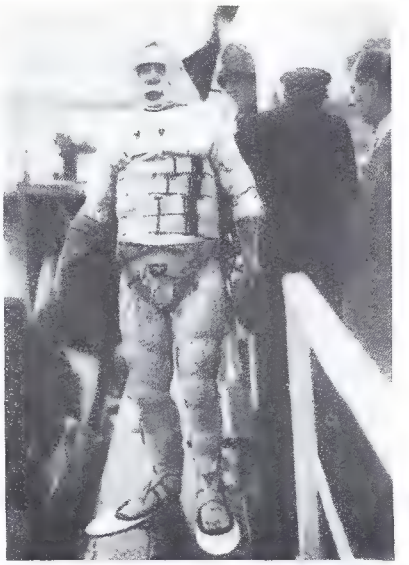
Links: Zum Tode des berühmten deutschen Publizisten Maximilian Harden, des Herausgebers der „Zukunft". — Mitte: Künstlerischer Weihnachtsteller der Staatlichen Porzellanmanufaktur Berlin nach Entwurf von Joh. Bochland. — Rechts: Zum 75. Geburtstag des österreichischen Dichters Richard Kralik, der von der österreichischen Regierung mit dem großen Ehrenzeichen der Republik beschenkt wurde.



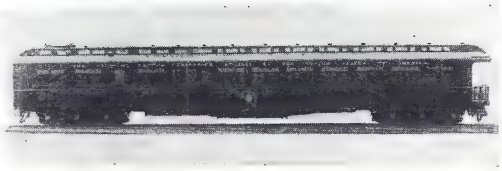
Links: Revolutionsfeier in Prag: Der Präsident Masaryk begrüßt die ausländischen Diplomaten im Hofe des Hradschin. — Rechts: In Hamburg fand die feierliche Grundsteinlegung des sogenannten Sprinkenhofes, eines gewaltigen Bureauhauses, statt, dessen Kosten sich auf etwa 4½ Millionen Mark belaufen werden.

Links: Prinz Ri-Gin, der Sohn des letzten Kaisers von Korea, besuchte auf seiner Weltreise mit seiner jungen Gemahlin die deutsche Reichshauptstadt. — Mitte: Glocken aus Porzellan: Die Staatl. Porzellanfabrik Meißen stellt zurzeit 40 Glocken aus Porzellan für ein Glockenspiel für den Meißener Stadtkirchturm her. — Rechts: Zum Besuch des deutschen Reichskanzlers in Wien: Dr. Marx mit Dr. Seipel.

Links: Die Märchenschätze des Serails: Die türkische Regierung läßt zurzeit den genauen Wert ihres Thronschatzes im Serail feststellen. Eingang zum Serail. — Rechts: Das neue Polarluftschiff, mit dem der Italiener Nobile den Flug nach dem Nordpol ausführen will.



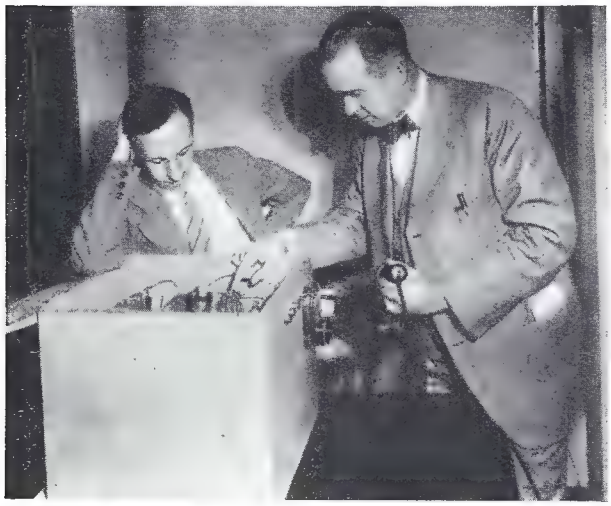
Links: Der Münchener Arzt Dr. Dammert hat einen Apparat gegen die Seekrankheit erfunden. Behandlung einer Seekranken. — Mitte: Das Unglücksschiff „Prinzipessa Mafalda", das auf dem Wege nach Rio de Janeiro mit einigen hundert Passagieren gesunken ist. — Rechts: Neuartiger Rettungsanzug für Schiffbrüchige, der es gestattet, sich gefahrlos lange Zeit im Wasser zu halten.

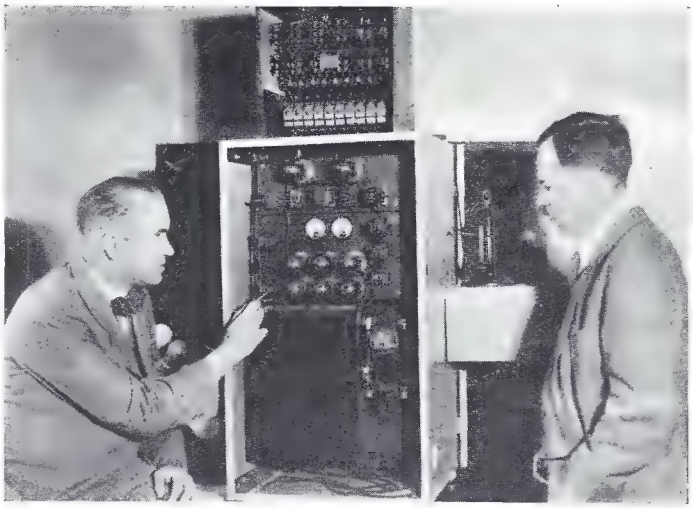


Die Kirche im Eisenbahnwagen.

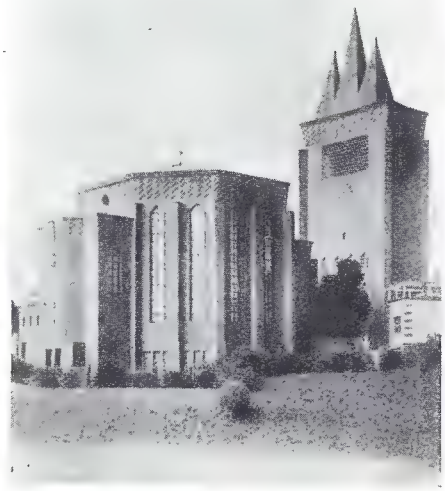
Die „St.-Peter-Eisenbahn-Kirche" von außen.

Die Gesellschaft zur Verbreitung des katholischen Glaubens in Amerika hat einen eigenen Eisenbahnwagen als Kirche bauen und einrichten lassen: die „St.-Peter-Eisenbahn-Kirche". Der Wagen besucht am Sonntag Ortschaften, die keine Kirche haben. Links: Blick in das Innere des fahrenden Gotteshauses. — Rechts: der Altar. — Mitte: Das Flugzeug im Dienste der Kirche: Die Junkers-Werke machten dem Pater Schulte für die Miva ein Flugzeug mit dem Missionsabzeichen zum Geschenk.





Der „Televox", ein Wunderwerk der amerikanischen Technik: Befehle aus, wie Türöffnen, Lichtanzünden usw. Er besteht, Der Apparat reagiert auf die menschliche Stimme und führt mechanische ähnlich wie das Radio, aus Sender (links) und Empfänger (rechts).



Links: Eigenartiges Kriegerdenkmal in Wiener-Neustadt: Das Monument versinnbildet die Opferflamme, die das Leben der Krieger verzehrte. — Mitte: Moderne Kirchenbaukunst: Entwurf der neuen Kirche für Berlin-Schmargendorf. Der Kirchenraum besteht aus einer achteckigen Kuppel, die durch einen Kreuzgang mit dem breiten Turm verbunden ist. — Rechts: Der jüngste deutsche Flugzeugführer. Der siebzehnjährige Heinz Kissin hat soeben in Staaken sein Pilotenexamen bestanden.

Weltbilderschau des Deutschen Hausschatz

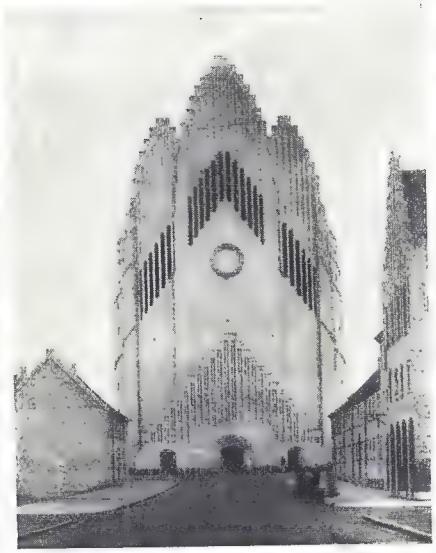
Dr. Leo von Mergel, Bischof von Eichstätt, vollendete sein 80. Lebensjahr.

Der neue Fürst-Primas von Ungarn, Julius Seredi, der vom einfachen Benediktinermönch zum höchsten Kirchenfürsten Ungarns aufstieg, bei seiner Audienz im Vatikan.

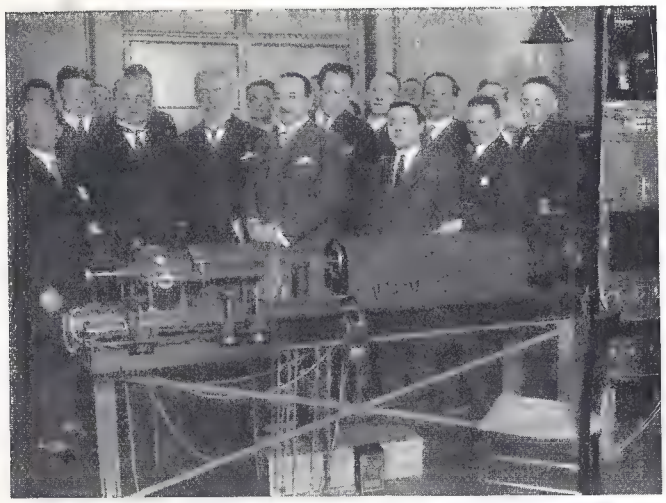
Das einzige Apostelgrab in Deutschland ist in der St. Matthias-Basilika in Trier, wo die Gebeine des hl. Matthias beigesetzt sind.

Nach langem Siechtum starb im Alter von 68 Jahren der Primas von Spanien, Kardinal-Erzbischof Enrico Reig y Casanova von Toledo.

Die erste Chinesentaufe in London: In der St. Paulskathedrale zu London wurde das erste Chinesenbaby nach anglikanischem Ritus getauft. Die weltliche Feier im Hotel nach dem Taufakt.

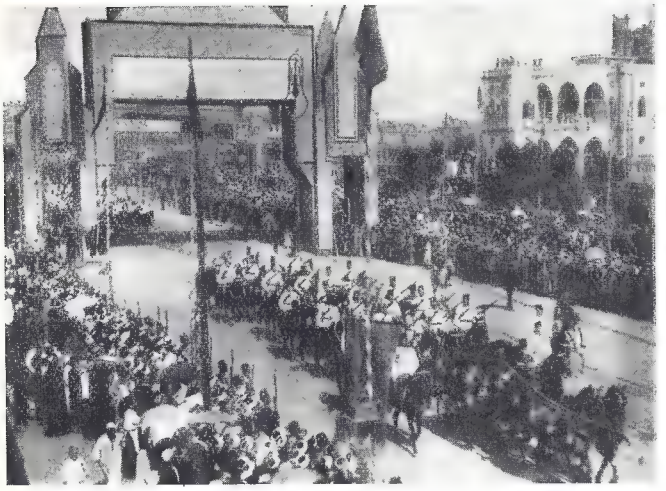


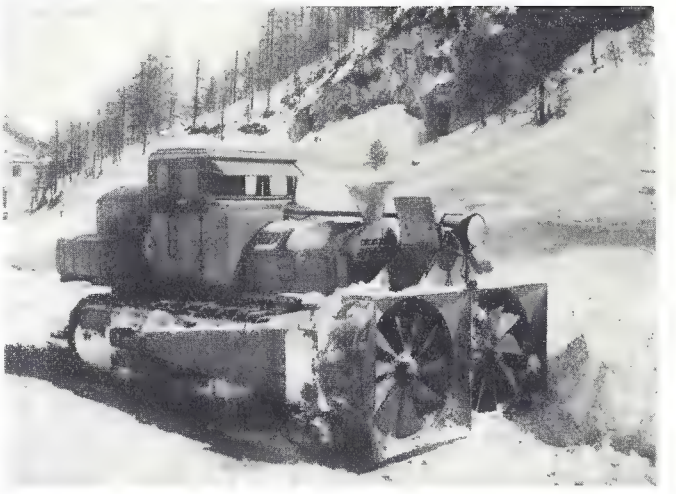
Links: Der Reichstagsabgeordnete v. Guerard wurde zum ersten Vorsitzenden des Reichstagszentrums gewählt. — Mitte: Ein eigenartiger Kirchenneubau, die Grundvigskirche in Kopenhagen, die einer Riesenorgel gleicht, geht ihrer Vollendung entgegen. — Rechts: Der neue Ministerpräsident von Finnland, Dr. Sunila.



Links: Feierliche Einweihung des ersten deutschen Bildsenders Berlin-Wien. — Rechts: Eine Frau als Großstadt-Bürgermeisterin: Mrs. Foster-Welch bekleidet das Bürgermeisteramt der englischen Hafenstadt Southampton.

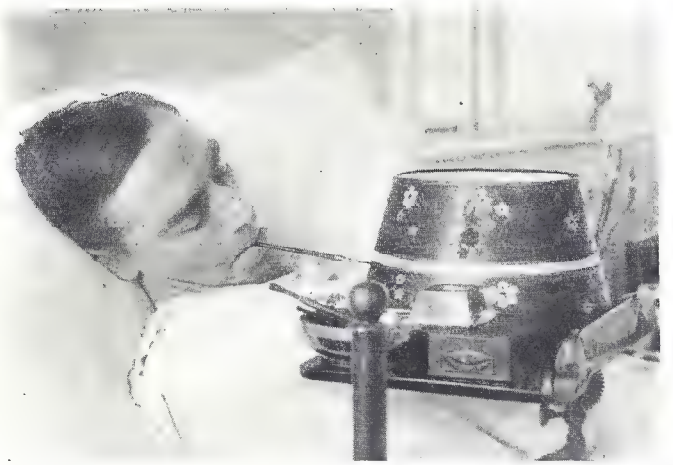
Links: Deutschlands Schützenkaiser: Paul Ottinger, der zum zweitenmal den Schützenvogel abgeschossen hat, wurde zum Schützenkaiser ernannt, was seit 150 Jahren das erstemal wieder vorgekommen ist. — Mitte: Ein Mammut-Wolkenkratzer: Die Southwestern Bell Telephone Co. in St. Louis hat für acht Millionen Dollar einen Wolkenkratzer von 369 Fuß Höhe errichtet. — Rechts: Der jüngste Patriarch der Welt ist der siebzehnjährige Mar Ishai Shimun, der „erbliche, zeitliche und geistliche Patriarch" der assyrischen Christenheit.





Links: Feierlicher Empfang des von seiner Europareise heimgekehrten Königs Fuad von Ägypten in Kairo. — Rechts: Schneeschleudermaschine der Schweizer Post im Oberengadin.

Links: Die verschollene amerikanische Ozeanfliegerin Grayson, die als erste Frau den Ozean zu überfliegen versuchte. — Mitte: Weihnachtsillumination des Pariser Rathausbazars in Form eines Springbrunnens. — Rechts: Die erste Parlamentspräsidentin der Welt ist Frau Olga Rudel-Zeynek, die zur Vorsitzenden des österreichischen Bundesrates gewählt wurde.



Links: Ein armloser Künstler: Der englische Maler M. Richards, der durch einen Unfall beide Arme verlor, übt seinen Beruf, das Bemalen von Lampenschirmen, mit dem Munde aus. — Rechts: Deutschlands schönstes und modernstes Postamt ist der Neubau in der Skalitzerstraße zu Berlin.

Vom modernen Wintersport

Schlittensport mit Renntier in Schweden

Ein lustiges Gespann (Ufa)

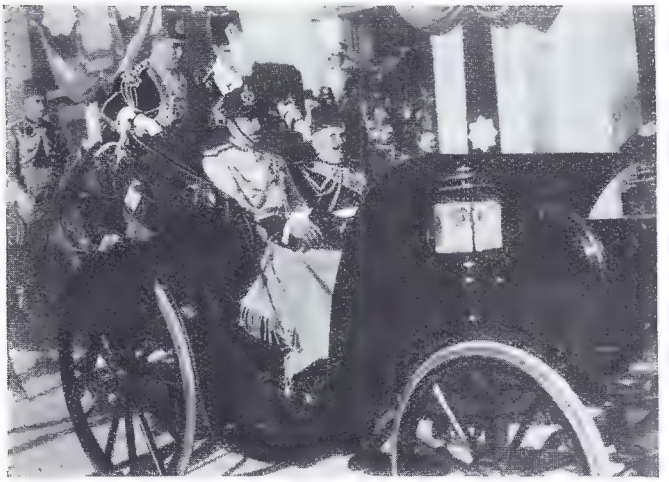
(Atlantic Photo Co.)

Stockholmer Schuljugend mit Schlittschuhsegeln

Curlingspiel auf der St. Moritzer Eisbahn

Ein schöner Sprung

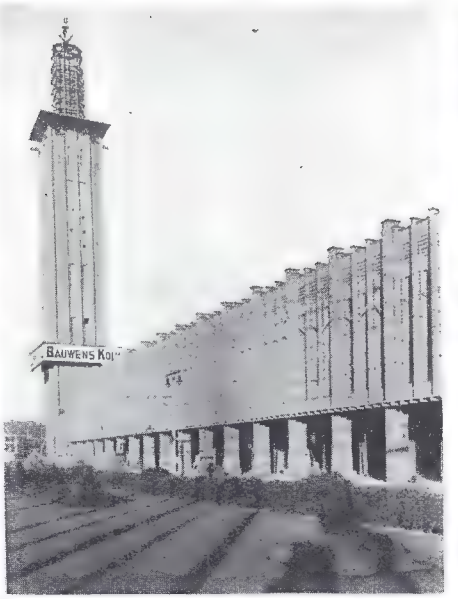
Weltbilderschau des Deutschen Hausschatz



Links: Zur Europareise des Königs von Afghanistan: Sein feierlicher Empfang in Kairo durch den König von Ägypten. — **Rechts:** Vermählung des Erbprinzen von Hohenlohe-Öhringen mit der Baronesse Ursula v. Zedlitz in Berlin.

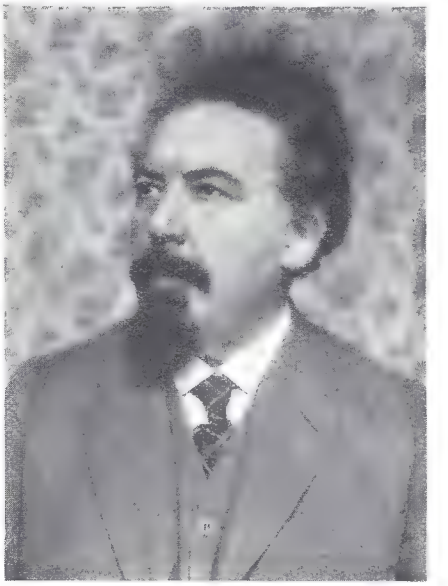
Drei neue Kardinäle: **Links:** Der Erzbischof von Besançon, Kardinal Binnet. — **Mitte:** Der französische Kurienkardinal Lepicier. — **Rechts:** Der Primas von Kanada, Kardinal Rouleaux.

Links: Schlittenfahrt der holländischen Königin mit Prinzessin Juliana. — **Rechts:** Die Indianer des Zirkus Sarrassani legten in Dresden-Radebeul am Grabe Karl Mays einen Kranz nieder, um ihren weißen Bruder „Shatterhand" zu ehren.



Links: Der neue deutsche Reichswehrminister Gröner. — Mitte: Zur internationalen Presseausstellung in Köln 1928: Die große Rheinhalle mit dem 80 Meter hohen Pressaturm. — Rechts: Der deutsche Reichsarbeitsminister Dr. Heinrich Brauns feierte seinen sechzigsten Geburtstag.

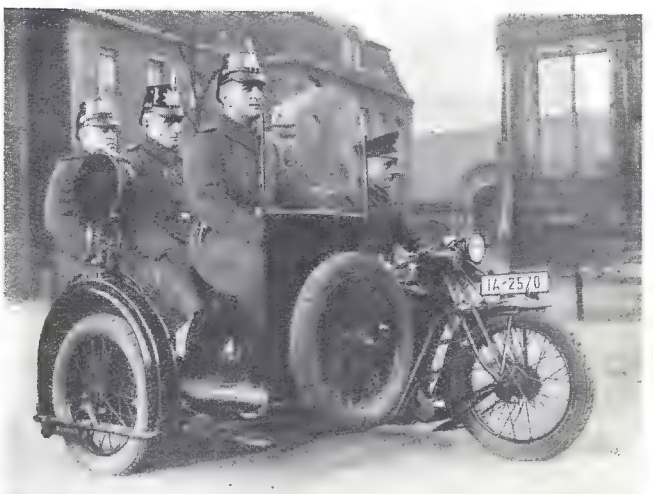
Links: Das märchenhafte Schloß Miradero in Clendale (Kalifornien), das wegen seiner Pracht und paradiesisch-tropischen Umgebung oft als Schauplatz von Palastszenen gefilmt wird. — Rechts: Das Heiligtum der Mormonen in Salt Lake City. Links von dem Tempel die nur den „Heiligen" zugängliche Halle mit gewölbtem Dach, welche die beste Akustik der Welt aufweist.

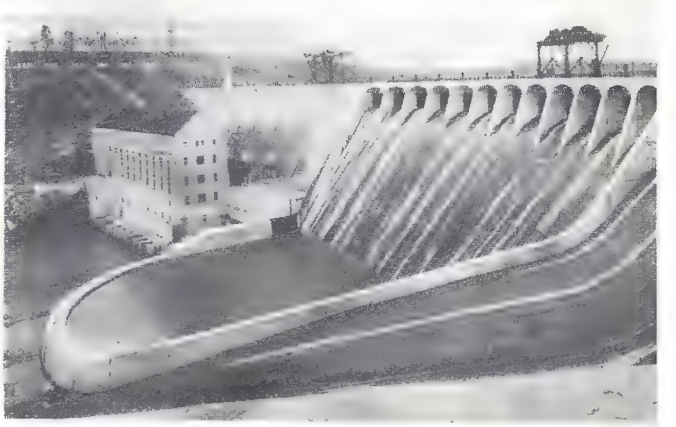


Links: Zum neuen Rektor der Wiener Universität wurde Hofrat Prof. Dr. Peham gewählt. — Mitte: Ein Franziskanerbrunnen in Mailand auf der Piazza Sant Angelo mit einer herrlichen Figur des hl. Franz von Assisi. — Rechts: Zum 60. Geburtstag des Dichters Hans Eschelbach.

Links: Ein musikalischer Wunderknabe ist der sechsjährige Glaucko Dettili, dessen Klavierkonzerte in Rom großes Aufsehen erregten. — Rechts: Nach vierzehnjähriger Pause wurde in München wieder der berühmte Schäfflertanz aufgeführt.

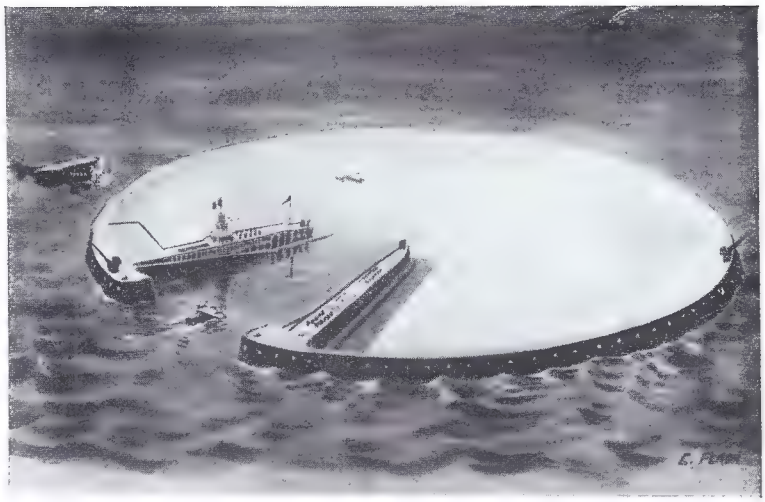
Links: 50 Jahre Sennerin! Die Sennerin Gschoßmann konnte ihr fünfzigjähriges Jubiläum als Almerin bei der gleichen Bauernfamilie feiern. — Mitte: Ein eigenartiger Fabrikbau wurde im Städtchen Arbon errichtet, dessen Kamin als mittelalterlicher Turm mit Wohnungen, Wasserreservoir und einem Lift ausgebaut ist. — Rechts: Die Japanerin Miß Toshi-Ko Sekiya erhielt eine Professur an der Universität Tokio und eine Staatsunterstützung für eine Europareise.





Links: Ein neuartiges Streifen- und Überfallfahrzeug der Berliner Schutzpolizei mit fünf Polizeibeamten. — Rechts: Die größte Stauanlage der Welt ist der 600 Meter lange und 60 Meter hohe Staudamm im Staate Alabama, dessen Stausee 30 Kilometer breit ist.

Ein neuer Weltrekord im Höhenflug wurde von dem italienischen Flieger Renato Donati erreicht, der eine kontrollierte Höhe von 11 827 Meter erstieg.



Eine schwimmende Fliegerinsel: Der französische Ingenieur Feron entwarf den Plan zu einer schwimmenden Insel, die inmitten der Weltmeere den Ozeanfliegern als Notlandeplatz dienen soll.

Ein Ruderboot mit Propellerantrieb, das durch zwei Hebel wie bei einem Kinderselbstfahrer in Bewegung gesetzt wird.

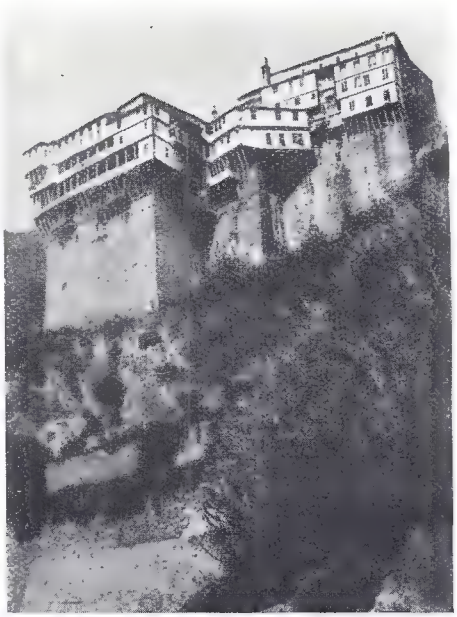
Ein gigantisches Werk der Technik ist der neue Holland-Tunnel unter dem Hudson, der eine Länge von 2819 Meter hat und unter Wasser die Städte Neuyork und Jersey City miteinander verbindet. — Links: Das Eingangsgebäude zum Tunnel. — Rechts: Blick in den Tunnel.

Weltbilderschau des Deutschen Hausschatz

Links: Die Karfreitags-Wasserweihe in Florenz. Der Kardinalfürstbischof zieht mit den Priestern zur Fonte Battesimale. — Rechts: Zu den Feierlichkeiten der heiligen Woche in Sevilla. Mönche in der altspanischen Tracht aus der Zeit der Inquisition bei der Osterprozession.

Links: Unter großen Feierlichkeiten fand in Esztergom die Inthronisation des neuen ungarischen Fürstbischofs Seredy statt. — Mitte: Der Salzburger Dom, der in diesem Jahre seine 300-Jahrfeier begeht. — Rechts: Dr. Ferdinand Pawlikowski, Fürstbischof von Seckau mit dem Sitz in Graz.

Links: Japans erster Bischof, Msgr. Hayasaka, besuchte auf einer europäischen Informationsreise das Missionshaus Steyl. — Rechts: Interessanter Taufakt in Bulgarien durch einen orthodoxen Popen.



Zum 60. Geburtstag des Wiener Gelehrten Prof. Wilhelm Schmidt, des Bahnbrechers und Förderers der modernen Sprach-, Völker- und Religionsforschung. — Mitte: Die Mönche der berühmten russischen Klöster auf dem Berge Athos haben beim Völkerbund Protest gegen ihre Enteignung durch die griechische Regierung eingereicht. Blick auf einen Teil der Athosklöster. — Rechts: Die Fürstin Maria v. Bülow mit ihrem Gatten. Die Fürstin wurde am 6. Februar 80 Jahre alt.

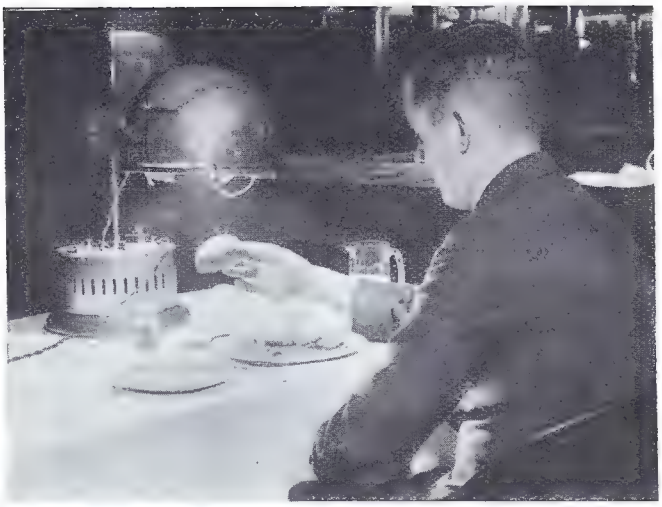
Links: Ein 3000-Zimmer-Hotel ist das neue Stevers-Hotel in Chicago, das größte Hotel der Welt. — Rechts: Ein herrliches internationales Riesenhotel inmitten prächtiger Parkanlagen wurde in West-Baden im Staate Indiana errichtet, dessen Mittelpunkt der pompejanische Hof bildet.

Links: Auf der Grenzbrücke von Deutsch-Filehne wurde das Standbild eines Ordenritters als Symbol des Deutschtums errichtet. — Mitte: Die 164jährige Türkin Fatma in Konstantinopel ist wohl sicher die älteste Frau der Welt; sie hat Kinder und Kindeskinder überlebt. — Rechts: Der populärste König, Christian von Dänemark, auf seinem täglichen Morgenritt durch die Straßen von Kopenhagen.

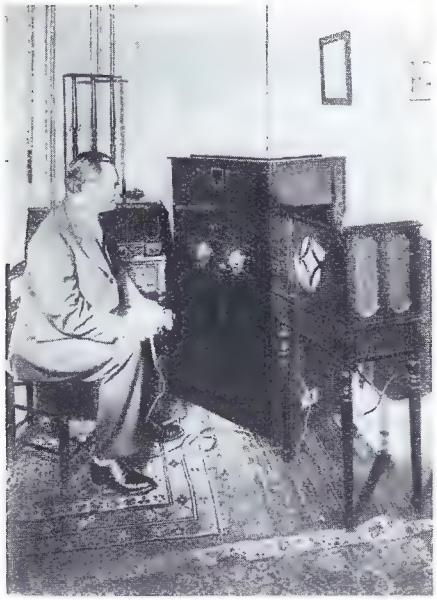
Links: Der teuerste Hund der Welt. Eine halbe Million Schadenersatz mußte ein Großgrundbesitzer in Los Angeles für den von ihm erschossenen Filmhund „Peter der Große" bezahlen. — Rechts: Ein unheimlicher Tischgast: Harry Piel, der bekannte deutsche Filmdarsteller, mit seinem Lieblingstiger Baylard in dem neuesten Film „Panik".

Links: Prinzessin Teru Shigeko, die älteste Tochter des japanischen Kaiserpaares. — Mitte: Ein Gefängnis im Wolkenkratzer-Rathaus: Die Stadt Miami in Florida beabsichtigt ihr Stadtgefängnis im 14. bis 27. Stockwerk des neuen Rathauses unterzubringen. — Rechts: Der Caruso der Rothäute: Os-Ke-Non-Ton, ein rassereiner Indianer, ist wegen seines phänomenalen Baritons eine der berühmtesten Erscheinungen des amerikanischen Musiklebens.

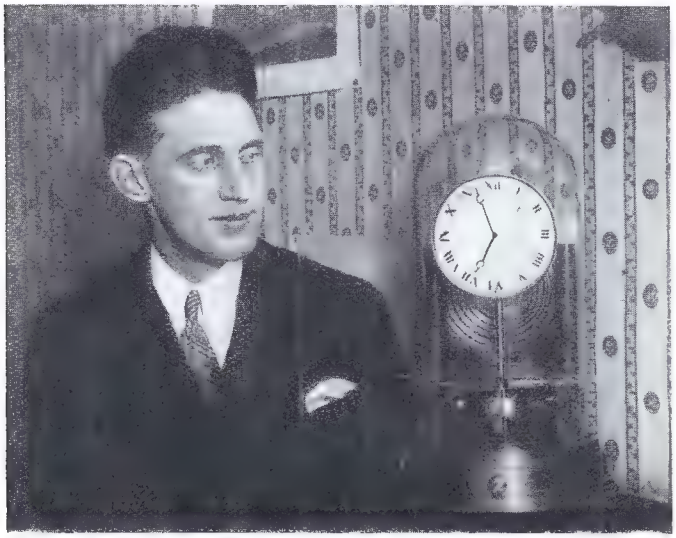
Links: Der goldene Thronsessel, eines der schönsten und kostbarsten Stücke aus den Schatzkammern der Sultane, mit 22 000 Perlen, Rubinen und Smaragden geschmückt, ist auf 20 Millionen Schweizer Franken geschätzt worden. — Rechts: Persische Knaben beim Teppichweben.

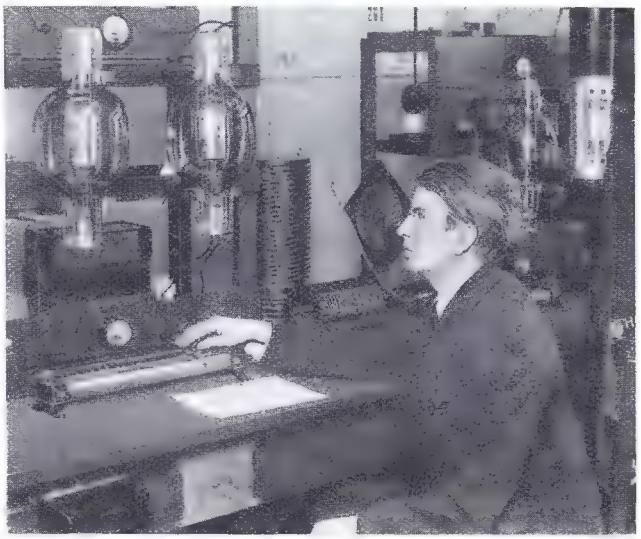


Links: Künstliches Radium. Der Rumänin Stephania Mariceano ist es gelungen, mittels Sonnenstrahlen eine Reihe von Metallen radioaktiv zu machen. — Rechts: Behandlung mit ultravioletten Strahlen anstatt Kochen: Experimente haben ergeben, daß Speisen, die ultraviolett bestrahlt wurden, ein Kochen auf dem Herde nicht mehr nötig haben.



Links: Der Fernseher ist Wirklichkeit geworden. Der amerikanische Chef-Ingenieur E. F. W. Alexander führte einen von ihm erfundenen Apparat vor, der jedem im eigenen Heim durch Radio das Fernsehen ermöglichen soll. — Mitte: Der russische Professor Lazareff will eine Maschine erfunden haben, welche die geheimsten menschlichen Gedanken abzulesen vermag. — Rechts: Polizeialarm durch Aetherwellen. Mr. Ashelbe erfand einen Apparat, der bei Annäherung einer Person mittels Aetherwellen Alarmrufe aussendet.

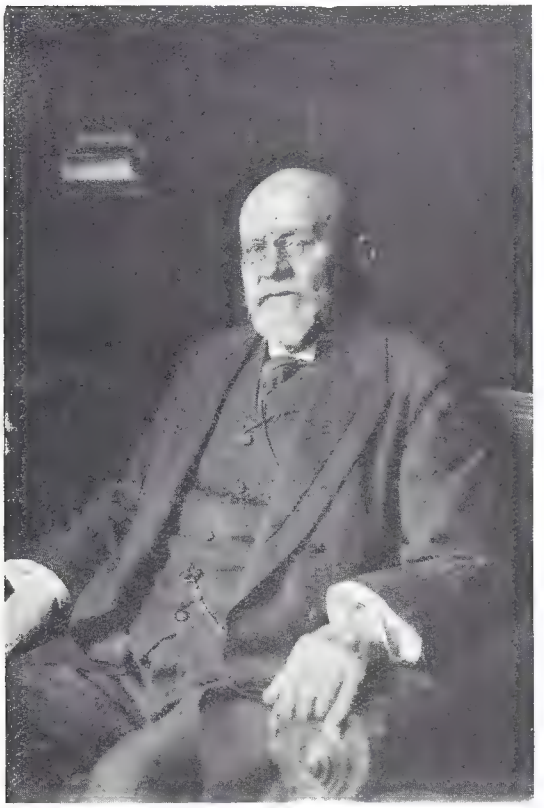




Links: Der Franzose Reutter hat eine Uhr erfunden, die sich infolge atmosphärischer Einflüsse ständig von selbst aufzieht. — Rechts: Mr. John L. Baird, dem Erfinder des Televisors, ist es geglückt, auf kurzen Wellen Bilder lebendiger und sich bewegender Personen ohne Zuhilfenahme der Photographie über den Ozean zu senden, die in der Empfangsstation auf einer Glasscheibe klar ersichtlich waren.

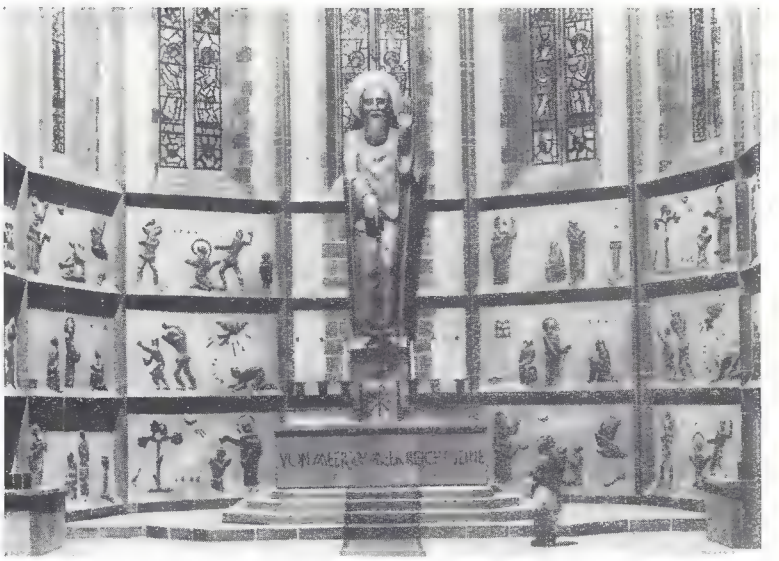
Weltbilderschau des Deutschen Hausschatz

Der neue Apostolische Nuntius von Polen: Zum päpstlichen Nuntius bei der polnischen Regierung wurde Msgr. Francesco Marmaggi ernannt.



25 Jahre Vizepräsident des Preußischen Abgeordnetenhauses ist der Zentrumsabgeordnete Felix Porsch, der am 30. April seinen 75. Geburtstag feierte.

Zum Besuch des Afghanischen Königspaares in Berlin. Ehrenvoller Empfang durch den Reichspräsidenten v. Hindenburg.



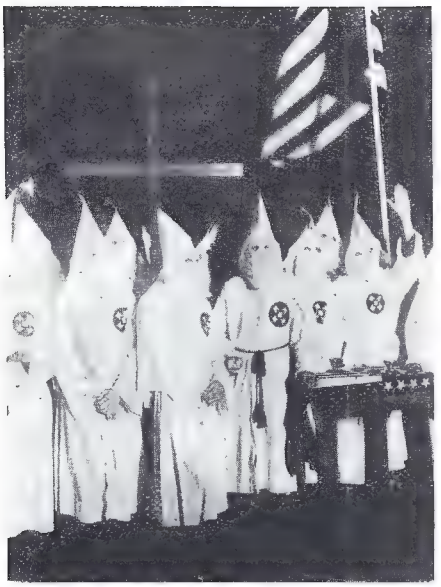
Moderne religiöse Kunst: Preisgekrönter Entwurf für den neuen Altar der St. Paulus-Kirche in Köln.

Die diesjährige Pariser Studentenkönigin mit ihrem Hofstaat, die am Mi-Careme-Fest gewählt wurde.

Links: Die Mi-Careme-Königinnen von Belgien, in der Mitte die Königin der Königinnen. — Rechts: Das neue ägyptische Kabinett, links der neue Ministerpräsident Nahaspascha.

Links: Gedenkfeier zu Ehren der bei der März-Revolution 1848 Gefallenen vor dem Berliner Schloß unter Beteiligung einer riesigen Menschenmenge. — Mitte: Zum Wahabiten-Einfall in Südtransjordanien: Emir Abdallah, der Herrscher von Transjordanien. — Rechts: Das neue amerikanische Luxushotel El Cortez in San Diego in Kalifornien, das für die amerikanischen Geldmagnaten aufs großartigste eingerichtet ist.

Das zehnjährige Bestehen der Roten Armee wurde in Moskau mit großen Festlichkeiten gefeiert: Links die Einweihung des Hauses der Roten Armee als zentrales Klublokal der gesamten Moskauer Garnison. — Rechts: Die Feier auf dem Roten Platz in Moskau.



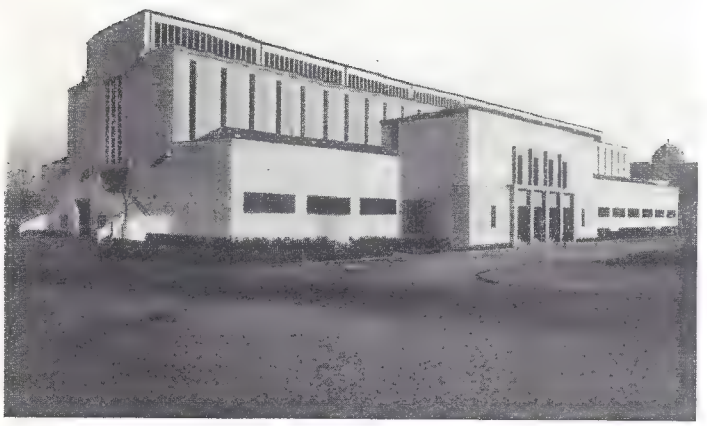
Links: Ku-Klux-Klan, die amerikanische Geheimorganisation, mußte im Staate Alabama durch Regierungsbeschluß die bei ihren Zusammenkünften üblichen Masken ablegen. — Mitte: Dem Altwiener humoristischen Schriftsteller und Schauspieler Joh. Nestroy wird vor dem Karl-Theater in Wien ein Denkmal errichtet. — Rechts: Mrs. Hinchcliffe, die Gattin des verschollenen Ozeanfliegers, mit ihren beiden Kindern in Erwartung guter Nachrichten von ihrem Gatten.

Links: Acht Goldene-Hochzeits-Paare feierten zu gleicher Zeit in einem kleinen Orte in Holland das Fest der goldenen Hochzeit. — Rechts: „Kommt dir das Glück auf einmal so dick": Drillinge als Osterbescherung.

Die Schönheit amerikanischer Architektur. Ein neues Riesengeschäftshaus in Los Angeles, das 14 Stockwerke umfaßt, 180 Fuß hoch und von zwei 130 Fuß hohen Radiotürmen gekrönt ist, wurde vom panamerikanischen Kongreß wegen seiner außergewöhnlich schönen Ausstattung mit der höchsten Auszeichnung bedacht. Links: Ansicht des neuen Geschäftshauses. — Mitte: Die Empfangshalle. — Rechts: Die wunderbare Fassade des Gebäudes.

Links: Eine Touristengesellschaft im amerikanischen Nationalpark unter wildwachsenden Frühlingsblumen. — Rechts: Der englische Pilot Hinkler, der mit seinem 30-PS-Flugzeug den Flug England—Australien in siebzehn Tagen ausführte.

Links: Rückkehr des Kreuzers „Emden" nach Wilhelmshaven von seiner großen Weltreise. — Rechts: Lustiges Kamelrennen in der Nähe der Pyramiden.



Links: Ansicht der neuen Ausstellungs- und Festhalle der Stadt Essen-Ruhr. — Rechts: Ein neuer deutscher Schnellzugstyp mit elektrischem Triebwagen wurde von der Reichsbahn auf der Strecke Leipzig—Dessau in Verkehr gestellt.

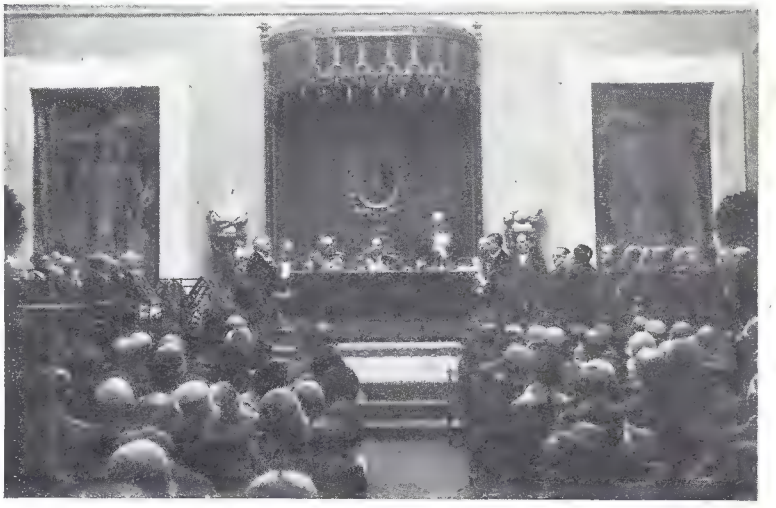
Weltbilderschau des Deutschen Hausschatz

Der neue Apostolische Nuntius von Prag, Erzbischof Pietro Ciriaci.

Zur Hochzeit des Fürsten Otto v. Bismarck, des Altreichskanzler-Enkels, mit Fräulein Annemarie Tengboom, an der auch der Reichspräsident v. Hindenburg teilnahm.

Die drei berühmten Ozeanflieger Frhr. v. Hünefeld, Hauptmann Köhl und der Ire Fitzmaurice.

Dr. Joseph Damian Schmitt, Bischof von Fulda, feierte seinen 70. Geburtstag.



Der 100. Todestag des großen spanischen Malers Goya wurde in Spanien mit großen Feierlichkeiten begangen: Der König mit Primo de Rivera bei der Goya-Feier der Madrider Akademie.

Links: Der italienische General Nobile mit seinem Lenkluftschiff „Italia" landete auf der Fahrt zum Nordpol in Stolp. — Rechts: Der polnische Außenminister Zaleski anläßlich seiner Verhandlungen mit Mussolini in Rom.

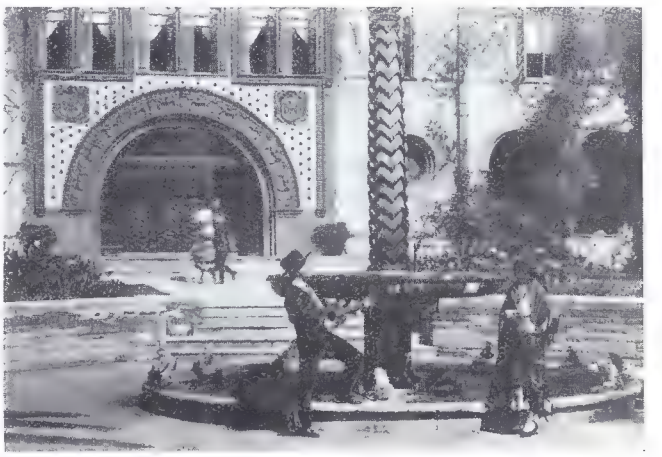
Links: In Holzkirchen (Bayern) starb Deutschlands ältester Priester, Geistl. Rat Joseph Heidegger, im 99. Lebens- und 75. Priesterjahr. Mitte: Die Rückkehr des Grafen Felix v. Luckner von seiner Weltreise mit der „Vaterland" nach Bremen. — Rechts: Die erste Ordensfrau mit dem Ehrendoktortitel: Schwester Maria Veronika Ryan, die Leiterin des Mercy-Hospitals in Chicago, erhielt von der Loyola-Universität den Ehrendoktor der Rechte.

Links: Bremen ist jetzt Großstadt geworden, da seine Einwohnerzahl 300 000 überschritten hat. Der Dom mit Rathaus und Börse in Bremen. — Rechts: Reichsernährungsminister a. D. Dr. Hermes wurde zum Präsidenten der Deutschen Bauernvereine gewählt.

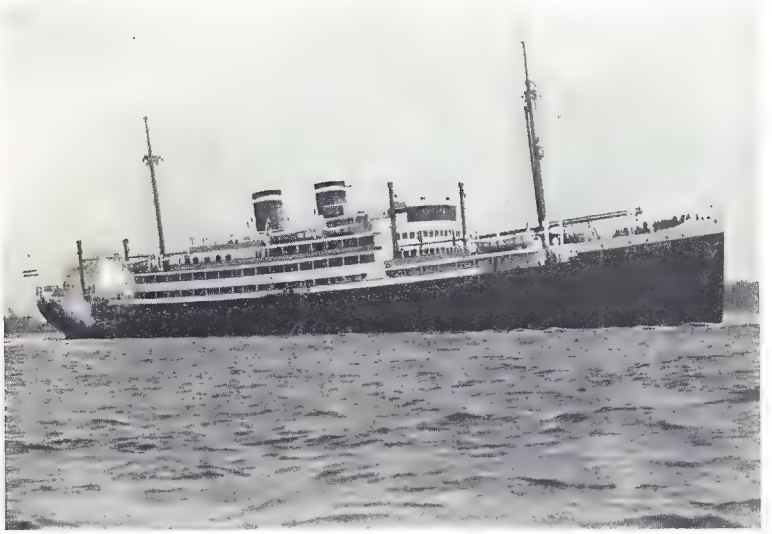
Links: Zur Wiederherstellung der berühmten Bibliothek in Löwen. Das während des Krieges zerstörte Gebäude wurde jetzt, hauptsächlich durch amerikanische Gelder, wieder aufgebaut. — Rechts: Panorama von Smyrna, das durch schwere Erdbeben heimgesucht wurde, wobei viele Menschen ums Leben kamen.

(Sämtliche Photos: Atlantic-Photo-Co.)

Links: Ägyptens neuer Ministerpräsident Nahas Pascha (×) vor dem Parlament. — Mitte: Der wundervolle Uhrturm in Smyrna, der durch die Erdbebenkatastrophe zerstört wurde. — Rechts: Marschall Wupeifu, vor wenigen Jahren noch die einflußreichste Persönlichkeit Nordchinas, hat sich in ein tibetanisches Kloster zurückgezogen.

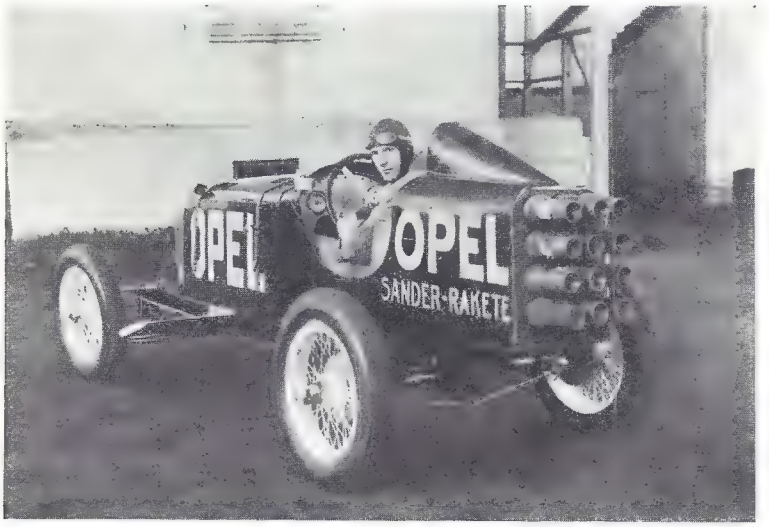


Links: Eine Sioux-Indianertruppe an Bord des Hapagdampfers „Westphalia", die zu Zirkusgastspielen in Hamburg eintraf. — Rechts: Aus Florida, der Riviera der amerikanischen Geldaristokratie: Das berühmte Hotel Ponce de Leon in St. Augustin, das vollkommen im maurischen Stil erbaut und eingerichtet ist.



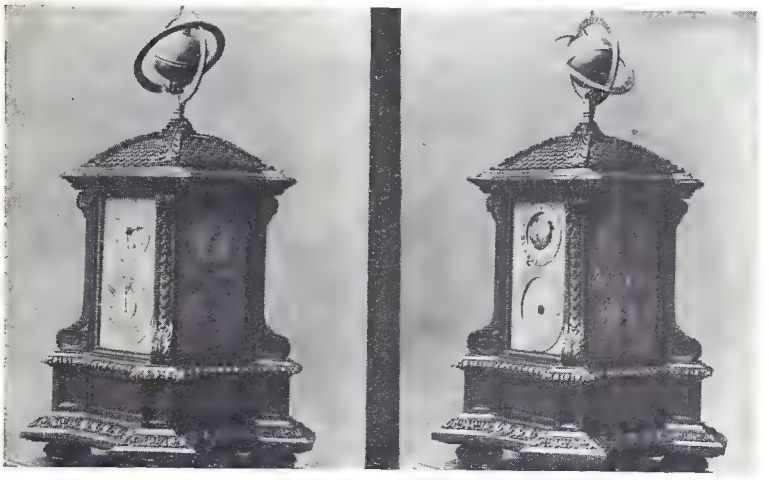
Das für den Westindien-Dienst von der Hamburg-Amerika-Linie neuerbaute Motorschiff „Orinoco" auf seiner Probefahrt.

Die hellste elektrische Lampe Deutschlands: Der Dresdener Ingenieur Berger erfand eine neue Einkristall-starklicht-Lampe von 10 000 Watt mit 46 000 Kerzen Leuchtkraft.



Der Flug durch den Weltraum wird möglich! Der von Fritz v. Opel und Ing. Sander geschaffene Raketenwagen, die Vorstufe zum künftigen Raum-luftschiff im Sinne Max Valiers.

Bilder der Technik



Eine Wunder-Uhr: Der Brixener Johann Überbacher hat in 17jähriger rast-loser Arbeit ein astronomisches Uhrwerk konstruiert, das alle erdenklichen An-gaben für die Zeitbestimmung macht.

Eine Milliarde Kerzen Lichtstärke hat der Leuchtturm auf dem Mont Afrique bei Dijon in Frankreich; sein Licht ist in einem Umkreis von 600 Kilometer sichtbar und dient vor allem für den Luftverkehr Paris—Algier.

Weltbilderschau des Deutschen Hausschatz

Der neue Apostolische Nuntius von Litauen, Erzbischof Msgr. Riccardo Bartoloni.

(Sämtliche Bilder: Atlantic-Photo-Co.)

Der König von England auf dem Gang zum Westminster, um zehn Rittern das Großkreuz des Bath-Ordens zu verleihen.

Empfang der „Bremen"-Flieger in Neuyork: Die Ozeanflieger Fitzmaurice, v. Hünefeld und Köhl im Auto auf dem Wege zum Schiff „Macon".

Feierliche Grundsteinlegung der neuen Reichskanzlei: Reichspräsident v. Hindenburg beim Hammerschlag und Reichskanzler Dr. Marx.

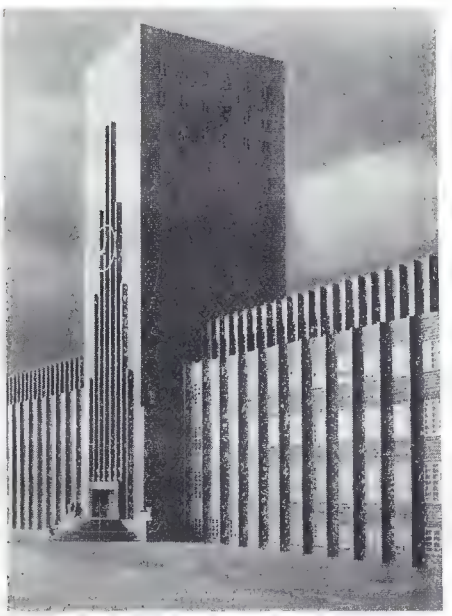
Der spanische Kronprinz hat sein 21. Lebensjahr vollendet: Der Kronprinz in seinem Arbeitszimmer im königlichen Schloß zu Madrid.

Neueste Aufnahme des japanischen Herrscherpaares. Links: Die Kaiserin in großer Hoftoilette. — Rechts: Der Kaiser in Galauniform. Mitte: Erinnerungsgottesdienst japanischer Schulkinder für die verstorbene kleine japanische Prinzessin Hisa.

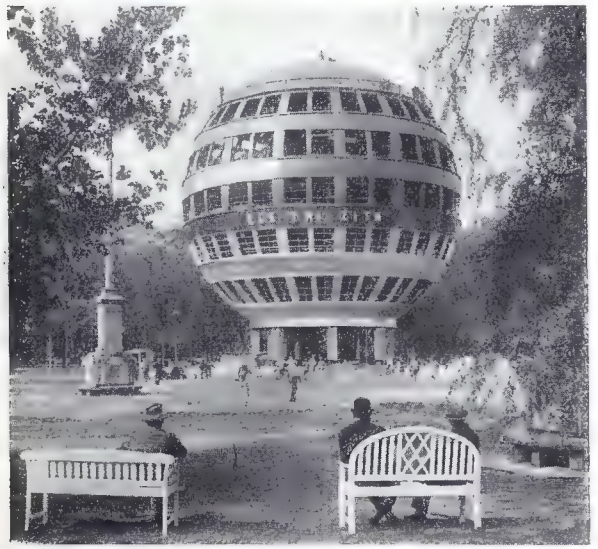
Links: Henry Ford (X), der reichste Mann der Welt, will die Antiquitätenausstellung der Grafton-Galerie in London erwerben. — Rechts: Der Oberbefehlshaber der japanischen Truppen in China, General Ugaki.

Links: Der Sieger der chinesischen Südarmee: Tschiankaitschek. — Mitte: Zur schweren Erdbebenkatastrophe in Korinth: Die Ruinen der alten Stadt Korinth. — Rechts: Der sechsjährige rumänische Thronfolger Kronprinz Michael mit seiner Mutter Prinzessin Helena.

Links: Zusammenkunft der europäischen Schönheitskönigginnen in Paris: von Belgien, Frankreich, England, Italien, Deutschland, Spanien.
Rechts: Das erste sozialistische Denkmal in Wien: Im Winarskyhof, einem städtischen Neubau, wurde ein Lassalle-Denkmal errichtet.

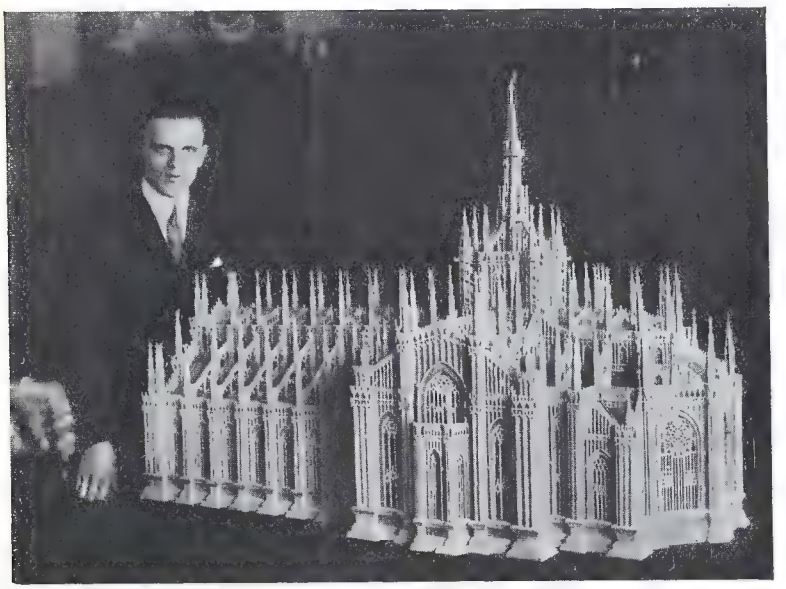


Links: Eine hervorragende Schöpfung moderner Baukunst: Das neue Rathaus von Rüstringen in Oldenburg. — Mitte: Ein fünfjähriges Rechenphänomen. Der kleine Ivanejo Jure in Kaschau erregt durch seine fabelhaften Rechenkünste allgemeines Aufsehen. — Rechts: Von der großen Ernährungsausstellung in Berlin: Chinesischer Tempel als Reis-Pavillon.

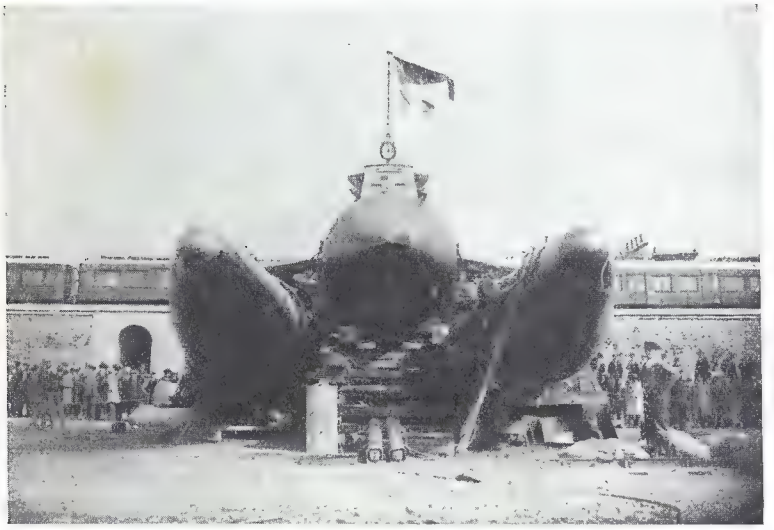


Links: Auf der Dresdner Ausstellung „Die technische Stadt" geht das erste Kugelhaus der Welt seiner Vollendung entgegen. — Rechts: Das vor einem Jahre in den nördlichen Schären unweit der Insel Rörö erlegte Walroß, das einzige in historischer Zeit, ist jetzt im Naturhistorischen Museum zu Gotenburg.

Das erste Wasserflugzeug, mit dem der französische Kapitän Paris den Ozean überqueren will.



Der Duisburger Erich Winkler hat in über tausend Arbeitsstunden den Mailänder Dom mit 135 Türmen und Türmchen in Holz angefertigt.



Der Ozeangleiter, mit dem der französische Ingenieur Remy den Atlantik zu überqueren beabsichtigt, vor dem Stapellauf.

Neuzeitlicher Rettungs-Apparat aus der Dresdner Ausstellung „Die Stadt der Zukunft".

Bilder der Technik

Das Gerippe des im Bau befindlichen deutschen Riesenluftschiffs „L Z 127" in der Luftschiffbauhalle Zeppelin in Friedrichshafen.

Weltbilderschau des Deutschen Hausschatz

Zur Jahrhundertfeier der Diözese Rottenburg: Diözesanbischof Dr. Johann Baptista Sproll begrüßt den zum Fest der Jahrhundertfeier erschienenen Päpstl. Nuntius Pacelli.

Der ungarische Reichsverweser Nikolaus Horthy feierte seinen 60. Geburtstag.

Schwarzer Königsbesuch in London. König Ofori Atta, ein afrikanischer Herrscher an der Goldküste, traf zu seiner Investitur in London ein.

Der Erzbischof von Kanterbury, Dr. R. Thomas Davidson, hat infolge der Ablehnung des neuen Gebetbuches durch das englische Unterhaus seinen Rücktritt angekündigt.

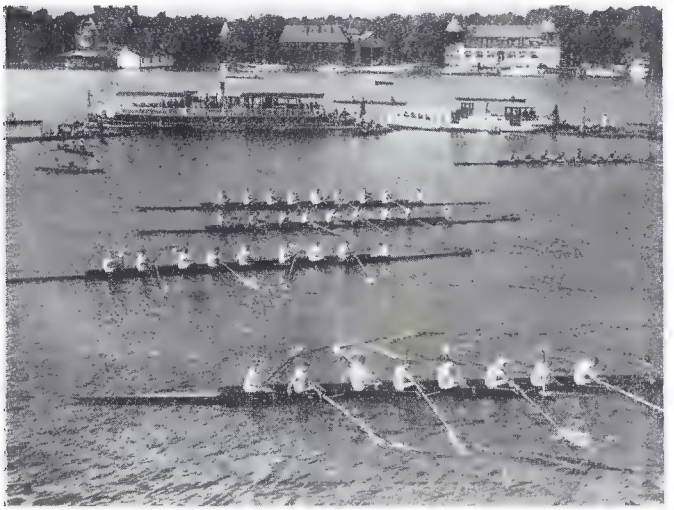
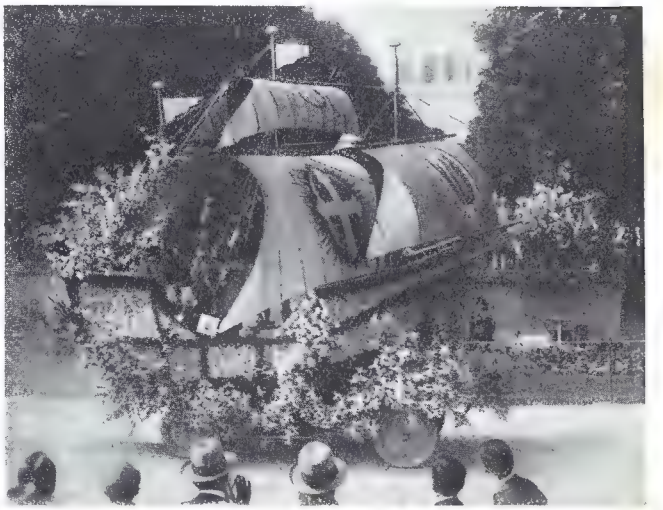
Zum 75jährigen Jubiläum des Kartellverbandes der kath. Studentenvereine Deutschlands: Der päpstl. Nuntius Pacelli verläßt nach dem Pontifikalamt die Berliner St.-Hedwigs-Basilika.

Links: König Alfons von Spanien beim Blumentag in Madrid zugunsten der Liga zur Bekämpfung der Tuberkulose. — Rechts: Die Eröffnung des neuen Deutschen Reichstags, der am 13. Juni zusammentrat.

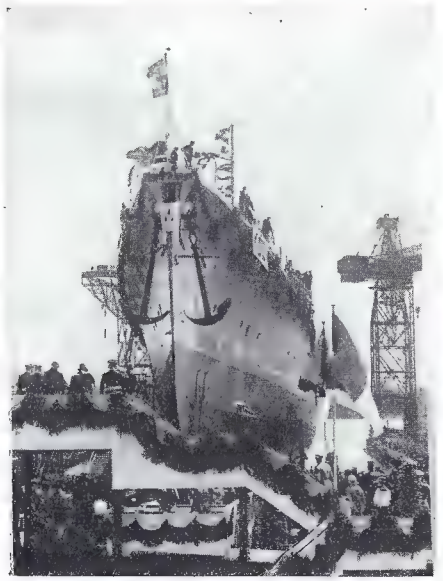
Links: Der bisherige Reichstagspräsident Loebe wurde mit großer Mehrheit wiedergewählt. — Mitte: Der neue Staatspräsident von Württemberg, der bisherige Innenminister Dr. Bolz. — Rechts: Der neue deutsche Reichskanzler Hermann Müller-Franken.

Links: Die Stadt Elberfeld hat eine vorbildliche Aussteuer-Sparkasse mit eigenen Aussteuer-Nähstuben eingerichtet, um jungen Mädchen die Selbstanfertigung ihrer Aussteuer zu ermöglichen. — Rechts: Zur furchtbaren Eisenbahnkatastrophe in Siegelsdorf bei Fürth am 10. Juni 1928: die umgestürzte Lokomotive.

Links: Reichspräsident v. Hindenburg verleiht dem Sieger des Hindenburg-Rennens in Hoppegarten Jockey Sajdik persönlich den Ehrenpreis. — Mitte: Am 24. Juni wurde in Koblenz das Denkmal für den großen deutschen Publizisten und Gelehrten Joseph Görres eingeweiht. — Rechts: Der Engländer Hutchinson will es ermöglichen, auf Hunderte von Meilen den Gesundheitszustand von Patienten durch Fernsehen zu untersuchen und ein Rezept zu schreiben.

Links: Die große Berliner Ruder-Regatta Grünau. Auslauf des Junioren-Achters. — Rechts: Vom Narzissenfeste in Montreux: Die Caravelle, eines der schönsten Autos im Festzug.

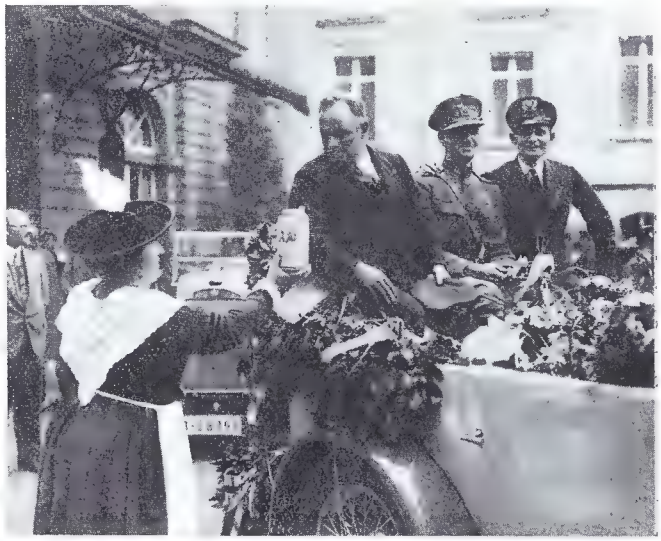


Links: Stapellauf des neuesten Kreuzers der deutschen Reichsmarine „Köln" auf der Wilhelmshavener Marinewerft. — Mitte: Der 105-jährige Indianerhäuptling „Der weiße Pferdeadler" mit seiner Frau Königin Wa-Ahe-Ma, einer Amerikanerin. — Rechts: Zur Einweihung der größten Binnenschleuse Europas bei Anderten durch den Reichspräsidenten.

Festlicher Empfang der Ozeanflieger in Deutschland

Links: Eine riesige Menschenmenge in Erwartung der mit dem Dampfer „Columbus" angekommenen „Bremen"-Flieger. — Rechts: Die drei Ozeanflieger nach der Landung auf dem Tempelhofer Flugfeld bei Berlin.

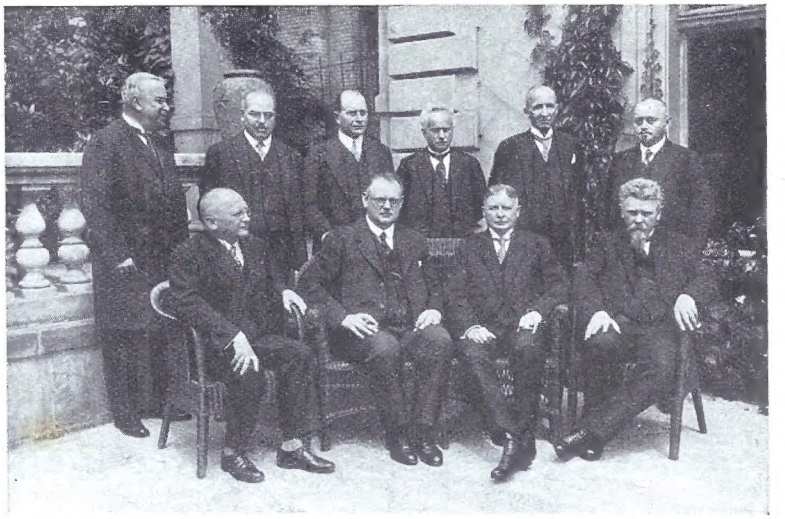
Links: Ankunft der Amerikaflieger im blumengeschmückten Auto auf dem Rathausplatz zu Bremen. — Rechts: Empfang der Ozeanflieger in Berlin durch Reichskanzler Dr. Marx und Reichsfinanzminister Köhler.



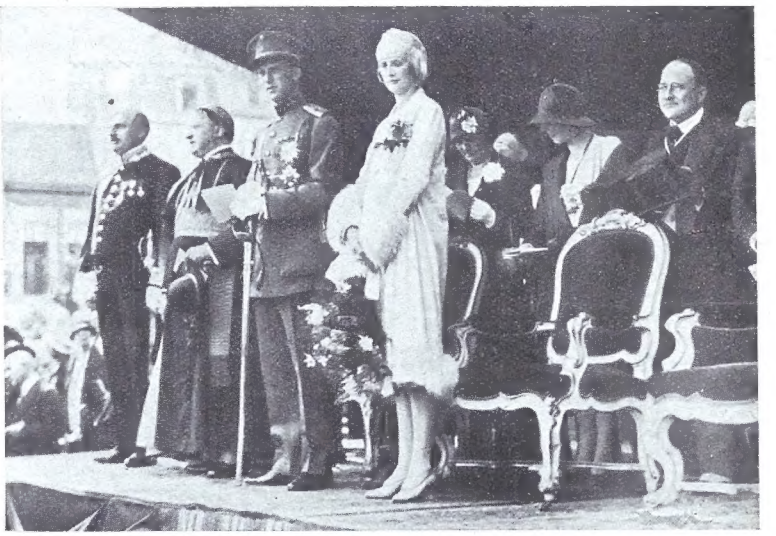
Links: Der Einzug der Flieger durchs Brandenburger Tor. — Rechts: Den Fliegern Köhl, Fitzmaurice und v. Hünefeld wird vor der Reichskanzlei ein frischer bayerischer Trunk überreicht.

Weltbilderschau des Deutschen Hausschatz

Der österreichische Bundespräsident Dr. Michael Hainisch feierte am 15. August seinen 70 Geburtstag.



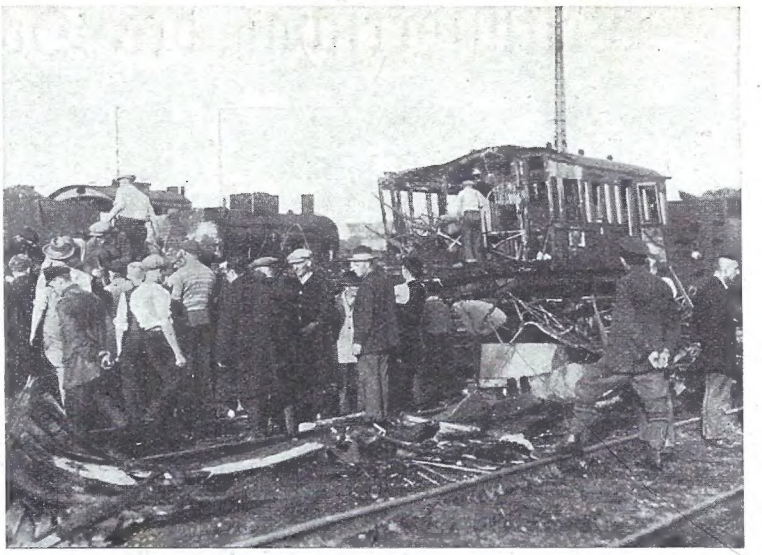
Die erste Sitzung des neuen deutschen Reichskabinetts unter dem Vorsitz des Reichskanzlers Müller-Franken.



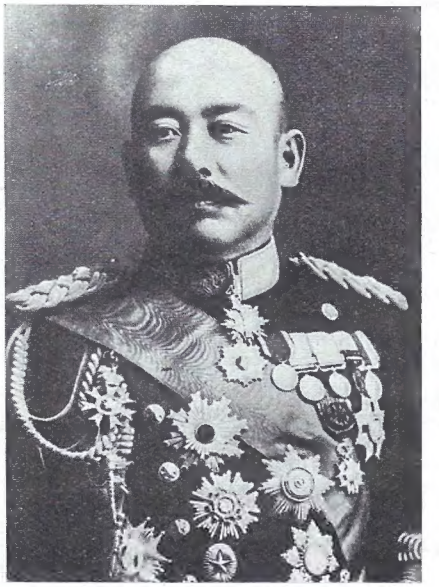
Die Einweihungsfeierlichkeiten der neuen Löwener Bibliothek, die im Weltkrieg zerstört worden war: Das belgische Kronprinzenpaar und der apostolische Gesandte Micara auf der Fest-Tribüne.

General Heye, der Chef der deutschen Heeresleitung, und General Kreß v. Kressenstein, Gruppenkommandeur der bayer. Armee, beim Elbübergang des Reiter-Regiments 17 in Frohse bei Schönebeck.

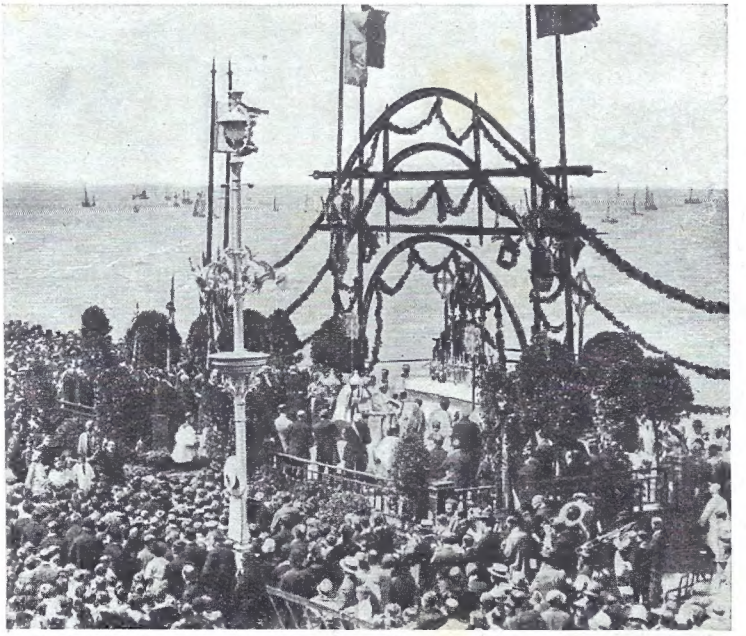
In Anwesenheit des Präsidenten der französischen Republik, Doumerque, fand in Le Havre eine große Flottenparade statt.



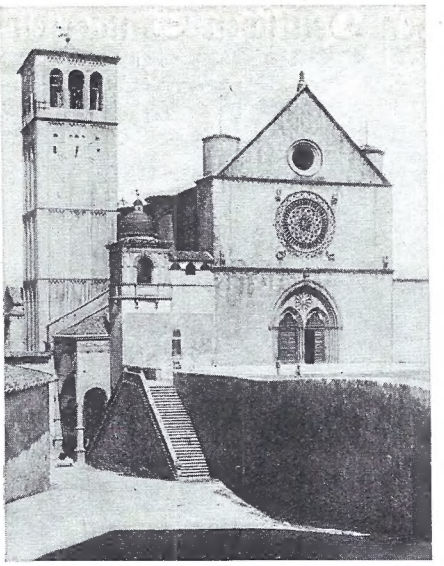
Links: Die Beisetzung der Skupschtina-Attentatsopfer in Agram: Kroatische Bauern heben die Leichen aus dem Belgrader Schnellzug. — Rechts: Die furchtbare Eisenbahnkatastrophe am Münchener Hauptbahnhof: Die zwei gänzlich zerstörten Wagen.



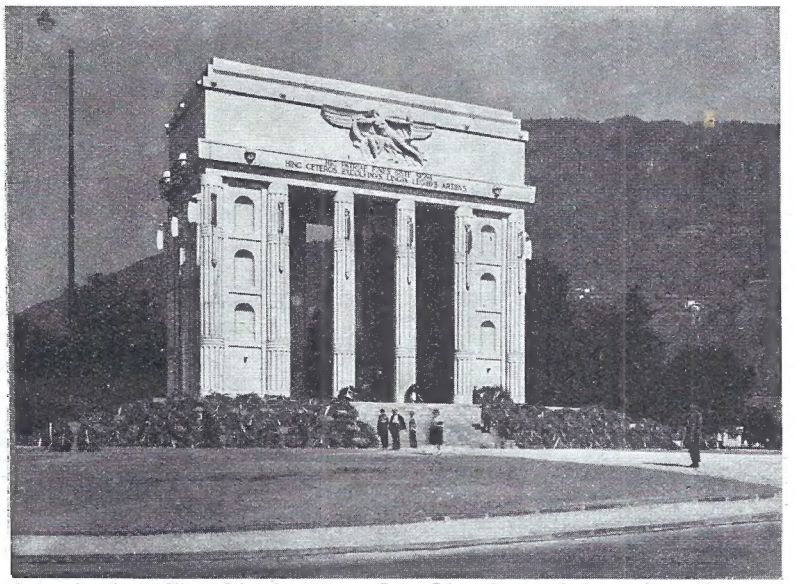
Links: General Obregon, der erst vor kurzem neu gewählte Präsident von Mexiko, wurde noch vor Antritt seines Amtes auf einem Bankett ermordet. — Mitte: Die Königin-Witwe der Niederlande, die am 2. August ihren 70. Geburtstag feierte, mit ihrer Enkelin Prinzessin Juliana. — Rechts: Der neue Oberbefehlshaber der Nordmandschurei, General Masataro Fukuda.



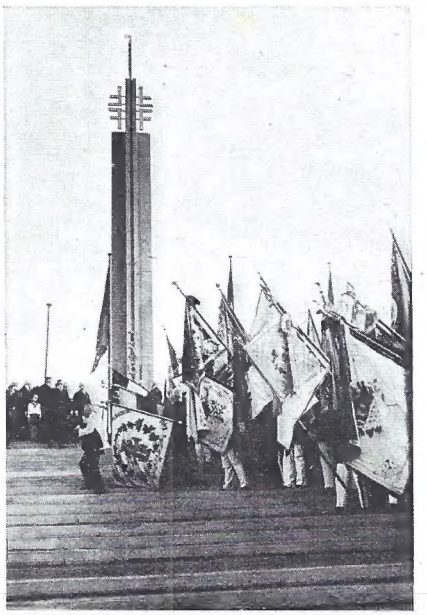
Links: Die Taufe des neuen Riesenluftschiffes „Graf Zeppelin" in Friedrichshafen. Den Taufakt vollzog die einzige Tochter Zeppelins, Gräfin Brandenstein-Zeppelin. — Rechts: Alljährlich findet in Ostende unter Beteiligung der gesamten Bevölkerung die Segnung der See statt.



Links: Indischer Fürstenbesuch in Berlin. Der Maharadscha von Patiala ist mit großem Gefolge im Hotel Adlon abgestiegen. — Mitte: Die berühmte Basilika S. Francesco in Assisi konnte am 1. August auf ein 700jähriges Bestehen zurückblicken. — Rechts: Das neue ägyptische Kabinett. Mohammed Mahmond Pasha, der neue Premierminister (in der Mitte).

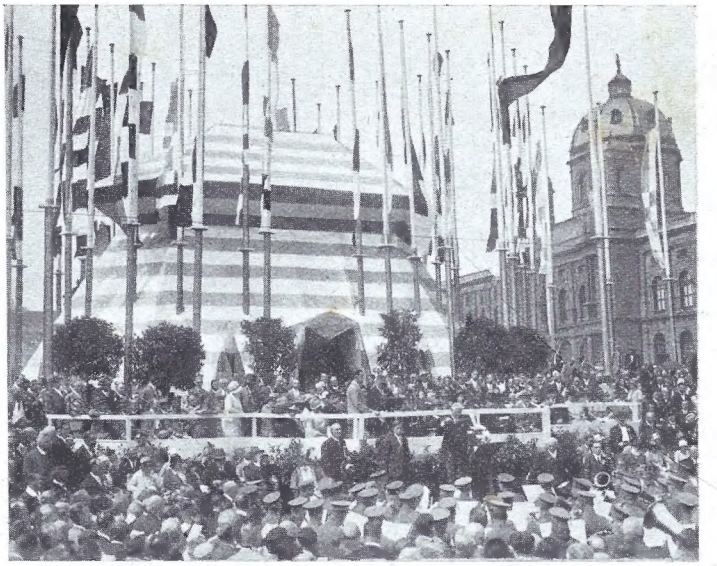


Links: Italiens Siegesfeier in Bozen. Das Siegesdenkmal, das mit großem Pomp eingeweiht wurde, nach der Enthüllung. — Rechts: König Viktor Emanuel von Italien beim Einweihungsakt.

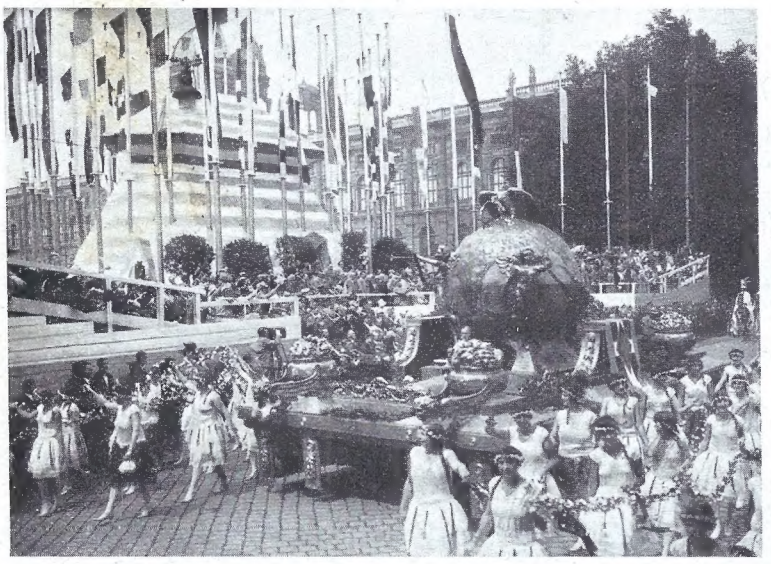


Links: Das moderne Japan. Eine japanische Mutter, die sich in nichts mehr von einer eleganten Europäerin unterscheidet. — Mitte: Zum großen Deutschen Turnfest in Köln: Die Fahnen der Vereine vor dem Jahn-Denkmal. — Rechts: Dem Dichter des Don Quichote, Cervantes, wurde in San Franisco ein Denkmal errichtet: Don Quichote und Sancho Pansa huldigen dem unsterblichen Dichter.

Zum großen Deutschen Sängerfest in Wien



Links: Die Studentenschaften im Festzug vor dem Parlament. — Rechts: Die große Schubert-Gedächtnisfeier vor dem Burgtor; oben vor dem Zelt die Minister und Diplomaten.



Links: Festwagen „Das deutsche Lied" im Zuge der 200000. — Rechts: Eine hübsche Trachtengruppe im Festzug.

Links: Der schöne Wagen des Männergesangvereins Oberhof in Thüringen. — Rechts: Die amerikanischen Teilnehmer im Festzuge.